NAZIONALE
B. Prov.
XXIII
237
NAPOLI
BIBLIOTECA
VITT. EM. III

BIBLIOTECA PROVINCIALE
Armadio XXVIII
Palchetto B 6
Num° d' ordine 1.

129 2 163

Digitized by Google

B. Prov.
XXIII
337

Digitized by Google

Digitized by Google

Allgemeine

Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.

Digitized by Google

Digitized by Google

6497.25

Allgemeine

Encyklopädie

der

Wissenschaften und Künste

in alphabetischer Folge

von genannten Schriftstellern bearbeitet

und herausgegeben von

J. S. Ersch und J. G. Gruber.

Mit Kupfern und Charten.

Dritte Section.

O — Z.

Herausgegeben von

M. H. E. Meier.

Zweiundzwanzigster Theil.

PHANTAST — PHILIPP (Könige).

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1846.

NAPOLI

Allgemeine

Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.

Dritte Section.

O — Z.

Zweiundzwanzigster Theil.

PHANTAST — PHILIPP (Könige).

Digitized by Google

PHANTAST.

PHANTAST heißt der Mensch, welcher sich Vorstellungen, die aller Realität entbehren und zwar oft, überläßt, das Auffallende und Ungewöhnliche in seinem Äußeren, selbst das Abenteuerliche, liebt und bei seinem Urtheilen, wie bei seinen Handlungen, sich von jener Art Vorstellungen leiten läßt. (*H.*)

PHANTASTISCH (Bildende Kunst). Im Allgemeinen kann ein Kunstwerk phantastisch genannt werden, wenn es in seiner Gestalt von der Erscheinungswelt abweicht. Die Abweichung von den Gestalten der sichtbaren Welt ist die Aufgabe der bildenden Kunst, welche, wenn sie nur das Vorhandene copiren wollte, ihr Dasein nicht ausreichend rechtfertigen würde. Es ist daher der Kunst vorbehalten, die einzelnen Züge einer Gesammterscheinung aufzulösen, und unter neuen erdachten Verhältnissen zu combiniren oder zu componiren. Es ist merkwürdig, wahrzunehmen, daß die phantastischen Schöpfungen vom Anfang an weniger einer unbefangenen und fröhlichen Spielerei, als vielmehr einer nachdenklichen und philosophischen Grübelei ihr Dasein zu verdanken scheinen. Die alterthümlichen Kunstwerke weisen zwei Richtungen auf, welche die phantastische Composition verfolgt. Einmal wird eine Macht mit ihren Angehörigen und Untergebenen zusammengeschmolzen in eine ungetheilte Gestalt. Sodann wird ein einzelnes Wesen, ein individueller Organismus, als kleine Welt aus einander gelegt, und unterschieden in die Gestalt des Herrschenden, und in die der Werkzeuge oder Diener. Solchen Darstellungen liegt ohne Zweifel der Gedanke zu Grunde, daß kein Wesen ganz für sich abgeschlossen oder vereinzelt in der Welt steht, sondern Jedes einen Theil der äußern Welt in seinen Lebenskreis aufzunehmen genöthigt ist. Diese Aufnahme erfolgt nun entweder in die Grenzen des Organismus oder in den Wirkungskreis. Was in die erstern Grenzen aufgenommen wird, ist Glied, was in die letztern, Werkzeug. Beide haben das gemein, daß sie nach der Vorherbestimmung des Geistes gestaltet und geführt werden, während sie dem Stoffe nach kein Eigenthum des Wesens sind, sondern, aus der äußern Welt entlehnt, dieser unterthan bleiben und endlich anheimfallen. So sind die Glieder künstlichen Werkzeugen ähnlich. Zu dieser Ähnlichkeit gehört es gleichsam, wenn die Wilden ihre eigne Körperfläche als ein Feld für ihre graphischen Künste benutzen. Die Bilder, welche sie auf sich zeichnen, werden phantastisch wegen der Grundlage. Da nun in der Natur die Unterschiede zwischen dem organisch Angeeigneten und dem durch äußere Gewalt Erworbenen und künstlich Gestalteten in allmäligen Übergängen fast verwischt werden, so scheint die Kunst eine große Berechtigung zu haben, wenn sie das Eine durch das Andere versinnlicht, sofern sie nur den ästhetischen Rücksichten nichts vergibt. So darf ein Bild seine eignen Glieder als Attribute und Abzeichen in den Händen tragen, oder sie können ihm als Diener auf dem Fuße folgen, indessen Waffen, Werkzeuge und Diener, welche dem Willen des Führers blind gehorchen, in den Bereich des Organismus eingeschlossen, und den Gliedern zugesellt erscheinen. Wenn indessen der Bildner zuerst sich versucht fühlt, seine Gedanken solchen Bildern anzuvertrauen, so steht er in Gefahr, die Natur zu parodiren, wie die Inder mit ihren vielgliedrigen Bildern thun. Der Bildner hat, wenn er ein übermenschliches Vermögen darstellen will, zwei Wege. Entweder er vergrößert die Gestalt in allen Dimensionen, oder er vermehrt die vorhandenen Werkzeuge der Kraftäußerung, dieses durch bloße Verdoppelung oder durch Hinzufügung fremder Glieder. Beides führt zu phantastischen Bildwerken. In Betreff der Vergrößerung ist es merkwürdig, daß, soviel man weiß, kein Volk Bildwerke aufzuweisen hat, bei welchen einzelne Glieder hyperbolisch vergrößert wären. Die einzige Ausnahme findet bei dem Phallus statt, welcher bis zur Größe des Rumpfes und darüber gebildet wird. Die Mutterbrust wird zwar sehr groß, aber nicht von monströser Größe dargestellt. Einigermaßen kann man es hierher rechnen, wenn auf ägyptischen und mexicanischen Bildern die Rahmen durch menschliche Figuren gebildet werden, und die Gestalten, welche mit den Hüft- und Schultergelenken die Winkel bilden, die Länge ihres Rumpfes nach der zufällig im Verhältniß gegen die Breite vorherrschenden Länge des Bildes, bis zum Doppelten oder Mehrfachen ausdehnen. Es ist sehr merkwürdig, daß, obgleich ohne Bedenken die menschliche Gestalt mit thierischen Gliedern verbunden worden ist, niemals der Versuch stattgefunden hat, einzelne Glieder hervorzubrden, da doch viele Thiere eine solche ungleiche Ausbildung zeigen. Man möchte meinen, daß hierbei eine Art ästhetischer Rücksicht vorgewaltet habe, und daß es unschön erschienen sei, solche verschiedene Dimensionen in einer Gestalt zu vereinigen. Umgekehrt könnte man daraus auf die Thierbildungen zurückschließen, und annehmen, daß dieselben als ästhetisch gehörig und mit Wohlgefallen

betrachtet worden seien. Daß solche Gestalten mit künstlerischer Begeisterung ausgeführt worden sind, sieht man unzweideutig, z. B. an den Centauren. Wenn man überlegt, eine wie höchst widersinnige Composition die Centaurengestalt darstellt, und wie viele Unmöglichkeiten sich vereinigen, wenn an die Stelle eines Halses ein ganzer Rumpf tritt, daß der Darmcanal, welcher sich aus dem Magen des Halbmenschen entwickelt, nur in die Speiseröhre des Pferdes münden kann, indessen die zwei Herzen und vier Lungen in irgend einer monströsen Verbindung stehen, so hat man ein merkwürdiges Beispiel, was die geniale phantastische Combination vermag. Indessen ergibt sich von selbst, daß nicht jede Centaurengestalt ein Gegenstand der Bewunderung werden kann, wie etwa ein Centaur von Bellini, sondern man muß ausgezeichnete Werke vor Augen haben, wie die Centauren auf den Eginischen Marmoren, oder die weiblichen Centauren von Hänel am dresdener Schauspielhause. In solche Gestalten hat das Genie des Bildners die ganze unnatürliche Länge der Gestalt mit ihren doppelten Brustkasten und schlangenartig zahlreichen Wirbeln ein so energisches Leben und eine so täuschende und blendende Harmonie der Bewegung gebracht, daß man unvermögend ist, an das Unnatürliche der Darstellung zu denken. Der Conner dieser fremdartigen Glieder, welche unter dem gemeinsamen Gebote einer Seele stehen, erscheint wie ein anziehendes unergründliches Geheimniß, und fesselt die Augen auf ganz eigenthümliche Weise. Grade die Mannichfaltigkeit der Bewegung und die Kühnheit der Stellung gibt diesen Gebilden die Macht, welche sie weniger der natürlichen Mitgabe als der genialen Combination verdanken, und welche um so größer ist, je größer die überwundenen Schwierigkeiten gewesen sind. Wie in den erstgenannten Bildern die Gewandtheit und vorsichtige Kraftäußerung des Ringers, so ist es in den letztern der Ausdruck der Bacchantischen Ausgelassenheit, was wie Seele und Lebenselement die Glieder zusammenhält. Solche Gebilde haben allerdings, wenn sie den Willen des Bildners vollständig erfüllen, einen ganz eigenthümlichen Reiz, der eben in nichts Anderem liegt, als in dem Unnatürlichen der Composition.

Ein Bild, welches in dieser Beziehung sehr bedeutend ist, findet sich: Antiquita d'Ercolano V, 29. Es ist die Büste eines Jünglings, auf dessen Wangen der erste Flaum angedeutet ist, wie auf den Büsten des Achill. Das ein wenig abwärts schauende Gesicht (fast *παρηρὸν βλέπων*), hat einen stieren und wilden Ausdruck. Die Formen zeigen das geradlinige, nicht individualisirte Schema. Der sichtbare Theil des Rumpfes zeigt die edelsten Verhältnisse. Aber unter dem Kinne zeigt sich eine kantige und faltige Wamme, von der Gestalt wie die des Stiers; mitten auf der Stirn ist ein Haarbüschel, wie auf der Stirn der Kühe und Pferde. Die Ohren sind zugespitzt und Pferdeohren ähnlich, von der Gestalt, wie sich auch an antiken Stieren findet; auf dem Scheitel stehen zwei kurze Stierhörner. Diese sonderbare Gestalt ist weit entfernt, einen widrigen Eindruck zu machen, oder ungehörig zu erscheinen. Die Behandlung zeigt deutlich, daß nicht, wie bei vielen Satyr- und Faunbildern, eine unedle, durch das thierische Element verunreinigte Gestalt abgebildet sein soll, sondern ein Wesen, welches seine übermenschliche Gewalt gebraucht, um auch noch thierische Züge in sich aufzunehmen und zu veredeln, ohne selbst von seiner Höhe irgend herabzusinken. Solche Bilder können, namentlich im Vergleich mit den unvollkommenen ältern Bildwerken, nicht wol anders erklärt werden, als dadurch, daß man annimmt, diese phantastisch bildende Kunst sei Anfangs nur eine Dienerin des Gedankens gewesen, und habe sich erst später ein eignes Feld erobert, indem sie der künstlerischen Freude, welche sich auch auf diese Gestalten erstreckt hatte, dienstbar wurde. So versuchte man, auch die symbolischen, vielleicht von Grund aus noch gar nicht zu zusammenhängenden Bildern bestimmten Verunstaltungen in eine phantastisch anmuthige und ästhetische Möglichkeit zu versetzen. Es ist bei dieser Annahme in Betracht zu ziehen, daß nicht nur einzelne Völker Bilderschriften gebrauchen, sondern, wie es scheint, die Buchstabenschrift überhaupt auf eine Bilderschrift zurückdeutet. So weist Ewald in dem hebräischen Alphabete eine Reihe Bilder von Gliedern, Thieren und Geräthen nach. Bei solchen Bildern kommt der Gegenstand an sich gar nicht in Betracht, sondern nur soweit er Träger und Bote des Gedankens ist. Der Gedanke wird höher geschätzt als die Form. Manche morgenländische Götterbilder tragen eine solche Menge von Werkzeugen und sinnbildlich bedeutenden Gegenständen, daß sie ein plastisches Verzeichniß der zuerkannten Eigenschaften darstellen. Es kommt bei diesen Bildern nicht darauf an, daß sie ihrem Originale förmlich gleich kommen, sondern es genügt, wenn sie schematisch, und allenfalls nach Übereinkunft verständlich, also Gedankenzeichen, sind. Die ersten malerischen Versuche der Kinder zeigen eine solche Abstraction, indem sie weniger von einer ängstlichen Genauigkeit in Nachbildung der Formen zeugen, als nur alles für wesentlich Gehaltene darzustellen suchen. Diese Bildnereien sind daher nicht sowol phantastisch, als schematisch, aber sie sind die unmittelbare Einleitung zu phantastischen Bildnereien, indem die Gestalt, welche nur als Zeichen des Wesens oder als Ausdruck gebraucht wird, auf demselben Wege oder zugleich und damit als Zeichen eines vorausgesetzten oder eingebildeten Wesens eine Stelle findet. Was der Flügel in der Bilderschrift bedeutet, dasselbe wird er an dem Rücken oder den Füßen der ausgeführten Gestalt vorstellen. Daß ungeachtet der monströsen Figuren das Streben nach anmuthiger Vereindarung des Unnatürlichen auch bei den Indern vorkommt, kann man aus mehren Anzeichen schließen. So erzählt A. v. Schlegel von einem kleinen Bilde des Ganeça, bei welchem der Elephantenkopf auf eine höchst anmuthige Weise mit dem Menschenkörper verbunden ist. Übrigens werden die indischen Bilder wegen der Reinheit und Gediegenheit der Formen und der Zartheit und Schwingung der Umrisse auf das Höchste gepriesen und man kann aus einigen bessern Copien schließen, daß solche Lobsprüche nicht übertrieben sind. Man scheint daher nicht annehmen zu können, daß die vorherrschend monströse Entwickelung der Gestalten eine

Digitized by Google

ästhetische Behandlung oder Einwirkung von Seiten des Künstlers erkennen lasse.

Anderer Orte scheint sich der allmälige Ersatz thierischer Formen durch menschliche erkennen zu lassen, wenn z. B. die Unterglieder nicht mehr thierisch, sondern mit langem Haar bedeckt sind (Mus. Florent. 1, 89. 91), oder wenn sich das zottige Haar auf noch kleinern Raum einschränkt, wie z. B. auf die Gegend über dem Kniegelenke.

Es gibt aber phantastische Bilder der beschriebenen Art, welche sich mit diesen Erklärungen nicht abfertigen lassen, sondern noch ein anderes Element zeigen. So die schlangenhaarigen Furienköpfe. Zu allen Zeiten hat ein Ergötzen an Schreck- und Zerrbildern stattgefunden. Wenn man sieht, wie sich die Formen der Welt vielfach in den menschlichen Sinnesäußerungen wiederholen, so kann man der Meinung sein, daß die Erfindung schauderhafter Bilder für den Bildner ebenso unabweislich gewesen sei, wie die Schöpfung der Ungestalten für die Natur. Es ist schwer, über solche Bilder abzuurtheilen. Wenn aber die Ideale der menschlichen Einbildung als chimärische und zusammengelöthete Compositionen erscheinen, so ist das ein ungünstiges Verhältniß; denn man darf einer resultativen Schöpfung ihre Quelle nicht ansehen, und der fremde Geschmack darf nicht in Fleisch und Blut fortdauern. Die Wiedererkennbarkeit des Angeeigneten zeigt von einer Niederlage der Lebenskraft.

Allenfalls ist diese oberflächliche Behandlung bei der spielenden Vermischung ungleichartiger Theile gestattet, wie in der Arabeske. Hier scheint die Veranlassung nur in der Gestalt der zu bedeckenden Fläche zu liegen, welche eine Fügung des Bildes verlangt, und keine consequente Ausfüllung zuläßt, sodaß eine anmuthige Verbindung wenig ausgedehnter und leicht abzubrechender Figuren wünschenswerth wird. Wenn sich nun endlich die phantastische Schöpfung auf Umkehrung der natürlichen Verhältnisse beschränkt, und ein Mehr und Minder gibt, gleich einem aus den verschiedenen Abschnitten eines sphärischen Spiegels copirten Bilde, so sollte man darin, nach dem Obigen zu urtheilen, eine sehr unwürdige Machination finden. Doch ist dem nicht so, und man sieht daraus, wie wenig Gültigkeit allgemeine Regeln haben, und wie groß die Freiheit einer gesunden, oder durch Intelligenz gebildeten Phantasie ist. Eine solche Verwandlung der natürlichen Proportion zeigt sich nämlich in der Vergrößerung des Gesichtswinkels. Diese Vergrößerung zeigt sich bis zum Unnatürlichen oder Übernatürlichen ausgedehnt. Im Allgemeinen lag es freilich sehr nahe, den Unterschied zwischen den Gesichtern des Affen, des Negers und des Griechen zu finden, und das thierische Hervortreten des Kinnbackentheiles zu bemerken. Auch kann die bei allen Productionen soviel angewendete Übertreibung ohne besondere Umstände bis zu jenem genialen Überschreiten des natürlichen Maßes geführt haben. Es ist also nicht nothwendig, jene in der Erscheinung so einzigen Kunstwerke als die Resultate einer scharfsinnigen Berechnung oder einer ausnehmenden dämonischen Ermächtigung anzusehen, sondern man kann dieselben von ganz gewöhnlichen Wahrnehmungen und zufälligen glücklich benutzten Anweisungen, im Verein mit dem natürlichen und kindlichen Streben zu Übertreibungen, ableiten. Jedoch für die Kritik phantastischer Werke ist es von großer Bedeutung, die ungemeinen Resultate durch so geringfügige Mittel erreicht zu sehen.

Zu Zeiten lassen sich in phantastischen Bildwerken Principien erkennen, welche, wenn auch nicht aus der Natur abstrahirt, doch daselbst vorhanden sind. Das ist z. B. das Princip der Raumersparniß, oder vielmehr die Tendenz, in demselben Raume möglichst Vieles zur Erscheinung zu bringen. Auf alterthümlichen und mittelalterlichen Bildern sieht man zu diesem Zwecke das, was sich perspectivisch decken sollte, über einander staffelartig aufgeschichtet, oder auch, um dem Bilde eine Dimension in die Zeit zu geben, dieselbe Figur innerhalb eines Rahmens mehrfach wiederkehren, sodaß das Vergangene und Zukünftige neben und über dem Gegenwärtigen abgebildet wird. Bei solchen Darstellungen ist die Kunst übel berathen, und befindet sich in ähnlichem Falle, wie wenn sie, des innern Vermögens der natürlichen Dinge unkundig, denselben ein größeres Vermögen andichten und durch Additionen sichtlich attribuiren will. Die natürlichen Gestalten gehen auf eine gewisse Wohlgestalt aus, wenn auch dieselbe nicht immer nach dem Geschmacke des Menschen ist. Die Organe werden auf den kleinsten Raum beschränkt, die mit der äußern Welt communicirenden Häute werden vielfach zusammengefaltet, und die Glieder, die sich mit Hebelkraft bewegen, sind zu Gunsten der Raumersparniß und Wohlgestalt so gestellt, daß die Last an dem langen und die Kraft an dem kurzen Arme wirkt, indessen der Mensch bei seinen Operationen das Gegentheil nöthig findet. Ein Glied äußert deswegen nur den geringsten Theil der Kraft, welche es dieser Conformation wegen anwenden muß. Aber dieser so ersparte Raum wird zu Gunsten des Schmuckes vielfach verbraucht oder verschwendet. Wenn es nicht darauf angekommen wäre, in einem kleinen Raume möglichst Vieles, und dabei eine anmuthige Gestalt zu haben, so hätten sich z. B. bei den Vögeln, anstatt der großen Federkronen und der übermäßigen Schweife, das Gehirn über den Kopf und die Eingeweide hinten hinaus ganz ungezwungen entwickeln können, ohne daß ein solcher Vogel größern Raum einnähme, als er einnimmt, indessen in dem gesetzten Falle das thatsächliche Verhältniß der Organe augenscheinlich sinnreich und belehrend vor Augen läge. Nach solchen Principien verfährt die phantastisch symbolisirende Kunst, wenn sie nicht vergessen kann, daß sie einmal eine Bilderschrift gewesen ist.

Phantastische Zuthaten werden häufig als Anzeichen gebraucht, um den Wißbegierigen auf einen zu Grunde liegenden Schatz von Sinnbildern anzuweisen. Eigentlich könnte man die symbolisirende Kunst schon dieses Unternehmens wegen phantastisch nennen; mit demselben Rechte, wie man die der Wirklichkeit nicht angehörige Combination von Elementen und Zügen so nennt. Wenn aber eine tüchtige, lebendige und objective Darstellung in ihrem Grunde eine Symbolik erkennen läßt, so kann das

nur als eine willkommene Zugabe betrachtet werden, zumal da viele Allegorien, welche in Worten kaum noch zulässig erscheinen, im Bilde höchst ansprechend und erneuert scheinen. So kann man das Bild von Retzsch betrachten, wo im Hintergrunde ein Leichenzug in die Thür des Todtenackers geht, der eben aufgehenden Sonne entgegen, daß das Kreuz des begleitenden Priesters grade vor dieselbe zu stehen kommt, während im Vordergrunde ein Pflüger umgewendet dem Zuge nachblickt, als wenn er ihn anginge, und der Säemann, in die Furchen blickend, mit seinem rüstigen Schritte hervorschreitet, auf Nichts achtend, als auf sein Geschäft. So zeigt dieses vortreffliche Bild außer dem unmittelbaren Werthe der gediegenen Gestalten eine Wiedergeburt und Verklärung einer im Worte wegen häufiger Wiederholung bedeutungslos gewordenen Symbolik.

Es ist ein anderes Verhältniß, wenn die phantastische Gestaltung eintritt. So, wenn bei Correggio das Licht von dem Kinde ausgeht. Bilder, welche eine solche Abstraction von der Erscheinungswelt zeigen, suchen ihre Rechtfertigung in vorhandenen Überlieferungen. Es leuchtet aber ein, daß die Überlieferung bei der Kritik des Kunstwerkes gar nicht in Betracht kommt, sondern nur die Behandlung. Auch hier ist die Zulässigkeit von einer unbeschränkten Weite, selbst wo die phantastische Schöpfung in unmittelbare Berührung mit einer sehr unfügsamen Wirklichkeit kommt. Man kann in dieser Beziehung das entsprechende Bild von Dietrich betrachten, wo, wie bei Correggio, das Licht von dem Jesuskinde ausgeht, und hierbei unter Anderem die Hand der Mutter mit dem Tuchzipfel, welchen sie emporhält, an der Wand abschattet. Obwol dieses Licht durch seine äußerst speciellen Wirkungen an die Lampe auf dem Tische erinnert, so wird man doch nicht unangenehm betroffen, sondeen kann nicht umhin, sich an der Naivität der Darstellung zu erfreuen. Der Maler, welcher dieses Verhältniß gesucht zu haben scheint, hat auch alles Andere entsprechend modificirt, indem namentlich die Mutter nicht in Anschauung des Kindes vertieft ist, sondern fröhlich und wie zu Beifall auffodernd die Zuschauer ansieht. Allerdings scheint es, als sollte in diesem Bilde das Übernatürliche auf ein Minimum herabgesetzt werden, aber einer solchen Absicht würde die Wirkung nicht entsprechen, indem das phantastische Element in einer solchen Beschränkung sich um so eher als Meister zeigt. Obwol dem genannten Bilde dieses Verhältniß keinen Schaden thut, so steht doch durchschnittlich der Bildner günstiger, wenn er sich ganz unbekümmert mit Ruhe und Sicherheit, wie in einer Heimath, auf dem phantastischen Grunde bewegt. Als ein eminentes Muster eines solchen Verfahrens kann man die Sixtinische Madonna ansehen, wo die vielfarbigen Gewänder, der gewirkte Vorhang, die Wolken am Fußboden und die blauen Engelsgesichter im Hintergrunde so einig zusammenstehen, daß gar keine Bedenklichkeit möglich ist. Ähnlich verhält es sich in dieser Beziehung mit der Hunnenschlacht von Kaulbach, wo die Bewegungen in der Luft, und namentlich das schnelle und gewaltsame Aufsteigen fast zu einer thatsächlichen Nachahmung aufzufodern scheinen. Es gibt hier so mannichfaltige Wege, daß dieselben sich gar nicht classificiren lassen. Ein Bild von Cornelius zeigt Christus im Gebet, und die Jünger schlafend. Ein Engel reicht über eine Wolke hinweg den Kelch dar. Der Grund des Bildes mit dem Ruhepunkte für die einzelnen Figuren wird durch die zackigen Verzierungen in der Basis des gothischen Bogens gebildet. Dieses anmuthige Bild scheint dadurch, daß es von Localität und andern Verhältnissen völlig abstrahirt, einen Reiz mehr zu gewinnen. Wenn auf dem Bilde von Correggio dem Christuskinde Kirche und Kreuz wie Spielwerke vorgehalten werden, so erscheint das zwar als eine Spielerei, aber untadelhaft.

Wenn nun auch die phantastischen Bilder als zulässig nicht nur, sondern selbst als unerläßlich anerkannt werden, so kommt es doch vor, daß man gleichsam verständige, aber sehr sonderbare Ansprüche an dieselben macht, indem man weder auf das von Natur Mögliche oder Zulässige, noch auch auf das Phantastische verzichten will. Zum Theil kann eine solche Foderung gerechtfertigt werden. Wenn z. B. Artemis von einem Hirsche begleitet ist, so findet man es billig, daß derselbe nicht in natürlicher Größe erscheint, aber man wird es immer als einen Mangel der Antike erkennen müssen, daß das Thier weder einem Hirsche noch sonst einem Thiere ähnlich sieht, sondern eine völlige Misgestalt ist; denn in der Gestalt des Thieres, soweit dieselbe von der Natur abweicht, ist nichts Gerechtfertigtes, sondern nur Zeichen der willkürlichsten und leichtfertigsten Behandlung. Wenn aber z. B. Elfen von dem Einen zu körperlich und von dem Andern zu lustig und durchsichtig gefunden werden, so müssen beide Ansprüche zurückgewiesen sein, indem solche Bestimmungen ganz von dem Willen des Bildners abhängen. Dieselben liegen in dem Bereiche der Freiheit, welche das Wesen der Kunst ausmacht.

Die Kunst ist nicht verpflichtet, und kaum berechtigt, die Erscheinungswelt zu einem unabwendbaren Vorbilde zu nehmen, und man verlangt deshalb auch nicht, von einem Gemälde getäuscht zu werden. Man befriedigt sich mit den mittleen Ansprüchen, daß durch Localfarben und Reflexe die getrennten Gestalten sich frei von einander halten, wie das Auge aus der Welt kommend gewohnt ist. Ein Bild, wie die Verbrecher in der Kirche, erregt durch die fast beispiellose Lebendigkeit und körperliche Rundung der Gestalten Bewunderung. Man sucht sich demselben auf alle Weise zu nähern, um sich zu überzeugen, daß das Bild eine Fläche und kein Hautrelief ist. Auch empfindet der Beschauer eines solchen Werkes unleugbar ein ganz eigenthümliches Vergnügen. Aber die Sixtinische Madonna oder den Christo della Moneta schätzt man nicht geringer wegen des Mangels dieser durch eine ungemeine Kunstfertigkeit bewirkten optischen Täuschung. Zum Theil hängt das mit der Art des Gegenstandes zusammen. Ein aus der unmittelbaren Nähe und dem täglichen Leben genommenes Bild hat in jener Art der Vollendung, obwol dieselbe nicht grade unerläßlich ist, eine Macht; je phantastischer dagegen ein Bild ist, desto weniger nützt ihm die Art der Behandlung, welche unmittelbar an die wirkliche Welt erinnert. Daher finden sich auch phan-

Digitized by Google

taſtiſche Bilder, welche ihre Entſtehung weniger einem innern Bedürfniſſe, als einem Mangel an techniſcher Fertigkeit verdanken. Aus dieſem Grunde ſind phantaſtiſche Bilder in Verruf gekommen, was auf derſelben Verwechslung beruht, vermöge deren, weil das Vorzügliche ſchwer zu ſein pflegt, das Mühſame für verdienſtlich gehalten wird, ſodaß Kunſtſtücke und Künſteleien, welche die Kunſt entwürdigen, der darauf verwendeten Mühe wegen als vorzügliche Kunſtwerke betrachtet werden.

Dagegen gibt es phantaſtiſche Bildwerke, welche grade ihrer phantaſtiſchen Seite wegen eine große Kunſtfertigkeit verlangen. Der Art ſind die phantaſtiſchen Vergrößerungen, welche zum Beiſpiel dem Geſichte des Menſchen in ſo eminentem Maße zu Theil geworden ſind. Ein Geſicht von gewöhnlichen Formen wird zur Unform, wenn es in allen Dimenſionen um das Doppelte oder Mehrfache vergrößert wird. Die Anſprüche werden verſchieden, je nachdem die Vergrößerung für einen entſprechend entfernten Standpunkt abgemeſſen, oder die Größe einen entſprechend größern Eindruck zu machen beſtimmt iſt. Aus dieſer Verſchiedenheit ſcheint es erklärt werden zu müſſen, daß manche koloſſale Büſten, welche wir aus dem Alterthume haben, in der Nähe geſehen, einen ungünſtigen Eindruck machen, indeſſen andere durch ihre Größe eine ganz eigenthümliche und zufriedenſtellende Wirkung hervorbringen. Zu den erſteren gehören manche Köpfe des Jupiter, zu den letztern ein Kopf der Ariadne. Auch in der Gruppe des Menelaus und Patroklus laſſen die Geſichter ihre Dimenſionen kaum erkennen. Bei ganzen Geſtalten iſt indeſſen weniger erfoderlich, als die bloßen Büſten. Die eigenthümliche Form der antiken Geſichter iſt geeignet, die Vergrößerung ſehr zu begünſtigen. Bei dieſen Geſichtern iſt die Größe des Geſichtswinkels nicht das Hauptſächliche. Einige erſcheinen wie ungemein ausgeprägte Geſichter, von welchen alle individuellen Unebenheiten abgeſchliffen ſind, ſodaß Stirn und Naſe immer noch bedeutend über das vertiefte Geſicht hervorragen. Solche Geſichter ſcheinen unmöglich aus der Natur genommen werden zu können, ſondern ſind phantaſtiſche Bildwerke. Dieſelben ſind ſehr merkwürdig in ſofern, als ſie eine eigenthümliche Procedur vor Augen ſtellen, durch welche das phantaſtiſche Ideal erreicht wird. Es iſt nämlich als wenn gewiſſe individuelle Formen auf das Äußerſte hervorgehoben und übertrieben wären, um ſodann wieder vernichtet, und bis zum Unerkennbaren abgeſchliffen zu werden. Solche Geſichter unterſcheiden ſich ſehr weſentlich von andern, wie z. B. von dem des Apoll von Belvedere, welches zwar ideal erſcheint, aber in der Wirklichkeit zahlreiche Geſichter findet, welche ihm, wenngleich ſehr untergeordnet, doch ſehr ähnlich ſind.

Eine dritte Gattung ſtellen die Geſichter dar, welche gewiſſe Reminiscenzen an Thiergeſichter zeigen. Nicht, wie das oben beſchriebene Stiergeſicht, ſondern wie einige Jupiterköpfe, welche Ähnlichkeit mit dem Löwen und Widder zeigen. Die Ähnlichkeit mit dem Löwen findet ſich in der ſchmalen eckigen Stirn, gezeichnet mit gewaltigem unbiegſamem Ernſte, in den hervorſtehenden, ſcharf begrenzten Augenhöhlenrändern, auch in den Naſenflügeln und Mundwinkeln. Selbſt die Anordnung der Haare erinnert an den Löwenkoof.

Die Ähnlichkeit mit dem Widder zeigt ſich namentlich im Profile, und auch in der Stirn; ein wenig an den Naſenflügeln. Dieſe letztere Form iſt annähernd auch in der Wirklichkeit zu finden, der Löwenkopf aber erſcheint gleich dem Centauren als eine Unmöglichkeit, durch höchſt geniale Fügung zu einer Erſcheinung gebracht, welche die natürliche Möglichkeit vorſpiegelt.

Aus allem Bisherigen zeigt ſich ſchon hinreichend, daß der Ausdruck phantaſtiſch, ſtreng genommen, nicht als ein tadelndes Beiwort gebraucht werden darf. Was der Kritiker phantaſtiſch nennt, iſt für den Bildner ideal geweſen. Es iſt nicht das phantaſtiſche Element, welches den Tadel hervorruft, ſondern es iſt die Geſchmackloſigkeit, die Verirrung oder die mangelhafte Ausführung. Dagegen erwirbt das unbedingt Phantaſtiſche, wie der Körper des Centauren, die unbedingteſte Bewunderung. Was daher an phantaſtiſchen Bildern getadelt wird, iſt daſſelbe, was an Copien den Tadel hervorruft. Man ſieht Maler, indem ſie befliſſen ſind, die Natur auf das Treueſte nachzubilden, in große Fehler verfallen, namentlich in Betreff des Colorits. Nun iſt es ganz derſelbe Fall, wenn die Bocksfüße menſchlicher Geſtalten, wie man bei einigen reſtaurirten Antiken ſehen kann, durch die Unkunde des Bildhauers völlig misgeſtaltet geworden ſind. Die Antiken weiſen das einzig mögliche Verhältniß auf, indem ſie das menſchliche Kniegelenk durch das thieriſche erſetzen, und dieſen Erſatz durch die Muskulatur und Behaarung des Oberſchenkels, welcher nach thieriſcher Form etwas verkürzt iſt, vorbereiten. Von dem Kniegelenke an folgt eine unveränderte Nachbildung des thieriſchen Gliedes. Jene modernen Zufügungen aber zeigen die unverkürzte thieriſche Geſtalt nur von dem Fuße aufwärts bis an das Ferſengelenk und von dem Ferſen- bis Kniegelenke eine ungeſtaltete Maſſe. Das gibt ein Beiſpiel von Fehlern, welche auch in der phantaſtiſchen Compoſition vorkommen. Dieſe und ähnliche Fehler ſind es, welche der Tadel trifft. Der phantaſtiſchen Willkür ſelbſt ſind im Voraus keine Grenzen vorzuſchreiben. Vor der Hand hat man die Grenzen durch die äußerſten phantaſtiſchen Erzeugniſſe für beſtimmt zu halten, bis eine neue Schöpfung auch dieſes Maß überſchreitet. Was daher als Regel für phantaſtiſche Bildnerei gelten kann, iſt keineswegs beſtimmt und nachweisbar begründet, ſondern iſt Geſchmacks- und Gefühlsſache. Worin der Bildhauer gefehlt hat, indem er zwiſchen den menſchlichen Oberſchenkel und die thieriſche Fußwurzel einen Unterſchenkel ſetzt, welcher weder menſchlich noch thieriſch iſt, darüber findet kein Zweifel ſtatt. Aber man könnte fragen, warum nicht der menſchliche Bau bis an das Knie oder gar bis an das Hackengelenk beibehalten werden kann. Man würde in den genannten Fällen die Länge der Füße übermäßig finden, dennoch würde eine ſolche Dehnung gegen die übermäßige Länge des Centaurenkörpers nicht in Betracht kommen, und würde ſelbſt gegen die Länge mancher Vogelbeine zurückſtehen. Es wird daher weder aus der Natur, noch aus dem Vorhandenen, noch auch nach

Digitized by Google

einem mittlern Maße eine Bestimmung für phantastische Bildnereien genommen, sondern es bleibt ein ganz subjectives Verhältniß. Wenn nun auch eine Satyrgestalt nicht schön gefunden wird, so hat dieselbe doch etwas Zufriedenstellendes, was der phantastischern Gestalt des Centauren noch in weit höherm Maße zukommt. So ist es eine merkwürdige Anweisung für die Kunst, daß sie in entschiedenem Widerspruche mit der Natur etwas hervorbringen kann, was nicht Tadel, sondern Beifall erwirbt. Dieses Product ist nicht nur widernatürlich, sondern auch nicht nach irgend welchen bestimmten Grundsätzen hervorgebracht, und kann kein Princip aufweisen, nach welchem die Anfangs- und Endpunkte der phantastischen Einmischungen vorherbestimmt werden könnten. Wenn solche Gestalten Glieder zeigten, welche weder menschlich noch thierisch wären, so könnte man denken, die menschliche Einbildung komme auf Möglichkeiten, welche in den Organismen anderer Weltkörper wirklich sein möchten. Da aber die phantastische Bildnerei innerhalb der sinnlichen Wahrnehmungen bleibt, sollte sie auch, wie Breughel, Bosch, Lucas v. Leyden u. A. thun, Skelettformen und Geräthe mit organisch lebendigen Gliedern vermischen, so können, vom wissenschaftlichen Standpunkte, solche Bildnereien nur als widersinnig betrachtet werden. Da nun die Kunst das Widersinnige und Widernatürliche zu einem Gegenstande des Wohlgefallens und der Befriedigung gemacht hat, so können die genannten Eigenschaften nicht als tadelnde Prädicate gebraucht werden, wenn ein phantastisches Bildwerk verurtheilt werden soll, sondern man muß sich auf seine subjectiven Gefühlsäußerungen beschränken. Daher erfolgt das verlangte Urtheil nur durch Stimmenmehrzahl, wenn anders nicht solche Verstöße vorkommen, wie angeführt worden ist.

Das eigenthümliche unsichere Verhältniß phantastischer Bildnereien tritt in ein sehr helles Licht, wenn man erwägt, daß schon die Vergrößerung in allen Richtungen eine Gestalt bis zum Unkenntlichen entstellen kann. Referent hatte einmal Gelegenheit, einen dunkelbraunen Jagdhund plötzlich aus einem Gebäude auf die Terrasse hervorspringen zu sehen, indessen im Hintergrunde zwei Pferde von dunkelkastanienbrauner lebhafter Farbe in gleicher wagerechter Linie mit dem Hunde standen, während sie ihm perspectivisch an Größe gleich waren und durch die Luftperspective auch an Farbe gleich kamen. Die plötzliche Erscheinung des Hundes und das Zusammentreffen dieser Umstände bewirkte, daß der Hund und die zwei Pferde wie drei Thiere von gleicher Größe beisammen auf das Täuschendste vor Augen standen. Der Eindruck läßt sich kaum beschreiben. Der Hund erschien wie ein fabelhaftes Ungeheuer. Der lange, dicke, weiche, herabhängende Leib, der Kopf mit den groben Umrissen, der ungeheuere Hals, der Schweif von der Stärke der Beine, dazu die hastigen täppischen Bewegungen, das Alles erschien so fremdartig und ungemein, ja unmöglich, daß man meinen konnte, man habe die eigentliche Gestalt eines Hundes noch gar nicht kennen gelernt. Man würde ohne Zweifel dasselbe erreichen, wenn man ein Thier in Verbindung mit andern Gestalten und landschaftlichen Umgebungen in einer unnatürlichen Größe, mit Beibehaltung der natürlichen Verhältnisse, abbilden wollte. Steht eine Gestalt allein, ohne mögliche Vergleichung mit andern, so thut die bei dem Sehen zur Natur gewordene Gewohnheit das Ihrige, um der Gestalt in der Vorstellung ihre gewöhnliche Größe zu geben. Treten aber andere Gestalten hinzu, so wird das Vorherrschende maßgebend bei Beurtheilung der Größe. (*D. G. O. Piper.*)

PHANTASUS, der Sohn des Schlafgottes (Somnus), der schnell sich in allerlei Lebloses, Stein, Wasser, Holz, verwandelt und sie den Menschen erscheinen läßt (*Ovid.* Metam. XI, 642). Hieraus hat Lucian (V. H. II, 33) seinen Phantasion gebildet, den er zum Vater eines der Satrapen des Schlafgottes Plutokles macht. (*H.*)

PHANTES, einer der Söhne des Ägyptos, den die Danaide Theano mordete. (*Apollod.* II, 1, 5.) (*H.*)

PHANTOM, nennen die Neuern jedes aller Realität entbehrende Gebilde der Phantasie; eine besondere Bedeutung hat es in der Medecin s. d. folg. Art. (*H.*)

PHANTOM (Geburtshilfliches, chirurgisches, Augenphantom, Übungen am). Geburtshelfer, Chirurgen und Augenärzte haben Theile des menschlichen Körpers nachbilden lassen, um sie für den Unterricht zu benutzen, und diese Darstellungen „Phantome" genannt. Es gibt daher geburtshilfliche, chirurgische und Ophthalmophantome. Die geburtshilflichen Phantome sind entweder Nachbildungen der Gebärmutter mit der Scheidenportion und dem Muttermunde (Hysteroplasmata), und stellen diese Theile theils im nicht schwangern Zustande dar, theils verändert nach den verschiedenen Perioden der Schwangerschaft und der Geburt, oder es sind weibliche Becken mit besondern Vorrichtungen versehen (Pelviaria), auch Puppen, oder sie bestehen in Darstellungen des Rumpfendes vom weiblichen Körper, welche besonders als Phantome bezeichnet werden. An ihnen ist nicht nur der obere Theil offen, sondern es ist auch die vordere Hälfte der Bauchdecken und der Gebärmutter weggelassen. Die Hysteroplasmata werden bei dem Unterricht dazu benutzt, dem Schüler zunächst die Formen der Theile anschaulich zu machen, dann aber gebraucht, damit er das Betrachtete durch das Gefühl (Touchiren) zur geistigen Anschauung zu bringen im Stande sei. Sie dienen also zu den Vorübungen im Touchiren, Untersuchen. Die Phantome aber werden gebraucht theils um Hysteroplasmen, Köpfe, Puppen, besser Kinderleichen, die in Spiritus aufbewahrt werden, Behufs der Untersuchung einzulegen, theils geburtshilfliche Operationen an ihnen zu zeigen und üben zu lassen. Den Erfinder dieser Nachbildungen bestimmt nachweisen zu wollen, würde ein vergebliches Forschen sein da theils dergleichen Erfindungen ihren Tag mit flattern dann verschwinden, auch wol wieder an das Licht hervorgezogen und für neu ausgegeben werden, theils auch in der frühern Zeit auf das Recht der Priorität kein so hoher Werth gelegt wurde, als es gegenwärtig der Fall ist, und daher Ermittelungen des bescheidenen Erfinders nicht gelingen. Den Franzosen aber deshalb die Ehre der Erfindung zuzusprechen, weil die Schreibart Fantom statt Phantom auch bei uns sich erhalten habe (J. F. Osian-

Digitized by Google

der, Neue Zeitschrift für Geburtskunde. 17. Bd. 2. Heft. 1845. S. 153), ist zu viel, da die französische Inconsequenz, zu Folge deren auch Fantasie für Phantasie, dagegen Philosophie ꝛc. geschrieben wird, nicht wohl einen solchen Schluß zuläßt, auch die falsche Schreibart bei uns keineswegs eine allgemeine ist, vielmehr die meisten Geburtshelfer die richtige Schreibart befolgen, auch die von Osiander angeführten Angaben von Onslow (London medic. repos. Vol. XV. 1821. p. 101) und Velpeau (Traité complet de l'art des accouchem. Ed. 2. 1834.) keine geschichtliche Basis haben, noch richtig übersetzt sind. Onslow nämlich führt an, daß Gregoire in Paris ein Phantom gehabt, das aus Korbgeflecht (Busket-work), mit bunter Leinwand überzogen, bestanden habe, und daß durch diese Maschine ein wirklicher Fötus, oft im Zustande der Fäulniß ꝛc., geschoben worden sei. Smellie habe die Knochen eines Skelettes zu einer Maschine zusammengesetzt, sie mit Leder überzogen und ausgestopft, und Kinderskelette ꝛc. Es ist also hier weder Gregoire noch Smellie als Erfinder des Phantoms genannt. Velpeau schreibt die Erfindung der Phantome der Mad. Labourfier-Ducoudry zu. Soviel ist sicher, daß weder Gregoire, noch Smellie, noch die Labourfier-Ducoudry ihre Erfindungen bekannt gemacht haben, daß schon van Hoorn, Stadtphysikus und Leibarzt in Stockholm, vor Smellie sich beim Unterrichte eines Beckens und einer ledernen Puppe bediente, und die Aufnahme des geburtshilflichen Phantoms in den Lehrapparat veranlaßte (*G. H. Langsdorf*, Diss. contin. Historiam phantasmatum, vulgo Fantome dict. [Goett. 1797. 4.] §. 11. p. 8). Auch beschreibt und empfiehlt schon 1750 Mohr ein Phantom (die gebärende Frau sammt ihrer Leibesfrucht in Lebensgröße, sowol durch Kunst abgebildet, als auch von einem todten Gerippe entnommen ꝛc. [Frankfurt und Leipzig 1750.]). Im J. 1796 erfand Fr. Benj. Osiander ein Phantom, indem er ein Becken aus Gyps nachformen und die Durchmesser von einem Künstler bezeichnen ließ. Diese plastische Darstellung nannte er Pelviarium. Schon viel früher hatte er zur Erläuterung der Lehre von der Exploration und zur Übung in der Untersuchung Nachbildungen der Scheidenportion und des Muttermundes in den verschiedenen Perioden der Schwangerschaft anfänglich aus Kork geschnitten und mit Wachs überzogen, dann in Thon modellirt, und endlich aus guter Seife gefertigt (Annalen der Entbindungs-Lehranstalt auf der Universität zu Göttingen v. J. 1800. [Göttingen 1804.] 2. Bd. 2. Stück. S. 363). Er verschenkte diese Nachbildungen und Pelviarien an Freunde und Schüler. Im J. 1802 machte Froriep seine Nachbildungen bekannt (Hysteroplasmata oder Nachbildungen der Vaginalportion des Uterus und des Muttermundes in verschiedenen Perioden der Schwangerschaft und Geburt ꝛc. [Weimar 1802.] Daselbst: Über das Pelviarium von Papiermaché von Froriep). Sie wurden auch in Loder's Journal (4. Bd. 1. St. S. 182), im Reichsanzeiger (1802. Nr. 348) und im Intelligenzblatte der Jenaer Allgem. Lit.-Zeit. (1802. Nr. 229) empfohlen und von Seiten des Industrie-Comptoirs in Weimar zum Verkauf angekündigt. Das Pelviarium ließ Froriep von Papiermaché machen, und zu den Hysteroplasmen bediente er sich einer Mischung von Seife und Wachs. Auch hat er die Hysteroplasmen vermehrt, indem er zu den Osiander'schen neue hinzufügte, welche die Veränderungen der Scheidenportion und des Muttermundes der Gebärmutter in den verschiedenen Perioden der Geburt darstellen (Allgem. medicin. Annalen des 19. Jahrh. Herausgegeben vom Hofrath J. Fr. Pierer und L. Choulant. [Altenburg 1802.] November. S. 375). Der Rec. der Froriep'schen Schrift sagt von diesen Phantomen: „Daß sie unter aller Kritik seien," und der erzürnte Fr. Benj. Osiander, der behauptete, daß man seine Erfindung zu einer Handlungsspeculation des Landes-Industriecomptoirs zu Weimar gemacht habe, erklärte in seiner Anzeige jener Schrift, daß die Personen, die Froriep untersucht, und von welchen er die Formen der Nachbildungen entnommen habe, Monstra gewesen sein müßten, oder daß es der Verfertiger im Bossiren nur bis zum Opus figulinum gebracht habe. Es waren aber weder die Osiander'schen noch die Froriep'schen Nachbildungen dauerhaft und treu der Natur entnommen, viel weniger geeignet, dem untersuchenden Finger die weiche, aufgelockerte Beschaffenheit der Theile fühlen zu lassen. Um dem näher zu kommen, ließ El. v. Siebold Hysteroplasmata von einer elastisch-lackirten Masse anfertigen. Es ist nicht zu leugnen, daß diese 25 Nachbildungen nicht nur dauerhafter sind und durch ihre Elasticität einen Vorzug vor jenen haben, sondern daß sie auch die Veränderungen der Scheidenportion und des Muttermundes während der Schwangerschaft, der Geburt und nach derselben treuer darstellen. Auch findet man den Scheidentheil im jungfräulichen Zustande, zur Zeit der Menstruation, von Personen im höhern Alter nachgebildet (diese Formensammlung ist zu haben bei Herrmann Kurth's Erben in Potsdam, Breite Straße. Nr. 35). Auch gab v. Siebold ein Phantom an (Salzburg. medic.-chirurg. Zeitung. 1818. 2. Bd. S. 351. Über praktischen Unterricht in der Entbindungskunst, nebst einer systematischen Übersicht seiner praktischen Übungen am Fantom. [Nürnberg 1803.]). Sechs Jahre früher hatte auch schon Dey, Geburtshelfer in München, 25 Nachbildungen der Scheidenportion und des Muttermundes im ungeschwängerten Zustande, in verschiedenen Perioden der Schwangerschaft, nach der Geburt und beim Scirrhus von Holz verfertigen lassen und sie beschrieben (Salzburg. medicin.-chirurg. Zeitung. 1812. 4. Bd. S. 125). Ozenne erfand ein Phantom für den Unterricht, das einen vollständigen weiblichen Körper darstellt, der auf einem Gestelle liegt, und höher und niedriger gestellt werden kann. An dem dazu gehörenden Uterus können die Contractionen desselben nachgeahmt werden (The medical Repository, of original essays and intelligence relative etc. XX. p. 345). Kilian hat für seine Zuhörer kleine Becken aus Zinn gießen lassen, in welche fingerlange gegliederte Puppen von Holz passen, sodaß mit diesen sowol die Kindeslagen, als die Durchgangsweisen des Kindes durch das Becken gezeigt werden können. Sie sind auch zum Selbststudium ein bequemes Hilfsmittel und können beim Lesen der Geburtsgeschichten

Digitized by Google

gebraucht werden, um sich die wahre Sachlage zu veranschaulichen (Die Geburtslehre von Seiten der Wissenschaft und Kunst dargestellt von D. Her. Fr. Killan. [Frankfurt a. M. 1839.] 1. Th. S. 296. Anm. b). Einfach und für den Unterricht zweckmäßig ist folgendes Phantom. Es besteht aus einem Kasten von Holz, der vorn und oben offen ist. Die obern Ränder der beiden Seitenwände sind von Hinten und Oben nach Vorn und Unten, also schräg abgeschnitten. Dieser Kasten, äußerlich mit Leder überzogen, nimmt ein normales weibliches Becken mit den Lendenwirbeln und Oberschenkeln so auf, daß die vordere Fläche des Beckens nach der offenen Seite des Kastens gerichtet ist. Vor der Einstellung des Beckens wird es sammt den Lendenwirbeln äußerlich und innerlich mit Leinwand überzogen, die aufgeleimt wird. Der zweite Überzug ist von Leder. So wird das Becken in den Kasten in der gewöhnlichen Neigung eingestellt und an die hintere Wand des Kastens durch Nägel befestigt. Die Flächen neben den Lendenwirbeln, und die innern Flächen der Hüftbeine werden vollständig ausgepolstert. Die mit Leder überzogenen und ausgestopften Oberschenkel ruhen, nach Außen gerichtet, auf den schrägen Rändern der Seitenwände des Kastens. Der äußere und innere Lederüberzug des Beckens verlängert sich vom Ausgange des Beckens an zur Scheide, und steht vorn mit zwei besondern Theilen von Leder, welche das Becken und die Scheide verschließen, und die Schamspalte bilden, in Verbindung. Diese Theile bestehen aus zwei Platten, die an der vordern Wand des Beckens, seitlich an den Schenkeln, unten und hinten an dem Kreuzbeine befestigt, und etwas ausgepolstert sind. Durch die Ränder der Schamspalte, die loser gepolstert sind, geht ein Zug, um die Schamspalte beliebig enger und weiter machen zu können. Der Boden des Kastens ist vorn halbmondförmig ausgeschnitten, um frei und ungehindert operiren zu können. An diesem Phantom können die Operationen gezeigt und geübt werden, während für die Untersuchung an den Hysteroplasmen und den Kopf- und Kindeslagen ein Uterus von Leder mit einer engern Scheide und Schamspalte eingelegt wird. Endlich haben Kluge und Hauck anatomisch-geburtshilfliche Nachbildungen angegeben, welche der Wachsmodellirer C. Heinemann in Braunschweig angefertigt hat, und die sich durch ihre Naturtreue auszeichnen (El. v. Siebold's Journal. 7. Bd. 1. Stck. 1827. S. 332).

Die chirurgischen Phantome, welche für den Unterricht benutzt werden, gehören der Verbandlehre und der Lehre von den Verrenkungen an. Die hierher gehörigen sind Nachbildungen des menschlichen Körpers, Puppen, an welchen die Gelenke und Bänder der Extremitäten durch Bänder von Stahl dargestellt sind, sodaß die verschiedenen Arten der Verrenkungen und Repositionsmethoden gezeigt werden können. Die Phantome zur Übung im Bandagiren sind der Form des menschlichen Körpers nachgebildet. Der aus Holz gearbeitete Kopf ist auf dem Haartheil mit einer rauhen Masse bedeckt, damit die Binden nicht leicht abgleiten. Rumpf und Extremitäten bestehen aus einem Überzug von Leinwand oder Leder, und sind der Form des menschlichen Körpers entsprechend mit Flachs, Seegras, Kälber- oder Pferdehaaren gepolstert. Auf einer Seite ist der Oberarm in der Schulter, der Oberschenkel in der Hüfte, an der andern der Vorderarm und der Unterschenkel in der Mitte abzunehmen, um auch die Binden nach geschehener Exarticulation und Amputation anlegen zu können. Das Phantom steht auf einem Gestelle, von dem aus ein eiserner Stab den Leib und Kopf durchbohrt, und um welchen die ganze Puppe gedreht werden kann, ohne daß sich das Stativ mitbewegt. Köhler (Anleitung zum Verbande und zur Kenntniß der nöthigsten Instrumente. [Leipzig 1796.]) hat ein aus einem Cadaver zusammengesetztes Phantom angegeben, das mehr künstlich als zweckmäßig ist. Der Leichnam wird skeletirt und so zusammengesetzt, daß die Gelenke beweglich bleiben, der Oberarm luxirt und abgenommen werden kann. Luft- und Speiseröhre werden abgeschnitten, getrocknet, wieder eingebracht, und an die Bronchien werden an die Stelle der Lungen zwei Blasen befestigt und vom Munde aus aufgeblasen. In die Mitte der ausgestopften Bauchhöhle kommt eine kleine Blase, um damit einen Nabelbruch darstellen zu können. Auf gleiche Weise wird zu den beiden Seiten der Leistengegend der Bauchring dargestellt, und ein aufgeblasenes Darmstück vorgeschoben, um die Anlegung der Bruchbänder zeigen zu können. Am Schädel wird eine Trepanationsöffnung gemacht. Die eine untere Extremität wird einmal, die andere mehrmals gebrochen; so wird das Ganze nach der menschlichen Form ausgestopft und mit Leinwand oder Leder überzogen.

Augenphantome sind Vorrichtungen zum Festhalten von Thieraugen, da die menschlichen Augen nach dem Tode zu schnell collabiren und undurchsichtig werden. Man wählt daher gewöhnlich frische Schweinsaugen. Die Ophthalmophantome bestehen aus einer Maske, die entweder aus einem besondern Stativ, dessen oberer Theil, das Tischchen, höher und niedriger gestellt werden kann, befestigt ist, oder auf einem Gestelle ruht, das auf jeden Tisch vor den Operateur gestellt werden kann. Die Maske ist mit beiden Augen versehen, um sowol mit der linken als mit der rechten Hand die Übungen ausführen zu können. Bei einigen Augenphantomen steht das von Hinten durch den Augenhalter vorgeschobene Thierauge fest und unbeweglich, wie bei dem von Helling, Himly, Langenbeck; bei andern ist es zu bewegen, so bei den Phantomen von Jäger, Jüngken, Fischer, Sachs, von dem Mechanikus des prager polytechnischen Institutes Bozek, bei dessen Augenphantom ein Gehwerk die Bewegungen des menschlichen Auges nachahmt. Fischer (Klinischer Unterricht in der Augenheilkunde. [Prag 1832.] S. 386 *) hat ein künstliches Auge erfunden, das benutzt werden kann, wenn Augen von menschlichen oder Thiercadavern nicht zu bekommen sind. Es besteht die durchsichtige Hornhaut desselben aus eigends bereiteten Schafdärmen; die Regenbogenhaut aus dem dehnbaren blaugefärbten Gewebe der Phalaena Tinea evonymella oder Phalaena Tinea padella; die Linse aus Caoutchouc; der Glaskörper aus einer sulzigen Masse; die Sclerotica theils aus Kork, theils

aus Leder oder Papier. Das Phantom muß möglichſt einfach ſein, das Auge gut halten und nicht zu ſtark zuſammendrücken. Es iſt daher das von Reiſinger angegebene zu complicirt, aber einfacher und dem Zwecke entſprechend ſind die Phantome von Sachs und Jüngken. Bei jenem iſt eine eiſerne Maske auf einem Teller befeſtigt, deſſen cylindriſcher Fortſatz in der Höhlung eines Fußgeſtelles läuft und durch eine Schraube höher und tiefer geſtellt werden kann. Auf dem Teller ſtehen, den Augenlöchern der Maske entſprechend, zwei Säulen, welche hohl ſind und einen runden Stab aufnehmen, der durch eine Schraube höher und niedriger feſtgeſtellt werden kann. Dieſer Stab iſt von Holz, und oben von einem viereckigen Loche ſchräg durchbohrt, in welches ein viereckiger meſſingener Zapfen geſteckt wird; dieſer wird mittels einer durch eine eingefalzte Meſſingplatte laufenden Schraube feſtgeſtellt, und geht vorn in einen kleinen meſſingenen Cylinder über, welcher mit einem ihm gleichen durch eine Spiralfeder verbunden und nebſt dieſen beiden durch eine meſſingene, an der einen Seite offene Röhre umgeben iſt. An dem einen Cylinder ſind vorn vier bogenförmige meſſingene Arme, von welchen der oberſte ein zu ſeiner Bewegung dienendes Stäbchen trägt und an einer verſtärkten Stelle ein Loch hat, das einen ſtählernen Stachel durchläßt, welcher in das zwiſchen die Arme gelegte Auge geſtochen wird und es feſthält. Jüngken's Augenphantom beſteht aus einer eiſernen Maske, die auf einem Tiſchchen befeſtigt iſt, welches ein Stab trägt, der höher und tiefer geſtellt werden kann, und in ein Fußgeſtelle eingelaſſen iſt. Auf dem Tiſchchen befindet ſich hinten ein kleiner Aufſatz mit einer geſpaltenen Kapſel, in welcher eine hölzerne Kugel ſpielt. An dieſer iſt ein ſtählerner Stab befeſtigt, der aus vier einzelnen Stücken beſteht, welche durch Schrauben mit einander beweglich verbunden ſind. Das vorderſte Stück iſt in der Mitte gewunden und am Ende durch eine Schraube mit dem Augenhalter verbunden. Dieſer iſt von Meſſing und beginnt mit einer Röhre, die an einer Seite offen iſt und in welcher ein Stab läuft, der vorn mit einem runden Tellerchen verſehen iſt, und der vorgeſchoben und durch eine Schraube befeſtigt werden kann. Vorn wird die Röhre von einer andern umfaßt, welche ſich in ſechs mit Spitzen endende bogenförmige Arme theilt, die das Auge halten und durch einen Ring zuſammengetrieben werden.

Die geburtshilflichen Übungen am Phantom machen den wichtigſten Theil des praktiſchen Unterrichtes aus, und werden angeſtellt, um den Schüler nach erlangten theoretiſchen Kenntniſſen für die praktiſche Ausübung der geburtshilflichen Exploration und einiger Operationen vorzubereiten. Es ſoll am Phantom der Schüler nach den Regeln der Kunſt unterſuchen lernen, ſeinen Taſtſinn üben, und befähigt werden, das Gefühlte ſich vorzuſtellen, ſogleich dem Lehrer darüber Rechenſchaft zu geben, und ſo einen Anhalt für die folgende Unterſuchung an Schwangern und Gebärenden zu haben. Um dies zu erreichen, werden in das Phantom Hyſteroplaſmen, Kinderköpfe und Kindercadaver, die in Spiritus erhalten werden, eingelegt, Operationen gezeigt und geübt, und Fälle aufgeſtellt, welche der Schüler zu löſen hat. Es zerfallen daher die Phantomübungen in drei Abſchnitte. Im erſten Abſchnitt wird die Unterſuchung der Hyſteroplaſmen, der Kopf- und Kindeslagen vorgenommen. Bei den Hyſteroplaſmen hat der Schüler anzugeben, was er fühlt, die Zeit der beſtehenden erſten oder wiederholten Schwangerſchaft, die Periode der Geburt zu beſtimmen. Da er dabei auf die in der Natur vorkommenden Abweichungen aufmerkſam gemacht wird, ſo fallen ihm dieſe bei der Exploration der Schwangern und Gebärenden um ſo leichter auf, als er durch die Hyſteroplaſmen die Norm kennen lernt und ſich einprägt. Bei der Unterſuchung der eingelegten Kinderköpfe wird dem Schüler die Aufgabe geſtellt, mit dem Taſtſinne zu ermitteln, in welcher Gegend des Beckens der Kopf ſteht, welche Richtung und Lage er hat, in welchem Verhältniſſe die Durchmeſſer des Kopfes zu den Durchmeſſern des Beckens ſtehen, und welche Lage die übrigen Theile des Kindes haben. Der Lehrer nimmt dabei Gelegenheit, über den Mechanismus der Geburt zu examiniren, und der möglichen Abweichungen zu gedenken. Iſt der Schüler in der Beſtimmung der regelmäßigen Lagen feſt, ſo werden ihm die fehlerhaften Stellungen des Kopfes vorgelegt, wobei zugleich auf die möglicherweiſe daraus entſpringenden Indicationen zu operativen Eingriffen Rückſicht genommen wird. Die Kindercadaver werden benutzt, theils um die Beckenlagen, theils auch die fehlerhaften Lagen des Kindes touchiren und beſtimmen zu laſſen. Ein weites Feld ſteht hier dem Lehrer offen, ſich zugleich examinatoriſch mit den Schülern zu unterhalten. Den zweiten Abſchnitt der Übungen am Phantom machen diejenigen geburtshilflichen Operationen aus, welche ſich an einer ſolchen Vorrichtung zeigen und üben laſſen, nämlich 1) von den vorbereitenden Operationen: Die Verbeſſerung fehlerhafter Stellung des Kopfes oder des kindlichen Beckens, und fehlerhafter Lagen des Kindes durch bloße Lagenveränderung der Kreißenden, oder durch manuelle und inſtrumentale Mithilfe; das künſtliche Waſſerſprengen, wobei der Kopf mit einer etwas mit Waſſer verſehenen Blaſe überzogen wird; die Wendung auf die Füße, auf den Kopf und auf den Steiß; 2) von denjenigen Operationen, welche auf die unmittelbare Entwickelung des Kindes gerichtet ſind: Die Extraction des Kindes bei vorliegenden Füßen (Extraction an den Füßen); die Extraction des Kindes bei vorliegendem Steiße (Extraction an dem Steiße); die Extraction mittels der Geburtszange (Zangenoperation); die Anbohrung des Kopfes (Perforation); die Zermalmung des Kopfes (Cephalotripſie, Embryothlaſie); die Verkleinerung des Kindes durch Öffnung der Bruſt- und Bauchhöhle (Embryotomie). Auch können die Nachgeburtsoperationen zum Theil gezeigt und geübt werden. Den dritten Abſchnitt bildet zweckmäßig ein ſyſtematiſch geordneter Vortrag gut gewählter Geburtsfälle, wobei den Schülern die Feſtſtellung der jedesmaligen Indicationen und die Ausführung der Operation, dem gegebenen Fall entſprechend, zur Aufgabe bleibt.

Die chirurgiſchen Übungen am Phantom beziehen

sich besonders auf das Bandagiren, und stehen den Übungen im Bandagiren an Lebenden nach, indem an einer Puppe die verschiedenen gesunden und krankhaften Biegungen des menschlichen Körpers nicht naturtreu wiedergegeben werden können, auch der Schüler nicht lernt, den Verband schonend anzulegen. Es ist daher unerläßlich, daß der Schüler auch privatim an Lebenden bandagirt. Da an Cadavern die Operation erst gemacht und dann der Verband angelegt werden könnte, so würden Bandagirübungen an Leichen sehr zweckmäßig sein; allein es ist die Bewirkung der nothwendigen aufrechten Stellung nicht minder schwierig, als die Folgen großer Bewegungen der Leichname widerwärtig sind. Bei den Übungen am Phantom zeigt der Lehrer die Verbände, und hat besonders darauf zu halten, daß der Schüler sich daran gewöhnt, sie sauber und richtig anzulegen, und dabei ganz nach den bestehenden Regeln der Kunst verfährt. Um die Stellung der Hände beim Bandagiren auch durch Worte lehren zu können, hat Ascherson eine kurze Nomenclatur für die verschiedenen Handgriffe erdacht, und diese Lehre auf eine mathematische Kürze zurückgeführt (Lehrbuch des chirurgischen Verbandes. [Berlin 1843.] S. 8 u. 9).

Die Augenphantome dienen zu den Übungen der Schüler im Operiren, und sind unentbehrlich, da zwar der Nutzen des Operirens an Leichen unverkennbar ist, aber die menschlichen Augen nach dem Tode zu schnell collabiren und trübe werden, auch oft die Beschaffung der nöthigen Zahl nicht möglich ist. Es ist daher rathsam, dem Schüler zu empfehlen, an Leichen sich zu üben, so oft sich eine Gelegenheit darbietet. An den Augenphantomen werden gezeigt und geübt die verschiedenen Methoden der Operation des grauen Staars und der künstlichen Pupillenbildung. Der Hauptzweck dieser Übungen ist nicht nur die anschauliche Ausführung der Operation von Seiten des Lehrers, sondern er geht besonders dahin, daß der Schüler durch das Üben sich eine ruhige, sichere und leichte Führung der Augeninstrumente aneigne und erhalte. (*Hohl.*)

PHANTON (*Φάντων*), Pythagoreer aus Phlius. *Jamblich* v. *Pythag.* 4. fin. (*H.*)

PHANUEL, *Φανουήλ*, hebr. פְּנוּאֵל, einmal פְּנִיאֵל, bei Luther: Pnuel, Pniel, war eine Ortschaft Palästina's, jenseit des Jordan am Flusse Jabbok gelegen. Der israelitische Richter Gideon kam dahin von Succoth aus, als er mit seinen vom Kampfe erschöpften Mannschaften das Heer der Midianiter verfolgte; die Einwohner verweigerten ihm die gefoderte Unterstützung, weshalb er auf dem Rückwege ihre Burg („den Thurm") zerstörte (Richt. 8, 8. 17). Der Name Phanuel bedeutet: Angesicht Gottes. Nach 1 Mos. 32, 31 fg. erhielt der Ort diesen Namen von dem Patriarchen Jacob, als er dort den geheimnißvollen nächtlichen Kampf gehabt hatte, der ihm selber den Namen Israel (Gotteskämpfer) verschaffte. Noch wird berichtet (1 Kön. 12, 25), daß Jerobeam I., König von Israel, die Stadt Phanuel baute. Dies ist ohne Zweifel derselbe Ort, und „bauen" ist hier, wie häufig, nur s. v. a. ausbauen, erweitern. Andere behaupten, daß hier eine andere Stadt gemeint sei. Außer in den genannten Bibelstellen haben wir keine directe Nachricht über Phanuel. Zwar hat Eusebius im Onomastikon den Namen, aber offenbar nur nach der Bibel, nicht nach eigner Kenntniß, und ebenso Josephus (Arch. 1, 20, 2. 8, 8, 4). — Sonst ist Pnuel auch Personenname (1 Chron. 4, 4. 8, 25). (*E. Rödiger.*)

PHAON (*Φάων*). 1) Ein schöner Jüngling aus Mitylene, der bekannte Geliebte der Sappho (s. d. Art.). Nach ihm haben die Komiker Plato und Antiphanes eine ihrer Komödien genannt. 2) Ein Pythagoreer von schlüpfrigen Sitten (*Athen.* IV, 161, c). Ob dies eine und dieselbe Person mit dem Phaon ist, den Stratonikos wegen seiner in keinem Verhältniß zu seiner Kunst stehenden Eitelkeit auf den Besitz der Auletik verspottet hat (*Athen.* VIII, 351, e), bleibe dahin gestellt. (*H.*)

PHARA, 1) eine kleine Stadt der Halbinsel Leukadia, in der Nähe des leukadischen Felsen, von welchem unglücklich Liebende den vermeintlich heilsamen Sprung ins Meer wagten, der so Manchem, wie dem Jambendichter Charinus, den Tod brachte. Goodisson (Isl. of Corfu etc. p. 71. 72) entdeckte bei den Ruinen dieser Stadt viele Grabhügel, welche man für Gräber der durch jenen Sprung Umgekommenen gehalten hat; s. Kruse, Hellas. 2. Th. 2. Abth. S. 368. Unter den Ruinen der Stadt finden sich Spuren kyklopischer Bauart: Kruse a. a. O. — 2) Phara, auch Pharan genannt, eine Stadt in Arabia petraea, an der Grenze von Ägypten und Arabien, welche einst Ismael bewohnt haben soll (Gen. XXI, 21). Bei den Hebräern hieß diese Stadt Paran. Ptolemäus (V, 11) erwähnt in der Nähe dieser Stadt ein Vorgebirge (*μεχρὶ τοῦ κατὰ Φαρὰν ἀκρωτηρίου*). Vergl. *Salmas.* in Solin. p. 344. *Cellar.* Orb. ant. II. p. 685 sq. Mannert 6. Th. 1. Abth. S. 40.

(*Krause.*)

PHARA, PHARES. Nach einem uralten Herkommen zerfallen die Cantonsstädte und Dörfer in dem türkischen Albanien in Phares oder Unterabtheilungen, welche ihre besondern Magistratspersonen oder Geronten haben. Jedes Phara, welches Wort dem Mora der Spartaner entspricht, enthält die Glieder einer Familie, welche unter Polemarchen stehen, die wiederum ihre Buluk-bachis oder Rottenführer unter sich haben. Je zahlreicher oder je reicher eine solche Phara ist, desto mächtiger ist sie, indem sie im erstern Falle viele Krieger aus ihrer Mitte stellen kann, welche theils in gerader Linie, oder auch nur seitenverwandt mit einander sind und sich als souverain und edel betrachten, oder, im zweiten Falle, viele Söldner zu werben vermag. Diese Einrichtung gibt den albanesischen Flecken und Dörfern eine von andern Ortschaften ganz abweichende Gestalt; denn da die Pharen sich oft feindlich gegenüberstehen, so ist jedes Haus mit Zinnen und Schießscharten versehen, welche durch einen äußern Anwurf verborgen werden. Die Häuser liegen isolirt und außerhalb der Schußweite der übrigen und bilden meist stufenweise Quartiere um einen Hügel, oder auf einer steilen Hochebene, wodurch die Bewohner in den Stand gesetzt werden, sich gegenseitig zu beobachten oder Hilfe zu leisten. Die Republik Suli bestand

urſprünglich aus vier Dörfern, Suli (Cacoſuli), Kiapha, Avaricos und Samoniva, und dieſe zählten 30 Pharis, von welchen 19 auf Suli, 5 auf Kiapha, 3 auf Avaricos und ebenſo viel auf Samoniva kamen. Dieſe 30 Pharis enthielten 70 Familien. Späterhin gründeten die Sulioten 7 neue Dörfer im eroberten Lande, Tzecouri, Perichates, Vilia, Alſo-Chori, Condates, Koonala und Tchiſtlik, welche in 19 Pharen zerfielen *)

(*G. M. S. Fischer.*)

PHARAE, war der Name mehrer Städte im alten Hellas: 1) Pharä (Φαραί), in Achaia, von Strabon (VIII, 8. 388 *Cas.*) Phara genannt, die Bewohner Φαραεῖς, war eine der alten zwölf achäiſchen Städte und bethätigte ſich vorzüglich bei der Herſtellung des zweiten achäiſchen Bundes (*Polyb.* II, 41, 8. 12). Er bezeichnet die Bewohner Φαραιεῖς. Dieſe Stadt lag am Fluſſe Pieros, welchen die am Meere Wohnenden Peiros nannten. Der Weg von Pharä nach Paträ betrug 150 Stadien, vom Meere war jene Stadt nur 70 Stadien entfernt (*Pausan.* VII, 22, 1). An jenem Fluſſe befand ſich ein uralter Platanenhain, deſſen Bäume größtentheils hohl waren und einen ſolchen Umfang hatten, daß ſich Menſchen darin aufhalten und ſchlafen konnten (*Pausan.* l. c.). Der Markt zu Pharä hatte einen großen Umfang und war nach alter Weiſe eingerichtet. In der Mitte ſtand ein bärtiger Hermes aus Marmor in tetragoner Geſtalt, ohne Baſis und von geringer Größe, nach der Aufſchrift von dem Meſſenier Simylos geweiht. Mit dem Culte dieſes Hermes Agoräos war ein eigenthümliches Orakel verbunden. Vor der Statue war nämlich ein ſteinerner Herd (ἑστία λίθου) aufgeführt und daran eherne Lampen durch Blei befeſtigt. Wer nun den Gott zu befragen geſonnen war, kam des Abends an den Herd, legte Weihrauch auf, erfüllte die Lampen mit Öl, zündete Weihrauch und Lampen an, legte in die rechte Hand des Gottes eine Landesmünze, χαλκοῦς genannt, und richtete dann an des Gottes Ohr ſeine Frage. Hierauf hielt er ſich beiderſeits mit den Händen die Ohren zu und entfernte ſich vom Markte. Dann machte er die Ohren frei, und die erſte Stimme, welche er nun vernahm, hielt er für ſein Orakel (*Pausan.* l. c.). In der Nähe dieſer Statue befanden ſich auch 30 andere Hermen (τετράγωνοι λίθοι), welche von den Pharäern göttlich verehrt wurden, indem ſie ſich unter jeder derſelben eine beſtimmte Gottheit vorſtellten. Funfzehn Stadien von der Stadt war auch ein den Dioskuren geheiligter Lorbeerhain. Die Statuen waren, wie die Einwohner den Pauſanias berichteten, nach Rom geſchafft worden. Was den Gründer der Stadt betrifft, ſo konnte Pauſanias nicht ermitteln, ob es Phares, der Sohn der Philodameia, einer Tochter des Danaos, oder ein anderer gleiches Namens geweſen ſei (*Pausan.* l. c.). Durch Auguſtus war Pharä mit zum Gebiete der Stadt Paträ gekommen, welche durch ihn beſonders begünſtigt und vergrößert wurde (ſ. Paträ). 2) Eine andere Stadt von geringerer Bedeutung war Pharä in Meſſenien, deren Bewohner Φαράται hießen (*Strab.* VIII, 8, 388 *Cas.*). Die Stadt (auch Φηραὶ genannt) lag an dem Flüßchen Nedon, welches in Lakonien entſpringt. Daß dieſer Ort uralt war, bezeugt das Homeriſche Epos (Od. III, 488), wo Telemachos und Neſtor's Sohn, Peiſiſtratos, nach Pherä kommen und im Hauſe des Diokles, eines Sohnes des Orſilochos, welchen der Alpheios erzeugt, bewirthet werden. Auch Pauſanias (IV, 30, 2) erwähnt dieſen Ort und ſetzt ihn 70 Stadien von Abiä. Auguſtus hatte die Meſſenier in Pharä mit zu Lakonien geſchlagen. Als οἰκιστὴς von Pharä wird Pharis, Sohn des Hermes und der Philodameia, bezeichnet. Pauſanias (l. c.) entwickelt die Genealogie ausführlicher. 3) Ein drittes Pharä (auch Φηραὶ) lag in Böotien und gehörte zu der τετραπωλία τῆς περὶ Τάναγραν, nämlich Heleon, Harma, Mykaleſſos, Pherä (*Strab.* IX, 1, 405); ſ. Hoffmann, Griechenl. S. 593 fg. — Auch Pharis in Lakonien wurde ſpäter Pharä genannt (*Paus.* IV, 16, 5). Hoeck, Kreta. 2. Th. 435; ſ. d. Art. Pharis. Ein fünfter Ort dieſes Namens wird auf Kreta angegeben, und zwar als Gründung der meſſeniſchen Stadt dieſes Namens (*Steph. Byz.* s. v.). Plinius (h. n. IV, 20) führt ſie unter den oppida insignia in mediterraneo der Inſel auf. Vergl. Hoeck, Kreta. II, 435 und I, 435. (*Krause.*)

PHARAKIDAS (Φαρακίδας), lakedämoniſcher Admiral bei *Diod.* XIV, 63. (*H.*)

PHARAMUND oder richtiger Faramund [1]). Seit Jahrhunderten ſchreibt man von einem Könige der Franken, Pharamund, unter dem die Franken zuerſt in Gallien eingedrungen ſeien. Nun ſind zwar ſchon früh zweifelnde Stimmen laut geworden, ja einzelne haben das Daſein Pharamund's gradezu geleugnet; dennoch behauptet er ſich bei vielen, namentlich franzöſiſchen, Geſchichtſchreibern bis dieſen Tag, als geſchichtliche Perſon. Bei gegenwärtiger Darſtellung kommt es nun darauf an, die eigentlichen Quellen von den uneigentlichen, geſchichtliche Kunde von ungeſchichtlicher Sage zu ſcheiden.

Der erweislich älteſte fränkiſche Geſchichtſchreiber, Biſchof Gregor von Tours, kennt Pharamunden nicht [2]).

*) *Pouqueville*, Voyage. Tom. II, 32. 560 et not. I, 561. T. III, 265.

1) Zu dem unter dem Worte Faramund bereits Bemerkten liefern wir hier Ergänzungen, wie ſie nach den neueſten Forſchungen möglich geworden ſind. (d. Red.) 2) Er hat zwei Schriftſteller benutzt, deren Namen nur durch ihn erhalten ſind, den Sulpicius Alexander und Renatus Profuturus Frigeridus (Lib. 2. c. 8. 9), die beide Jahrbücher der Zeit der ſpätern Kaiſer geſchrieben haben, wahrſcheinlich vor der Mitte des 5. Jahrh., Sulpicius Alexander vielleicht ſchon vor dem Ende des vierten. Aus ihnen theilt Gregor mit, was ſie über die älteſte Geſchichte der Franken haben, und man ſiehet aus dieſen Mittheilungen, daß dieſe Schriftſteller ſich vortheilhaft unter ihren Zeitgenoſſen auszeichnen. Außerdem benutzte er noch die Fasti consulares. Gregor ſagt aber II, 9 (bei *Bouq.* II, 164): De Francorum vero regibus quis fuerit primus a multis ignoratur. nam cum multa de eis Sulpicii Alexandri narret historia, non tamen regum primum eorum ullatenus nominat, sed duces eos habuisse dicit; quae tamen de eisdem referat, memorare videtur. Und nun bringt er bei, was Sulpicius Alexander von den ducibus Genobaud Markomer und Sunno weiß. In dem Verlaufe der Mittheilungen nennt Sulpicius Alexander dieſe Führer regales, und Gregor bemerkt darüber: Cum autem eos regales vo-

Als Gewähr für Pharamund führt man gewöhnlich die Jahrbücher des Prosper Tiro Aquitanus [3]) an.

Im zweiten Texte desselben findet sich ganz ohne Verbindung und Zusammenhang in die Folge der Begebenheiten eingeschaltet ein Verzeichniß der ersten Könige Frankreichs (Franciae). Unmittelbar nach der Angabe der in Britannien erfolgten Ausrufung des Maximus zum römischen Kaiser, die in das J. 383 fällt, folgt der Satz: Priamus quidam regnat in Francia quantum altius colligere potuimus. Wer sollte nicht stutzen, den alten Priamos hier zu finden! Weiter unten, wo der Tod Athaulf's (415 n. Chr.) und die Verträge angegeben sind, die Wallia mit dem römischen Reiche schloß (416), folgt: Pharamundus regnat in Francia. Da zu dem nämlichen Jahre eine Sonnenfinsterniß und ein wunderbares Zeichen am Himmel angeführt wird und man aus Idacius und Philostorgios (XII, 8) weiß, daß den 19. Juli 418 eine Sonnenfinsterniß war und darauf einige Monate lang ein Schwanzstern sich sehen ließ, so bestimmte das die Neuern, die Herrschaft Faramund's mit 418 beginnen zu lassen. Faramund's Tod muß nach diesem Texte Prosper's 426 erfolgt sein; denn nach der Erzählung von der Befreiung der durch die Gothen belagerten Stadt Arles, einem Ereignisse des J. 426, folgt der Satz: Clodio regnat in Francia. Die Reihe der ältesten Könige der Franken beschließt Meroveus: Meroveus regnat in Francia. Dieser Satz folgt nach der Meldung des Einfalles der Hunnen in Thrakien und der Ermordung Bleda's durch Attila in den J. 442 und 444.

Schon der Name Priamus und die Benennung Francia für Belgien zeugen hinlänglich für die Ungeschichtlichkeit dieser Kunde über die ältesten fränkischen Könige; auch müßte es sonderbar sein, wenn Prosper die kleinen Könige eines zur Zeit noch wenig bedeutenden Volkes für wichtig genug gehalten hätte, vor den Fürsten anderer damals geschichtlich berühmterer Völker genannt zu werden, anderer Gründe nicht zu gedenken. Die angeführten Stellen sind aber nichts als Einschiebsel unkundiger Abschreiber der spätern Merovingischen Zeit und wahrscheinlich im 7. Jahrh. entstanden.

Aber die neuern Geschichtschreiber, die diesen Text Prosper's für Pharamund anführen, haben ihre Kunde von den fabelhaften Königen und der trojanischen Abkunft eigentlich aus andern weitläufiger sich aussprechenden Quellen. Die eine und die allein nur Pharamunden kennt, sind die gesta regum Francorum, die bis zur Thronbesteigung Theodorik's IV. im J. 721 gehen, verfaßt in der ersten Hälfte des 8. Jahrh., vielleicht um 736; die andere ist nur Geschichte der Franken, geschrieben am Ende des 8. Jahrh. gegen das Ende der Herrschaft Pipin's, von Fredegär dem Scholastiker. Sie reicht bis 751 und ist fortgesetzt bis 768. Anfangs sind diese Werke meist Verkürzungen der Geschichte Gregor's, viele Stellen wörtliche Abschrift, andere entstellt durch Versetzungen und Misverständnisse; vieles ist Zusatz, und man sieht aus allem, daß die Verfasser aus mehr als einer Quelle geschöpft haben.

In diesen beiden Schriften findet sich die Sage von der trojanischen Abkunft der Franken weitläufig erzählt und genaue Kunde von ihren ältesten Fürsten, bei beiden aber in verschiedener Ausbildung. Die gesta haben in der Erzählung von der Abkunft und den ältesten Schicksalen der Franken ein seltsames Gemisch geschichtlicher und saglicher Überlieferungen: dort heißt es unter Anderm (c. 4), nachdem der Tod des Führers, Priamus, in der Schlacht gegen Valentinianus gemeldet worden ist: illi (die Franken) quoque egressi a Sicambria venerunt in extremis partibus Rheni fluminis in Germaniarum oppidis, illicque inhabitaverunt cum principibus eorum Marchomiro, filio Priami et Sunnone filio

---

cet, nescimus utrum reges fuerint an vices tenuerint regum. In der nächstfolgenden Stelle des Sulpicius Alexander heißen Sunno und Markomér subreguli und Gregor sagt: Iterum hic refictis tam ducibus quam regalibus uperte Francos regem habere designat, hujusque nomen praetermittens ait: dehinc Eugenius tyrannus suscepto expeditionali procinctu Rheni limitem petit ut cum Alamannorum et Francorum regibus etc. Und zu einer Stelle des Renatus Profuturus Frigeridus, wo dieser Respendial und Goar, Könige der Alane, und Godegisil, König der Wandale, nennt, bemerkt Gregor: Movet nos haec causa, quod, cum aliarum gentium reges nominat, cur non nominet et Francorum. Auch in dem, was Renatus Profuturus weiter über die Franken sagt und bei Orosius findet Gregor nichts über die Könige der Franken. Als Sage vieler berichtet er, daß die Franken aus Pannonien gekommen wären und zuerst an den Ufern des Rheines sich niedergelassen, dann aber den Rhein überschritten hätten und nach Thoringia (für Tungria) gekommen wären: dort hätten sie juxta pagos vel civitates haarige Könige aus dem ersten und edelsten Hause über sich erwählet, quod postea probatum Chladovechi victoriae tradidere. Dann fährt er fort: denn auch in den consularibus lesen wir, daß Theodomér, König der Franken, Sohn Richimér's, weiland und seine Mutter Aschila (Aschula, Aschila) mit dem Schwerte getödtet sind. Man sagt auch, daß damals der in seinem Volke nützliche und sehr edele Chlogio König der Franken gewesen sei, der auf (?) dem Schlosse Dispargum (apud Dispargum castrum) wohnte, welches in dem Gebiete der Thoringe (nach besserer Lesart „der Tungrer") ist. Nun erzählt er, was Chlogio gethan, und setzt hinzu: von seinem Stamme ist, wie einige versichern, König Merowéch gewesen, dessen Sohn Childerik war. So schließt der Bericht Gregor's über die ältesten Fürsten der Franken. Von Pharamund, oder, wie es heißen muß, Faramund, weiß er nichts. Sogar Chlogio gehört ihm nur der Sage an.

3) Dieser lebte um die Mitte des 5. Jahrh., seine Geschichte beginnt mit dem Tode des Kaisers Valens (378) und endet mit dem Tode des Kaisers Valentinianus III. (455), folglich konnte Prosper Augenzeuge eines Theiles der Ereignisse sein, die er erzählet. Das Buch Prosper's haben wir in zweifachem Texte. Der erste ist ausgegeben von Sirmond und Chifflet und trägt alle Kennzeichen der Echtheit. Die Begebenheiten sind nach genauer Zeitfolge berichtet und bei jedem Jahre die Namen der Consuln genannt. Die Thatsachen stehen in genauem Bezuge zu einander und stimmen mit den Zeugnissen der andern gleichzeitigen Urkunden überein. Dieser Text ist gewöhnlich hinter dem Zeitbuche des h. Hieronymus. Der andere Text ist von Pithoa bekannt gemacht, beginnt und endet mit denselben Ereignissen wie der erste, die Angaben aber sind kürzer, zuweilen unter einander geworfen und verstümmelt, die Zeitbestimmung mangelt, einiges aber ist buchstäblich wie in dem ersten. Es finden sich viele grobe Irrthümer, die schwerlich ein Zeitgenosse begangen hätte. Bei allem dem hat dieser Text doch auch mehre Angaben, die im ersten fehlen, und die jeden Falles aus andern uns verlorenen Schriften zugeschrieben sind. Dieser zweite Text ist aber gewiß nicht das ursprüngliche Werk Prosper's, sondern eine nach Art des Mittelalters gefertigte Abschrift, wo der Abschreiber änderte, wie ihm gut schien.

Antenoris, habitaveruntque ibi annis multis. tunc defuncto Sunnone et accepto consilio, in uno primatu eorum unum habere principem, petierunt consilium Marchomiro ut regem unum haberent sicut et ceterae gentes [4]). at ille dedit eis consilium, ut elegerunt Faramundum, filium ipsius Marchomiri, et levaverunt eum super se regem crinitum. tunc et legem habere coeperunt quam consiliarii eorum priores gentiles his nominibus Wisovast, Wisogast, Arogast, Salegast in villabus Germaniae, id sunt Bodecheim, Salecheim et Widecheim tractaverunt [5]). Nach Faramund's Tode wird Chlodio König.

Bei Frĕdegâr ist meist alles anders, aber ebenso verworren. Er hat Faramunden nicht, an dessen Statt steht Thĕudemêr (al. Thĕodomir), der Sohn Chlŏdĕo's (al. Clodoveus, Chloveus) ist. Er führt für den trojanischen Ursprung der fränkischen Könige den h. Hieronymus an, aber in dessen Werken findet sich nichts, und nach de Pétigny's sehr wahrscheinlicher Meinung hatte Frĕdegâr eine mit Einschaltungen versehene Abschrift des Zeitbuches Prosper's vor sich, das gewöhnlich als eine Fortsetzung der des Hieronymus angesehen wird. Außerdem nennt Frĕdegâr noch als Quelle den Dichter Virgilius! Daß schon Gregor die Sage von der trojanischen Abkunft der Franken gekannt und richtig gewürdigt habe, machen Löbell und de Pétigny in den Schriften, die ich gleich nennen werde, sehr glaublich. Sulp. Alex. und Renatus Prof. Frigeridus scheinen nichts von der Herkunft der Franken erfahren zu haben.

Wie die falschen Stammbäume der fränkischen Könige und die Sagen von der Abstammung der Franken aus Troja entstanden sind, haben am Besten Pétigny und Löbell in ihren unten zu citirenden Schriften dargethan, worauf ich den Leser verweise.

Die Geschichtschreiber der Karolingischen Zeit haben bis auf wenige, die sich mehr an Gregor oder an Berichte gehalten haben müssen, die diesem entnommen sind, die trojanische Abkunft, die fabelhaften Verzeichnisse der Könige und unter ihnen Faramunden. So sagen die chronica reg. Francor. breviter digesta, anon. auctore qui scribebat ante mensem septembrem a. DCCCLV bei *Labbé*. T. I. nov. bibl. libr. mss. p. 330 und bei *Bouq.* II, 663: Sunno genuit Ferramundum, qui fuit primus rex Francorum crinitus. Ferramundus genuit Chlodionem regem; dessen Sohn ist Mĕrowĕch. Ado, Erzbischof von Vienne, gest. 875, dessen Geschichte bis 869 geht, gibt nur einen Auszug der gesta regum Francorum. Er berichtet, nach dem Zuge aus Sicambria wären die Franken an die äußersten Theile des Rheines gekommen, in Germanorum oppida, hätten dort einige Zeit mit ihren Fürsten, Markomir und Sunno, gesessen. Daselbst primum regem Pharamundum sibi postmodum statuunt, legibusque se subdunt, quas priores eorum Wisogastus, Bodesogastus, Adrogastus (al. Wisovastus, Wisogastus, Atrogastus), Salegastus invenerunt. Auf Pharamund folgt sein Sohn Chlodio. Nach den gestis Franc. ab ipsius gentis orig. ad obitum usque Clodovei I. regis auctore Roricone bei *Bouq.* III, 2 sq., der die Trojasage auch der Länge nach hat, bauen die Franken am Rheine eine Stadt nach dem Bilde Trojen, die aber unvollendet bleibt; dann wählen sie einen König, wie die übrigen Völker, mit Namen Faramund, den Sohn Marchomir's, des Sohnes Priam's ꝛc. Sein Sohn ist Clodio. *Aimoinus* de gest. reg. Franc. erzählt (lib. 1. bei *Bouq.* III, 29) die Stammsage sowol nach den gestis als nach Frĕdegâr, ohne die Quellen zu nennen, und berichtet dann (c. 4. p. 30) von Pharamund dasselbe wie Roriko. Sigebert von Gemblours (gest. 1113) hat die Stammsage auch und meldet zum J. 418 (*Bouq.* III, 334) von Faramund das Nämliche, gibt aber noch an, daß er eilf Jahre geherrscht habe. Im J. 422, sagt er, hätten die Franken angefangen, sich der Gesetze zu bedienen und das salische Gesetz durch vier Vornehme des Volkes vorschreiben lassen (dictaverunt). Diese hießen: Usogast, Bosogast, Salagast, Widigast. Dies sei geschehen in villis Germaniae Salehaim, Bodohaim, Windohaim etc. Faramund stirbt nach ihm 427 und es folgt sein Sohn Clodius. Das chron. Moissacense, das bis 818 und 840 geht, gibt nur einen fast wörtlichen Auszug aus Frĕdegâr und den gest. reg. Franc. Die dürren Stammbäume will ich zusammen betrachten [6]).

4) Besser ist die andere Lesart acceperunt consilium, ut regem sibi unum constituerent. 5) Vergl. die Vorrede zu dem salischen Gesetze und die neuesten Untersuchungen über sie. Übrigens gibt es zu dem obigen folgende Lesarten: 1) Wisowastus, Wisogastus, Arogastus, Salegastus, in villabusque ultra Renum sunt, Vibothagin, Salahagin et Widechagin; 2) Arogastus, in villis quae ultra Renum sunt, und Bothagin; 3) id sunt Salegagme in Bothagam et Wisogagme in Wilegam.

6) Bei *Labbé* T. I. bibl. mss. p. 331 und bei *Bouq.* II, 665 stehen historica quaedam excerpta ex veteri stemmate genealogico regum Franciae, die folgende Nachrichten haben: Von Gennobaldus, Marchomerus, Sunno, Theodomeris sagen sie, diese seien zu verschiedenen Zeiten von Anfange des fränkischen Volkes duces aber reguli gewesen, die Geschichtschreiber ließen es aber ungewiß, quali sibi procreationis linea successerunt. Dann kennen sie Pharamunden als ersten König, unter dem sich die Franken zuerst Gesetzen unterworfen hätten, gegeben von ihren priores Wisogast, Atrogast, Salegast. Auf Pharamunden folgt hier Chlochilo, diesem Merowech. Die geneal. reg. Franc. a Faramundo usque ad Pipinum bei *Chesne* I, 793 und *Bouq.* II, 695 hat als ersten König Faramunden, als zweiten seinen Sohn Chludian, als dritten Merevius, den Sohn Merovei. Die geneal. posteror. Chlodionis regis qui hactenus ignoti fuerunt (*Bouq.* II, 696) hat auch Faramunden als ersten König, dessen Söhne sehr merkwürdig Clemo und Cludiono heißen. Dann: Chludius genuit Chlodebaudo, Chlodebaudus genuit Chloderico. Die geneal. reg. Franc. a Meroveo usque ad unctionem Pipini regis (das.) hat nur: ex genealogia Priami fuit Meroveus, pater Childerici etc. Ebenso de majoribus domus regiae libellus bei *Chesne* II, 1 und *Bouq.* II, 699. Die prosapia regum Franc. usque ad Childericum ultimum regem primae stirpis bei *d'Achery* II, 800 und *Bouq.* II, 697 und die geneal., ex qua ortus est Carolus M. das. 901 und 698 sagen: Priamus zeugte Faramunden, Faramund zeugte Chlodion, Chlodio, da er ohne Sohn war, folgte ihm im Reiche sein Enkel Merovеus. Es gibt noch mehre Stammbäume bei Pertz und, wenn ich nicht irre, in Mone Anz. f. K. d. deut. Vorzeit, aber es genüge an diesen. Doch will ich noch erwähnen, daß eine bei *Bouq.* II, 695 befindliche und nach ihm im 12. Jahrh. geschriebene

Die romantischen Dichter des französischen Mittelalters schufen oder bildeten aus manchen Sagen von Faramund und seinen ersten Nachfolgern ihre Dichtungen, gingen jedoch nicht in die Geschichte ein[7]). Dagegen hatten die Erzählungen der angegebenen Quellen durch beständige mündliche und schriftliche Fortpflanzung im 16. Jahrh. ein unbestreitbares Ansehen gewonnen und waren volksthümlich geworden, wie sich geschichtliche Irrthümer immer besser fortpflanzen als geschichtliche Wahrheiten. In Frankreich ward bei den Verherrlichungen der Könige stets die Abstammung von Troja, Pharamund und sein Geschlecht angewendet und die Gedanken ruheten auf diesen ungeschichtlichen Annahmen so fest und so gern, daß es Verbrechen war, an ihnen zu zweifeln, wie denn eine der Ursachen der Einsperrung Freret's in die Bastille seine Abhandlung über den wahren Ursprung der Franken gewesen sein soll. Dazu kam eine höchst sonderbare Erweiterung der Sage in Teutschland. Nämlich im Anfange des 16. Jahrh. trat der Abt Johann von Tritheim auf mit einer vollständigen Geschichte der Franken nach der Folge ihrer Könige vom J. 440 v. Chr. an, die er aus dem Werke Hunibold's, eines Zeitgenossen Chlodowig's, genommen haben wollte. Sein Buch erschien in zwei Gestalten, als compendium s. breviarium primi voluminis annalium s. historiar. de origine regum et gentis Francor. (die er bis zum 28. Jahre Maximilian's I. geschrieben zu haben vorgab) und als de orig. gentis Francor. compendium ex duodecim ultimis Huniboldi libris, quorum sex primos Wasthaldus conscripsit, ab introitu Sicambrorum ad partes Rheni in Germaniam. Das letzte Buch sollte ein Auszug aus erstem sein. Beide Schriften sind in der Geschichte vor Chlodowig geschmacklose Erdichtungen, wurden aber mit großem Beifall, wiewol nicht von allen Gelehrten, aufgenommen. Daß sie Beifall und Glauben im 16. Jahrh. fanden, ist nicht hoch anzuschlagen, daß sie aber noch in der neuern Zeit Vertheidiger gefunden haben, ist kaum glaublich. Gerechte Würdigung dieser Bücher und ihrer neuern Vertheidiger, denen noch Barth (in der neuen Ausgabe des ersten Theiles seiner Urgeschichte Teutschlands) beizuzählen ist, hat in der jüngsten Zeit Löbell (in seinem Gregor von Tours in der Beilage über die Meinungen vom Ursprunge der Franken) gegeben. In dem compend. s. breviarium gibt der Abt folgende genaue Nachrichten über Faramunden:

Clodius aber zeugte Markomiren, der 16 Jahre an der Spitze stand: Markomir aber zeugte Faramunden und Markomiren: Faramund aber verwaltete mit dem Vater und allein das Herzogthum 15 Jahre und ward dann zum Könige der Franken erwählt, wie wir an seiner Stelle sagen werden. Das Herzogthum Ostfranken (ducatum Franciae orientalis) aber übertrug er seinem Bruder Markomir, welches er 18 Jahre leitete.

Im J. 404 n. Chr. Geb., in der zweiten indictio der Römer, starb Markomir, Herzog der Ostfranken, die bei Wirciburg zwischen den Doringen und Swêwen wohnen, ein tüchtiger Mann, aber Heide, auf dem Berge, der Frankenberg heißt, nach dem vaterländischen Aberglauben begraben.

Diesem folgte im Herzogthum Peapolis[8]) sein älterer Sohn, mit Namen Faramund, ein kluger, kühner, tapferer und kriegerischer Mann, der seinem Volke 15 Jahre vorstand und nachher (wie wir sagen werden) durch einmüthiges Zusammenstimmen der Herzogen und Vornehmen des Volkes zum Könige der Franken erwählt ward. Der war Genebald's, des ersten Herzogen der östlichen Franken, und des Bruders Königs Markomir's, deren Vater war Clogio, König der Franken, der (wie wir oben sagten) im J. 378 n. Chr. starb.

Im J. 419 n. Chr. starb Genebald, Reichsverweser (interrex) der Franken, Sohn Dagobert's und Enkel des Königs Markomir, im 21. Jahre seiner fürstlichen Würde, nach dessen Tode die Franken (wie wir sagen werden) von Neuem Könige hatten.

Denn in selbem Jahre, sogleich nach Genebald's Ableben, beriethen sich die zusammengekommenen Vornehmen und Ältesten der Franken reiflich und hielten es für nützlich, sich, nach der Sitte der Alten, einen aus den Herzogen zum Könige zu bestellen. Und die Rede schien gut in aller Augen und kamen zusammen in Sachen dieses Geschäftes zu einem andern Reichstage nachbenannte Herzogen: Pharamund nämlich, Herzog der Ostfranken, Herzog Markomir und Herzog Sunno, Brüder Pharamund's, des östlichen[9]), Herzog Clodius, Sohn Pharamund's, Herzog Dagobert, Sohn Markomir's, Herzog Nikanor, Herzog Pharabert, Herzog Richimer, Antenor, Herzog der Menopoliten, Herzog Priamus, sein Bruder, Bertheri, gallischer (gallicanus) Herzog, Heribert, Inselherzog (dux insulanus)[10]), Herzog Sunno und Herzog Richer, Söhne Genebald's, des verstorbenen Herzogen und Reichsverwesers der Franken, Herzog Diokles und Herzog Meroveus. Es waren da aus den Priestern und Weisen Salegasthald, der Oberpriester Jupiter's, Gasthald, Herhald der Kanzler (magister epistolarum), Wisogasthald, Priester der Diana, Rutwic, Adelhard, Richeri und mehre andere sowol aus den Gemeinen als aus den Vornehmen.

Diese alle wählten endlich nach gemeinschaftlich gepflogener reiflicher Berathung Pharamunden, Herzogen

geneal. reg. Franc. prim. stirpis von Faramunden nichts weiß, sondern blos meldet, in den consularib. stehe Theodemir, König der Franken, Sohn Rikimir's, und einige behaupteten, aus dessen Stamme sei der König Meroveus. Ebenso wenig weiß Hugo in seinem bis 1102 reichenden chron. virdunense (*Bouq.* III, 353) von Faramunden, indem er ganz abweichend erzählt: anno ab incarnatione domini CCCCXLVI indictione XIV epacta nona, concurrente primo, pontificatus domni Leonis anno secundo, in Francorum terra regea regnare coeperunt et primus eorum nomine Clodio regnavit annis viginti.

7) Nicht iben Erwähnung Faramund's, aber Erwähnung der trojanischen Abkunft der Franken findet sich auch bei den Dichtern des teutschen Mittelalters. Die Stellen sind gesammelt von W. Grimm im Anhange seiner Übersetzung der altdänischen Heldenlieder S. 431 fg.; Grimm's Schluß aber ist unrichtig.

8) d. i. Würzburg. 9) Orientalis, wie das zu verstehen, weiß ich nicht; vielleicht ist gemeint: Herzog Franciae orientalis. 10) Soll vielleicht heißen: Herzog von Isle de France?

Digitized by Google

der Oſtfranken, bei Wirriburg zum Könige der Franken, und dieſer war der Sohn geweſen des (wie wir oben geſagt haben) im J. 404 n. Chr. verſtorbenen Herzogen Markomir's, welcher Markomir war Clodiuſſes, welcher war Dagoberts, welcher war Genebald's, des erſten Herzogen der Oſtfranken, der (wie wir oben geſagt haben) ſtarb im J. 378 n. Chr.

Pharamund alſo, Markomir's, des großen Herzogen der Oſtfranken, Sohn, durch allgemeine Stimme der Vornehmen zum Könige gewählt im vorgenannten 419. J. n. Chr., der zweiten indictio der Römer, am 24. Tage des Aprilmondes, ſeines Alters im 56. J., herrſchte über die Franken ſieben Jahre, ein ſehr guter Mann in ſeinem Geſchlechte, aber kein Chriſt.

Aber das Herzogthum Oſtfranken übertrug er bald in demſelben Jahre ſeinem Bruder Markomir zur Verwaltung, der es tüchtig lenkte 18 Jahre ꝛc.

Im dritten Jahre ſeiner Herrſchaft begann Pharamund, König der Franken, um das von Sitten ungebildete und von Gemüthe wilde Volk durch Geſetze zu beſchränken, nach Berufung einiger Vornehmen des Reiches über Feſtſtellung des Neuen (novarum rerum) reifliche Berathung zu halten. Denn das Verhältniß der Zeiten ließ die Satzungen der alten Könige nicht zu, die um nichts minder durch verſchiedene Unruhen des Volkes ſchon eit mehren Jahren nicht nur nicht in Gebrauch, ſondern auch ganz in Vergeſſenheit und Verachtung gekommen waren und die deshalb höchſt nöthig ſchien, entweder durch Verbeſſerung zu ändern, oder durch etwas Neues aufzuheben.

Es waren aber bei jener Verſammlung der Franken mehre in ihrem Geſchlechte kluge Männer, aus deren Zahl vier vorzüglichere erleſen waren, denen der König zugleich mit den Vornehmen jegliche Macht gab, Geſetze zu ſchaffen, und ſie hießen ſo: Salagaſt, Weſogaſt, Wijndegaſt und Boſogaſt, deren erſter eine Stadt an den Ufern des Mainfluſſes dauete, die er nach ſeinem Namen Salagaſtat nannte, Wyndegaſt aber in Oſtfranken einen Flecken ſeines Namens, Wyndesheim, gründete.

Alſo verhandelten dieſe vier Zuſammenkommenden durch drei Landgerichte (mallos) fleißig die Gründe der Rechtsſachen. Über das Einzelne Urtheil fällend gaben ſie einen neuen Band geſetzlicher Beſtimmungen heraus, der von dem vornehmlichen Verfaſſer Salagaſt, der Jupiter's Oberprieſter war, den Namen ſaliſches Geſetz empfing (nomen legis Salicę), dem Clodoveus nachher die Angaben des Inhaltes überſchrieb (intelligentię capitula superiecit).

In demſelben Jahre, fährt er fort, hätten die Wandale, Alane und Suelii Spanien unter ſich getheilt, im dritten Jahre Pharamund's ſei der h. Hieronymus geſtorben, im ſechsten Jahre deſſelben, 425 n. Chr., ſei der h. Theoneſtus, mit den Prieſtern Albanus, Urſus und Abraham, vertrieben, nach Italien und an die germaniſchen Marken gekommen und Albanus bei Mainz um des chriſtlichen Glaubens willen getödtet worden. Dann aber ſagt er:

Pharamund, König der Franken, ſtirbt im 70. Jahre ſeiner Herrſchaft, n. Chr. Geb. aber im 446., der 9. indictio der Römer.

Die Schrift: De orig. gentis Francor. compendium *Joannis Trittenkemii* abbatis ex 12 ultimis Hunibaldi libris etc., hat (bei *J. Trithemii* Opp. hist. T. I) folgende Stellen:

P. 79. Im 18. Jahre Genebald's des Großen, Herzogen der weſtlichen Franken, welches war das 403. n. Chr. Geb., ſtarb Markomir, Herzog der öſtlichen Franken, begraben auf dem Berge, der Frankenberg heißt, nach heidniſcher Sitte. Dem folgte ſein Sohn Faramund in dem Herzogthum und ward nach zwei Jahren zum Könige aller Franken erwählt.

In ſelbem Jahre ſtarben Markomir und Sunno, Herzogen und Brüder Genebald's von Unterfranken, ohne Kinder männlichen Geſchlechts und wurden in (apud) Neopagus begraben.

Im folgenden Jahre, welches war das 404. n. Chr. Geb., ſtarb Genebald, der große Herzog der Weſtfranken, im 19. Jahre ſeines Fürſtenthums, zwei Söhne nachlaſſend, Sunnen und Richern, deren älterer an den Füßen lahm war, der jüngere aber zur Herrſchaft nicht geſchickt genug.

Zu ſelber Zeit erweiterten die Franken ihre Marken ſehr, und waren vielen Herzogen unterthan, die doch alle einem größern wie einem Könige gehorchten. Es ſchien ihnen aber, daß dieſe Theilung der fürſtlichen Würde nicht gut für das Volk der Franken wäre, ſondern ſie meinten, es würde beſſer ſein, ohne Rückſicht auf die Römer, ſich einen eignen König zu ſetzen, wie ſie vor 30 Jahren gehabt hatten.

Daher kamen im J. 405 n. Chr. Geb., in der dritten indict. der Römer, alle Herzogen, Vornehmen und Edeln der Franken im Monate März bei Neopagus zur Wahl eines neuen Königs zuſammen und waren unter ihnen folgende die vorzüglichſten: Herzog Faramund der Oſtfranken und ſeine beiden Brüder Markomir und Sunno mit ihren Söhnen Chlodius, Dagobert, Nikanor, Farabert und Richimer, Herzog Anthenor, Fürſt der Franken bei Hogios und Frankenfurt Moenopolitas [11]) mit ſeinen Brüdern Priamus und Dagobert, Herzog Berther aus Gallien (Gallicanus), Herzog Heribert von der Inſel (dux Herib. insulanus), Herzog Sunno und Richer, Brüder und Söhne des Herzogen Genebald. Unter den vielen Vornehmen waren Salagaſt, Philippus, der geheime Rath Gaſthald (a secretis Gaschald), Herhald, Wiſogaſthald, Rutovich, Adelhard und Richer. Dieſe alle erwählten mit den übrigen mit einer Stimme Pharamunden, den Sproſſen des königlichen Geſchlechtes und Herzogen, bei Marropolis der Oſtfranken einmüthig zum Könige.

König Pharamund, Sohn des Herzogen Markomir's, der war Clodiuſſes, der war Dagobert's, der war Genebald's, der war Dagobert's, des Königs der Franken, wel-

11) Das verſtehe ich nicht: Moenopolis iſt Frankfurt a. M., was ſoll aber da noch Franckenfurt und der Art. Moenopolitas? und was iſt Hogios?

cher (wie oben gesagt ist) verschied im J. 407 n. Chr. Geb., Pharamund also, vom Herzogen zum Könige erwählt, herrschte 27 Jahre, ein tapferer, großmüthiger Mann und sehr kühner Kämpfer, der die römischen Legionen im Kriege vernichtete. Das Herzogthum Ostfranken aber übertrug er seinem Bruder Markomir im oben genannten J., 405 n. Chr., und verheerte selbst mit den Westfranken Gallien. Markomir aber stirbt, nachdem er 18 Jahre den Franken vorgestanden hatte, im J. 423 n. Chr. Geb., begraben auf dem Berge Frankenberg. —

So Tritheim. Im 17. Jahrh. findet man in Frankreich oft die Glieder des Hauses Bourbon Hectoridae und Trojugenae genannt, und man glaubte so fest an die trojanische Abkunft, daß die Benedictiner bei Bekanntmachung der geschichtlichen Quellen die den Ungrund jenes Glaubens beweisen, doch nicht öffentlich ihn zu bekämpfen wagten. Nur Dubos that dies, mußte dafür aber die härtesten Angriffe erleiden. Im Ganzen erhielt sich in Frankreich die alte Meinung bis heute, weniger bei uns. Die Geschichtschreiber stützten sich auf die gesta und Fredegar, weit weniger benutzte man Gregoren, der lange unbekannt war und dem man seine Verkürzer und Verstümmler nach der Sitte des Mittelalters vorzog. Priamus schien aber den mit dem Alterthum vertrautern doch zu auffallend, man behielt nur Pharamond, Clodion, Mérovée und Childéric. Die wirkliche Geschichte der Franken bis auf Chlôdowêh, soviel man davon wissen kann, ist am besten beschrieben von J. F. Huschberg, in seiner Geschichte der Allemannen und Franken bis zur Gründung der fränkischen Monarchie durch König Chlodwig (in Sulzbach, 1840 erschienen) und von *J. de Pétigny*, in seinen Études sur l'hist., les lois et les institutions de l'époque Mérovingienne. T. I. T. II. pt. I. (Paris et Lips. 1843 — 1844) herausgekommen, womit zu vergleichen ist J. W. Löbell's Gregor von Tours (Leipzig 1839). S. 490 fg. und die Teutschen und die Nachbarstämme von Kasp. Zeuß. S. 325 —350. E. Aend's Gesch. des Ursprungs und der Entwicklung des französischen Volkes ꝛc., von der bisher (Leipzig 1844 — 1845) zwei Bände an das Licht gekommen sind, habe ich noch nicht gelesen. —

Sollte es aber nicht wirklich im Anfange des fünften Jahrh. einen fränkischen [12]) Heerführer Faramund gegeben haben? Das kann weder bejaht noch verneint werden, eben weil die Geschichte nichts von ihm weiß. Möglich wäre, daß ein Mann aus Markomir's Stamme so geheißen habe, aber Vermuthung kann nichts helfen.

(*Aue.*)

PHARAN (Φαράν), alter Name einer Stadt in Arabien (bei *Steph. Byz.*), davon die Einwohner Φαρανῖται und das Adjectiv Pharanitis, bei *Plin.* N. H. XXXVII, 9; s. Phara. (*H.*)

PHARANDAKES (Φαρανδάκης), Perser bei *Aesch.* Pers. 31. (*H.*)

PHARANDATES (Φαρανδάτης), Anführer der Kolchier im persischen Heere, bei *Herodot.* VII, 79. *Paus.* III, 4, 9. (*H.*)

PHARAO. 1) Der gemeinsame Name der ältern ägyptischen Könige; s. hierüber den Artikel Pharaonen am Ende des Buchstabens P. 2) Ein berühmtes Karten- und Hasardspiel, s. Kartenspiele. (*H.*)

Pharaonshuhn, s. Perlhuhn.

Pharaonsmaus, Pharaonsratze, s. Herpestes II, 7. p. 2.

PHARASMANES. König der Chorasmier; s. *Arrian.* IV, 15, 4 *sq.* (*H.*)

12) Der Name Faramund ist wirklich fränkisch, er kommt vor bei *Bouq.* II, 524. 608. III, 593. 602, und läßt sich vielleicht noch in andern Quellen nachweisen. Aber auch andere verwandte Namen scheinen sich vorzüglich bei den Franken zu finden: Faramôd bei *Bouq.* II, 381, Faraulf das. 299. III, 97, 494, Farulf das. III, 491, in ausländischem Gewande Pharaildis (d. i. Farahild) das. 628. Einfach kommt auch der erste Theil des Namen vor: Far das. II, 446, in schwacher Form Faro das. 429. 181. 555. III, 502. 503. 19. 43. 501 fg. 513. 514 und die, wie scheint, starke weibliche Form Fara das. II, 429. III, 500. 505. 573. 502. 279. Ein Mal sind Faro und Fara Geschwister. Far, als zweiter Theil der Zusammensetzung, findet sich in dem männlichen Namen Burgundofar das. II, 429 und dem weiblichen Burgundofara das. und III, 481. 500. 504. Graff im ahd. Sprachschatze verzeichnet die Namen Fara, Farulf, Faramund, Faramund, Grimm kennt auch noch den weiblichen Farapure. Pharabert, Farabert, einige Mal bei Tritheim vorkommend, beweist natürlich Nichts, kann aber recht wohl als Name bestanden haben und gibt einen guten, echt germanischen Sinn. Das a in Far ꝛc. muß kurz sein, denn in jener altfränkischen Zeit galt noch das ursprüngliche e da, wo später â eintrat, z. B. — mêr in Eigennamen für späteres — mâr. Will man nun versuchen, den Namen Faramund zu deuten, so bietet sich für das erste Wort Faran fahren, d. i. gehen, Fara in der lex Rotharis fahrende Habe, Far in Verbindungen wie einfar solivagus, Far Hafen, Überfahrt, fara generatio, linea (Langobardorum pharas, i. e. generationes bei Paulus Diakonus); für das zweite Wort haben wir got. munths os, agf. mudh, altnord. mudr aber munnr, aht. mund, mundium in den Gesetzen, tutela, agf. mund munimen, aht. mund, munt, munti, Schutz, aht. munt protector, aht. mundjan, sich erinnern, gamunt Gedächtniß, got. munds putatus, agf. und altn. muud manus, auch palma als Maß, aht. munt (munti, munda) palma, cubitus. Führen wir die Laute auf das got. und allgemein germanische, so gebührt dem Worte für os th und dem für tutela t, also aht. jenem d, diesem t und so finden wir beide Wörter auch in den ältesten hochteutschen Quellen, sowie bei Otfrid und dem Übersetzer Tatian's geschieden. Da nun das altfränkische noch den alten Lautstand bewahrt, so würde, da immer — mundus geschrieben ist, das letzte Wort für mund tutela oder besser mund, tutor, protector zu nehmen sein. Aber das aht. munt palma, cubitus muß altfrk. auch mund lauten, ebenso das got. munds; wir haben demnach zu erwägen, welches besser stimmt, Schutz, Schützer oder manus (palma) oder putatus. Got. munds putatus und aht. munt protector werden aber wol ein Wort sein, sodaß der Schützer der wäre, der für eine Person oder Sache geistig handelt, denkt, sorgt. Es sind nun noch zwei Wörter übrig, und Grimm hat sich, wie mir scheint, mit Recht für Schutz, Schützer entschieden (Gramm. II, 416). Unter den Wörtern für den ersten Theil des Namens scheint fara, generatio, linea, Familie, den Vorzug zu verdienen und so hieße Faramund Schutz oder Schützer des Stammes, Schutz der Familie, Stammschützer, und würde sich wohl eignen für das Haupt eines Stammes oder einen Heerführer. Wir brauchen aber deshalb nicht anzunehmen, daß man klüglich diesen Namen ersannen habe, jenen angeblichen Fürsten desto mehr vorzuheben. Ganz unrichtig und ungrammatisch ist übrigens die Deutung des de Pétigny: L'étymologie même etc. Überhaupt ist dieser Mann unglücklich in seinen Deutungen teutscher Wörter, da ihm, wie andern französischen Gelehrten, teutsche Sprachkenntnisse fehlen.

Digitized by Google

PHARASPA, alter Name einer Stadt in Medien bei Ptolemäus. (*H.*)

PHARATHOS (*Φάραθος*), Stadt in Galiläa bei Josephus. (*H.*)

PHARAX, 1) alter Name eines Orts in Afrika, in der großen Syrte, ebenfalls bei Ptolemäus; man hält es für einerlei mit Charax bei Strabo; 2) griechischer Personenname, z. B. eines Atheners bei *Thuc.* IV, 38, eines lacedämonischen Admirals unter Lysander, Derkyllidas und Agesilaos bei *Xenoph.* Hist. Gr. III, 2, 12. *Diod.* XIV, 79. *Paus.* VI, 3, 15. Dieser Pharax war's wol, von welchem Theopomp (bei *Athen.* XII, 536 c) berichtet, er hätte sich den Vergnügungen in solchem Übermaße hingegeben, daß man ihn eher für einen Sicilier als für einen Spartaner gehalten hätte. (*H.*)

PHARAZANA, alter Name einer Stadt in Drangiana in Asien bei Ptolemäus. (*H.*)

PHARBÄTHOS (*Φάρβαιθος*), eine ägyptische Stadt im Nomos Pharbäthites, südlich von Tanis, nicht fern von der Mündung des bussiritischen und des bubastischen Nilarms. Herodot (V, 166) erwähnt den *νομὸς Φαρβαιθίτης*. Auch Ptolemäus und Stephan. Byz. schreiben die Stadt *Φάρβαιθος*, da Strabon jenen Nomos *Φαρβηθίτης* nennt; s. *Cellar.*, Orb. ant. T. III, 32. Mannert, 10. Th. 1. Abth. S. 465. Auch Plinius (h. n. V, 9) führt diesen Nomos auf, und erwähnt (V, 11) die Stadt Pharbäthos. Hierokles erwähnt in seinen Kirchennotizen in dieser Gegend eine Stadt Hephästos, welche sonst nirgends angegeben wird (p. 727, dazu *Wesseling.*), woraus Mannert (l. c.) vermuthet hat, daß das alte Pharbäthos seinen Namen in jenen verändert habe. Wahrscheinlicher ist, daß sich die Spuren des alten Namens in dem des gegenwärtig hier liegenden Fleckens Harbeyt erhalten haben. Quatremère hat angenommen, daß das alte Pharbäthos mit Belbéis eine und dieselbe Stadt sei (Memoir. geograph. et hist. sur l'Egypte. T. I. p. 59 [Paris 1811]). s. d. Karte zu C. S. Sonnini Voyage dans la haute et basse Egypte, à Paris ann. 7. d. Republ. (*Krause.*)

Pharbitis *Choisy*, s. Convolvulus.

PHARETRE (*Φαρέτρη*), Name einer Amazone bei *Tzetz.* Ch. 178. (*H.*)

PHARGA, alter Name einer Stadt in Arabien, am Euphrat, bei Ptolemäus. (*H.*)

PHARGANOI, werden die *Βάραγγοι*, Wäringjar, von *Constantin. Porphyrogen.* de caerim. aul. Byz. II. p. 381 und sonst genannt. (*Aue.*)

PHARI, Stadt und Festung im Reiche des Bogdo Lama, liegt unter 27° 38′ nördl. Br. und 106° 48′ östl. L. an den Grenzen Butans und in der Nähe des 26,000 Fuß hohen Chamalari, daher hier fast ein fortwährender Winter zu herrschen scheint. Seit 1792 ist die Festung von den Chinesen besetzt. Der Sitz des lebhaften Handels mit Butan ist die Vorstadt Pharis. (*G. M. S. Fischer.*)

PHARIA, alter Name einer Insel, mit einer Stadt gleichen Namens im venetianischen Meerbusen bei Illyrien, nach *Plin.* III, 26. s. 30. Vgl. Pharos. (*H.*)

PHARIS (*Φᾶρις*), 1) eine uralte lakonische Stadt am Taygetos, auf welche man stieß, wenn man sich von Therapne nach Amyklä hin und dem Meere zu wandte. Als die alten Achäer von den einbrechenden Dorern bedrängt wurden, zogen sie sich in die Städte Amyklä, Pharis und Geranthrä zurück; vergl. *Strab.* VIII, 5, 363 *Cas.*; *Paus.* III, 20, 3. 6. Unter Teleklos eroberten die Lakedämonier diese Städte. Den Bewohnern von Pharis und Geranthrä wurde verstattet, die Peloponnesos zu verlassen, da sie sich den Doriern nicht widersetzt hatten (*Paus.* III, 2, 6). Daß Pharis eine sehr alte Stadt war, erhellt aus der Ilias II, 582 *Φᾶρίν τε, Σπάρτην τε, πολυτρήρωνα τε Μέσσην*. Nach Pausanias (l. c.) wurden jene Städte von den Eroberern zerstört (*κρατήσαντες ἐξεῖλον*). Wenigstens fand dieser Perieget Pharis nicht mehr als bewohnte Stadt (*Φᾶρις πόλις ποτε ᾠκεῖτο* III, 20, 3). Diese Stadt soll später von den Lakonern Pharä genannt worden sein. *Paus.* IV, 16, 5: *ἦλθεν ἐπὶ πόλιν τῆς Λακωνικῆς, τὸ μὲν ἀρχαῖον ὄνομα καὶ ἐν Ὁμήρου καταλόγῳ Φᾶριν, ὑπὸ δὲ τῶν Σπαρτιατῶν καὶ προσοίκων καλουμένην Φαράς.* — (*Krause.*)

2) Der mythische Eponymos und Gründer der messenischen Stadt Pharae (s. d. Art.), Sohn des Hermes und der Philodameia, einer Tochter des Danaos. *Paus.* IV, 30, 2. VII, 20, 5. (*H.*)

PHARISÄER. I. Quellen und Hilfsmittel. Die Untersuchung über die Pharisäer entbehrt einer so gründlichen und reichhaltigen Quelle, als etwa Philo für die Geschichte der Essener und Therapeuten bildet. Zunächst wird immer Josephus zu nennen sein, der in seiner Archäologie und dem Werke über den jüdischen Krieg, die jüdischen Sekten überhaupt und die Pharisäer insbesondere an verschiedenen Stellen erwähnt; jedoch meist nur immer im Vorübergehen, recht ausführlich eigentlich doch an keiner Stelle. Auch verleitet manches Vorurtheil und ein Kokettiren mit heidnischer Weisheit und Herrlichkeit den Autor zu manchem schiefen Urtheile[1]). Von größerer Bedeutung ist das neue Testament, zunächst in zerstreuten, aber oft sehr wichtigen Stellen der Apostelgeschichte und der Paulinischen Briefe, dann vor Allem in den Evangelien. Obgleich nun diese im Wesentlichen denselben Eindruck von den Pharisäern wiedergeben, so findet doch in kleinern Zügen eine nicht unwesentliche Verschiedenheit statt. Aus besonderm Interesse hat Matthäus alle für die Pharisäer ungünstigen Aussprüche des Erlösers gesammelt, er widmet ihrer Bekämpfung ein ganzes Capitel und eine ziemlich lange Passage der Bergpredigt. Marcus verhält sich indifferent. Lucas verschweigt neben den Strafreden auch nicht vereinzelte Annäherungen, und sein Evangelium trägt, so zu sagen, ein für die Pharisäer etwas günstigeres Colorit. Er allein berichtet, wie der Herr dreimal bei Pharisäern zu Gaste gewesen, 7, 36 — 50; 11, 37 — 54; 14, 1 — 24. Er allein erwähnt einige Fragen und Reden der Pharisäer, die wenigstens aus bessern Motiven hervorgehen konnten 13, 31 — 35;

1) Ähnliche Klagen auch im Eingange der gleich zu nennenden Abhandlung von Knapp.

17, 20 fg.; 19, 39. Manches endlich, was Matthäus ausdrücklich in den Kreis der Phariſäer verſetzt, ſpielt bei Lucas unter den Schriftgelehrten im Allgemeinen, oder bezieht ſich gar auf das ganze Volk; zu vergl. Matth. 3, 7 mit Luc. 3, 7; Matth. 12, 24 mit Luc. 11, 15; Matth. 12, 28 mit Luc. 11, 16; Matth. 22, 15 fg. mit Luc. 20, 20 fg. Bei Johannes endlich erſcheinen die Phariſäer mehr in ihrem Einfluß im Synedrium und verſchwimmen gewiß häufig in ſeiner bekannten allgemeinen Bezeichnung *οἱ Ἰουδαῖοι*.

Unter den Kirchenvätern hat Epiphanius eigne Abſchnitte über die Ketzereien der Schriftgelehrten und der Phariſäer, aber er verfährt, wie oft, unkritiſch und vermiſcht ſpätere Zuſtände mit frühern. Vereinzeltes bei Hieronymus, Auguſtinus u. A. nicht von großem Belange.

Nach der Anſicht Einiger wäre eine Hauptquelle, nämlich der Talmud, vor Allem zu nennen geweſen; ihn in der Unterſuchung über die Phariſäer zu Rathe zu ziehen, empfahl ſchon J. Braun (Selecta sacra [Amstelod. 1700. 4]) und Wotton iſt in dem unten zu nennenden Werke dieſem Principe gefolgt. In neueſter Zeit hat Gfrörer mit aller Macht auf eine ſolche Benutzung des Talmud gedrungen. Aber obwol wir dieſem Gelehrten willig zugeſtehen, was er über die frühe Entſtehung der Miſchnah und andererſeits über die Unveränderlichkeit orientaliſcher Zuſtände auseinanderſetzt; obwol nicht geleugnet werden kann, daß das ſpätere Judenthum ganz in Phariſäismus aufging, und die Miſchnah wirklich Vieles enthalten mag, was ſchon um die Zeiten vor Chriſti Geburt ſeine Geltung hatte: ſo wird es doch immer ſchwer, ja unmöglich bleiben, mit klarer Beſtimmtheit das Frühere und Spätere aus einander zu halten, und man thut deshalb immer beſſer, von der phariſäiſchen Theologie die rabbiniſche zu trennen und dieſelbe geſondert zu behandeln.

Die Literatur der Hilfsſchriften, unter denen wir hier natürlich allgemeinere Werke nicht aufzählen, beginnt im Anfange des 17. Jahrh. mit dem Streite dreier namhafter Gelehrten; J. Druſius hatte in einer ſeiner Schriften die Meinung fallen laſſen, die Phariſäer ſeien mit den Chaſidäern identiſch, und dieſe Anſicht in dem libellus de Hasidaeis, quorum mentio fit in libris Maccabneorum (Franecker 1603) (wieder abgedruckt bei *Trigland* et *Ugolini*, thesaur. antiq. sacr. T. XXII. p. 258—275) ausgeführt. Hiergegen erhob ſich der Jeſuit Nic. Serrarius: Trihaeresium seu de celeberrimis tribus apud Judaeos Pharisaeorum, Sadducaeorum et Essenorum sectis, ad varios utriusque testamenti veterumque scriptorum locos intelligendum et ad nupero *J. Drusii* libello de Hasidaeis respondendum libri III (Mainz 1604), wiedergedruckt im erſten Bande ſeiner geſammelten Schriften. (Mainz 1611. Fol.) Ihm antwortete J. J. Scaliger: Elenchus trihaeresii *Nic. Serrarii* etc. (Franecker 1605) und J. Druſius ſelbſt: De tribus sectis Judaeorum, qui apologiam continent libelli de Hasidaeis, eiusdem spicilegium trihaeresii *Nic. Serrarii* (Franecker 1605). Alle dieſe Streitſchriften ſind in folgendem Werke wiederholt: Trium scriptorum illustrium de tribus Judaeorum sectis syntagma, in quo *Nic. Serrarii*, *J. Drusii*, *J. Scaligeri* opuscula, quae eo pertinent cum aliis junctim exhibentur, *J. Triglandius* diatriben de secta Karaeorum adjecit. (Delphis 2 tomi. 1703. 4.) Nachdem ſo der Gegenſtand einmal angeregt war, folgten andere Bearbeitungen nach. *J. Leusden*, Dissertationes de Pharisaeis, Sadducaeis, Hessaeis et Herodianis in ſeinem philologo-hebraeo-mixtus (Utrecht 1663. 4): — *A. Pfeiffer*, Exercitatio de trihaeresio Judaeorum sive de Pharisaeis, Sadducaeis et Essaeis (Wittenb. 1663. 4). Auch in ſeinen operibus philologicis (Utrecht 1704. T. II. p. 904 sq.). *J. Schmid*, Dissertatio de secta Pharisaeorum (Erfurt 1674; wiederholt bei *Ugolini* I, c. p. 211—223). *H. Opitius*: Exercitatio philologica de Pharisaeis (Kiel 1680. 4; bei *Ugolini* p. 226—230). — *Guil. Salden*: Exercitatio de Sadducaeis et Pharisaeis in ſeinen otiis theologicis (Amstelod. 1684. 4. p. 554 sq.). *L. A. Reckenberg*, Dissertatio de Pharisaeis bei *Ugolini* p. 231—243. — *Olaus Celsius*, Disputatio de Pharisaeis (Upsala 1703). — Miscellaneous discourses relating to the traditions and usages of the scribes and Pharisees in our blessed Saviour Jesus Christs time, in hebrew and english with annotations by *W. Wotton*. (London 1718. 2 B.) — *Blasii Ugolini*, Trihaeresium seu dissertatio de tribus sectis Judaeorum, zu Anfang des 22. Theils ſeines thesaurus (Ven. 1759); meiſt Compilation. — G. Ch. Knapp: Über die Phariſäer und Sadducäer, in den halle'ſchen wöchentlichen Anzeigen 1785. Nr. 8—14.

Indem wir andere Schriften auf die ſpeciellen Capitel verſparen, auf welche ſie ſich zunächſt beziehen, iſt zu bemerken, daß unter den ältern Büchern allgemeineren Inhalts, beſonders werthvoll iſt, was Brucker, im zweiten Bande ſeiner Geſchichte der Philoſophie. S. 712—788, mittheilt. Unter den Neuern verdienen neben den Büchern von Joſt und Beer beſondere Erwähnung Gfrörer: Das Jahrhundert des Heils. 1. Bd. (Stuttg. 1838); und derſelbe in ſeiner Kirchengeſchichte. 1. Bd. S. 21 fg.; ſodann Schneckenburger, In ſeinen Beiträgen zu der Einleitung ins Neue Teſtament. Nr. 7. Die Phariſäer, Religionsphiloſophen oder Aſketiker.

II. Urſprung und Name. Bei dieſer nicht unſchwierigen Unterſuchung ſind zuvörderſt zwei auch ziemlich verſchollene Anſichten von vorn herein abzuweiſen. Die eine, welche Zellner, in ſeiner Abhandlung: De muliere hebraea per transennam docente aufſtellt, nach welcher Zacharias unter dem Bilde des fliegenden Briefes und des auf dem Epha ſitzenden Weibes die Phariſäer und den Talmud verſtanden haben ſoll, woraus denn Einige gefolgert, daß ſchon in den Zeiten der letzten Propheten Keime der ſpätern Sekten vorhanden geweſen ſeien [2]). Wurde nach dieſer irrthümlichen Anſicht der Urſprung der

2) Hieronymus (zu Jſ. 8, 3) bezieht die beiden Häuſer, welche dort erwähnt werden, ebenfalls auf die Phariſäer und in specie auf die Schulen des Hillel und Schammai.

Digitized by Google

Pharisäer viel zu früh gesetzt, so datirten ihn nicht weniger falsch, durch eine Stelle bei Hieronymus verleitet, einige von der Spaltung des Hillel und Schammai, so im Wesentlichen Serrarius, Nat. Alexander u. A. Einen sichern Anhaltepunkt scheint die Stelle bei *Josephus*, Antiq. XIII, 5, 9 zu gewähren: *κατὰ δὲ τὸν χρόνον τοῦτον τρεῖς αἱρέσεις*[3] *τῶν Ἰουδαίων ἦσαν, αἱ περὶ τῶν ἀνθρωπίνων πραγμάτων διαφόρως ὑπελάμβανον.* Die gedachte Zeit fällt aber in die letzten Jahre des Hohenpriesters Jonathan, dessen Ermordung Josephus bald darauf berichtet und also ungefähr auf das Jahr 143, in welchem Jonathan starb[4]. Viele Gelehrte glaubten hier auf festem Grunde zu stehen und nahmen jenes Zeitalter grabezu als Entstehungszeit der Pharisäer an, so Basnage in seiner histoire des Juifs, und vor Allem *J. G. Lakemacher*, De tempore, quo primum orta sit secta pharisaica in seinen observationibus philologicis (Helmstadt 1729. p. 1—16). Er gesteht, nicht begreifen zu können, warum Josephus als ein so genauer Geschichtsschreiber diese Sekten, wenn sie wirklich schon früher bestanden hätten, doch nicht früher erwähnt habe; aber gleichsam im Gefühl der Schwäche dieser Behauptung will er statt *ἦσαν*: *ἀνέστησαν* lesen, oder künstlich genug dem *ἦσαν* die Bedeutung exstiterunt, inceperunt aufzwingen (dagegen *Lightfoot*, Hor. hebr. zu Matth. 3, 7). Dähne schließt sich dem Wesentlichen der Lakemacher'schen Behauptung an: „Josephus sagt zwar nicht ausdrücklich, daß die Sekten sich erst um diese Zeit gebildet hätten, allein da er ihrer früher nirgends Erwähnung thut und an dieser Stelle sichtlich den Verlauf der Begebenheiten unterbricht, um jene Bemerkung beizufügen, so erhebt sich die Annahme zu hoher Wahrscheinlichkeit, daß er die erste Bekanntwerdung der Sekten habe berichten wollen." Andere Gelehrte stellen jenen Worten des Josephus andere desselben Autors entgegen, Antiq. XVIII, 1, 2: *Ἰουδαίοις φιλοσοφίαι τρεῖς ἦσαν ἐκ τοῦ πάνυ ἀρχαίου τῶν πατρίων.* Daß Josephus von der Mitte des zweiten Jahrh. v. Chr. nicht als von einer ganz alten Zeit reden könne, bemerkt Dähne selbst, fügt aber hinzu, daß bei dem Bestreben jener Sekten, ihren Ursprung womöglich bis auf Moses zurückzuführen, auf solche Stellen nicht viel Gewicht zu legen sei. Dies ist nun gewiß auch ganz richtig, aber auch das erhellt mit Bestimmtheit, daß derselbe Josephus jene erste Stelle nicht von dem Entstehen der Sekten verstanden haben kann. Seine Worte *ἐκ τοῦ πάνυ ἀρχαίου* würden sich nun sehr gut mit der Hypothese vertragen, welche Drusius und Scaliger gegen Serrarius vertheidigten. An drei Stellen nämlich 1 Makk. 2, 42. 7, 13 und 2 Makk. 14, 6 werden *Ἀσιδαῖοι* (Vulg. Assidaei, Luther „die Frommen") erwähnt, welche dann eben von jenen Forschern für die Stammväter der jüdischen Sekten angesehen werden. Nachdem — so lautet ihre Ansicht — der zweite Tempel aufgeführt und, im Gegensatz gegen frühere Zeiten, nun strenge Gesetzestreue die Seele des jüdischen Volkslebens geworben war, gab es unter den Strengen auch Strenge stricterer Observanz, welche sich nicht mit den vorgeschriebenen Gesetzeswerken begnügen, sondern auch opera supererogationis verrichten wollten. Dahin gehörten im Besondern Werke der Barmherzigkeit, freiwillige Tempelsteuer u. Man nannte diese Leute חסידים, wie man ungefähr zu unserer Zeit von Frommen oder Pietisten redet, nicht um eine Sekte der herrschenden Kirche, sondern eine bestimmte Farbe innerhalb derselben zu bezeichnen. Daß diese Hasidäer hernach besondere Träger der Reaction gegen die syrischen Hellenisirungsversuche waren, war natürlich. Nach und nach erstarrten die frommen Gewohnheiten jener Richtung zu fester Norm und fixirten sich im Buchstaben; zugleich aber war damit der Apfel des Streites unter sie geworfen. Die nächste Folge war die Bildung zweier Parteien. Die Karäer sagten sich von jenen Werken des Überflusses los, die Andern behielten mit dem Namen Hasidäer dieselben bei. Der Gegensatz grenzte die bis dahin unbestimmtern Gebilde zu markirtern Parteimassen ab, die sich wieder in kleinere zerspalteten. Aus den Karäern gingen die Sadducäer und *νομικοί* hervor, aus den Hasidäern, auf der äußersten Rechten, die Essener, gleichsam die jüdischen Trappisten; den Rest, welcher sich, wenigstens gegen die larere Richtung, mit gleicher Strenge abschloß, nannte man von der Zeit ab Pharisäer. Mit dieser Theorie steht dann vortrefflich die Stelle in der Geschichte des Gorionides (c. 20) im Einklang, über welche Drusius und Serrarius zunächst in Streit geriethen: Et dixit Josephi filius, Gorion: nunc aperiam tibi portam narrando ob quam caussam inciderit divisio et contentio in diebus illis in populo Dei. Ecce, Pharisaei dicebant, servemus legem quam tradiderunt patres nostri in manus nostras expositam per os sapientum, qui exposuerunt legem per cabbalam sive traditionem. Et ecce, Saducaei dicebant: Ne credamus et ne audiamus ullam traditionem aut ullam expositionem nisi legem Mosis solam: porro Culhaei sequebantur illis diebus Saducaeos: erantque in Israel Saducaei pars una et pii illi sive Hasidaei soli cum populo qui sequebatur eos pars altera ויהיו הצדוקים בישראל להלק אחד והחסידים לבדם עם העם ההולך אחריהם להלק אחד Et ob istam dissensionem praevaluerunt bella et effusi sunt cruores multi in populo Domini: nam tenuis plebecula manu sociabat cum Pharisaeis erantque eis auxilio praeter divites ejus et potentes ejus qui erant cum Rege et Saducaeis et adjuvabant illos. Auch stimmten viele Gelehrte, wie Buxtorf, Cappellus, Hottinger u. A., jener Hypothese bei, während sie auf manche Schwäche der Beweisführung aufmerksam machten und die Hasidäer in den Büchern der Makkabäer für eine politische Faction oder besonderes Militaircorps ansehen wollten. Unter den Neuesten erklärt sich Schneckenburger (a. a. O. S. 75) ganz ausdrücklich für die Hasidäer-Hypothese. Gfrörer hat zwar keinen speciellen Excurs über die Hasidäer, stimmt aber doch im Wesentlichen auch dafür, daß man sich die Anfänge der Sekte

3) Sonst nennt Josephus die Sekten auch *τάγματα, μόρια, φιλοσοφίαι, φιλοσοφίας εἴδη.* 4) Das Jahr bestimmen Gfrörer und Bellermann abweichend, vgl. den auch noch später öfter zu erwähnenden gründlichen Artikel Essäer von Dähne.

gleich nach dem Exil zu denken habe. „Die Zurückgewanderten hatten aus Babel gewisse Lehren mitgebracht, von denen ihre Väter Nichts wußten. — Sicherlich hat man früher für den alten wie für den neuen Glauben Partei genommen. Die Sadducäer stellten sich den Pharisäern durchaus verneinend entgegen und zwar leugneten sie grade solche Dogmen, welche erweislich aus Babel stammen. Warum sollten die Sekten nicht in einer Zeit, wo der Anlaß zu einem solchen Streite auf der Hand lag, d. h. bald nach der Rückkehr aus Persien entstanden sein? Der Streit gab Anlaß zu den beiden Parteinamen, weil man sich durch äußerliche Zeichen, durch ein Wort unterscheiden wollte (Jahrb. d. H. I. S. 131)." Auch wir stimmen für den bezeichneten Zeitpunkt, ohne — wie sich in Folgendem ergeben soll — auf die sogenannten babylonischen Dogmen und die daher entstandene Differenz so großen Accent zu legen. Nur muß man, wie schon Drusius richtig bemerkt, das Alterthum des Namens und der Partei wohl unterscheiden und wir fügen hinzu das Alter der religiösen Denk- und Lebensweise, der theologischen Schule und endlich der theologisch-politischen Faction. Alle drei Stufen hat der Pharisäismus zu durchlaufen, den Namen aber erst auf der zweiten, etwa in den Zeiten der ersten Makkabäer, erhalten. Eine theologisch-politische Faction, im strengen Sinne des Wortes, waren die Pharisäer in den letzten Zeiten des jüdischen Staates. Eine Sekte, wie wir das Wort jetzt nehmen, waren sie niemals[5]). Ganz richtig Schneckenburger (a. a. O. S. 75): Nur wie man etwa von einer Theologie der Franziskaner und Jesuiten im Unterschied von der katholischen Theologie sprechen kann, darf man auch die pharisäischen Lehrmeinungen von den allgemein jüdischen unterscheiden. Das Unterscheidende besteht nur in einzelnen Übertreibungen. Die Pharisäer sind die par excellence rechtgläubigen Juden; die Sadducäer sind dagegen rationalistische Heterodoxen, die Essäer Mystiker[6]).

Der Name Pharisäer[7]), welcher im Ganzen die Richtung treffend charakterisirt, unterliegt verschiedener Ableitung, jedoch so, daß unter vier Etymologien die eine, jetzt ziemlich unbestrittene, die allein angenommene ist. Die erste geht von der Wurzel פרש, in der Bedeutung explicuit, expandit. Danach waren die Pharisäer entweder Leute, welche ihre φυλακτήρια breit machten, oder deren Leben vor den Blicken der Menschen ausgebreitet lag. Mit Recht sagt Drusius: Hoc etymon risum meretur, non refutationem. Die zweite Etymologie faßt פרש für explicit, interpretatus est, die Pharisäer als interpretes legis. So Gorionides (4, 6) und Einige Neuere, wie Melanchthon. Campegius Vitringa (Obs. Sacr. I. p. 223 sq.) stellte eine andere Ansicht auf, welche von Paulus zu Matth. 3, 7 am eigenthümlichsten gewandt ist. „Die Sadducäer nannten die Partei, welche sich zum Gottesdienste, um ihren Theil zu bekommen לקבל פרס, bekannten, Anfangs פריסים, Lohndiener, diese selbst, um den Necknamen zu verbessern, gaben sich dafür die Benennung פרושים." (Andere Parteinamen böten wenigstens Analogien, Whigs, Torys, Gueux, Geusen.) Von Anfang an hat am meisten die Bedeutung separati, ἀφωρισμένοι, Beifall gefunden, mochten auch ihre Vertreter in der sprachlichen Begründung hie und da fehlgegriffen haben. So bei Suidas: *Φαρισαῖοι οἱ ἑρμηνευόμενοι ἀφωρισμένοι παρὰ τὸ μερίζειν καὶ ἀφορίζειν ἑαυτοὺς τῶν ἄλλων ἁπάντων εἰς τε τὸ καθαρώτατον τοῦ βίου καὶ ἀκριβέστατον καὶ εἰς τὰ τοῦ νόμου ἐντάλματα.* Hesychius: *Φαρισαῖος ἀφωρισμένος, μεμερισμένος, καθαρός.* Epiphanius (Haer. I, 16, 1): *Ἐλέγοντο γαρ. διὰ τὸ ἀφωρισμένους εἶναι αὐτοὺς ἀπὸ τῶν ἄλλων διὰ τὴν ἐξελοπερισσοθρησκείαν παρ' αὐτοὺς νενομισμένην, φαρισ. γὰρ κατὰ τὴν ἑβραΐδα ἑρμηνεύεται ἀφορισμός*[8]). Ähnlich Origenes, Johann von Damask, Ambrosius, Augustinus und zahllose andere bis zur Gegenwart[9]). Die Form schließt zunächst nicht an das hebräische פרושים (*Buxtorf*, Lexic. Talm. p. 1850 sqq.), sondern an das syrische ܦܪܝܫܝ an. Im Talmud ist an vielen Stellen das Werk in die ganz allgemeine Bedeutung von fromm, heilig aufgegangen. So im talmudischen Aruch: פרוש הוא שפורש מצמו מכל טומאה ומן מאכל טמא ועם הארץ אינו מדקדק במאכל. Ja im Tractat Juchasin werden auch die Essäer Pharisäer genannt und es wird gesagt: Inter eos inveniuntur qui futura praedicant et hoc propter puritatem פרישותם et sanctitatem קדושתם. — Die ältern Autoren, welche sich über die Ableitung des Namens ausgelassen, siehe bei *Wolf*, Bibl. Hebr. II. p. 817. Winer im Reallexikon nennt besonders Carpzov (im Apparatus ad scr. sacr. p. 174) und citirt für eine kabbalistische Etymologie Großmann (de Judaeorum disciplina arcani. II. p. 29)[10]).

III. Die pharisäische Theologie. Den meisten Religionen liegen schriftliche Urkunden als Quelle der Dogmatik und Glaubensgrund unter; entweder schon in

5) Darum, in Bezug auf das Judenthum, auch nicht ganz richtig die Bemerkung von Justus Lipsius: qui et *sectae* paullatim apud eos, qui solet exitus esse sapientiae senescentis et paene dirum delirantis. 6) Paulus zu Matth. 3, 7 in Bezug auf die Sadducäer: Niemand dachte daran, den Sadducäer für einen Nichtjuden oder Ketzer auszugeben, da sich die Differenz nur auf später entstandene, im ursprünglichen Judenthum nicht entschiedene Fragen bezog. Erst die Auflösung des jüdischen Staates gab der crassen pharisäischen Volkspartei das Übergewicht, die Sadducäer als unechte Juden zu verketzern. Vergl. außerdem den Wolfenbüttler Fragmentisten IV, 4. 7) Bei Suidas φαρισαῖος und φαρισαῖος, bei Justin auch φαρισσαῖος.

8) Drusius hält es für möglich, daß, wenn Paulus (Röm. I, 1) sich einen ἀφωρισμένος εἰς εὐαγγέλιον nenne, er an sich, als einen frühern ἀφωρισμένος εἰς νόμον, denke. 9) Luther (W. X. XIII. p. 1856): Die Pharisäer waren bei den Juden gleichsam, was im Papstthum die Mönche, hatten sonderliche Kleidung, sonderliche Tage zum Fasten und Beten, und trieben die Heiligkeit soweit, daß die andern Menschen eitel Sünder gegen sie waren. Daher hatten sie auch den Namen Pharisäer, d. h. in der hebräischen Sprache soviel als ein Sonderling, der sich absondert von dem gemeinen Haufen und will etwas Sonderliches sein. 10) Theophylakt erklärt (zu Matth. 3) den Namen ἀποκεκομμένος — ἐδύκουν γὰρ ἐν τῷ βίῳ καὶ τῇ γνώσει ἀποκεκόφθαι καὶ ὑπερέχειν τῶν ἄλλων.

der Absicht verfaßt als solche Norm zu dienen, aber erst von der Nachwelt zu einer solchen erhoben. Aber mag nun das Eine oder das Andere der Fall sein, im Verlauf der Zeit stellt sich bald das Unzureichende und Vieldeutige eines solchen Buches, sollte es auch noch so ausführlich, sollte es mit noch soviel Berechnung auf alle eintretenden Verhältnisse geschrieben sein, immer mehr heraus. Der Buchstabe bedarf überall des zutretenden und auslegenden Geistes, das Gesetz trotz aller Verklauselung der lebendigen Interpretation; hätte es auch tausend Fälle ausdrücklich in sein Bereich gezogen, so würde bald ein tausend und erster eintreten und in Verlegenheit setzen. Auf die verschiedenste Weise sucht man diesem Mangel des Buchstabens abzuhelfen. Als die natürlichste bietet sich dar, denselben Geist, der jene Urkunden schuf, der in der auf ihnen ruhenden Gemeinschaft immer andere producirt, als lebendigen Ausleger walten zu lassen; schon bedenklicher ist ein starres Festhalten an dem geschriebenen Worte, das mit einem exclusiven Von sich Weisen weiterer Entwickelung nothwendig verbunden ist; das allerschlimmste Gebahren bleibt aber, in einer Zeit, die sich nicht der Geistesfülle und Geistesfrische der ersten Liebe rühmen kann, sich in gelehrter Grübelei und Casuistik es zum Geschäft zu machen, die Lücken der Religionsurkunde oder vielmehr die offen gelassenen Möglichkeiten durch neue Regeln bis in das Kleinste herab auszufüllen und so dann allerdings jede Möglichkeit eines subjectiven Raisonnements abzuschneiden. Bald wächst der Commentar, der noch dazu doch immer eine Danaiden-Arbeit bleibt, in das Riesenhafte, der Charakter peinlicher Kleinlichkeit wird einer solchen Religion mit immer größerer Bestimmtheit aufgeprägt. Sie wird zugleich mit Nothwendigkeit, immer mehr eine Sache des Studiums und der Gelehrten, und der Strom des Geistes, der in dem heiligen Buche fließt, zertheilt sich in so viele Kanäle und Überrieselungen in das Spärliche und Dürftige. In die dritte Kategorie des Verhaltens zu der Religionsurkunde, welche wir die glossirende nennen möchten, gehört nun das spätere Judenthum.

Bis zum Exile hin hatte der Mosaismus unter einem Volke von starrem Nacken, das da gern den Götzen nachhurete, genug zu thun, sich zu behaupten, und er konnte es nur als göttliche Pflanzung. Fortdauernd durch die Propheten lebendig gemacht, fügte er dem im Pentateuch Gegebenen die großartigsten und gewaltigsten religiösen Anschauungen bei und der dauernde Kampf gegen ungöttliche Reactionen, die nur seine extensive Macht behinderten, erhöhte seine intensive Gewalt. Das babylonische Exil führte Gottesdiener und Götzenknechte im wilden Sturm von dannen und kehrte den Boden rein. Zurück kamen nur eifrige Diener des Gesetzes, denn nur solche hatten von der Erlaubniß der persischen Großkönige, in die Heimath zu wandern, Gebrauch gemacht: „ein kräftiger Kern, entschlossen für das Gesetz Alles zu wagen und zu dulden.“ Nach einmal loderte die Flamme der Prophetie auf, um die Herzen zum neuen Tempelbau zu erwärmen; dann erlosch sie und wie die Talmudisten selber sagen, der Geist Gottes wurde weggenommen von Israel. Wie sich nun vor den Baalim-Hainen und den Astaroth-Säulen der Königszeiten schützen? Wie einen Rückfall in die Sünden der Väter zu verhüten und unmöglich zu machen? Einmal allerdings mit durch die gelungene Schöpfung eines particularistischen Nationalstolzes ohne Gleichen, der in den Götzen fortan nicht mehr allein das Gottlose, sondern auch das Fremde verabscheute — dann aber eben besonders durch dies Glossiren des Gesetzes, durch Binden, Fesseln, im Voraus bestimmen jedes nue erdenklichen Falles — dadurch, daß man, um mit den Rabbinen zu reden, einen Zaun um das Gesetz aufführte, freilich dabei weniger nach der Seele desselben fragte, aber anatomisch bis in das feinste Geäder und Geflechte des Gesetzkörpers eindrang. Dabei ist nun, um nicht unbillig zu sein, Eins nicht zu vergessen. Schon seit Esra's Zeiten hatte das Hebräische aufgehört, eine lebende Sprache zu sein. Das geschriebene Wort der Offenbarung war an sich todt; es war in einer Sprache geschrieben, welche das Volk nicht mehr verstand. Gelehrte Bildung zum Verständniß und zur Auslegung für das Volk waren von nun an Dinge, denen man nicht aus dem Wege gehen konnte[11]). Nur das ist eigen, daß von dem Unterschiede einer populairen und einer gelehrten Kenntniß des Gesetzes und der heiligen Schriften gar nicht die Rede ist. Darum fragen die Juden Joh. 7, 15 verwundert: Wie kann dieser die Schrift, so er sie doch nicht gelernt hat? Die Schriftgelehrten standen zwischen Gott und dem Volke in einee so ausschließlichen Mittlerstellung, wie sie ganz ohne Beispiel ist. Mit dieser Schilderung sind einige Haupt- und Grundzüge in dem Bilde pharisäischer Theologie schon vorhanden, nur einen müssen wir noch hinzufügen, ehe ein Eingehen in das Einzelne verstattet ist.

Die natürlichen Vermittler zwischen Jehava und seinem Volke waren nach dem Mosaischen Gesetze die Leviten und Priester, und denkt man nur an den Ceremoniendienst und die heiligen Functionen, so waren sie es als solche auch nach dem Exil. Aber neben ihnen hatte sich eine ganz neue Zunft erhoben, welche die eigentliche Priesterkaste weit überflügelte, die Kaste der Gelehrten der Schriftgelehrten. Und in der That, in die bald lawinenartig wachsenden Gesetzesauslegungen und Glossen einzudringen, diese Bestimmungen und Erläuterungen sich für die täglichen Vorfallnisse immer präsent zu haben, das konnte nur die Frucht eiserner Studien sein, zu denen sich nicht eben grade jeder Levit verstehen mochte. Der

11) Knapp: Moses gab sein Gesetz für ein freies, unabhängiges Volk: jetzt aber standen sie schon seit langer Zeit unter der Botmäßigkeit fremder Regenten. Diese Veränderungen, die mit der Nation vorgegangen waren, machten nicht allein viele von den alten Gesetzen unbrauchbar, sondern foderten auch ganz neue Verordnungen, an welche Moses gar nicht hatte denken können. Wie sollte man nun diesem Bedürfniß abhelfen? Man wollte nicht das Ansehen haben, als ändere man das Gesetzbuch, als schaffte man die darin enthaltenen Gebote wirklich ab. Man half sich also mit Erklärungen; bald nahm man unvermerkt etwas hinweg, bald setzte man etwas hinzu; kurz man feilte so lange daran, bis endlich ein Sinn herauskam, der mit den Absichten der Gesetzlehrer und mit den Umständen des Ortes und der Zeit übereinstimmte.

Digitized by Google

Eifer verdiente Anerkennung, darum das hohe Ansehen der Schriftgelehrten vor den bloßen Priestern bei dem Volke, daher die spätern gesetzlich fixirten Bestimmungen über dies Verhältniß. So heißt es zu Ende des Tractats Horasoth in der Mischna: „Ein Priester hat den Vorrang vor einem Leviten, ein Levit vor den andern Israeliten, ein gemeiner Israelit vor einem Mamser (d. h. einem Kinde, das aus Ehebruch oder Blutschande erzeugt ist), dieses gilt von den benannten Personen, die im Übrigen einander gleich sind. Ist aber der Mamser ein Schüler der Weisen und der Hohepriester ein Unwissender, so hat ein solcher Mamser den Vorrang vor einem solchen Hohenpriester." Ein solches Basiren der Religion auf Gelehrsamkeit und ein solches Überwiegen der Gelehrtenkaste der Theologen über die von Gott gewählten und bestätigten Priester dürfte leicht ohne völlig analoges Beispiel sein [12]).

Doch wir sind hier unvermerkt in eine Identificirung von Pharisäern und Schriftgelehrten hinein gerathen, welche am Ende erst noch zu beweisen und zu rechtfertigen wäre. Freilich ist dies ganz überflüssig, wenn es unumstößlich ist, was Gfrörer (Jahrh. d. H. I. S. 141) bemerkt: „Die Ausdrücke *γραμματεῖς, νομικοί, νομοδιδάσκαλοι* bezeichnen blos verschiedene Berufsarbeiten der einen Pharisäersekte. Pharisäer ist der allgemeine Name, *γραμματεῖς* weist auf den Gegenstand ihrer Studien, auf die Schriftgelehrsamkeit hin, *νομικός* ist wol der, welcher die Gesetze im pharisäischen Sinne anwendet, ein Jurist; *νομοδιδάσκαλος* ein Pharisäer, der eine Schule hält. — Gamaliel wird Apostelgesch. 5 *νομοδιδάσκαλος* genannt. Immerhin mögen auch die Sadducäer ihren Lehrer so genannt haben, aber wenn das Wort für sich steht, ohne nähere Bestimmung, hat man gewiß guten Grund, Mitglieder von der Pharisäersekte darunter zu verstehen; die *γραμματεῖς* und *νομικοί* von den Pharisäern und Sadducäern (?) künstlich unterscheiden zu wollen, heißt in eine an sich kleine Sache absichtlich Verwirrung bringen. Von den ältern ist Epiphanius (ein einseitiger und böser Mensch) aus der heillosen Sucht möglichst viele Ketzernamen neben einander aufzustapeln mit bösem Beispiel vorangegangen. Die Verfasser der Schriften, welche Trigland gesammelt, sind ihm gefolgt; auch mehre von den Neuern, wie der Jude Beer in seiner Geschichte der jüdischen Sekten (I, 127 sq.). Alle von diesen Schriftstellern aufgeführten Gründe beweisen Nichts." Mit der Ansicht Gfrörer's stimmt nun sehr wohl, daß Act. 23, 9 die Schriftgelehrten *μέρος τῶν φαρισαίων* genannt werden; daß dir bezeichneten Worte in vielen Stellen der Evangelien offenbar promiscue gebraucht werden. Doch bleibt immer Luc. 11, 44—46 von Wichtigkeit: *οὐαὶ ὑμῖν γραμματεῖς καὶ φαρισαῖοι ὑποκριταί ὅτι ἐστὲ ὡς τὰ μνημεῖα τὰ ἄδηλα. Καὶ οἱ ἄνθρωποι οἱ περιπατοῦντες ἐπάνω, οὐκ οἴδασιν. Ἀποκριθεὶς δέ τις τῶν νομικῶν λέγει αὐτῷ· Διδάσκαλε, ταῦτα λέγων καὶ ἡμᾶς ὑβρίζεις. Ὁ δὲ εἶπε· Καὶ ὑμῖν τοῖς νομικοῖς οὐαὶ κτλ.* — und wir können nicht so leicht wie Gfrörer über eine Stelle des Evangelisten hinweggehen, der grade mit dem expharisäischen Apostel einen über solche Punkte aufklärenden Verkehr hatte. Die *νομικοί* werden hier deutlich unterschieden: es sind die jüdischen Juristen, welche in den obigen Stellen ihren Standpunkt von dem pharisäischen ausdrücklich sondern, wenn auch viele die pharisäische Richtung theilen mochten. Die religiösen Strömungen der Zeit beeinflußten die jüdischen Juristen so gut, wie dies noch heutzutage mutatis mutandis bei unsern Rechtsgelehrten der Fall ist. Der Begriff *γραμματεύς* steht zu dem Begriff *φαρισαῖος* im doppelten Verhältniß: ad intus ist es der engere, denn nicht alle *φαρισαῖοι* waren *γραμματεῖς*, ad extra der weitere, denn beiweitem nicht alle *γραμματεῖς* waren *φαρισαῖοι*. Der Auftritt im Synedrium (Act. 23, 1 sq.) zeigt unter den *γραμματεῖς* im Synedrium auch die Sadducäer stark vertreten. Je weiter sich aber das Judenthum nach Christi Zeit in pharisäischer Richtung weiter entwickelte, je näher rücken sich die Begriffe *γραμματεύς* und *φαρισαῖος*, bis sie endlich völlig coincidiren.

Will Josephus das Wesen pharisäischer Theologie in Kurzem angeben, so redet er von vollkommener Gesetzeskunde, von vollkommener Gesetzesauslegung, überhaupt vom Gesetzeseifer: *ἐπ' ἀκριβώσει μέγα φρονοῦν τοῦ πατρίου νόμου.* B. J. II, 8, 14: *τοὺς νόμους ἀκριβεστέρους ἀφηγεῖσθαι δοκοῦντες μετὰ ἀκριβείας ἐξηγεῖσθαι τὰ νόμιμα.* Damit stimmen Pauli Worte Act. 22, 3. — — *πεπαιδευμένος κατὰ ἀκρίβειαν τοῦ πατρώου νόμου, ζηλωτὴς ὑπάρχων τοῦ θεοῦ, καθὼς πάντες ὑμεῖς ἐστε σήμερον.* Dazu c. 26, 5. Galat. 1, 13. 14. Mosis wahre Jünger zu sein war der Pharisäer höchster Ruhm (Joh. 9, 28. 29), und diesen Ruhm schmälert ihnen auch Christus nicht, sondern erkennt an, daß sie auf Mosis Stuhle sitzen und das Volk auf dem noch gesetzlichen Standpunkte an sie gewiesen sei und ihrer Gesetzverkündigung zu gehorchen habe (Matth. 23, 2. 3) [13]). Dabei war freilich ihre Gesetzeskunde, wie schon oben gesagt, eine mehr anatomische; es fehlte ihnen „das geistige Band;" grade auf dem Höhepunkte des *νόμος*

12) Gfrörer (J. u. H. S. 138): Die Leviten und Priester bildeten den Geburtsadel der Nation. Zum Priester wurde man geboren, das Ansehen eines Schriftgelehrten erwarb man sich, ohne Rücksicht auf Geburt, blos durch Gelehrsamkeit, welche beinahe das einzige persönliche Verdienst bei jenem Volke war. Zwei solche Kasten können nicht in die Länge ohne Reibung neben einander bestehen. Daß die Pharisäer dem Geburtsadel den Rang abgelaufen hatten, sagt Josephus deutlich genug, indem er ihnen einen fast ausschließenden Einfluß beim Volke zuschreibt. — Zu einem offenen Kampfe zwischen den Pharisäern und dem Priesterstande kam es während des jüdischen Krieges. Die Leviten, deren Interesse an den Fortbestand des Tempels geknüpft war, wollten Frieden stiften und zuletzt die Stadt den Römern in die Hände spielen, wurden aber von den Zeloten, den hitzigsten Pharisäern, umgebracht.

13) Ganz richtig Paulus zu Matth. 3, 7: Pharisäer und Sadducäer waren weit mehr nach der Sittenverderbenheit der Individuen, als nach ihrer ursprünglichen Lehrverschiedenheit den Lehren des wahren Gottesreiches zuwider. Stäudlin (Geschichte der Sittenlehre. I. S. 428): Ihr Lehrbegriff enthielt sehr viel Wahres und im Ganzen mehr als der der übrigen Religionssekten. Den Vers Matth. 23, 2. 3 wollte Öder (Erklärung schwerer Stellen ꝛc. II. S. 285) ironisch fassen; s. Fritzsche zu der Stelle.

Digitized by Google

waren sie nicht zu Hause, für die das alte Testament durchzuckenden Strahlen einer höhern Offenbarung hatten sie kein Auge. Darum wirft ihnen Christus Matth. 9, 13 vor, daß sie den Spruch 1 Sam. 15, 22: *Ἔλεον θέλω καὶ οὐ θυσίαν* nicht begriffen hätten; darum zeigt Nikodemus in dem Nachtgespräche eine so auffallende Geistesungefügigkeit für die Anschauung eines höhern Reichs. Dem Meister in Israel wae nicht vorzuwerfen, was Christus den Sadducäern sagt: *πλανᾶσθε μὴ εἰδότες τὰς γραφάς*, Matth. 22, 29, aber das Pneumatische im Gesetz war den Meisten verborgen.

Zu der genauesten Gesetzeskunde gesellte sich nun also jene glossirende Gesetzesinterpretation, jenee aus einer Menge von erläuternden und ergänzenden Bestimmungen geflochtene Zaun um das Gesetz. Zu Christi Zeit mag es schon einen ansehnlichen Schwall solcher Gesetzesglossen gegeben haben. Die Pharisäee selbst nennen dieselben Matth. 15, 2. Marc. 7, 3. 5 *παραδόσεις τῶν πρεσβυτέρων*. Der Herr gebraucht auch den Namen *παράδοσις* für diese Traditionen, schilt aber zugleich, daß die Pharisäer durch solche *ἐντάλματα ἀνθρώπων* das Gesetz unkräftig machten, dessen Hauptsinn verletzten, *ἠκυρώσατε τὴν ἐντολὴν τοῦ θεοῦ διὰ τὴν παράδοσιν ὑμῶν*. Matth. 15, 6. Marc. 7, 10 fg.[14]). Außee der Bibel kommt für diese Gesetzglossen auch der Ausdruck *δευτερώσεις*, entsprechend dem hebräischen משנה, vor, so bei Epiphanius *αἱ τῶν πρόσβυτέρων παραδόσεις δευτερώσεις παρὰ τοῖς Ἰουδαίοις λέγονται*, bei Hieronymus zu Jes. 59. Ezech. 36. Matth. 22 und in der Epistola ad Damasum. Am wichtigsten die Stelle in dem Briefe ad Algas.: Videntur observationes Judaicae apud imperitos et vilem plebeculam imaginem habere rationis humanaeque sapientiae, unde et doctores eorum *σοφοί* vocantur. Et si quando certis diebus traditiones suas exponunt discipulis suis solent dicere *οἱ σοφοὶ δευτεροῦσιν*, i. e. sapienter docent traditiones. Nehmen wir dazu noch die wichtige Stelle Josephus' (Antiq. 13, 10, 6: *νῦν δὲ δὴ δηλῶσαι βούλομαι ὅτι νόμιμα πολλὰ τινὰ παρέδωσαν τῷ δήμῳ οἱ φ. ἐκ πατέρων διαδοχῆς ἅπερ οὐκ ἀναγέγραπται ἐν τοῖς Μωϋσέως νόμοις καὶ διὰ τοῦτο ταῦτο τὸ Σαδ. γένος ἐκβάλλει-λέγον ἐκεῖνα δεῖν ἡγεῖσθαι νόμιμα τὰ γεγραμμένα, τὰ δὲ ἐκ παραδόσεως μὴ τηρεῖν*, so haben wir die wichtigsten Stellen über jene *παραδόσεις* im Allgemeinen zusammen. Beispiele liegen uns im neuen Testamente vor und wir dürfen schließen, daß sie sich nicht auf Dogmatik, sondern auf bürgerliches Recht und Ceremoniell bezogen. Das neue Testament erwähnt folgende *παραδόσεις* namentlich: 1) das Waschen der Hände vor der Mahlzeit Matth. 15, 1 fg. Luc. 11, 38, am ausführlichsten bei Marc. 7, 1 fg. *ἰδόντες τινὰς τῶν μαθητῶν αὐτοῦ κοιναῖς χερσὶ τοῦτ' ἔστιν ἀνίπτοις ἐσθίοντας ἄρτους, ἐμέμψαντο. Οἱ γὰρ φ. καὶ πάντες οἱ Ἰουδαῖοι, ἐὰν μὴ πυγμῇ νίψωνται τὰς χεῖρας, οὐκ ἐσθίουσι, κρατοῦντες τὴν παράδοσιν τῶν πρεσβυτέρων*[15]). 2) Das Waschen, wenn sie vom Markte kamen, blos bei Marc. 7, 4 *καὶ ἀπὸ ἀγορᾶς* — wo man mit vielem Unreinen in Berührung kam — *ἐὰν μὴ βαπτίσωνται οὐκ ἐσθίουσιν*. Wahrscheinlich ist hier vom Waschen des ganzen Körpers die Rede. 3) Das Waschen der Schüsseln, Becher und Krüge, Matth. 23, 25. 26. Marc. 7, 4. 8: *βαπτισμοὶ ποτηρίων καὶ ξεστῶν καὶ χαλκίων καὶ κλινῶν*, d. i. der Bänke, auf denen man zu Tische lag. Luc. 11, 39[16]). Suidas: *ξεστῶν καὶ πινάκων καὶ ποτηρίων καθαρισμοί*. Anzugeben, in welchen Fällen solche Utensilien für unrein angesehen und deshalb gewaschen werden mußten (z. B. wenn eine todte Fliege hineingefallen), würde hier zu weit führen; irdene wurden in solchen Fällen zerbrochen. Justin nennt im Dialoge mit dem Tryphon die Pharisäee wegen ihrer vielen Badereien *βαπτισταί*. 4) Peinliche und pedantische Erweiterung des Sabbathgesetzes. Matth. 12, 1—13. Marc. 2, 23—28. 3, 1—6. Luc. 13, 10—17. 14, 1—6. Joh. 9, 46[17]). Das Gesetz hatte im Allgemeinen alle Leibesarbeit verboten; in dem Brutosen pharisäischee Auslegung waren bald 39 verbotene Geschäfte entstanden, und diesen noch parallele und naheverwandte Dinge als „Töchter" beigegeben. Bekannt sind die kleinlichen Bestimmungen über die Sabbatherwege Luc. 24, 13, fast an das Närrische grenzend, was Origenes (de princ. 4, 2) und Hieronymus (ad Algas.) über die Sabbathgesetze der Pharisäer schreiben. Wie hoch aber grade diesee knechtische Sabbathdienst den Pharisäern stand, geht daraus hervor, daß sie nach Matth. 12, 14. 15 an die freiere Ansicht des Erlösers über den Sabbath zuerst ihren Mordplan anknüpfen. 5) Die Erweiterung des Gesetzes vom Zehnten, Matth. 23, 23, *ἀποδεκατοῦτε τὸ ἡδύοσμον καὶ τὸ ἄνηθον καὶ τὸ κύμινον*, vergl. Luc. 11, 42 und die Worte des Pharisäers in der Parabel Luc. 18,

14) In Berachot (Hier.) kommt sogar die Stelle vor: Liebenswerther sind die Aussprüche der Schriftgelehrten als die des Gesetzes. Und im Mischnah Sanhedrin (11, 3): „Es ist ein schwereres Verbrechen, etwas wider die Schriftgelehrten zu sagen als wider die Worte des Gesetzes." Oder andere Stellen: „Unsere Rabbiner lehren, daß, wer in der Bibel studirt, der thut etwas, was eine Tugend oder auch keine Tugend ist; wer in der Mischna studirt, der thut etwas, das eine Tugend ist; wer aber in der Gemara studirt, der thut etwas, was die größte Tugend ist." Spätere vergleichen die Bibel mit Wasser, die Mischna mit Wein, die Gemaea mit köstlichem Gewürz.

15) In dieser Stelle ist zuerst merkwürdig, daß die pharisäische *παράδοσις* als von allen Juden beobachtet dargestellt wird (Joh. 2, 6); dann ist das vieldeutige Wort *πυγμή* zu beachten. Am ausführlichsten Friesche zu dieser Stelle. Spätere kleinliche Bestimmungen über das Händewaschen, was man auf 3 Mos. 15, 11 gründete, in Paulus' Commentar zu Matth. 15, 2. Eiferer behaupten später: Wer mit ungewaschenen Händen ißt, thut ebenso Verwerfliches als wer sich mit einer Hure einläßt. Man fabelte von einem bösen Geiste, der sich den Menschen Nachts auf die Hände setzt und wenn diese nicht gewaschen werden, die Speise verderblich mache. Der Tractat Berachot setzt auf die Vernachlässigung der נטילת ידים die Excommunication. Sorgfältig zog man die Ringe ab, weil sonst die ganze Waschung ungültig war. 16) Doch könnte es auch die Betten bedeuten, denn diese besprenge man vor dem Niederlegen auch mit Wasser — — si quidem fieri potuerit, ut in illo pulex occideretur, ex quo morticinio contaminatus. 17) Vergl. Lightfoot zu diesen Stellen. Es gab sogar solche Bestimmungen, wie: Qui pediculum jugulat sabbato, perinde est quasi occidat camelum.

Digitized by Google

12 ἀποδεκατῶ πάντα ὅσα κτῶμαι. Das Gesetz hatte an die Gemüse und Blumen nicht gedacht, die Pharisäer zogen auch solche Bagatellen mit in das Bereich. Ein späterer Rabbiner behauptete sogar, das ἄνηθον müsse dreimal verzehndet werden, als Same, als Frucht und nach den Stengeln, die als Brennmaterial dienten. Epiphanius erzählt, die pharisäischen Priester und Leviten hätten wieder von dem erhaltenen Zehnten den Zehnten gegeben, wodurch eigentlich ein Proceß in das Unendliche entstehen müßte. 6) Endlich kommen in den Evangelien zwei Beispiele von Auslegungen des Gesetzes vor, welche für die ganze pharisäische Richtung charakteristisch sind: Die erste modificirt die Pflichten gegen Vater und Mutter also, daß diese nachstehen, wenn der Sohn seine Habe Gott oder dem Tempel zum Opfer bringt, Matth. 15, 5. 6, am besten bei Marc. 7, 10—12 — — ὑμεῖς δὲ λέγετε· ἐὰν εἴπῃ ἄνθρωπος τῷ πατρὶ ἢ τῇ μητρί· Κορβᾶν ὅ ἐστι δῶρον (syrisch) [18]) ὃ ἐὰν ἐξ ἐμοῦ, ὠφεληθῇς. Καὶ οὐκέτι ἀφίετε αὐτὸν οὐδὲν ποιῆσαι τῷ πατρὶ αὐτοῦ ἢ τῇ μητρὶ αὐτοῦ. Die andere Gesetzesglosse steht nur bei Matth. 23, 16 — 22 ὃς ἂν ὀμόσῃ ἐν τῷ ναῷ, οὐδέν ἐστιν· ὃς δ' ἂν ὀμόσῃ ἐν τῷ χρυσῷ τοῦ ναοῦ, ὀφείλει. — — Ὃς ἂν ὀμόσῃ ἐν τῷ θυσιαστηρίῳ, οὐδέν ἐστιν· ὃς δ' ἂν ὀμόσῃ ἐν τῷ δώρῳ τῷ ἐπάνω αὐτοῦ ὀφείλει [19]). Es gehörte dieser ganzen Gesetzesauffassung gegenüber die ganze Milde Christi, welche jeden Licht- und Wahrheitsfunken zu würdigen wußte und selbst die superstitiös-religiöse Gesinnung als etwas noch Ehrenwerthes ansah, dazu um selbst solche Glossen nicht unbedingt zu verwerfen und in Bezug auf die oben aufgeführten Cerimonien die bekannten Worte zu sprechen: ταῦτα ἔδει ποιῆσαι κἀκεῖνα μὴ ἀφιέναι, Matth. 23, 23. Luc. 11, 42. Sonst bezeichnet Christus treffend und mit Schärfe den Grundfehler pharisäischer Theologie neben jenem Verkennen des Pneumatischen in derselben. Das Schwerste im Gesetz: τὴν κρίσιν καὶ τὸν ἔλεον καὶ τὴν πίστιν, Matth. 23, 23, oder, wie bei Luc. 11, 42 τὴν κρίσιν καὶ τὴν ἀγάπην τοῦ θεοῦ ließen sie dahinten. Sie glichen jenen Menschen, die es in weltlichen und geistlichen Dingen gibt, welche sich mit ihrer Anschauung so in Nebensachen und Nebendingen verlieren, daß ihnen die Hauptsache nicht mehr Hauptsache bleibt und wol gar hinter die Nebendinge tritt: was Peripherie ist, wird Centrum und das Centrum immer mehr peripherisch. Darum beschuldigt sie der Herr mit Recht, daß, obwol sie den Schlüssel der Erkenntniß hätten, das Himmelreich weder für sich, noch für Andere aufschlössen, ja durch ihre Lehre andere gradezu an der Wahrheit hinderten, Matth. 23, 13. Luc. 11, 52 — er nennt sie mit Recht μωροί, τυφλοί, ὁδηγοὶ τυφλοί. Matth. 15, 14. 23, 19. 24. 26. Luc. 11, 40 u. a. Sie hatten Augen für die Sternlein sechster Größe am Himmel der Wahrheit und entdeckten durch die Gläser ihrer Gelahrtheit immer neue winzige Lichtee, aber das höchste und wahre Licht war ihren Augen verborgen und selbst als es zu ihnen hernieder kam, fand es keine Aufnahme.

Nach der Ansicht anderer Gelehrten, welchen allerdings einzelne Stellen in den Clementinischen Recognitionen (I, 54: Pharisaei velut clavem regni coelorum tenentes verbum veritatis ex Moysis traditione susceptum occultarunt ab auribus populi) bei Epiphanius günstig sind, beschränkten sich die Deuteroseu der Pharisäer nicht auf Zusätze zum bürgerlichen und Ritualgesetze, sondern enthielten nach Neander's Ausdrucke (Kirchenq. I. S. 53), „eine aus der Vermischung der Mosaischen Religion mit andern Religionselementen gebildete speculative Theologie." Überhaupt wird die ganze cabbalistische Lehre von der mündlichen Überlieferung, welche von Adam herab auf Abraham, auf Moses und die 70 Ältesten, Salomo bis auf Esra steigt, der sie schriftlich fixirt, auf die Pharisäer übertragen. Practisch hat dann Gfrörer in seinem ausführlichen Gebäude pharisäischer Theologie diesen Satz ausgeführt. Doch stimmen wir ganz Schneckenburger bei, daß eine solche philosophische Richtung den Pharisäern im Allgemeinen nicht zuzusprechen sei, für die ja auch alle weitern Beweise fehlen. Dabei bleibt es nicht nur wahrscheinlich, sondern ist gewiß, daß einzelne νομοδιδάσκαλοι von der alexandrinischen Philosophie wirklich Notiz nahmen, wie es denn von Gamaliel ausdrücklich heißt, daß er in der חכמת יוונית Unterricht ertheilt habe. Die sogenannten Dogmen der Pharisäer, von denen wir durch die Bibel und Josephus sichere Kunde haben, die Lehren von den Engeln, von der Auferstehung, vom Fatum, schmecken wenig nach der spätern Mystik der Cabbala; man braucht unserer Meinung nach nicht einmal die Einflüsse des Exils zu Hilfe zu nehmen [20]). Wir brauchen sie nur als eigenthümlich-pharisäische Combinationen über die Stellen des alten Testamentes anzusehen, welche jene Lehren mehr oder weniger bestimmt andeuten.

Was die Lehre von den Engeln anlangt, so ist mit besonderer Bestimmtheit aus Apostelg. 23, 8. 9 zu schließen, daß sie einen Streitpunkt zwischen Pharisäern und Sadducäern ausmachte (εἰ δὲ πνεῦμα ἐλάλησεν αὐτῷ, ἢ ἄγγελος, μὴ θεομαχῶμεν). Die eine Partei berief sich unstreitig auf die Angelophanien des alten Testamentes, die andern hielten sich an Stellen wie Ps. 34, 8; 78, 49. 50. 51; 103, 20; 104, 4; 148, 2. 3. 8. Jes. 37, 36. 2 Kön. 6, 16. 17, in denen Engel als Naturkräfte gefaßt werden können. In Bezug auf das Reich des

18) Über dies Wort Cave, Antiq. Apost. (Lond. 1684.) p. 51 sq. 19) Hieronymus in dem Briefe an die Algasia (ed. Vallarsi I. p. 883. 884). Quantae traditiones Pharisaeorum sint, quas hodie vocant δευτερώσεις et quam snites fabulae evolvere nequeo, neque enim libri patitur magnitudo, et pleraque tam turpia sunt ut erubescam dicere. Dicam tamen unum in ignominiam gentis inimicae. Praepositos habent synagogis sapientissimos, quosque foedo operi delegatos, ut sanguinem virginis, sive menstruatae mundum vel immundum, si oculis discernere non potuerint, gustu probant. Gfrörer (J. d. H. I. 1. p. 23) weist nach, daß Hieronymus eine Talmudstelle misverstanden, in welcher der Speichel in solchem Falle als Prüfungsmittel angegeben wird.

20) Wenn nicht ausdrückliche Zeugnisse dafür da sind. So führt Gfrörer (J. d. H. I. p. 129) den Tractat Rasch Haschara an: Dixit Rabbi Simeon ben Zakia: nomina angelorum et mensium ascenderunt in domum Israelis ex Babylone.

Satans war das alte Teſtament in ſeinen Ausſprüchen noch ſchwankender. Aus dem neuen Teſtament erhellt, daß die Phariſäer eine Abſtufung der hölliſchen Geiſter unter einem *ἄρχων τῶν δαιμονίων* Beelzebub glaubten, ihnen die Möglichkeit zugeſtanden, Menſchenleiber in Beſitz zu nehmen und ſich auch häufig mit Exorcismen beſchäftigten, Matth. 12, 24 fg. Marc. 3, 22 fg. Luc. 11, 15 fg. Ob die Anſicht bei Joſephus (de bell. J. 6, 3: *τὰ γὰρ καλούμενα δαιμόνια ταῦτα δὲ πονηρῶν ἀνθρώπων πνεύματα*) Privatanſicht des Autors oder Glaube der Phariſäer war, läßt ſich nicht entſcheiden: ebenſo wenig ob eine, Apoſtelg. 7, 35 erwähnte, Verwandlung einer Theophanie in eine Angelophanie (feuriger Buſch), — die in demſelben Capitel V. 53 erwähnte Betheiligung der Engel bei der Geſetzgebung auf Sinai — der im Briefe Judä V. 9 erwähnte Streit Michael's und Satans Anklänge aus phariſäiſcher Dogmatik ſind. Vgl. auch Apoſtelg. 12, 15.

Für die Unſterblichkeits- und Auferſtehungslehre ſind zunächſt die Stellen bei Joſephus (Antiq. 18, 2, 3. De bello J. 2, 7, 14 und 3, 8, 5 und 3, 8, 7) zu beachten. Aus dieſen Stellen, in welchen, nach Knapp's Anſicht, der Autor die Worte *ἀνάστασις* und *ἀναστῆναι*, als den Heiden beſonders ärgerlich, vermeidet, ergibt ſich zunächſt Folgendes: a) Alle Seelen ſind unſterblich und unzerſtörbar *ἀθάνατοι καὶ ἄφθαρτοι*; b) unter der Erde iſt der Ort des Gerichtes; c) die Seelen der Gottloſen werden mit ewiger Strafe *ἀιδίῳ τιμωρίᾳ* in einem *ἅδης σκοτώτερος* gepeinigt; d) die Seelen der Guten haben dagegen, wie es in einer Stelle heißt, *ῥᾳστώνην τοῦ ἀναβιοῦν* — ſie gehen in einen andern Leib *εἰς ἕτερον σῶμα*. Dazu gehört zum richtigen Verſtändniß eine andere Stelle: *καθαραὶ καὶ ἐπήκοοι μένουσιν αἱ ψυχαὶ χῶρον οὐρανοῦ λαχοῦσαι τὸν ἁγώτατον, ὅθεν ἐκ περιτροπῆς αἰώνων ἁγνοῖς πάλιν ἀντενοικίζονται σώμασιν.* Man hat nach dieſer Stelle darüber geſtritten, ob die Phariſäer eine freiwillige Seelenwanderung, oder, ähnlich wie der Herr und ſeine Apoſtel, eine Auferſtehung, oder Beides, etwa eine Wanderung durch verſchiedene Leiber und nach erfolgter Läuterung eine Vereinigung mit dem eigenen, neu verklärten, gelehrt hätten. Daß die Idee einer Metempſychoſe zur Zeit Chriſti unter den Juden verbreitet geweſen ſei, geht weniger aus Joh. 9, 2. 3 (obgleich die Sünden in Mutterleibe doch abenteuerlich ſind) als aus Matth. 14, 2 verglichen mit Matth. 16, 14. Luc. 9, 7. 18 fg. wol unwiderleglich hervor. Aus Herodes mochte das böſe Gewiſſen ſprechen (vergl. auch die Parallelſtelle bei Lucas), wie konnte aber die Meinung bei einem Theile des Volkes Wurzel ſchlagen, Chriſtus ſei Johannes der Täufer, wie konnte man Johannes den Täufer fragen laſſen, ob er Elias ſei, wenn nicht zugleich der Glaube an eine Metempſychoſe da war? Origenes erklärt an mehren Stellen ſeiner Commentare ausdrücklich die Lehre von der Metempſychoſe für eine zur Zeit Chriſti verbreitete und zur jüdiſchen Geheimlehre gehörige. Höchſtens könnte man alſo annehmen, daß der Unſterblichkeits- und Auferſtehungsglaube der Phariſäer in der Volksatmoſphäre ſich zu der handgreiflichern Seelenwanderungslehre verdichtet habe. Die Hauptſtelle im neuen Teſtamente für die Lehre der Phariſäer ſind Pauli Worte Act. 24, 15: *ἐλπίδα ἔχων εἰς τὸν θεόν, ἣν καὶ οὗτοι προσδέχονται, ἀνάστασιν μέλλειν ἔσεσθαι νεκρῶν, δικαίων τε καὶ ἀδίκων.* Die letzten Worte ſtehen mit dem Worte des Joſephus im Widerſpruch, auch mit rabbiniſchen Stellen, welche nach Pſ. 1, 5 יקמו רשעים לא LXX, *οὐκ ἀναστήσονται οἱ ἀσεβεῖς* und vielen ähnlichen die Auferſtehung der Gottloſen entſchieden leugneten. Entweder, ſo ſagt man, hatte ſich der Lehrtypus ſeit Chriſti Zeiten geändert, oder es gab unter den Phariſäern ſelbſt Meinungs-Nuancen, oder Joſephus berichtet ungenau und verworren. Dies letzte im vollen Maße zugegeben, ſo fragt es ſich, ob alle dieſe Ausflüchte nöthig ſind. Paulus beruft ſich in der Hauptſache auf die eigne Lehre der Phariſäer, kann dann aber mit Genauigkeit eben den chriſtlichen Differenzpunkt von der *ἀνάστασις κρίσεως* zufügen[21]). Mit welchem Parteieifer die Phariſäer an ihrer Auferſtehungslehre hingen, beweiſt Luc. 20, 39: Hier ſiegt der Coteriegeiſt über die Feindſchaft gegen Jeſum, ſie loben die, auf die zur Verhöhnung der Auferſtehungslehre, ausgedachte, ſadducäiſche, Frage ertheilte Antwort, und freuen ſich, um mit Luther zu reden, „daß er den Sadducäern das Maul geſtopft hatte." Noch deutlicher erhellt aus Apoſtelg. 23, 8, welches Gewicht beide Parteien auf jene Lehre legten; ja, es iſt ſchon lange darauf aufmerkſam gemacht, wie nach dem Hingange Jeſu ſein Evangelium als die Verkündigung eines „Auferſtandenen" vieles Abſtoßende für die Phariſäer verlor. Auch Pauli Vorliebe für die Ausmalung und Begründung der Auferſtehungslehre iſt nicht zu überſehen. Schließlich gilt auch für dieſen Punkt die Bemerkung, daß mit Zurückweiſung eines babyloniſchen Einfluſſes, es viel wahrſcheinlicher bleibt, daß beide Parteien ſich auf Ausſprüche des in der Lehre von der Fortdauer ſo ſchwankenden alten Teſtamentes berufen[22]). Nur das muß zugegeben werden, daß jene Lehre deſto mehr Bedeutung gewann, je mehr ſie in den Zeiten des Elends und der Anfechtung Troſt und Beruhigung darbot. Der Verfaſſer des zweiten Buches der Makkabäer legt den Märtyrern gern ſolche Reden in den Mund, worin ſie ſich mit Hoffnung der Unſterblichkeit und Auferſtehung tröſten; 6, 26. 7, 9. 11. 14. 23. 29. 36. 12, 43 — 45. Vgl. Flatt: Etwas über die Lehre der Phariſäer von dem Zuſtande nach dem Tode in Beziehung auf einige Stellen des Joſephus und neuen Teſtamentes in Paulus Memorabilien. II. 1792. S. 157 fg. Ziegler, Kurze Geſchichtsentwickelung der Vorſtellungen

21) Doch iſt zu beachten, was Gfrörer (J. d. H. I. 1. S. 277) angibt. Auch ſpäter, auch im Talmud iſt die *ἀνάστασις τῶν νεκρῶν* ein Streitpunkt unter den Phariſäern. Über die fraglichen Stellen des neuen Teſtaments J. G. Rapienski in der bremiſch-verdiſchen Bibliothek. I. S. 249 fg. 22) Nach dem babyloniſchen Talmud ſoll freilich ſchon Esra mit der Synagoge ſich gegen Leugner der Unſterblichkeitslehre beſtimmt verwahrt haben. Gfrörer (J. d. H. I. 1. S. 199) hält die babyloniſche Entſtehung feſt. „Sie machten die babyloniſche Lehre zu der ihrigen, verarbeiteten ſie aber zugleich ſo ſehr ins altjüdiſche Fleiſch und Blut, daß der Moſaismus durch die neue Zuthat nicht weſentlich geändert wurde."

der Hebräer von Fortdauer, Leben, Vergeltung nach dem Tode, Theolog. Abhandl. (Göttingen 1804. II. S. 167 fg.) *Paulus*, Meletemata de resurrectione mortuorum. (Jenae 1796. p. 3 sq.) Flügge, Geschichte des Glaubens an Unsterblichkeit ꝛc. I. S. 239 fg. Knapp, in der Abhandlung über 1 Kor. 15, 12 — 19 Scripta Var. Arg. I. p. 311 sq. Sehr genau hängt mit dieser Differenz eine andere über Vergeltung, Lohn und Strafe zusammen, welche die rabbinische Sage von Antigonus Soco herleitet, der zur Zeit der ersten Ptolemäer Vorsitzer des Synedriums war. Er habe den Satz aufgestellt: Ne sitis tamquam servi, qui serviunt magistro ex conditione, ut recipiant mercedem — sitque timor coelorum super vos. Seine Lehre wurde hernach mit manchen Entstellungen und falschen Consequenzen Eigenthum der Sadducäer; die Pharisäer fanden jenen Satz so unbillig, als wenn ein Arbeiter, der den ganzen Tag gearbeitet, am Abend nicht seinen Lohn empfangen solle. Man nannte sie, als Opponenten gegen die sadducäische Lehre, entweder daß es gar keine Vergeltung gäbe, oder daß schon auf Erden die Vergeltung erfolge, oder daß menschliche Tugend von dem Gedanken einer Vergeltung ganz fern bleiben müsse, Baithasäer, entweder von einem Lehrer Baithos (*Joseph.* Antiq. XVIII, 1 init.), oder weil, wie Paulus zu Matth. 3, 7 will, der Name dasselbe bedeutet was Pharisäer. Nach dieser, etwas künstlichen Ansicht pflegten die Sadducäer bei der Erklärung des alten Testamentes zu sagen: צדק das ist grade recht, die Pharisäer dagegen hatten die Formel: בעית sc. תהיה d. i. man muß nun über den Text discutiren. Aber auch סדיש kann man, wie wir oben sahen, für Auslegung nehmen. — Gegen die crasse Vergeltungslehre der Pharisäer, welche gleichsam immer mit einem zu honorirenden Prämienscheine dem Höchsten gegenüber stand, polemisirt der Herr oftmals; vgl. hiernach Luc. 17, 10.

In Bezug auf die Lehre der Pharisäer vom Fatum[23]), sind wir fast allein auf Josephus angewiesen, und auch hier erweist sich dieser Schriftsteller als verworren und unklar in der Schilderung seiner eigenen Dogmen. Es ist ihm augenscheinlich wichtiger, die jüdische Lehre von der *εἱμαρμένη* (rabbinisch: גזר גזירה) mit der Lehre der Stoiker zu vergleichen[24]), als seinen Lesern ein deutliches Bild zu entwerfen. Nicht übel stellt Knapp aus den drei Stellen Antiq. XVIII, 1. 5. XIII, 5. 9. De bell. Jud. II, 7 drei jüdische Theorien über das Verhängniß zusammen: 1) Viele begnügen sich zu sagen: Alles stehe in Gottes Hand, ohne seinen Willen könne der Mensch Nichts thun, ohne seinen Willen könne ihm Nichts begegnen. Bei dieser populären Fassung bleiben die Essäer stehen. 2) Andere meinten, dadurch werde Gott zum Urheber und Theilnehmer des Bösen gemacht, die menschliche Freiheit aufgehoben und also beider Nothwendigkeit behauptet. Sie sagten also: Gott wirkt bei dem Bösen nicht mit. Gutes und Böses, Glück und Unglück ist in der Gewalt des Menschen und hängt von seinem Verhalten ab. So die Sadducäer. 3) Zwischen beiden Extremen bewegte sich der Mittelweg der pharisäischen Anschauung. Sie behaupteten zwar auch, es geschehe Alles durch das Verhängniß — oder was dasselbe ist, durch den Willen Gottes — aber sie unterscheiden zwischen Regierung und Zulassung. Doch ist es bei dieser wichtigen Frage nöthig, die Stellen des Josephus wörtlich anzuführen: *οἱ φ. τινα καὶ οὐ πάντα τῆς εἱμαρμένης εἶναι λέγουσιν ἔργον, τινὰ δὲ ἐφ' ἑαυτοῖς ὑπάρχειν, συμβαίνειν τε καὶ οἷς γίνεσθαι. Τὸ δὲ τῶν Ἐσσηνῶν γένος πάντων τὴν εἱμαρμένην κυρίαν ἀποφαίνεται καὶ μηδὲν ὃ μὴ κατ' ἐκείνης ψῆφον ἀνθρώποις ἅπαντᾶ. Σαδδουκαῖοι δὲ τὴν μὲν εἱμαρμένην ἀναιροῦσιν, οὐδὲν εἶναι ταύτην ἀξιοῦντες, οὔτε κατ' αὐτὴν τὰ ἀνθρώπινα τέλος λαμβάνειν, ἅπαντα δὲ ἐφ' ἡμῖν αὐτοῖς τίθενται, ὡς τῶν ἀγαθῶν αἰτίους ἡμᾶς αὐτοὺς γινομένους καὶ τὰ χείρω παρ' ἡμετέραν ἀβουλίαν λαμβάνοντας. — Πράσσεσθαί τε εἱμαρμένῃ τὰ πάντα ἀξιοῦντες οἱ φ. οὐδὲ τοῦ ἀνθρωπείου τὸ βουλόμενον τῆς ἐπ' αὐτοῖς ὁρμῆς ἀφαιροῦνται δοκῆσαι τῷ θεῷ κρᾶσιν γίνεσθαι καὶ τῷ ἐκείνης βουλευτηρίῳ καὶ τῶν ἀνθρώπων, τῷ θελήσαντι προσχωρεῖν μετ' ἀρετῆς ἢ κακίας. — Οἱ φ. εἱμαρμένῃ τε καὶ θεῷ προσάπτουσι πάντα καὶ τὸ μὲν πράττειν τὰ δίκαια καὶ μή, κατὰ τὸ πλεῖστον ἐπὶ τοῖς ἀνθρώποις κεῖσθαι βοηθεῖν δὲ εἰς ἕκαστον καὶ τὴν εἱμαρμένην. Σαδ. δὲ τὴν μὲν εἱμαρμένην παντάπασιν ἀναιροῦσιν καὶ τὸν θεὸν ἔξω τοῦ δρᾶν τε κακὸν ἢ μὴ δρᾶν τίθενται. φασὶ δὲ ἐπ' ἀνθρώποις ἐκλογῇ τό τε καλὸν καὶ τὸ κακὸν προσκεῖσθαι καὶ τὸ κατὰ γνώμην ἑκάστῳ τούτων ἑκατέρῳ προσιέναι.* Daraus erhellt, sagt Gfrörer, die Essäer lehrten, daß der Mensch unfrei, die Pharisäer, daß er halbfrei, die Sadducäer, daß er ganz frei sei. Aber je schärfer die beiden extremen Endpunkte heraustreten, desto unklarer bleibt das pharisäische juste milieu. Ist dies nun Schuld der Mittelansicht als solcher oder des Josephus? Bei solchen Wendungen, wie „es steht meistens in des Menschen Macht, recht oder unrecht zu handeln," oder „Etwas, aber nicht Alles steht beim Verhängniß," ist man versucht, ernstlich einem Autor zu zürnen, der über die Lehren seines Ordens, so zu sagen, wie im Dunkeln zu tappen scheint. Doch verurtheilen wir ihn nicht vorschnell, sondern sehen wir die Stellen an (welche Gfrörer fleißig aus seinen Werken zusammengestellt), wo sich sein Verhängnißglaube naiver, mehr im Vorübergehen, aber desto treuer zeigt. Antiq. VIII, 15, 4. 6. „Achab ließ sich vom Propheten Micha nicht warnen, sondern beschloß den Zug nach Syrien; denn es siegte, wie ich glaube, die Macht des Geschicks. — Aus der Geschichte des Königs sollen wir die Macht des Geschicks abnehmen, dem kein Mensch entrinnen kann, selbst wenn er es voraus weiß; vielmehr täuscht es in

23) Eine Frage, welche sich dem Denkenden bei der Lecture des alten Testaments von selbst aufdrängte. Winer: Jene göttliche Vorherbestimmung war schon durch die alttestamentlichen Weissagungen begründet, der Glaube an eigne Willensfreiheit lag in der Mahnung des göttlichen Gesetzes vor. Paulus (zu Matth. 3, 7) meint einen Zusammenhang mit Gräco-Syrern annehmen zu müssen, der zur Zeit des Jonathan (hier spricht Jos. zuerst über die *εἱμ.*) besonders lebhaft gewesen sei. 24) Vergl. Justus Lipsius in seiner Manuductio ad Stoicorum philosophiam. Acta philosophorum XIII. p. 147. (Halae 1723.)

Digitized by Google

diesem Falle mit schmeichlerischen Hoffnungen, durch welche es den Sterblichen auf den Punkt bringt, wo er erliegen muß." Antiq. XVI, 11, 7. „Ich weiß nicht, soll man den Vater anklagen (Herodes), oder den Ungehorsam der Kinder, oder endlich das Geschick, das stärker ist als der überlegteste menschliche Entschluß, weshalb wir auch glauben, daß die menschlichen Handlungen von einer unabänderlichen Nothwendigkeit vorher bestimmt seien. Dieselbe nennen wir Verhängniß, weil Nichts geschieht, was nicht durch sie verhängt wäre. Ich denke jedoch, man sollte diese Ansicht nach der andern beurtheilen, welche uns selbst Etwas zuschreibt, uns in einem gewissen Grade verantwortlich macht für unsere Vergehungen, in welchem Sinne sich schon vor uns der Gesetzgeber aussprach." De bell. Jud. VI, 4, 8. „Bei dem Untergange des Tempels gibt der Gedanke einigen Trost, daß ein unabänderliches Geschick, wie über lebendige Wesen, so auch über Gebäude und Orte verfüge." Man hört, es ist das alte Lied der Unklarheit. Offenbar spricht Josephus, den frühern Essäer, die essenische Ansicht an: Da, wo er auf die pharisäische zu sprechen kommt, bewegt er sich wieder in nebelhaften Ausdrücken. Doch nimmt Gfrörer Josephus in Schutz und weist auch im Talmud dasselbe Schwanken über Freiheit und Verhängniß nach. Am Besten faßt man die Sache so auf. Die positive Seite war durchaus nicht die starke Seite in der pharisäischen Lehre von der εἱμαρμένη. Sie beschränkten sich in negativer Bewegung auf das Abweisen zweier Endpunkte, des Essäismus und des Sadducäismus, und setzten mit derselben. Entschiedenheit die Gewißheit göttlichen Vorherwissens und Vorherbestimmens einerseits und die Integrität sittlicher Freiheit andererseits. Ihr Lehrtypus näherte sich in seinem Schwanken bald der äußersten Rechten, bald der äußersten Linken; zur Verarbeitung und klaren Ausgleichung der Differenz thaten sie so wenig, wie etwa das Concil von Chalcedon in seiner Formel. Und es ist die Frage, ob sie mehr thun konnten. Es gibt nun einmal Gebiete der Speculation, wo der Glaube zwar mit Bestimmtheit sich bewußt ist, was nicht das Richtige sei, aber nicht mit positiver Klarheit plastisch ausdrücken kann, was das Richtige sei. Solche Mittelansicht, versöhnend für das Gefühl, abstoßend für das scharfe Denken, war die pharisäische Lehre vom Fatum.

So thut denn auch Epiphanius den Pharisäern Unrecht, wenn er es als die tollste Verkehrtheit ausgibt, eine Vergeltung und zugleich ein Fatum anzunehmen [25]). Er schiebt den Pharisäern die extremste Ansicht von der εἱμαρμένη unter und disputirt auf eine Weise, die ihn im 16. und 17. Jahrh. in das größte Malheur gebracht hätte, von der Freiheit des menschlichen Willens. Bedeutsamer ist es, daß Epiphanius den Fatumglauben der Pharisäer ganz bestimmt mit astrologischen Träumereien in Verbindung setzt, und zum Erweise die ganz hebräische Terminologie der Astrologen seiner Zeit in extenso anführt. Gewöhntich nimmt man an, daß Epiphanius hier

25) Wie vor ihm die Constitt. Apostol. VI, 6: Φ. οἱ τύχη καὶ εἱμαρμένῃ ἐπιγράφοντες τὴν τῶν ἁμαρτανόντων πρᾶξιν.

spätere rabbinische Astrologie auf die Zeit Jesu übertragen, und dies ist allerdings sehr wohl möglich [26]). Nur die Beweise, das Schweigen des Josephus und des neuen Testamentes sind nicht stichhaltig. Bei einem so ungenauen Referenten ist ein argumentum a silentio doppelt bedenklich und im neuen Testamente könnte man die ein Zeichen am Himmel fodernde γενεὰ μοιχαλὶς auf pharisäische Astrologie deuten. (Matth. 16, 1—3; Marc. 8, 11—13; Luc. 11, 16 fg., 12, 54 fg.) Erwähnt doch auch Philo (de migrat. Abr. p. 415) ausdrücklich, daß viele Juden seit dem babylonischen Exil an den Einfluß der Gestirne geglaubt, die sieben obersten Engel des Angesichts z. B. mit den sieben Planeten identificirt und sich überhaupt mit Sterndeutung beschäftigt haben. Die Stellen im Talmud widersprechen sich. Einmal heißt es: „Die Sterne haben keinen Einfluß auf Israel," ein andermal: „Das Gestirn macht klug und reich" und „Die Berechnung der Planeten ist die Freude der Rabbinen." Vergl. über die pharisäische Lehre vom Fatum *G. Bull*, Harmon. et part. dissertt. poster. c. 15. p. 293 sq.; Gfrörer, J. d. H. I, 2. S. 111 fg.

Daß es Nuancen in der pharisäischen Theologie gegeben habe, ist an sich wahrscheinlich. Wir wissen aber auch bestimmt, daß man nach den berühmten Lehrern Hillel und Schammai (etwa 100 v. Chr. geboren) zwei Hauptschulen unterschied. Wahrscheinlich — denn das Genauere schwebt auch hier sehr im Dunkel — ging das Streben des Hillel dahin, das Gesetz zu vereinfachen und in geringfügigen Dingen Strenge und Rigorosität zu entfernen. Dabei hielt er viel auf die mündliche Tradition. Schammai, der eine Zeit lang sein Schüler gewesen, hielt mehr auf das geschriebene Gesetz und war Rigorist. Nach Maimonides freilich soll ihr Unterschied blos in der Methode der Beweisführung gelegen haben. Vergl. den Artikel Hillel von A. G. Hoffmann im achten Theile der zweiten Section dieses Werkes und den künftigen Artikel Schammai [27]). Aus dem neuen Testamente wissen wir, daß beide Schulen sich auch in der Scheidungsfrage gegenüber standen. Die Hillelianer hielten jede Trennungsursache für gültig „etiam si combusserit decoctum ejus" oder gar nach R. Akiba etiam si illa pulcriorem inveniat; die Schammaiten wollten nur irgend etwas Schändliches als Scheidungsgrund anerkennen. Nicht lange vor der Zerstörung Jerusalems entschied eine Bath-Kol für die erste Ansicht. Matth. 5, 31 fg.; 19, 1—9; Marc. 10, 1—12. Vielleicht treten auch in manchen dem Herrn vorgelegten verfänglichen Fragen neben der trügerischen Absicht auch wirkliche Streitpunkte pharisäischer Theologie hervor: Ob es vom orthodox-jüdischen Standpunkte recht sei, dem Kaiser Zins zu geben? Matth. 22, 15—22; Marc. 12, 13—18; Luc. 20,

26) Doch wird auch in dem κήρυγμα Πέτρου den Juden vorgeworfen, sie dienten μηνὶ καὶ σελήνῃ. In einem andern jüdischen Apokryphon sage Jacob zu seinen Söhnen: ἀνέγνων ἐν ταῖς πλαξὶ τοῦ οὐρανοῦ, ὅσα συμβήσεται ὑμῖν καὶ τοῖς υἱοῖς ὑμῶν. 27) Gfrörer, J. d. H. I. 1. S. 173 fg. Der Vergleich mit Luther und Zwingli in Bezug auf das Differenzobjecte ist unpassend.

Digitized by Google

20 — 26. Welches unter den faſt unzähligen Geboten das vornehmſte ſei? Matth. 22, 34 — 46; Marc. 12, 27 fg.

IV. Die phariſäiſche Aſketik. — Während ſich die Maſſe des Volkes um die eigentlich dogmatiſchen Streitpunkte zwiſchen Phariſäern und Sadducäern wenig kümmern mochte, erſchienen ihnen die erſtern im Lichte einer eifrigen Tugendübung, welches ihre Häupter vor der Menge mit dem einflußreichſten Heiligenſchein umgab. Es traten namentlich die drei Arten guter Werke hervor, welche der Orient von Alters her am Höchſten geſtellt hat und noch ſtellt: Beten, Faſten, Almoſengeben.

Für das Beten ſind die Stellen Matth. 6, 5. 6; 23, 14. Luc. 20, 47, von Bedeutung. Die Phariſäer hatten lange Gebetsformeln und beteten mit Oſtentation. Das Gleichniß Luc. 18, 9 — 14 zeigt uns ein phariſäiſches Gebet der niedrigſten Extraction. (Vergl. über dieſe Parabel J. G. Michaelis, Brem. Bibl. III. S. 422 fg. VII. S. 824 fg.) Mit ihrer Gebets-Oſtentation ſtanden dann auch die übermäßig breiten φυλακτήρια, Gebetsriemen, תְּפִלִּין in Beziehung, welche Jeſus Matth. 23, 5 ihnen vorwirft. Jene Riemen, deren auch Joſephus Erwähnung thut, waren als eraſſe Auslegung von 5 Moſ. 6, 8 damals ſchon im Gebrauch, aber, wie Juſtin im Dialoge mit dem Tryphon ſagt, im Allgemeinen λεπτόται. Nach einer auch ſonſt ſehr intereſſanten Stelle des Hieronymus hatten die Phariſäer den Dekalog darauf geſchrieben [28]). Auf die ſtrengen Faſten bezieht es ſich wol inſonderheit, wenn Apoſtelg. 26, 5 der Phariſäismus ἀκριβεστάτη αἵρεσις τῆς ἡμετέρας θρησκείας genannt wird. Auch Joſephus (Antiq. XVIII, 1, 3) berichtet: τὴν δίαιταν ἐξεντελίζονται οὐδὲν εἰς τὸ μαλακώτερον ἐνδιδόντες [29]). Nach der Parabel vom Phariſäer und Zöllner faſteten die Phariſäer, um ein opus supererogationis zu verrichten, außer den geſetzten Faſttagen noch zweimal in der Woche, nach Epiphanius am Dinstage und Donnerstage. Zu vergleichen auch die Stelle in den apoſtoliſchen Conſtitutionen: 7, 23: αἱ δὲ νηστεῖαι ὑμῶν μὴ ἔστωσαν μετὰ τῶν ὑποκριτῶν, νηστεύουσι γὰρ δευτέρᾳ σαββάτων καὶ πέμπτῃ. Nach Matth. 6, 16 — 18 legten ſie (wie etwa ſpäter die Cyniker) durch ein vernachläſſigtes Äußere gern ihre ſtrengen Faſten an den Tag, legten auch auf dieſe Übung ſolches Gewicht, daß ſie den Jüngern des Herrn die Nichtbeobachtung ſtrenger Faſten zum großen Vorwurfe machen Matth. 9, 14 fg. Marc. 2, 18 fg. Luc. 5, 33 fg. Über das Almoſengeben der Phariſäer iſt die bekannte Stelle Matth. 6, 1 — 4 vorhanden, in welcher der Streit über das μὴ σαλπίσῃς ἔμπροσθέν σου immer noch nicht völlig ausgemacht iſt. Die meiſten Ausleger ſind jedoch der Meinung, daß nur ein mit éclat vor ſich gehendes Almoſenſpenden durch dieſe, auch ſonſt vorkommende, Redeweiſe bezeichnet ſein ſolle. Als ein frommes Werk, in dem ſich die Phariſäer damaliger Zeit gefielen, wird Matth. 23, 29 — 31. Luc. 11, 47 fg. das Errichten und Schmücken der Grabmäler der Propheten und Gerechten angeführt. Man wollte gut machen, was etwa die Vorättern an ſolchen Gottesgeſandten verbrochen und dünkte ſich an ihrer Stelle anders verfahren zu ſein.

Epiphanius führt überdies eine Menge anderer aſketiſcher Übungen und Gelübde an, womit ſeine weitere Angabe, daß ſie weibiſchen Schmuck getragen hätten, nicht im Einklange ſteht. Einige hätten zehn, acht oder vier Jahre in ſtrenger Keuſchheit gelebt und durch ſtrenge Gebetsübung zu verhüten geſucht, daß ſogar nicht durch nächtliche Geſichte und Befleckung ſolches Gelübde verletzt wurde. Andere hätten ſich möglich viel vom Schlaf abgebrochen, auf ſpitzigen Steinchen oder Dornen geſchlafen u. dgl. mehr. Man muß es auf ſich beruhen laſſen, wie weit dieſe Notizen für das Zeitalter Chriſti Geltung haben. Muß man in ſolchen aſketiſchen Übungen — zu denen die Religionsgeſchichte ſo viele Parallelen bietet — immerhin die Willenskraft bewundern, das Princip, von dem ſie ausgehen: Um Gottes Willen würdigen, und ſolche Aſketen vor dem rohen Spott fleiſchlicher Menſchen in Schutz nehmen, die es nicht verſtehen, wie gern die Liebe für den Geliebten leidet: — ſo iſt man, andern Extremen gegenüber, mit gleicher Entſchiedenheit feſtzuhalten gezwungen, daß nur die Seele, das bewegende Princip ſolcher Handlungen vor Gott gelte und eine tiefe ſittliche Verrottung mit der ſtrengſten Aſkeſe beſtehen kann. Das treffliche Wort Gregor's des Großen: Et fortasse laboriosum est homini relinquere sua sed valde laboriosum est relinquere semetipsum. Minus quippe est abnegare quod habet, valde autem multum est abnegare quod est, iſt ſehr geeignet, uns das richtige Verſtändniß der phariſäiſchen Aſkeſe in ihrem Verhältniß zur phariſäiſchen Sittlichkeit zu eröffnen.

V. Die phariſäiſche Sittlichkeit. Verhältniß zu Chriſto. Obgleich es ganz gewiß bleibt und unten noch weiter zu erwähnen iſt, daß unter den Phariſäern Viele ſich von ſittlichem Schaden frei hielten, ſo hieße es doch dem Anſehen und der Heiligkeit unſeres Herrn gradezu entgegentreten, wollte man über die Geſammtheit, über die γεννήματα ἐχιδνῶν Matth. 3, 7. 12, 34. 23, 33. Luc. 3, 7 [30]), gegen die er ſo angeeifert, ein milderes Urtheil fällen, als ſich gebührt.

28) Zu Matth. 22, 5: Superstitiosi magistri captantur aurum populärem atque ex mulierculis sectantur lucra faciebant, grandes fimbrias et acutissimas in eis spinas ligabant, ut videlicet ambulantes et sedentes interdum pungerentur et quasi hac admanitione retraherentur ad officia Domini et ministeria servitutis ejus. Pictoriola illa decalogi phylacteria vocabant, quod quicunque habuisset ea quasi ob custodiam et munimentum sui haberet. — — Hoc apud nos superstitiosae mulierculae in parvulis Evangeliis et in crucis ligno et istiusmodi rebus, quae habent quidem zelum Dei sed, non juxta scientiam factitant. — Über die μακρόσης τῶν εἱμῶν ὑμῶν Thrm. Bibl. II. S. 637 fg. Über das Beten und die Phariſäer überhaupt: *I. Saubert*, De Precibus Hebraeorum. *N. Polemann*, De Ritu Precandi Veterum Hebraeorum. *M. Hiller*, De Vestibus fimbriatis Hebr. *Ch. Lubeck*, De decisionibus peniculamenti. *B. Ugolini*, De Phylacteriis Hebraeorum, in Ugolini's Thesaurus. XXI. p. DXXIX — p. DCCXXXV. 29) Wenn Winer aus *Jos.* Antiq. XIII, 10, 5 folgert, die Phariſäer hätten unbeobachtet den Freuden der Tafel gehuldigt, ſo iſt dies eine übereilte Folgerung.

30) Eine eigenthümliche naturhiſtoriſche Erklärung dieſes Prä-

Unter drei Gesichtspunkte lassen sich die Hauptgebrechen der pharisäischen Sittlichkeit unterordnen.

Das erste bezeichnet Christus Matth. 23, 24 treffend durch das διϋλίζειν τὸν κώνωπα καὶ καταπίνειν τὸν κάμηλον. Wir meinen jenen bornirt-pedantischen Kleinigkeitsgeist, der mit ihrer theologischen Anschauung im wesentlichen Zusammenhange steht; der kein Auge für die Hauptgebote hat, welche der andern Erfüllung sind, der im Sittlichgroßen klein und im Sittlichkleinen groß ist, der sich kein Gewissen daraus macht, vor einem Halbtodten vorüberzugehen, oder einen Unschuldigen in den Tod zu bringen, aber mit zarten Scrupeln kein Blutgeld in den Opferkasten legen will. Man lese die gute Stelle bei Mosheim, Sittenlehre. 3. Bd. S. 241 fg. „So waren die Pharisäer beschaffen, die unser Heiland so eifrig bestraft. Viele äußerliche vermeinte Heiligkeit, die das Gesetz nicht begehrte, und keine innerliche, die es foderte. Keine Liebe zu Gott und dem Nächsten und hundert unbefohlene Werke, die Zeichen der Liebe zu Gott und dem Nächsten heißen sollten. Wehe euch, sagt Jesus, ihr Pharisäer, die ihr verzehndet die Minze, den Dill und den Kümmel. Da haben wir das enge Gewissen! Jesus fährt fort: Ihr lasset dahinten das Schwerste im Gesetz, nämlich das Gerichte, die Barmherzigkeit und den Glauben. Da haben wir das weite Gewissen! der Pharisäer zählt seine Pflanzen, aber seine Sünden gegen den Nächsten läßt er ungezählet ꝛc." Der zweite Hauptmakel pharisäischer Tugend, der Hochmuth und Stolz, bricht sich wiederum in drei trüben und unreinen Farben: Nationalstolz, Gelehrtenstolz, Tugendstolz. Der erste zeigt sich im neuen Testament in dem wiederholten Pochen auf die leibliche Abstammung von Abraham, Matth. 3, 9. Joh. 8, 33 fg. [31]), in der unwahren Prahlerei, daß sie Niemandes Knechte seien, Joh. 8, 33, in der tiefen Verachtung anderer Nationen, in der Ostentation mit dem äußerlichsten Erkennungszeichen des Israeliten, den übermäßig breiten Säumen und Einfassungen ihrer Gewänder, κράσπεδα, ציצית, Matth. 23, 5. Der Gelehrtenstolz zeigt sich am schrecklichsten in den Worten der Synagoge Joh. 7, 49: ὁ ὄχλος οὗτος ὁ μὴ γινώσκων τὸν νόμον, ἐπικατάρατοί εἰσιν, ganz entsprechend den Aussprüchen der Rabbiner über das tiefverachtete עם הארץ [32]), die Unstudirten (nicht Laien, da sich auch Priester darunter befanden). Von diesem Haufen sagten rabbinische Lehrer: Quicunque legem exponit coram populo terrae idem agit ac si virginem desponsatam stupraret in conspectu sponsi, und im Talmud heißt es: Discipulus sapientis non accumbat cum societate populorum terrae. Ferner: Kein Studirter darf ein Weib von ihnen nehmen; denn von ihren Weibern gilt: Verflucht, wer mit einem Thiere Beischlaf treibt. Einige Rabbiner lassen das עם הארץ nicht einmal mit auferstehen. Solcher Dünkel mußte sich auf das Äußerste empört fühlen, als der geheilte Blinde sich einfallen läßt, mit ihnen über die göttliche Berufung Jesu zu reden, Joh. 9, 34 — und ist so überzeugt, daß er den willenlosen populus terrae unbedingt im Schlepptau seiner Ansichten führe, daß er den Eindruck, welchen der Herr auf die abgeschickten Knechte gemacht hat, durch die kurzen Worte für paralysirt hält: μή τις ἐκ τῶν ἀρχόντων ἐπίστευσεν εἰς αὐτὸν ἢ ἐκ τῶν φαρισαίων. Der Tugendstolz gründete sich auf die ängstlich-genaue Erfüllung des Gesetzbuchstabens, zu der wol noch opera supererogationis hinzutraten. Diese pharisäische צדקה, δικαιοσύνη, konnte in ihrer Äußerlichkeit zu solcher Vollkommenheit steigen, daß später ein berühmter Rabbi im Sterben den Todesengel auffodern konnte, ihm die Stelle im Gesetzbuche zu zeigen, welche er nicht sein Leben lang gehalten. Das Motto dieser δικαιοσύνη, der nicht-pharisäischen Außenwelt gegenüber, ist das Gebet: Ich danke dir, Gott, daß ich nicht bin wie andere Leute, Räuber, Mörder, Ehebrecher. Daher denn das gezierte Reinlichkeitsgefühl mit solchen offenkundigen Sündern in Verkehr zu treten, mit ihnen zu essen, ja nur von ihnen angerührt zu werden, Matth. 9, 11. 12. Marc. 2, 16. 17. Luc. 5, 30. 31. 7, 36—50. 15, 1—10. Daher die Verschlossenheit für die neue Theorie der Sündenvergebung, wie sie der Heiland lehrte, Luc. 5, 17—26. 7, 36—50.

Es war natürlich, daß der von uns prismatisch zertheilte pharisäische Stolz in seiner Totalität im gewöhnlichen Lebensverkehr häßlich heraustrat. Sie nahmen gern überall den obersten Platz ein, in den Synagogen sowol als bei Gastmälern: sie nahmen gern auf den Märkten mit hochmuthsvollem Behagen die respectvollen Grüße der Menge hin und ließen ihre Ohren mit dem Titel Rabbi kitzeln, Matth. 23, 6. 7. Luc. 11, 43. 20, 46. Nach Lucas 14, 1—13 [33]) ist zu schließen, daß sich auch in dem geselligen Leben der Pharisäer ein dünkelhafter Sippschaftsgeist zeigte; was nicht zur Clique gehörte, blieb ausgeschlossen.

Die dritte Pest in der pharisäischen Tugend ist die Heuchelei. Fast unzählige Male wirft sie ihnen der Heiland vor. Er nennt sie übertünchte Gräber, innen voll Moders und Unflathes; er beschreibt sie als von Außen fromm, inwendig voller Heuchelei und Untugend, Matth. 23, 27. 28. Luc. 11, 39. 44. Er wendet auf sie das Wort des Jesaias an: Dies Volk nahet sich zu mir mit seinem Munde und ehret mich mit seinen Lippen; aber

dicats bei Elias von Kreta zu Gregor von Nazianz. ed. Col. II. p. 149. Schuster (in Eichhorn's Allgem. Bibl. der bibl. Literatur. IX. S. 954 fg.) will ohne tadelnden Nebenbegriff blos Klugheit bezeichnet wissen. Fast die ganze Abhandlung von Reichenberg beschäftige sich mit diesem Prädicate.

31) Bei spätern Rabbinern: Futuro aevo sedet Abr. juxta portas gehennae nec permittit ullum circumcisum eo descendere: iis autem, qui peccaverunt ultra modum, quid facit? Restituit illis praeputium et descendunt. 32) Genaueres über dies Wort bei Gfrörer, J. d. H. I, 1. S. 188 fg.

33) Über die Ehrenbezeigungen, welche die Schriftgelehrten für sich, auch von ihren Schülern in Anspruch nahmen, Gfrörer, J. d. H. I, 1. S. 141 fg. 168 fg.: Beispiele von wahrhaft verrücktem Stolz späterer Rabbiner S. 146 fg. Eigen die Bemerkung S. 153: „Ein ähnlicher Stolz, wie bei den Rabbinern, tritt da und dort bei einzelnen Gelehrten, oder der ganzen gelehrten Kaste hervor, ohne daß die Welt viel davon berührt wurde ꝛc.

Digitized by Google

ihr Herz ist fern von mir, Matth. 15, 7. 8. Nach ihren Worten, nicht nach ihren Werken soll das Volk thun: sie legen unerträgliche, schwere Bürden auf, rühren sie aber mit keinem Finger an [34]), Matth. 23, 3. 4. Luc. 11, 46. Der Sauerteig, vor dem sich das reine Mehl der Apostel hüten soll, ist nach Matth. 16, 6 fg. Marc. 8, 15 fg. die Lehre der Pharisäer, Sadducäer und Herodianer im Allgemeinen, nach Luc. 12, 1 speciell der Pharisäer Heuchelei. Alle diese Stellen sind jedoch nicht von der gröbsten massivsten Heuchelei zu fassen, bei welcher der Mensch förmlich ein klares Bewußtsein über das Doppelte in sich hat: eine Erscheinung, die in der That selten sein mag. Die Pharisäer waren mit feinern, aber desto gefährlichern Banden an das Böse, in der Form der Heuchelei, gefesselt. Sie wähnten wirklich Alles, was sie thaten um Gottes Ehre zu thun, und doch, — hätten sie so ängstig in dem Gesetzbuche ihres Innern, als in den Rollen des geschriebenen Gesetzes gelesen — wie leicht hätte ihnen ihr Bewußtsein sagen müssen, daß sie Alles nur thaten *πρὸς τὸ θεαθῆναι τοῖς ἀνθρώποις*, Matth. 23, 5. So war alle ihre Tugendhaftigkeit, wenn nicht subjective, doch objective Heuchelei, das offene Grab wahrer Sittlichkeit. Nach diesem Gesichtspunkte hin ist das Wort nicht zu stark, das Jesus Matth. 23, 15 redet und das zugleich von der Proselytenmacherei der Pharisäer Zeugniß gibt: *περιάγετε τὴν θάλασσαν καὶ τὴν ξηρὰν, ποιῆσαι ἕνα προσήλυτον· καὶ ὅταν γένηται, ποιεῖτε αὐτὸν υἱὸν γεέννης διπλότερον ὑμῶν*. Recht anschaulich schildert in seiner pikanten Manier Veith (Passionsbilder. S. 17 fg.) die Pharisäer also: „Sie hüllten ihre Groß- oder Geringfügigkeit in weite, faltenreiche Gewande, die, mit breiten allegorischen Säumen besetzt, nicht ohne Zierlichkeit zur Erde flossen. Sie bewiesen aller Welt, daß ihnen das göttliche Gesetz und Recht unaufhörlich vor Augen schwebte und unablässig am Herzen lag; denn sie banden es, auf Pergament geschrieben, mit Lederstreifen um die Stirn und den linken Arm. Sie befliſſen sich auch eines meisterhaften Wandels, denn sie wandelten gemessenen Schrittes, langsam und feierlich, oft nur schwebend einher, ließen auch die Dornen zum Vorschein kommen, welche sie in den Saum ihres Gewandes geflochten, damit sie dadurch im Schnellgehen geritzt und aufgehalten würden, auch durch keine rasche Bewegung den Wolfsfuß verriethen. Sie erfreuten sich, nach mancher herben Entsagung, eines bleichen und fahlen Angesichts, und ihre Wangenfurchen, sowie der düster glimmende Blick und die traurig hinabgezogenen Mundwinkel waren ebenso viele Schriftzüge, aus welchen man die ehrfurchtgebietenden Worte las: Wir fasten oft, wir fasten streng. Sie blinzten nur durch gesenkte Augenlider hervor, oder zogen, um solcher Mühe überhoben zu sein, die Haupthülle tief über die Stirn herab, und an dieser Blindheit konnten alle ordinären Menschenkinder, welche die Augen offen trugen, sehen, daß die Hochgeistigen mit den nichtswürdigen Dingen dieser sichtbaren Welt sich nicht zerstreuten. Theilten sie, was sie an volkreichen Orten nicht sparten, Almosen aus, so thaten sie es mit aller der Öffentlichkeit und dem Gepränge, dessen ein so menschenfreundliches Werk nur immer würdig ist. Sie beteten auch aller Orten so ausdrucksvoll und energisch, mit Lippen, Händen, Augen und Füßen, daß man ihren Geist gleichsam wo nicht zum Himmel, doch zu den Wolken erhoben sah. So stellten sie also Muster der Tugend vor, lebendige Bilder und Gepräge der Eingezogenheit, der Gottesfurcht, der Geistessammlung; ja alles dieses stellten sie in ihren und in fremden Augen vor; und deshalb auch, wo sie immer ihres Weges vorüberzogen, stand das Volk vor ihnen auf, mit heiliger Scheu als Menschen von höherm Schlage sie betrachtend, und ein Jeglicher wünschte sich Glück, welchem — was freilich gar selten geschah — die Ehre zu Theil ward, von ihnen gegrüßt zu werden." Veith hat an einzelnen Stellen die Schilderung der sieben pharisäischen Classen vor Augen gehabt, welche im Lexikon des Aruch erwähnt werden: Die unterste Classe 1) שכמי שרוש, zweifelhafter Deutung (Lightfoot zu Matth. 3, 7). 2) מ׳ נקפי qui longe se retraxit, ne homines in viis premeret et pedes suos allisit ad saxa. 3) מ׳ קיזר se ad parietes ita compressit, ne transeuntes premeret, ut ex illisione sanguinem elicceret. 4) מ׳ מרוכיא incedens in tunica fluente mortarii instar erat, cujus os scilicet deorsum versum est. Sic ille fluente veste, supra erat arctior, latior infra. 5) מ׳ מה חובתי ואעשה Ph. qui dicit: noscam quid sit officium meum et praestabo. 6) מ׳ יראה Ph. timoris. 7) מ׳ אהבה Ph. amoris. Der alte Opitz übersetzt Nr. 2. 3. 4 mit Schleicher, Blindschleicher, Krümmlinge [35]).

Einige Stellen wie Matth. 23, 14. Luc. 16, 14. 20, 46, heben auch Geiz und Habsucht als Charakterzüge der Pharisäer hervor. Wahrscheinlich mochten sie für ihre politischen Zwecke mannichfacher Geldhebel bedürfen und sich deren, oft nicht auf die tadelloseste Weise, versichern. Gfrörer (J. d. H. J. 1. S. 154 fg.): „Die Schriftgelehrten waren das Gehirn, die Ohren, die Gelenke, die Nerven des Volkes, das ohne sie Nichts thun konnte. — Aber wie wenn sie auch der Magen des Volkes würden." Gfrörer leugnet dies im Allgemeinen und erklärt Uneigennützigkeit für die schöne Seite des Rabbinismus, führt aber später seltene Ausnahmen an.

Nach der gegebenen Schilderung ist die Stellung der Pharisäer zu Jesus Christus — die im Genauern von der Exegese des neuen Testaments zu besprechen ist, von selbst klar. Dort ein beschränkter, pedantischer Formelgeist, hier eine die enge Hülse des Judenthums sprengende reine Blüthe von wundersamem Bau — dort auf jüdische Nationalität pochender Kastengeist, hier die immer freier

34) Ist wol am Besten so zu deuten, daß ihr Gesetz neben dem unerträglichen Du sollst nichts brauchte, was ein freudiges Ich will hervorrufen könnte, selbst das nicht, was schon der alte Bund verehrte.

35) Winer führt für die Beurtheilung pharisäischer Sittlichkeit ein Programm von J. F. Eckardt (Eisenach 1782) an, das mir jedoch nicht vorgelegen hat. Unbillig folgere Winer aus Joh. 8, 3 eine allgemeine Lasterhaftigkeit der Pharisäer. Wer wäre da wol stehen geblieben?

Digitized by Google

ausgesprochene Tendenz, alle Völker der Erde zu einem Gottesreiche zu vereinigen — dort hochmüthig-esoterische Verachtung des Volkes, hier ein Prophet, der am liebsten unter dem עם הארץ weilte, das zu ihm drang, ein Prophet, der es den Wunderzeichen beizählt, den Armen wird das Evangelium gepredigt — dort aufgeblasene Werkheiligkeit der schlimmsten Art, hier ein Dringen auf die Gesinnung und den Glauben, sogar die runde Erklärung, daß die δικαιοσύνη τῶν φ. nicht das Himmelreich aufthue — dort ein sich Spreizen wo möglich vor aller Welt, hier die Lehre vom Beten im Kämmerlein, vom Nichtwissen der Rechten, was die Linke thut — kurz überall der entschiedenste Gegensatz. Nach dem uralten Gesetze eines Kampfes zwischen Licht und Finsterniß mußte das Leben unsers Herrn zum großen Theil eine Reaction gegen den Pharisäismus sein. Die Bergpredigt eifert zum großen Theil gegen pharisäische Gerechtigkeit. Dem Munde dessen, der das glimmende Docht nicht auslöschte und das geknickte Rohr nicht brach, entströmt in einer Strafrede gegen die Pharisäer ein achtfaches Wehe (Matth. 23). Ihre Verschuldung ist ins Kurze gefaßt Joh. 9, 41 *εἰ τυφλοὶ ἦτε, οὐκ ἂν εἴχετε ἁμαρτίαν· νῦν δὲ λέγετε· ὅτι βλέπομεν· ἡ οὖν ἁμαρτία ὑμῶν μένει.* Der mit Schärfe betonte Gegensatz brachte nun bei der großen Mehrzahl der Pharisäer durchaus nicht eine Selbstbetrachtung, ein Insichgehen hervor, sondern nur Erbitterung gegen den, der solche Worte gesprochen, ja eine Verstockung gegen Wahrheitsworte und Erweise, die sie ebenso wenig ableugnen konnten, als den Tag und die Sonne außer sich [36]). Wird es ja doch jedem Menschen mit Recht schwer, aus einem gewohnten und liebgewordenen Kreise der Ansicht und Weltanschauung herauszutreten, ist doch ein Johanneisches Beugen unter die Wahrheit: Er muß wachsen, wir aber abnehmen, schon außerhalb des pharisäischen Kreises so selten — wie viel gewaltiger nun mußte die Versuchung für Pharisäer, wie wir sie kennen lernten, sein! Fast alle unterlagen derselben — *ἐπλήσθησαν ἀνοίας*, wie Luc. 6, 11 treffend sagt. Die Synoptiker geben uns ein Bild der den Herrn fast überall begleitenden, beobachtenden, belauernden (*παρατηροῦντες*) Pharisäer, erwähnen verfängliche Fragen und Mordplane wider Jesum Matth. 12, 14. 15, 21, 45. 46. Luc. 6, 11. 11, 53. 54. Die verschiedenen Scalen pharisäischen Hasses lassen sich am besten bei Johannes verfolgen. Das erste ernstliche Aufmerksamwerden ist Joh. 4, 1 berichtet; Cap. 7 berichtet, wie die Pharisäer davon erfahren, daß ein Theil des Volkes geneigt ist, die Messianität Jesu anzuerkennen; sie wollen ihn da schon greifen lassen. Im neunten Capitel führt die Untersuchung über die Blindenheilung schon zu dem Beschluß des Bannfluches über die Anhänger Jesu, und im eilften wird nach der Erweckung des Lazarus sein Tod beschlossen. Johannes erwähnt auch ausdrücklich Diener der Pharisäer unter der Rotte, die in Gethsemane ihre Hände an den Herrn legte 18, 3. Feine psychologische Winke über die Stellung der Pharisäer zu Jesu gibt Mosheim (Sittenlehre. VII. S. 135): „Die Klugheit räth dem Heuchler, das sich allmälig erhebende Gebäude des neuen Tempels Gottes, den Jesus Christus erbaute, nicht immer mit der äußersten Gewalt anzugreifen, sondern vielmehr nur den Grund desselben zu untergraben. Und ich zweifle nicht, daß die behutsamsten unter den Pharisäern bisweilen die Ermahnungen unsers Heilandes zur Gottseligkeit gerühmt, daß sie nicht selbst mit einer gezwungenen und künstlich angenommenen Hochachtung von ihm und seinen Bemühungen, der Religion aufzuhelfen, geredet haben sollten. Aber sie hatten zu viel Eifer, als daß sie nicht bei dem allen die Gefahr, welche der wahren Religion und der Ehre des Heiligen in Israel bevorstand, besorgt und unerschrocken hätten entdecken sollen. Ihr reines und zartes Gewissen erlaubte diesen sanften und frommen Männern, die von keinem andern Interesse wissen wollten, welches nicht zugleich Interesse der Religion gewesen wäre, nicht, immer zu schweigen, wenn Jesus durch seine Curen den Sabbath, wie sie vorgaben, entweihete. Die Wehmuth, welche inwendig ihr Herz fraß, brach aus und der Eifer für die Ehre des Höchsten erlaubte ihnen nicht länger, blos im Verborgenen über den Riß der Kirche heilige Klagen und Seufzer auszuschütten und fromme Thränen zu vergießen. Nein, nun brach endlich die Wehmuth aus und diese andächtigen Eiferer seufzten öffentlich, da ein Mann, der so schöne Lehren predigte, selber öffentlich so entsetzliche Sünden beging und sich so wenig an Mosis Gesetze band. Sie unterließen nicht, dem Volke, das ihn ehrte, zu bezeugen, daß sie ihn schon mehr als einmal gewarnt hätten; allein sie setzten mit den bittersten Thränen und einer leisen, oft unterbrochenen herzbrechenden Stimme hinzu: Allemal vergebens, ach leider allemal vergebens. Da nun Jesus dennoch fortfuhr, aller ihrer Warnungen und brüderlichen Bitten ungeachtet, sich für Gottes Sohn auszugeben und sich zum Herrn des Cerimonialgesetzes aufzuwerfen und dasselbe allemal hintanzusetzen, so oft es ihn würde verhindert haben, irgend eine Pflicht des Moralgesetzes zu erfüllen, so schrieen sie, diese von heiligem Feuer entbrannten Seelen, daß er sie ärgerte, daß er ihnen die schlimmsten Exempel gäbe; sie machten ihn öffentlich bei dem Volke nebst seiner Lehre verdächtig."

36) Ob die Pharisäer die Sünde gegen den heil. Geist begangen? Matth. 12, 31. Marc. 3, 28. 29. Die Literatur siehe bei P. Schaaf, Die Sünde wider den h. Geist. (Halle 1841.) S. 1 u. 2. Schaaf's Ansicht in Bezug auf die Pharisäer: „unmittelbar an unsere Stelle knüpft der Herr V. 33—37 eine längere Warnung, die unter der Voraussetzung gänzlicher Unbußfertigkeit ganz unnütz wäre. Da nun nicht entferne die Beziehung der Rede auf ein anderes Object angegeben ist, so kann man daraus schließen, daß auch V. 31. 32 vorherrschend als Warnung aufzufassen sei. Gewiß muß man aber auch zugeben, daß die Pharisäer der Lästerung des Geistes nicht mehr fern standen, sonst hätte der Erlöser sie nicht so nachdrücklich darauf hingewiesen. Die Lästerung des Menschensohns hatten sie jedenfalls schon begangen, indem sie ihn mit dem obersten Teufel zusammenwarfen. Ebendamit waren sie in einen so gefährlichen Herzenszustand gerathen, daß die ernste Warnung Bedürfniß war, ja sich vor dem äußersten Punkte zu hüten, auf welchen eine solche Gesinnung, consequent verfolgt, nothwendig führen muß. Dies grade macht die Warnung so furchtbar, daß in jeder bewußten Verdrehung der erkannten Wahrheit, welche sich die Pharisäer hatten zu Schulden kommen lassen, bereits ein Moment der Geisteslästerung gegeben ist und daß dieser Anfang jeden Augenblick zur Vollendung reifen kann.

Digitized by Google

Faſt erſcheint es nun völlig unmöglich, in dem Nachtgemälde phariſäiſchen Weſens lichtere Stellen zu entdecken, und in der That iſt nicht leicht ein geſchichtlicher Name ſchwärzer auf die Nachwelt gekommen, als der Name der Phariſäer. Berückſichtigen wir aber, wie billig, die polemiſche Stellung des neuen Teſtaments, ſo müſſen wir mit deſto größerer Genauigkeit als unparteiliche Richter auch das zuſammenſtellen, was, wenigſtens relativ im Verhältniß zu den Sadducäern (die der Herr nicht ſeiner heiligen Oppoſition gewürdigt) zu ihren Gunſten ſpricht. Da wird ihnen denn eine lebendige und tiefe Ehrfurcht vor Gott und göttlichen Dingen, jener von Paulus ſo treffend bezeichnete ζῆλος οὐ κατ' ἐπίγνωσιν nicht abzuſprechen ſein, der im Verhältniß zur todten Indifferenz und zu ſchnödem Weltſinn auch weit den erſten Platz behauptet. Ein lebhaftes Intereſſe für religiöſe Erſcheinungen und Bewegungen tritt bei den Phariſäern ohne Zweifel hervor. Iſt es auch nach dem Berichte der Evangeliſten zweifelhaft, ob wirklich Phariſäer die Johannestaufe mit empfangen Matth. 3, 7 vergl. mit Luc. 7, 30 [37]), ſo ſcheint doch zwiſchen dem Täufer und den Phariſäern mannichfache Berührung ſtattgefunden zu haben. Selbſt in dem Zudrängen zu Jeſu muß man nicht durch und durch und überall nur Bosheit wittern. Phariſäer ſind es, die Jeſum über Herodes' Mordplan unterrichten, Luc. 13, 31—35, die ihm Fragen ohne verfängliche Abſicht im reinen religiöſen Intereſſe vorlegen, wie die: Meiſter, wann kommt Gottes Reich? Luc. 17, 20 fg. Auch die Frage nach dem vornehmſten Gebote halten wir mit Paulus (zu Matth. 22, 34) für eine gutgemeinte, die in der Lehre von der Colliſion der Pflichten von Wichtigkeit war. Manche kleine, hie und da verſtreute Züge deuten darauf hin, wie Einzelne ſehr wohl von dem Evangelium ergriffen und bewegt wurden, Luc. 14, 15. 20, 39. Und war nicht Nikodemus, der nach Furcht und Schwanken bis über das Grab aushält, ein Phariſäer? War nicht nach Joh. 9, 16 unter den Phariſäern eine für den Herrn günſtige Partei? — Nach der Auferſtehung des Herrn ſcheint nach und nach die Feindſchaft der Phariſäer gegen die Predigt von dem Auferſtandenen erkaltet zu ſein. Gamaliel's mäßig-beſonnenes Urtheil iſt weltbekannt, die Kirche ſollte ſogar den Phariſäern ihren Paulus verdanken, und nach Apoſtelgeſch. 15, 5 wurden auch ſonſt Mitglieder der Phariſäerſekte gläubig. Dabei muß jedoch erwähnt werden, daß ein Grund der geringern Oppoſition gegen die Gemeinde Jeſu auch in dem wachſenden politiſchen Fanatismus der Partei, der ſie alles Übrige vergeſſen machte, ſeinen Grund hatte. Dies führt uns zu dem Punkte, den wir beſonders noch zu beſprechen haben.

VI. Die phariſäiſche Politik. — Religion und Politik fallen für das jüdiſche Bewußtſein ſo in einander, daß wir uns nicht wundern können, in den Phariſäern und Sadducäern zugleich politiſche Parteien zu erblicken. Die Phariſäer, der Anzahl nach ohnehin in bedeutender Majorität, waren, um vorerſt kurz zu reden, die Volkspartei. Sie imponirten durch ihr äußeres heiliges Erſcheinen, durch ihr Leben und Weben in dem alt überlieferten Geſetze. Zum Theil iſt auch Gfrörern beizuſtimmen (J. d. H. I, 1. 130), „Glaubensweiſen, welche ihren Bekennern eine Menge Äußerlichkeiten aufbürden, finden durchaus bei den Maſſen eifrigern Gehorſam als geiſtigere Religionen." Sie mochten auch ihre Popularität durch manche Kunſtgriffe zu erhalten ſuchen. Hierher gehört vielleicht die von Joſephus erwähnte große Ehrerbietung gegen das Alter, ihr auf gelinde Strafen lautender Pönal-Codex, wie ſie denn z. B. Gegner der Todesſtrafe geweſen zu ſein ſcheinen Antiq. XVIII, 1, 3. XIII, 15, 5 [38]). Überhaupt waren ihre Sitten gefällig und einſchmeichelnd, ihr Betragen gegen Geringere herablaſſend. Auch ein Hineinziehen der Weiber (welche immer die Devoten begünſtigen) in die politiſchen Intriguen mag oft ſtattgefunden haben Antiq. XVII, 2, 4 [39]). Dabei iſt aber nicht zu leugnen: Die Phariſäer waren wirklich die volksthümliche Partei. Sie ſetzten die altnationale Entwickelung fort, lebten unter und mit dem Volke, das in ihnen die Repräſentanten rein jüdiſchen Daſeins, ſeine Vertheidiger und Helden ſah, nährten ſeine Ideen vom Nationalſtolz und einſtiger Nationalherrlichkeit, lehrten es jede Fremdherrſchaft verabſcheuen und waren überhaupt in politiſcher Beziehung Radicale und Demagogen. Auf ihre Stellung gegen das Volk geſtützt, wagten ſie gegen Hoheprieſter, Könige, Römer ſtolz und kühn aufzutreten; keine Behörde, mochte ſie auch antiphariſäiſch und ſadducäiſch denken, durfte öffentlich vor dem Volke dieſe Sentiments kund geben Antiq. XIII, 10, 5. XV, 5, 5. XVIII, 1, 3. Bell. Jud. I, 5, 2. 3. Wie alle Geſellſchaften, die politiſch bedeutſam geworden, ſcheinen die Phariſäer in einem ſtrengen Organismus mit ſtrenger Subordination gegliedert geweſen zu ſein. Knapp unterſcheidet die πρῶτοι τῶν Φ., welche bei Joſephus vorkommen, von den μαθηταῖς τῶν Φ., bei Matth. 22, 15. 16. Der ἄρχων τῶν Φ., Luc. 14, 1, bedeutet vielleicht einen Phariſäer, General oder Provinzial. Vielleicht gab es auch phariſäiſche Tertiarier, und zu dieſen mag denn Joſephus gehört haben und gewiß nicht in die höchſten Grade eingedrungen ſein. Verfolgen wir nun wenigſtens in einzelnen Partieen der jüdiſchen Geſchichte die Wirkſamkeit dieſer phariſäiſchen Geſellſchaft. Wir kön-

37) *Chr. Fritsch*, Commentatio philologico-theologica Pharisaeos a Protobaptista non esse baptizatos. (Lipsiae 1733. 4.) *Lightfoot* (zu Matth. 3, 7): Atque eo mirandum magis est, hos baptismum ejus ita amplexos, cum normae Pharisaicae summe esset contrarium inter vulgus versari, cujus tantus concursus ad Joannem et summo contrarium doctrinae Ph. aliquam justitiam vel somnia praeter eam, quae ex operibus legis, cui contradixit doctrina Joannis ex diametro. Doch konnte die Baptiſten der Taufritus anziehen.

38) Der Vorfall mit der Ehebrecherin kann füglich mit dieſer Abneigung vor der Todesſtrafe in Verbindung gebracht werden, Joh. 8, 1 fg. Die Sadducäer waren dagegen ſtrenge Richter. Paulus: Wer nicht auf Strafen in der künftigen Welt rechnet, muß als Richter deſto mehr durch Strenge in den Strafen des Staates von Vergehungen abſchrecken. 39) Doch hielten die Phariſäer in Bezug auf die Frauen das Mulier taceat feſt. Im Talmud antwortet ein Rabbin einer Frau, die nach einer Geſetzſtelle fragt: Ne docta sit mulier nisi quoad colum.

Digitized by Google

nen uns dabei an Knapp anschließen, der dieser Seite besondere Aufmerksamkeit widmet.

Daß die Pharisäer in den ersten Zeiten der Makkabäer besonders dazu beigetragen haben, das Volk innerlich zu kräftigen und zur politischen Selbständigkeit zu erziehen, läßt sich mehr vermuthen als nachweisen. Josephus führt uns gleich in spätere Zeit. Um 135 kam der Ethnarch und Hoheprieſter Hyrkanus zur Regierung. Er war ein Schüler der Pharisäer gewesen und begünstigte sie auch nach seinem Regierungsantritt so sehr, daß ihre Macht und ihr Einfluß in politischen und religiösen Angelegenheiten immer größer wurde. Dafür wurde Hyrkan von ihnen wieder unterstützt und in der Gunst des Volkes befestigt. Als er einst die angesehensten Pharisäer bei einem Gastmahl um sich sah, bat er sie, ihm seine Fehler freimüthig zu offenbaren. Überall her erschollen Lobsprüche; nur ein Pharisäer, Eleazar, verlangte, unhöfisch und tölpelhaft, Hyrkan solle das Hoheprieſterthum niederlegen und nur Ethnarch bleiben, weil er, der Sohn einer Gefangenen, nicht Hoherprieſter sein könne. Seine Mutter sollte nämlich unter Antiochus Epiphanes in der Gefangenschaft gewesen sein. Da dies aber ein falsches Gerücht war, gerieth Hyrkan in den größten Zorn und verlangte von den Pharisäern die strengste Strafe für den Schuldigen. Da sie aber den Eleazar nach ihrer Weise nicht mit dem Tode, sondern nur mit Gefängniß und Schlägen straften, so fand der Sadducäer Jonathan bei dem ihm befreundeten Hyrkanus um so leichter mit seinen Rathschlägen Eingang. Hyrkan verließ die Pharisäerpartei und ging zu den Sadducäern über. Nun wurden die von den Pharisäern getroffenen Anstalten und Einrichtungen, nebst allen eingeführten Traditionen und Satzungen gänzlich aufgehoben, ja sogar Strafen darauf gesetzt, wenn sie ferner Jemand beobachten würde. Aber die Ungnade des Fürsten minderte die Gunst der Pharisäer bei dem Volke durchaus nicht; den Pharisäern aber war es sehr leicht, ihn nebst seiner ganzen Familie allgemein verhaßt zu machen. Hyrkan's Nachfolger blieben den Grundsätzen, die er in den letzten Jahren angenommen, treu und suchten die Pharisäer zu unterdrücken. Aber ihre Macht wurde dadurch nicht geschwächt. Auf ihr Anstiften brach unter dem Könige Alexander eine fürchterliche Empörung aus. Sechs Jahre dauerte der Krieg; endlich siegte Alexander und ließ 800 Empörer kreuzigen. Mehr als 8000 flohen in das Ausland. Kurz vor seinem Tode, 78 v. Chr., rieth er seiner Gemahlin, Alexandra, die ihm in der Regierung folgen sollte, sich mit den Pharisäern auszusöhnen. Alle Unglücksfälle seiner Regierung und die Erbitterung des Volkes gegen ihn erklärte er für eine Folge des Hasses dieser Partei. Sie folgte seinem Rath, berief nach seinem Tode die Häupter der Pharisäer zusammen und erklärte, daß sie ohne ihre Einwilligung Nichts unternehmen werde. Sie überließ ihnen sogar, was für ein Schicksal der noch unbegrabene Leichnam ihres Gemahls erfahren solle. Nun wurden die erklärten Feinde Alexander's auf einmal seine Lobredner beim Volke und sein Leichnam wurde mit großem Gepränge beerdigt. Jetzt erlangten die Traditional-Satzungen, die Hyrkan aufgehoben hatte, ihre Gültigkeit wieder; alle Verbannten wurden zurückgerufen, die Gefangenen in Freiheit gesetzt. Sie drangen auf die Bestrafung und Hinrichtung derjenigen, die Alexandern zu der Kreuzigung der 800 gerathen hatten, d. h. der früher einflußreichen, meist sadducäisch gesinnten Männer. Wirklich wurden auch mehre nach einander hingerichtet. Der jüngere Sohn der Alexandra, Aristobul, war den Pharisäern indessen nicht günstig und bemächtigte sich, mit Hilfe ihrer Gegner, der Regierung. Aber sein älterer, freilich sehr indolenter, Bruder Hyrkan, wurde von den Pharisäern unterstützt, rief, nachdem er mit seiner Partei bei Jericho geschlagen war, bekanntlich den Pompejus zu Hilfe und regierte hernach als Römerknecht. Daß die Pharisäer hier in der Parteiwuth einen großen politischen Fehler gemacht und gegen ihr eignes Princip gewüthet hatten, konnte ihnen durchaus nicht verborgen sein.

Unter diesen Umständen bildeten sie, als die Partei jüdischer Legitimität, consequente Opposition gegen alles Römische, vorzüglich seit der Herrschaft des verhaßten Idumäers Herodes. Geschäftig fanatisirten die Pharisäer das Volk und das Scheusal auf dem Throne machte ihnen ihre Sache leicht. Herodes kannte und fürchtete die Macht der Pharisäer. Er bot alle seine List und Verschlagenheit auf, ihre Entwürfe zu vereiteln. Bald suchte er aus den Uneinigkeiten, die unter ihnen entstanden waren, Vortheil zu ziehen, bald versuchte er durch Strenge und Härte zu schrecken, bald durch Gelindigkeit und Nachgeben zu gewinnen, wie er denn, besonders um ihnen zu gefallen, den prachtvollen Tempel baute. Aber er konnte seinen Zweck nicht erreichen. Als er sich von dem Volke den Eid der Treue schwören ließ, wurden auch die Pharisäer dazu angehalten. Sie weigerten sich und Herodes wagte es nicht, sie zur Rechenschaft zu ziehen. Noch größer war ihre Widersetzlichkeit einige Jahre nachher, als die Juden dem Kaiser August und Herodes zusammen Treue schwören sollten. Die Zahl der Eidweigerer belief sich auf 6000 Personen. Auch dies Mal begnügte sich Herodes mit einer Geldstrafe, welche die Gemahlin seines eigenen Bruders Pheroras für sie bezahlte. Sie hatte die Pharisäer immer heimlich begünstigt und unterstützt. Dafür weissagten die Pharisäer in schwärmerischer Prophetie ihr und ihrer Familie das Königreich. Sie spannen zuletzt eine förmliche Verschwörung wider den König an und brachten durch Bestechung selbst viele seiner Höflinge auf ihre Seite. Doch kam die Sache zu Herodes' Kenntniß und er rächte sich durch grausame Strafen und Hinrichtungen.

Daß die Pharisäer in den letzten Decennien vor Jerusalems Zerstörung das Feuer des Römerhasses immer fort geschürt haben und Träger des Aufstandes waren, läßt sich nach dem Vorigen von selbst annehmen. Josephus erwähnt zwar die sogenannte vierte Sekte, die Galiläer oder Anhänger des Judas Galiläus, als die eigentlichen Rebellen, erzählt aber doch selbst, daß Judas sich mit dem Pharisäer Sadduk zum politischen Bunde vereint und daß sein Anhang, einen Punkt ausgenommen, völlig mit den Pharisäern übereingestimmt habe. Dieser

eine Punkt sei denn eben die offen ausgesprochene Tendenz gewesen, mit Gewalt das Joch der Heiden und Unbeschnittenen (nach 5 Mos. 17, 14. 15) abzuschütteln und Niemand anders denn Gott allein als Oberherrn anzuerkennen. In der That waren sie nichts anderes als die pharisäischen enragés. Mit uns stimmt Gfrörer überein (J. d. H. I. S. 134 fg.): „Überhaupt haben die Pharisäer unter Herodes und seinen Nachfolgern, wie unter den römischen Landpflegern, immer weiter um sich gegriffen und sich eine treffliche Organisation gegeben; sie hauptsächlich schufen jene riesenhaften Kräfte, welche im letzten Aufstande unter Titus die ganze Welt in Erstaunen setzten. — Wirklich mit dem Verluste der Nationalität bedroht, oder dieselbe doch in Gefahr glaubend, scharten sich alle gute Juden um das Banner des väterlichen Gesetzes, dessen Wächter die Pharisäer waren. In jener bangen Stimmung, welche großen Erschütterungen in der Menschenwelt voranzugehen pflegt, lauschte man auf eine gute Gelegenheit, um die Scheide weit wegzuwerfen, das seit lange in der Stille geschliffene Schwert zu schwingen. Als nach Nero's Tode ein Soldatenkaiser den andern verdrängte und das Reich im wildesten Bürgerkrieg zu unterliegen schien, brach der jüdische Sturm los. Der Zeitpunkt war nicht übel gewählt. — Wollte Josephus die Wahrheit sagen, so wären wir auch besser von der Rolle unterrichtet, welche die Pharisäer im Aufstande spielten; aus ihrem Schooße gingen jene wüthenden Zelotenbanden hervor, und wenn sie statt wilder Parteihäupter dem Staate nur einen einzigen Feldherrn hätten geben können, so würde der Krieg vielleicht eine für Rom ungünstigere Wendung genommen haben. Die Sache war soweit gekommen, daß es hieß: Rom oder Jerusalem." Wie übrigens hernach das ganze Judenthum in pharisäischer Lehranschauung aufging, also, daß ihnen das jüdische Volk den Fortbestand seiner Nationalität verdankt, ist schon oben gesagt. —

Um nun am Ende noch wenige Worte über die Beurtheilung der Pharisäer in der christlichen Kirche zu sagen, so ist ihr Name in den Händen der Parteien eine gehässige Angriffswaffe geworden; ein häßlicher Schimpfname, den sich verschiedene Richtungen einander zugeworfen. Schon in der alten Kirche wurden viele häretische Parteien mit dem Namen der Pharisäer gebrandmarkt, und Gregor von Nazianz klagt, daß es unter den Christen Pharisäer gäbe. Nicht das Volk, sondern die Sitten machten den Pharisäer. Luther, seiner ganzen geistigen Anlage nach, ein geschworener Feind des Pharisäerthums, erkennt mit Vorliebe in dem Papstthum sein frappant ähnliches Bild. Hier wie dort „Menschentand und Heuchlerstand." (W. A. XI, 2971.) Doch mußte er sich gefallen lassen, von Münzer in der Schrift wider das sanftlebende Fleisch zu Wittenberg, den Pharisäertitel zurück zu erhalten. In der pietistischen Streitigkeit ist den Orthodoxen die Parallele zwischen Pietisten und Pharisäern äußerst bequem. Vielen, vor allen Gfrörern, ist die Vergleichung der Pharisäer mit den Katholiken, der Sadducäer mit den Protestanten geläufig, beiden nicht eben zur Empfehlung. Unter vielen Stellen nur eine (J. d. H. I. S. 132): „So sonderbar der Satz klingt, so ist es doch gewiß, daß die Volksmassen überall mehr zum Katholicismus sich hinneigen, als zu der protestantischen Lehre, und die Pharisäer muß man als die jüdischen Katholiken, sowie die Sadducäer ursprünglich als ihre Protestanten betrachten." Am Ende der Salden'schen Exercitation kann man nachlesen, wie sich in der reformirten Kirche gegen Ende des 17. Jahrhunderts ein arger Lärm über die Behauptung eines reformirten Theologen erhob, auch in der reformirten Kirche stecke Pharisäismus. Nach langem Streit vereinigte man sich freundschaftlich, blos die Papisten als Pharisäer zu bezeichnen. Burmann (in libros Regum. p. 521) beantwortet deshalb die Frage: Wer ist ein Pharisäer? dahin: Non sunt illi inter Reformatos, ut Papistarum aliqui nos calumniantur, qui quippe nihil commune iiscum habent, e contra omnia ipsis adversantia, sed ut ipsi quidam inter Pontificios latentur (?), inveniuntur illi tam quoad doctrinam, quam quoad mores in ipso Papatu, praecipue inter Monachos et speciatim inter Jesuitas. Der ruhige Beobachter weiß, daß die durch so eigenthümliche Verhältnisse bedingte Erscheinung des Pharisäismus im eigentlichen Sinne nie wiederkehren kann; daß andererseits die Flecke pharisäischer Sittenlehre an keine Confession und an kein Bekenntniß gebunden sind, sondern in allen so lange an Einzelnen vorhanden sein werden, als der Erbfeind menschlicher Tugend „durch den die Engel fielen" noch im Menschenherzen seine Stätte hat. Darum mag man immer mit Salden unter die Pharisäer rechnen, — — qui neminem non prae se contemnunt, doctrina et moribus licentiori vitae fibulam laxant, et, dum divinorum praeceptorum plus satis negligentes sunt, humanis placitis se aliosque rigidissime fere affigunt. (*Daniel.*)

PHARISMANES (*Φαρισμάνης*), persischer Name bei Arrian (An. VI, 27, 3), der Sohn des Phratapherneš. Vergl. Pharasmanes. (*H.*)

PHARIUM. Eine von Herbert aufgestellte Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der sechsten Linné'schen Classe und aus der Gruppe der Hemerocallideen (Agapanthеen) der natürlichen Familie der Liliaceen, welche der jüngere Schultes bereits drei Jahre früher Bessera genannt hatte. Da die Gattungen Bessera *Schultesen.* und Bessera *Sprengel*, jene mit Pulmonaria, diese mit Drypetes *Vahl* vereinigt wurden, so ist der Name Bessera *Schult. fil.* für diese Gattung beizubehalten. Char. Die Blüthenscheide vier- oder sechstheilig; die Dolde sechs- oder mehrblumig; die Blumendecke glockenförmig, stehenbleibend, mit sechstheiligem Saume; auf dem Rachen der Blumendecke steht eine sechszähnige Krone, zwischen deren Zähnen die Staubfäden stehen; der Griffel fadenförmig, mit knopfförmiger, gefranzter Narbe. Es sind zwei Arten, mexikanische Zwiebelgewächse mit halbdrehrundem, hohlem Stengel bekannt: 1) Bessera elegans *Schult. fil.* (Linnaea 4. p. 121, Pharium fistulosum *Herbert* Bot. reg. t. 1546), mit viertheiliger Scheide, sechsblumiger Dolde, und violetter, innen weißer Blumendecke; 2) Bessera crocea * (Bessera elegans

Lindley Bot. reg. 1839. t. 34), mit sechstheiliger Scheide, vielblumiger Dolde und gelbrother, innen weißer Blumendecke. (*A. Sprengel.*)

PHARKADON (*Φαρκαδών*, ionisch *Φαρκηδών*), Name einer alten Stadt in Thessalia Hestiäotis, am Flusse Peneios; s. *Strab.* IX, 438. *Steph. Byz.* s. v. (*H.*)

PHARMACEUT, der, welcher die Pharmacie (s. d. Art.) ausübt, der Apotheker. (*H.*)

PHARMACEUTISCHE CHEMIE oder **PHARMAKOCHEMIE**, ist derjenige Theil der gesammten Pharmacie, oder der angewandten Chemie, welcher sich mit der Lehre von der Darstellung, den Eigenschaften und der Prüfung aller derjenigen Arzneimittel beschäftigt, welche nicht durch blos mechanische Kräfte darzustellen sind.

Die pharmaceutische Chemie war, wenn man darunter etwas begriff, bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts ein bloßes Haufwerk empirischer Kenntnisse und Zusammensetzungen, oft unsinniger Art, ohne Zusammenhang und Einheit. Erst durch die Bemühungen von Bucholz, Gehlen, Göttling, Hagen, Hermbstädt, Val. Rose, Trommsdorff und Wiegleb wurden die pharmaceutisch-chemischen Thatsachen systematisch geordnet und überhaupt den Grundsätzen der Chemie gemäß erklärt, und für die spätere Zeit bis jetzt dürfen nur Bley, Brandes, Buchner, Vater und Sohn, Bucholz der Sohn, J. W. Döbereiner, Duflos, Dulk, Ficinus, Geiger, Göbel, Herberger, Kühn, Liebig, Martius, Meißner, Mitscherlich, Rumpf, Schweigger-Seidel, Staberoh, Trommsdorff der Sohn, Vogel, Wackenroder, Zeise und viele Andere genannt werden, um zu bezeichnen, wie diese Männer theils fast unausschließlich, theils mittelbar auf die weitere Entwickelung und Beförderung der pharmaceutischen Chemie gewirkt haben.

Die pharmaceutische Chemie umfaßt die gesammten chemischen Grundlehren, beschäftigt sich aber nur soweit mit den Naturkörpern, als dieselben Gegenstände der pharmaceutisch-chemischen Praxis sind. Sie folgt dabei ganz den Principien der Chemie, indem sie mit den Lehren über die Natur anorganischer Körper beginnt und mit denen der organischen Substanzen schließt, aber immer nur besonders hervorhebt, was pharmaceutisches Interesse hat.

Diejenigen einfachen und zusammengesetzten Körper, welche in der pharmaceutischen Praxis vorkommen, sind:

I. Einfache Stoffe.

a) Nicht metallische Stoffe: Sauerstoff, Wasserstoff, Stickstoff, Kohlenstoff, Chlor, Brom, Jod, Schwefel, Phosphor, Bor und Kiesel.

b) Metallische Stoffe: Kalium, Natrium, Barium, Calcium, Magnium, Alumium, Eisen, Mangan, Zink, Kadmium, Zinn, Kupfer, Antimon, Wismuth, Arsen, Blei, Quecksilber, Silber, Gold und Platin.

II. Zusammengesetzte Stoffe.

a) Verbindungen der einfachen Körper mit Sauerstoff; Oxyde, Wasserstoffoxyd (Wasser), Stickstoffsäure (Salpetersäure), Kohlensäure, Chlorsäure, Bromsäure, Jodsäure, schwefelige Säure, Schwefelsäure, Phosphorsäure, phosphorige Säure, Borsäure und Kieselsäure. — Kaliumoxyd (Kali), Natriumoxyd (Natron), Baryumoxyd, (Baryt), Calciumoxyd (Kalk), Magniumoxyd (Magnesia), Alumiumoxyd (Thonerde), Eisenoxydul, Eisenoxyd, Kupferoxyd, Antimonoxyd, antimonige Säure, Antimonsäure, Wismuthoxyd, Arsensäure, arsenige Säure, Bleioxyd (Bleiglätte), Bleihyperoxydul (Mennige), Bleihyperoxyd (braunes Bleioxyd), Quecksilberoxydul, Quecksilberoxyd, Silberoxyd, Goldoxyd und Platinoxyd.

b) Verbindungen der einfachen Körper mit Wasserstoff, Hydroide. Stickwasserstoffe (Amide, Ammoniak, Ammonium und Ammoniumoxyd), Kohlenwasserstoff (ölbildendes Gas, Äther und Alkohol), Chlorwasserstoff (Salzsäure), Bromwasserstoff, Jodwasserstoff, Schwefelwasserstoff und geschwefelter Schwefelwasserstoff.

c) Verbindungen des Stickstoffs und Kohlenstoffs mit den einfachen Stoffen, Azotide und Carbonide. Stickkohlenstoff (thierische Kohle, Cyan, cyanige Säure), Cyansäure, Knallsäure, Cyanwasserstoffsäure (Blausäure), Kohlenstickstoffsäure, Chlorcyan, Bromcyan, Jodcyan, Schwefelcyan, Schwefelcyanwasserstoffsäure, Cyanammonium, Cyanquecksilber, Eisencyan, Eisencyanwasserstoff, Eisencyankalium (Blutlaugensalz), Eisencyaneisen (Berlinerblau), Chloräther, Bromäther, Jodäther, Chlorwasserstoffäther, Bromwasserstoffäther, Jodwasserstoffäther, Schwefelkohlenstoff und Kohlenmetalle.

d) Verbindungen des Chlors mit den Metallen, Chloride. Chlorkalium, Chlornatrium, Chlorbaryum, Chlorcalcium, Chlormagnium, Chloralumium, Eisenchlorür, Eisenchlorid, Antimonchlorid, basisches Antimonchlorid (Algarothpulver), Wismuthchlorid, Arsenchlorid, Bleichlorid, Silberchlorid, Quecksilberchlorür, Quecksilberchlorid, Goldchlorid (Goldnatriumchlorid), Platinchlorid, Chlorammonium (Ammoniumeisenchlorid, Ammonium-Quecksilberchlorid).

e) Verbindungen des Broms mit den Metallen, Bromide. Bromkalium, Bromnatrium, Bromquecksilber, Bromammonium.

f) Verbindungen des Jods mit den Metallen, Jodide. Jodkalium, Jodnatrium, Eisenjodür, Eisenjodid, Quecksilberjodür, Quecksilberjodid, Jodammonium.

g) Verbindungen des Schwefels mit den Metallen, Sulphide. Schwefelkalium (Schwefelleber), Schwefelnatrium, Schwefelcalcium, Schwefelbarium, Schwefeleisen, Schwefelzinn, Schwefelkupfer, Schwefelantimon (schwarzes Schwefelantimon), gefälltes Schwefelantimon, zweites und drittes Schwefelantimon, Goldschwefel, Schwefelantimon-Schwefelnatrium, Schwefelantimon-Schwefelcalcium, Schwefelantimonoxyd, Schwefelarsen, Schwefelblei, Schwefelquecksilber (Quecksilbermohr, Zinnober, spießglanzhaltiger Quecksilbermohr), Schwefelammonium (schwefelwasserstoffsaures Schwefelammonium), Schwefelkohlenwasserstoff (Schwefelbalsame).

h) Organische Verbindungen. 1) Organische Säuren: Oxalsäure, Ameisensäure, Bernsteinsäure, Essigsäure (Holzessig), Äpfelsäure, Citronensäure, Weinsteinsäure, Pyroweinsteinsäure (brenzlicher Weinsteingeist), Traubensäure, Benzoësäure, Hippursäure, Gallussäure, Gerbsäure, Chinasäure, Mohnsäure, Gallertsäure, Harzsäuren (Jalapen-

harz, Guajakharz), fette Säuren (Stearinsäure, Margarinsäure und Elainsäure), flüchtige Fettsäuren und Glycerin. — 2) Organische Basen: Nicotin, Coniin, Chinin, Cinchonin (Chinoidin), Aricin, Morphin, Codein, Narcotin, Hyoscyamin, Daturin, Stramonin, Atropin, Colchicin, Solanin, Veratrin, Sabadillin, Aconitin, Delphinin, Emetin, Strychnin, Brucin, Berberin, Piperin, Theobromin, Caffein ꝛc. — 3) Ätherische Öle. — 4) Harze. — 5) Pflanzenfarbstoffe. — 6) Extractiv- und Bitterstoffe. — 7) Fette, Wachs und Caoutchouc.

i) Verbindungen der Sauerstoffbasen mit den Sauerstoffsäuren. 1) Kalisalze: Salpetersaures, kohlensaures (gewöhnlich und doppelt kohlensaures), chlorsaures, jodsaures, schwefelsaures (neutrales und saures), kieselsaures (Wasserglas), thonsaures, mangansaures (mineralisches Chamäleon), antimonigsaures, antimonsaures, arsensaures, oxalsaures (saures und neutrales), weinsteinsaures (neutrales und saures, weinsteinsaures Kali, weinsteinsaures Natronkali, Ammoniak-Kali, Eisenkali und Antimonoxydkali), citronensaures, guajaksaures Kali und gallertsaures Kali. — 2) Natronsalze: Salpetersaures, kohlensaures (neutrales und saures), schwefelsaures (neutrales und saures), phosphorsaures, borsaures (Borax und Boraxweinstein), essigsaures, elainsaures, margarinsaures und stearinsaures Natron. — 3) Barytsalze: Salpetersaure, kohlensaure, schwefelsaure (Schwerspath) und essigsaure Baryterde. — 4) Kalksalze: Kohlensaure (Kreide ꝛc.), schwefelsaure (Gyps), phosphorsaure (Knochenasche und Knochenphosphorsäure), oxalsaure, essigsaure, äpfelsaure, citronensaure, weinsteinsaure und traubensaure Kalkerde. — 5) Magnesiasalze: Kohlensaure, schwefelsaure, salpetersaure, phosphorsaure, kieselsaure, äpfelsaure und weinsteinsaure Magnesia, weinsteinsaure Kali-Magnesia (Potio Riveri). — 6) Alaunerdesalze: Schwefelsaure (Kali- und Natronalaun) und essigsaure Thonerde. — 7) Eisenoxydulsalze: Kohlensaures, schwefelsaures und essigsaures Eisenoxydul. — 8) Eisenoxydsalze: Schwefelsaures, essigsaures und äpfelsaures Eisenoxyd (Extr. Ferri pomat.). — 9) Zinkoxydsalze: Kohlensaures, schwefelsaures, essigsaures und elainsaures Zinkoxyd. — 10) Kupferoxydsalze: Salpetersaures, kohlensaures und schwefelsaures Kupferoxyd, schwefelsaures Kupferoxyd-Ammoniak, arsenigsaures, essigsaures und arsenig-essigsaures Kupferoxyd. — 11) Wismuthsalze: Salpetersaures (neutrales und basisches) und kohlensaures Wismuthoxyd. — 12) Bleioxydsalze: Salpetersaures, kohlensaures, schwefelsaures, phosphorsaures, essigsaures (neutrales, basisches und übersbasisches als Bleiweiß), elain-, margarin- und stearinsaures (Bleipflaster) Bleioxyd. — 13) Quecksilberoxydulsalze: Salpetersaures, schwefelsaures, phosphorsaures, essigsaures und elain-margarinsaures Quecksilberoxydul. — 14) Quecksilberoxydsalze: Salpetersaures, schwefelsaures, phosphorsaures, essigsaures und knallsaures Quecksilberoxyd. — 15) Silberoxydsalze: Salpetersaures, kohlensaures, phosphorsaures, pyrophosphorsaures, essigsaures, ameisensaures und knallsaures Silberoxyd. — 16) Ammoniaksalze: Salpetersaures (salpetersaures Quecksilberoxydul- und Silberoxyd-Ammoniak), kohlensaures (neutrales und saures), schwefelsaures, phosphorsaures (phosphorsaures Natron- und Magnesia-Ammoniak), goldsaures (Knallgold), bernsteinsaures, oxalsaures, essigsaures, elain-margarinsaures und gallertsaures Ammoniak. — 17) Salze der organischen Basen: Essigsaures und salpetersaures Morphin und Strychnin, schwefelsaures Chinin und Cinchonin ꝛc. — 18) Salze des Äthers: Salpeteräther und Essigäther. — 19) Salze des Glyceryloxydes: Elain-, margarin- und stearinsaures Glyceryloxyd (Fettarten).

Die Bereitung der Pflaster, Salben, Extracte, Syrupe ꝛc. (vergl. Pharmaceutische Technologie), gehört mehr oder minder zur pharmaceutischen Chemie.

(*Döbereiner.*)

PHARMACEUTISCHER KALENDER wird dasjenige Verzeichniß genannt, in welchem nach Monaten die Blüthezeit, Einsammlung und Zubereitung gewisser Heilmittel angeordnet ist. Ein den neuern Pharmakopöen entsprechender Kalender dieser Art ist von dem Cod. medicam. hamburg. 1845 aufgenommen worden, den wir mit Umgehung des Standortes hier geben.

Januar und Februar. Blühen: Helleborus niger und Viscum album. Werden gesammelt: Radix Hellebori nigri, Viscum quercinum und Ligna varia. Werden zubereitet: Pulveratio Gummi-resinarum.

März. Blühen: Daphne Mezereum, Viola odorata und Taxus baccata. Werden gesammelt: Cortex Frangulae, Hippocastani, Pruni Padi, Quercus (von jüngern Ästen), Salicis (von zwei- bis dreijährigen Ästen) und Ulmi (von drei- bis vierjährigen Ästen), Radix Angelicae, Ari, Arnicae, Bardanae (von der zweijährigen Pflanze), Calami, Caricis arenariae, Consolidae majoris, Cynoglossi, Enulae, Filicis (?), Graminis, Gei urbani, Lapathi, Levistici, Ononidis, Paeoniae, Taraxaci und Valerianae, Stipites Dulcamarae. Wird zubereitet: Extractum Filicis aethereum (?).

April. Blühen: Anemone pratensis und Pulsatilla, Cochlearia officinalis, Glechoma hederacea, Juniperus Sabina, Leontodon Taraxacum, Populus nigra, Primula veris und elatior, Prunus Padus und spinosa, Tussilago Farfara, Ulmus campestris und Viola odorata. Werden gesammelt: Flores Acaciae und Violae, Folia Uvae Ursi, Gemmae Populi, Herba Pulsatillae, Arboris vitae. Werden zubereitet: Extractum Pulsatillae und Taraxaci, Spiritus Cochleariae, Syrupus Violarum, Tinctura Pulsatillae ex herba recente und Unguentum Populi.

Mai. Blühen: Aesculus Hippocastanum, Aquileja vulgaris, Arbutus Uvae Ursi, Arum maculatum, Carex arenaria, Cardamine pratensis, Chaerophyllum sylvestre, Chelidonium majus, Cochlearia Armoracia, Convallaria majalis, Cynoglossum officinale, Fumaria officinalis, Glechoma hederacea, Ilex aquifolium, Juniperus Sabina und communis, Lamium album, Menyanthes trifoliata, Nasturtium officinale, Orchis mascula und Morio, Pinus Abies, Larix und sylvestris, Polypodium vulgare, Quercus pedunculata und Robur, Rhamnus catharticus, Ribes nigrum, Rubus fruticosus und Idaeus, Salvia pentandra, Symphytum officinale, Taraxacum offi-

cinale, Taxus baccata, Vaccinium Myrtillus, Viola tricolor und Valeriana officinalis. Werden gesammelt: Flores Lamii albi und Liliorum convallium, Folia Ilicis, Herba Brancae ursinae, Chaerophylli sylvestris, Chelidonii majoris, Conii maculati, Farfarae, Hederae terrestris, Jaceae cum floribus, Malvae, Millefolii, Sabinae, Salviae Tanaceti, Taxi baccati und Trifolii und Turiones Pini. Werden zubereitet: Extractum Cardui benedicti, Chaerophylli sylvestris, Chelidonii, Saponariae und Taxi baccati.

Juni. Blühen: Acoras Calamus, Aconitum Stoerkianum, Achillea Millefolium, Aquileja vulgaris, Aspidium Filix mas, Arnica montana, Atropa Belladonna, Carlina vulgaris, Cannabis sativa, Calendula officinalis, Carum Carvi, Cnicus benedictus, Cicuta virosa, Conium maculatum, Coriandrum sativum, Daucus Carota, Digitalis purpurea, Erythraea Centaureum, Foeniculum officinale, Geum urbanum, Hieraceum Pilosella, Hyoscyamus niger, Imperatoria Ostruthium, Ledum palustre, Linum usitatissimum, Malva rotundifolia und sylvestris, Matricaria Chamomilla, Ononis spinosa, Papaver Rhoeas, Potentilla Tormentilla, Rosa centifolia und gallica, Rhus radicans, Rubia tinctorum, Rumex nemorosus, Sambucus nigra, Saponaria officinalis, Sinapis alba und nigra, Teucrium Scordium, Thymus vulgaris und Serpyllium, Trifolium pratense, Veratrum album, Veronica Beccabunga und officinalis. Werden gesammelt: Flores Arnicae, Calendulae, Chamomillae, Malvae, Papaveris Rhoeados, Rosarum, Sambuci und Trifolii albi, Folia Betulae, Juglandis und Quercus und Herbae Absynthii, Aconiti, Auriculae muris, Belladonnae, Calendulae, Chaerefolii, Centaurei minoris, Digitalis, Farfarae, Fumariae, Gratiolae, Hyoscyami, Hyssopi, Lapathi acuti, Ledi palustris, Malvae, Marrubii albi, Melissae, Menthae crispae und piperitae, Ononidis spinosae, Rhois toxicodendri, Rutae, Saponariae, Scordii, Serpylli, Stramonii, Taraxaci, Thymi und Veronicae. Werden zubereitet: Extractum Aconiti, Belladonnae, Calendulae, Conii maculati, Digitalis, Hyoscyami (von zweijährigen Pflanzen), Fumariae, Millefolii und Rhois toxicodendri, Oleum aethereum Chamomillae, Absynthii und Millefolii, Placentae Rosarum, Spiritus Serpylli und die Tincturae narcoticae aus frischen Kräutern.

Juli. Blühen: Angelica Archangelica, Arctium Lappa und Bardana, Ballota nigra, Conyza squarrosa, Datura Stramonium, Foeniculum officinale, Galeopsis grandiflora, Gentiana lutea, Gnaphalium arenarium, Hypericum perforatum, Hyssopus officinalis, Lactuca Scariola und virosa, Lavendula spica, Levisticum officinale, Lilium candidum, Linaria vulgaris, Melilotus officinalis, Melissa officinalis, Mentha crispa, piperita und Pulegium, Marrubium album, Momordica Elaterium, Ocymum Basilicum, Oenanthe Phellandrium, Origanum vulgare, Ruta graveolens, Saponaria officinalis, Satureja hortensis, Sedum acre, Solanum Dulcamara, Spartium scoparium, Tanacetum vulgare, Tilia europaea, Triticum repens und Verbascum Thapsus. Werden gesammelt: Baccae Myrtillorum, Capita Papaveris, Flores Cyani, Hyperici, Liliorum Convallium, Stoechadis citrinae, Tanaceti, Tiliae und Verbasci, Folia Lauro-Cerasi, Herba Anethi, Althaeae, Basilici, Cardui benedicti, Conyzae floresc., Galeopsidis flor., Genistae, Lactucae virosae, Linariae, Marrubii albi, Majoranae, Meliloti flor., Origani vulgaris, Saturejae, Scordii, Scabiosae und Verbasci, und Secale cornutum. Werden zubereitet: Aqua Lauro-Cerasi, Melissae concentratae, Rubi Idaei conc. und Tiliae conc., Conditum Nucum Juglandium, Extractum Nucum Juglandium, Lactucae virosae und Stramonii, Oleum aethereum Menthae crispae und piperitae und Tanaceti, Spiritus formicarum und Syrupus Cerasorum, Ribium und Rubi Idaei.

August. Blühen: Althaea officinalis und rosea, Artemisia Absynthium und vulgaris, Gratiola officinalis, Humulus Lupulus, Inula Helenium, Origanum Majorana, Pimpinella Saxifraga und Solidago Virgaurea. Werden gesammelt: Baccae Sambuci und Myrtillorum, Flores Althaeae und Malvae arboreae, Fructus Hippocastani, Glandulae Quercus, Herba Absynthii flor., Artemisiae flor., Consolidae saracenicae und Gratiolae, Radix Colchici und Semen Cannabis, Hyoscyami, Lini, Phellandrii und Papaveris albi. Werden zubereitet: Acetum Colchici, Extractum Elaterii und Gratiolae, Oleum Majoranae aethereum, Succus Dauci, Juniperi und Sambuci inspissatus, Syrupus Mororum und Tinctura Colchici e bulbo recente.

September und October. Blühen: Colchicum autumnale. Werden gesammelt: Baccae Rhamni cathartici, Radix Althaeae, Artemisiae, Ari, Consolidae majoris, Colchici, Enulae, Filicis, Graminis, Lapathi, Rubiae tinctorum und Saponariae, Semen Cydoniorum, Petroselini, Sinapis nigrae und Stramonii, Stipites Dulcamarae. Werden zubereitet: Extractum Artemisiae und Filicis maris aethereum, Spiritus Cochleariae und Syrupus Rhamni cathartici.

Über die Zeit der Darstellung anderer pharmaceutischer Präparate lassen sich keine besondern Bestimmungen geben, sondern es muß hierbei die Natur derselben berücksichtigt werden. So dürfte sich die Darstellung der Ätherarten im Winter unternehmen lassen, zu welcher Zeit sich auch schnell Krystallisationen bilden, wenn diese auch nicht wegen der raschen Abkühlung ausgezeichnet ausfallen. Das Verwittern gewisser Salze, wie Glaubersalz, kohlensaures Natron ꝛc., geschieht am besten im Sommer. Die übrigen Präparate werden zur Zeit des Bedarfs angefertigt, wobei für solche, die im Sommer leicht verderben, wie z. B. manche Syrupe, nur darauf zu sehen ist, daß sie nicht in zu großen Mengen lange vorräthig gehalten werden. (*Döbereiner.*)

PHARMACEUTISCHE NOMENCLATUR, mit Eintheilung der Arzneistoffe. Zur Bezeichnung der in den Apotheken vorräthig zu haltenden rohen und

zubereiteten Arzneistoffe dient die lateinische Sprache. Die rohen Arzneistoffe des Pflanzenreichs werden aus dem Namen des Pflanzentheiles, dem sie zugehören, und einem der systematischen Benennungen der Pflanze selbst zusammengesetzt, wobei meist der Name des Pflanzentheiles vorangesetzt wird. Hierdurch werden gewisse größere Abtheilungen der rohen vegetabilischen Heilmittel gebildet, nämlich:

1) Wurzeln, Radices, mit der Unterabtheilung, Knollen, Bulbi; z. B. Radices Althaeae, Eibischwurzel (von Althaea officinalis), Radices s. Bulbi Scillae, Meerzwiebel (von Scilla maritima).

2) Rinden, Cortices, mit den Unterabtheilungen, innere und äußere Rinden, z. B. Cortices Quercus, Eichenrinden (von Quercus Robur), Cortices interiores Sambuci, Hollunderrinde (von Sambucus nigra), Cortices exteriores nucum Juglandium, Wallnußschalen (von Juglans regia).

3) Hölzer, Ligna, z. B. Lignum Juniperi, Wacholderholz (von Juniperus communis).

4) Stengel, Stipites; z. B. Stipites Dulcamarae, Bittersüßstengel (von Solanum Dulcamara).

5) Sprossen und Knospen, Turiones und Gemmae; z. B. Turiones Pini, Fichtensprossen (von Pinus sylvestris) und Gemmae Populi, Pappelknospen (von Populus nigra).

6) Blüthen oder Blumen, Flores; z. B. Flores Violae, Veilchenblumen (von Viola odorata); als Blüthentheile, Stigmata, dient Stigmata Croci, Safran (von Crocus sativus), als Beispiel und als unentwickelte Blumen, Caryophylli, Gewürznelken (von Caryophyllus aromaticus), Clavelli s. Flores Cassiae Cinnamomi, Zimmtblüthen (von Laurus Cinnamomum) und Gemmae Cinae, bekannter als Semina Cinae, fälschlich Wurmsamen.

7) Blätter, Folia; z. B. Folia Lauro-Cerasi, Kirschlorbeerblätter (von Prunus Lauro-Cerasus).

8) Kräuter, Herbae; z. B. Herba Galeopsidis, Hohlzahnkraut (von Galeopsis grandiflora).

9) Kräuterspitzen, Summitates; z. B. Summitates Absynthii, Wermuthskrautspitzen (von Artemisia Absyuthium). Anm. Zwischen Folia, Herba und Summitates ist kein ganz strenger Unterschied aufzustellen, da oft nach der einen Pharmakopöe die reinen, stielfreien Blätter, nach der andern die Blätter mit Stengeln, und nach einer dritten die in Blüthe tretenden Spitzen mit dem Kraut von einer und derselben Pflanze gesammelt und aufbewahrt werden sollen.

10) Früchte, Poma, s. Fructus. A. Ganze Früchte. a) Beeren, Baccae; z. B. Baccae Berberum, Berberisbeeren (von Berberis vulgaris). b) Fruchtkapseln, Capsulae; z. B. Capsulae Papaveris, Mohnkapseln (von Papaver somniferum). c) Wirkliche Früchte, Fructus; z. B. Fructus Caricae, Feigen (von Ficus Carica). d) Nüsse, Nuces oder Nuclei; z. B. Nuces Pineae, Pinien-Zirbelnüßchen (von Pinus Pinea). e) Apfelartige Früchte, Poma; z. B. Poma Citri, Citronen (von Citrus medica). f) Schotenfrüchte, Siliquae; z. B. Siliqua Vanillae, Vanillenschalen (von Vanilla aromatica). B. Fruchttheile. a) Samenhüllen, Arillus; z. B. Arillus Myristicae moschatae, bekannter als Macis oder fälschlich Flores Macis, Macis (von Myristica moschata). b) Fruchtschalen, Cortices Fructuum; z. B. Cortices Fructuum Aurantiorum, Pomeranzenschalen (von Citrus Aurantium).

11) Samen, Semina; z. B. Semina Amygdalarum, Mandeln (von Amygdalus communis), Semina Anethi, Dillsamen (von Anethum graveolens).

12) Pilze, Flechten und Algen; z. B. Fungus cervinus, Hirschkugelschwamm (von Tuber cervinum), Fucus Carraghen, irländisch Perlmoos (von Fucus crispus), Muscus Helminthochorton, Wurmmoos (von Helminthochortos officinalis) ꝛc. und anhangsweise das Lycopodium oder Semen Lycopodii, die Keimkörner von Lycopodium clavatum.

13) Pflanzenauswüchse, wohin Gallae, Galläpfel (von Galla infectoria), die diesen sehr ähnlichen Knoppern, und Secale cornutum, das Mutterkorn, gehören.

14) Von selbst ausfließende Pflanzenstoffe. A. Natürliche zuckerartige Pflanzenstoffe, wohin Manna und Sarcocolla, Fischleimgummi (von Penaea Sarcocolla) gehören. B. Gummen, Gummata; z. B. Gummi Mimosae, Mimosen- oder arabisches Gummi (von verschiedenen Mimosa- oder Acacia-Arten abstammend), Tragacantha, Traganthgummi (von Astragala Tragacantha) ꝛc. C. Harze, Resinae. a) Flüssige Harze oder Balsame, Resinae liquidae s. Balsami; z. B. Balsamus Copaivae, Copaivbalsam (von verschiedenen Copaifera-Arten stammend), Terebinthina, Terpenthin (von verschiedenen Pinus-Arten) ꝛc. b) Feste Harze, Resinae solidae; z. B. Resina Benzoës, Benzoëharz (von Styrax Beuzoin), Resina Guajaci, Guajakharz (von Guajacum officinarum) ꝛc. D. Gummiharze, Gummi-Resinae; z. B. Gummi Resina Asae foetidae, Stinkasand (von Ferula Asa foetida), Gummi-Resina Galbani, Mutterharz (von Galbanum officinale) ꝛc.

15) Durch Kunst erhaltene Pflanzensäfte, Succi, wohin Succus Aloës, gewöhnlich Aloës, Aloe (von verschiedenen Aloë-Arten), Succus Catechu, gewöhnlich nur Catechu (von Acacia und Areca Catechu), Succus Papaveris somniferi, bekannter als Opium ꝛc. und anhangsweise das von verschiedenen Bäumen gewonnene Caoutchouc gehören. Als vegetabilische Droguen werden gewöhnlich auch das Stärkemehl und die ihm verwandten Arten (Arrow-root, Sago ꝛc.), mehre Farbstoffe, der Zucker und die fetten und ätherischen Öle betrachtet, die sich ungefähr folgend rubriciren lassen.

a) Zucker, Saccharum, hauptsächlich aus den Saccharum-Arten. Aber auch noch aus einigen andern Pflanzen, wie Runkelrüben, Palmen, Ahorn ꝛc., dargestellt.

b) Pflanzenstatzmehle, wohin Amylum etc. gehören.

Digitized by Google

c) Pflanzenfarbstoffe, wohin Indigo, Orlean und einige andere gehören.

d) Pflanzenöle. a) Fette Pflanzenöle, Olea pinguia s. unguinosa; z. B. Oleum Amygdalarum dulcium expressum, Oleum Lini (von Semen Lini). b) Ätherische Pflanzenöle, Olea aetherea; z. B. Oleum Amygdalarum amararum aethereum, Oleum Menthae piperitae (von Herba Menthae piperit.) etc., als Anhang das Steinöl, Oleum Petrae, und das feste ätherische Pflanzenöl, das durch den Kampher repräsentirt wird.

Bei der Bezeichnung der animalischen Stoffe lassen sich wenige generelle Namen aufstellen, da die Zahl der Heilmittel sehr gering ist, sie von den verschiedensten Theilen des thierischen Körpers entnommen sind und ihre lateinischen Bezeichnungen gewöhnlich zugleich ihre Abstammung ausdrücken. Im Allgemeinen kann man aufstellen:

1) Ganze Thiere, z. B. Cantharides, Formicae, Millepedes etc.

2) Einzelne thierische Theile, unter denen hervorzuheben sind: Cornu Cervi, Conchae, Colla piscium, Os Sepiae etc.

3) Thierische Absonderungen, wie Ambra, Castoreum, Cera, Lapides Cancrorum, Moschus und anhangsweise Mel.

4) Thierische Fette, wo die Butter, der Wallrath, Fischthran, Schöpsentalg und das Schweinefett, die verschiedenen Modificationen repräsentiren.

5) Thierische Flüssigkeiten, von denen nur die Galle und die Milch zu nennen sind.

Die wenigen Arzneistoffe, die in ihrem Naturzustand aus dem Mineralreich in Gebrauch sind, werden entweder mit Trivialnamen, wie z. B. Gyps, Schwerspath, Braunstein (Gypsum, Spathum ponderosum, Magnesia nigra) ꝛc., oder nach ihrer Zusammensetzung, nämlich, schwefelsaurer Kalk oder Baryt, Manganhyperoxyd, Calcaria sulphurica, Baryta sulphurica, Manganum hyperoxydatum, bezeichnet und reihen sich, in letzterer Beziehung, der neuern chemischen Nomenclatur (vgl. unter Pharmaceutische und chemische Zeichensprache) an. Für diejenigen zubereiteten Arzneikörper, bei deren Darstellung keine rein chemische Processe ins Spiel kommen, sind generelle Bezeichnungen mit Beisatz des Namens derjenigen Substanzen, aus welchen sie bereitet, gewählt worden. Die Abtheilungen dieser Art sind:

1) Extracte, Extracta. a) Wässerige Extracte, Extracta aquosa. α) Kalt bereitete wässerige Extracte, Extracta aquosa frigide parata. β) Heiß bereitete, wässerige Extracte, Extracta aquosa calide parata. b) Weingeistige Extracte, Extracta spirituosa. c) Wässerig-weingeistige Extracte, Extracta vinosa. d) Ätherische Extracte, Extracta aetherea. e) Zusammengesetzte Extracte, Extracta composita.

2) Eingedickte Säfte, Succi inspissati.

3) Muße und Säfte, Roob et Pulpae.

4) Tincturen oder Essenzen, Tinctura s. Essentiae. a) Einfache Tincturen, Tincturae simplices. α) Weingeistige Tincturen, Tincturae spirituosae. β) Ätherische Tincturen, Tincturae aethereae. b) Zusammengesetzte Tincturen, Tincturae compositae. c) Weinige Tincturen, Tincturae vinosae.

5) Medicinische Weine, Vina medicata.

6) Medicinische Essige, Aceta medicata.

7) Aufgüsse, Infusa. a) Wässerige Aufgüsse, Infusa aquosa. α) Kalte wässerige Aufgüsse, Infusa aquosa frigide parata. β) Heiße wässerige Aufgüsse, Infusa aquosa calide parata. b) Säuerlich-wässerige Aufgüsse, Infusa acidulo-aquosa. c) Weingeistige Aufgüsse, Infusa spirituosa.

8) Wässerige Abkochungen, Decocta.

9) Aufgegossene Öle, Olea infusa.

10) Abgekochte Öle, Olea decocta.

11) Honige, Mella.

12) Sauerhonige, Oxymella.

13) Zuckersäfte, Syrupi.

14) Latwergen, Electuaria.

15) Kräuterzucker, Conservae.

16) Überzuckerte Stoffe, Conditae und Confectiones.

17) Stäbchen und Zeltchen, Pastilli und Trochisci.

18) Morsellen, Morsuli.

19) Plätzchen, Rotulae.

20) Schleime, Tränkchen, Tropfen, Säfte und Mixturen, Mucilagines, Haustus, Guttulae, Litus, Mixturae.

21) Samen- und Ölmilch, Emulsiones oleosae et seminum.

22) Linimente, Linimenta.

23) Zusammengesetzte Pulver, Pulveres compositae.

24) Zusammengesetzte Kräuter, Species.

25) Pillen, Pilulae, und Bissen, Boli.

26) Salben, Unguenta. a) Einfache Salben, Unguenta simplicia. b) Zusammengesetzte Salben, Unguenta composita. c) Wachssalben, Cerata.

27) Pflaster, Emplastra. a) Einfache Pflaster, Emplastra simplicia. b) Zusammengesetzte Pflaster, Emplastra composita.

28) Destillirte Wasser, Aquae destillatae. a) Einfache destillirte Wasser, Aquae destillatae simplices. b) Zusammengesetzte destillirte Wasser, Aquae destillatae compositae. c) Weingeistige Wasser, Aquae destillatae spirituosae. d) Weinige Wasser, Aquae destillatae vinosae.

29) Destillirte Geiste, Spiritus destillatus. a) Einfacher destillirter Geist, Spiritus destillatus simplex. b) Zusammengesetzter destillirter Geist, Spiritus destillatus compositus.

In der neuern Zeit ist von Beral eine neue Classification der erwähnten Heilmittel aufgestellt worden, die zwar praktisch nicht gut durchzuführen sein dürfte, aber wegen ihrer rationellen Grundlage erwähnt werden muß und in Folgendem besteht:

I. Hydroliques (Hydrolica, Wasserverbindungen). Excipiens Wasser. 1. Serie: a) Hydrolés (hydrolea, wässerige Auflösungen). α) Hydrolés proprement dits, β) hydrols (hydrola, Mineralwässer), γ) mucilages. b) Hydrolats (hydrolata, destillirte Wasser). α) Einfache, β) zusammengesetzte, γ) pyrogénés (empyreumatische). c) Hydrolatures (hydrolatura, wässerige Auszüge, Infusionen und Decocte). α) Vegetabilische, β) animalische. d) Emulsions. α) Ölige, β) harzige. 2. Serie: a) Limonades (limonata) Excipiens, ein hydrolé. b) Tisanes (Ptisanae, zuckerhaltige Aufgüsse und Abkochungen), Excipiens ein hydrolature. c) Potions, vollkommen flüssig, Excipiens ein hydrolé, hydrolat oder hydrolature. d) Mixtures, unvollkommen flüssig. e) Loochs (loocha, Lecksäfte), Excipiens Emulsionen. Anhang: a) Laitages (lactea, Milchlösungen), Excipiens, Milch und Molken. b) Hydrolatifs (hydrolativa, wässerige Lösungen zum äußern Gebrauch: Injectionen, Bäder, Gurgelwässer, Klystire ꝛc.).

II. Alcooliques (Alcoholica, Weingeistverbindungen), Excipiens Alkohol. 1. Serie: a) Alcoolés (alcoholea, weingeistige Lösungen). α) Saure, β) alkalische, γ) salzige, δ) ölige, ε) harzige. b) Alcoolats (alcoholata, destillirter Weingeist), α) eigentliche, β) wasserhaltige. c) Alcoolatures (alcoholatura, geistige Auszüge). α) Reine Tincturen, β) wasserhaltige, γ) ammoniakalische. 2. Serie: a) Elixirs, Säfte mit geistigen Flüssigkeiten gemischt, als Wohlgeschmack. α) Ungefärbte, β) künstlich gefärbte. b) Ratafias, durch natürliche Färbung und geringern Zuckergehalt von voriger unterschieden. α) Mit Weingeist bereitet, β) mit weingeisthaltigen Säften bereitet. Anhang: Alcoolatifs (Alcoholativa, Linimente, Balsame und dergleichen geistige Mittel. α) Durch Auflösung, β) durch Destillation, γ) durch Maceration.

III. Ethéroliques (aetherolica, Ätherverbindungen), Excipiens Äther. a) Ethérolés (aetherolea, Ätherlösungen). α) Mit Schwefeläther, β) mit Essigäther. b) Ethérolats (aetherolata, destillirte Ätherarten). c) Etherolatures (aetherolatura, ätherische Tincturen). α) Mit Schwefeläther, β) mit Essigäther. Anhang: Ethérolatifs.

IV. Acetoliques (acetolica, Essigverbindungen). a) Acetolés, salzige und ölige. b) Acetolats, destillirte Essige. c) Acetolatures, medicinische Essige. d) Acetolatifs.

V. Oenoliques (Oenolica, Weinverbindungen). a) Oenolés, salzig und nicht salzig. b) Oenolatures, medicinische Weine durch Maceration. c) Oenolatifs.

VI. Brytoliques (brytolica), Bierverbindungen. a) Brytolés, Bierauflösungen. b) Brytolatures, medicinische Biere, durch Maceration.

VII. Elaeoliques (elaeolica, fette Ölverbindungen). Elaeolés, die medicinischen fetten Öle, durch Mischung, Auflösung, Maceration, Kochung.

VIII. Oléuliques (oleulica, flüchtige Ölverbindungen). a) Oléulés, Auflösungen in ätherischen Ölen. b) Campholéulés, Auflösungen von Kampher in ätherischen Ölen. c) Phospholéulés. d) Sulfoléulés, Schwefelbalsam.

IX. Liparoliques (liparolica, Fettverbindungen); nicht harzige Pomaden und Salben. a) Liparolés, einfache, durch Mischen, Schmelzen, Kochen. b) Liparoidés, zusammengesetzte.

X. Résinoliques (resinolica), Harzverbindungen. a) Résinolés, Verbindungen von Harzen (weiche-feste) mit andern Substanzen. b) Resinoidés, harzige Pflaster und Salben, Excipiens Harzmischungen.

XI. Stéaratoliques (stearatolica, Stearinverbindungen, Seifen). a) Stéaratés, unlösliche, die Bleipflaster. b) Saponés, auflösliche, Natronseifen. c) Saponurés, Zusammensetzungen von Seifenpulver mit ätherischen Ölen, flüssigen Harzen, weichen Extracten. d) Saponulés, Seifenauflösungen in Seife, Weingeist und ätherischen Ölen — Opodeldok.

XII. Saccharoliques (saccharolica, Zuckerverbindungen). 1) Solides (solida, feste). a) Candis (candita, candirte), mit krystallisirtem Zucker überzogene Mittel, gefärbt und ungefärbt, echt und unecht. b) Glacés (glaciata, mit Glanzzucker überzogen), mit Ölzucker oder aromatischem Zucker, gefärbt oder ungefärbt ꝛc. c) Condits (condita, Eingemachte). d) Saccharolés (saccharolea, Zuckerpulver), Pulver, deren Basis Zucker ist; hierher auch die Ölzucker. e) Saccharures (saccharurea, medicinische Zucker), Zucker in Verbindung mit flüssigen Arzneimitteln. f) Grains (grana, Zuckerkörner). g) Pastilles, (pastilli, Zuckerkuchen). h) Tablettes (tabulae, Zeltchen). 2) Molls (Mollia, weiche). a) Pâtes (pastae saccharinae, Zuckerteige), durchsichtig oder undurchsichtig. b) Gélées (gelatinae, Gallerten), vegetabilische und animalische. c) Crêmes (cremores). d) Conserves (conservae, Conserven und Marmeladen). e) Electuaires. 3) Liquides: sirops. α) Hydroliques. β) Acetoliques. γ) Oenoliques.

XIII. Melléoliques (melleolica, Honigverbindungen). a) Melléolés. b) Hydromellés. c) Oleomellés. d) Acetomellés. e) Oenomellés. Sämmtlich Namen, deren Bedeutung klar ist.

XIV. Amidoliques (amidolica, Stärkeverbindungen). a) Pâtes (pastae, facciniae, Hefenteige). α) Echte, β) arzneilich mit Weingeist oder Essig. b) Colles (collae, Kleister), wenn Satzmehl angewendet wird, féculages. c) Bouillies (pultes, Breie), Mehlabkochungen mit Milch und Zucker.

XV. Anhang: 1) Arzneimittel ohne bestimmtes Excipiens. a) Espèces (species). b) Poudres (pulveres). c) Torréfaits (torrefacta). d) Pulpes (pulpae). e) Extraits (extracta). 2) Mit verändertem Auflösungsmittel: Pilules. 3) Topiques (topica), örtliche Mittel. a) Masticatoires (masticatoria, Kaumittel), natürliche und künstliche. b) Cataplasmes (cataplasmata). c) Fumigations (fumigationes), fest, flüssig, gasförmig, in Form von Species, Pulvern, Kerzen. d) Escharotiques (caustica). e) Suppositoires (suppositoria), liparoliques, resinoliques, stearoliques. f) Bougies (ce-

Digitized by Google

reoli). g) Sparatraps (sparatrapa). h) Sachets (sacculi, Kräutersäckchen).

Die Auflösungen von Salzen oder salzähnlichen Körpern in Wasser, Weingeist oder Äther, heißen Liquores, Mixturae oder Spiritus, und die von einfachen Stoffen oder Dryden Aquae.

Die chemischen Heilmittel werden jetzt fast durchgehends zu Folge derjenigen Nomenclatur bezeichnet, wie sie von Morveau zu Ende des vorigen Jahrhunderts festgesetzt worden ist, worüber ein Weiteres unter dem Artikel pharmaceutische und chemische Zeichensprache nachzusehen ist. In Beziehung auf Eintheilung schließen sich dieselben im strengen Sinne ganz der chemischen an, während auf Anordnung, wie überhaupt auch bei den vorigen Heilmitteln, die alphabetische die vorherrschende und bequemste ist. (*Döbereiner.*)

PHARMACEUTISCHE TECHNOLOGIE, auch PHARMAKOTECHNIK zu nennen, begreift in sich die Beschreibung der zur Ausübung der praktischen Pharmacie nothwendigen Utensilien und Geräthschaften, und die Lehre von den pharmaceutischen Operationen, welche letztere in die der pharmaceutisch-chemischen und pharmaceutisch-mechanischen Operationen zerfällt.

Die pharmaceutischen Utensilien und Geräthschaften sind: 1) Wagen und Gewichte: Erstere sind zweierlei Art; nämlich sogenannte Handwagen von verschiedener Feinheit und Größe, von denen die für das Abwägen kleiner Quantitäten sehr genau sein und bei passender Belastung wenigstens noch auf $\frac{1}{10}$ Gran einen Ausschlag geben müssen. Zur Abwägung giftiger Substanzen sollten besondere, mit dem Namen der abzuwägenden Substanz bezeichnete Wagen, vorhanden sein. Die Wagen dieser Art bestehen aus Wagebalken von Messing oder Stahl, und aus Schalen von Horn, Messing, Elfenbein, Silber ꝛc., welche auf gewöhnliche Weise durch drei Schnuren, die sich oben in einen 8förmigen Ring vereinigen, an den Zapfen der Wagbalken befestigt werden. Die zweite Art Wagen sind die sogenannten Tarirwagen, welche an einem bestimmten, für den Arbeiter passenden Ort aufgestellt sind. Sie bestehen aus einem Balken von Messing oder Stahl, an welchem mittels eines ein- oder zweischenkeligen Bügels von Metall, die Schalen, gewöhnlich von Messing, hängen; für die Receptur müssen diese Wagen so fein sein, daß sie bei einer Belastung von $\frac{1}{4}$ Pfund, noch $\frac{1}{4}$ Gran ausschlagen lassen. Für die Abwägung größerer Gewichtsmassen dienen die gewöhnlichen Hänge- oder Brückenwagen. — Das in den Apotheken gebräuchliche Gewicht, in sofern es sich auf pharmaceutisch-medicinische Verordnungen bezieht, ist von dem bürgerlichen Gewicht verschieden. Das Pfund hat nur 12 Unzen oder 24 Loth und wird durch das gewöhnliche Zeichen ℔ ausgedrückt, die Unze mit dem Zeichen ℥, hat 8 Quentchen oder Drachmen, welche durch das Zeichen ʒ versinnlicht werden, und diese enthält 60 Gran, die mit ihren Anfangsbuchstaben Gr. bezeichnet werden und von denen wiederum 20 einen Skrupel = ℈ bilden. Synoptisch wird das Apothekergewicht, auch Medicinalgewicht genannt, nachstehend ausgedrückt:

Libra = ℔	Uncia = ℥	Drachma = ʒ	Scrupulus = ℈	Grana = Gr.
1	12	96	288	5760
	1	8	24	480
		1	3	60
			1	20

Für solche Abwägungen, die sich nicht auf pharmaceutisch-medicinische Verordnungen beziehen, wird in der Apotheke auch das gewöhnliche bürgerliche Gewicht mit seinen Abtheilungen benutzt. Auch in verschiedenen Ländern Teutschlands sind verschiedene Medicinalgewichte, die nach dem gebräuchlichen bürgerlichen corrigirt worden sind, gesetzlich eingeführt, und diese sollen, zur Bezeugung ihrer Richtigkeit, mit einem Stempel versehen sein. Früherhin war in den Apotheken auch eine ganz ungewisse Gewichtsform im Gebrauch; nämlich unter Fasciculus wurde ein Bund = 1 Unze, unter Manipulus eine Handvoll = $\frac{1}{2}$ Unze, und unter Pugillus drei Fingervoll = 1 Drachme von Vegetabilien verstanden.

2) Maße oder Mensuren werden jetzt in den Apotheken, wenigstens für geringere Massen, weniger gebraucht als früher, indem man solche Flüssigkeiten, die in kleinern Quantitäten bestimmt werden sollen, oder die nicht rein wässeriger Natur sind, gewöhnlich abwägt. Unter Maß = Ms. (Mensura) versteht man denjenigen Rauminhalt, der gleich ist einem Pfund (Apothekergewicht) Wasser in dessen größter Dichtigkeit. Die noch gebräuchlichen Maße sind von reinem Zinn oder Porzellan angefertigt und enthalten im Innern Unterabtheilungen, die einer Unze Wasser entsprechen. Auch das früher mehr gebräuchliche Dispensiren von Flüssigkeiten nach der Zahl ihrer Tropfen kommt immer mehr ab, indem bei verschiedenem spec. Gewicht der Flüssigkeiten, nach der Form der Flaschenöffnung ꝛc., die Tropfen verschieden schwer ausfallen.

3) Aräometer oder Schweremesser dienen zur Bestimmung des spec. Gewichts der Flüssigkeiten, und in den Apotheken werden hierzu gewöhnlich die sogenannten Spindeln verwendet. Man hat dieselben entweder nur für alle Fälle, wo dann die Spindel Eintheilungen hat, die zwischen der schwersten und leichtesten Flüssigkeit liegen und Wasser dann = O gesetzt ist, oder eigenthümliche, für besondere Flüssigkeiten, z. B. für Weingeist, Salzlösungen, Säuren ꝛc.

4) Thermometer und Barometer, sowie auch Luftpumpe, Magnet, Loupe, Mikroskop, Elektrisirmaschine oder Voltaische Batterie sind Instrumente, die zwar in einer Apotheke nicht absolut nothwendig, aber doch für manche Zwecke erfoderlich sind.

5) Öfen sind in den verschiedensten Formen in den pharmaceutischen Laboratorien vorhanden; sie sind theils feststehend oder gemauert, theils tragbar und entweder für die gewöhnlichen Brennmaterialien, oder für Weingeist oder Öl eingerichtet. Man hat Windöfen, Schmelzöfen, Gebläseöfen, Reverberiröfen, Kapellenöfen (Digeriröfen,

Sublimiröfen), Galeerenöfen, Keſſelöfen, Blaſenöfen, Trockenöfen, Öl- oder Talglampen, und einfache oder doppelzügige Weingeiſtlampen, zu welcher letztern die ſogenannten Lampenſtative, für erſtere eiſerne Dreifüße, Ringe, Stäbe u. dgl. zum Einſetzen der zu erhitzenden Geräthſchaften dienen. Dieſe letztern Geräthſchaften beſtehen in verſchieden großen Keſſeln und Pfannen von Zinn, Eiſen, Blei, Kupfer, verzinntem Kupfer ꝛc., in Abdampfſchalen, Tiegeln von Erde (ſogenannte heſſiſche Schmelztiegel), Graphit (ſogenannte paſſauer Tiegel), Porzellan, Silber und Platin, Deſtillirblaſen von Zinn und Kupfer, mit dem nöthigen Kühlapparat, Dampfapparat, tubulirten und untubulirten Retorten (mit Vorlagen) von Glas, Eiſen, Porzellan oder Erde, und Sublimirkolben, mit den hierzu nöthigen Hilfsgeräthſchaften, beſtehend in Kohlenſcharre, Kohlenzange, Kohlendämpfer, Löffeln von Metall, Gießpuckeln, Formen, Ringen von Holz, Stroh ꝛc.

6) Der pneumatiſche Apparat beſteht in dem Gasentwickelungsapparat mit verſchiedenartig gebogenen Gasleitungsröhren (am beſten von Caoutchouc oder von Glas), pneumatiſcher Wanne, Gefäßen zur Aufſammlung oder Verdichtung der Luftarten, z. B. Woulff'ſchen Flaſchen, und in Sicherheitsröhren.

7) Decantir-, Präcipitir- und Schlemmgefäße in der mannichfaltigſten Form von Holz, Erde, Glas ꝛc. angefertigt; hierzu gehörig eine Auswahl von Trichtern von Glas oder Porzellan, Filtrirpapier und Colirtüchern von Leinen oder Wolle.

8) Heber und dieſem ähnliche Inſtrumente, wie Stechheber, Pipette, Scheidetrichter, Florentiner Flaſche.

9) Extractionsmaſchinen, als hydroſtatiſche oder Real'ſche Preſſe, aëroſtatiſche Preſſe, Verdrängungsapparat, gewöhnliche Preſſe, Infundirgefäße ꝛc.

10) Reagentienapparat zur Unterſuchung der Körper auf naſſem und trocknem Wege, und in letzterer Beziehung der Löthrohrapparat.

11) Als rein-mechaniſch-pharmaceutiſche Geräthſchaften ſind noch zu erwähnen, Schneidemeſſer mit Schneidebret, Stampfer, Siebe zum Durchſchlagen zerſchnittener oder gepulverter Subſtanzen, Raſpeln und Feilen, Schraubſtock, Hammer und Ambos, Granulirbüchſen, Mörſer mit Piſtillen von Meſſing, Glockengut, Stein, Serpentin, Porzellan, Achat ꝛc. in verſchiedenen Größen und Formen, die kleinern zum Theil mit Ausgüſſen. Formen für Morſellen, Chocolate ꝛc., Pillenmaſchinen; Röſtrommeln, Sprengeiſen, Spateln von Eiſen, Horn oder Porzellan (auch von Silber und Platin), gewöhnliche und Schaumlöffel, Agitakel ꝛc.

Die pharmaceutiſchen Operationen haben zum Zweck, die rohen Arzneiſtoffe, welche als ſolche nur ſelten gebraucht werden, zur arzneilichen Anwendung geſchickt zu machen. Die rohen Stoffe werden hierbei entweder in ihrer äußern Beſchaffenheit, oder hierin und zugleich in ihrer innern Natur verändert. Die pharmaceutiſchen Operationen zerfallen demnach in mechaniſche und chemiſche, welche aber nicht ganz ſtreng geſchieden werden können, da nicht allein bei einer anſcheinend rein mechaniſchen Operation oft auch eine chemiſche Veränderung des Arzneiſtoffs bewirkt wird, ſondern auch viele Operationen ſowol eine Umänderung der Form, als auch eine chemiſche Umänderung bezwecken können. Bei den meiſten pharmaceutiſchen Operationen, ſie mögen auch ganz rein chemiſcher Natur ſein, iſt in den meiſten Fällen eine vorläufige mechaniſche Behandlung der rohen Arzneiſtoffe nothwendig.

Die mechaniſch-pharmacentiſche Operation kann man eintheilen in: 1) Operationen zur Vertheilung feſter Subſtanzen, wohin gehören das Zerſchneiden der Vegetabilien und mancher thieriſcher Subſtanzen, das Raſpeln harter Holzarten, das Zerreiben und Zerquetſchen friſcher Wurzeln und Kräuter, das Zerſtoßen und Zerreiben der mannichfaltigſten Art und verſchiedenartigſten Subſtanzen, das Präpariren verſchiedener mineraliſcher Stoffe und chemiſcher Präparate, das Feilen und Granuliren von Metallen.

2) Operationen zur Abſonderung verſchieden großer Subſtanzen, wohin das Sieben zerſchnittener und zerſtoßener Subſtanzen, das Beuteln und zum Theil das Schlemmen gehören.

3) Operationen zur Trennung ungleichartiger Theile; hierzu iſt zu rechnen das Schlemmen theilweiſe, das Abſchäumen oder Klären von Flüſſigkeiten, das Auspreſſen flüſſiger von feſten Subſtanzen, das Abgießen, Durchſeihen, Filtriren und Auswaſchen.

4) Operationen zur Mengung verſchiedener Subſtanzen als gewöhnliche Miſchung zur Darſtellung der Species, zuſammengeſetzten Pulver, Ölzucker, Zeltchen, Schlucktügelchen, Morſellen, eingemachten und überzuckerten Subſtanzen, der Chocolate, der Conſerven, Latwergen, Pillen, Biſſen und Räucherkerzchen; ferner die Bereitung des Wachspapiers, Wachsſchwammes, präparirten Schwammes und Leimpflaſters, das Einſalzen friſcher Kräuter und Blumen und das Verzinnen, ſowie auch anſcheinend die Bereitung der Paſten, Emulſionen, Salben, Pflaſter ꝛc., welche aber beſſer unter die chemiſchen Operationen gebracht werden.

Die chemiſch-pharmaceutiſchen Operationen kann man eintheilen in: 1) Löſungen auf naſſem Wege; die hierbei zu bezweckenden Arzneiformen ſind die Salzlöſungen, die mit Gasarten geſchwängerten Wäſſer, die Mixturen, Tropfen, Tränkchen, Leckſäfte, Pinſelſäfte, Mund-, Gurgel-, Augen- und Waſchwäſſer, die naſſen Bähungen, die Einſpritzungen und Klyſtire, die Schleime, Syrupe und Honige, die Geiſte und Tincturen, Öl- und Harzemulſionen und als theilweiſe Löſungen die Samenemulſionen. Löſungen einzelner Theile werden durch das Auslaugen, die Ausziehung, Einweichung und Digeſtion bezweckt und die hierdurch darzuſtellenden Arzneiformen ſind die Tincturen (ein großer Theil derſelben), Elixire, mediciniſche Weine und Eſſige, Harze. Ferner gehört zur partiellen Löſung die Bereitung der Abkochungen, der infundirten und gekochten Öle, der Paſten, Gallerten, Extracte, Muße, Fruchtmarke, Marmeladen ꝛc.

2) Löſungen auf trockenem Wege; hierzu

hängt die Bereitung der Pflaster, Salben, Sparadraps, Harnröhrenkerzen, des Ofenlacks ꝛc. zusammen.

3) Abdampfungen, wie bei der Bereitung der Extracte und vieler anderer auch rein chemischer Heilmittel, um sie aus dem in Wasser gelösten Zustand in einen mehr oder minder festen überzuführen. Auch das Austrocknen roher, wie zubereiteter Arzneistoffe, das Ausfrieren wässeriger Theile aus gewissen Flüssigkeiten, und das Verwittern und Verprasseln verschiedener Salze ist hierher zu rechnen.

4) Krystallisationen, um feste in Wasser oder andern Flüssigkeiten gelöste Körper in regelmäßige, jedem Körper eigenthümliche Formen überzuführen und verschiedenartige zu trennen.

5) Destillationen, um flüchtige, flüssige Theile von weniger flüchtigen oder feuerbeständigen zu trennen und jene aufzusammeln; die hierbei zu erhaltenden Arzneiformen sind die destillirten Wässer und Geiste und ätherischen Öle. Wird die Destillation mit den übergegangenen Theilen wiederholt, so heißt dies die Rectification, und werden die übergegangenen Theile mehre Male über erneuerter Substanz abdestillirt, so heißt dies die Cohobation. Ferner werden durch Destillation mehre Säuren und das Ammoniak gewonnen.

6) Sublimationen, um feste, aber in der Wärme dampfförmige und flüchtige Substanzen von feuerbeständigen zu trennen.

7) Trockene Destillationen, wo eine Umänderung der chemischen Natur organischer Verbindungen durch die Einwirkung der Hitze hervorgebracht und die dabei gebildeten flüchtigen Verbindungen, als Arzneimittel verwendet werden sollen. Noch andere chemische Operationen sind: das Glühen, Schmelzen, Brennen, Calciniren, Cämentiren, Oxydiren und Reduciren, Rösten, Verkohlen, Einäschern, Gähren, Sättigen oder Neutralisiren, Niederschlagen oder Präcipitiren ꝛc. Bei der Ausführung der angegebenen pharmaceutischen Arbeiten müssen zur gehörigen Ausführung derselben sehr häufig andere Hilfsmittel in Anspruch genommen werden, die man ebenfalls zur pharmaceutischen Technologie zu rechnen hat. So muß der Pharmaceut das Sprengen und Schleifen des Glases verstehen, um derartige Gefäße gehörig vorzubereiten und dicht verschließen zu können, auch im Glasblasen nicht ganz unerfahren sein, zusammengesetzte Apparate durch gehörige, für die Natur des Gefäßes, wie für die darin zu behandelnden Substanzen passende Kitte verbinden, Tiegel, Retorten u. dgl. mit einem Überzug versehen können und viele andere Dinge, die in der Praxis vorkommen, durch welche überhaupt nur die gehörige Ausführung pharmaceutischer Operationen mit richtiger Benutzung passender Apparate und Utensilien erlernt werden kann.

(*Döbereiner.*)

PHARMACEUTISCHE WAARENKUNDE, auch Waarenkunde, Arzneiwaarenkunde, Droguenkunde, Rohwaarenkunde, Pharmakognosie (*φάρμακον*, Gift, und *γιγνώσκω*, ich erkenne); daher auch Wissenschaft der Gift- oder Arzneikenntniß, Oneopharmakognosie benannt, ist ein Theil der allgemeinen Waarenkunde und begreift die Lehre in sich, die aus den drei Naturreichen bezogenen Heilmittel nach ihrer Abstammung und Güte zu untersuchen und ihre Reinheit zu prüfen, sowie auch Verwechselungen oder Verfälschungen zu ermitteln.

Pfaff betrachtet die Pharmakognosie als zur Pharmakologie gehörig und nennt sie physiographische Arzneimittellehre, worunter er eine genaue Bestimmung und Classification der Arzneikörper nach ihren sämmtlichen Merkmalen und zwar so versteht, daß sie mit Sicherheit von allen andern unterschieden werden können.

Die Pharmakognosie macht den Übergang von der allgemeinen Waarenkunde zu der Pharmacie, und ohne ihre genaue Kenntniß kann keine rationelle Pharmacie gedacht werden. Sie selbst ist ein Aggregat der auf Pharmacie angewandten Botanik, Zoologie, Mineralogie und Chemie, welche Wissenschaften daher, sowie auch Geographie, beim Studium und der Praxis der Pharmakognosie genau bekannt sein müssen. Diese kann sein:

a) Autoptische Pharmakognosie, wenn blos die durch die Sinne wahrnehmbaren Eigenthümlichkeiten, das Äußere einer Drogue, in Vergleich zu einer andern, als Richtschnur der Bestimmung dient; oder

b) chemische Pharmakognosie, wenn die durch Einwirkung chemischer Operationen hervorgebrachten Erscheinungen zur Unterscheidung angewendet werden. Aus diesen Gründen sind zwei Systeme der Pharmakognosie annehmbar, nämlich ein chemisches, wenn die Resultate der chemischen Analyse zur Eintheilung Veranlassung geben, oder ein naturhistorisches, wenn die bekannten naturhistorischen Systeme die Basis für die Pharmakognosie bilden. Außerdem hat man noch verschiedene, aber auf den Namen eines Systems gar nicht Anspruch nehmende Anordnungen, z. B. sämmtliche Droguen in einer alphabetischen Reihe aufzuführen, oder sie nach einzelnen natürlichen Abtheilungen, als Rinden, Hölzer, Harze, Balsame ꝛc., auf einander folgen zu lassen.

Das chemische System der Pharmakognosie ist noch in der Entwickelung begriffen, da erst seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts, seitdem insbesondere in der Pflanzenchemie so überraschende Entdeckungen gemacht worden, es möglich war, diesen Theil besonders auszubilden. Jedoch schon vor dieser Zeit haben sich um den chemischen Theil der Pharmakognosie Neumann, Carthäuser, Scheele, Wiegleb, Hahnemann, Dörffurth u. A. Verdienste erworben, während in unserm Jahrhundert Göttling, Westrumb, Hermbstädt, Bucholz, Trommsdorff, Rose, Schrader, Gehlen, Kastner, Vogel, Pfaff, Buchner, Nees von Esenbeck, Göbel, Dulk, Geiger, Brandes, Bley, Wackenroder, Martius, Clamor, Marquart, Dierbach, Wiggers und Liebig, unter den Ausländern aber Proust, Chenevix, Hatchett, Vauquelin, Braconnot, Pelletier, Caventou, Peschier, Guibourt, Bonastre, Virey, Brande, Thomson, Davy, Berzelius, Boussingault, Pelouze u. A. zu nennen sind, welche theils unmittelbar, theils mittelbar für die Entwickelung eines chemischen Systems der Pharmakognosie gewirkt haben.

Digitized by Google

Das Studium der Pharmakognosie kann nur unter Zuziehung literarischer Hilfsmittel, worüber unter dem Artikel Pharmacie nachzusehen ist, durch eine zweckmäßig eingerichtete Droguensammlung und durch gute Abbildungen der verschiedenen Droguen mit Erfolg betrieben und in Beziehung auf den chemischen Theil durch einen zweckmäßig eingerichteten Reagentienapparat unterstützt werden; der darin sich Übende muß aber auch mit seinen Sinnen versehen sein, da außer durch den Anblick auch sehr oft durch den Geruch, Geschmack oder das Gefühl, eine Drogue vorläufig bestimmt werden kann und diese überhaupt die Basis zu den weitern Untersuchungen bilden.

Die Anzahl der seit den frühesten Zeiten als Heilmittel versuchten Naturkörper ist sehr groß; man hat aber Vieles versucht und nur das Beste behalten, aus welchem Grunde die Anzahl der von den Ärzten wirklich angewandten Heilmittel nicht sehr groß ist, wie ein Blick in irgend eine der neuern Pharmakopöen zeigt. Jedoch ist der Arzneischatz noch nicht als geschlossen zu betrachten und kann es nie werden, da fortwährend noch nicht versuchte Naturkörper geprüft und nach Bewährung darin aufgenommen werden, während dafür andere, ihrem Zweck weniger gut entsprechende, außer Gebrauch kommen. In einem Lehrbuch der Pharmakognosie darf aber diese Beschränkung des Arzneischatzes, so zweckmäßig sie für eine Pharmakopöe sein kann, nicht berücksichtigt werden, da es nicht allein den Arzt und Apotheker allseitig belehren, sondern auch allgemein über den frühern und jetzigen Zustand und Umfang der rohen Arzneimittel würdigere Kenntnisse verbreiten soll, aus welchem Grund ein solches Buch nicht allein die wirklich noch im Gebrauch befindlichen rohen Arzneimittel, sondern auch solche aufgeführt enthalten muß, die von den Ärzten zwar nicht mehr gebraucht werden, aber doch nach localen Verhältnissen andere ersetzen können, ferner solche, die zur Verwechselung oder Verfälschung anderer geführt haben, oder noch führen können, die allgemein als Hausmittel bekannt gewordenen, die neuen, besonders aus dem Auslande kommenden, noch zu prüfenden.

Die Pharmakognosie zerfällt in drei Abtheilungen, nämlich in die des Pflanzenreichs, in die des Thierreichs und in die des Mineralreichs.

Die Pharmakognosie des Pflanzenreichs ist die umfassendste, da die meisten rohen Arzneimittel, nämlich die sogenannten Vegetabilien, dem Pflanzenreich angehören; sie gründet sich vorzüglich auf Botonik und Chemie, aber auch auf Physik und Geographie, denn sie hat zu lehren: 1) Die Benennung der Drogue, worüber unter dem Artikel nachzusehen ist. 2) Die Abstammung theils aus wissenschaftlichem Interesse, theils um die Vegetabilien von der richtigen Pflanze einsammeln zu können. 3) Die Stellung der Stammpflanzen in den verschiedenen botanischen Systemen. 4) Das Vaterland und die Standörter der Stammpflanzen. 5) Die zeitgemäße Einsammlung. 6) Die richtige Art der Einsammlung. 7) Die richtige Art des Trocknens. 8) Die zweckmäßigste Aufbewahrung. 9) Die Erkennungszeichen. 10) Die Beurtheilung der Echtheit und Güte. 11) Die chemische Constitution und 12) Bemerkungen in Beziehung auf Anwendung der Arzneimittel.

Die Pharmakognosie des Thierreichs ist beiweitem beschränkter als die des Pflanzenreichs. Es sind zwar viele animalische Körper als Heilmittel versucht, aber später als ganz nutzlos wieder beseitigt worden, sodaß jetzt nur noch sehr wenige, aber unter diesen äußerst wichtige, z. B. Bibergeil oder Moschus, gebraucht werden. Sie lehrt beinahe dasselbe wie die Pharmakognosie des Pflanzenreichs.

Die Pharmakognosie des Mineralreichs hat ihre frühere Bedeutung ganz verloren, da die Mineralien, von denen früher viele für sich oder ohne chemische Veränderung in Verbindung mit andern Arzneimitteln angewendet wurden, jetzt fast sämmtlich außer Gebrauch sind, und solche, welche zur Darstellung chemischer Präparate dienen, in der Minerologie, Chemie und Pharmacie gelehrt werden. (*Döbereiner.*)

PHARMACEUTISCHE und CHEMISCHE ZEICHENLEHRE. Die ältesten Bezeichnungen für chemische Substanzen sind theils ganz allgemein, theils von dem Ursprung oder dem Fundorte entlehnte, wie z. B. von jeher das Wort Sal für alles salzig Schmeckende im Gebrauch war und später, im 8. Jahrhundert, zur Bezeichnung des Vorkommens oder des Ursprungs, noch ein Wort beigefügt wurde, wie z. B. Sal maris, Sal petrae, Sal armoniacum. Selbst der berühmte Geber hatte keinen Leitfaden für die Benennung der Substanzen und bediente sich fast nur der Triviolnamen. Auch die europäischen Alchemisten vom 13. Jahrhundert an bedienten sich derselben und benannten die neuentdeckten Körper nach besonders hervorstechenden Eigenschaften, wie z. B. den Weingeist mit dem Namen Aqua ardens; wollten sie jedoch eine allgemeine Bezeichnung aufstellen, so wurde diese verwirrend, wie sich aus dem Worte Mercurius ergibt, welches sie für jede flüchtige Flüssigkeit annahmen und das Quecksilber Mercurius communis, den Weingeist aber Mercurius vegetabilis nannten. Die damalige Sucht, bildliche Bezeichnungen zu gebrauchen, wie z. B. der Salmiak noch mit dem Namen Anima sensibilis, cancer, aquila, lapis aquilinus, lapis angeli conjungentis, aqua duorum fratrum ex sorore etc. dezeichnet wurde, vermehrte noch diese Unbestimmtheit und läßt uns Vieles der damaligen Schriftsteller unverständlich erscheinen. Von dieser Zeit bis zum 18. Jahrhundert berücksichtigte man bei der Benennung der verschiedenen Körper und Verbindungen nur selten die chemischen, sondern fast immer die ausgezeichnetsten physikalischen Eigenschaften. Die Dickflüssigkeit der aus dem Vitriol genommenen Schwefelsäure führte deren Bezeichnung mit Oleum Vitrioli und die Ähnlichkeit der beim Zerfließen an der Luft aus kohlensaurem Kali und salzsaurem Eisenoxyd sich bildenden Flüssigkeiten mit dem Vitriolöl die Bezeichnungen Oleum Tartari (von Sal Tartari, der damals allein gebräuchlichen Bezeichnung des kohlensauren Kali) und Oleum Martis ein. Alle in Wasser löslichen und auf der Zunge einen Geschmack erregenden anorganischen Substanzen wurden mit Sal bezeichnet, wie das Sal Tartari,

Digitized by Google

Sal nitri ꝛc., und noch im 17. Jahrhundert wurde die Bernsteinsäure als Sal Succini angereihet, und nach dem Geschmack bezeichnete man Salia acida und Salia alcalina, und letztere wieder in Salia alcalina fixa und volatilia. Unter Cremor Tartari und Cremor Calcis, Spiritus fumans, Spiritus vini, Spiritus nitri, Spiritus Salis armoniaci, Flores Sulphuris und Flores Zinci wurden unter ganz ähnlichen Bezeichnungen verschiedene Begriffe eingeschlossen. Crocus wurde jede gelbe oder gelbrothe, Aethiops jede schwarze metallische Verbindung genannt. Mit dem Hinzukommen neu bekannt gewordener Verbindungen, an denen hervorragende physikalische Eigenschaften fehlten, wurde denselben der Name des Entdeckers beigefügt, wie z. B. Sal febrifugum oder Digestivum Sylvii, Sal mirabile Glauberi, Sal polychrestum Glaseri, welche Bezeichnungen doch besser waren als die gleichzeitigen Synonymen Arcanum duplicatum, Sal de duobus, Panacea duplicata. Ein größerer Fortschritt in der Bezeichnung der Verbindungen fand noch statt, indem man die physikalischen Eigenschaften mit dem Namen des Stoffes, aus dem sie entstehen, verband, und von dieser Weise rühren die Namen Butyrum Antimonii und Zinci, Oleum Arsenici und Resina Cupri her.

In jener Zeit, wo es sich besonders um die Umwandlung der unedlen Metalle in edle und um die Auffindung des Steines der Weisen handelte, gebrauchten viele Alchemisten in ihren Schriften für gewisse Substanzen und Apparate Zeichen und Abkürzungen; wann aber dieselben eingeführt worden, ist ungewiß, da der Gebrauch derselben über die Zeit hinausgeht, von welcher wir über die Chemie bestimmte Nachrichten haben. Die Metalle waren es zuerst, welche man mit Zeichen belegte, und es wurden für die damals bekannten sieben Metalle die Zeichen der Planeten eingeführt und jene auch nach diesen benannt. Diese Bezeichnungen finden sich zwar zuerst in Geber's Schriften vor und werden in ihnen sehr gewöhnlich gebraucht, aber diese Schriften sind nur in lateinischen Übersetzungen aus dem 16. Jahrhunderte bekannt, zu welcher Zeit der Gebrauch der Planetennamen und Zeichen für die Metalle schon ganz gebräuchlich waren, es daher möglich ist, daß sich dieselben gar nicht in den Originalen vorfanden, sondern erst durch den Übersetzer eingebracht wurden.

Schon in Raymund Lull's Schriften (aus dem 13. Jahrhundert) finden sich nämlich die Zeichen und Namen der Planeten für die damals bekannten sieben Metalle (Gold, Silber, Quecksilber, Kupfer, Eisen, Zinn und Blei) sehr häufig gebraucht, aber es ist nichts Sicheres über die Bedeutung derselben bekannt, weshalb von den Alchemisten des 14. bis zum 17. Jahrhundert großer Streit geführt und in den Zeichen der Ausdruck der chemischen Eigenthümlichkeit eines Metalles gesucht wurde. Auch für die vier Elemente des Aristoteles (Feuer, Luft, Wasser und Erde), sowie auch für den Schwefel, wurden besondere Zeichen schon seit dem 13. und 14. Jahrhundert gebraucht, welche, wie die übrigen Zeichen, für Stoffe, Formen, Apparate ꝛc. und die noch jetzt gebräuchlichen Abkürzungen im pharmaceutischen Schreibgebrauch auf folgender Tabelle nach den lateinischen Benennungen alphabetisch geordnet dargestellt sind.

Verzeichniß

der vorzüglichsten, sowol älterer als neuerer, pharmaceutischer und chemischer Zeichen und Abbreviaturen.

☩	Acetum	Essig
⁜	Acetum destillatum	Destillirter Essig
+	Acidum	Säure
add.	adde	Thue hinzu
△	Aër	Luft
⊕	Aerugo	Grünspan
○	Alumen	Alaun
⊖ ♉	Alcali	Laugensalz
ā ā ā	Amalgama	Verquikung
⊖	Ammoniak	Flüchtiges Laugensalz
ā ā	ana	Gleichviel
♁	Antimonium	Spießglanz
▽	Aqua	Wasser
▽	Aqua fortis	Scheidewasser
▽	Aqua regis	Königswasser
∴	Arena	Sand
☽	Argentum, Luna	Silber
∞	Arsenicum	Arsenik
∞	Auripigmentum	Operment
☉	Aurum	Gold
☉rant	Aurantium	Pomeranzen
Ax	Axungia	Fett
B ∴	Balneum arenae	Sandbad
B M	Balneum Mariae	Wasserbad
B V	Balneum vaporum	Dampfbad
Bals.	Balsamum	Balsam
¥	Baryta	Schwererde
♉	Bismuthum	Wismuth
⏢	Borax	Borax
But.	Butyrum	Butter
♆	Calx	Kalk
≈	Camphora	Kampher
♲	Caput mortuum	Todtenkopf
♋	Cancer	Krebs
♋	Carbo	Kohle
♆	Cineres clavellati	Potasche
♆	Cinis	Asche
♋	Cinnabaris	Zinnober
Cochl.	Cochlear	Löffelvoll
Col.	Colatura	Colatur
c. c. d. s.	Concisa contusa dentur signentur	Nachdem es geschnitten und zerstoßen ist, gib es und signire es
coq.	Coque	Koche
Cort.	Cortex	Rinde
XII, ⊕	Crystalli	Krystalle
♀	Cuprum, Venus	Kupfer
dre	Destillare	Destilliren
d	Detur	Es werde gegeben

Digitized by Google

d. in 2plo	Detur in duplo	Es werde doppelt gegeben
d. s.	Detur signetur	Es werde gegeben und signirt
♂	Dies	Tag
div. in p. aeq.	Divide in partes aequales	Theile es in gleiche Theile
ʒj	Drachma	Eine Drachme
Elect.	Electuarium	Latwerge
Elix.	Elixirium	Elixir
Empl.	Emplastrum	Pflaster
Ess.	Essentia	Essenz
Extr.	Extractum	Extract
Fi, Fasc.	Fasciculus	Ein Bund
♂	Ferrum, Mars	Eisen
f.	Fiat	Es werde
f. l. a.	Fiat lege artis	Es werde nach den Regeln der Kunst
Fict.	Fictile	Irdene Büchse
♆	Fixum	Feuerfest
Fl.	Flores	Blumen
Fol.	Folia	Blätter
grj	Granum	Ein Gran
G.	Gummi	Gummi
Gtt.	Gutta	Tropfen
ℍ	Herba	Kraut
☓	Hora	Stunde
△	Ignis	Feuer
incid. inc.	Incidenda incidantur	Was zu zerschneiden ist, werde zerschnitten
inc. ctus.	Incisa et contusa	Nachdem alles zerschnitten und zerstossen ist
♆	Lap. Lapis	Stein
l. a.	Lege Artis	Nach den Regeln der Kunst
℔	Libra	Pfund ℔j oder ℔ p. m. ist Medicingewicht, 1 ℔ oder ℔ p. c. Civilgewicht
Lign.	Lignum	Holz
Liq.	Liquor	Flüssigkeit
♆	Magnesia	Bittererde
Mj.	Man. Manipulus	Eine Handvoll
M. P.	Massa pilularum	Pillenmasse
Mensj.	Mensura	Eine Maß
☒	Menstruum	Auflösungsmittel
☿	Mercurius	Quecksilber
m.	Misce	Mische es
MR	Mixtura	Mixtur
⊕	Nitrum	Salpeter
☾	Nox	Nacht
Ol.	Oleum	Öl
♁	Oleum aethereum	Ätherisches Öl
⊖⊖	Ox. Oxymel	Sauerhonig
P. aeq.	Partes aequales	Gleiche Theile
♆	Phosphorus	Phosphor
Pil.	Pilulae	Pillen
⊙	Platinum	Platin
♄	Plumbum	Blei
p. c.	Pondus civile	Bürgerliches Gewicht
p. m.	Pondus medicinale	Medicingewicht
▽	Praecipitatum	Niederschlag
PP.	Praeparare	Präpariren
Pi.	Pugillus	Dreifingervoll
♆	Pulv. Pulvis	Pulver
q. l.	Quantum lubet	Soviel, als beliebt
q. p.	Quantum placet	Soviel, als gefällig ist
q. s.	Quantum satis	Soviel, bis genug ist
q. v.	Quantum vis	Soviel du willst
Rad.	Radix	Wurzel
℞.	Recipe	Nimm
♆	Regulus	König
♆	Retorta	Retorte
ff.	Saccharum	Zucker
⊖	Sal	Salz
⊖☓ ⊖☓	Sal ammoniacum	Salmiak
⊖	Sal medium	Mittelsalz
⊖♀	Sal Tartari	Weinsteinsalz
□	Sapo	Seife
Scat.	Scatula	Schachtel
℈j	Scrupulus	Ein Scrupel
S. a.	Secundum artem	Nach der Kunst
Sem.	Semen	Samen
β.	Semis	Halb
Sign.	Signetur	Es werde signirt
Solv.	Solve	Löse es
Spec.	Species	Species
♆	Spiritus	Geist
♆	Spiritus Vini	Weingeist
♆	Spiritus Vini rectificatus	Rectificirter Weingeist
♆.	Spiritus Vini rectificatissimus	Höchst rectific. Weingeist
♃	Stannum	Zinn
Stip.	Stipites	Stengel
S. S. S.	Stratum superstratum	Schichtweise über einander
♆	Sublimare	Sublimiren
Succ.	Succus	Saft
♆	Sulphur	Schwefel
♆	Tartarus	Weinstein
ter.	Tere	Reibe es
♆	Terra	Erde
♆	Terra foliata	Blättererde
℞	Tinct. Tinctura	Tinctur
℥j.	Uncia	Eine Unze
Ungt.	Unguentum	Salbe
⊡	Urina	Harn
⊖♆	Vitriolum	Vitriol
☓	Vitrum	Glas
A	Volatile	Flüchtig
♆	Zincum	Zink

Obgleich die meisten dieser Zeichen in neuern Zeiten mit Recht nicht mehr gebraucht werden, und auch hie und

da einige Abweichung herrscht, wodurch in jedem Fall leicht Verwirrung entstehen kann, so kommen dennoch mehre noch vor, und der Pharmaceut muß Kenntniß davon haben.

Gegen das Ende des 17. Jahrhunderts begann man endlich gleichartige Namen auf gleichartige Eigenschaften, welche von einer Ähnlichkeit der Zusammensetzung herrühren, zu bilden. Für die schwefelsauren Salze führte man die heute noch gebräuchliche Bezeichnung Vitriole ein, ein Ausdruck, den Basil. Valentinus noch für Metallsalze gebrauchte, und dehnte diese Bezeichnung außer auf die schwefelsauren Metallsalze, auch auf das schwefelsaure Kali als Tartarus vitriolatus oder Nitrum vitriolatum aus. Für die salpetersauren Salze wurde ebenfalls die generelle Bezeichnung Salpeter eingeführt und man unterschied von dem gemeinen Salpeter, dem salpetersauren Kali, den cubischen Salpeter oder das salpetersaure Natron, den Bleisalpeter oder das salpetersaure Bleioxyd und den Silbersalpeter oder das salpetersaure Silberoxyd. Als Hornmetalle wurden die salzsauren Salze oder die Chlormetalle bezeichnet, wie Hornsilber für Chlorsilber, Hornblei für Chlorblei, und Hornquecksilber für Chlorquecksilber. In andern Fällen wurde der basische Bestandtheil der Verbindung als genereller Name angenommen, wie z. B. von dem gewöhnlichen Salmiak das schwefelsaure Ammoniak als Glauber's geheimer Salmiak unterschieden. Doch noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts kamen Fälle vor, wo man ganz verschiedene Verbindungen mit gleichartigem Hauptnamen bezeichnete, wie z. B. die für die kohlensaure Bittererde eingeführte, noch jetzt allgemein gebräuchliche Bezeichnung Magnesia alba, da man in ihr eine große Ähnlichkeit mit dem Braunstein, der Magnesia nigra, eine Bezeichnung, die jetzt obsolet ist, zu finden glaubte.

Wenige generelle Bezeichnungen der damaligen Zeit sind als Grundlage der heutigen Nomenclatur zu betrachten und der sonst verworrene Sprachgebrauch erhielt sich bis an das Ende des vorigen Jahrhunderts. Zur Mitte desselben drangen zwar schon Macquer und Baumé darauf, ähnlich zusammengesetzte Substanzen durch ähnliche Namen zu bezeichnen und suchten besonders die allgemeinern Benennungen, wie Vitriole, Salze, in Gang zu bringen, sowie auch Bergmann im Jahre 1770 sich diesen Bemühungen anschloß; da aber die neuern Benennungen, besonders die von Bergmann eingeführten oder vorgeschlagenen, sich auf die ältern zu stützen suchten, so entstanden große Weitschweifigkeiten, wie z. B. die Bezeichnungen für die ätzenden und kohlensauren Alkalien, welche in reinem fixem vegetabilischem, reinem fixem mineralischem und reinem flüchtigem Alkali und kohlensaurem fixem vegetabilischem, kohlensaurem fixem mineralischem und kohlensaurem flüchtigem Alkali bestanden, und erst 1782 brauchte er in seinem Entwurf eines Mineralsystems die Ausdrücke Potassium, Natrum und Ammoniak, statt jener breiten. Zu derselben Zeit machte auch Bergmann den Vorschlag, daß jeder Säure ein einfacher Name, z. B. der salpeterigen Säure nitreum, der Salpetersäure nitrosum, und den Salzen einer Säure ein Genusname gegeben und durch Hinzufügung der Basis die Species bezeichnet werden sollte, wie z. B. für schwefelsaures Kali Vitriolicum potassinatum, für schwefelsauren Kalk Vitriolicum calcariatum, aber er blieb sich selbst nicht consequent, wie er wiederum in seiner Sciagraphia den Genusnamen von der Basis, den Speciesnamen von der Säure annimmt und für die Natronsalze Alcali minerale aëratum, vitriolatum, nitratum, salitum etc., für die Magnesiasalze Magnesia aërata, vitriolata, nitrata, salita, gebraucht. Trotz dieser Inconsequenzen fühlte aber Bergmann recht gut die Nothwendigkeit, die chemische Nomenclatur auf feste Grundsätze zurückzuführen, und noch in seinen letzten Lebenstagen schrieb er an Morveau, der sich eben mit der Reform der chemischen Nomenclatur beschäftigte, daß er streng verfahren und keine, wenn auch durch langjährigen Gebrauch sanctionirte Benennung beibehalten, sondern eine rationelle Nomenclatur einführen möge, mit der Meinung, daß die, welche schon unterrichtet sind, sie leicht, die aber, welche noch nicht unterrichtet sind, sie noch leichter verstehen würden.

Guyton de Morveau fühlte als Bearbeiter des chemischen Theiles der Encyclopédie méthodique die Nothwendigkeit einer consequenten Nomenclatur, besonders für die Salze, und publicirte einen Entwurf derselben im J. 1782 in dem Journal de Physique, welcher sich auf die phlogistische Theorie (s. d. Art.) basirte und dessen wichtigster Theil in der Benennung der Salze und ihrer Bestandtheile bestand.

Die Methode der von ihm eingeführten Benennungen nähert sich bereits sehr der heutigen Nomenclatur, wie aus nachfolgender Tabelle hervorgeht:

Acides	Sels	Bases
Vitrioliqne	Vitriols	Phlogistique
nitreux	nitres	calce
arsénical	arséniates	baryte
boracin	borax	or
fluorique	fluors	argent
citronien	citrates	mercure
oxallque	oxalates	cuivre
sébacé	sébates	esprit de vin.

Es finden sich hierin zuerst alle Säuren als wirkliche Säuren und jede einzelne in der Art benannt, daß dem Gattungsnamen ein von dem Ursprunge der Säure abgeleitetes Adjectiv beigefügt ist. Das Wichtigste in dieser Aufstellung ist die große Einfachheit in der Benennung der Salze, in welcher zugleich die Zusammensetzung derselben ausgedrückt wird, nämlich Vitriol d'Argent, Vitriol de cuivre, Vitriol de baryte, Nitre de mercure, Fluor de calce etc. Doch fand diese Entwurf lebhaften Widerspruch von Seiten der Antiphlogistiker, weil er auf ein von ihnen als falsch erkanntes System sich stützte, bei den Phlogistikern deshalb, weil er zu viele Neuerungen enthielt, und er konnte sich keinerseits Anerkennung verschaffen. Doch fühlen die Antiphlogistiker immer mehr die Nothwendigkeit einer neuen Sprachweise, und ihr Meister, Lavoisier, nahm im J. 1787 den Plan auf, eine Reform in dieser Beziehung durchzuführen, worüber er sich mit Morveau, der nun auch seinen Übertritt

Digitized by Google

zur antiphlogistischen Theorie öffentlich erklärt hatte, Berthollet und Fourcroy vereinigte, bereits im April desselben Jahres der französischen Akademie den Plan zu einer neuen Nomenclatur und später derselben die allgemeinen Grundsätze, Morveau aber die Einzelnheiten vorlegte. Lavoisier hob in seinem Plan hervor, daß die Benennung der Körper, besonders der zusammengesetzten, zugleich über die Natur Aufschluß geben müsse, und daß für die einfachen Stoffe, die nicht durch lange Gewohnheit eingebürgerte Namen hatten, mit solchen benannt werden müßten, welche die allgemeinsten Eigenschaften derselben ausdrücken. Für die meisten einfachen Stoffe, die schon länger bekannten Metalle, Alkalien und Erden behielten die französischen Chemiker die alten Benennungen bei, während sie als neue Elemente die reine Lebensluft Oxygène, Sauerstoff, die beim Verbrennen Wasser bildende Luft Hydrogène, Wasserstoff, und das Verbrennen und Athmen nicht unterhaltende Luft Azote, Stickluft nannten. Die Verbindungen zweier Bestandtheile unterschieden sie, da dieselben meist saurer oder basischer Natur sind, als Acides und Oxydes im Allgemeinen, und im Speciellen wurden sie durch Beifügung des Stoffes, aus dem sie gebildet werden, bezeichnet. Den Wörtern, welche zur Unterscheidung der Säuren beigefügt wurden, gaben sie im Allgemeinen die adjective Endung ique, und in den Fällen, wo sich ein Element mit Sauerstoff in verschiedenen Verhältnissen verbindet, der sauerstoffärmern Säure, die adjective Endung eux, wie z. B. für vollkommene Schwefelsäure Acide sulphurique, für unvollkommene Schwefelsäure Acide sulphureux, für vollkommene Salpetersäure Acide nitrique, für unvollkommene Salpetersäure Acide nitreux. Für die Bezeichnung der Salze behielten die französischen Chemiker im Allgemeinen die frühere Nomenclatur von Morveau bei, nur mit der schärfern Angabe, daß die Salze einer Säure, deren Radical sich nur in einem Verhältniß mit Sauerstoff verbindet, auf ates, hingegen in solchen Fällen, wo die Säurebildung in verschiedenen Verhältnissen mit Sauerstoff stattfindet, die Salze der weniger Sauerstoff enthaltenden Säuren auf ites, und der mehr Sauerstoff enthaltenden auf ates endigen und demnach die Salze der vollkommenen Schwefelsäure oder Salpetersäure Sulfates oder Nitrates, die der unvollkommenen Schwefelsäure oder Salpetersäure aber Sulfites und Nitrites benannt werden sollten.

Diese Nomenclatur, deren Grundzüge im Vorhergehenden angedeutet sind, ist im Wesentlichen die jetzt noch befolgte. In Frankreich wurde sie bald allgemein eingeführt und in England bedienten sich schon Black und andere ausgezeichnete Chemiker ihrer, sowie auch in Teutschland, wo die phlogistische Theorie am längsten vertheidigt wurde, bereits 1791 von Einzelnen gebraucht und endlich mit dem neuen Jahrhundert die allgemeine wurde. Doch fand sie noch in spätern Jahren von einzelnen Chemikern Widerspruch, so namentlich von H. Davy, welcher den sehr triftigen Grund aufstellte, es dürfe keine Nomenclatur eine Ansicht ausdrücken, indem mit der Wechselung der theoretischen Ansicht der Umsturz aller frühern Benennungen die Folge davon sein müsse; und würde irgend ein einfach gehaltener Körper weiter zerlegt, so müsse die darauf gegründete Nomenclatur gänzlich verändert werden, weshalb der Trivialname, welcher keine Zusammensetzung ausdrücke, der beste sei. H. Davy schlug ferner vor, für ähnlich zu haltende Körper, ähnliche Bezeichnung zu wählen, die lateinischen Wörter der Metalle auf um, die ihrer Oxyde auf a, die Chlormetalle auf ana, die Fluormetalle auf ala, und die Jodmetalle auf ama endigen zu lassen, also:

Metall	Oxyd	Chlormetall	Fluormetall	Jodmetall
Aurum	Aura	Aurana	Aurala	Aurama
Plumbum	Plumba	Plumbana	Plumbala	Plumbama
Calcium	Calcia	Calcina	Calcila	Calcima
Potassium	Potassia	Potassina	Potassila	Potassima

und so weiter.

Diese Bezeichnung hat sich auch für die Metalle und die Oxyde der alkalischen, erdig alkalischen und erdigen Metalle zum großen Theil in der lateinischen Bezeichnung eingebürgert, hat aber in Beziehung auf die andern Verbindungen keinen Eingang finden können, obgleich sie sich durch Kürze und Wohllaut auszeichnet.

Endlich ist noch unter den verschiedenen Versuchen, Nationalkunstsprachen für chemische Verbindungen zu construiren, der von Örsted im J. 1814 bekannt gemachte Entwurf einer chemischen Nomenclatur für die Völker germanischen Ursprungs zu erwähnen, nach welchem für Sauerstoff das Wort Eld (von dem dänischen Ild, Feuer), für Sauerstoffgas Eldluft, für oxydiren elden, für Wasserstoffgas Brintluft (von brint, brennen), für Alkali Aesch, alkalisch aeschig und Alkalität Aeschigkeit etc. gewählt wurde. Die Leichtigkeit aber, mit der sich die von den französischen Chemikern eingeführte Nomenclatur in andern Sprachen romanischen Ursprungs nachbilden ließ, war Grund, daß Vorschläge zu Abänderungen wenig Anklang fanden, oder später gar nicht mehr versucht wurden.

Berzelius endlich hat die ursprüngliche pharmaceutische Nomenclatur bereits im J. 1811 allen den Fortschritten der Wissenschaft angepaßt und sie ins Lateinische übertragen, daß sie noch jetzt als die Grundlage bei der Benennungsmethode neu entdeckter Verbindungen dient. Die verschiedenen Arten der Verbindungen sind alphabetisch folgende:

Acetates, essigsaure Salze, z. B. Acetas alumicus.

Aether, Äther, z. B. Aether aceticus.

Arseniates, arsensaure Salze, z. B. Arsenias ammonicus.

Bi-Arseniates, doppelt-arsensaure Salze, z. B. Bi-Arsenias ammonicus.

Arsenieta, Arsenmetalle, z. B. Arsenietum Cobalti.

Bi-Arsenieta, doppelt Arsenmetalle, z. B. Bi-Arsenietum Cobalti.

Arsenietes, arsenigsaure Salze, z. B. Arsenies plumbicus.

Bi-Arsenietes, doppelt arsenigsaure Salze, z. B. Bi-Arsenies plumbicus.

Digitized by Google

Arsenio-sulfureta, Schwefelarſenmetalle, z. B. Arsenio-sulfuretum Cobalti.

Benzoates, benzoëſaure Salze, z. B. Benzoas ammonicus.

Borates, borſaure Salze, z. B. Boras ammonicus.

Bi-Borates, zweifach-borſaure Salze, z. B. Bi-Boras ammonicus.

Quadri-Borates, vierfach-borſaure Salze, z. B. Quadri-Boras ammonicus.

Bromates, bromſaure Salze, z. B. Bromas argenticus.

Brometa, Bromüre, z. B. Brometum chromicum.

Bromida, Bromide, z. B. Bromidum chromicum.

Carbonates, kohlenſaure Salze, z. B. Carbonas ammonicus.

Sesqui-Carbonates, anderthalb-kohlenſaure Salze, z. B. Sesqui-Carbonas ammonicus.

Bi-Carbonates, doppelt-kohlenſaure Salze, z. B. Bi-Carbonas ammonicus.

Sub-Carbonates, halb-kohlenſaure Salze, z. B. Sub-Carbonas cupricus.

Carbureta, Kohlenſtoffverbindungen, z. B. Carburetum hydricum. Ferner als Bi-Carburetum hydricum, Tri-Carburetum und Quadri-Carburetum ferri.

Chlorates, chlorſaure Salze, z. B. Chloras kalicus.

Chloreta, Chlorüre, z. B. Chloretum ferrosum.

Chlorida, Chloride, z. B. Chloridum boricum.

Chlorites, chlorigſaure Salze, z. B. Chloris fericus und ferrosus.

Chromates, chromſaure Salze, z. B. Chromas natricus.

Bi-Chromates, doppelt-chromſaure Salze, z. B. Bi-Chromas natricus.

Citrates, citronenſaure Salze, z. B. Citras baryticus.

Cyanates, cyanſaure Salze, z. B. Cyanas argenticus.

Bi-Cyanates, doppelt-cyanſaure Salze, z. B. Bi-Cyanas argenticus.

Cyaneta, Cyanide, z. B. Cyanetum argenticum.

Cyanurates, cyanurſaure Salze, z. B. Cyanuras kalicus.

Fluoreta, Fluorüre, z. B. Fluoretum zincicum.

Fluorida, Fluoride, z. B. Fluoridum boricum.

Formiates, ameiſenſaure Salze, z. B. Formias argenticus.

Fulminates, knallſaure Salze, z. B. Fulminas hydrargyricus.

Gallates, gallusſaure Salze, z. B. Gallas cobalticus.

Hydrates, Hydrate, z. B. Hydras kalicus.

Hyper-Sulpho-Molybdates, z. B. Hyper-Sulpho-Molybdas auricus.

Hypo-Phosphites, unterphosphorigſaure Salze, z. B. Hypo-Phosphis calcicus.

Hypo-Sulphates, unterſchwefelſaure Salze, z. B. Hypo-Sulphas cericus.

Hypo-Sulphites, ſchwefeligſaure Salze, z. B. Hypo-Sulphis yttricus.

Hypo-Sulpho-Stibiites, z. B. Hypo-Sulpho-Stibiis kalicus.

Jodates, jodſaure Salze, z. B. Jodas cadmicus.

Jodeta, Jodide, z. B. Jodetum kalicum.

Bi-Jodeta, zweifach Jodide, z. B. Bi-Jodetum kalicum.

Tri-Jodeta, dreifach Jodide, z. B. Tri-Jodetum kalicum.

Jodidum, z. B. Jodidum phosphorosum.

Margarates, margarinſaure Salze, z. B. Margaras natricus.

Bi-Margarates, doppelt-margarinſaure Salze, z. B. Bi-Margaras natricus.

Manganates, manganſaure Salze, z. B. Manganas kalicus.

Molybdates, molybdänſaure Salze, z. B. Molybdas ammonicus.

Bi-Molybdates, doppelt-molybdänſaure Salze, z. B. Bi-Molybdas ammonicus.

Mucates, ſchleimſaure Salze, z. B. Mucas stannicus.

Nitrates, ſalpeterſaure Salze, z. B. Nitras kalicus.

Nitrites, ſalpeterigſaure Salze, z. B. Nitris kalicus.

Oleates, ölſaure Salze, z. B. Oleas kalicus.

Bi-Oleates, doppelt-ölſaure Salze, z. B. Bi-Oleas kalicus.

Oxalates, oxalſaure Salze, z. B. Oxalas kalicus.

Bi-Oxalates, doppelt-oxalſaure Salze, z. B. Bi-Oxalas kalicus.

Quadri-Oxalates, vierfach-oxalſaure Salze, z. B. Quadri-Oxalas kalicus.

Oxyda, Oxyde, z. B. Oxydum kalicum.

Bi-Oxyda, z. B. Bi-Oxydum baryum.

Sesqui-Oxyda, z. B. Sesqui-Oxydum bismuthum.

Tri-Oxyda, z. B. Tri-Oxydum kalicum.

Super-Oxyda, Superoxyde, z. B. Super-Oxydum Hydrogenii.

Oxychlorates, überchlorſaure Salze, z. B. Oxychloras kalicus.

Oxychlorida, Oxychloride, z. B. Oxychloridum carbonicum.

Oxymanganates, übermanganſaure Salze, z. B. Oxymanganas kalicus.

Oxysulphureta, überſchwefelſaure Schwefelſalze, z. B. Oxysulphuretum stibicum.

Phosphates, phosphorſaure Salze, z. B. Phosphas ammonicus.

Bi-Phosphates, doppelt-phosphorſaure Salze, z. B. Bi-Phosphas ammonicus.

Sesqui-Phosphates, anderthalb-phosphorſaure Salze, z. B. Sesqui-Phosphas calcicus.

Sub-Phosphates, baſiſch-phosphorſaure Salze, z. B. Sub-Phosphas plumbicus.

Phosphites, phosphorigſaure Salze, z. B. Phosphis plumbicus.

Phosphoreta, Phosphoride, z. B. Phosphoretum Cupri.

Pyrogallates, pyrogallusſaure Salze, z. B. Pyrogallas ferricus.

Pyromucates, pyroſchleimſaure Salze, z. B. Pyromucas niccolicus.

Pyrotartrates, pyroweinſaure Salze, z. B. Pyrotartras kalicus.

Bi-Pyrotartrates, doppelt-pyroweinſaure Salze, z. B. Bi-Pyrotartras cadmicus.

Seleniates, ſelenſaure Salze, z. B. Selenias thoricus.

Selenieta, Selenite, z. B. Selenietum natricum.

Selenietes, ſelenigſaure Salze, z. B. Seleniis ammonicus.

Bi-Selenietes, doppelt-ſelenigſaure Salze, z. B. Bi-Seleniis ammonicus.

Quadri-Selenietes, vierfach-ſelenſaure Salze, z. B. Quadri-Seleuis ammonicus.

Siliciates, kieſelſaure Salze, z. B. Silicias baryticus.

Bi-Siliciates, doppelt-kieſelſaure Salze, z. B. Bi-Silicias baryticus.

Tri-Silliciates, dreifach-kieſelſaure Salze, z. B. Tri-Silicias baryticus.

Quadri-Siliciates, vierfach-kieſelſaure Salze, z. B. Quadri-Silicias glucinicus.

Sub-Silliciates, baſiſch-kieſelſaure Salze, z. B. Sub-Silicias glucinicus.

Per-Siliciates, über-kieſelſaure Salze, z. B. Per-Silicias glucinicus.

Stearates, ſtearinſaure Salze, z. B. Stearas kalicus.

Bi-Stearates, doppelt-ſtearinſaure Salze, z. B. Bi-Stearas kalicus.

Stibiates, antimonſaure Salze, z. B. Stibias ferricus.

Stibietes, antimonigſaure Salze, z. B. Stibiis ferricus.

Succinates, bernſteinſaure Salze, z. B. Succinas platinosus.

Sulpharseniates, ſchwefelarſenſaure Salze, z. B. Sulpharsenias baryticus.

Bi-Sulpharseniates, doppelt-ſchwefelarſenſaure Salze, z. B. Bi-Sulpharsenias baryticus.

Sulpharsenietes, ſchwefelarſenigſaure Salze, z. B. Sulpharseniis plumbicus.

Bi-Sulpharsenietes, doppelt-ſchwefelarſenigſaure Salze, z. B. Bi-Sulpharsenlis plumbicus.

Sulphates, ſchwefelſaure Salze, z. B. Sulphas ammonicus.

Bi-Sulphates, doppelt-ſchwefelſaure Salze, z. B. Bi-Sulphas ammonicus.

Sulphida, Schwefelmetalle, z. B. Sulphidum wolframicum.

Sulphites, ſchwefeligſaure Salze, z. B. Sulphis kalicus.

Bi-Sulphites, doppelt-ſchwefeligſaure Salze, z. B. Bi-Sulphis kalicus.

Sulpho-Carbonates, ſchwefelkohlenſtofffaure Salze, z. B. Sulpho-Carbonas auricus.

Sulpho-Cyaneta, Schwefelcyanide, z. B. Sulpho-Cyanetum kalicum.

Sulpho-Hydrates, Schwefelhydrate, z. B. Sulpho-Hydras ammonicus.

Sulpho-Hydrocyanates, ſchwefelcyanwaſſerſtofffaure Salze, z. B. Sulpho-Hydrocyanas ammonicus.

Sulpho-Molybdates, Schwefelmolybdänſalze, z. B. Sulpho-Molybdas cadmicus.

Sulpho-Stibiates, Schwefelantimonſalze, z. B. Sulpho-Stibias thoricus.

Sulpho-Stibietes, ſchwefelantimonigſaure Salze, z. B. Sulpho-Stibiis manganicus.

Sulpho-Tellurates, Schwefeltellurſalze, z. B. Sulpho-Telluras baryticus.

Bi-Sulpho-Tellurates, doppelt-ſchwefeltellurſaure Salze, z. B. Bi-Sulpho-Telluras baryticus.

Quadri-Sulpho-Tellurates, Vierfach-Schwefeltellurſalze, z. B. Quadri-Sulpho-Telluras baryticus.

Sulpho-Tellurides, ſchwefeltellurigſaure Salze, z. B. Sulpho-Telluris baryticus.

Bi-Sulpho-Telluridea, doppelt-ſchwefeltellurigſaure Salze, z. B. Bi-Sulpho-Telluris baryticus.

Quadri-Sulpho-Tellurides, vierfach-ſchwefeltellurigſaure Salze, z. B. Quadri-Sulpho-Telluris baryticus.

Sulpho-Vanadates, Schwefelvanadſalze, z. B. Sulpho-Vanadas ammonicus.

Sulpho-Vanadites, Schwefelvanadigſalze, z. B. Sulpho-Vanadis ammonicus.

Sulpho-Wolframiates, Schwefelwolframſalze, z. B. Sulpho-Wolframias cobalticus.

Sulphureta, Schwefelmetalle, z. B. Sulphuretum kalicum.

Bi-Sulphureta, Doppelt-Schwefelmetalle, z. B. Bi-Sulphuretum kalicum.

Tri-Sulphureta, Dreifach-Schwefelmetalle, z. B. Tri-Sulphuretum kalicum.

Per-Sulphureta, überſchwefelte Schwefelmetalle, z. B. Per-Sulphuretum kalicum.

Quadri-Sulphureta, Vierfach-Schwefelmetalle, z. B. Quadri-Sulphuretum kalicum.

Oxy-Sulphureta, Schwefelmetalloxyde, z. B. Oxy-Sulphuretum Stibicum.

Tantalates, tantalſaure Salze, z. B. Tantalas stronticus.

Tartrates, weinſaure Salze, z. B. Tartras kalicus.

Bi-Tartrates, doppelt-weinſaure Salze, z. B. Bi-Tartras kalicus.

Tellurates, tellurſaure Salze, z. B. Telluras kalicus.

Quadri-Tellurates, vierfach-tellurſaure Salze, z. B. Quadri-Telluras kalicus.

Tellureta, Tellurmetalle, z. B. Telluretum rhodicum.

Tellurides, tellurigſaure Salze, z. B. Telluris kalicus.

Bi-Tellurides, doppelt-tellurigſaure Salze, z. B. Bi-Telluris kalicus.

Quadri-Tellurides, vierfach-tellurigſaure Salze, z. B. Quadri-Telluris kalicus.

Digitized by Google

Titanates, titansaure Salze, z. B. Titanas zirconicus.

Uranates, uransaure Salze, z. B. Uranas litbicus.

Vanadates, vanadsaure Salze, z. B. Vanadas stronticus.

Bi-Vanadates, doppelt-vanadsaure Salze, z. B. Bi-Vanadas stronticus.

Vanadides, vanadigsaure Salze, z. B. Vanadis stibicus.

Wolframiates, wolframsaure Salze, z. B. Wolframias ammonicus.

Bi-Wolframiates, doppelt-wolframsaure Salze, z. B. Bi-Wolframias ammonicus.

Auf die pharmaceutisch-chemische Nomenclatur wirkte die Reform, welche die Chemie am Ende des vorigen Jahrhunderts durchwehte, wenigstens außerhalb Frankreich, erst später ein. In den Officinen hatten sich für die Bezeichnung der chemischen Präparate Namen eingebürgert, die wiederum dem Arzte genau bekannt waren. Es hatte seine großen Schwierigkeiten, die alte Sprache mit der neuen zu vertauschen und der Gebrauch der letztern für Ärzte und Apotheker, die von Jugend auf die alten Benennungen dem Gedächtniß eingeprägt hatten, war sogar Grund, daß sich Irrthümer beim Verschreiben der Recepte oder deren Anfertigung einstellten, die, wenn auch nicht jedes Mal gefährlich, doch immer mißlich waren. Erst nachdem auf unsern Universitäten die Chemie im Sinne der antiphlogistischen Theorie und der von den französischen Chemikern aufgestellten Nomenclatur vorgetragen wurde und die Pharmacie den Aufschwung genommen hatte, in den sie seit dem ersten Viertel unsers Jahrhunderts getreten ist, Ärzte und besonders Pharmaceuten der Entwicklung der Chemie folgten, und viele der letztern sogar einen wesentlichen Einfluß auf dieselbe ausübten, dürfte es gerathen sein, die alte, gewöhnlich nur auf Trivialitäten sich stützende Nomenclatur mit der neuern zu vertauschen, oder sie, wenn auch nicht gänzlich zu beseitigen, doch nicht an die Spitze zu stellen. So sind die seit dem zweiten Decennium unsers Jahrhunderts erschienenen Pharmakopöen in Beziehung auf die chemischen Präparate fast durchgehends auf diejenige Nomenclatur gestützt, wie sie seit dem neuen Jahrhundert sich bildete. Nur die im J. 1827 erschienene Pharmacopoea Electoralis Hassiae und die 1836 ausgegebene Pharm. austriac. haben die ältere Nomenclatur noch an die Spitze gestellt. Diese neue Nomenclatur unterscheidet sich von der Berzelius'schen und der ursprünglich französischen dadurch, daß sie bei der Bezeichnung der Salze und salzartigen Körper immer den basischen Bestandtheil als Hauptnamen, den der Säure aber als Adjectivum gebraucht, also ihr zufolge die Basen und nicht wie in jenen, die Säuren die Classification bedingen; so wird z. B.

Alumina sulphurica	**statt**	**Sulphas aluminicus**
Argentum nitricum	**—**	**Nitras argenticus**
Calcaria carbonica	**—**	**Carbonas calcicus**
Kali arsenicicum	**—**	**Arsenias kalicus**
Kali tartaricum	**—**	**Tartras kalicus u. s. w.**

und in solchen Fällen, wo der basische Körper mehre Oxydationsstufen bildet, die mit Säuren verbunden officinell sind, z. B.

Ferrum oxydulatum sulphuricum	**statt**	**Sulphas ferrosus**
Ferrum oxydatum sulphuricum	**—**	**Sulphas ferricus**

gebraucht. Gegen diesen Theil der jetzt gebräuchlichen pharmaceutisch-chemischen Nomenclatur läßt sich, abgesehen von seiner Breite, nichts einwenden. Der Name bezeichnete jedes Mal die Verbindung und den Zustand der Base, aber in diesem Sinne werden jetzt gewöhnlich auch noch solche Verbindungen bezeichnet, die man nach der frühern Ansicht als Salze betrachtete, aber nach den neuern Ansichten nur als Verbindungen zweier Körper betrachten kann. So haben fast alle neuern Pharmakopöen noch z. B.

Ferrum oxydulatum muriaticum	statt	Chloretum ferrosum	
Ferrum oxydatum muriaticum	**—**	**—**	**ferricum**
Hydrargyr. oxydulatum muriaticum	**—**	**—**	**hydrargyrosum**
Hydrargyr. oxydatum muriaticum	**—**	**—**	**hydrargyricum u. s. w.**

für die beiden Verbindungen des Chlors mit Eisen oder Queckſilber aufgenommen, für welche die Berzelius'sche Bezeichnung gewiß besser sein würde. Ebenfalls in Folge der ältern, im Anfang unsers Jahrhunderts geltenden Ansicht über die Alkalischwefelverbindungen finden sich jetzt noch in mehren neuen Pharmakopöen

Kali sulphuratum	**statt**	**Kalium sulphuratum oder Sulphuretum kalicum**
Calcaria sulphurata	**statt**	**Calcium sulphuratum — Sulphuretum calcicum**

Diese Inconsequenzen lassen sich durch den Sprachgebrauch wol entschuldigen, sollten aber beseitigt werden, da eine Pharmakopöe jedes Mal dem Stand der Wissenschaft zur Zeit ihres jedesmaligen Erscheinens angemessen bearbeitet sein soll.

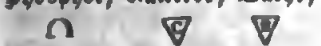
Mit der großen theoretischen Umwälzung, die am Ende des vorigen Jahrhunderts in die Chemie und die chemische Nomenclatur eintrat, stellte sich auch das Bedürfniß ein, die chemischen Verbindungen auf eine zweckmäßigere Weise, als in der oben angegebenen Tabelle bildlich bezeichnen zu können. Schon Bergmann machte den Vorschlag, analogen Stoffen ähnliche Zeichen zu geben, machte jedoch hiervon selbst keine durchgreifende Anwendung. Jedoch machte er zuerst den Versuch von zusammengesetzten Zeichen, wodurch für denjenigen, der die einfachen Zeichen kennt, sogleich die Natur der zusammengesetzten Verbindung ausgedrückt wird; so bediente er sich mitunter zur bildlichen Bezeichnung der Metallkalke der

Zeichen der Metalle, welche mit denen des Kalkes verbunden waren.

Eine zweckmäßigere, der antiphlogistischen Theorie angepaßte, auch von Lavoisier, Berthollet und Fourcroy empfohlene, aber trotz ihrer guten Seiten keine allgemeinere Anwendung findende Bezeichnungsmethode wurde 1787 von Hassenfratz und Adet vorgeschlagen, in welcher sie die einfachen Stoffe durch möglichst einfache und ähnliche Körper durch ähnliche Zeichen, z. B. alle Metalle durch Kreise, welche durch hineingesetzte Anfangsbuchstaben des lateinischen Namens des Metalles unterschieden werden sollten, auf gleiche Weise alle Alkalien und Erden durch verschieden gestellte Dreiecke, durch Zusammenstellung dieser Zeichen die Verbindungen und durch die Art der Zusammenstellung auch die Art der Verbindung bildlich zu versinnlichen suchten. So bezeichneten sie z. B.

Sauerstoff, Stickstoff, Wasserstoff, Kohlenstoff, Schwefel,

Phosphor, Kalkerde, Baryt, Soda, Kupfer, Blei, Silber



die Verbindungen:

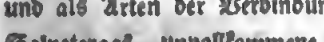
Wasser, Kohlensäure, Schwefelsäure, Kupferoxyd, Bleioxyd

Schwefelf. Soda, Schwefelf. Baryt, Phosphorf. Kalk,

Salpeterf. Silber

und als Arten der Verbindungen:

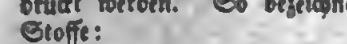
Salpetergas, unvollkommene Salpeterfäure, vollkommene Salpeterfäure.



Dieser Vorschlag, welcher mehre Eigenthümlichkeiten enthält, die sich in höhern Zeichensystemen wiederfinden, fand jedoch nicht den verdienten Anklang, und die Chemiker bedienten sich noch lange in bunter Verwirrung der verschiedenartigsten Zeichen, bis Dalton im Anfang unsers Jahrhunderts gleichzeitig mit seiner Ansicht über die Atomenconstitution der Verbindungen mit einer chemischen Zeichensprache auftrat, in welcher durch mancherlei Merkmale unterschiedene Kreise — zu Folge seiner Ansicht über die sphärische Gestalt der Atome — die Elemente und deren atomische Schwere, und durch Aneinanderliegen dieser Kreise nicht allein die qualitative, sondern auch die quantitative Zusammensetzung der Verbindungen ausgedrückt werden. So bezeichnete er z. B. die einfachen Stoffe:

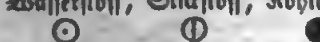
Wasserstoff, Stickstoff, Kohlenstoff, Sauerstoff, Schwefel,

Phosphor, Kalk, Kali, Baryt, Zink, Kupfer, Platin,



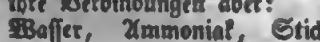
ihre Verbindungen aber:

Wasser, Ammoniak, Stickoxyd, Ölerzeugendes Gas,

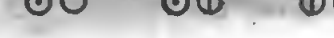


Kohlenoxyd, Stickoxydul, Salpetrige Säure, Kohlensäure,

Kohlenwasserstoff, Salpeterf., Schwefelf., Schwefelwasserstoff,



Essigsäure.



Diese Bezeichnungsweise war gewiß ein großer Fortschritt, aber sie konnte für complicirtere Verbindungen nicht in Anwendung kommen. Eine rationelle Bezeichnungsweise, welche wirklich die Aufstellung chemischer Formeln zuließ, wurde aber von Berzelius eingeführt, die schon im J. 1815 in Gebrauch kam, aber im J. 1826, wo Berzelius für viele Metalle ein anderes Atomengewicht annahm, modificirt wurde. Ganz abgesehen von den atomistischen Ansichten über die Elemente und ihre Verbindungen geben wir hier nur noch die Bezeichnungsweise, wie sie jetzt im Gebrauch sind, denen wir zur Verständigung des Folgenden die Zahlenwerthe der Elemente beifügen.

Sauerstoff, Oxygenium	8	Zeichen	O.
Wasserstoff, Hydrogenium	1	"	H.
Kohlenstoff, Carboneum	6	"	C.
Boron, Boreum	10,8	"	B.
Phosphor, Phosphorus	31,4	"	P.
Schwefel, Sulphur	16	"	S.
Selen, Seleneum	40	"	Se.
Jod, Jodeum	126	"	J.
Brom, Bromeum	78,4	"	Br.
Chlor, Chloreum	35,4	"	Ch.
Fluor, Fluoreum	18,7	"	F.
Stickstoff, Nitrogenium	14	"	N.
Kalium, Kalium	39,2	"	K.
Natrium, Natrium	23,2	"	Na.
Lithium, Lithium	6,4	"	L.
Baryum, Baryum	68,6	"	Ba
Strontium, Strontium	44	"	Sr.
Calcium, Calcium	20,5	"	Ca.
Magnium, Magnium	12,7	"	Mg.
Lanthan, Lanthanium	36,1		
Cerium, Cerium	46,3	"	Ce.
Yttrium, Yttrium	32,2	"	Y.
Glycium, Glycium	17,7	"	G.
Alumium, Alumium	13,7	"	Al.
Thorium, Thorium	59,6	"	Th.
Zirkonium, Zirconium	22,4	"	Zr.
Silicium, Silicium	14,8	"	Si.
Titan, Titaneum	24,5	"	Ti.
Tantal, Tantaleum	185	"	Ta.
Wolfram, Wolframium	95	"	W.
Molybdän, Molybdanium	48	"	Mo.
Vanad, Vanadium	68,6	"	V.
Chrom, Chromium	28,1	"	Cr.
Uran, Uranium	217	"	U.
Mangan, Manganium	27,6	"	Mn.
Arsen, Arsenium	75,2	"	As.

Antimon, Antimonium	129	Zeichen	Sb.
Tellur, Tellurium	64	"	Te.
Wismuth, Bismuthum	106,4	"	Bi.
Zink, Zincum	32,2	"	Zn.
Kadmium, Cadmium	55,8	"	Cd.
Zinn, Stannum	59	"	Sn.
Blei, Plumbum	103,8	"	Pb.
Eisen, Ferrum	27,2	"	Fe.
Kobalt, Cobaltum	29,6	"	Co.
Nickel, Niccolum	29,6	"	Ni.
Kupfer, Cuprum	31,8	"	Cu.
Queckſilber, Hydrargyrum	101,4	"	Hg.
Silber, Argentum	108,1	"	Ag.
Gold, Aurum	199	"	Au.
Platin, Platinum	98,7	"	Pt.
Palladium, Palladium	53,4	"	Pd.
Rhodium, Rhodium	52,1	"	R.
Iridium, Iridium	98,7	"	Ir.
Osmium, Osmium	99,6	"	Os.

In dieſer Tabelle bedeuten nämlich die beigeſetzten Zahlen diejenige Gewichtsmenge, in welcher ſich die einfachen Stoffe in den einfachſten, aber unveränderlichen Verhältniſſen (ſ. Stöchiometrie) verbinden.

Zur Bezeichnung der Verbindungen zweier oder mehrer Stoffe in einfachen Verhältniſſen werden nun blos die erwähnten Buchſtabenzeichen zuſammengeſtellt; ſo bedeutet: HO die Verbindung des Waſſerſtoffs mit Sauerſtoff, das Waſſer; ZnO die Verbindung des Zinks mit Sauerſtoff, das Zinkoxyd, und drückt zugleich die Gewichtsverhältniſſe aus, in welchen die Körper zuſammengetreten ſind, und dieſe zuſammengeſetzten Stoffe wieder verbinden können, nämlich: 1 Gewichtsth. Waſſerſtoff mit 8 Gewichtsth. Sauerſtoff zu 9 Gewichtsth. Waſſer; 32,2 Gewichtsth. Zink mit 8 Gewichtsth. Sauerſtoff zu 40,2 Gewichtsth. Zinkoxyd, und 40,2 Gewichtsth. Zinkoxyd mit 9 Gewichtsth. Waſſer zu 49,2 Gewichtsth. Zinkoxydhydrat, welche letztere Verbindung als das Reſultat der Vereinigung zweier zuſammengeſetzter Körper in der chemiſchen Zeichenſprache durch eine bloße, entweder mit einem Komma getrennte, oder mit einem + Zeichen verbundene Zuſammenſtellung ausgedrückt wird und die Formel ZnO, HO oder ZnO + HO erhält.

Bei denjenigen chemiſchen Verbindungen, in welchen ſich ein Körper in mehr als in einem Verhältniß mit dem andern verbinden kann, wo darin die andern Verhältniſſe Multipla oder aliquote Theile des erſten Verhältniſſes ſind, worüber unter dem Artikel Stöchiometrie ein Weiteres nachzuſehen iſt, wird das Mehrfache oder der aliquote Theil durch die Beiſetzung der daſſelbe ausdrückenden Zahl bezeichnet; ſo z. B.

Gewichtstheile		Gewichtstheile	
NO = 14	Stickſtoff	+ 8	Sauerſtoff
NO^2 oder NO_2 = 14	"	+ 2×8	"
NO^3 " NO_3 = 14	"	+ 3×8	"
NO^5 " NO_5 = 14	"	+ 5×8	"
Mn O = 27,6	Mangan	+ 8	"
$Mn_3 O_4$ = 3 × 27,6	"	+ 4×8	"
$Mn_2 O_3$ = 2 × 27,6	"	+ 3×8	"
Mn O_2 = 27,6	"	+ 2×8	"
Mn O_3 = 27,6	"	+ 3×8	"
$Mn_2 O_7$ = 2 × 27,6	"	+ 7×8	"

worüber überhaupt ein Weiteres unter dem Artikel Stöchiometrie nachzuſehen iſt.

Die Verbindungen mehrfach zuſammengeſetzter Körper, der ſogenannten Doppelſalze, werden ebenfalls auf die oben angegebene Weiſe durch Nebeneinanderſtellung der durch ein Komma getrennten, oder durch ein + Zeichen verbundenen binären Verbindungen ausgedrückt, wobei man häufig die einfachen Salze durch ein Klammerzeichen einſchließt; ſo bezeichnet man den kryſtalliſirten Alaun durch die Formel (KO + SO_3) + ($Al_2 O_3$ + 3 SO_3) + 24 HO, was ausdrückt, daß ſich darin 47,2 Gewth. Kaliumoxyd mit 40 Gewth. Schwefelſäure, zu 87,2 Gewth. ſchwefelſaurem Kali und 51,4 Gewth. Alaunerde mit 120 Gewth. Schwefelſäure zu 171,4 Gewth. ſchwefelſaurer Alaunerde verbunden und beide Salze zu 258,6 Gewth. Doppelſalz vereinigt haben, welches darin bei der Kryſtalliſation 9 × 24 = 216 Gewth. Waſſer aufgenommen hat.

Dieſe Formeln ſind beſonders von größtem Nutzen bei der Bezeichnung der organiſchen Verbindungen, welche vorzugsweiſe aus Kohlenſtoff, Waſſerſtoff und Sauerſtoff, in vielen Fällen auch aus Stickſtoff beſtehen, welche aber in den mannichfaltigſten Verhältniſſen zuſammengetreten ſind. So bezeichnet die Formel $C_4 H_3 O_3$ = Eſſigſäure, nicht allein, daß in derſelben 4 × 6 = 24 Gewth. Kohlenſtoff, 3 × 1 = 3 Gewth. Waſſerſtoff und 3 × 8 = 24 Gewth. Sauerſtoff mit einander verbunden ſind, ſondern auch das Product dieſer Zahlen, nämlich 51 Gewth. Eſſigſäure (im waſſerfreien Zuſtand), hinreichend iſt, um ſich mit irgend einem baſiſchen Körper in dem durch Combination ſeiner oben angegebenen Elementarzahlen erhaltenen Verhältniß, z. B. mit 40,2 Gewth. Zinkoxyd, zu einer neuen Verbindung zu vereinigen; oder die Formel $C_{20} H_{12} NO_2$, nämlich 20 × 6 Gewth. Kohlenſtoff, 12 × 1 Gewth. Waſſerſtoff, 1 × 14 Gewth. Stickſtoff und 2 × 8 Gewth. Sauerſtoff, in welchen Verhältniſſen ſich dieſe Elemente in dem Chinin vereinigt finden, daß das Product der Zahlen, nämlich 162 Gewth., das Verhältniß iſt, in welchem ſich das baſiſche Chinin mit irgend einer Säure, z. B. mit 51 Gewth. Eſſigſäure oder 54 Gewth. Salpeterſäure (= NO_5) verbindet.

Berzelius bedient ſich für die beiden Hauptclaſſen der aus zwei Elementen zuſammengeſetzten Körper, nämlich für die Sauerſtoff- und Schwefelverbindungen, nicht mehr des Sauerſtoff- oder Schwefelzeichens, ſondern der Punkte und Striche, welche oberhalb der Anfangsbuchſtaben des Elementes, mit dem ſich der Sauerſtoff oder Schwefel verbunden hat, geſetzt werden; vereinigen ſich letztere in mehrfachen Verhältniſſen mit erſtern, ſo werden die mehrfachen Verhältniſſe durch die entſprechende Menge Punkte oder Striche ausgedrückt; ſo ſchreibt er:

für Stickoxydul	$\dot{N}$	statt	NO
= Stickoxyd	$\ddot{N}$	=	NO_2
= salpeterige Säure	$\dot{\ddot{N}}$	=	NO_3
= Salpetersäure	$\ddot{\ddot{N}}$	=	NO_5 und
= einfach Schwefelkalium	$\dot{K}$	=	KS
= zweifach Schwefelkalium	$\ddot{K}$	=	KS_2
= dreifach Schwefelkalium	$\dddot{K}$	=	KS_3
= vierfach Schwefelkalium	$\ddddot{K}$	=	KS_4
= fünffach Schwefelkalium	$\ddot{\ddot{K}}$	=	KS_5

Worin das Vortheilhafte dieser Bezeichnung liegen soll, können wir nicht finden, sondern müssen vielmehr bekennen, daß sie leicht zu Irrthümern Veranlassung geben kann und in gedruckten Werken, wegen auffallender Spalten, dem Auge unangenehme Zwischenräume veranlaßt.

Berzelius und die Anhänger der atomistischen Theorie mußten zu Folge der weitern Entwickelung dieser Theorie, sowie auch der mit ihr zusammenhängenden Volumentheorie, den atomistischen Werth mehrer einfacher Stoffe um die Hälfte kleiner annehmen, als er in der obigen Tabelle angegeben ist und dann bei den Verbindungszeichen sogenannte Doppelatome aufstellen, welche dadurch ausgedrückt werden, daß man in das untere Drittheil der Buchstabenzeichen einen Querstrich setzt; so bezeichnet $\underline{H}$ einen Doppelatom Wasserstoff, $\underline{N}$ einen Doppelatom Stickstoff, HO Wasser, NO_1, NO_2, NO_3, NO_5 die verschiedenen Oxyde des Stickstoffes, H_3N das Ammoniak ꝛc., und letzteres besonders drückt aus, daß in ein Atom Ammoniak drei Doppelatome Wasserstoff mit einem Doppelatom Stickstoff verbunden ist.

Eine andere, ebenfalls in der neuern Zeit erst gebildete pharmaceutische und chemische Zeichenlehre ist die für die Säuren und Alkalien organischen Ursprungs, deren Bezeichnung durch die Zusammenstellung ihrer Elemente beispielsweise oben für Essigsäure und Chinin angegeben ist; früher, als die Zahl dieser Körper noch gering war, konnte man wol diese Art Bezeichnung dem Gedächtniß einprägen, jedoch mit der Vermehrung dieser Stoffe stellte sich auch das Bedürfniß ein, andere leichter zu erlernende Zeichen für dieselben zu wählen. Man schlug hier denselben Weg ein, wie für die Bezeichnung der einfachen Stoffe, nahm endlich die Anfangsbuchstaben des die Säure bezeichnenden Wortes oder des Alkali's aus der lateinischen Sprache und unterschied erstere durch ein übergestelltes —, letztere durch ein + Zeichen, um damit zugleich die elektrochemische Natur zu bezeichnen. Die wichtigsten dieser organischen Verbindungen mit ihren Bezeichnungen sind:

Acidum aceticum, Essigsäure . . .	$= C_4 H_3 O_3$ oder	$\overline{A}$
- benzoicum, Benzoësäure	$= C_{14} H_5 O_3$ =	$\overline{Bz}$
- citricum, Citronensäure . .	$= C_4 H_2 O_5$ =	$\overline{C}$
- formicum, Ameisensäure .	$= C_2 H O_3$ =	$\overline{F}$
- gallicum, Gallussäure . .	$= C_7 H_3 O_5$ =	$\overline{G}$
Acidum malicum, Äpfelsäure . . .	$= C_8 H_3 O_4$ oder	$\overline{Ml}$
- margaricum, Margarinsäure	$= C_{70} H_{67} O_4$ =	$\overline{Mr}$
- mucicum, Schleimsäure . .	$= C_6 H_3 O_7$ =	$\overline{M}$
- oleicum, Ölsäure	$= C_{72} H_{66} O_3$ =	$\overline{Ol}$
- oxalicum, Oxalsäure . . .	$= C_2 \quad O_3$ =	$\overline{O}$
- pyrogallicum, Pyrogallusś.	$= C_6 H_3 O_3$ =	$\overline{pG}$
- pyromucicum, Pyroschleimś.	$= C_6 H_2 O_3$ =	$\overline{pM}$
- pyrotartaricum, Pyroweinś.	$= C_4 H_3 O_3$ =	$\overline{pT}$
- stearicum, Stearinsäure	$= C_{72} H_{67} O_3$ =	$\overline{St}$
- succinicum, Bernsteinsäure	$= C_4 H_3 O_3$ =	$\overline{S}$
- tartaricum, Weinsäure	$= C_4 H_2 O_5$ =	$\overline{T}$
- uricum, Harnsäure	$= C_{10} H_3 N_4 O_6$ =	$\overline{U}$
Anilinum, Anilin	$= C_{12} H_7 N$ =	$\overset{+}{An}$
Nicotinum, Nicotin	$= C_{10} H_2 N$ =	$\overset{+}{Ni}$
Coniinum, Coniin	$= C_{12} H_7 N$ =	$\overset{+}{Cn}$
Chininum, Chinin	$= C_{20} H_{12} NO_2$ =	$\overset{+}{Ch}$
Cinchoninum, Cinchonin	$= C_{52} H_{12} NO$ =	$\overset{+}{Ci}$
Aricinum, Aricin	$= C_{30} H_{12} NO_3$ =	$\overset{+}{Ar}$
Morphinum, Morphin	$= C_{35} H_{20} NO_6$ =	$\overset{+}{Mo}$
Codeinum, Codein	$= C_{36} H_{22} NO_6$ =	$\overset{+}{Cd}$
Narcotinum, Narcotin	$= C_{40} H_{20} NO_{16}$ =	$\overset{+}{Nr}$
Chelidoninum, Chelidonin	$= C_{40} H_{20} N_2 O_8$ =	$\overset{+}{Chd}$
Atropinum, Atropin	$= C_{34} H_{23} NO_7$ =	$\overset{+}{Ae}$
Solaninum, Solanin	$= C_{54} H_{65} NO_{28}$ =	$\overset{+}{So}$
Brucinum, Brucin	$= C_{44} H_{26} N_2 O_7$ =	$\overset{+}{Br}$
Strychninum, Strychnin	$= C_{41} H_{28} N_2 O_4$ =	$\overset{+}{Str}$
Sabadillinum, Sabadillin	$= C_{40} H_{25} N_2 O_{10}$ =	$\overset{+}{Sa}$
Veratrinum, Veratrin	$= C_{34} H_{22} NO_6$ =	$\overset{+}{Ve}$

Berzelius hat sich auch für einige organische Verbindungen, in welchen Kohlenstoff und Wasserstoff zu einem Radical verbunden sind, einer andern Bezeichnung bedient; so bedeutet $\overset{4}{\cdot}A$ 4 Atome Kohlenstoff und 6 Atome Wasserstoff zu Acetyl vereinigt, $\overset{6}{\cdot}\dot{A}$, $\overset{6}{\cdot}\ddot{A}$ und $\overset{6}{\cdot}\dddot{A}$ Acetyl mit 1, 2 und 3 Atomen Sauerstoff verbunden ꝛc.

Diese Zeichensprache gestattet es nun, den Vorgang bei chemischen Processen auf eine ungemein kurze und doch höchst instructive Weise darzulegen; so bedeutet $KO + SO_3$ und $PbO + \overline{A} = KO + \overline{A}$ und $PbO + SO_3$ soviel, daß bei der Einwirkung von schwefelsaurem Kali ($KO + SO_3$) auf essigsaures Blei ($PbO + \overline{A}$) ein gegenseitiger Austausch der Säuren oder der Basen stattfindet und essigsaures Kali ($KO + \overline{A}$) und schwefelsaures Blei ($PbO + SO_3$), gebildet werden, oder Fe, HO und $SO_3 = Fe\ O + SO_3$ und H, soviel, daß

bei der Einwirkung von Schwefelsäure und Eisen das gegenwärtige Wasser zersetzt, Wasserstoff abgeschieden und schwefelsaures Eisenoxydul gebildet wird ꝛc. (*Döbereiner.*)

PHARMACIE oder Apothekerkunst. Sie ist ein Theil der Naturwissenschaft und hat zum Gegenstand die Kenntniß, Einsammlung, Aufbewahrung, Zubereitung und Prüfung der Arzneimittel, ist also eine praktische Wissenschaft.

Die Pharmacie handelt von den verschiedenen Zweigen der Naturwissenschaft alles Dasjenige ab, was Bezug auf Arzneimittel hat; doch lehrt sie zu diesem Zweck und ganz insbesondere noch gewisse mechanische Fertigkeiten, ohne welche die Anwendung jener Wissenschaften nicht ausführbar ist; sie ist also eine Wissenschaft, in sofern sie die aus der Erfahrung gebildeten Grundsätze und Kenntnisse in sich begreift und lehrt, und eine Kunst, indem sie die mechanischen Handgriffe und Fertigkeiten zeigt, lehrt und übt.

Die Pharmacie zerfällt in vier Theile, nämlich: 1) Die Lehre von den Arzneimitteln, in welcher über die richtige Unterscheidung, Prüfung und zweckmäßige Aufbewahrung derselben gehandelt wird, die pharmaceutische Arzneimittellehre oder Waarenkunde, Pharmakognosie, Materia pharmaceutica, Pharmacognosia, fälschlich auch Materia medica genannt. Sie ist zum Theil eine bloße Anwendung der Botanik, Zoologie und Mineralogie, zum Theil erörtert sie auch noch speciellere empirische Merkmale. Sie erfodert eine gehörige systematische Kenntniß jener Wissenschaften und auch die der Chemie, da viele rohe Arzneimittel (aus allen drei Naturreichen) auch auf chemischem Wege geprüft werden müssen (s. d. Art. Pharmaceutische Waarenkunde).

2) Die Lehre von den mechanischen Fertigkeiten bei der Vorbereitung und Bereitung der Arzneimittel, nämlich der ersten Vorbereitung roher Stoffe und der Verfertigung der einfachen oder sogenannten Galen'schen Mittel. In dieser Beziehung stellt sich die Pharmacie als eine eigenthümliche Kunst dar und kann die pharmaceutische Technologie (s. d. Art.) genannt werden.

3) Die Lehre von der Bereitung und Prüfung gewisser Arzneimittel nach chemischen Principien, also eine angewandte Chemie, welche die pharmaceutische Chemie (s. d. Art.) genannt wird. Die Chemie kommt hier unmittelbar in Anwendung, weshalb die genaueste Kenntniß derselben erfoderlich ist, da ohne diese keine gründliche Kenntniß der pharmaceutischen Chemie erlangt werden kann.

4) Die Lehre von der pharmaceutischen und chemischen Receptirkunst (s. d. Art.), welche von der Form und Mischung der Arzneimittel für den innerlichen und äußerlichen Gebrauch handelt, nämlich in Rücksicht der Form, um die Stoffe zum medicinischen Gebrauch geschickt zu machen, und in Beziehung auf Mischung, um Stoffe, die sich zersetzen oder verändern, nicht zu vereinigen. Sie ist demnach weiter Nichts als die Anwendung der Lehren, welche in den vorhergehenden Theilen der Pharmacie gegeben worden, jedoch besonders für den Arzt von der größten Wichtigkeit.

Alle in der Natur vorkommende Körper sind mit gewissen Kräften begabt, welche sie bei ihrer Wirkung auf den thierischen Körper äußern. Einige derselben dienen ausschließlich dazu, den Abgang der flüssigen und festen Theile des thierischen Körpers zu ersetzen, nämlich die gewöhnlichen Nahrungsmittel, Alimenta; andere bewirken eine mehr oder minder schnelle Zerstörung des thierischen Körpers, und die Vernichtung des Lebens; sie werden Gifte, Venena, genannt. Andere heben einen krankhaften Zustand des thierischen Körpers, er mag aus sich selbst gebildet, oder durch äußere Einwirkung entwickelt worden sein, wieder auf und führen ihn zur Gesundheit zurück; sie heißen Arzneimittel oder Heilmittel, Medicamenta s. Antidota. Heilmittel ist jedoch ein ausgedehnterer Begriff als Arzneimittel; erstere sind alle diejenigen Naturkörper, welche unter gewissen Umständen auf den lebenden thierischen Organismus heilsam verändernd wirken, wie Luft, gewisse Speisen ꝛc.; selbst Licht, Wärme, körperliche und geistige Beschäftigung ist oft heilsam. Arzneimittel hingegen sind nur diejenigen Natur- und Kunstproducte, welche ausschließend, oder doch vorzugsweise zur Heilung von Krankheiten angewendet werden. Es ist also ein Arzneimittel jederzeit ein Heilmittel, aber ein Heilmittel nicht immer Arzneimittel. Sind letztere nach Verordnung des Arztes kunstgemäß in eine bestimmte Form gebracht, so heißen sie Arznei.

Sowie zwischen Gift und Arzneimittel keine strenge Grenze gezogen werden kann, so ist der Begriff von Gift auch sehr relativ; denn es können die gewöhnlichen Nahrungsmittel und andere Lebensbedürfnisse unter gewissen Umständen zerstörend auf den thierischen Organismus wirken, wie z. B. das Übermaß von Speisen und Getränken, tödtende, aber auch zu andern und oft heilsamen Zwecken dienende Werkzeuge ꝛc. Im engern Sinne ist Gift diejenige Substanz, welche schon in sehr kleinen Mengen auf den lebensthätigen thierischen Organismus wirkend, die Zerstörung desselben bewirken kann, ohne daß eine äußere lebensgefährliche mechanische Verletzung stattgefunden hat.

Aus dem Angeführten ergibt sich, daß der Pharmaceut die nöthigen wissenschaftlichen Kenntnisse und mechanischen Kunstfertigkeiten besitze. Die Wichtigkeit seines Berufes aber, indem er dem Kranken die helfenden Mittel verabreichen soll, erfodert es auch, wie von jedem Geschäftsmann, so von ihm ganz besonders, daß er ein rechtschaffner, sittlich gebildeter Mann sei, welchem sein Amt die heiligste Pflicht und die Gewissenhaftigkeit und Treue, mit welcher er sein Geschäft verwaltet, Entschädigung ist für viele Mißhelligkeiten und Verdrießlichkeiten, die mit jenem verbunden sind. Die Anerkennung seiner Mitbürger und das Vertrauen des Arztes wird ihm nicht fehlen und er wird eine ehrenvolle Stellung im Staat einnehmen, welcher ihn vor allen andern Geschäften durch Beschränkung einer Anzahl von Apotheken, durch Verbot des Verkaufs von Arzneimitteln von Laien und in den meisten Ländern durch eine festgestellte Taxe schützt, welche sowol der nothwendigen Ausgabe seines Geschäfts als seiner Stellung im Staat entspricht und ihm standesgemäßes Einkommen gewährt.

Digitized by Google

So neu die Pharmacie als Wissenschaft ist, so alt ist sie als Kunst, doch hängt das Geschichtliche derselben innig mit der Chemie zusammen, und es kann daher dasselbe hier nur in sofern erörtert werden, als es selbständig und eigenthümlich ist.

Die Ägypter verfertigten nicht allein Abkochungen und Aufgüsse von Arzneipflanzen, sondern verwandten nach Dioskorides und Plinius die Asche der Papierpflanze als Heilmittel, und sollen auch schon verschiedene Pflaster gekannt haben. Auch die Asklepiadeen in den Tempeln zu Kos bereiteten schon ein Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung Kräutersäfte, Umschläge, Tränke, Salben ꝛc. Die Israeliten brachten einige Kenntnisse aus Ägypten mit, die sich durch die Verfertigung des geweihten Salböles und Rauchwerkes und der Seife kund geben; die Chinesen scheinen zuerst die Idee der Verfertigung einer unsterblichmachenden Panacee gehabt zu haben, und die Brachmanen kannten Pflaster und Salben, und die Kunst, aus Euphorbiensaft und Maismehl Pillen zu machen. Bei den Griechen findet man vor den Zeiten des Hippokrates Nichts von pharmaceutischer Kunst, aber in den Schriften dieses berühmten Arztes muß die Pharmacie mehre ihrer ältesten Quellen suchen. Außer ihm beschäftigten sich in diesem Zeitraume noch mehre Männer mit der Aufsuchung von Arzneimitteln und der kunstgemäßen Zubereitung derselben. So legte Attalus Philometor, letzter König von Pergamos, einen Garten an, in welchem er verschiedene Giftpflanzen baute und Versuche mit ihnen anstellte; Mithridat Eupator suchte ein Universalmittel gegen alle Gifte zusammenzusetzen, welches jetzt noch unter dem Namen Mithridat bekannt ist, und Nikander von Kolophon hat eine Beschreibung der Gifte und Gegengifte in Versen, bekannt unter dem Namen Theriaka und Alexipharmaka, hinterlassen. Zu dieser Zeit trennte sich durch die alexandrinische Schule die Medicin in die Diätetik, Chirurgie und Pharmacie; die Bereitung innerlicher Arzneimittel unternahmen blos die Männer, welche man Pharmaceuten nannte. Zu den Römern drang, wie alle Künste, die Pharmacie erst spät, doch herrscht auch hier viel Dunkelheit. Menekrates, der Erfinder des jetzt noch gebräuchlichen Diachylonpflasters, Andromachos, der Erfinder des berühmten Theriaks, Cato, Plinius, Scribonius Largus ꝛc. sind hier zu erwähnen und die Compositiones mediae des Letztern als die älteste Pharmakopöe zu betrachten. Doch dürfen die in diesem und im frühern Zeilraum aufgeführten Unguentarii, Seplasiarii, Pigmentarii, Medicamentarii, Pharmacopoli etc., nicht als Apotheker angesehen werden, da sie mehr Marktschreier, Giftmischer, Spezerei- und Farbenhändler waren.

Die genauesten Nachrichten über die pharmaceutisch-chemischen Kenntnisse der Alten haben wir in den aus dem ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung stammenden Werken von Dioskorides und Plinius, namentlich in der Schrift des Erstern über den Arzneischatz, welche ausschließlich darüber handelt. Chemische Verbindungen wurden damals nur selten angewandt; so das Chalcanthum (wahrscheinlich ein gleichzeitig Kupfer und Eisen enthaltender Vitriol) und der Eisenrost; äußerlich schon mehre, wie das Zinkoxyd, die Bleigätte, Arsenpräparate (deren reizende und haarvertilgende Wirkung bekannt waren), natürliches Schwefelantimon, Schwefelqueckſilber, einige andere Schwefelpräparate, dasjenige Salz, welches sie Alumen nannten, u. A. Plinius gab schon für die Bereitung der Arzneimittel genauere Vorschriften in Beziehung auf Maß oder Gewicht und machte den Ärzten Vorwürfe, daß sie ihre Arzneien nicht mehr wie früher selbst bereiteten, sondern von den Seplasiariis kauften.

Im Ganzen jedoch war der Antheil, den die Chemie an der Pharmacie nahm, nur sehr gering, der beiweitem größere Theil der Arzneien war nur Zusammensetzungen roher Naturstoffe oder auf mechanischem Wege aus ihnen trennbarer Körper. Wenige Stoffe, die eine eigenthümliche chemische Zubereitung erfoderten, wurden zu Arzneien verwendet und dann meist nur solche, welche noch zu einem andern, namentlich zu technischem Gebrauche dargestellt wurden.

Die Araber waren es, welche die beim Untergange des römischen Reichs aus Europa verschwindenden Wissenschaften hüteten und sich besonders mit Chemie und Pharmacie beschäftigten. Sie führten viele chemische und andere Arzneimittel ein, welche zum Theil noch jetzt gebräuchlich sind, wie Rhabarber, Sublimat, Kampher, gebrannte und destillirte Wasser ꝛc. Die Pharmacie wurde von ihnen zur selbständigen Wissenschaft erhoben, zu Bagdad im 8. Jahrhundert die erste Apotheke errichtet und im 9. Jahrhundert das erste geschichtliche Dispensatorium, von Ebn Sahel, entworfen, welchem im 11. Jahrhundert das von Abul Hassan Hebatollah Ebn Tatmud folgte. Unter den Arabern ist noch Geber aus Harran als ein Mann zu nennen, dem die Pharmacie viel verdankt. Um das J. 1100 gab Alzaharabius eine genaue Beschreibung der Destillation Behufs der Anfertigung von Arzneien.

Durch die Kreuzzüge endlich wurden nach Europa Künste und Wissenschaft wiederum verpflanzt. In Italien stifteten die Ärzte die berühmte Schule von Salerno. Dem Beispiele der Araber folgend, welche sogar schon Feldapotheken hatten, errichteten sie in Salerno Apotheken, welche Stationes und die Apotheker selbst Confectionarii genannt wurden, und Constantin von Carthago benutzte seine unter den Arabern erworbenen Kenntnisse zur weitern Verbreitung, sowie Nicolaus von Reggio die arabischen Vorschriften zu Arzneimitteln in einem eignen Buche, welches unter dem Namen Antidotarium bekannt war, sammelte und später dieses Werk, als die erste europäische Pharmakopöe, auch unter andern Titeln, als Isagogicarum introductionum in artem apothecariatus opusculum oder Dispensatorium ad aromatorias, sehr verbreitet wurde. Schon im 12. Jahrhundert gab König Roger von Neapel gesetzliche Vorschriften über Arzneimittel und über Apothekerwesen. Auch in andern europäischen Ländern wurden Apotheken errichtet; Kaiser Friedrich II. erließ im J. 1233 die erste Apothekerordnung, die sehr streng war und Verordnungen enthielt, die jetzt noch gesetzlich sind. Die Ärzte zu Salerno durften sich mit keinem Apotheker associiren und keine eignen

Digitized by Google

Apotheken errichten, sowie von den im Großen mit Arzneimitteln Handelnden, den Droguisten, Zeugnisse über ihre erworbene Geschicklichkeit, von der medicinischen Facultät nach einer Prüfung ausgestellt, verlangt wurden — eine Verordnung, die jetzt wiederum einzuführen nothwendig wäre. Die Apotheker hießen hier noch Stationarii, die Apotheken aber Stationes oder auch Apothecae, welcher letztere Name in derselben Zeit auch schon in andern Ländern in Gebrauch war, wie z. B. im J. 1271 die medicinische Facultät zu Paris den Apothecariis und Herbariis alles innere Heilen, sowie den Verkauf der Arzneien an Laien untersagten. Jedoch ist es nicht gewiß, ob die zu dieser Zeit mit dem Namen Apotheken bezeichneten Anstalten solche in unserm Sinn oder nach dem ursprünglichen Begriff dieses Namens, Niederlagen, Speicher oder Magazine waren, und es ist deshalb zweifelhaft, ob die in den Chroniken mehrer Städte, z. B. von Trier, im 13. Jahrh. erwähnten Apotheken und Apotheker als Anfangspunkte der teutschen Pharmacie zu betrachten sind. Erst mit dem 14. Jahrh. ist es außer Zweifel, daß Apotheken im heutigen Sinne errichtet wurden. In England war bereits im J. 1337 ein Hofapotheker angestellt und um dieselbe Zeit wurden in Nürnberg und Prag Apotheken errichtet. Von letzterer Stadt aus kam im J. 1409 mit der Errichtung der Universität auch eine Apotheke nach Leipzig und im J. 1440 bereits wurde eine Art Apothekerordnung in Basel gedruckt. In Augsburg wurde schon 1445 der Witwe eines Apothekers die Fortführung des Geschäfts durch einen tüchtigen Gesellen gestattet, in Stuttgart 1458 einem Apotheker, dessen Familie schon längere Zeit eine Apotheke besaß, seine Rechte geschützt, und 1468 einem andern Apotheker Instruction und Taxe vorgeschrieben, und in Halle wurde 1493 ein Apothekerprivilegium mit der Bedingung ertheilt, daß der Inhaber zehn Jahre hindurch für zwei Magistratsmahlzeiten acht Pfund Confect liefern solle. Andere Apotheken wurden noch nachweisbar errichtet in Kopenhagen 1465, in Frankfurt a. M. 1478, in Altenburg 1480 (nach eigner Einsicht ins Privilegium), in Stendal 1486, in Berlin 1488 u. m. a. Im 16. Jahrh. verbreiteten sich die Apotheken immer mehr und mehr. In dieser Zeit erschienen, durch die Erfindung der Buchdruckerkunst begünstigt, nicht allein Pharmakopöen in Teutschland, bereits im vorigen Jahrhundert die erste von Ortolf aus Baierland, sondern auch wirkliche pharmaceutische Lehrbücher, sowie auch mehre obrigkeitliche Verordnungen über die Disciplin und Verhältnisse der Apotheker in Kraft traten. Zu Ende des 15. Jahrh. erschien die pariser Apothekerordnung, welche den Apothekern eine wissenschaftliche Bildung, strenge Prüfung, Apothekenvisitationen ꝛc. vorschrieb, diesen dagegen auch bedeutende Privilegien und Gerechtsame gewährte, die sie den Gelehrten gleich setzten und zur Annahme von Staatswürden fähig erklärte. Im J. 1538 wurde in der Stadt Lindau eine Apothekertaxe gedruckt und in Augsburg erschien 1558 ein für diese Stadt gesetzliches Dispensatorium. Die Männer, welche sich in diesem Zeitraume für die Pharmacie (und insbesondere für die Chemie) thätig zeigten, waren besonders Raimund Lullius, Basilius Valentinus und der weltberühmte Philippus Aurelius Theophrastus Paracelsus Bombastus ab Hohenheim. Letzterem besonders verdankt die Pharmacie sehr viel ihrer spätern Gestaltung, da er im Gegensatz seiner Vorgänger und eines großen Theiles seiner Zeitgenossen, von der scholastischen Schule abweichend, besonders die Metallverbindungen in den Arzneischatz einführte, wodurch die Apotheker gleichsam gezwungen wurden, sich genau mit chemischen Kenntnissen vertraut zu machen. Seine Schüler und Anhänger verbreiteten sein System und nahmen noch mehre chemisch bereitete Arzneimittel auf. Da aber jene gewöhnlich letztere selbst darstellten und als Arzneien gaben, so entwickelte sich alsbald ein Misbrauch von Geheimmitteln und fast jeder Arzt glaubte mit der Entdeckung einer neuen chemischen Verbindung ein Universalmittel gefunden zu haben. Als später die Darstellung der Heilmittel den Apothekern wieder gänzlich überlassen wurde, erwuchsen aber diesen wegen der neuen Richtung der Medicin, nämlich auch chemische Verbindungen in Gebrauch zu ziehen, wesentliche Erweiterungen ihrer chemischen Kenntnisse. Die sich vermehrende Zahl der Apotheken verlangte Gleichförmigkeit in der Darstellung der Heilmittel als dringendes Bedürfniß, weshalb auch schon in diesem Jahrhundert mehre Pharmakopöen erschienen (s. d. Art.).

Im 17. Jahrh. blühete auch, gleich andern Wissenschaften, die Pharmacie sehr auf, da die Entdeckungen in den Naturwissenschaften einen bedeutenden Einfluß auf sie üben mußten. Eine große Anzahl von Männern, wie Wedel, Schröth, Stahl, Hoffmann der Ältere und der Jüngere, Teichmayr, Jungker, Jacob la mort, Olaus Borchius, Kunkel, Mynsicht, Glauber, Schröter ꝛc., sind theils als Chemiker bekannt, theils verfaßten sie pharmaceutische Lehrbücher.

Schon mit dem Beginn dieses Jahrhunderts wurde angefangen, die Vorschriften zu verschmelzen, die bis dahin ausschließlich die Bereitung der sogenannten Galen'schen, oder die der chemischen Heilmittel behandelt hatte, indem die zu jener Zeit gebräuchlichen Apothekerbücher beide Arten von Heilmitteln aufnahmen und von diesen in die gesetzlichen Pharmakopöen übergingen, während man zugleich bei den Visitationen der Apotheken auf die chemischen Heilmittel Rücksicht nahm und schon im Anfang des 17. Jahrh. von Lisetti Benanci und Antonio Lodetti, zweien italienischen Ärzten, auf die Wichtigkeit der Prüfung von Arzneimitteln durch chemische Agentien aufmerksam gemacht wurde, und z. B. die Behörden von Florenz und Ferrara veranlaßt wurden zur Herausgabe eines Gesetzes, dem zufolge die Apotheker nur im Beisein besonders dazu ernannter Ärzte ihre Heilmittel bereiten durften. Jeremias Cornarius gab im J. 1607 bereits eine Anleitung über Apothekenvisitationen unter dem Titel: Fori medici adumbratio, ex partem quidem, quae officinarum visitationem assistentium atque ceterarum directionem maxime spectat in synopsi facta, und in den Jahren 1672 und 1673 Thomas Bartholin zwei Programme de visitatione Pharmacopoearum heraus.

Seit dem Beginn des 18. Jahrhunderts und der im

Anfange beſſelben aufgeſtellten Theorie vom Phlogiſton, finden wir als pharmaceutiſche Schriftſteller und Gelehrte die ausgezeichnetſten Männer, die zum großen Theil einen weſentlichen Einfluß auf die Chemie ſelbſt ausübten; Kunkel, Lamery, Geoffroy, Neumann, Marggraf, Scheele und Andere, meiſt von der pharmaceutiſchen Schule ausgegangen, wirkten weſentlich zur Beförderung der Chemie und dadurch auf die Pharmacie. Die Männer dieſes Jahrhunderts gaben ſchon rationelle pharmaceutiſche Lehrbücher (ſ. pharmaceutische Literatur) heraus und bereiteten dadurch die Kenntniſſe vor, durch welche bereits am Ende des vorigen Jahrhunderts ſich viele praktiſche Apotheker rühmlichſt auszeichneten. So war es möglich, daß die am Ende des vergangenen Jahrhunderts eintretende Revolution der chemiſchen Theorie des von Lavoiſier durch Thatſachen widerlegten Phlogiſton, von den Pharmaceuten ebenſo gut gewürdigt und verſtanden werden konnte, als von den Chemikern ſelbſt, da ſich die Pharmacie alsbald die neue Theorie aneignete, die chemiſchen Proceſſe bei der Bereitung der chemiſchen Heilmittel richtig auffaßte und dadurch Verbeſſerungen der Methode ſelbſt herbeiführte. Die Männer, die am Ende des vorigen und zum Theil im Anfange dieſes Jahrhunderts an der Spitze der Pharmacie ſtanden, hatten ſich auch einen Ruf als Chemiker zu verſchaffen gewußt und wir dürfen nur die Namen Hagen, Göttling, Bucholz, Trommsdorff, Dörffurth, Hermbſtädt, Vauquelin, Weſtrumb u. A. anführen, um zu zeigen, daß dieſe Männer für Chemie ſowol als auch für die Pharmacie Ausgezeichnetes geleiſtet haben.

Die Pharmacie folgte nun gänzlich dem Gange, den die Chemie am Ende des vorigen Jahrhunderts eingeſchlagen hat und jetzt verfolgt. Eine der wichtigſten Entdeckungen ſelbſt für die reine Chemie, die der Pflanzenalkalien, wurde von einem praktiſchen Apotheker, von Sertürner gemacht, und faſt Alle, welche in unſerm Jahrhundert als Vertreter der Pharmacie ſich einen Ruf erworben haben, ſind zugleich als ausgezeichnete Chemiker bekannt. Brandes, Buchner, Vater und Sohn, Bucholz der Jüngere, Duflos, Dulk, Ficinus, Geiger, Göbel, Martius, Meißner, Marquart, Schweigger-Seidel, Staberoh, Trommsdorff d. J., Vogel, Wackenroder, Zeiſe u. A. haben als Lehrer der Pharmacie kaum mehr geleiſtet, als ſie in der reinen Chemie gewirkt haben, während wiederum Chemiker, wie Berzelius, Liebig, Mitſcherlich, Dulk, Döbereiner, Roſe, Gmelin, Wurzer, Hüneſeld, Biſchoff, Gay-Luſſac, Thenard, Pelouze, Davy u. A. durch ihre chemiſchen Entdeckungen von weſentlichem Einfluß auf den Stand der Pharmacie, wie wir ihn heute haben, geweſen ſind und zum Theil noch fördernd wirken.

Der Wendepunkt der Pharmacie, wo ſie von der bloßen Kunſt zur Wiſſenſchaft überging und als ſolche von dem praktiſchen Apotheker ausgeübt wurde, nämlich die Zeitperiode um das Jahr 1800, ließ Anſtalten in das Leben treten, die gewiß einen großen Einfluß auf die wiſſenſchaftliche Entwickelung der Pharmacie ausgeübt haben. Trommsdorff gründete nämlich gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts in Erfurt ein Inſtitut, in welchem angehenden Apothekern nicht allein ein wiſſenſchaftlich-pharmaceutiſcher Unterricht ertheilt wurde, ſondern ſie auch die Hilfswiſſenſchaften an der damaligen Univerſität ſtudiren konnten. Dieſes Inſtitut hatte die beſten Erfolge, nicht allein deshalb, daß eine große Anzahl tüchtiger Apotheker aus ihm hervorgegangen iſt, ſondern auch, daß es ähnliche Inſtitute hervorrief, wie in Jena, Berlin, Bonn und andern Univerſitätsſtädten, wo nach der Aufhebung der erfurter Univerſität ſich diejenigen jungen Pharmaceuten hinwandten, um den Vortheil zu genießen, nach einoder zweijährigem Beſuchen einer Univerſität zur Betreibung ihres Studiums bei ihren Staatsprüfungen einen Nachlaß an der geſetzlichen Servirzeit zu erlangen, wie in den meiſten teutſchen Staaten eine ſolche vor der ſelbſtändigen Verwaltung einer Apotheke erfoderlich iſt.

Daß die techniſche Einrichtung der Apotheken mit der wiſſenſchaftlichen Entwickelung der Pharmacie gleichen Schritt hielt, verſteht ſich von ſelbſt. Viele, wenn auch nicht alle Apotheker, ſuchten den Gewinn, der ihnen durch Aufſtellung einer geſetzlichen Taxe gewährt war, zur Verbeſſerung ihrer Officinen und überhaupt zur Anſchaffung der beſten Heilmittel und Utenſilien zu verwenden, um allen Anfoderungen entſprechen zu können, und wir ſehen jetzt Apotheken beinahe mit übermäßiger Pracht und mit ſolchen Hilfsmitteln ausgeſtattet, wie es im Anfang unſers Jahrhunderts kaum zu erwarten war. Der rechtliche Apotheker wird die Vortheile, die ihm die geſetzliche Taxe und der Beſitz einer Apotheke überhaupt gewähren, zum Beſten der Apotheke und dadurch zu dem des leidenden Publicums verwenden und ſucht eben in dieſer Verwendung des pecuniären Gewinnes ſeinen Lohn, während er durch die Verbeſſerung der Apotheke ſelbſt ſeinen Erben ein Capital hinterläßt, welches dieſelben gegen Mangel ſchützen kann.

Die in frühern Zeiten eingerichteten Apotheken waren gewöhnlich für gewiſſe Bezirke mit Privilegien verſehen, denen zufolge in den angewieſenen Bezirken keine zweite Apotheke errichtet werden durfte. Mit der Vermehrung der Einwohner und deren Bedürfniſſe konnten dieſe Privilegien nicht überall aufrecht gehalten werden, ſodaß die Anlegung weiterer Apotheken geſtattet werden mußte, worüber die Regierungen ſogenannte Conceſſionen ertheilten. Im Königreich Preußen iſt in dieſer Beziehung der Grundſatz aufgeſtellt, daß in nahrhaften Städten für jede Apotheke 6 — 7000 Einwohner gerechnet werden ſollen, eine Zahl, die einem tüchtigen und fleißigen Apotheker eine hinreichende Erwerbsquelle ſichert. Mit jeder Vermehrung von 6—7000 Seelen iſt demnach die Einrichtung einer Apotheke zuläſſig. Auf dem platten Lande hat man ein anderes Verhältniß, nämlich 10—12,000 Einwohner für die gute Exiſtenz einer Apotheke erfoderlich gefunden und es kann jetzt in Flecken und Dörfern nur dann die Errichtung einer Apotheke geſtattet werden, wenn es nachgewieſen worden iſt, daß ein promovirter Arzt und ein Wundarzt in demſelben und in der Umgegend fünf Jahre hinter einander zugleich gehörige Beſchäftigung und dadurch bedingte Exiſtenz gefunden haben.

Dieſe Vermehrung der Apotheken konnte für die ſogenannten privilegirten Apotheken, zum Unterſchied der

Digitized by Google

nur concessionirten, anfänglich von Schaden sein, welcher sich aber durch die seit den letzten Kriegsjahren ungemein vermehrte Bevölkerung und gesteigerten Bedürfnisse bald wieder ausglich, sodaß selbst die von den Apothekern so allgemein gefürchtete Homöopathie, mit einigen Ausnahmen, keinen wesentlichen Nachtheil auf die pecuniären Verhältnisse der Apotheker ausübte, und die Apotheken, selbst wenn sie nicht privilegirt waeen, in einem zu hohen Preise standen, bedingt dadurch, daß die Erlaubniß der Errichtung einer neuen Apotheke noch immer viele Schwierigkeiten hatte und jüngere Apotheker durch das allseitige Streben zur Erlangung einer eignen Apotheke die Besitzer derselben zu erhöhten Foderungen veranlaßten.

In den dreißiger Jahren wurden die Regierungen darauf aufmerksam, daß kürzlich concessionirte Apotheken von den Besitzern derselben zu einem Preis verkauft wurden, der gar nicht mit dem der Einrichtung des ganzen zur Apotheke gehörigen Wesens stimmte, die Verkäufer wol auch an einem andern Ort um die Errichtung einer neuen Apotheke einkamen, die Erlaubniß hierzu erhielten und nach wenigen Jahren die neu errichtete Apotheke zu einem hohen Preis verkauften. Diese Fälle vermehrten sich und erfoderten eine Abstellung, wie bereits in der preußischen Rheinprovinz der Verkauf einer concessionirten Apotheke von der Regierung annullirt wurde.

Schon in frühern Jahren war die Frage aufgeworfen, ob die landesherrlich privilegirten, sowie auch die von städtischen Behörden concessionirten Apotheken verkäuflich oder erblich seien, welche nicht vor 1740 errichtet worden waren; erst die revidirte preußische Apothekerordnung von 1801 bestimmte, daß die Apothekerprivilegien, welche einmal an einem Orte fundirt sind, sowol erblich als unveräußerlich seien, es wäre denn, daß sie nur dem Besitzer für seine Person verliehen worden. Da mit dem Gewerbedict vom 2. Nov. 1810 und dem Gesetz vom 7. Dec. 1811 alle Gewerbsprivilegien aufgehoben wurden, so bezog man dieses auch auf die Realberechtigungen der Apotheker, aber die Ministerialrescripte vom 21. Mai 1821, vom 24. Juli 1821 und 27. Dec. 1823 beschränkten diese Aufhebung nur auf die Exclusivität der früher bestandenen Privilegien, sodaß also bei bereits oben angegebenen eintretenden Verhältnissen die Anlage neuer Apotheken zulässig sei und die schon vorhandenen privilegirten Apotheken kein Hinderniß der Anlage sein konnten, sobald dieselbe aus sanitätspolizeilichen Gründen statthaft erschien. Bei der Erlaubniß zur Errichtung neuer Apotheken wurde aber dem Acquirenten kein Privilegium mehr, sondern nur eine persönliche Concession zur ersten Anlegung einer Apotheke und zur Übertragung an einen andern Berechtigten ertheilt. Im J. 1833 machte auch die königliche Regierung zu Magdeburg in Beziehung auf Personalconcessionen für Apotheker bekannt, daß dieselben erlöschen, wenn der Concessionär mit Tode abgeht, oder nicht mehr fähig oder Willens ist, dieselbe zu benutzen und ein früheres Ministerialrescript für die Rheinprovinz (1824) bestimmt über die Fortsetzung der Apotheken bei dem Tode des Besitzers, daß sie nur dann zulässig sei, 1) wenn sie auf einem Realprivilegium beruhe, was aber in der Rheinprovinz durch die während der Fremdherrschaft erlassenen noch gültigen Gesetze nicht vorkommen kann; 2) wenn die Witwe das Geschäft bis zu ihrem Tode oder einer Verheirathung fortsetzen will; 3) wenn der Sohn zum Geschäft qualificirt ist, oder es bis zu seiner Großjährigkeit wird, oder endlich 4) wenn die Tochter noch minorenn ist und bis zur erlangten Majorennität sich mit einem qualificirten Apotheker verheirathet. Bestimmter über die Nichtverkäuflichkeit der Personalconcessionen spricht sich schon das Ministerialrescript vom 8. Juli 1834 an das königliche Oberpräsidium der Provinz Schlesien aus, dem zufolge eine erledigte Concession nur nach administrativen Gründen demjenigen Bewerber zuzuwenden sei, welcher sich in Betreff seiner Tüchtigkeit, seiner längern pharmaceutischen Function, seines während dieser Zeit geäußerten Fleißes ꝛc. auszeichne und diesem die Übernahme der Apothekereinrichtung seines Vorgängers als eine Privatsache überlassen bleibe, die Staatsbehörde aber hierbei das öffentliche Interesse wahrzunehmen habe.

Trotz diesen verschiedenen Verordnungen konnte doch nicht immer dem in jener Zeit häufig vorkommenden Apothekenwucher gehörig vorgebeugt werden. Der Verkäufer einer concessionirten Apotheke hatte noch das Recht oder den Gebrauch für sich, den die Concession zu Übertragenden auswählen zu dürfen. Er war dadurch in den Stand gesetzt, mit demselben vor der durch die Behörde sanctionirten Übertragung der Concession Privatverträge abzuschließen, die nicht zur Kenntniß der Behörde kamen, während dieser fingirte Kaufprotocolle über das Apothekenwesen vorgelegt wurden. (Bei dem bereits oben erwähnten Fall in der Rheinprovinz z. B. betrug der gerichtliche Verkaufspreis der Apotheke mit den dazu gehörenden Gebäuden gegen 6000 Thlr., der Privatverkauf aber stellte einen Preis von 15,000 Thlrn. fest.) Erst das Ministerialrescript vom 13. Aug. 1842 trat diesem Wucher mit Personalgerechtigkeiten gehörig entgegen, indem es im Sinne des frühern an das Oberpräsidium der Provinz Schlesien für die ganze Monarchie anordnete, daß in Zukunft die Übertragung der Apothekerconcessionen nicht mehr nach dem Vorschlage der abgehenden Apotheker, sondern nach dem Ermessen der Regierung geschehen solle und diese unter den verschiedenen Pharmaceuten, welche auf ein Apothekergeschäft adspiriren, den Geeignetsten aussuchen und ihm die Stelle übertragen würde, der neue Apotheker aber von dem Vorgänger die zur Einrichtung und zum Betriebe der Officin gehörigen, noch in gutem Stande befindlichen und für den Geschäftsbetrieb brauchbaren Gefäße, Geräthschaften und Waarenvorräthe, jedoch nur in einer dem Umfange des Geschäfts angemessenen Quantität und nach der wahren Werthermittelung käuflich übernehmen müsse.

Diese letztere Verordnung ist es nun, welche von allen Seiten angegriffen wird; die im Besitz befindlichen concessionirten Apotheker sind dadurch außer Stand gesetzt, Privatverkäufe abzuschließen, weil die Behörden selbst den Nachfolger auszuwählen haben und dieser dann gegen den Verkäufer weiter keine Verpflichtung hat, als die Übernahme der Utensilien und Waaren, die er nöthigen-

falls gerichtlich abschätzen lassen kann. Die Inhaber privilegirter Apotheken aber, die sie meistens zu hohen Preisen gekauft, oder nach hohen Ansätzen erblich übernommen haben, müssen eines bedeutenden Capitalverlustes gewärtig sein, wenn sie oder ihre Erben verkaufen wollen, indem sich die jüngern, nach eignem Besitz strebenden Apotheker nicht mehr nach den früher so gesuchten und theuer bezahlten privilegirten Apotheken drängen, sondern die Übernahme concessionirter Apotheken vorziehen werden, da sie hier blos die Geräthschaften und das Waarenlager, in jenen aber nicht allein dieses, sondern auch das Privilegium und in vielen Fällen sämmtliches Immobiliar zu kaufen haben, was für unbemittelte, aber sonst tüchtige Pharmaceuten in den meisten Fällen gar nicht möglich ist.

Es ist gewiß nicht zu leugnen, daß durch diese neue Verordnung die meisten in Besitz befindlichen Apotheker mehr oder minder wesentliche Nachtheile treffen, indem sie ihre Geschäfte zu Preisen gekauft haben, die sich in Folge dieser Verordnung, wenigstens in Preußen, nicht halten können. Aber auf der andern Seite zeigt sich auch ein für das Staatsinteresse, überhaupt für das Gemeinwohl, sehr bedeutender Vortheil. Die Apotheken konnten unter den frühern Verhältnissen nur in den Besitz Wohlhabender kommen und arme Pharmaceuten mußten entweder fortwährend als Dienende bleiben, oder zu andern Erwerbsbeschäftigungen übergehen, da sie voraussehen konnten, daß sie bei einer Übernahme einer Apotheke nur für Interessen zu arbeiten und bei ihrem Tode ihren Erben eine Schuldenlast zu hinterlassen hätten, die vielleicht durch den Verkauf der Apotheke nicht zu decken war. Jetzt kann aber der unbemitteltste Pharmaceut, wenn er nur die gehörigen Kenntnisse und eine gewisse Zeit conditionirt hat, eine Apotheke übernehmen, die ihm bei dem verhältnißmäßig geringern Ankaufspreis die Mittel gewährt, sie nicht allein den Anfoderungen der Wissenschaft und Kunst gemäß in Stand halten, sondern auch bei Sparsamkeit und hinreichender Lebensdauer sich und seine Familie standesgemäß erhalten und letzterer bei seinem Tode ein Capital hinterlassen zu können.

In dem Maße, als die Pharmacie als Wissenschaft in der neuern Zeit vorgeschritten, in demselben Verhältniß hat sie sich auch als Kunst ausgebildet. Die Hilfsmittel und Utensilien sind einfacher und zweckmäßiger geworden und im Äußern hat die Kunst eine Eleganz erhalten, wie man sie vor einem halben Jahrhundert kaum vermuthete, obgleich dieses mehr durch den Zeitgeist als durch ein nothwendiges Erforderniß bedingt ist. Im Ganzen ist die Zahl der Arzneimittel sehr verringert worden, obgleich täglich neue und obsolet gewordene geprüft und in den Arzneischatz aufgenommen werden, wozu besonders die in der neuesten Zeit gemachten Entdeckungen und Forschungen in der organischen Chemie viel beitragen, indem durch diese die rohen vegetabilischen Arzneimittel immer mehr verdrängt und nur deren wirkende Bestandtheile aufgenommen werden.

Zur Ausübung der Pharmacie gehört ein zur Einsammlung, Aufbewahrung, Zubereitung und Abgabe der Arzneimittel wohleingerichtetes Haus, welches Apotheke genannt wird und zugleich noch Zimmer und Kammern zur Wohnung und für andere Bedürfnisse des Apothekers, seiner Familie, Gehilfen, Lehrlinge ꝛc. enthält. Für die Zwecke des pharmaceutischen Geschäfts besteht die Apotheke aus drei Hauptabtheilungen, nämlich aus dem Laboratorium, Magazin und der Officin; als eine vierte Abtheilung kann der Trockenboden angesehen werden.

Um sowol die Zeit- als verordnungsgemäßen Veränderungen und Verbesserungen in der Einrichtung der einzelnen Theile einer Apotheke vornehmen zu können, ist es nothwendig, daß der Apotheker ein eigenthümliches Haus zur Disposition hat, aber nicht pachtweise wohnt, da er im letztern Falle an zweckmäßigen Abänderungen der Einrichtung durch den Willen des Hausbesitzers verhindert werden könnte. Trockenböden ist er aber oft genöthigt in fremden Häusern zu miethen, da sich zu gewissen Zeiten die zu trocknenden Gegenstände, als Kräuter, Blüthen, Wurzeln ꝛc., so anhäufen, daß er mit dem eignen Trockenboden nicht auskommen kann.

Das Laboratorium ist derjenige Ort, wo die rohen und zum Theil auch schon zubereiteten Arzneistoffe zum Arzneigebrauch und zuweilen auch Arzneien selbst zubereitet werden. Ein gut eingerichtetes Laboratorium hat drei Abtheilungen, nämlich das eigentliche Laboratorium, die Stoßkammer und die Trockenkammer.

Da wo es die Gebäulichkeit des Hauses nicht erlaubt und die Geschäfte nicht überhäuft sind, können auch die beiden letztern Abtheilungen auf eine andere Art ersetzt werden. Ein Laboratorium muß aber unbedingt vorhanden sein und nicht etwa die Hausküche zu diesem Zweck benutzt werden.

Das eigentliche Laboratorium muß hell, feuerfest, wo möglich gewölbt und luftig, d. h. mit einem gut ziehenden Schornstein versehen und darf nicht zu weit von der Officin entfernt sein, jedoch aber auch nicht unmittelbar mit dieser in Berührung stehen, damit sich ihr die in jenem verbreitenden Dünste und Gerüche nicht mittheilen. Das Laboratorium enthält die nöthigen tragbaren und aufgemauerten Öfen, welche letztere möglichst zusammengedrängt (jedoch so, daß der Arbeiter zu ihnen bequem gelangen kann) unter dem Rauchfang oder doch mit diesem durch Rauchcanäle in Verbindung stehen. Die übrigen täglich oder doch sehr oft in Gebrauch stehenden Geräthschaften müssen in gehöriger Menge vorhanden und am besten in an den Wänden angebrachten, verschließbaren und luftdichten Schränken aufbewahrt werden; solche aber, welche nur wenig gebraucht werden, oder durch die Dünste des Laboratoriums leiden könnten, müssen an einem besondern, von dem Laboratorium getrennten Orte aufbewahrt werden. In der Mitte des Laboratoriums oder unter den Fenstern muß der Arbeitstisch, mit mehren Schubläden versehen, aufgestellt sein.

Zweckmäßig ist es, diesen Arbeitstisch mit Porzellanplatten auslegen oder mit Gyps ausgießen zu lassen, damit er durch scharfe, das Holz angreifende Stoffe nicht verunstaltet werde. Die Porzellanplatten werden von ziemlicher Größe in der königl. Porzellanfabrik angefertigt und den Gypsguß kann man selbst vornehmen, indem

Digitized by Google

man gut gebrannten Gyps, den man zu diesem Zweck sich selbst durch Erhitzen des natürlichen Gypses in einem passenden Kessel über einem Wasserbad darstellen kann, mit einem etwas concentrirten Leimwasser zur Breiconsistenz in einer solchen Menge anrührt, daß die ganze, an den Rändern mit erhabenen Leisten versehene Tischplatte beim Ausguß des Breies in der gehörigen Dicke damit bedeckt wird. Nach dem Ausguß wird der überschüssige Theil der Breimasse schnell durch einen geraden, auf den an den entgegengesetzten Seiten angebrachten Leisten aufliegenden viereckigen Stab durch Ziehen weggenommen und nach dem Trocknen der Masse diese mit Bimstein und Öl abgeschliffen.

In der Nähe des Laboratoriums muß ein fließendes Wasser oder ein Brunnen sein, um die gehörige Menge von Wasser immer bei der Hand zu haben. Der Fußboden von Stein oder Estrich (Gypsguß) muß etwas abschüssig und mit einem Abzug versehen sein, damit er gehörig mit Wasser gereinigt werden und dieses wieder ablaufen kann. Kohlen und anderes Brennmaterial muß in Kisten oder Fässern, die sich leicht transportiren lassen, für längere Zeit vorhanden sein, während der größere Vorrath des Brennmaterials an geeigneten Orten aufbewahrt wird. Erlauben es die Localitäten und Verhältnisse des Apothekers, so ist es bequem, wenn dicht am Laboratorium ein Zimmer ist, in welchem man Wagen und andere feine Instrumente unter Glaskästen aufbewahrt, die feinern pharmaceutisch-chemischen Operationen und Untersuchungen anstellt und deshalb nicht nur hier die Reagentien, sondern auch andere zu diesem Zwecke dienende Utensilien, wie Thermometer, Aräometer, Silber- und Platingeräthe (s. d. Art. und Pharmaceutische Technologie) aufgestellt werden können. Der die pharmaceutisch-chemischen Operationen Leitende oder Ausführende wird der Laborant oder Defectarius genannt.

Die Stoßkammer ist in gut eingerichteten Apotheken von dem Laboratorium und der Officin getrennt, muß sich aber in der Nähe beider befinden, damit das in derselben arbeitende Personal gehörig beaufsichtigt werden kann. Hier befinden sich die verschieden großen Mörser von Eisen, Messing oder Stein, die Siebe und Beutelmaschinen, die schneidenden Werkzeuge und alles das, was zur mechanischen Zubereitung und Reinigung der Arzneikörper gehört. Der Arbeiter wird der Stößer genannt und hat in vielen Fällen auch die rohern Arbeiten des Laboratoriums, aber stets unter Aufsicht des Laboranten, zu besorgen. In Apotheken, wo kein hinreichender Platz vorhanden ist, werden diese mechanischen Operationen auf der Hausflur oder im Hofraum unter einem hervorragenden Dach vorgenommen.

Die Trockenkammer dient zum Trocknen der festen Arzneistoffe und zur Digestion der flüssigen Substanzen, woher sie auch den Namen Digestorium führt. Gewöhnlich vertritt aber auch ein zu andern Zwecken dienendes heizbares Zimmer die Stelle desselben, wo dann aber dieses Zimmer nicht von andern, dem pharmaceutischen Geschäft fremden Personen als Arbeits- oder Aufenthaltsort benutzt werden darf. Durch die Aufstellung des Beindorff'schen Apparats (s. d. Art.) werden die Trockenkammer und das Digestorium unnöthig gemacht. Dieser Theil der Apotheke steht unter der unmittelbaren Aufsicht des Laboranten.

Das Magazin der Apotheke begreift nicht nur alle die Behälter in sich, welche zur Aufbewahrung der Arzneivorräthe, sondern auch die Räume, welche zu deren Aufstellung dienen. Es zerfällt in folgende Abtheilungen:

Die Materialkammer; sie dient zur Aufbewahrung der meisten rohen und zubereiteten Arzneimittelvorräthe und Utensilien. Sie wird in den obern Etagen des Hauses angebracht, muß hell und trocken, und unter Verschluß sein. Die Arzneistoffe werden, jeder für sich, in wohlschließenden Schubläden, Fässern, Kisten, Büchsen, gläsernen und porzellanen passenden Gefäßen aufbewahrt und deutlich beschrieben alphabetisch geordnet.

Das Aufbewahren mehrer Arzneistoffe unter einem Verschub oder sonstigen Verschluß, blos durch zwischenliegende Breter getrennt, darf nicht geduldet werden, da hierdurch leicht lebensgefährdende Irrungen veranlaßt werden.

In geschäftreichern Apotheken ist die Materialkammer getrennt. Man richtet in solchen noch einzelne Abtheilungen für die größern Vorräthe an inländischen vegetabilischen Arzneistoffen als Kräuter-, Blumen-, Wurzel- und Samenkammern ein, und bewahrt jene dann in gut verschließbaren Fässern auf, welche mit Papier ausgeklebt sind und deren Inhalt noch mit einem durch einen Stein beschwerten Deckel bedeckt ist, damit der Abschluß der Luft möglichst erzielt wird. Da sich aber der Vorrath dieser Vegetabilien zu verschiedenen Zeiten sehr verändert, so ist es sehr passend, den Namen des Inhaltes auf ein Blech von Zink oder Eisen, mit einer Beize oder stark hervortretender Farbe zu schreiben und jenes nur durch ein paar Nägel zu befestigen, damit es im Fall einer Veränderung des Gefäßes auch gewechselt werden kann. Zur Aufbewahrung der Utensilien, wie der Gläser, Büchsen, Schachteln, Convoluten ꝛc., und anderer Geräthschaften ist es ebenfalls zweckmäßig, eine eigne Kammer einzurichten, in welcher diese Gegenstände in passender Ordnung aufbewahrt werden können.

Das Aquarium und die Spirituskammer, oder in Ermangelung passender Locale der Keller, dienen zur Aufbewahrung flüchtiger und solcher Flüssigkeiten, die leicht eintrocknen, oder dem Verderben ausgesetzt sind. Am zweckmäßigsten ist hierzu ein steinernes Gewölbe, dessen Temperatur im Winter nicht unter 0° fällt und im Sommer nicht über 10° steigt. Der Keller, welcher gänzlich unentbehrlich ist, dient zur Aufbewahrung der größern Vorräthe von Branntwein, Essig, fetter Öle, Pflaster, Mineralsäuren, leicht verwitternder Salze, und muß vollkommen trocken sein.

In allen diesen Magazinen müssen Tische mit den nöthigen Wagen, Gewichten, Löffeln, Spateln, Trichtern ꝛc. behufs des Einfassens und eine Schiefertafel oder ein Notizenbuch vorhanden sein, um die bald consumirten Artikel zu bemerken. Sie stehen entweder unter der Aufsicht des

Digitized by Google

Laboranten, oder auch in geschäftsreichen Apotheken unter der eines besondern Defectarius. Die Aufstellung der Arzneimittel wird ebenso angeordnet, als sie in der Officin nothwendig ist.

Die Officin selbst ist derjenige Theil der Apotheke, in welchem die von den Ärzten verordneten Arzneimittel zusammengesetzt und abgegeben werden, aber auch einzelne Artikel ohne Verordnung eines Arztes verkauft werden können. Sie ist in gut eingerichteten Apotheken in einem über 12 Fuß hohen, hellen, geräumigen Zimmer, welches trocken und wo möglich nach Norden gelegen ist, eingerichtet auf eine Art, daß sowol würdevolle Einfachheit als Zweckmäßigkeit berücksichtigt worden ist. Auf den an den Wänden aufgestellten nicht zu hohen Repositorien befinden sich die Arzneimittel meist nur in geringern Mengen in passenden Gefäßen und gehörig geordnet aufgestellt.

Was die Gefäße betrifft, in welchen in der Officin die Arzneimittel aufbewahrt werden, so müssen jene nach der Natur dieser sehr verschieden sein. Die dünnflüssigen Substanzen, wie destillirte Wässer, Spiritus, Tincturen, Öle ꝛc., werden in Glasflaschen mit gut eingeriebenen Glasstöpseln aufbewahrt; die Form dieser ist zwar beliebig, doch muß sie gefällig und durch alle Größen gleichmäßig sein.

Für die Salzlösungen und einige andere Flüssigkeiten ist zu berücksichtigen, daß die gläsernen Stöpsel sich zuweilen so fest mit dem Hals der Flaschen vereinigen, daß sie sich ohne einige Manipulation nicht herausnehmen lassen. Der Apotheker thut in manchen Fällen gut, solche Gefäße wegzustellen und aus der Vorrathskammer seinen Bedarf zu holen. Ist jedoch die Öffnung einer Flasche unbedingt nöthig, so wird eine schwache Erhitzung des Flaschenhalses mittels einer Spirituslampe hinreichend sein, um den Stöpsel herausnehmen zu können. Nur einige Flüssigkeiten, z. B. Liquor Kali causticus, wirken auf das Glas so ein, daß auch eine ziemlich starke Erwärmung des Flaschenhalses das Losgehen des Stöpsels nicht bedingt. Solchen Übelständen wird vorgebeugt, wenn die angeschliffenen Theile des Stöpsels mit Talg bestrichen werden; wächst er auch dann noch fest, so läßt er sich doch bei gelinder Erwärmung wegnehmen.

Das Überbinden der Stöpsel mit Leder ꝛc., welches in mehren Apotheken Sitte ist, um das Verflüchtigen der in ihnen enthaltenen Flüssigkeiten zu verhindern, ist an geschäftsreichen Tagen eine aufhaltende Arbeit und kann füglich dadurch umgangen werden, daß man die Glasstöpsel nochmals nachschleift, was mit feinem Schmirgel und Wasser bewerkstelligt wird, wobei man den Stöpsel in dem Flaschenhals so lange herumdreht, bis dieses schwierig wird, dann den Stöpsel wieder mit Schmirgel und Wasser umgibt, herumdreht ꝛc., bis er vollkommen luftdicht schließt.

Dieses Einschleifen des Stöpsels in die Flasche sollte von dem Apotheker mit jeder Flasche wiederholt werden. Um die Öffnungen der Flasche vor Staub zu schützen, werden in vielen Apotheken diese mit passenden Kapseln von Blech oder Pappe bedeckt. In neuerer Zeit werden aber auch auf einigen Glashütten Flaschen und Präparatgläser mit horizontalen, die Öffnung und den Rand des Gefäßes bedeckenden Stöpseln fabricirt, welche sehr zweckmäßig sind.

Gläser dieser Art werden in bester Qualität auf der Fabrik der Gebrüder Schrader zu Gerresheim bei Preußisch Minden verfertigt; auch sind die Stöpsel durchschnittlich gut eingeschliffen, und deshalb ist jene Fabrik zu empfehlen.

In einigen Fällen müssen zur Aufbewahrung solcher Flüssigkeiten und auch einiger anderer Präparate, welche durch die Einwirkung des Tageslichts verändert werden, dunkelfarbige Flaschen angewendet werden. Zu diesem Zweck überstreicht man die weißen Gläser mit einer schwarzen Öl- oder Lackfarbe, oder überklebt sie mit schwarzem Papier. In Böhmen werden auch aus einem schwarzen Mineral, dem Hyalith, mit Zusatz der nothwendigen Nebenbestandtheile, Gläser fabricirt, welche die Schwärze und Undurchsichtigkeit des Minerals beibehalten. Wenzel Batka in Prag besorgt dieselben zu ziemlich billigen Preisen in allen Formen und Größen, mit und ohne Aufschrift.

Bei der Wahl der Gläser zur Einrichtung einer Apotheke darf nicht nur deren gefällige Form, sondern es müssen auch die Bestandtheile des Glases berücksichtigt werden. Leicht schmelzbares Glas darf nicht verwendet werden, da die Löslichkeit des Glases in verschiedenen Flüssigkeiten, selbst in Wasser, mit seiner leichtern Schmelzbarkeit steigt, und bleihaltiges Glas muß unbedingt verworfen werden, da diesem ein Theil seines Bleioxydes durch saure oder alkalische Substanzen entzogen wird. Über die Untersuchung der Gläser s. d. Art. Kieselsaures Kali.

Weiche, dickflüssige und zähe Substanzen, Syrupe, Dicksäfte, Extracte, Latwergen, Salben, Cerate, werden am zweckmäßigsten in Gefäßen von Steingut oder Porzellan mit einem gleichen Deckel aufbewahrt. Geschirre von glasirtem Töpferzeug oder Zinn müssen durchaus verworfen werden. Die Form der Gefäße ist sehr verschieden; für Syrupe werden gewöhnlich bauchige, nach Oben sich verengernde, mit einem Rand zum Ausgießen versehene, zu Extracten, Salben ꝛc. aber cylindrische Gefäße gewählt. Für alle solche Substanzen, welche mit dem Spatel herausgenommen werden, als Extracte, Salben, harzartige Körper, Latwergen ꝛc., ist es passend, daß deren Aufbewahrungsgefäße etwas unter dem Hals derselben innerhalb einen sogenannten Steg haben, welcher etwas scharf ist; er dient dazu, daß der Überschuß der zu wiegenden Substanz abgenommen werde, wodurch eine gefällige Reinlichkeit des Innern erhalten werden kann. Feste und trockne Arzneistoffe werden je nach ihrer Natur und der Menge, in welcher sie verbraucht werden, in hölzernen Schubläden, in hölzernen Büchsen, in Gefäßen von Porzellan oder Glas aufbewahrt. Die meisten rohen vegetabilischen Arzneistoffe, wie Wurzeln, Rinden, Blüthen, Blätter, Stengel ꝛc., werden in hölzernen Schubkästen aufbewahrt. Sind sie flüchtiger Natur, so gibt man sie in steingutene Büchsen verpackt in die Kästen. Andere rohe Arzneistoffe, welche in geringerer Menge gebraucht werden und weniger Raum einnehmen, z. B. Harze, Samen, einfache und gemengte Pulver, werden in

Digitized by Google

hölzernen Büchsen, welche am bequemsten cylinderförmig und gefirnißt oder lackirt und mit vollkommen schließenden Deckeln versehen sind, aufbewahrt, die Pulver sehr zweckmäßig noch besonders in Gläsern, welche in die Büchsen passen. Sehr starkriechende Substanzen, wie Moschus, Kampher ꝛc., werden am besten in Gefäßen von Porzellan oder Glas mit gutschließenden Stöpseln aufbewahrt, die auch zur Aufbewahrung der meisten trockenen chemischen Präparate dienen.

Alle zur Aufbewahrung von Arzneimitteln dienende Gefäße, sie mögen im Magazin oder in der Officin aufgestellt sein, müssen deutlich beschrieben sein. Zur Bezeichnung dient in Teutschland allgemein die lateinische Sprache, aber in den einzelnen Ländern ist die Bezeichnung je nach der Ansicht, der man bei der Ausarbeitung der Landespharmakopöe gefolgt ist, nicht gleich; doch wird sie jedes Mal gesetzlich bestimmt.

Die Art der Bezeichnung ist in den Apotheken verschieden; in einigen werden die porzellanen und gläsernen Gefäße sogleich mit der nöthigen schwarzen Aufschrift (bei den Gläsern auf weißem Grund) aus den Fabriken eingebrannt bestellt; diese Art ist wegen der Dauerhaftigkeit der Schrift und des starken Hervortretens derselben, am zweckmäßigsten; die übrigen Gefäße werden dann der Gleichmäßigkeit halber, auf einem beliebigen Grund mit weißen Schilden und Schrift von schwarzer Ölfarbe versehen. In andern Apotheken sind die Schilder und Schriften durchgehends nur von Ölfarbe, weiß oder schwarz, oder dunkle Schilder und helle Schriften vorhanden. Aufgeklebte Papierschilder und Tintenschriften dürfen durchaus nicht geduldet werden.

Um den aus der verschiedenen Bezeichnung der Arzneistoffe in den verschiedenen Pharmakopöen und aus dem Gebrauch der ältern Nomenclatur und Bezeichnungen von den Ärzten leicht vorfallenden Irrthümern vorzubeugen, ist es sehr zweckmäßig, auf der Kehr- oder innern Seite der zu Arzneistoffen dienenden Vorrathsgefäße, die Synonyme der verschiedenen Pharmakopöen und die ältern Namen aufzuzeichnen; für die größern Vorrathsgefäße des Magazins ist es auch passend, die Abstammung, systematischen Namen ꝛc. anzugeben, was besonders für die Lehrlinge von großem Vortheil ist.

Was die Ordnung betrifft, in welcher die einzelnen Arzneistoffe in der Officin aufgestellt werden, so richtet sich diese nach dem Local. Gewöhnlich werden die Schubläden in Fächergestellen unten angebracht, und auf diese die Repositorien für die Büchsen, Glasflaschen und porzellanen Gefäße gestellt, wo dann wiederum die umfangreichern in den untern Reihen, die kleinern in den obern Reihen aufgestellt werden. Nach den verschiedenen Gattungen der Arzneistoffe und der zur Aufbewahrung dienenden Gefäße werden die erstern in mehren Unterabtheilungen, als Wurzeln, Rinden, Kräuter ꝛc., einfache und zusammengesetzte Pulver, Salben, Dicksäfte, Extracte, Syrupe ꝛc., verschiedene Droguen, Chemikalien, Tincturen ꝛc. jede für sich in alphabetischer Ordnung aufgestellt. Die in der Officin befindlichen narkotischen, drastisch wirkenden Arzneistoffe und die eigentlichen mineralischen Gifte müssen in besondern, verschließbaren Schränken, den sogenannten Giftschränken, aufgestellt und je nach ihrer Natur geordnet werden. Diese Giftschränke enthalten außerdem noch die nothwendigen Utensilien und zwar für die stärker wirkenden Arzneien besonders wieder bezeichnet, wie Wagen, Mörser, Löffel ꝛc.

Der Hauptsache nach muß eine gleiche Ordnung in den Magazinen stattfinden, nur daß hier zu Folge der verschiedenartigen Vorräthe nicht die strenge Anordnung in Beziehung auf Gefäße oder alphabetische Reihenfolge stattfinden kann, wie sie die Officin darbieten muß. Um diesem Übelstand vorzubeugen, ist es zweckmäßig, die Vorrathsgefäße nicht allein mit dem Namen ihres Inhaltes, sondern auch mit fortlaufenden Nummern zu bezeichnen und einen alphabetischen Katalog in jeder Vorrathskammer aufzuhängen, auf welchem neben dem Namen auch die Nummer des zur Aufbewahrung dienenden Gefäßes bemerkt ist. Eine bloße Zahlenbezeichnung darf aber auf keinen Fall geduldet werden.

In der Officin selbst müssen zur Verfertigung und Verabreichung der Arzneien zwei Haupttische vorhanden sein, von welchen der eine hauptsächlich nur zur Bereitung der verordneten Arzneien, d. h. zur Receptur, verwendet werden darf und der Receptirtisch heißt, der andere aber zum sogenannten Handverkauf benutzt und der Handverkaufstisch genannt wird. Der Receptirtisch muß bequem eingerichtet sein und Alles in der Nähe haben, was bei der Receptur zur Anwendung kommt. Je nach der Größe des Locals und des Geschäfts richtet sich seine Länge und Breite; er ist auf der innern Seite mit Fächern und Schubläden versehen, in welchen sich die bei der Receptur nothwendigen Utensilien, wie Gläser, Mörser, Pillenmaschinen, Papiere zum Verbinden und Einwickeln, Korke und Schachteln, Convoluten, Signaturen ꝛc., befinden; hinter oder neben dem Receptirtisch ist ein Gestell, auf welchem sich die Trichter, Mensuren ꝛc. befinden. Auf dem Receptirtische selbst müssen ein oder zwei genaue Tarirwagen und oberhalb oder an einer Seite des Tisches die nöthigen feinern Handwagen von verschiedenen Größen angebracht und das nöthige landesgesetzliche Gewicht vorhanden sein. Um das eigenwillige Eingreifen des Publicums auf den Receptirtisch nach verfertigten Arzneien, Recepten ꝛc. zu verhindern, muß dieser mit einem Schirm versehen sein, welcher hoch genug ist, jenen Eigenmächtigkeiten vorzubeugen und zugleich den guten Nebenzweck hat, den die Receptur besorgenden Mann, den sogenannten Receptarius, gegen Zerstreuungen zu schützen. Die innere Seite dieses Schirmes kann dann recht bequem zur Aufstellung der oft in Anwendung kommenden Arzneistoffe, jedoch im kleinern Maßstab, und zur Aufhängung der Wagen ꝛc. benutzt werden. Auf dem Receptirtisch befinden sich außerdem noch die Steine zum Beschweren der zu verfertigenden Recepte und ein Kasten zur täglichen Aufbewahrung der verfertigten, aber nicht bezahlten Recepte.

Der Handverkaufstisch erfodert im Wesentlichen dieselben Einzelnheiten als der Receptirtisch. Er ist jedoch ohne Schirm, damit das Publicum sein Verlangen frei

Digitized by Google

äußern und befriedigt werden kann. Da hier gewöhnlich größere Mengen von Arzneistoffen verabfolgt werden, so sind schon größere Hand- und Tarirwagen zum Wiegen nothwendig, doch müssen sie wie die Gewichte den gesetzlichen Stempel haben. Der Handverkauf wird zum Theil blos von Lehrlingen besorgt und diese werden dabei vom Receptarius oder von dem mit diesem in den Beschäftigungen wechselnden Defectarius beaufsichtigt. Innerhalb des Tisches befinden sich in vielen Apotheken Schubläden, in welchen die häufig verlangten Arzneistoffe in bestimmten Gewichten abgewogen und verpackt vorräthig gehalten werden.

In der Officin selbst muß, wenn es irgend möglich ist, ein laufendes Wasser zum Ausspülen der Gefäße ꝛc. angebracht und außerdem in einem passenden Gefäß immer Wasser vorräthig gehalten werden.

Außerdem muß ganz in der Nähe des Receptirtisches ein Schreibpult angebracht sein, an welchem das in der Officin beschäftigte Personal die nöthigen Schreibereien vornehmen kann, und auch zur Benutzung des Arztes freistehen muß.

In Winterszeiten muß die Officin mäßig geheizt werden, damit nicht allein die wässerigen Arzneimittel nicht einfrieren können, sondern auch das Personal in Händen und Fingern die nothwendige Geschicklichkeit zum Arbeiten und Schreiben behält.

Bei der Einrichtung neuer Officinen, oder bei den Umänderungen alter, sollte durchaus darauf hingesehen werden, daß die Officin nicht unmittelbar, wie ein gewöhnlicher Kaufladen, mit der Straße in Verbindung stehe, sondern der Eingang erst auf der Hausflur angebracht würde. In solchen offenen Officinen nutzt selbst ein Ofen wenig, da bei dem so oft stattfindenden Öffnen der Thüre die äußere Luft eindringt und jene so fortwährendem Temperaturwechsel ausgesetzt ist. Das jüngere, noch weichliche Personal der Apotheke hat diesen Übelstand am meisten zu empfinden und bald gibt er sich durch Aufschwellen und Aufspringen der Hände, welche dadurch mitunter ein schreckhaftes Ansehen und eine völlige Untauglichkeit zum Arbeiten bekommen, kund. Obgleich mitunter die Lehrlinge diese Übelstände durch Unreinlichkeit oder Nichtbefolgung der ihnen in dieser Beziehung gegebenen Regeln veranlassen oder vergrößern, so ist es doch Pflicht des Principals, die anderweiten Ursachen zu vermeiden oder zu entfernen. Welchen Anblick gewähren nicht mitunter die Lehrlinge dem gefühlvollen Publicum? und wem wird gewöhnlich die Ursache dieses Übelstandes zugeschrieben? Schon der aus diesen Übelständen hervorgehenden Nachtheile halber sollte der Principal Alles anwenden, ihnen vorzubeugen, wenn er nicht durch menschliches Gefühl hierzu veranlaßt werden sollte. Doch leider trifft man hin und wieder noch Männer, welche die Übelstände in der Weise zu bemänteln suchen, daß sie es selbst in der Lehrzeit nicht besser gehabt hätten, daß ein junger Mann abgehärtet werden müsse ꝛc.!

Als die vierte Abtheilung einer gut eingerichteten Apotheke und als unumgänglich nothwendig muß der **Trockenboden** betrachtet werden. Dieser muß geräumig, luftig und gut gedielt sein und Gestelle enthalten, auf welche von Weidenholz geflochtene Horden geschoben werden können, damit die zu trocknenden Vegetabilien von allen Seiten der bewegten Luft ausgesetzt und schnell getrocknet werden können. Außerdem müssen in einer gewissen Höhe noch Stricke gezogen werden, an welche die Blumenbüschel und angereihete Wurzeln gehängt werden. Der Boden muß verschließbar und selbst die Dachfenster müssen mit Holzgittern versehen sein, damit er nicht zum Tummelplatz der Katzen diene, welche dann auch die zum Trocknen ausgelegten Vegetabilien verunreinigen würden, besonders wenn sich stark riechende, wie Baldrian ꝛc., darunter befinden. — Zuweilen recht zweckmäßig wird auch der Backofen zum Trocknen der Vegetabilien verwendet, und besonders dann, wenn die ungünstige Witterung auf die Farbe der zu trocknenden Gegenstände einen übeln Einfluß haben könnte, und selbst für alle Vegetabilien ist es recht gut, wenn sie, bei feuchter Witterung vom Trockenboden genommen, zuvor eine kurze Zeit in einen mäßig erwärmten Backofen kommen, ehe sie verpackt werden. Diese Vorsichtsmaßregel belohnt sich durch die lang andauernde natürliche Farbe der Vegetabilien und dadurch, daß sie nicht so leicht schimmelig, stockig und wurmstichig werden. Der Trockenboden steht unter Aufsicht des Defectarius oder Laboranten.

Nur selten wird der Besitzer der Apotheke das Geschäft allein besorgen können; in den mittlern und größern Apotheken bedarf er theils der Hilfe von noch nicht ansässigen und sich noch weiter bildenden Standesgenossen, oder sich diesem Stand erst Widmenden, theils Arbeiter niedern Standes, als Stößer und zu andern rohen Arbeiten dienender Personen.

Der Besitzer der Apotheke, der Apotheker, Principal, muß entweder selbst ein pharmaceutisch gebildeter Mann sein, oder einen solchen zur Führung des Geschäfts annehmen, welcher dann und in den Fällen, wo der Besitzer mit Tode abgegangen ist und die Apotheke zu Gunsten der Erben verwaltet werden soll, **Administrator** genannt wird. Beide stehen in gleicher Kategorie. Sie müssen kunstgemäß die Pharmacie erlernt, sich mehre Jahre hindurch theils in Apotheken, theils auf Universitäten oder pharmaceutischen Instituten ausgebildet und über ihre Fähigkeiten und erworbenen Kenntnisse die landesgesetzlichen Prüfungen bestanden haben. Erst dann ist es den Pharmaceuten erlaubt, eine Apotheke anzukaufen oder zu übernehmen, um sie oder eine fremde selbständig zu verwalten. Sie haben nicht allein das ganze Apothekergeschäft zu beaufsichtigen, sondern müssen auch darauf sehen, daß ihren Gehilfen die Gelegenheit gegeben wird, sich weiter auszubilden und die Lehrlinge für ihren künftigen Lebenszweck weiter ausgebildet werden. Zu letzterem Zweck ist es insbesondere nöthig, daß es sich der Vorstand der Apotheke zur Pflicht macht, den jungen Leuten nicht allein die gehörigen Hilfsmittel, wie Bücher, Herbarien, pharmakognostische und mineralogische Sammlungen ꝛc., zur Benutzung zu übergeben, sondern sie auch in passenden Stunden mündlich zu unterrichten und sie in ihren wissenschaftlichen Fortschritten zu prüfen. Auch den schon aus der sogenannten Lehre getretenen und Behufs ihrer

Digitized by Google

Ausbildung in der unter seiner Direction stehenden Apotheke sich aufhaltenden jungen Leuten, muß der Vorstand Alles darbieten, was zu diesem Zwecke führt. Der Principal oder Vorsteher wird vom Staat verpflichtet und muß daher auf seine Untergebenen eine Aufsicht ausdehnen, die so viel als möglich verhindert, daß Irrthümer, Verwechselungen ꝛc. vorfallen.

Unter Gehilfen versteht man dasjenige Personal einer Apotheke, welches sich bereits die hauptsächlichsten pharmaceutischen Kenntnisse erworben hat, darüber von einer niedern Medicinalbehörde geprüft worden ist, und sich durch den öftern Wechsel der Officinen theils in seinen Kenntnissen ausbilden, theils aber auch allgemeine Menschen- und Länderkenntniß erwerben will. In größern Apotheken sind deren mehre vorhanden, welche sich in die Geschäfte der Receptur, Defectur und Laboratur theilen, und darin unter einander wechseln. Je nach den individuellen Verhältnissen unterwerfen sie sich den ihnen obliegenden Geschäften gegen eine Gratification des Vorstandes, oder veranlaßt durch eine gute Gelegenheit, z. B. durch den Ruf eines Apothekenvorstandes, sich weiter auszubilden, verrichten sie dieselben umsonst, wo sie dann Volontaire genannt werden. Aber auch die Pharmaceuten, welche schon die höhern Staatsprüfungen überstanden haben, werden, wenn sie nicht die Mittel oder die Lust besitzen, eine eigne Apotheke zu verwalten, aber sich doch nicht der pharmaceutischen Praxis entfremden wollen, in diesem Falle Gehilfen genannt. Die Gehilfen müssen sich den Obliegenheiten, zu denen sie sich bei der Bewerbung oder bei dem Antritt einer Gehilfenstelle verpflichtet haben, vollkommen unterwerfen und den Anordnungen des Vorstandes Folge leisten, und bei etwanigen Irrungen oder Misverständnissen des letztern mit ihnen oder den Lehrlingen auf eine bescheidene Weise mit jenem darüber besprechen, damit die stattgefundenen Misverhältnisse entfernt werden. Dem Pflichtgefühl eines jeden Gehilfen muß es überlassen bleiben, wie er sich in Fällen zu benehmen hat, wo er am Vorstand Dinge wahrnimmt, die nicht mit den Anordnungen des Staats oder Bürgerwohls übereinstimmen. Jedoch darf er in keinem Fall, so lange er im Geschäft ist, sich außerhalb über die Leitung desselben übel aussprechen. Der Principal hingegen ist verpflichtet, seine Gehilfen als Collegen zu behandeln, ihnen Gelegenheit zu geben, sich möglichst weiter bilden zu können, besonders durch Darstellung pharmaceutisch-chemischer Präparate, sie standesgemäß zu logiren und zu bewirthen, und ihnen in der Woche bestimmte Tage zur eigenen Disposition zu lassen; auch ist er bei vorkommenden Vernachlässigungen des Geschäfts oder der Hausgesetze ermächtigt, ihnen hierüber Ermahnungen zu ertheilen und bei groben Irrthümern, lebensgefährdenden Verwechselungen ꝛc. sie augenblicklich aus dem Geschäft zu entlassen. Wie der Vorstand sich bei Irrthümern der Gehilfen, durch welche das Leben einer Person gefährdet oder vernichtet ist, zu verhalten hat, darüber geben ihm die Landesgesetze Aufschluß.

Die Gehilfen müssen sich zum Theil auch mit der Ausbildung der Lehrlinge befassen, sie mit den unter ihrer Leitung stehenden Geschäften nach und nach vertraut machen, und sie selbst unter gehöriger Aufsicht daran Theil nehmen lassen. Ihr Betragen muß so sein, daß die Lehrlinge nicht die Achtung gegen sie verlieren, und sie müssen diese freundschaftlich und liebevoll behandeln, damit sie Vertrauen zu ihnen fassen.

Provisoren werden diejenigen Apothekergehilfen genannt, welche schon ihre höhern Staatsprüfungen bestanden haben und von dem Vorstand mit einem Theil der Leitung des Geschäfts beauftragt sind, wodurch sie aber auch in die Verpflichtungen treten, die jener in dem abgetretenen Theile hatte. Der Vorstand hingegen muß die Medicinalbehörde hiervon in Kenntniß setzen, diese ihre Zustimmung geben, und je nach den Landesgesetzen den Provisor noch besonders in Verpflichtung nehmen.

Was endlich die Lehrlinge betrifft, so ist schon im Vorhergehenden erwähnt worden, wie sich der Vorstand und die Gehilfen für ihre Ausbildung thätig zeigen sollen. Bei der Wahl derselben ist besonders darauf zu sehen, daß sie an Geist und Körper gesund sind und Lust zeigen, sich den ihnen obliegenden Geschäften willig zu unterwerfen. Der Lehrling muß treu und verschwiegen sein, an und um sich die größte Reinlichkeit beobachten und den Anordnungen des Principals oder der Gehilfen unbedingten Gehorsam leisten. Er muß sich mit allen Arbeiten des Apothekers, sie mögen sein, welche sie wollen, bekannt machen, damit er später selbst wieder über die Arbeiten eines Untergebenen urtheilen kann. Ihm liegt hauptsächlich die Besorgung des Handverkaufs, dann aber die Herbeischaffung der zur Receptur nöthigen Utensilien und die Verfertigung vieler Kleinigkeiten ob, wie die der Papiersäcke und Düten, der Kapseln, Signaturen u. dgl. Bei instructiven pharmaceutisch-chemischen Operationen im Laboratorium muß er zur Hand genommen und ihm Alles genau erklärt werden; ihm aber selbständig Arbeiten im Laboratorium vornehmen zu lassen, darf vor Verlauf der ersten zwei bis drei Jahre ohne Aufsicht nicht stattfinden, weil von der kunstgemäßen und richtigen Bereitung eines Arzneimittels ein großer Theil des Erfolgs der Receptur abhängt.

Die moralische Ausbildung eines Lehrlings muß sich der Principal besonders zur Pflicht machen; er hat sie in dieser Beziehung ebenso zu behandeln, wie seine Kinder, und zwar um so mehr liebevoll, da sie gewöhnlich ganz fremd in seine Familie treten und sich mit einer gewissen Ängstlichkeit bewegen, die nur liebevolle Behandlung vertilgen kann. Er gewähre ihnen Erholungsstunden, gebe ihnen aber auch Anweisung, wie sie diese benutzen sollen, damit sie sich nicht selbst überlassen sind, und schließe sie überhaupt nicht von geselligen Verhältnissen aus, damit sie lernen, wie sie sich in solchen zu verhalten haben.

Was die Handarbeiter betrifft, so wäre eigentlich hier nichts zu sagen, da sie unter keinen andern Verpflichtungen stehen, als die sind, welche jedem Tagelöhner obliegen. Im Interesse des Apothekers liegt es aber selbst, sich einen solchen oder mehre für seinen Gebrauch heranzubilden und ihnen, wenn sie treu, gewillig und arbeitsam sind, dauernde Beschäftigung zu geben, damit er ihnen zum Theil mehre

pharmaceutisch-chemische Operationen, wie z. B. die passende Unterhaltung der Feuerung im chemischen Laboratorium, die Aufsicht über abzudampfende oder zu destillirende Flüssigkeiten ꝛc., nach speciellen Anordnungen anvertrauen darf, wenn es der Umfang des Geschäfts nicht erlaubt, einen besondern Laboranten zu halten, und der Receptarius zugleich die Geschäfte des Laboratoriums versehen muß. Aber sie zu genau mit einzelnen Substanzen bekannt zu machen, dürfte gefährlich sein, da diese Leute die Wichtigkeit nicht einsehen können, welche zur genauen Beobachtung der pharmaceutischen Pflichten gegen das Publicum erfoderlich ist, und leicht dadurch Veranlassung zu Misbräuchen von Arzneimitteln gegeben werden kann.

Der Besitzer oder Vorstand einer Apotheke hat in doppelter Beziehung Bücher zu führen, nämlich als Geschäftsmann, wie jeder andere, und als ein in jedem Augenblick zur Controle oder Revision bereit stehender Beamter. In erster Beziehung werden erfodert:

Ein Haupt-Cassabuch, zerfallend in Einnahme und Ausgabe.

Ein Cassabuch, enthaltend die Einnahme aus dem Apothekergeschäft und aus andern Activis.

Ein Ausgabebuch für die Geschäfte der Apotheke.

Ein Ausgabebuch für die häuslichen Bedürfnisse.

Ein Waarenbuch für den Ankauf der Droguen und Präparate.

Ein Hauptschuldenbuch, enthaltend den Betrag für verfertigte Recepte und andere abgegebene Gegenstände an solche, welche Rechnungen in der Apotheke halten, summarisch aufgeführt.

Ein Schuldenbuch, enthaltend jene Gegenstände speciell aufgeführt.

Hier reiht sich die Aufbewahrung der Recepte, oder anderer Belege, für die abgelieferten Arzneien und andere Gegenstände, in bestimmten Kästen oder fächerförmigen Büchern, welche für jeden Buchstaben eine besondere Abtheilung haben, den sogenannten Convoluten an. Hierin muß eine strenge Ordnung herrschen, damit nöthigenfalls alle Recepte schnell aufgefunden werden können und welche am zweckmäßigsten auf folgende Weise erzielt wird. Diejenigen Recepte, welche bei Abgabe der Arzneien nicht bezahlt werden, werden im Verlauf des Tages in den am Receptirtisch angebrachten Kasten gelegt, wohin auch die bezahlten und zur Disposition liegen gebliebenen Recepte, doch mit der Bemerkung, „bezahlt," und andere Belege über nicht bezahlte Gegenstände, gelegt werden. Nach Beendigung des Tagesgeschäfts werden die Recepte nach der landesgesetzlichen Taxe taxirt und mit den andern Belegen in die Convolute gelegt, wobei immer das etwa fehlende Datum bemerkt werden muß. Auf Recepten, welche unbestimmte Mengen eines Stoffs zur Erreichung eines gewissen Zwecks vorgeschrieben enthalten, müssen diese genau angegeben werden, damit sie sowol taxirt, als bei vorkommender Repetition des Receptes, wieder in demselben Gewichtsverhältniß zusammengesetzt werden können. Repetitionen von Recepten in demselben Monat werden auf besondern Receptblättern in folgender Weise bemerkt: b. . . . . 18 . . . . Repet. Mixt. (s. Pilul. Solut. etc.) de . . . huj. mens. pro N. N., in jedem folgenden Monat aber durch vollständige Copien mit Angabe des Datums und des Verfassers des Originals, ausgedrückt. Nach Verlauf einer Woche oder eines Monats werden die auf diese Weise geordneten alphabetischen Recepte und andere Belege nach dem Namen des Empfängers geordnet — was auch schon jeden Tag geschehen kann; der Betrag wird ins Buch eingeschrieben, sie selbst werden monatsweise zusammengesteckt, und dann im Hauptreceptkasten mit den schon früher vorhandenen Recepten desselben Schuldners zusammengethan und auf dem Umschlage wird der Name des Schuldners bemerkt. — Die bezahlten Recepte werden in einem besondern, bezeichneten Kasten geordnet. — Werden die Rechnungen bezahlt, so werden sie im Schulden- und Hauptschuldenbuche getilgt und, im Fall die Recepte in der Apotheke liegen bleiben, wird auf dem Umschlage die Bezahlung bemerkt. Nach Jahresabschluß werden alle bezahlten Recepte, je nach ihrer Menge, entweder summarisch oder speciell geordnet und aufbewahrt, während die nicht bezahlten im Hauptreceptkasten bleiben und ebenfalls wiederum jahresweise mit Bemerkung der Jahrszahl zusammengebunden werden. Auf diese Weise kann man leicht alte Recepte, wenn sie noch in den Händen des Apothekers sind, auf Verlangen wieder auffinden; überhaupt dürfen aber auch keine Recepte von noch lebenden Personen vernichtet werden, da es für den Arzt von großer Wichtigkeit ist, nachsehen zu können, was er vor einer Reihe von Jahren denselben Personen verordnet hat.

Für die Controle bereit muß der Apotheker halten:

Das Waarenbuch und die Receptniederlage; außerdem noch

Das Elaborationsbuch, in welchem die verfertigten Arzneistoffe, wie Extracte, Syrupe, chemische Präparate ꝛc., aber auch die gepulverten, präparirten oder geschnittenen Substanzen, dem Namen, Datum und Gewicht nach, bemerkt werden. Es wird von dem Laboranten geführt, welcher auf einer hierzu bestimmten Tafel, der Defecturtafel, als fehlend aufgeführte zusammengesetzte und einfache Arzneistoffe nach der Wiederbereitung derselben und nach der Menge ihres Gewichts bemerkt und sie monatsweise geordnet in das Elaborationsbuch einträgt.

Das Tagebuch oder Journal ist eigentlich nicht erfoderlich, aber in einer gut geleiteten Apotheke fehlt es nicht. Hierein werden die Notizen geschrieben, welche sich bei den Arbeiten des Laboratoriums darbieten und der weitern Beobachtung werth sind, z. B. die Ausbeute irgend eines Vegetabils an Extract, Öl, Harz ꝛc., die Sättigungsverhältnisse zwischen sauren und basischen Substanzen, wie zwischen Weinstein und Potasche, Behufs der Bereitung des weinsteinsauren Kali, die Untersuchungen und Prüfungen der Arzneistoffe ꝛc. Um sich daraus schnell über einen fraglichen Gegenstand Aufschluß zu verschaffen, ist ein Register am Ende des Tagebuchs zweckmäßig. Es wird, wie schon aus dem Zweck hervorgeht, vom Laboranten geführt.

Das Journal muß außerdem die bestimmten Vor-

Digitized by Google

schriften zu Arzneimitteln, welche nicht in die Pharmakopöe aufgenommen sind, oder die Quellen zu jenen enthalten. In den meisten Apotheken wird aber zu den nicht durch die Pharmakopöe bestimmten Arzneimitteln ein eignes Buch, das sogenannte Manual, gehalten.

Das Vegetabilienbuch kann als ein Theil des Tagebuchs betrachtet werden. Hier werden die einzelnen, zum Trocknen bestimmten Vegetabilien und thierischen Stoffe, wie Canthariden, ihrem Gewicht und Preis nach angegeben und die Menge der getrockneten und vom Boden in das Magazin gebrachten Arzneistoffe bemerkt. Nach Beendigung der Sammlungszeit werden sowol die Gewichtsmengen der einzelnen getrockneten Substanzen, als auch die für sie im frischen Zustande bezahlten Geldsummen zusammengestellt, um die Auslage für eine gewisse Menge kennen zu lernen und zu erfahren, ob die Einsammlung mit Vortheil verbunden war.

Das Giftbuch ist unbedingt nothwendig, um jeden Verkauf von Gift auf der Stelle einzutragen und in jedem Augenblick zur Einsicht der Behörde vorlegen zu können. Es werden in dasselbe nicht nur die unterschriebenen und untersiegelten Erlaubnißscheine der Behörden, wie die Verordnungen der Ärzte, sondern auch die unterschriebenen Empfangscheine der Käufer, dem Datum und Jahr nach eingeheftet und recht zweckmäßig in einem besondern Theil in Abschrift eingetragen.

Zur Verfertigung der Arzneistoffe muß in jeder Apotheke die neueste, gesetzlich eingeführte Landespharmakopöe und zur Nachachtung und Befolgung die Apothekerordnung, die Arzneitaxe mit ihren jährlichen Abänderungen, alle kleinern dem Apotheker von Zeit zu Zeit bekannt gemachten gedruckten Publicanda und in einigen Staaten auch das Amts- und Regierungsblatt vorhanden sein.

Theils zur weitern Fortbildung seiner selbst, theils zur Ausbildung der Gehilfen und Lehrlinge ist zwar nicht eine vollständige pharmaceutische Bibliothek erfoderlich, doch muß der Apotheker die wichtigsten Werke seines Fachs besitzen. Hierher gehören:

Eine Übersetzung oder ein Commentar der Landespharmakopöe und zum Verständniß der lateinischen Pharmakopöe ein Lexikon.

Ein oder mehre anerkannt gute Handbücher der Pharmacie im Allgemeinen und über Botanik, Zoologie, Mineralogie, Waarenkunde und Chemie insbesondere.

Eine Universalpharmakopöe, um sich über das Vorkommen, die Abstammung und Zubereitung nicht landesüblicher Arzneimittel nöthigenfalls schnell unterrichten zu können.

Irgend eine Zeitschrift der Pharmacie.

Dem Gutdünken des Apothekers muß es aber überlassen bleiben, welchen Werken er den Vorzug gibt. Zur Verständigung jener Bücher ist aber erfoderlich, daß auch Abbildungen und Sammlungen vorhanden sind. Zu jenen gehören die die naturhistorischen Werke erläuternden Abbildungen von Pflanzen, Thieren und einzelnen Arzneistoffen, zu diesen Herbarien, Waaren- und Präparatensammlungen.

Ein Herbarium muß in jeder Apotheke vorhanden sein, es muß eine möglichst vollständige Sammlung aller, vorzüglich einheimischer officinellen, sowie auch derjenigen Pflanzen, welche wegen ihrer Ähnlichkeit leicht mit jenen verwechselt werden können, in systematischer Ordnung enthalten, damit der Apotheker selbst in zweifelhaften Fällen sich belehren kann, und die Gehilfen und Lehrlinge in den Stand gesetzt werden, sich beständig in der Pflanzenkunde zu üben; Letztere müssen noch besonders dazu angehalten werden, sich eigne Herbarien anzulegen, wozu ihnen der Apotheker Zeit und Anleitung geben soll.

Die Waaren- oder pharmakognostische Sammlung muß die Musterstücke der einzelnen Arzneistoffe und die Verfälschungen derselben enthalten. Die Anlegung derselben wird durch Aussuchen der ausgezeichneten Stücke aus dem Vorrath oder durch Kauf und Tausch bewerkstelligt. Bei der einzelnen Bezeichnung derselben muß nicht allein ihr officineller Name, sondern auch der ihrer Abstammung und ihrer Classification angegeben werden.

Was die Präparatensammlung betrifft, so bietet eigentlich die ganze Apotheke schon eine solche dar; aber zweckmäßig ist es, die ausgezeichnetern Präparate in kleinen Mengen zu sammeln und aufzubewahren und mit ihnen, wenn es die Umstände erlauben, eine Sammlung rein chemischer Präparate zu verbinden.

Alle diese Bücher und Sammlungen müssen den Gehilfen und Lehrlingen immer offen stehen, damit sie sich nöthigenfalls augenblicklich unterrichten und in freien Stunden zur weitern Ausbildung ruhig damit beschäftigen können.

Endlich ist noch ein ganz unentbehrliches wissenschaftliches Bedürfniß einer Apotheke ein Reagenskasten, welcher nicht allein die nöthigen Agentien zur Untersuchung der Arzneistoffe und anderer Substanzen auf nassem und trocknem Wege, sondern auch die hierzu erfoderlichen Utensilien enthält.

Am Ende sei es dem Verfasser noch erlaubt, Einiges über die Verhältnisse des Arztes zur Pharmacie und zum Apotheker und die des Letztern zum Arzt, sowie über das Studium der Pharmacie überhaupt zu bemerken.

Die Pharmacie ist ein integrirender Theil der Medicin und darf beim medicinischen Studium nicht vernachlässigt werden. Sie ist die Praxis aller naturhistorischen Vorkenntnisse des Arztes, nämlich der Botanik, Zoologie, Mineralogie, Physik und Chemie, und bietet diesem die Belehrung und Hilfsmittel dar, die in jenen Disciplinen erworbenen Kenntnisse praktisch anzuwenden. Wird sie vom Arzt vernachlässigt, so kann er jene Wissenschaften nicht anwenden, sie sind ihm gleichsam ein todtes Capital, dessen Verlust wenig beachtet wird, und sie werden vergessen. Aber groß ist dieser Verlust für den Arzt und er wird ihm besonders fühlbar, wenn er sich den reifern Jahren nähert, wenn er Erfahrungen gesammelt hat; und leider wird der unfreundliche Vorwurf Jacquin's auf die Ärzte „daß sie die Werkzeuge ihres eignen Berufs nicht kennen," in der neuern Zeit immer mehr gerechtfertigt.

Digitized by Google

Das Studium der Pharmacie lehrt dem Arzt dasselbe, was es dem Apotheker lehrt, die pharmaceutische Waarenkunde, Technologie und Chemie, aber in Beziehung auf letztere macht sie ihn noch besonders darauf aufmerksam, daß unter gewissen Umständen und nach gewissen Vorschriften Modificationen einer Verbindung auftreten, welche bei gleicher Zusammensetzung verschiedene chemische und physikalische Eigenschaften erhalten (Isomerie) und dem zufolge verschiedene Wirkungen auf den thierischen Organismus ausüben können — man denke nur an das Anderthalbschwefelantimon, welches von der Natur dargeboten als schwarzer Schwefelspießglanz und auf dem Wege der Kunst erzeugt, unter gewissen Umständen als rother Kermes bekannt ist, welche beide in ihren Wirkungen, und letzterer wieder je nach der Art seiner Bereitung, sich so verschieden zeigen; ferner an das auf trocknem und nassem Wege bereitete Zinkoxyd ꝛc. Die Pharmacie bietet dem Arzt aber auch die Hilfsmittel dar, Verfälschungen und Verunreinigungen von Arzneimitteln, sowie Vergiftungen zu erkennen, und macht ihn deshalb von den Kenntnissen Anderer ganz unabhängig und in der Anwendung von Arzneistoffen sicher. Leider sucht sich aber in der neuern Zeit die Medicin der Pharmacie zu entledigen, sie auf Universitäten der philosophischen Facultät zuzuschieben; hierin ist aber der Grund zu suchen, daß sie von angehenden Medicinern vernachlässigt wird; denn diese glauben, da in den Vor- und Hauptprüfungen wenig nach den in der Pharmacie erworbenen Kenntnissen geforscht wird, das Studium sei unnöthig und vernachlässigen es, wenn sie nicht ein wissenschaftlicher Drang hinzieht. Es muß aber aus den angedeuteten Gründen jedem Arzte zur Pflicht gemacht werden, sich mit der Pharmacie bekannt zu machen, er in den erworbenen Kenntnissen, gleich den andern medicinischen, geprüft und, sollte er sich jene nicht in hinreichendem Maße erworben haben, zum weitern Studium angehalten oder zurückgewiesen werden.

Wir meinen hier nicht, daß der Arzt die pharmaceutische Technologie inne habe, denn zur Erwerbung derselben gehört eine praktische mehrjährige Übung, aber von großem Vortheil wird es füe ihn sein, wenn er durch Anschauung sich ein Bild zu verschaffen suche; der Arzt beobachte genau die Manipulationen, welche bei der Receptur vorkommen, und er wird dabei Manches lernen, was ihm bei der Verordnung von Medicamenten nützlich wird; er besuche ferner die Laboratorien der Apotheken und lasse sich vom Laboranten diese oder jene Operation erklären ꝛc.

Was endlich das Verhältniß des Arztes zum Apotheker, und das des Letztern zum Erstern betrifft, so müssen sie auf gegenseitige Achtung und Überzeugung des Vorhandenseins der erfoderlichen Kenntnisse und Rechtlichkeit gegründet sein. Der Arzt darf in Städten, wo mehre Apotheken sind, keiner den Vorzug geben, wenn ihn nicht rechtliche, das Wohl der Menschheit im Auge habende Gründe dazu bestimmen, und er muß sich überhaupt enthalten, seine von ihm verordneten Recepte nur einer Apotheke zuzuweisen, da die Patienten ebenso Zutrauen zu einer gewissen Apotheke als zu einem gewissen Arzt haben.

Es gibt Ärzte, die dieses zu berücksichtigen scheinen; aber um das Publicum dennoch zu einer gewissen, von ihm bevorzugten Apotheke hinzuziehen, halten sie in dieser Sprechstunde ꝛc. und suchen unter dem Publicum die Zeit derselben zu verbreiten, damit dieses sie dort aufsucht und so gleichsam zur Anfertigung der verordneten Arzneien in jener gezwungen wird.

Der Abgabe von Arzneien, des sogenannten Selbstdispensirens, muß sich der Arzt enthalten, da er nicht allein den Apotheker in seinem besteuerten Einkommen und den Staat, da dieser hierauf ihn nicht besteuert, beeinträchtigt, sondern sich auch unabhängig von nothwendiger Controle und Revision machen würde.

In den meisten teutschen Staaten bestehen hierüber genaue Verfügungen, doch werden sie nicht genau befolgt, man denke nur an das Dispensiren der homöopathischen Ärzte. Von Apotheken fern wohnenden Ärzten muß jedoch immer gestattet werden, die nothwendigen Arzneien selbst verabfolgen zu können, da ein Aufschub das Leben des Patienten gefährden könnte. Aber in mehren Staaten sind solche Verfügungen noch nicht vorhanden und hier ist dem Arzt Alles gestattet. Der Verfasser kennt aus eigner früherer Erfahrung Fälle, wo Ärzte keine andern Recepte den Patienten zur Anfertigung in den Apotheken übergaben, als wo sie auf keine Bezahlung rechnen konnten!

Der Apotheker darf aber auch nicht nur gewisse Ärzte dem leidenden Publicum zuweisen, worüber er oft von diesem zu Rathe gezogen wird, sondern er muß diesem die Wahl eines Arztes gänzlich überlassen. Ebenso wenig darf er sich die Zuneigung eines oder mehrer Ärzte durch Geschenke, sie mögen unter irgend einem Vorwand dargeboten werden, zu erwerben suchen, und an Patienten keine Medicamente auf eigne Verordnung verabfolgen lassen. Bei zweckmäßigen Abänderungen oder bei Verlangen nach nicht gebräuchlichen und vorhandenen Arzneimitteln muß der Apotheker, soweit es in seinen Kräften steht, den Wünschen des Arztes nachzukommen suchen, sowie aber auch der Arzt von Seiten des Apothekers bescheiden gemachte Bemerkungen über die Zulässigkeit der Zusammenstellung und Gabe von Arzneimitteln annehmen und berücksichtigen muß, besonders wenn der Apotheker vermuthen darf, daß auf irgend eine Weise beim Niederschreiben des Receptes ein Irrthum vorgefallen ist.

In Fällen, wo dem Apothekee die Gabe eines Arzneimittels zu stark scheint und der Arzt seine Bemerkung hierüber nicht berücksichtigt, oder wenn das Recept, auf welchem eine anscheinend zu starke Gabe verordnet ist, von einem auswärtigen Arzte verschrieben worden, darf jener den vorliegenden Fall dem Physicus oder der Medicinalbehöde zur Begutachtung vorlegen, jedoch auf eine Weise, daß der betreffende Arzt bei dem Publicum nicht in nachtheilige Beurtheilungen fallen kann. Ob jedoch ein Arzneimittel in diesem oder jenem Fall zulässig sei, darüber hat sich der Apotheker gänzlich seines Urtheils zu enthalten.

Der Arzt darf überhaupt den Apotheker, sowie dieser den Arzt durchaus nicht in der Meinung des Publicums zu verdächtigen suchen, über die Anordnung und Güte der Arzneimittel, und ersterer muß sich besondees bei

Digitized by Google

mislungenen Heilversuchen enthalten, diese auf angeblich schlecht zubereitete oder verfälschte Arzneimittel zu schieben, wenn er sich nicht vollkommen hiervon überzeugt hat.

In staatsbürgerlichen, gesellschaftlichen und Standesverhältnissen stehen sich übrigens Arzt und Apotheker gleich, wenn beide wissenschaftlich gebildete und rechtliche Männer sind, in welchem Falle sie sich das Vertrauen ihrer Mitbürger und die Achtung und das Wohlwollen höher gestellter Personen in gleichem Maß erwerben werden.

Die Methode des Studiums der Pharmacie ist doppelter Art, nämlich von der Wissenschaft absteigend zur Praxis, oder von der Praxis aufsteigend zur Wissenschaft, welche letztere Art die in Europa gebräuchliche zur Ausbildung praktischer Apotheker ist. Der junge Mann, welcher sich der Pharmacie widmen will, tritt in seinem 16. bis 18. Lebensjahre, nachdem er sich die nöthigen Sprach- und Sachkenntnisse erworben, bei einem Apotheker in die Lehre, wo er den Unterricht sogleich in der praktischen Pharmacie beginnt, ohne noch deren wissenschaftlichen Grund zu kennen. Er übt sich in den gewöhnlichern und beschwerlichern mechanischen Arbeiten und gewöhnt sich an die Verhältnisse des Dienstes, lernt nach und nach die verschiedenen Werkzeuge gebrauchen und die Arzneisubstanzen empirisch kennen, eignet sich das technische und mercantilische Geschäft des Apothekers an und steigt durch fortgesetzte Übung in chemischen Arbeiten, durch den Umgang mit bereits gebildeten Pharmaceuten und durch Lectüre zu dem Punkt, wo die wissenschaftliche Ausbildung beginnt. In diesem Zeitpunkte erhält er vom Lehrherrn oder dessen Stellvertreter Unterricht in einigen der wichtigsten pharmaceutischen Hilfswissenschaften, nämlich in Botanik, Waarenknnde und Chemie, in Beziehung auf die chemischen Heilmittel, welche letztere Wissenschaft am besten mit der Übernahme chemischer Arbeiten im Laboratorium verbunden wird, um die chemischen Grundlehren durch Experimente darzulegen, oder vielmehr experimentelle Arbeiten zu erläutern. Nach drei bis vier Jahren, vom Beginn der Lehrzeit an gerechnet, ist der junge Mann zu einem brauchbaren Apothekergehilfen herangebildet, wenn er hinreichende Gelegenheit und Geistesgaben zur Erlernung der erwähnten Hilfswissenschaften hat. Durch mehrjähriges Conditioniren an verschiedenen Orten erweitert und befestigt er nicht allein seine pharmaceutische Bildung, sondern sammelt sich auch eine allgemeinere Welt- und Menschenkenntniß. Ehe er sich nun als selbständiger Apotheker niederläßt, ist es für ihn von größtem Nutzen, auf einer Universität die naturwissenschaftlichen Studien zu betreiben, und in manchen teutschen Ländern, z. B. in Baiern, ist dieses gesetzlich vorgeschrieben, während in andern wiederum jeder einjährige Besuch einer Universität oder eines pharmaceutischen Instituts, für eine zweijährige Conditionirzeit (die fünf bis sechs Jahre betragen soll) gerechnet wird. Die Dauer des rein wissenschaftlichen Unterrichts, verbunden mit praktischen Übungen in Pharmacie, analytischer Chemie und Botanik, richtet sich nach dem Bildungsgrade, mit dem der Pharmaceut zur Universität gelangt. Bereits tüchtig vorbereitete Pharmaceuten können den akademischen Cursus in einem Jahre sehr gut beendigen, während bei minder ausgebildeten zwei Jahre nöthig sind.

Der wissenschaftlich praktische Weg zur Erlernung der Pharmacie beginnt sogleich mit dem Studium der Naturwissenschaften. Der Jüngling, welcher ihn befolgen will, muß bereits mit den nothwendigen Vorkenntnissen, nämlich mit Sprachkenntnissen, Geschichte, Geographie, Mathematik und Philosophie, vertraut sein. Die pharmaceutischen Hilfswissenschaften bestehen nun in

1) Allgemeiner Physik, um die allgemeinen Eigenschaften der Körper, die Gesetze der Bewegung fester, tropfbarflüssiger und gasförmiger Stoffe, des Lichtes, der Wärme, der Elektricität und des Magnetismus, die Grundsätze der Mechanik, die Lehre von der Krystallisation, von der Bestimmung des spec. Gewichts ꝛc. kennen zu lernen;

2) Chemie, welche am gründlichsten und umfassendsten von dem Pharmaceuten studirt werden muß, da sie nicht allein die Bestandtheile der Körper und ihre Verbindungsgesetze kennen, sondern auch die wirksamern Theile von den unwirksamen scheiden, die Verbindung einfacher oder zusammengesetzter Körper und deren Aufbewahrung und Anwendung lehrt. Als specieller Zweig der Chemie ist für den Pharmaceuten die analytische Chemie mit damit verbundenen praktischen Übungen besonders hervorzuheben, da sie der Grund zu der Arzneimittelprüfungslehre und der gerichtlichen Chemie ist;

3) Botanik, da die meisten Arzneimittel vegetabilischen Ursprungs sind, weshalb sie in größtem Umfang und mit allem Fleiß praktisch studirt und eingeübt werden muß;

4 und 5) Mineralogie und Zoologie, welche jedoch vom pharmaceutischen Standpunkt aus, weniger umfassend zu studiren sind, als die vorigen Wissenschaften, da das Thier- und Mineralreich im Ganzen nur wenig Arzneistoffe liefern. Es ist hinreichend, sich einen allgemeinen Überblick über diese beiden Naturreiche zu verschaffen und nur diejenigen Mineralien und Thiere genauer kennen zu lernen, welche Heilmittel darstellen oder liefern, und

6) Toxikologie, theils zur Anwendung der nöthigen Vorsicht und Aufmerksamkeit bei der Bearbeitung und Dispensirung der heftig wirkenden Substanzen, theils zur weitern Belehrung für das Volk, theils aber auch und insbesondere zur geschickten und umsichtigen Anstellung polizeilich- oder gerichtlich-chemischer Untersuchungen.

Zur weitern pharmaceutischen Ausbildung werden auf den Universitäten noch speciell pharmaceutische Chemie, pharmaceutische Botanik und pharmaceutische Waarenkunde gelehrt, und in den Laboratorien wird Gelegenheit zur Darstellung pharmaceutischer Präparate gegeben. (Solche Pharmaceuten, die den praktischen Weg einschlagen, müssen gewöhnlich auch noch die Vorträge über Mathematik besuchen, sowie es ihnen von großem Vortheil sein wird, wenn sie an den Vorträgen über Philosophie und Logik Theil nehmen können.) Nach Beendigung dieser Studien, die wenigstens zwei Jahre in Anspruch nehmen, wird es dem Pharmaceuten, welcher von vorn herein den wissenschaftlichen Weg eingeschlagen hat, leicht, beim Eintreten in eine Apotheke die Arzneikörper selbst genau kennen und

Digitized by Google

die bei ihrer Zubereitung vorkommenden Operationen einüben zu können.

Beide Wege zur Erlernung der Pharmacie haben mit ihren Vortheilen auch ihre Nachtheile. Bei dem praktisch-wissenschaftlichen Bildungswege muß der junge Pharmaceut mit einem Male das ganze Fach angreifen; es begegnen ihm eine Unzahl von Dingen, die er sich nicht erklären kann und wo er sich blindlings abrichten lassen muß; er gewöhnt sich an das blinde Handeln und an einen gewissen Handwerksschlendrian, der sich schwierig wieder ablegen läßt; außerdem verliert er an Zeit, die er auf dem wissenschaftlich praktischen Wege besser hätte anwenden können. Dieser Letztere aber gewöhnt an freie, rein wissenschaftliche Arbeiten, sodaß der auf diesem Wege zur Pharmacie gelangte Mann, die unfreiwilligen und zum Theil unwissenschaftlichen Arbeiten der praktischen Apotheker doppelt schwer fühlt und nur selten lieb gewinnt.

Auch auf dem praktischen Weg gebildete Pharmaceuten verlieren durch ihre Studienzeit leicht die Liebe und Freude an pharmaceutischen Arbeiten, und um so leichter, je früher sie zur Universität gelangt sind und je länger sie da verweilt haben, und es ist rathsamer für dieselben, daß sie nicht unmittelbar nach überstandener Lehrzeit, sondern in spätern Jahren oder eben vor der beabsichtigten selbständigen Verwaltung einer Apotheke ihre Universitätsstudien absolviren, wo ihnen dann auch mehr Gelegenheit und Zeit zur Vorbereitung der nöthigen Staatsprüfung gewährt ist.

Sowie bei einem jeden Fache die Bücherkunde zur gründlichen Bildung gehört, so muß auch der Pharmaceut die Literatur seines Faches kennen. Diese ist nicht gering und läßt sich eintheilen in die Literatur der Grundwissenschaften, nämlich der Physik, Chemie und Naturgeschichte, und in die der praktischen Pharmacie.

Es kann hier nicht ausführlich die pharmaceutische Literatur angegeben, sondern es können in Nachstehendem nur die wichtigsten Werke genannt werden.

A. Arzneimittelkunde im Allgemeinen.

Nicol. Lemery, Traité universel des drogues simples. (à Paris 1697.), neu aufgelegt zu Paris 1714, 1723 und 1733, zu Amsterdam 1710, zu Rotterdam 1723 und ins Teutsche übersetzt zu Leipzig 1721 unter dem Titel „N. Lemery's vollständiges Materiallexikon von E. F. Richter," und in Paris 1807 neu bearbeitet unter dem Titel „Nouveau Dictionnaire général des drogues par *Lemery*, rev., corr. et augmenté par *S. Morelot*." J. R. Spielmann's Anleitung zur Kenntniß der Arzneimittel. 2. Th. 1775. J. C. Ebermaier's Tabellarische Übersicht der Kennzeichen der Echtheit und Güte, sowie auch der fehlerhaften Beschaffenheit der Arzneimittel ꝛc. (Leipzig 1804, 2. Aufl. 1810, 3. Aufl. 1815, 4. Aufl. 1820, 5. Aufl. 1827.) *N. J. B. G. Guibourt*, Histoire abrégée des drogues simples. (Paris 1820.), ins Teutsche übersetzt von G. W. Bischoff. (Nürnberg 1823.) J. C. H. Roloff, Anleitung zur Prüfung der Arzneikörper. (Magdeburg 1812, 2. Aufl. 1817, 3. Aufl. 1820. C. H. Pfaff, System der Materia medica nach chemischen Principien. (Leipzig 1808 — 1824 in 7 Bänden.) Fr. Göbel, Pharmaceutische Waarenkunde mit illuminirten Kupfern. (Eisenach 1827, beendigt von Kunze. Th. W. Chr. Martius, Grundriß der Pharmakognosie des Pflanzenreichs. (Erlangen 1832.) J. Zenker, Mercantilische Waarenkunde, oder Naturgeschichte der vorzüglichsten Handelsartikel. (Jena 1827 — 1835.) A. Wiggers, Grundriß der Pharmakognosie. (Göttingen 1840.) Ed. Winkler's Rohwaarenkunde. (Leipzig 1840 — 1842.)

B. Arzneipflanzenkunde.

B. A. Matheoli Commentarii in libros sex Pedacii Dioscoridis de medica materia. (Venet. 1554.), und dessen Kräuterbuch durch Joachim Camerarium. (Frankfurt 1590.) *J. Bauhini*, Historia plantarum universalis recogn. et aucta a Domino Chabraeo, juris publici facta a *Franc. Ludov. a Gruffenried.* (Ebrodun. 1650.) *Zorn*, Icones plantarum medicinalium. (Norimb. 1779 — 1790.) *J. J. Blenk*, Icones plantarum medicinarum. (Vienn. 1788 — 1810.) F. G. Hayne, Getreue Darstellung und Beschreibung der in der Arzneikunde gebräuchlichen Gewächse. (Berlin 1805 — 1829.) Derselbe, Darstellung und Beschreibung der Arzneigewächse, welche in die preußische Pharmakopöe aufgenommen sind. Nach natürlichen Familien geordnet und erläutert von J. S. Brandt und J. F. C. Ratzeburg. Chr. F. Graumüller, Handbuch der pharmaceutisch-medicinischen Botanik. (Eisenberg 1813 — 1819.) Nees von Esenbeck, Vollständige Sammlung officineller Pflanzen. (Düsseldorf 1829.) J. S. Mann, Teutschlands wildwachsende Arzneipflanzen. (Stuttgardt 1827 — 1830.) Guimpel und Schlechtendal, Abbildung und Beschreibung der in der Pharm. boruss. aufgeführten Gewächse. Ed. Winckler, Sämmtliche Arzneigewächse Teutschlands. (Leipzig 1833.) Boudon's Encyklopädie der Pflanzen, frei nach dem Englischen bearbeitet von Dietrich. (Jena 1839.) Dietrich, Taschenbuch der Arzneigewächse des Auslandes. (Jena 1839.) Geiger's Pharmacie, Abtheilung Botanik, von N. v. Esenbeck, Clamor Marquart und Dierbach herausgegeben. (Heidelberg 1837 — 1840.)

C. Arzneibereitungskunde im Allgemeinen.

J. J. Manlii, Luminare majus, omnibus medicis necessarium. (Venet. 1496, 1501, 1503, 1517, 1549.) *Andri Libavii* Rerum Chemicarum epistolica forma descriptarum. (Francof. Lib. I et II. 1595. Lib. III. 1599.) *Andri Libavii* Alchymiae praxis. (Francof. 1597.) *Andri Libavii* Syntagma arcanorum chemicorum. (Francof. 1611. 1613.) *Dan. Ludovici* Pharmacia moderno saeculo applicanda. (Gothae 1671.), eins der besten Apothekerbücher jener Zeit, welches oft aufgelegt und commentirt wurde, z. B. zu Amsterdam und Hamburg 1685, 1688 und 1728, zu Kopenhagen 1693, zu Leipzig 1696 und 1712, zu Frankfurt 1698 und 1712 ꝛc. *Nic. Lemery*, Cours de Chemie. (Paris 1675, 1677, 1679, 1682, 1683, 1687, 1690, 1697, 1698, 1713 und 1730. Amsterdam

Digitized by Google

1698. Leyden 1716 und 1736. Brüssel 1744. 1747. zu Genf 1681.) Ins Teutsche übersetzt als „Der vollkommene Chymist." (1705, 1734, 1754.) *G. Ern. Stahl*, Fundamenta Pharmaciae chemicae. (Budiss. 1728.) *G. Ern. Stahl*, Fundamenta chemico-pharmaceutica generalia cur. *Rotscholz*. (Herrenst. 1728.) *Herm. Boerhaave*, Elementa Chemiae. (Lugd. Bat. 1732.), öfters aufgelegt zu Tübingen, Leipzig und Paris, und teutsch übersetzt zu Leipzig 1753. *Casp. Neumann*, Chemia medica dogmatico-experimentalis, herausgegeben von Chr. H. Kessel. (Züllichau 1749.) *Ant. Baumé*, Elémens de Pharmacie théorique et pratique. (Paris 1762, 1770, 1789 etc.), und die 9. Ausgabe 1818 von Bouillon Lagrange besorgt. K. G. Hayne, Lehrbuch der Apothekerkunst. (Königsberg 1778.), und seitdem bis ins erste Viertel unsers Jahrhunderts in vielen Auflagen erschienen. Fr. S. Hermbstädt, Katechismus der Apothekerkunst. (Berlin 1792.) Fr. S. Hermbstädt, Grundriß der experimentellen und theoretischen Pharmacie. (Berlin 1792, 1793—1808, 1810.) J. B. Trommsdorff, Systematisches Handbuch der Pharmacie. (Erfurt 1792, 1811 und 1827.) J. F. Westrumb, Handbuch der Apothekerkunst in sechs Abtheilungen. (Hanover 1795—1798, 1799—1801 und 1803—1805.) C. F. Bucholz, Grundriß der Pharmacie. (Erfurt 1802. 2. Aufl. von Brandes 1819.) C. F. Bucholz, Katechismus der Apothekerkunst. (Erfurt 1810. 2. Aufl. von Brandes, auch unter dem Titel „Handbuch der pharmaceutischen Wissenschaft" 1820.) C. F. Bucholz, Theorie und Praxis der pharmaceutisch-chemischen Arbeiten, 3. Aufl. von J. W. Döbereiner als Handbuch der pharmaceutischen Chemie. (Leipzig und Basel 1831.) J. Andr. Buchner, Vollständiger Inbegriff der Pharmacie ꝛc. (Nürnberg von 1821 an.) J. W. Döbereiner, Elemente der pharmaceutischen Chemie. (Jena 1816 und 1819.) Ph. Geiger, Handbuch der Pharmacie. (Heidelberg 1824 in der 5. Aufl. 1843 neu bearbeitet 1. Bd. von J. Liebig, 2. Bd. von N. v. Esenbeck, Clamor Marquart und Dierbach. Fr. Döbereiner, Teutsches Apothekerbuch. (Stuttgardt seit 1841. 13 Lieferungen.) Fr. Göbel, Grundlehren der Pharmacie. (Erlangen 1843. 1. Bd.)

D. Sammlungen von Arzneivorschriften und Pharmakopöen, s. unter dem Artikel Pharmakopöe.

E. Wörterbücher.

Joh. Hel. Jungker, Lexicon chemico-pharmaceuticum. (Francof. 1694. rec. Norimb. 1699, 1709, 1716, 1729 und 1732.) *A. C. Ernstingii*, Nucleus totius medicinae quinquepartitus. Lexicon et Dispensatorium pharmaceuticum, oder der vollkommene und allzeit fertige Apotheker. (Helmstedt 1741. Lemgo 1770—1771.) Sam. Hahnemann's Apothekerlexikon. (Leipzig 1793—1794.) J. B. Trommsdorff, Allgemeines pharmaceutisch-chemisches Wörterbuch, auch unter dem Titel: „Die Apothekerkunst in ihrem ganzen Umfange." (Erfurt 1806—1813.) Dulk und Sachs, Handwörterbuch der praktischen Heilmittellehre. (Königsberg 1832.) W. L. Bachmann, Handwörterbuch der praktischen Apothekerkunst. (Nürnberg 1839. Nachtrag 1844.) Ed. Winkler, Allgemeines Reallexikon der pharmaceutisch-medicinischen Naturgeschichte und Rohwaarenkunde. (Leipzig 1840—1842.)

F. Zeitschriften.

Almanach oder Taschenbuch für Scheidekünstler und Apotheker, seit 1780 bis in die 20er Jahre unsers Jahrhunderts erschienen, Anfangs von Göttling, hierauf von Bucholz, dann von Brandes und zuletzt von Trommsdorff herausgegeben. J. H. Pfingsten, Magazin für Pharmacie. (Halle 1782—1783.) J. K. Ph. Elvert, Magazin für Apotheker, Materialisten und Chemisten. 3 Stücke. (Nürnberg 1785 und 1787), aus dessen Repertorium für Chemie, Pharmacie und Arzneimittelkunde. 2 Stücke. (Hanover 1796.) Joh. Bart. Trommsdorff, Journal der Pharmacie für Ärzte und Apotheker. 26 Bde. (Leipzig 1794—1817), und Neues Journal der Pharmacie. (Leipzig von 1817 bis zu Anfang der 30er Jahre erschienen und dann mit den Annalen der Pharmacie vereinigt.) Berlinisches Jahrbuch für die Pharmacie, seit 1795 in mehren Unterbrechungen, seit 1815 regelmäßig alle Jahre unter verschiedenen Redactionen erschienen und jetzt von Lindes herausgegeben. Archiv für Pharmacie und ärztliche Naturkunde, herausgegeben von Schaub und Piepenbring. 3 Bde. (Gotha 1802—1805.) Journal de la Société des Pharmaciens de Paris, par *Fourcroy*, *Vauquelin* et *Parmentier*. (Paris 1797—1799.) Bulletin de Pharmacie, redigé par *M. M. Parmentier*, *Cadet*, *Planche* etc. (Paris 1808—1814.) Journal de Pharmacie et des sciences accessoires. (Paris seit 1818 und wird noch fortgesetzt.) Grindel, Russisches Jahrbuch für die Pharmacie. 6 Bde. (Riga 1803—1808.) Russisches Jahrbuch für Chemie und Pharmacie von Giese und Grindel. 2 Bde. (Riga 1809. Dorpat 1810.) Repertorium für die Pharmacie, angefangen von Gehler und fortgesetzt von Buchner bis jetzt. (Nürnberg von 1815.) Magazin für Pharmacie, begonnen 1823 von Hänle, fortgesetzt von Geiger, später auch unter Mitwirkung Liebig's herausgegeben und im Jahr 1832 mit dem Nachstehenden verschmolzen. (Heidelberg.) Archiv des Apothekervereins im nördlichen Teutschland, herausgegeben von Brandes seit 1835, von Bley und Wackenroder seit 1843 herausgegeben und fortgesetzt. Annalen der Pharmacie, das seit 1832 vereinigte Magazin der Pharmacie und Archiv des Apothekervereins, womit im Jahr 1834 das Trommsdorff'sche neue Journal der Pharmacie vereinigt wurde, Anfangs von Brandes, Geiger und Liebig, dann auch von Trommsdorff, später von Liebig und Mohr, dann von Liebig und Wöhler, als Annalen der Chemie und Pharmacie herausgegeben und als solche fortgesetzt. (Heidelberg.) Pharmaceutisches Centralblatt. (Leipzig seit 1830.) Pharmaceutisches Correspondenzblatt für Südteutschland. Jahrbuch für praktische Pharmacie. Vogel's Notizen aus dem Gebiete der praktischen Pharmacie. (*Döbereiner.*)

Digitized by Google

Pharmakognosie, s. Pharmakologie.

PHARMAKOLITH. Dies Mineral findet sich gewöhnlich in weißen, oder auch wol durch Kobalt pfirsichblutroth gefärbten, nadel- und haarförmigen Krystallen, die büschelförmig, sternförmig oder kugelig zusammengehäuft sind, selten in rhomboidischen Prismen mit Winkeln von 117° 24′ die nach der schiefen Diagonale spaltbar sind, und ein spec. Gewicht von 2,6 besitzen. Die Härte ist nur die des Gypses, und durch Verwitterung werden die Krystalle erdig und zerreiblich.

Der Pharmakolith enthält 50,93 Arsenikſäure, 25,20 Kalkerde, 23,87 Wasser und löset sich leicht in der Salpetersäure, aber nicht im Wasser auf. Vor dem Löthrohre schmilzt er leicht mit Entwickelung von Arsenikdämpfen zu einem weißen Email. Von der Arsenikblüthe (natürliche arsenige Säure), mit welcher er sonst verwechselt wurde, unterscheidet er sich durch geringere Härte und Schwere, Unauflöslichkeit im Wasser, und Schmelzbarkeit vor dem Löthrohre.

Findet sich vorzüglich in Begleitung von arsenikhaltigem Kobalt- und Arsenikerzen, aus deren Zersetzung er sich zu bilden scheint. So bei Wittichen, Riegelsdorf, Andreasberg, Joachimsthal ꝛc. (*Germar.*)

PHARMAKOLOGIE (*φάρμακον — λόγος*), Arzneiwaarenkunde*). Wenn nach dem Wortverstande diese Wissenschaft die Gesammtlehre von den Arzneien umfassen sollte, mithin Pharmakognosie, d. h. die Lehre von den Eigenschaften und Merkmalen der Arzneistoffe als Naturkörper, Pharmacie, d. h. die Lehre vom Einsammeln, Zubereiten und Aufbewahren der Arzneien in den Apotheken, Pharmakodynamik, d. h. die Lehre von der Wirkungsweise der Arzneien, und selbst das Formular, die Arzneiverordnungslehre, ebenso als Theile der Pharmakologie angesehen werden müßten, wie diese letztere selbst wieder nur einen Theil der gesammten Heilmittellehre (s. d. Art.) ausmachen würde: so hat doch schon längst der Umfang und die Bedeutung jeder einzelnen dieser Wissenschaften zur Nothwendigkeit gemacht, jeden dieser Zweige der Heilmittellehre als ein eigenes Ganzes zu bearbeiten, und hat es dabei namentlich zur Gewohnheit werden lassen, den Begriff der Pharmakologie um sehr Vieles, ja soweit zu verengern, daß man unter Pharmakologie lediglich die Naturgeschichte der als Heilmittel benutzten Arzneistoffe versteht. Eben diese Bedeutung des Wortes werden wir auch im Nachstehenden nicht aus den Augen zu verlieren bemüht sein, obwol gern einräumend, daß auch auf diese Begriffsbestimmung, wie auf die meisten unserer Wissenschaft und demnach auch auf unsern Sprachgebrauch die Willkür nicht ohne Einfluß geblieben ist†), und vollständig anerkennend, daß die Verbindungen und Beziehungen, welche unter allen genannten Theilen der Heilmittellehre stattfinden, viel zu mannichfaltig und zu nahe sind, als daß eine genaue Abgrenzung jeder einzelnen dieser Theile möglich wäre, und, wenn sie es wäre, der Arzneiwissenschaft förderlich sein könnte.

Die meistens nur aus zufällig Bemerktem hervorgegangenen, oft nur durch Vorurtheile gestützten, aber darum nicht weniger durch Überlieferung sich fortpflanzenden Meinungen von der heilkräftigen Wirkung einzelner Stoffe haben frühzeitig eine große Menge derselben den sogenannten Arzneischatz bilden lassen, in welchem von jeher des Unwirksamen oder doch Entbehrlichen beiweitem mehr enthalten war, als des Schätzbaren oder gar Unentbehrlichen. Schon zu den Zeiten des Hippokrates sollen mehr als 400 solcher Stoffe bekannt gewesen sein, und wenn sich auch im 5. Jahrh. v. Chr. die Griechen zur Heilung von Krankheiten vorzugsweise einer Mischung von Essig und Honig, der gekochten Öle, der Pflaster, Salben und Breiumschläge bedienten, und der geringe Arzneivorrath, welchen Hippokrates benutzte, sich auf derartige einfache und leicht anzufertigende Arzneimittel, unter welchen sich weder mineralische noch ausländische befanden, beschränkte, so vermehrte sich dagegen, als im 4. Jahrh. v. Chr. die Griechen durch die Eroberungen Alexander's d. Gr. mit den Erzeugnissen des Morgenlandes bekannt geworden waren, der Arzneivorrath noch durch eine große Menge aus Arabien, Indien, Persien und Afrika stammender Stoffe, welche von dieser Zeit an nicht blos vielfach, sondern auch in den mannichfaltigsten Zusammensetzungen, arzneilich angewandt wurden, und zu so zahlreichen Untersuchungen über die Heilkräfte und die Zubereitung der Arzneien Veranlassung gaben, daß unter den drei Theilen, in welche man damals die Arzneiwissenschaft zerfallen ließ, ein eigener „pharmaceutischer" anerkannt wurde, dessen Bedeutung um so größer erscheinen mußte, als um ebendiese Zeit die Naturgeschichte durch Aristoteles in einer Weise bereichert worden war, welche uns jene Wissenschaft als damals erst durch den genannten Philosophen begründet anzusehen nöthigt. Die nach dem Hippokrates sich ausbildenden und noch einige Jahrhunderte nach Christus bestehenden medicinischen Schulen vermehrten noch fort-

*) Die Artikel Pharmakologie und Pharmacie sind sich so nahe verwandt, daß bei Verschiedenheit der Bearbeiter und ihrer Gesichtspunkte Wiederholungen wie Differenzen unvermeidlich waren. Um so mehr rechnen wir auf die Nachsicht der Leser. (D. Red.)

†) So hat man z. B. bisweilen Pharmakognosie die „Kenntniß der wesentlichen Eigenthümlichkeit der einzelnen Mittel" genannt (Ofann), obwol ihr hiernach auch die Wirkungen der Arzneien nicht fremd sein könnten, und sie also mit Arzneimittellehre in Eins zusammenfallen würde. Ebenso haben viele Schriftsteller unter Materia medica die gesammte Heilmittellehre, Andere ausschließlich die Arzneimittellehre verstanden wissen wollen. Manche Ärzte endlich, namentlich nach Barbier's Beispiele französische, haben gelehrt, daß alle Einwirkungen auf den Menschen, geistige wie körperliche, die Materia medica bilden, haben aber nichtsdestoweniger vorgeschlagen, die Materia medica mit dem Namen der Pharmakologie zu belegen, welcher als die allgemeinere (!) Bezeichnung vor der erstgenannten den Vorzug verdiene. Es bedarf keiner nähern Erörterung, daß in der Pharmakologie nur von Arzneien die Rede sein kann. Wenn wir aber im Obigen die Pharmakologie nicht Arzneimittellehre, sondern Arzneiwaarenkunde genannt haben: so ist dies lediglich geschehen, weil die Wirkungen der Arzneien auf den lebenden Körper einen Gegenstand der Pharmakologie nicht ausmachen dürfen, wenn diese überhaupt noch — wie doch alltäglich, und mit gutem Grunde, geschieht — von der Arzneimittellehre unterschieden werden soll, und weil für dieses Verhältniß beider Zweige der Heilmittellehre der Name „Arzneiwaarenkunde" am bezeichnendsten zu sein scheint.

während die Menge der in Anwendung gebrachten Arzneistoffe, sowie sie immer abgeschmacktere Zusammensetzungen derselben entstehen ließen; einen wahren Gewinn für die Wissenschaft führte dagegen nur der Umstand mit sich, daß unter jenen Schulen die empirische den arzneilichen Gebrauch der Gifte, welche nach dem „Eide" des Hippokrates als Heilmittel anzuwenden den Ärzten seiner Zeit verboten war, einführte, und daß die durch diese Einführung erlangte bessere Kenntniß der Gifte, im Vereine mit der Verderbtheit einer an Giftmorden reichen Zeit, auch zu eifrigem Aufsuchen von Gegengiften führte. Wenn wir die zahlreichen Schriftsteller, welche in jenen Jahrhunderten die Arzneimittellehre bearbeitet haben, nur aus Galen und Celsus kennen: so werden die auf uns gekommenen Werke des Pedacius Dioscorides Anazarbäus, welcher im Zeitalter Nero's lebte, für die Geschichte der Naturgeschichte und Arzneimittellehre immer einen um so größern Werth behalten, obwol dieser Schriftsteller in Betreff der Kräfte, welche er den von ihm beschriebenen Roharzneien beilegte, bei seinen Nachfolgern Jahrhunderte lang einen viel zu unbedingten Glauben fand, als daß dadurch nicht die Wissenschaft am Fortschreiten hätte wesentlich gehindert werden sollen. In noch weit höherm Grade gilt dasselbe von Claudius Galenus. Zwar erhielt nämlich durch ihn die Arzneimittellehre, wie die gesammte Arzneiwissenschaft, zuerst eine wissenschaftliche Form, aber Galen gründete jenen Theil, wie das Ganze seiner Wissenschaft, auf seine Lehre von den von ihm sogenannten Qualitäten und verschiedenen Graden oder Ordnungen derselben, und wie diese Lehre überhaupt nicht aus der Natur geschöpft war, sondern lediglich eine Frucht seines scharfsinnigen, aber durch die damalige höchst beschränkte Kenntniß der Naturwissenschaften wenig unterstützten, Nachdenkens ihres Urhebers war: so hätte auch die Anwendung der Galen'schen Grundsätze auf die Arzneimittellehre dieses Letztern nur dann förderlich werden können, wenn man die wissenschaftliche Form des Meisters von Pergamos zu erhalten auf alle Weise bemüht gewesen wäre, aber zugleich den Grund, auf welchem das ganze Galen'sche Lehrgebäude ruhte, strengen Prüfungen unterworfen hätte. Wie wenig dies beinahe vierzehn Jahrhunderte hindurch der Fall gewesen, ist bekannt. Der Verfall der Wissenschaften ließ nicht blos den Gedanken an eine solche Prüfung nicht aufkommen, sondern es gab zugleich die Anwendung neuplatonischer Grundsätze auf die Heilkunst Veranlassung zu abergläubischem Vertrauen auf übernatürliche Wirkungen der Arzneien, zu der Lehre von der Signatur (auf welche wir im Folgenden zurückkommen werden) und zu einer Menge mit tiefsinniger Frömmelei, Zauberei, Sterndeuterei, Goldmacherkunst ꝛc. zusammenhängender Albernheiten, welche man die Stelle einer richtigen Erkenntniß in der gesammten Heilmittellehre vertreten ließ. Diese Sachlage veränderte sich auch nicht wesentlich, als nach dem Falle des römischen Reiches unsere Wissenschaft mit allen andern nur bei den Arabern eine Zuflucht fand; ja die arabischen Ärzte fügten zu allem übrigen medicinischen Aberglauben der Zeit noch ihre Meinung von der herzstärkenden Kraft des Goldes und den Heilkräften der Edelsteine hinzu. Aber wahre Verdienste um die Arzneimittellehre haben sich diese Ärzte nichtsdestoweniger erworben. Daß sie sich zuerst des Zuckers zu manchen Zusammensetzungen bedienten, bei welchen die Griechen nur Honig anwandten, und deren Namen (Syrup, Julep, Roob, Looch) noch heute den arabischen Ursprung dieser Bereitungen bezeichnen, mag immerhin als ein Umstand von sehr untergeordneter Bedeutung erscheinen. Desto weniger bestreitbar ist dagegen der Nutzen, welcher von Seiten der Araber der Arzneimittellehre daraus erwuchs, daß sich unter den Arzneistoffen, mit welchen sie der Verkehr mit benachbarten asiatischen und afrikanischen Völkern bekannt gemacht hatte, und deren Kenntniß durch die Araber auf uns gekommen ist, mehre sehr wirksame — unter ihnen namentlich Bisam, Manna, Sennesblätter, Tamarinden — befanden. Noch weniger endlich darf übersehen werden, daß, während die Griechen beinahe nur Pflanzenstoffe in arzneiliche Anwendung brachten, die arabischen Ärzte auch aus dem Mineralreiche ihre Heilmittel entlehnten und daß sie den ersten Schritt zur Anwendung der Scheidekunst auf Arzneibereitung thaten. Sie wandten zuerst Quecksilber äußerlich gegen Hautkrankheiten an, und ihre Schriften lassen an mehr als einer Stelle nicht bezweifeln, daß Bereitungen, wie der Weingeist, abgezogene Wasser, brenzliche Öle und der Quecksilbersublimat, welche den Griechen und Römern fremd waren, den arabischen Ärzten nicht unbekannt gewesen sind. Überdies waren es — mindestens höchst wahrscheinlich — die Araber, unter welchen zuerst das Geschäft der Arzneibereitung von dem ärztlichen Berufe getrennt und somit der Grund zur Apothekerkunst, als einer selbständigen, gelegt wurde, und zwar um so sicherer, als bereits bestimmte Dispensatorien das Verfahren, welches bei der Arzneibereitung befolgt werden mußte, vorschrieben. — Im Abendlande blieb bis zum 15. Jahrhunderte der Zustand unserer Wissenschaft fast immer gleich unbefriedigend. Zwar sah Italien in seinen Städten seit dem 12. Jahrhunderte eigene Apotheken erstehen; Nicolaus Präpositus Alexandrinus entwarf zu Salerno ein Dispensatorium, welches späterhin viele andere, auch unter den Namen „Antidotaria, Luminaria, Pharmacopoeae" hervorrief, und im 13. Jahrhunderte erließ Kaiser Friedrich II. eigene, die Apotheker (Confectionarii, Stationarii) zu Neapel, sowie das Apothekenwesen betreffende Verordnungen, welche späterhin in andern Ländern Nachahmung fanden, und auf welchen im Wesentlichen noch die gegenwärtige Stellung der Apotheker beruht. Aber mit dieser weitern Ausbildung der Apothekerverhältnisse hielt die Arzneimittellehre keineswegs gleichen Schritt, und wenn auch im 15. Jahrhunderte, in welchem in mehren Ländern vom Staate beglaubigte Apothekenbücher eingeführt wurden und die größeren Städte Deutschlands mit ordentlich eingerichteten Apotheken versehen wurden, sich mit dem nahenden Sturze der scholastischen Philosophie mancherlei andere Umstände vereinigten, welche dem blinden Vertrauen der Ärzte auf die Lehren der Araber und Griechen, und der Herrschaft des Aberglaubens ein Ziel zu setzen versprachen, so war doch selbst im 16. Jahrhunderte dieses Ziel noch

nicht erreicht; noch immer bot die Arzneimittellehre nur einen fast unübersehbaren Haufen von Stoffen dar, deren vermeintlich heilkräftige Wirkungen man vermittels der Galen'schen Qualitäten, der Spitzfindigkeiten der Scholastiker und der zahllosen Vorurtheile des Aberglaubens jener Zeit, welche die Naturwissenschaften noch immer nicht aus ihrer Kindheit hervorgehen sah, zu erklären sich begnügte, während man sich bei der ärztlichen Kunstausübung fortwährend in den mannichfaltigsten und ungereimtesten Zusammensetzungen jener großentheils unwirksamen Stoffe am meisten gefiel. Jedenfalls war es demnach ein sehr großes Verdienst, welches sich in dem letztgenannten Jahrhunderte Theophrastus Paracelsus um die Arzneiwissenschaft und vornehmlich um die Arzneimittellehre erwarb, daß er — wenn auch mit einem widrig anmaßenden Übermuthe — dem blinden Glauben an Galen und die Araber ein Ende machte, daß er sich bei Behandlung der Krankheiten nur weniger, aber sehr wirksamer, und besonders vieler mit Hilfe der Scheidekunst dargestellten Arzneien zu bedienen lehrte, während er eine Menge unwirksamer Stoffe, welche dem Aberglauben noch immer als Arznei gegolten hatten, außer Gebrauch setzte, und vornehmlich, daß er den Geist des Nachdenkens und Forschens im Gebiete der Arzneimittellehre erweckte. Freilich war es auch seine, zuletzt in die Schwärmereien der Rosenkreuzer übergehende, Lehre, welche ein unfruchtbares Suchen nach den sogenannten Universalmitteln und Panaceen mit sich führte, und an die Stelle manches erkannten und aufgegebenen Wahnes einen neuen setzte, aber immer wird er als Derjenige genannt werden müssen, welcher die Arzneimittellehre seiner Zeit wesentlich verbessert und in jedem Sinne bereichert, welcher die auf Scheidekunst gestützte Arzneibereitungslehre begründet, und spätern Forschern kräftigst eine Bahn gebrochen hat, welche viele Jahrhunderte hindurch verschlossen gewesen war. Unter van Helmont und Sylvius nahm im 17. Jahrhunderte die Lehre vom Leben der organischen Körper zwar immer noch einen niedern Standpunkt ein, das Geschäft des Arztes bestand fast nur in dem Kampfe gegen vermeintliche alkalische und saure Schärfen, in welchen man die Ursachen aller Krankheiten erblickte, und diese einseitige Ansicht des Lebens konnte nicht günstig auf die Arzneimittellehre zurückwirken. Dennoch machten Scheidekunst und Apothekerkunst große Fortschritte. J. A. Becher gab der erstern zuerst ein wissenschaftliches Ansehen, Rudolf Glauber und Athanasius Kirchner bereicherten die letztere durch manche Entdeckungen, und Athanasius Kirchner und Hermann Conring bekämpften nicht ohne Erfolg die Vorliebe für die zu ihrer Zeit noch immer vielgeübte hermetische Kunst. Auch die Einseitigkeiten der iatromathematischen Schule, nach deren Lehren die Arzneimittel nur durch die Größe und Gestalt ihrer kleinsten Theile, wie durch ihre Schwere wirken, hinderten nicht, daß Friedrich Hoffmann mehre wichtige Arzneibereitungen erfand und Boerhaave nebst Kaspar Neumann, Geoffroy d. J., Bourdelin und Boulduc die Arzneimittel des Thierreiches und Pflanzenreiches, welche schon früher Nicolaus Lemery — aber nur durch Feuer — zerlegt hatte, auf nassem Wege vermittels gelinder Auflösungsmittel untersuchten. Nachdem im 18. Jahrhunderte G. E. Stahl's phlogistisches System, Priestley's Entdeckungen und Lavoisier's antiphlogistische Lehre dem Geiste der Forschung neue Bahnen eröffnet und neue Hilfsmittel der Untersuchung dargeboten hatte: äußerten diese Fortschritte der Naturlehre und Scheidekunst ihren günstigen Einfluß sehr bald auch auf die Arzneimittellehre vornehmlich auf Arzneiwaarenkunde und Apothekerkunst. Bei der Bestimmung der Pflanzen, welche zum arzneilichen Gebrauche dienen, wurde jetzt mit einer Genauigkeit zu Werke gegangen, welche dem bisher dabei üblichen Verfahren meistens ganz fremd geblieben war, die Weise Linné's, Gegenstände der Natur zu beschreiben, wurde auf die in den Apothekerwerkstätten enthaltenen Erzeugnisse angewandt, die Arzneistoffe des Thierreichs und Pflanzenreichs wurden mit den mannichfaltigsten chemischen Reagentien in Wechselwirkung gebracht, und die Grundsätze der neuern Scheidekunst auch bei Anfertigung der Arzneibereitungen mehr und mehr die leitenden, mit rühmlicher Genauigkeit befolgten, sowie J. F. Cartheuser den ersten Versuch machte, die Arzneien nach den Mischungsbestandtheilen derselben zu ordnen. Noch zahlreichere, größere und raschere Fortschritte verdankt im gegenwärtigen Jahrhunderte unsere Wissenschaft der durch die Naturphilosophie entwickelten umfassenderen Ansicht der Natur, und der dadurch bewirkten Förderung sämmtlicher Naturwissenschaften. In Folge dieser Förderung hat man fortgefahren, den Arzneivorrath von Stoffen, welche ungeachtet ihrer Unwirksamkeit, Vorurtheil und Herkommen immer noch im Gebrauche erhalten, zu reinigen, man hat den Ursprung vieler längst bekannter Arzneistoffe richtiger bestimmt, als es früher möglich gewesen, man hat aus den Pharmakopöen viele entbehrliche — und unter ihnen manche in jeder Beziehung verwerfliche — Arzneizusammensetzungen verschwinden und ihre Stelle von andern einfacher und überhaupt zweckmäßiger bereiteten, sowie von neu aufgefundenen Stoffen, welche dem Arzneischatze zu wahrer Bereicherung dienen — wir wollen hierbei nur an Chinin, Morphium, Strychnin und Jod erinnern — eingenommen gesehen, und eben jener Förderung haben wir ohne Zweifel auch — zum Theil wenigstens — jene Einfachheit zu verdanken, welche im Allgemeinen die ärztlichen Verordnungen unserer Zeit vortheilhaft vor denen jeder frühern auszeichnet. Nichtsdestoweniger bleibt in dem fraglichen Gebiete noch immer viel zu thun übrig, und zwar selbst in mehr als einer der ebengenannten Beziehungen. Daß es uns aber auch zur Zeit noch an einer umfassenden Darstellung der Geschichte der Arzneimittellehre mangelt, und daß wir uns für diesen Mangel durch Cullen's schlüßlich anzuführendes Werk bei allen Vorzügen desselben nicht für entschädigt halten können [2]), mag hierbei insbesondere nicht unerwähnt bleiben.

2) Cullen's oben erwähnte Schrift, oder vielmehr die Einleitung derselben enthält nicht sowol eine Geschichte der Arzneimittellehre, als Nachrichten über die Ärzte, welche sich um diese Wissenschaft verdient gemacht haben, und R. J. Vogel's ebenfalls unten namhaft zu machende Schrift, obwol sie sich gradehin eine Historia materiae medicae nennt, ist doch nichts anderes als eine — mit gelehrten Anführungen überladene — Arzneimittellehre.

Digitized by Google

Die Arzneiwaarenkunde hat eine dreifache Aufgabe zu lösen, denn es liegt ihr nicht blos ob, alle Stoffe, welche eine heilkräftige Wirkung auf den kranken thierischen und vornehmlich den menschlichen Körper äußern, namentlich aufzuführen, sondern auch diese Stoffe nach einem zuverlässigen Theilungsgrunde zum Zwecke einer Übersicht des Gleichartigen oder Ähnlichen einzutheilen, und hinsichtlich jedes einzelnen dieser Stoffe Alles, was auf die Natur desselben, mit Ausnahme seiner Heilkräfte, Bezug hat, zusammenzustellen. Jede dieser Aufgaben wird im Nachstehenden einer etwas nähern Betrachtung unterworfen werden müssen.

Die hierbei zuerst aufzuwerfende Frage, welche Stoffe die Arzneiwaarenkunde aufzuführen hat, ist von einleuchtend großer Wichtigkeit, da ihre Beantwortung über die wahre Größe unseres arzneilichen Besitzthumes entscheidet, und durch die Erfahrung aller Jahrhunderte namentlich die Besorgniß, daß der Arzneischatz noch immer mit vielem Unwirksamen überladen sei, nur zu sehr gerechtfertigt wird. In sofern es sich nun von selbst versteht, daß nur wahrhaft heilkräftige Stoffe als Arzneien aufgeführt werden sollten, und in sofern es der Pharmakodynamik zukommt, darüber zu entscheiden, ob ein Stoff heilkräftig ist und in welcher Beziehung: kann die Arzneiwaarenkunde die Antwort auf jene Frage allerdings leicht und unmittelbar aus der Pharmakodynamik schöpfen; was von dieser als unwirksam verworfen wird, gehört ebenso wenig in jene, als die erstere irgend einen Stoff, welchen die letztere als heilkräftig bezeichnet hat, mit Stillschweigen übergehen darf. Somit könnten wir nun auch vielleicht einer nähern Erörterung der erwähnten Frage uns hier überhoben glauben (s. d. Art. Arzneimittel und Arzneimittellehre). Da indessen auch in der Pharmakodynamik über den in Rede stehenden Gegenstand die Verhandlungen noch keineswegs geschlossen sind: so dürfte es wol nicht unangemessen erscheinen, ihn eben hier etwas näher ins Auge zu fassen, als dies an den angeführten Orten geschehen ist. — Die Leichtgläubigkeit, mit welcher die Alten den bei ihnen im Schwange gehenden, oft mährchenhaften, Erzählungen von den Heilkräften der ihnen bekannten Stoffe vertrauten, und welche in diesem Gebiete des Wissens auch Schriftsteller wie Aristoteles, Dioskorides, Plinius u. A., die in andern Beziehungen so oft ein gereiftes, höchst verständiges Urtheil an den Tag legten, nur zu häufig irre leitete, bleibt in der That sehr auffallend, auch wenn wir den das Urtheil übereilenden Eifer, mit welchem man zu allen Zeiten nach Heilmitteln der Krankheiten forschte und den Zustand der Naturwissenschaften jenes Zeitalters ganz und gar nicht außer Erwägung lassen. Indessen muß eingeräumt werden, daß die Sachlage sich nicht blos, auch nach dem Zeitalter des Paracelsus, nur sehr langsam verbessert hat, sondern selbst, daß wir in diesem Augenblicke nur erst an der Schwelle einer wesentlichen Umgestaltung der Arzneimittellehre stehen, indem unser Urtheil über die Heilkräfte vieler bekannter Arzneistoffe auf schwankenden Voraussetzungen beruht, ebendeshalb unsere Arzneimittellehre und unsere Apotheken der überflüssigen, und selbst der unwirksamen Arzneien und Arzneibereitungen noch viele enthalten, und indem wir uns auch bei der Aufnahme neuer Stoffe in den Arzneischatz nicht viel weniger Übereilungen, als die Alten, zu Schulden kommen lassen. Bevor jene Voraussetzungen nicht strengen, beweisenden Prüfungen unterworfen worden sind, und bevor wir uns nicht entschließen, auch neue Stoffe, welche solche Prüfungen noch nicht bestanden haben, auch nicht in die Arzneimittellehre aufzunehmen, wird zwar die Arzneiwaarenkunde die meisten ihrer besondern Aufgaben in Folge des steigenden Wachsthums der Naturwissenschaften immer genügender erfüllen, aber ihr Arzneibesitz selbst wird so lange ein unsicherer bleiben, als die Pharmakodynamik heute verwerfen muß, was sie gestern lobpreisend empfahl, oder auch wol umgekehrt. Bisher sind nun als Prüfungsmittel der Heilkraft eines Stoffes benutzt worden: 1) Die sinnlich wahrnehmbaren Eigenschaften desselben. Es ist schon oben die Lehre von den „Signaturen" erwähnt worden, nach welcher der Aberglaube des Mittelalters rothe Stoffe bei Blutungen, den Saft des Schöllkrautes und andere gelbe Stoffe bei der Gelbsucht, die Orchiden bei Krankheiten der Hoden, Lithospermum bei Steinbeschwerden, die Aristolochien auf den Fruchthälter, Pulmonaria auf die Lungen, Mohnköpfe auf Kopfkrankheiten ꝛc. heilkräftig wirken ließ, sich bei seinen desfallsigen Behauptungen lediglich auf Ähnlichkeiten der Form und Farbe stützend. Schon längst bedarf diese Lehre keiner Widerlegung. Dagegen lassen die Ähnlichkeiten, welche zwischen dem Baue verschiedener Körper stattfinden, allerdings einen Schluß auf die Ähnlichkeit ihrer Wirkungen zu, ein Verhältniß, welches schon Cäsalpinus, Camerarius und Linné, sowie in neuerer Zeit de Candolle und Dierbach, geltend gemacht haben; die plantae verticillatae enthalten fast sämmtlich mehr oder weniger ätherisches Öl, welches sie zu Reizmitteln macht, die Solaneae betäubenden Stoff, die Malvaceae sind reich an schleimigen Bestandtheilen, die Rubiaceae wirken größtentheils zusammenziehend ꝛc. Allein solche Ähnlichkeit des Baues gewährt uns zuvörderst bei den Heilmitteln des Thierreichs und Mineralreichs gar keinen Anhalt. Unter allen Coleopteren besitzen fast ausschließlich die Canthariden einen scharfen, blasenziehenden Stoff, die beiden wichtigsten thierischen Heilmittel, Bisam und Bibergeil, gehören bei mancher Ähnlichkeit ihrer Wirkung ganz verschiedenen Familien an, und in Betreff der mineralischen Heilmittel würde schon das Gesetz der Isomorphismus, nach welchem manche ganz verschiedenartige Stoffe, wenn sie sich nur mit einem dritten in gleicher Form und Anordnung der kleinsten Theile verbinden, dieselbe Krystallform anzunehmen im Stande sind, hinreichen, einen Schluß von Ähnlichkeit des Baues auf Ähnlichkeit der Wirkung unzulässig zu machen. In Betreff der Arzneipflanzen ist allerdings, wie wir eben bemerkt haben, dieser Schluß im Allgemeinen nicht ohne Gültigkeit, aber was hierbei, wie es auf den ersten Blick scheint, als Regel angesehen werden kann, ist so zahlreichen Ausnahmen unterworfen, daß man sich beinahe veranlaßt finden könnte, diese Ausnahmen selbst wieder als Regeln zu betrachten. Einerseits

enthalten nämlich viele in Hinsicht auf Form und Bau bedeutend von einander abweichende Pflanzen sehr ähnlich wirkende Stoffe, wie z. B. manche Ranunculaceen, namentlich Aconitum und Helleborus mit Colchiceen (Veratrum, Colchicum) übereinkommen, und manche Terebinthinaceen (Pistacia) und Leguminosen (Copaifera) liefern ähnliche Balsame und Harze, wie die Coniferen (Pinus, Abies). Andererseits finden sich — und zwar noch weit häufiger — Pflanzen, welche, obwol einer und derselben Familie, oft sogar derselben Gattung angehörend, nichtsdestoweniger in ihren Wirkungen durchaus von einander abweichen; das wenig kräftige Chelidonium ist nahe verwandt mit jener Pflanze, von welcher wir den Mohnsaft erhalten, die Umbelliferen liefern viele scharfe Gifte, aber auch sehr angenehme Gewürze, der Taumellolch (Lolium temulentum) gehört zu den Gramineen, unsere Kartoffel zur Nachtschattengattung (Solanum) ꝛc. Einigermaßen sicherer kann uns bei Beurtheilung der Heilkräfte eines Stoffes der Eindruck leiten, welchen er auf Geruch und Geschmack hervorbringt, indem stark und angenehm riechende Stoffe in der Regel flüchtig erregend, übelriechende beruhigend auf die Nerven, saure Stoffe kühlend, die Thätigkeit des Herzens und der Schlagadern beschränkend, bittere Stoffe meist kräftigend, herbe zusammenziehend wirken, der weißlich bittere Milchsaft des Lattigs (Lactucarium) mohnsaftartig riecht, und sein Genuß auch mohnsaftartig wirkt, u. s. f. Allein es findet dies nicht blos auf mineralische Stoffe wenig oder gar keine Anwendung, sondern es ist auch überall nur ausreichend, an sich, und wegen der Eigenthümlichkeit der Sinneswerkzeuge jedes Einzelnen doppelt, unsichere Vermuthungen über die Heilkraft der Stoffe, und zwar ganz im Allgemeinen, zu begründen. Ob diese Beziehungen der Stoffe zu unsern Sinnen „sich zur Aufstellung eines pharmakognostischen Systems sehr gut eignen" (Vogt), mag hier dahingestellt bleiben, unserm in Rede stehenden Zwecke aber können sie jedenfalls nur ungenügend entsprechen. 2) Die Mischung der Bestandtheile desselben. Daß die Wirkungsweise der meisten und wichtigsten Arzneien von den Mischungsverhältnissen derselben abhängt, ist ebenso gewiß, als es hiernach leicht begreiflich ist, daß Stoffe von gleicher oder ähnlicher Mischung auch ähnliche Wirkungen auf den thierischen Körper äußern. Die Mineralsäuren, die Alkalien und ihre Salze, die gerbesäurehaltigen Stoffe, jene, welche ätherisches Öl, Äther, Weingeist enthalten, die Harze u. s. f. können insbesondere als Beispiel des eben Gesagten dienen, auch ist bekannt, daß sich in den als scharfe Gifte bekannten Pflanzen krystallisirbare Stoffe, scharfe Harze und Extractivstoffe vorfinden, daß Alkaloïde die wirksamsten Bestandtheile fast aller betäubend wirkenden Pflanzen ausmachen, und daß bei vielen ähnlich wirkenden Stoffen selbst die stöchiometrischen Verhältnisse der Grundstoffe (des Sauer-, Wasser-, Kohlen- und Stickstoffs) übereinkommen, wie denn namentlich in den betäubenden Pflanzen der Stickstoff und Kohlenstoff, in den als flüchtige Reizmittel wirksamen Pflanzen der Wasserstoff, in den bittern stärkenden Mitteln der Kohlenstoff vorwaltet. Es ist demnach ohne Widerrede einzuräumen, daß die Mischungsverhältnisse aller Stoffe, welche als Arzneimittel dienen sollen, niemals sorgfältig genug geprüft werden können, und unmöglich ist zu verkennen, wie viel in dieser Beziehung die Arzneimittellehre, namentlich auch die Lehre von den heilkräftigen Pflanzen, der neuern Scheidekunst verdankt. Aber weder der bereits von dieser gezogene Gewinn, noch der beinahe in sicherer Aussicht stehende darf uns jenes große Erkenntnißmittel überschätzen lassen; denn es hat uns die Scheidekunst nicht blos über Mischungsverhältnisse von Arzneistoffen manchen wünschenswerthen Aufschluß zur Zeit noch nicht gegeben, sondern sie hat uns auch gelehrt, daß die Regel, nach welcher gleiche Mischungsverhältnisse verschiedener Stoffe auf gleiche Wirkungen schließen lassen, ebenfalls viele Ausnahmen erleidet, indem bald ihrer Mischung nach verschiedene Stoffe ähnliche Wirkungen äußern, bald die ähnlichste Mischung mehrer Stoffe die Wirkungsweise der einzelnen nicht hindert, eine durchaus verschiedenartige zu sein. Die Wärme, die Elektricität, der Schwefelkohlenstoff wirken erregend, wie die weingeistigen Stoffe, auf den thierischen Körper, Kreosot wie Tannin, Thonerde und Eisensalze zusammenziehend, Brechweinstein, Brechwurzel und Zinkvitriol als Brechmittel, Manna, wie Weinstein, als Abführmittel u. s. f., und von der Ähnlichkeit, welche die Mischungsverhältnisse des Chinins und des Morphiums, der Salze der Talkerde und der Thonerde darbieten, finden wir dagegen in den Wirkungen dieser Stoffe keine Spur wieder. Überdies werden die empfindlichsten Reagentien, welche uns die Scheidekunst darbietet, an Empfindlichkeit von dem lebenden thierischen Körper doch noch übertroffen. — Wenn früher selbst Theile — feste wie flüssige — des todten Menschen, und warmblutiger Thiere in der fraglichen Hinsicht chemisch verändernden Einwirkungen versuchsweise unterworfen wurden, wie dies namentlich öfter geschehen, um zu ermitteln, wie lange die Fäulniß vermittels gewisser Stoffe vom thierischen Fleische abgehalten werden kann: so liegt am Tage, daß derartige Versuche nur in sehr beschränktem Maße belehrend sein können. 3) Die Wirkung auf lebende Thiere. Man hat diesen Maßstab der Arzneiwirkungen seit Haller erst wieder in neuerer Zeit öfter zu benutzen angefangen, und wie wir ihm bereits viele schätzbare Erkenntnisse, bezüglich auf betäubende, scharfe, zusammenziehende Mittel, auf Eisen, Quecksilber ꝛc., verdanken: so läßt sich auch gar nicht bezweifeln, daß er uns fernerhin sehr gute Dienste leisten wird, aber nur unter gewissen, ziemlich zahlreichen, Bedingungen, und auch unter diesen nur bis auf einen gewissen Punkt. Daß viele Stoffe auf verschiedene Thiere ganz anders, als auf den Menschen wirken, ist bekannt: der Pfeffer ist für das Schwein tödtlich, während dasselbe Thier Bilsenkraut sehr wohl verträgt, Schafe fressen Schierling und Lolch, sowie der Igel spanische Fliegen in Menge, ohne Nachtheil; das Pferd wird von Mohnsafte nicht eher einigermaßen berauscht, als bis es ungefähr drei Loth dieses Stoffes zu sich genommen hat, und Roßtäuscher, wenn sie dem Futter der Pferde, um diesen ein feistes Ansehen zu geben, Arsenik beimischen, erreichen nicht sel-

Digitized by Google

ten ihren Zweck; dem Papagei ist die Petersilie todbringend u. s. f. An einen unmittelbaren Schluß von einer bei Thieren beobachteten Arzneiwirkung auf die beim Menschen zu erwartende ist daher niemals zu denken. Verhältnißmäßig noch am ehesten zulässig ist ein solcher Schluß, wenn die Arzneiwirkung an Thieren erprobt wurde, deren Bau dem menschlichen am nächsten steht, welche sich von Fleische nähren, oder deren Kost wol selbst, wie die des Menschen, eine gemischte ist. Werden derartige Versuche außerdem noch an solchen Thieren angestellt, auf welche das eben Gesagte keine Anwendung findet, und bestätigt sich auch bei diesen eine bei den ersterwähnten wahrgenommene Arzneiwirkung; so ist ebendeshalb diese als eine *solche* um so gewisser anzusehen. Um nun von diesen Wirkungen auf jene zu schließen, welche ein in Frage stehender Stoff auf den Menschen äußert, bedarf es alsdann noch einer sorgfältigen Erwägung der Eigenthümlichkeit des menschlichen Baues und seines Verhältnisses zur Außenwelt, verglichen mit denselben Eigenthümlichkeiten und Verhältnissen der zu solchen Versuchen benutzten Thiere, um ein Ergebniß zu gewinnen, welches immer wenigstens einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit für sich haben wird. Aber grade an dieser letztern Aufgabe scheitern dergleichen Versuche, auch wenn dabei anderweitig nichts versäumt wurde, was zu einem sichern Ergebnisse führen konnte, nur zu leicht, und in der Vergleichung der Verhältnisse des thierischen Baues und Lebens mit dem menschlichen sich jedem Irrthume mit Sicherheit zu entziehen ist unmöglich; nicht blos ist der Standpunkt, welchen unsere heutige Physiologie einnimmt, für diesen Zweck noch immer ein zu niedriger, sondern von den feinern Unterschieden, welche bei jener Vergleichung nicht außer Rechnung bleiben dürfen, werden sich nothwendig immer gar manche unserer Wahrnehmung entziehen, wie uns namentlich die Empfindungen, welche die Wirkung der Arzneistoffe bei den Thieren begleiten und hervorrufen, beinahe gänzlich verloren gehen. So erklärt es sich denn auch leicht, daß es nur die, der sinnlichen Wahrnehmung sich aufdringenden entferntesten stärksten Wirkungen der Arzneistoffe sind, mit welchen wir durch die in Rede stehende Prüfung bekannt werden, daß beinahe nur Stoffe von auffallend großer und heftiger Wirkung, daher vornehmlich die Gifte, sich für die fraglichen Versuche eignen, und daß diese letztern selbst in Betreff der Gifte nur über die am meisten in die Sinne fallenden Wirkungen Auskunft zu geben vermögen. Von diesen gröbern Wirkungen läßt sich zwar auf die feinern mit einigem Grunde schließen, aber immer wird ein solcher Schluß ein beinahe ebenso unsicherer sein, als jener, welchen wir von der Wirkung eines Stoffes im *gesunden Thiere* ziehen auf die Wirkung, welche eben dieser Stoff im *kranken Menschen* hervorbringt und auf die *Art und Weise*, in welcher er für diesen ein Heilmittel werden kann. Die erwähnten Versuche können uns dem Allen zufolge über die Heilkräfte eines noch unerprobten Stoffes mehr oder weniger brauchbare Winke geben, mehr oder weniger wahrscheinliche Vermuthungen begründen, nicht aber uns zuverlässige, und noch weniger auch in Rücksicht auf die feinern Beziehungen der Wirkungsweise der Stoffe befriedigende Ergebnisse zuführen. 4) Die *Wirkung auf den gesunden Menschen*. Es kann nach dem bisher Gesagten nicht in Zweifel gezogen werden, daß die Wirkungen eines Arzneistoffes am Menschen selbst erprobt werden müssen, wenn wir über dieselben zu einem vollgültigen Urtheile gelangen sollen, und es ist von selbst einleuchtend, in wiefern diese Wirkungen für sich allein, und ohne Störungen durch den gleichzeitigen Einfluß krankhafter Zustände zu erfahren, am deutlichsten von uns erkannt werden, wenn es der *Gesunde* ist, auf welchen wir einen zu prüfenden Stoff einwirken lassen. Derartige Versuche sind daher auch schon von Mathiolus, Falloppia, Brassavolus, C. Gesner, van Helmont, R. Boyle, Alexander, Störck u. A. angestellt worden, sowie in neuerer Zeit, nächst Hahnemann und seinen Anhängern, Jörg und ein von ihm gestifteter Verein diesen Weg der Untersuchung, nicht ohne auf demselben manche bemerkenswerthe Beobachtung zu machen, eingeschlagen haben [3]). Nichtsdestoweniger wird der Schluß von den Wirkungen, welche ein Arzneistoff auf den Gesunden ausübt, auf jene Wirkungen, welche er im Kranken hervorzubringen vermag, niemals ein unmittelbarer sein können, immer die größte Umsicht fodern, und, unerachtet derselben, oft noch ein trügerischer sein. Abgesehen von der Seltenheit solcher Beobachtungen, wie sie Alexander in Edinburgh angestellt hat, sowie von dem Umstande, daß die Schwierigkeiten der erwähnten Versuche, wenn der Beobachter dieselben *an sich selbst* anstellt, wie es sehr häufig geschieht, sich nothwendig noch um Vieles vermehren; so darf nicht übersehen werden, daß das gesunde Leben sich einer weit größern Selbständigkeit erfreut, als das kranke, die Thätigkeiten des erstern von den Einflüssen der Außenwelt überhaupt, also auch von Arzneien, in weit geringerm Grade abhängig sind, als die des letztern, und daß manche einzelne Arzneiwirkung eben nur im kranken Zustande, oft auch nur bei einer bestimmten Art von Krankheit, wahrnehmbar wird. Aus dem *Erstern* erklärt sich, daß manche mit bedeutenden Heilkräften versehene Stoffe auf Gesunde wenig oder gar keine Wirkung äußern, wie z. B. nach Jörg das Bibergeil, und daß es wieder nur die heftiger wirkenden, namentlich die den Ernährungsvorgang ändernden, Arzneistoffe sind, deren Wirkungen am Gesunden mit einiger Sicherheit erprobt werden können, aus dem *Letztern*, daß bei dem Gesunden Kampher erregend auf die Nieren wirkt, und Salpeter den Darmkanal und die Nieren reizt, aber nicht die Kraft des Herzens und der Schlagadern beschränkt, wie ebenfalls von Jörg bemerkt worden ist ꝛc. Wir können daher aus Beobach-

3) S. Hahnemann, Reine Arzneimittellehre. Th. I — VI. G. A. B. Schweikert, Materialien zu einer vergleichenden Heilmittellehre zum Gebrauche für homöopathisch heilende Ärzte. 1826. J. C. G. Jörg, Materialien zu einer künftigen Heilmittellehre durch Versuche der Arzneien an Gesunden. 1. Bd. 1825. Unter den Vorzügen, welche das neueste teutsche „Handbuch der Heilmittellehre" F. Österlen's (Tübingen 1845.) auszeichnen, dürfte es nicht der geringste sein, daß es mit sehr fleißiger Berücksichtigung der physiologischen Wirkungen der Arzneistoffe und durchgängiger Unterscheidung derselben von den Heilwirkungen ausgearbeitet ist.

tungen, welche uns lehren, daß ein Stoff bei dem gesunden Menschen vorzugsweise auffallende Veränderungen in einem bestimmten Organe hervorbringt, nur soviel mit Wahrscheinlichkeit folgern, daß er auch im kranken Zustande auf dasselbe einen bedeutenden Einfluß haben werde, aber dieser Schluß bedarf überall zur Bestätigung der Versuche, am kranken Körper angestellt, und berechtigt uns an und für sich keineswegs zu der Annahme, daß jener Einfluß ein wohlthätiger, heilkräftiger sein werde. Die in die Sinne fallenden Arzneiwirkungen bei dem gesunden und bei dem kranken Menschen sind nicht blos, wie schon bemerkt, von einander oft sehr verschieden, sondern so häufig einander entgegengesetzt, daß die Erfahrungen, nach welchen Quecksilber, das Heilmittel der Lustseuche, bei dem Gesunden ein lustseuchartiges Leiden hervorzubringen vermag, Stechapfel den Verstand zerrütten, aber auch den Wahnsinn heilen kann ꝛc., Hahnemann zu dem bekannten Trugschlusse verleiteten, welcher die Arzneistoffe zu den Heilmitteln derselben krankhaften Zustände macht, welche sie im Gesunden zu erregen fähig sind. Sein: Ähnliches durch Ähnliches!" ist nicht, wie er vorherzusehen glaubte, die Angel geworden, um welche die ganze ausübende Heilkunst sich dreht, und es ist mehr als wahrscheinlich, daß der entgegengesetzte Grundsatz die denkenden Ärzte auch jeder spätern Zeit bei ihrer Kunstausübung leiten wird, aber die an sich richtigen Beobachtungen, welche zu jenem falschen Schlusse gemisbraucht worden sind, enthalten schon für sich allein guten Grund, die mit Arzneistoffen an Gesunden angestellten Versuche überall nur als solche gelten zu lassen, welche über die Wirkung dieser Stoffe auf den kranken Menschen überhaupt vorläufige, aber leicht irrige, und vornehmlich in Bezug auf die Heilkraft sehr wenig zuverlässige Vermuthungen begründen. 5) Die Wirkung auf den kranken Menschen. Sie allein kann über die Heilkraft eines in Frage stehenden Stoffes entscheiden, aber nicht ohne große Schwierigkeiten ist zu dieser Entscheidung zu gelangen, denn sie setzt schlechterdings überall zahlreiche gute Beobachtungen, im vollen, gewichtigen Sinne dieser Worte, voraus. Wie selten alle die, theils persönlichen, theils sächlichen, Bedingungen erfüllt sind, unter welchen allein dergleichen Beobachtungen zu Stande kommen können, ist bekannt, und es ist daher auch nicht eben auffallend zu nennen, daß der Arzneivorrath im Laufe der Zeiten seinen jedesmaligen Zuwachs nur höchst selten solchen Beobachtungen verdankt hat. Eher kann es befremdlich erscheinen, daß bis auf unsere Zeit die Heilkräfte der meisten längst bekannten Arzneien noch keineswegs in allen Beziehungen durch vollkommen befriedigende Beobachtungen festgestellt sind, ja daß wir es noch heute bei der Aufnahme neuer Stoffe in den Arzneivorrath oft genug an der erfoderlichen strengen Prüfung des Aufzunehmenden fehlen lassen. Den gegenwärtigen Arzneivorrath zu sichten, ihn nicht ohne große Vorsicht zu vermehren, und jede Wirkungsart der als wirksam bestätigten Arzneien zu erforschen, bleibt aber jedenfalls die immer neue große Aufgabe, deren vollständige glückliche Lösung der Pharmakodynamik gewiß um so eher gelingen wird, je weniger sie die Beobachtungen einzelner, auch der besten, Beobachter als an sich entscheidend ansieht, je unbedingter sie die Entscheidung vielmehr lediglich von den Ergebnissen jenes Zählungsverfahrens (der sogenannten numerischen Methode) erwartet, welches die Physiologie unserer Zeit mit so großem Erfolge benutzt hat, und welches mit nicht geringerm ohne Zweifel künftig auch auf andere Zweige der Arzneiwissenschaft eine immer fruchtbarere Anwendung finden wird [4]). Was nun eine so geläuterte Pharmakodynamik als wirksamen Arzneistoff anerkennt, wird ebendeshalb immer auch einen Gegenstand darbieten, mit welchem die Arzneiwaarenkunde sich zu beschäftigen hat, aber auch nur jene Anerkennung sollte die Stoffe bestimmen, deren anderweitige Untersuchung der letztgenannten Wissenschaft obliegt. Das bisher übliche, gewissermaßen entgegengesetzte, Verfahren, bei welchem die Arzneiwaarenkunde sich jedes Stoffes bemächtigt hat, sobald er einmal als Arzneistoff genannt worden war, und es der Pharmakodynamik überließ, nachträglich zu ermitteln, ob ein solcher Stoff wirklich Heilkräfte besitze und welche, hat gewiß nicht wenig dazu beigetragen, eine Menge unwirksamer, und eine noch größere Menge entbehrlicher, Stoffe theils in allgemeinern ärztlichen Gebrauch zu bringen, theils in demselben, zum Theil Jahrhunderte hindurch, zu erhalten, überhaupt die Heilmittellehre zu einem Wuste von Behauptungen zu machen, von denen ein nicht kleiner Theil falsch war, während der größere Theil des übrigen Inhaltes auf unerwiesenen Voraussetzungen beruht.

Die oben erwähnte zweite Aufgabe der Arzneiwaarenkunde, die ihr von der Pharmakodynamik überwiesenen Stoffe, nach einem bestimmten Theilungsgrunde geordnet, zusammenzustellen, kann nicht ohne Berücksichtigung des Wesens und des Zweckes der fraglichen Wissenschaft befriedigend gelöst werden; unter dieser Voraussetzung scheint sich aber auch der Theilungsgrund, nach welchem unsere Wissenschaft ihre Gegenstände zu ordnen hat, von selbst darzubieten. Auf wie mannichfaltige Weise nämlich auch die Eintheilung der Arzneistoffe überhaupt versucht worden ist: so steht doch soviel fest, daß die Naturgeschichte dieser Stoffe ebenso den eigentlichen Gegenstand der Arzneiwaarenkunde ausmacht, als es Aufgabe der Pharmakodynamik ist, die Wirkungen, welche die Arzneien auf den thierischen und insbesondere den menschlichen Körper ausüben, zu bestimmen. In Bezug auf Arzneimittellehre dürfte hiernach nur noch zweifelhaft bleiben, ob die Arzneien nach den Veränderungen, welche sie in dem Gesunden, oder nach jenen, welche sie im Kranken hervorbringen (mithin nach ihren sogenannten physiologischen, oder nach ihren therapeutischen Wirkungen), nach ihren nächsten oder nach ihren entfernten Wirkungen einzutheilen sind, eine streitige Angelegenheit, welche auch nach den neuesten, trefflichen Arbeiten eines Vogt, Milscherlich und

4) Vielleicht gefällt es dem Leser, mit dem oben Gesagten zu vergleichen: C. L. Klose, Über die Mittel, der Arzneikunde einen höhern Grad von Zuverlässigkeit zu geben. (A. Henke, Zeitschr. f. d. St. A. K. Fortgef. von A. Siebert. 1845. 2. Heft. S. 437. 451.)

Österlen noch nicht als erledigt angesehen werden kann, und hinsichtlich deren uns hier nur die Bemerkung gestattet sein mag, daß die Arzneimittellehre den Zwecken der Heilkunst, zu welcher sie in unmittelbarster Beziehung steht, doch wol am sichersten entspricht, wenn sie bei ihren Erörterungen von den entfernten Wirkungen der Arzneistoffe auf den kranken Menschen den Theilungsgrund derselben entlehnt, und daß sie bei diesem Verfahren zugleich am sichersten sich der Gefahr entzieht, die reinen Ergebnisse echter Beobachtung und Erfahrung zu trüben durch Schlußfolgerungen, aus schwankenden Voraussetzungen hervorgegangen. — Nicht viel weniger schwer ist darüber zu entscheiden, ob die Arzneiwaarenkunde von dem Naturgeschichtlichen (im engern Sinne), oder von den Mischungsbestandtheilen der Arzneistoffe ihren Theilungsgrund herzunehmen hat, aber wir müssen hierbei zuvörderst bemerken, daß nicht blos bei der Sache auch eben nur dieser Frage ihre vollkommen befriedigende Beantwortung noch erwartet, sondern daß auch der Ausfall dieser letztern für die Zwecke der fraglichen Lehre von weniger entscheidender Wichtigkeit sein dürfte, als es die vorher erwähnte streitige Angelegenheit in der Pharmakodynamik ist. Jedenfalls kann nun bei jener Beantwortung nicht übersehen werden, daß von der Mischung der Arzneistoffe die Wirkung derselben vorzugsweise abhängt, und daß hiernach Arzneiwaarenkunde und Arzneiwirkungslehre grade dann im richtigsten Verhältnisse zu einander zu stehen scheinen, wenn die erstere bei ihren Erörterungen von den Mischungsverhältnissen der Stoffe ausgeht. Auch steht diesem Verfahren kaum entgegen, daß durch dasselbe Stoffe, welche als Arzneien einander sehr unähnlich sind, zusammengestellt und manche arzneilich ähnliche weit von einander getrennt werden, denn die Wirkungen der Arznein gehen die Arzneiwaarenkunde als solche nicht an, und jenes Zusammenstellen und Trennen ist unvermeidlich, auch wenn die Arzneiwaarenkunde nicht vom Standpunkte des Scheidekünstlers ausgehen will. Noch weniger kann dem fraglichen Verfahren entgegengesetzt werden, daß viele Arzneimittel der wirksamen Stoffe mehre enthalten, und daß solchen Arzneimitteln hiernach auch mehre Stellen in der Arzneiwaarenkunde eingeräumt werden müßten; denn es ist nicht abzusehen, weshalb dies nicht geschehen sollte, wo das Mengenverhältniß der verschiedenen wirksamen Stoffe eines Arzneikörpers ein gleiches oder vielmehr (da dies äußerst selten vorkommen dürfte) ein ziemlich gleiches ist, und in allen übrigen Fällen wird der in einem Arzneimittel vorherrschende Stoff die Stelle, welche ihnen anzuweisen ist, niemals zweifelhaft sein lassen. Wir möchten daher auch kaum bezweifeln, daß in einer spätern Zeit, und vielleicht in einer nicht gar fernen Zukunft, lediglich die Schriftkunst in der genannten Beziehung befragt werden wird. Für jetzt bietet sie jedoch der Arzneiwaarenkunde den erforderlichen schicklichen Theilungsgrund noch nicht dar, in sofern sie über die arzneilichen Pflanzenstoffe, also über die große Mehrzahl aller Arzneimittel, uns noch beiweitem nicht genügende Auskunft zu geben vermag. Eine (im engern Sinne des Worts) naturgeschichtliche Eintheilung der Arzneien, wobei man diese nach den bekannten Lehrgebäuden der Pflanzenkunde, Thierkunde und Mineralogie in Classen, Ordnungen ꝛc. zerfallen läßt, scheint demnach gegenwärtig für die Arzneiwaarenkunde immer noch die geeignetste zu sein, und dies um so mehr, als bei dieser Eintheilung die Arzneiwaarenkunde keineswegs, wie hier und da befürchtet worden ist, zu einer bloßen officinellen Thierkunde, Pflanzenkunde ꝛc. nothwendig einschrumpft. Wir wenig dies bei der Mannichfaltigkeit der Rücksichten, in welchen die Arzneiwaarenkunde ihre Gegenstände zu betrachten und zu erörtern hat, mit Grund befürchtet werden kann, wird sich schon aus dem Nächstfolgenden deutlich genug ergeben.

Es kommt nämlich der Arzneiwaarenkunde zu, jeden Stoff, welchen sie als arzneilichen aufführt, zuvörderst in jeder naturgeschichtlichen Hinsicht genau und vollständig zu bestimmen und zu beschreiben, womit sie dann die Lösung ihrer oben genannten dritten Aufgabe beginnt. Jene Bestimmung und Beschreibung, bei welcher durchgängig die Weise der Naturforscher zu beobachten ist, und bei welcher man sich auch keiner andern Sprache, als der ihrigen, zu bedienen hat, muß aber schlechterdings bezeichnend und erschöpfend genug sein, um jede Verwechselung eines beschriebenen Stoffes mit irgend einem ähnlichen unmöglich zu machen. Man weiß, wie mangelhaft derartige Beschreibungen bei den Alten waren, wie lange z. B. darüber gestritten worden ist, welche Pflanze die Alten unter ihrem „Helleborus" verstanden, und wir wir zwar gegenwärtig nach Tournefort annehmen, daß sie sich des Helleborus orientalis s. officinalis, welcher in Griechenland und Kleinasien heimisch ist, bedient haben; daß aber jene ungenügenden Beschreibungen in diesem Falle, wie in vielen andern, die Schuld davon tragen, daß uns mehr oder weniger wahrscheinliche Annahmen die Stelle der Gewißheit vertreten müssen. Man weiß aber auch, daß uns jener Mangel genauer Beschreibungen noch heute über den Ursprung mancher wichtiger Arzneistoffe in Zweifel erhält, wie dergleichen über das Ammoniakgummi, über Kino, Sagapenum, Bdellium, auch wol noch über die Columbowurzel und andere Stoffe obwalten. Eine große Menge unzuverlässiger, ja unrichtiger, Behauptungen hat sich auf die eben angedeutete Weise in die Arzneiwaarenkunde eingeschlichen und ist wieder zur Quelle immer neuer trüglicher Beobachtungen geworden. Je größer aber der Nachtheil ist, welcher hieraus der Wissenschaft erwachsen, desto zuverlässiger dürfen wir uns von dem entgegengesetzten Verfahren versprechen, daß es unendlich viel dazu beitragen wird, unserer gesammten Arzneimittellehre eine feste Grundlage zu sichern. Es gehört aber dazu auch, daß jenes Verfahren sich auf genaue naturgeschichtliche Bestimmungen und auf Beschreibung des ganzen äußern Ansehens der Körper, welche uns Arzneistoffe liefern, und des Eindruckes, welchen dieser Körper auf unsere Sinneswerkzeuge überhaupt machen, nicht beschränke; denn um die Kräfte dieser Stoffe, in Bezug zu den Wirkungen, welche sie im kranken Menschen hervorbringen, richtig zu würdigen, ist unerläßlich, daß wir auch alle die Verhältnisse kennen, unter welchen jene Körper

Digitized by Google

entstehen und bestehen, und alle Veränderungen, welche sie erfahren, bevor wir sie, oder einzelne Theile derselben, als Arzneistoffe benutzen; insbesondere gilt dies — da die mineralischen Körper während ihres Bestehens sich selbst immer gleich bleiben — von den arzneilichen Thierstoffen und Pflanzenstoffen, in sofern es z. B. Pflanzen gibt, welche zur Zeit ihrer Blüthe gewürzige und bittere Stoffe entwickeln, nachdem sie früher nur wässerige und schleimige enthalten. Die gesammte Naturgeschichte jedes Arzneistoffes enthält hiernach wenig oder nichts, was in der Arzneiwaarenkunde unberücksichtigt bleiben könnte, und dies um so weniger, als selbst Umstände, welche im Augenblicke als gleichgültige erscheinen, späterhin Bedeutung für unsere Wissenschaft gewinnen können. Welche vorzügliche Wichtigkeit den Mischungsverhältnissen der Arzneikörper insbesondere beizulegen ist, geht schon aus dem Obigen hervor; die Arzneiwaarenkunde hat also rücksichtlich jedes einzelnen ihrer Stoffe diese Verhältnisse möglich genau und vollständig darzustellen. Bis dahin entlehnt sie ihren Inhalt aus andern Wissenschaften, sie bearbeitet den ihr von der Pharmakodynamik dargebotenen Stoff mit Hilfe der Naturgeschichte, Naturlehre, Scheidekunst ꝛc., und die größere oder geringere Vollständigkeit, mit welcher sie ihre Aufgabe löst, wird immer für den jedesmaligen Stand der genannten Hilfswissenschaften einen sehr brauchbaren Maßstab an die Hand geben. Was unserer Wissenschaft weiter zu thun obliegt, dazu bedarf sie größtentheils der Hilfe jener Wissenschaften gar nicht, es geht ihre Zwecke im Grunde weder mehr, noch näher, als das bisher Erwähnte, an, aber es steht mit der Ausübung der Apothekerkunst in nächster Verbindung, und die Lehrbücher dieser Kunst pflegen es sich daher auch anzueignen. Es hat nämlich die Arzneiwaarenkunde ferner in allen Beziehungen die angemessenste Art und Weise zu bestimmen, in welcher die Arzneistoffe von uns gewonnen werden und in welcher sie für den Gebrauch vorzubereiten und aufzubewahren sind; es sind bekanntlich meistens nur einzelne Theile derjenigen Körper, welchen sie angehören, und deren Ganzes, auch wenn es nicht ohne arzneiliche Kräfte ist, doch meistens nicht arzneilich von uns benutzt wird. Nächstdem ist von nicht geringerer Wichtigkeit die Bestimmung der verschiedenen mechanischen und chemischen Bereitungen, deren jeder Arzneistoff fähig ist, und der Veränderungen, welche er dabei an sich selbst erleidet, sowie der Eigenthümlichkeiten, welche er in Verbindung mit andern Stoffen darbietet. Da endlich die Arzneien, zumal die Roharzneien zu allen Zeiten Gegenstände des Handels gewesen sind, und in unserer Zeit die sogenannten chemischen Fabriken die Arzneibereitungen mehr, denn je zu einer Waare gemacht haben, so begreift es sich leicht, in wiefern man oft, ja gemeiniglich mit dem Namen der Arzneiwaarenkunde oder Droguenlehre ausschließlich den Inbegriff alles Dessen bezeichnet, was auf Arzneikörper, als Handelsgegenstand, Bezug hat, wobei, wie sich von selbst versteht, die Merkmale der Echtheit und Güte jeder Roharznei und jeder Arzneibereitung, sowie die im Handel vorkommenden Verfälschungen und die Kennzeichen derselben eine Wichtigkeit haben, welche sich nicht auf die Arzneien, als Waaren, beschränkt, vielmehr bei der ärztlichen Kunstausübung und deren Erfolgen meist fühlbarer wird, als im Arzneihandel. Daß beinahe bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts die gesammte Arzneiwaarenkunde auf Arzneihandelskunde hinauslief, findet seine Erklärung in eben der oben gerügten Flüchtigkeit, mit welcher man bei der Handhabung und der Anwendung der Arzneien — zufrieden, im Besitze dieser Stoffe selbst zu sein, und die Echtheit derselben voraussetzend — um den Ursprung derselben meistens wenig bekümmert war, ein Verfahren, welches, wie schon erwähnt, der Wissenschaft ebenso vielen Nachtheil gebracht hat, als das jetzt immer allgemeiner werdende entgegengesetzte der Zukunft die besten Früchte verspricht. *Pedac. Anaz. Dioscorides*, Libri sex de medica materia, cum commentariis *P. A. Matthioli* (*Matteolo*). (Venetiis. 1529. fol.) — *Franxiscus Ximenes*, De viribus plantarum et animalium, quae medicinae apud Americanos inserviunt et de eorum medendi methodo. (Mexico 1615.) — *Hermann* (*Paull.*), Lapis materiae medicae lydius. (Lipsiae 1703. 4.) — *S. F. Geoffroy*, Tractatus de materia medica s. de medicamentorum simplicium historia, virtute, delectu et usu. Volumina III. (Parisiis 1741.) — *L. Tessari*, Materia medica, continens synonyma, natalia pharmaceutica, qualitates, principia, praeparata, vires, usus, composita, doses, judicium. (Venetiis 1712.) — *N. Lemery*, Dictionnaire ou traité universel des drogues simples. (Paris 1759. 4.) — J. G. Gleditsch, Alphabetisches Verzeichniß der gewöhnlichsten Arzneigewächse, ihrer Theile und rohen Producte, welche in den größten teutschen Apotheken gefunden werden. (Berlin 1769.) Scriptores antiqui de medicamentis ex animalibus et herbis. (Norimbergae 1781.) F. A. C. Gren, Handbuch der Pharmakologie, oder Lehre von den Arzneimitteln. 1. 2. Bd. (Halle und Berlin 1813.) — G. W. Schwartze, Pharmakologische Tabellen oder systematische Übersicht der Arzneimittel in tabellarischer Form. (Leipzig 1817.) — F. Göbel und G. Kunze, Pharmaceutische Waarenkunde mit illuminirten Kupfern. (Eisenach 1. Bd. 1827. 4.) — J. F. Brandt und J. T. C. Ratzenburg, Medicinische Zoologie oder getreue Darstellung und Beschreibung der Thiere, die in der Arzneimittellehre in Betracht kommen. 1. 2. Bd. (Berlin 1829. 1833. 4.) Mit Kupfert. — F. P. Dulk, Die preußische Pharmakopöe übersetzt und erläutert. 1. 2. Bd. 3. Aufl. (Leipzig 1833.) — H. Thieme, Tabellarische Übersicht der in der preuß. Pharmakopöe aufgenommenen organischen Droguen. (Crefeld 1843. 4.) — C. H. Roloff, Anleitung zur Prüfung der Arzneikörper (mit Ausnahme der Roharzneien) bei Apotheken-Visitationen. (Magdeburg. Vierte Auflage von Lindes. 1824.) E. F. Aschoff, Anweisung zur Prüfung der Arzneimittel auf ihre Güte, Echtheit und Verfälschung. (Lemgo 1829.) — *E. G. Baldinger*, Catalogus dissertationum, quae medicamentorum historiam, fata et vires exponunt. (Altenburgi 1768. 4.) Literatura universae materiae medicae. (Marburgi 1793.) — *R. A. Vogel*, Historia

materiae medicae ad novissima tempora producta. (Francof. et Lipsiae 1750; neueſte Aufl. 1784.) — W. Cullen, Abhandlung über die Materia medica. Aus dem Engliſchen überſetzt von S. Hahnemann. I. Bd. (Leipzig 1790.) (*C. L. Klose.*)

PHARMAKON (*φάρμακον*), hieß bei den Griechen theils das Heilmittel, theils das Gift, theils das Farbematerial, Malerfarbe, Schminke, Pharmakopôos (*φαρμακοποιός*), hieß der, welcher das Pharmakon bereitet, Pharmakopoles (*φαρμακοπώλης*) der, welcher das Pharmakon verkauft, Pharmakotriptes hieß der, welcher Beides thut, das Pharmakon bereitet und verkauft (Lex. Rhet. 314, 16). (*H.*)

PHARMAKOPOEA iſt das aus dem Griechiſchen ſtammende Wort für Arzneibereitungskunſt oder Arzneibereitungsvorſchrift und wird jetzt als allgemeine Benennung für diejenigen pharmaceutiſchen Lehrbücher gebraucht, in welchen die in irgend einem Lande geſetzlich rohen und zubereiteten Arzneimittel aufgeführt ſind und die auch mitunter Codices medicamentarii oder Dispensatoria, z. B. Codex medicamentarius hamburgensis, oder Dispensatorium hassiacum genannt werden.

Der Zweck einer Landespharmakopöe iſt der, dem Apotheker ein Verzeichniß derjenigen Arzneimittel zu geben, welche theils im rohen, theils im zubereiteten Zuſtand vorräthig gehalten werden müſſen, und für die zubereiteten Arzneimittel Vorſchriften zu ertheilen, welche bei der Darſtellung derſelben nicht willkürlich abgeändert werden dürfen. Die Pharmakopöe zerfällt deshalb der Hauptſache nach immer in zwei Abſchnitte, nämlich in einen erſten, worin die rohen Arzneimittel nach der Abſtammung, ihren Eigenthümlichkeiten und Verwechſelungen alphabetiſch entweder nach ihrem ſyſtematiſchen Namen, oder in natürlichen Abtheilungen als Cortices, Flores, Herba etc. aufgeführt ſind, und in einen zweiten Abſchnitt, in welchem die geſetzliche Bereitung der alphabetiſch geordneten, zuſammengeſetzten oder zubereiteten Arzneimittel gelehrt wird. In manchen, beſonders in neuern Pharmakopöen findet ſich noch ein dritter Abſchnitt, in welchem ſolche Arzneimittel aufgeführt ſind, die zwar nicht vorräthig zu ſein brauchen, auf Verlangen aber anfgefafft oder zubereitet werden müſſen.

Die Arzneimittel, die in den Pharmakopöen aufgeführt ſind, oder nach denſelben bereitet werden ſollen, ſind nicht in allen dieſelben, ſowie auch die Vorſchriften zu den zuſammengeſetzten unter einander abweichen. Der Hauptſache nach aber müſſen in denſelben immer diejenigen Heilmittel aufgenommen ſein, die zur Zeit der Bearbeitung der Pharmakopöe ſich als bewährt gezeigt haben und vielſeitig angewendet werden. Von der Anſicht der Commiſſion, welche mit der Bearbeitung der in einem Lande gültigen Pharmakopöe beauftragt iſt, hängt es ab, welche Arzneimittel aufgenommen werden ſollen, und deshalb finden ſich in den Pharmakopöen vieler Länder, und leider auch in denen der teutſchen, ſo viele Abweichungen, die, in ſofern ſie ſich auf die Auswahl der rohen Arzneimittel beziehen, keinen Nachtheil bringen, aber in Beziehung auf die Vorſchriften zu den zuſammengeſetzten Heilmitteln Urſache zu verſchiedener Wirkungsweiſe, wenn nicht gar den Grund zu Gefährdungen geben können. Wir wollen hier nur auf die Blauſäure aufmerkſam machen, wie ſie nach den verſchiedenen teutſchen Pharmakopöen vorräthig gehalten werden ſoll. Die Stärke, d. h. der abſolute Gehalt dieſes Heilmittels an waſſerfreier Blauſäure ſoll nämlich ſein nach der

bairiſchen	Pharmakopöe	4 pr. C.
kurheſſiſchen	—	18—20 pr. C.
preußiſchen	—	2 (iſt aber 2,5) pr. C.
ſchleswig-holſteiner	—	2 (iſt aber 3) pr. C.
hanoverſchen	—	2 pr. C.
öſterreichiſchen	—	2,5 pr C.
ſächſiſchen	—	1,9 pr. C.
badiſchen	—	2 (iſt aber 2,5) pr. C.

Wir finden alſo bei dieſem Präparat bedeutende Verſchiedenheiten, die gewiß bei einem ſo heftig wirkenden Mittel von bedeutendem Einfluß ſein müſſen. Verſchreibt z. B. ein preußiſcher Arzt, der nach Heſſen praktiſirt, eine Doſis Blauſäure, die er auf die in Preußen gültige Vorſchrift bezieht, ſo bekommt der Patient, wenn das Recept in Heſſen angefertigt wird, eine achtmal größere Quantität Blauſäure, und umgekehrt wird ein in Preußen wohnender, aber von einem heſſiſchen Arzt behandelter Kranker bei Verordnung einer Doſis Blauſäure, eine achtmal geringere Quantität erhalten. Eine allgemeine teutſche Pharmakopöe bleibt aber jetzt noch immer nur ein Wunſch, da bereits in Preußen und Würtemberg eine neue bearbeitet wird und in Hamburg vor Kurzem eine neue erſchienen iſt.

In verſchiedenen Pharmakopöen finden ſich noch Tabellen über Extractausbeute, über die Vergleichung des ſpec. Gewichts von Flüſſigkeiten mit den verſchiedenen Aräometergraden, über den Gehalt von Flüſſigkeiten an Alkalien und Säuren nach dem ſpec. Gewicht, über Chlorgehalt, vergleichende Thermometertabellen, über die Löslichkeit verſchiedener Heilmittel in Waſſer ꝛc.

Die Pharmakopöen entſtanden mit der Vermehrung der Apotheken; in frühern Zeiten arbeitete jeder Apotheker nach eignen Vorſchriften, wie ſie ihm von ſeinem Vorgänger überliefert, oder von einem Arzt gegeben worden waren, ſodaß keine Gleichförmigkeit über die Bereitung der Arzneimittel möglich war, da bei der kleinen Anzahl von Apotheken wol ſelten ein Recept aus dem Bezirke einer Apotheke in den einer andern kam. Aber mit der Vermehrung der Apotheken wurde das Bedürfniß immer fühlbarer, für gewiſſe Landestheile oder Städte übereinſtimmende Vorſchriften geſetzlich einzuführen. Als die erſte Sammlung von Arzneivorſchriften iſt Ortolff's von Baierland Arzneibuch vom J. 1477 zu betrachten, die folgende das in Florenz erſchienene Werk: Ricettario de dottori del arte e di medicina del Collegio florentino all' instanzia de signori consuli della università vom J. 1498, welches in den Jahren 1567 und 1597 wieder aufgelegt und als Antidotarium florentinum per *Clusium* (Antw. 1561) überſetzt wurde. Im 16. Jahrh. ſind nur wenige Pharmakopöen erſchienen, in den folgen-

den Jahrhunderten vermehrten sie sich aber, wie aus folgendem Verzeichniß ersichtlich ist:

Dispensatorium usuale pro pharmacopoeis inclutae reipubl. Coloniens. (Colon. 1565.) Pharmacopoea Augustana. (Aug. Vindel. 1573. 1580. 1597. 1601. 1613. 1622. 1629. 1643. 1646. 1673. 1684. 1694. 1734.) *Joan Zwelferi* Animadversiones in Pharmacopoeam Augustanam. (Viennae 1651. fol. rec. Goudae et Roterod. 1653. Norimb. 1657. fol. Viennae 1667. fol. Norimb. 1665. 1675. 1693. 1714.) Pharmac. Bergamensis, rationem componendi medicamenta usitatiora complectens. Ed. *P. Lanci* et *P. Maiella*. (Berg. 1580.) Pharmac. Londinensis. (Lond. 1618. 1632. 1678. 1680. 1681. 1699. 1701. 1721. 1722. 1724. 1736. 1746. 1748. 1751. 1757. 1761. 1788. 1791. 1809.) Pharmac. Coloniensis per Holzhemium. (Bruxell. 1627.) Pharmac. Lugdunensis. (Lyon 1628. 1640.) Pharmac. Bergamensium medicorum ex ital. in latin. sermonem conversa a *Tit. Sanpellegrino*. (Bergam. 1628.) Antidotario Romano commentato de *Pet. Castello*. (Rom. 1629.) Pharmac. Messenensis. (Mess. 1629.) Pharmac. Amstelodamensis. (Amst. 1636. 1639. 1650. 1682. 1701. 1714.) Pharmac. Amstel. nova auct. *Oosterdyk*, *Burmann*, *Bonn*, *Wilter*, *Rhoer* et *Freedorode*. 1792. Codex medicamentarius seu Pharmac. Parisiensis. (Parisii 1637. Rec. cur. *Phil. Harduini*. 1645. 1758. Edit. *Hyac. Th. Baron*. Paris. 1732. Edit. *V. J. B. Boyer*. ib. 1758. Francof. 1760.) Dispensatorium Pragense. (1639. 1740.) Pharmac. Lillensis. (1640.) Pharmac. Bruxellensis. (1641. 1671. 1702.) Codex medicamentorum s. Pharmac. Tolosana; auct. *P. Purpuniro*. (Tolos. 1648. 1695.) Pharmac. Valentinianensis. (Valenc. 1651.) Dispensatorium Hafniense a *Th. Bartholino* publici juris factum 1658. Pharmac. Hagensis. (Hag. 1659. 1738.) Pharmacia Antwerpiensis. (1661.) Pharmac. Ultrajectina. (1664. 1749.) Quedlinburgensis officina pharmaceutica. (1665. 1701.) Dispensatorium Norimbergense. (1666.) Pharmac. Leydensis. (1674. 1750. 1770.) Pharmac. Persica, ex idiomate persico in latinum conversa. (Lut. Paris. 1681.) Pharmac. Catalona. (1686.) Pharmac. Holmiensis. (1686.) Pharmac. Leowardensis. (Leow. 1687.) Catalogus medicamentorum compositorum a decano et collegio medico Archigymnastico Viennensis consignatorum, quae in officinis Viennensibus concinnata habentur. (Francof. 1692.) Dispensatorium Borusso-Braudenburgicum. (Berol. 1698. 1713. 1731. fol. per *Ern. Fagimum*. (Erford. 1734. 1758. fol. 1781. Vratislaw. 1744.) *Joan. Henr. Schulzii* Praelect. ad Dispensat. Bor. Brandenb. (Norimb. 1735. cur. *A. E. Buchneri*. Ber. 1753.) Pharmac. Suecica. (Holm. 1705. Rec. 1775. 1779. 1787.) Pharmac. Dordracena. (1708.) Pharmac. Lusitana reformata *a Cajetan a S. Antonio*. (Lisbon. 1711.) Pharmac. Harlem. (1714.) Dispensatorium Hamburgense conscr. *J. Kalde*. (1716.) Dispensatory of Edinburgh. (Lond. 1721. 1727.) Pharmac. Collegii regii medicorum Edinburgensis. (1728. Lond. 1732. Edinb. 1735. 1744. 1756. Goetting. 1741. Hannov. 1756. Brem. et Lips. 1758. Brem. 1766. Edinb. 1774. Brem. 1776. 1783. Edinb. 1792. 1806. 1813. Lips. 1816.) Pharmac. Argentoratensis. (1725. 1757.) Pharmac. Ferrariensis. (1725.) Dispensatorium pharmaceuticum Ratisbonense. (1727.) Dispensatorium austriaco-pharmaceuticum Viennense. (Vindob. 1729. 1737. 1765. 1770.) Pharmac. Groningana. (1730.) Pharmac. Taurinensis. (1736.) Officina medicamentorum collegii pharmacopolarum Valentini. (Saragoss. 1739.) Pharmac. Madritensis. (1739.) Dispensatory of S. Thomas hospital by *J. Pool*. (Lond. 1741.) Pharmac. Wurtembergica. (Stuttg. 1741. 1750. 1759. 1770. fol. Lausan. 1784. Stuttg. 1786.) Pharmac. contracta in usum nosocomii Lusitan. (Lond. 1749.) Bononiensis Collegii medicorum Antidotarium. (1750. Venet. 1783.) La Pharmac. des pauvres. (à Paris 1757.) Formules des medicamens à l'usage des hospitaux d'armée, dressé par *H. Th. Baron*. (à Paris 1758.) Pharmac. pauperum in usum nosocomii Edinburgensis. (Edinb. 1759. Francof. 1762.) Pharmac. Palatina. (Mauheim. 1764. 1767. 1803.) Pharmac. Helvetica. (1771.) Pharmac. Insulensis. (Insul. Flandr. 1772.) Pharmac. Danica. (Hafn. 1772. Rec. Francof. et Lips. 1786. Hafn. 1805. Lips. 1821. Hafn. 1840.) Pharmac. Sardoa. (1773.) Pharmac. austriaco-provincialis. (Viennae 1774. 1780. 1784. 1794. Hußty von Raffynya, Kritischer Commentar über die österreichische Provinzialpharmakopöe. (Presb. 1785.) Deff. Ideen zur Verbesserung der österreichischen Provinzialpharmakopöe. (Presb. 1797.) J. K. Hacker's kurzgefaßte Beschreibung und praktische Erläuterung der in der Pharmakopöe für die österreichischen Staaten neu aufgenommenen Arzneikörper ꝛc. (Wien 1795.) Pharmac. pauperum. (Holmiae 1776.) Dispensatorium pharmaceut. (Brunsv. 1777.) Pharmac. castrensis Rossica. (Petrop. 1778.) Pharmac. Rossica. (Petrop. 1778. 1782. 1798. 1799. 1800. Rec. opus plane novum 1803. (Lips. 1821.) Pharmac. de Lyon. (1778.) Manuale pharmaceuticum in usum minorum urbium. (Basil. 1779.) Exercitus primi magni regis Borussiae designatio remediorum tam simplicium quam compositorum pharmacopaeae castrensis. (Niss. 1779.) Pharmac. Genevensis. Auct. *C. G. Dunant*, *L. Odier* et *D. de la Roche*. (Genf. 1780.) Pharmac. Pauperum Hamburgensis. (1781. 1785. 1803.) Pharmac. Herbipolitana in usum patriae congesta a *F. H. M. Wilhelm*. (Wirceb. et Bamb. 1782. 1796.) Pharmac. pauperum Pragensis. (1783.) Arzneiverzeichniß für Arme, zusammengetragen von der medicinischen Facultät zu Prag, herausgegeben von J. G. Mikan. (Prag 1786.) Pharmac. Navalis Rossica ed. ab *And. Bacherackt*. (Petrop. 1784.) Pharmac. Lisbonense por *J. J. Henriquez de Paiva*. (Lisbon. 1785.) Pharmac. des pauvres par *Nic. Jadelot*. (à Nancy

1785.) Formules de medicamens, redigées par Ordre du Roi à l'usage des hospitaux militaires l'an 1781 avec leur version française etc. (à Marseille 1786.) Dispensatorium Fuldense a *F. A. Schlereth*. (Fuld. et Francof. 1787. Edit. II. rev. Francof. 1791.) Pharmac. in usum nosocomii Fridericiani Hafniensis. (1798.) Pharmac. militaris, navalis et eorum usui accommodata, qui impensis publicis curantur. (Holm. 1789.) Ricettario Fiorentino. (1789.) Pharmac. castrensis Borussica. Auct. *J. And. Riemer*. (Berol. 1790. 1791. 1794.) Edit. nova auct. *Göricke* et *Hermbstädt*. (Berol. 1805.) Codice farmaceut. per lo stato della ser. Rep. di Venezia. (Padov. 1790. maj.) *Fr. Marabelli*, Apparatus medicaminum ad usum nosocomii Ticinensis. (Pav. 1790. Vien. 1801.) Dispensatorium Lippiacum, genio moderno accommodatum. Auctoritate Collegii medici redegit *J. Chr. Fr. Scherf*. (Lemgo Vol. I. 1792. Vol. II. 1794.) Lippisches deutsches Apothekerbuch. (Lemgo 1. Bd. 1799. 2. Bd. 1801.) Pharmac. in usum officinarum reipublicae Bremensis. (1792.) Formulaire pharmaceutique à l'usage des hospitaux militaires de la République française. (à Paris l'an II. [1793.] l'an XII. [1805.] Übersetzt von Flittner Berlin 1810.) Pharmac. Hispana. (Madrit. 1794.) Pharmac. austriaco-castrensis. (Vindob. 1795.) Österreichische Militair-Pharmakopöe. (Wien 1800). Formulario farmaceutico per uso dell' ospitale di *Pammatore*. (Genua 1798.) Pharmac. Borussica. Auct. *L. Formey* et *Mt. H. Klapproth*. (Berol. 1799. rec. 1804. 1815. 1827. 1845 (?). Farmacopoea Ferrarense, del dott. *Antonio Campana*. (Firenz. 1799. Edit. II. 1803.) Pharmac. Oldenburgica. Auct. *Gramberg*. (1801.) Russisch-kaiserliche Feldpharmakologie. (Stendal 1802.) Pharmac. pauperum in usum instituti clinici Hamburgensis (1804.) Dispensatorium Hassiacum. cur. *Piderit*. (Casell. 1806. 1827.) C. F. Burdach, Dispensatorium für die königl. sächsischen Lande, oder Phil. J. Piderit's Pharmacia rationalis, teutsch bearbeitet. (Leipzig 1806. Nebst einem Nachtrage.) Code pharmaceutique à l'usage des Hospices civils etc. par *P. A. Parmentier*. (Paris 1804. 1811.) Pharmac. Batava. (Amstelod. 1805.) Pharmac. Recusa cum notis et additamentis medico-pharmaceuticis etc. edid. *Jo. Frid. Niemann*. (Lips. 1811.) Pharmac. castrens. Ruthena. Auct. *Jac. Wylie*. (Petrop. 1806.) Dispensatorium Westphalicum. (1809.) Pharmakopöe und Arzneitaxe für das bei der hiesigen Armenanstalt angestellte Medicinalpersonale. (Frankf. 1809.) Berliner Armen-Pharmakopöe. (Berl. 1800.) Pharmac. castrensis conjuncta. Auct. *Anselmo Franc. Straus*. (Francof. 1815.) Pharmac. Austriaca. (Vindob. 1813. 1814. 1820. 1836.) Österreichische Pharmakopöe. Mit Anmerk. versehen von D. J. B. Trommsdorff. (Erf. 1814. Zweite umgearb. Aufl. Erfurt, Gotha und Wien 1818. Dritte Ausg. 1820.) Pharmac. Fennica. (Aboae 1819.) Pharmac. Saxonica. (Dresdae 1820. 1837.) Pharmac. Suecica. (Holm. 1817.) Pharmac. regni Poloniae. (Varsoviae 1817.) Codex medicamentarius sive Pharmacopoea Gallica editus a facultate medica Parisiensi 1818. (Lips. 1819.) Pharmac. Hannoverana. (1819. 1833.) Hannöversche Pharmakopöe aus der lateinischen Urschrift übersetzt von W. Gruner. (Hanover 1820.) Pharmac. bavarica. (Monach. 1822.) Pharmac. belgica. (Hagae Comit. 1823.) Pharmac. batava. (Lips. 1824.) Pharmac. slesvico-holsatica. (Kiliae 1831.) The Edinburgh new Dispensatory by *Duncan*. (Edinb. 1830.) Pharmac. badensis. (Heidelb. 1841.) Pharmac. universalis. Auct. *Geiger* et *Mohr*. (Heidelb. 1835—1844.) Codex medicamentarius hamburgensis. (1835. 1845.) (*Döbereiner*.)

PHARMAKEIA (Φαρμάκεια), die Nymphe einer Quelle des attischen Ilissos, deren Wasser für giftig galt. (*Plat.* Phaedr. 229.) (*H.*)

PHARMAKOS (φαρμακὸς, oder nach dem Grammatiker Didymos bei Harpokration, φαρμᾶκος). Das Fest des Apoll, die Thargelien, was in Athen und andern ionischen Städten gefeiert wurde, hatte einen doppelten Charakter, einen ernsten und einen heitern. Jenen zeigte es am ersten Tage, welcher ein eigentlicher Sühn- und Versöhnungstag der Stadt war. An diesem ersten Tage, es war der sechste des Monats Thargelion (etwa Mai), wurden als Sühnopfer entweder zwei Männer, oder ein Mann und eine Frau, die vielleicht aus der Mitte der vorhandenen verurtheilten Verbrecher genommen und vielleicht zu diesem Zweck auf Staatskosten unterhalten waren, unter Begleitung der Flöte, welche einen eigenthümlichen Nomos spielte, aus der Stadt geführt; der Mann trug dabei schwarze, die Frau, oder wenn man zwei Männer dazu genommen hatte, der andre Mann weiße Feigen um den Hals. Was nun, nachdem man sie herausgeführt hatte, mit ihnen vorgenommen worden ist, wissen wir nicht; daß sie wirklich geopfert worden wären, ist nicht wahrscheinlich, aber sehr glaublich, daß diese Sitte an die Stelle früherer Menschenopfer getreten sei. Diese Menschen nun, welche so als Sühnopfer für die ganze Stadt betrachtet wurden, hießen φαρμακοί, auch καθάρματα und καθάρσια (Schol. *Ar.* Eq. 1144), und man sagte sprüchwörtlich von einem ganz schlechten Menschen, er sei selbst zum Pharmakos zu schlecht. Man fabelte, es wäre das Wort eigentlich ein Eigenname und hätte so Jemand geheißen, der heilige Schalen des Apoll gestohlen hatte und deshalb von Achill gesteinigt wurde. (*H.*)

Pharmakosiderit, s. Eisen (Würfelerz). I, 32, 411.

PHARMAKO-VOUNI, hohes Gebirg in Epirus (Albanien), auf welchem der Fluß von Philates entspringt *). (*G. M. S. Fischer*.)

PHARMAKUSA (Φαρμακοῦσα), eine kleine Insel auf dem hohen Meer, 120 Stadien von Miletos entfernt (*Anonym.* stad. mar. mag. §. 280. p. 490. T. II. Geogr. Graeci minor. ed. *Gail*.). Auf dieser Insel wurde der pergamenische König Attalos ermordet. Hier fiel auch Cäsar den Seeräubern in die Hände

*) Vergl. *Pouqueville*, Voyage. T. I. p. 443.

(*Suet.* Caes. c. 4). Plutarch (Caes. c. 1) nennt sie *Φαρμακοῦσσαν*. (*Krause.*)

PHARMATENOS (*Φαρματηνός*), ein Fluß im Reiche Pontus, welcher 120 Stadien westlich von Pharnakia seine Mündung hatte (nach *Arriani* Peripl.): 150 Stadien war er vom Flusse Melanthios entfernt; s. Mannert 6. Th. 2. Abth. S. 389. D'Anville 3. Th. S. 47. Derselbe Fluß wird auch Pharmantos genannt; s. Mannert a. a. O. (*Krause.*)

PHARNABAZOS. Dieser vornehme, mit dem Königshause der Achämeniden durch die Bande des Blutes verwandte Perser [1]), welcher später sogar der Ehre theilhaftig wurde, die Tochter des Artaxerxes, Apama, zu heirathen [2]), war zur Zeit des peloponnesischen Krieges und in dem nächstfolgenden Zeitraum Satrap der großen Provinz Daskylitis, wozu Bithynien, Phrygien, der Hellespont und das ionische und dorische Lydien gerechnet wurde [3]), und hatte, wie die meisten Satrapen von Kleinphrygien und Mysien [4]), seine Residenz gewöhnlich in Daskylion, in herrlicher Gegend, deren Reiz durch den nahen daskylischen See, einen wundervollen Park mit Wild aller Art, und einen Fluß, welcher dies Alles und eine Menge nahe gelegener Dörfer umschloß, nur noch erhöht wurde [5]). Er heißt Sohn des Pharnakes und Enkel des ältern Pharnabazos [6]), und mischte sich, zum ersten Male, in die hellenischen Angelegenheiten, als durch die vielen Niederlagen Athens ermuthigt Chios, Erythrä und Milet im J. 412 auf den Abfall von Athen bedacht waren [7]) und sich deshalb wegen thätiger Hilfe nach Sparta wandten. Pharnabazos hatte den Megarer Kallignotos und den Cyzikener Timagoras, beide Verbannte, bei sich aufgenommen und sandte sie jetzt nach Sparta, die Lacedämonier aufzufodern, daß sie eine Flotte nach dem Hellespont sendeten, damit er selbst, nach dem Beispiel des Tissaphernes, im Stande wäre, die hellenischen Städte seiner Provinz, wegen des Tributs von Athen, abtrünnig zu machen und einen Bund seines Königs mit Sparta zu Wege zu bringen. Die zugleich hier anwesenden Abgeordneten des Pharnabazos, Tissaphernes und der Chier, wetteiferten jetzt in der Buhlerei um Sparta's Gunst, und jeder machte sich Hoffnung, jene zuerst den Hellespont zu befreien, diese Jonien und Chios, weil Alcibiades es so wollte, der in seinem väterlichen Gastfreunde Endios, dem Ephoren, einen vorzüglichen Anhaltspunkt fand [8]). Der von beiden Parteien so sehnlich gewünschte Bund der Perser und Lacedämonier kam noch in demselben Jahre zu Stande [9]), und wenn auch die zweideutige Politik des Tissaphernes, welcher den aus Sparta vertriebenen Alcibiades bei sich aufgenommen, und sogar Lust bezeigte, auf den Wunsch seines Flüchtlinges, sich Athen anzuschließen, den Spartanern zum offenbaren Nachtheil gereichte, so war ihnen wenigstens Pharnabazos meistentheils wohlgesinnt, sodaß er wol mit Recht bei seiner spätern Zusammenkunft mit Agesilaos sich über das Verfahren der Spartaner gegen seine Provinz beklagen konnte, welche die Wohlthaten, mit denen er sie überhäuft, sobald vergessen hatten, und die Spartaner senkten bei dieser Gelegenheit die Häupter und schämten sich [10]). Pharnabazos unterstützte die Spartaner aber im peloponnesischen Kriege zuerst durch dasjenige, was ihnen gewöhnlich fehlte, nämlich durch Geld, und beschloß außerdem von Phönizien 300 Segel kommen zu lassen, um die Unternehmungen der Lacedämonier in Böotien zu unterstützen [11]). Da bewog ihn aber Alcibiades, von welchem er sehr viel hielt, von seinem Vorhaben abzustehen, da es das Interesse seines Königs verlange, die Lacedämonier nicht zu mächtig werden zu lassen. Vielmehr würde es für Darios vortheilhafter sein, wenn die Kräfte der streitenden Parteien gleich blieben, damit sie sich um so längere Zeit gegenseitig aufreiben könnten. So schickte Pharnabazos, dem das Interesse seines Königs immer am höchsten stand, die Flotte nach Phönizien zurück und schnitt den Lacedämoniern eine bedeutende Hilfe ab [12]). Das Geld jedoch bekamen die Spartaner, dessen sie um so bedürftiger waren, als Tissaphernes schlecht bezahlte, und Pharnabazos unterstützte sie auch durch Lebensmittel um so mehr, da endlich auch die so lange erbetene Hilfe im Hellespont unter Klearchos, dem Sohne des Rhamphios, mit 40 Segeln ankam [13]). Vor den Schlachten von Sestos und Abydos zog Pharnabazos den Mindaros an sich [14]); beide vereinigen ihre Flotten und werfen auf der Höhe vor Sestos die Anker aus. Nach dem großen Siege des Alcibiades über Mindaros nahm Pharnabazos aber die flüchtigen Spartaner in sein Lager auf, und als die Athener nach Sestos zurücksegelten, da entschuldigte er sich wegen der frühern Begebenheiten bei den Spartanern, und kämpfte jetzt um so eifriger gegen die Athener, indem er vorzuschützen suchte, daß er die Flotte nur deshalb nach Phönizien zurückgeschickt habe, weil die Könige von Arabien und Ägypten mit einem Angriff auf dieses Land umgegangen wären [15]). Als die Peloponnesier nach Abydos geflohen waren, kam ihnen Pharnabazos wieder zu Hilfe, und wagte sogar an der See eine Reiterschlacht, in welcher er so lange ausharrte, bis er der atheniſchen Übermacht weichen mußte [16]). Dann begleitete er wieder den Mindaros nach Cyzikos [17]), und unterstützte ihn bei der Belagerung der Stadt mit so großer Macht, daß die Erstürmung gelang [18]) und als Mindaros endlich durch Alcibiades gezwungen wurde, die Gegend zu verlassen, floh er nach Kleroi, wo Pharnabazos seine Truppenmasse concentrirt hatte. Freilich verfolgte Alcibiades die Schiffe,

1) *Corn. Nep.* Conon 2. 2) *Plut.* Artaxerx. 37. *Xen.* Agesil. III, 3. Hellenic. V, 1, 28. 3) *Poppo*, Thuc. I, 2, 432: *ἡ Λασκυλίτις ὑπερόπτειν, ἡ ἐν Λασκυλείῳ νόμος. Herod.* III, 120. *Thuc.* I, 129. *Dion. Hal.* I, 47. 4) *Herod.* III, 120. V, 117. Forbiger, Alte Geogr. II, 388. 5) *Xen.* Hell. IV, 1, 15. 6) *Thuc.* II, 67. VIII, 6. 7) Ibid. VIII, 14, 17. Nach Plutarch (Alcib. c. 24) waren es die Gesandten von Lesbos, Chios und Kyzikos, welche Sparta um Hilfe gegen Athen angingen, die Böotier sprachen für ihre Stammverwandten, die Lesbier, Pharnabazos für die Kyzikener, aber auf Alkibiades' Rath beschlossen die Spartaner zunächst Chios zu befreien. 8) Ibid. VIII, 6. 9) Ibid. VIII, 37.

10) *Plut.* Agesil. c. 12. 11) *Diod.* XIII, 36. 12) Ib. XIII, 37. 13) *Thuc.* VIII, 80. 14) Ib. VIII, 99. *Justin.* V, 4. 15) *Diod.* XIII, 46. 16) *Xen.* Hellen. I, 1, 6. 17) Ib. I, 1, 19. 18) *Diod.* XIII, 49.

Digitized by Google

deren er viele vernichtete, und der Kampf dauerte während der Flucht fort. Aber das Landheer des Pharnabazos blieb wenigstens nicht unthätig [19]), und unterstützte die Lacedämonier nach Kräften, wodurch Alcibiades in nicht geringe Gefahr gerieth. Zum Glück bemerkte es Thrasybulos, und beauftragte sogleich den Theramenes, so schnell als möglich mit dem Fußvolk des Chares zu Hilfe zu kommen, und Alcibiades zu retten. Mindaros selbst stellte sich jetzt dem Alcibiades gegenüber, und den Klearchos mit einer Abtheilung Peloponnesier und den Söldnern des Pharnabazos, welche Anfangs den tapfersten Widerstand leisteten und den Feinden großen Schaden zufügten, wenn sie auch selbst bedeutende Verluste erlitten, dem Theramenes. Dieser erschien grade mit seiner eigenen Abtheilung und der des Chares, als Pharnabazos die Athener eingeschlossen hatte und durch die Übermacht zu vernichten drohte. So athmete die Abtheilung des Thrasybulos wieder auf, da sie schon die Hoffnung auf Rettung aufgegeben hatte, und nach kurzem, heftigem Kampfe wurden die Söldner des Pharnabazos in die Flucht geschlagen, und als diese aus den Reihen gebracht, die ermüdeten Begleiter des Klearchos verließen, wurden auch diese nach mancherlei Wagniß und Verlust geworfen. Jetzt konnte Theramenes auch der Abtheilung des Alcibiades selbst zu Hilfe kommen, aber Mindaros, um die Ehre seines Staates zu retten, stellte sich selbst dem Alcibiades gegenüber, da die Gefahr der Niederlage bei der Concentrirung der Massen um so größer war. So erhebt sich eine heroische Schlacht bei den Schiffen, indem Mindaros so lange Widerstand leistete, bis er nach langer heldenmüthiger Gegenwehr endlich an seinen Wunden stirbt. Jetzt ist die Flucht allgemein, und die Athener verfolgen die Fliehenden, bis ihnen klar wird, daß Pharnabazos selbst mit großer Reitermasse anrückt. Da gehen sie zu den Schiffen zurück, werfen sich in die Stadt, und errichten wegen des doppelten Sieges zu Land und zu Wasser zwei Tropháen. Die ganze peloponnesische Flotte wurde erobert, und außerdem große Beute an Waffen und Gefangenen gemacht, wie die vereinigte doppelte Macht nicht anders erwarten ließ. Die Peloponnesier aus der Stadt und alle Fliehenden begaben sich aber in das Lager des Pharnabazos [20]), der den namentlich durch Mindaros' Tod entmuthigten Lacedämoniern Trost und Hoffnung einsprach, indem er sagte, sein König habe noch Wälder genug, Holz darin zu fällen und neue Schiffe zu bauen. Jedem Soldaten aber gab er ein Himation und zweimonatlichen Sold, und bewaffnete die Matrosen, um sie als Wächter seiner Küste aufstellen zu können, berief dann die Feldherren und Trierarchen aus den Städten, und befahl ihnen, in Antandros so viele Schiffe zu bauen, als jeder verloren hätte, indem er ihnen zugleich Geld und die Erlaubniß gab, in den Waldungen des Ida Holz zu fällen. Während nun die Schiffe gebauet wurden, legten die Antandrier zugleich mit den Syrakusern Hand an die Wiederaufbauung ihrer Mauern, und Pharnabazos selbst begab sich nach Chalcedon [21]). Auch Hermokrates, der, nachdem die Nachricht von seiner eigenen und seiner Collegen Verbannung eingelaufen, seinen Abgang vom Heere und die Rückkehr ins Vaterland vorbereitete, erhielt ungebeten von Pharnabazos große Summen [22]), denn er war sein Freund. Er benutzte aber das Geld, indem er nach seiner Ankunft in Messene fünf Trieren ausrüstete, und zugleich 1000 Söldner miethete. Dann vereinigte er sich mit 1000 vertriebenen Himeräern, und suchte unter Begünstigung seiner Freunde, freilich vergeblich, nach Syrakus zurückzukehren, und warf sich endlich in Selinus, wohin er die nach allen Seiten zerstreuten vertriebenen Selinuntier zurückrief [23]). Diese Begebenheiten nährten die Eifersucht des Tissaphernes gegen Pharnabazos, der jetzt auch von den Grundsätzen seiner Politik bewogen wurde, sein gutes Einverständniß mit den Peloponnesiern wieder herzustellen [24]).

Als Alcibiades sein Heer in Lampsakos versammelt und die Stadt befestigt hatte, zog er nach Beendigung des Winters 409 nach Abydos und schlug den mit großer Reitermacht zu Hilfe kommenden Pharnabazos bald in die Flucht, welchen er darauf mit seinen Reitern und 120 Hopliten, bis die Nacht hereinbrach, verfolgte [25]). Dann wandte sich Alcibiades gegen Chalcedon, setzte sich mit Gewalt in den Besitz der bei den bithynischen Thrakern niedergelegten Habe der Stadt, und belagerte sie dann mit seinem ganzen Heer. Schon waren die Belagerungslinien fertig, als der spartanische Harmost Hippokrates mit seinem Heere einen Ausfall machte, und Pharnabazos außerhalb der Verschanzungen mit einem Heere und vieler Reiterei zu Hilfe kam. Den Hippokrates schlug Alcibiades jedoch bald in die Stadt zurück, um so leichter, da Pharnabazos am Kampfe gar keinen Antheil hatte nehmen können, weil die Unbequemlichkeit des Terrains ihn daran hinderte und er unverrichteter Sache nach dem Herakleion der Chalcedonier zurückkehren mußte, wo sich sein Lager befand. Während sich aber Alcibiades selbst nach dem Hellespont und dem Chersones begab, knüpften die übrigen Strategen mit Pharnabazos Unterhandlungen wegen Chalcedon an [26]), und man kam dahin überein, daß Pharnabazos den Athenern 20 Talente Kriegskunkosten zahlen und athenische Gesandte wegen des Friedens sicher zum Könige führen sollte [27]). Zugleich verpflichtete man sich eidlich, daß die Chalcedonier zwar nicht weiter befehdet werden sollten, aber den Tribut an die Athener nach wie vor, zur rechten Zeit einsenden und die schuldigen Summen nachzahlen sollten. Alles Übrige aber sollte in statu quo bleiben, bis die athenische Gesandtschaft vom Könige heimgekehrt sei, nur erhielt die Satrapie des Pharnabazos temporairen Frieden [28]). Alcibiades hatte natürlicher Weise, wegen seiner Abwesenheit, den Tractat nicht mit beschwören können, als ihn deshalb Pharnabazos in Chalcedon erwartete, und nach seiner Rückkehr nach Byzanz auffoderte, den Eid nachzuholen, weigerte er sich dessen, und erklärte, trotz dem, daß

19) *Diod.* XIII, 50. 20) Ib. XIII, 51. 21) *Xen.* Hellen. I, 1, 24 sq.

22) *Diod.* XIII, 63. 23) *Xen.* Hellen. I, 1, 31. *Diod.* XIII, 75. 24) *Thuc.* VIII, 109. 25) *Xen.* l. c. I, 2, 15 sq. 26) Ib. I, 3, 2 sq. *Plut.* Alcib. c. 30. 27) *Diod.* XIII, 66. 28) *Plut.* Alcib. 31. *Xen.* Hellen. I, 3, 8 sq.

Digitized by Google

er mit der Capitulation, deren Kunde ihnen in Selymbria erreicht hatte, sehr zufrieden war, daß er nur dann schwören würde, wenn Pharnabazos zuvor geschworen hätte. So mußte der stolze Perser vor dem nicht geringern Stolze des Alcibiades sich beugen, und nach einigen Umständen wurde der Eid wiederholt, von Alcibiades in Chrysopolis vor den Abgeordneten des Pharnabazos, Metrobates und Arnapes, von Pharnabazos in Chalcedon vor den Abgeordneten des Alcibiades, Eurypolemos und Diotimos; sofort ging die Gesandtschaft an den König ab, welcher freilich die Verbündeten, um sie unschädlich zu machen, schnell eine zweite nachschickten. Pharnabazos reiste sogleich ab, und befahl den attischen Gesandten, bis Kyzikos entgegenzugehen. Abgesandt waren aber von den Athenern Dorotheos, Philodikos, Theogenes, Eurypolemos und Mantitheos, von den Argivern Kleostratos und Pyrrhilochos, von den Lacedämoniern Pasippidas und Andere, endlich der vertriebene Syrakuser, Hermokrates mit seinem Bruder Proxenos [29]). Pharnabazos wurde ihr Führer. Indessen betrieben die Athener aufs Eifrigste die Belagerung von Byzanz, und als sie mit Gewalt Nichts ausrichten konnten, gaben sie sich der Hoffnung hin, durch Verrätherei die Stadt in die Hände zu bekommen. Klearchos, der spartanische Harmost, hielt dieses freilich für unmöglich, obwol er durch die Strenge, mit welcher er das Regiment führte, grade dazu reizte. In solchem Wahne übertrug er den Oberbefehl auf Koiratadas und Eliros, und begab sich selbst zum Pharnabazos, um von ihm Sold für sein Heer zu empfangen und Schiffe im Hellespont zu sammeln. Aber kaum war er fort, als Kydon, Ariston, Anaxikrates, Lykurgos und Anaxilaos die Stadt verriethen, und das einrückende Heer des Alcibiades bemächtigte sich der Stadt. Koiratadas und Eliros übergaben sich selbst dem Feinde, und als sie jetzt nach Athen geschafft wurden, hatte der Erstere das Glück, nach Dekeleia entschlüpfen zu können [30]). Pharnabazos hatte den Winter 407 über im phrygischen Gordion mit den attischen Gesandten zugebracht, und erfuhr hier die Verrätherei des Kydon und seiner Genossen mit dem Fall von Byzanz. Aber auch Pharnabazos selbst hatte trotz des Eides treulos an Athen gehandelt und die lakonischen Gesandten zum Könige ziehen lassen, den sie jetzt völlig für ihre Partei gewannen, da er aus guten Gründen den Spartanern schon vorher gewogener war, während die athenische Gesandtschaft unter nichtigen Vorwänden zurückgehalten wurde. Als Pharnabazos aber im Frühling die Weiterreise antrat, begegnete ihm die lakonische Gesandtschaft des Boiotios und seiner Genossen, und theilte ihm mit, daß sie vom Könige Alles erlangt hätten, was sie nur wünschten. Mit ihm aber war Kyros, der Satrap aller Seeländer und getreue Bundesgenosse der Spartaner. Die Gesandtschaft zeigte aber zur Beglaubigung dem Pharnabazos einen mit königlichem Siegel versehenen Brief vor, in welchem geschrieben stand, „ich schicke Kyros als Herrn der Truppen, welche in Kastolos versammelt sind." Obgleich aber die attische Gesandtschaft die Sachlage erkannte, so wollte sie nichtsdestoweniger ihre Reise nach Susa fortsetzen, und wenn ihnen die Audienz nicht verstattet werden sollte, nach Hause heimkehren. Kyros selbst aber überredete den Pharnabazos, ihm entweder die Gesandten in die Hände zu liefern, oder sie wenigstens vor der Hand nicht nach Hause zurückkehren zu lassen, weil er wünsche, daß die Athener das Vorgefallene nicht gleich erfahren sollten. Pharnabazos aber, den sein Gewissen drücken mochte, zog es vor, die Gesandtschaft zurück zu behalten, indem er ihnen bald vorspiegelte, daß er sie vor den König führen wollte, bald, daß sie nach Hause ziehen sollten. Nach drei Jahren endlich bat er Kyros, sie zu entlassen; denn er erinnerte sich an seinen Eid, und Ariobarzanes bekam den Befehl, sie nach Kios in Mysien zu geleiten, von wo sie die Erlaubniß hatten, sich nach dem übrigen Heer einzuschiffen [31]).

In Athen hatten sich die Dinge geändert, und Alcibiades mit dem Glück auch die Liebe seiner Vaterstadt und das Obercommando verloren. Da ihm wegen der Macht der Spartaner in Griechenland keine sichere Zuflucht übrig blieb, so beschloß er nach dem Beispiel des Themistokles in Persien Schutz zu suchen. Pharnabazos, glaubte man, gab ihm sicheres Geleit und nahm ihn zuvörderst in sein Haus auf, ihn ehrend zugleich und geehrt [32]). Bald hatte Alcibiades ihn durch die Liebenswürdigkeit seines Benehmens so gefesselt, daß er zumal, da er schnell persische und medische Hofsitten annahm, von Pharnabazos allen seinen Freunden selbst den persischen vorgezogen wurde und sogar die alte feste und reiche Seestadt Grunion [33]) zum Geschenk erhielt, welche ihm jährlich 50 Talente einbrachte [34]). Aber sein unruhiger Geist ertrug nicht lange den Schutz und den Frieden, welchen ihm Pharnabazos gewähren konnte, er dürstete nach Thatenruhm, und hoffte noch einmal an der Spitze athenischer Flotten und Landheere Schlachten liefern zu können, wie er sie bei Kyzikos gewann. Athens Demüthigung und Sparta's Erhebung zerrissen sein Herz, er weiß, daß der jüngere Kyros mit Hilfe der Lacedämonier einen Krieg gegen den echten Herrscher Persiens vorbereitet, und hofft durch die Enthüllung dieser geheimen, seinen Thron bedrohenden, Plane Artaxerres für Athen günstig zu stimmen. Er bittet Pharnabazos um Geleit zum Könige, und dieser verheißt es. Aber Kritias und die übrigen Tyrannen Athens hatten bereits eine Gesandtschaft nach Asien an Lysander geschickt, durch welche sie ihn aufforderten, den Alcibiades aufheben zu lassen; denn wenn dieses nicht geschähe, würde es mit ihrer Herrschaft bald aus sein. So fodert Lysander den Pharnabazos auf, wenn die freundschaftlichen Beziehungen des Hofes von Susa mit seinem Staate fortbestehen sollten, den Alcibiades ihm lebendig oder todt in die Hände zu liefern.

29) *Xen.* Hellen. I, 3, 14 sq. *Plut.* Alcib. 31. 30) *Xen.* l. c. I, 3, 14. *Plut.* l. c. 30. 31. *Diod.* XIII, 66. 67.

31) *Xen.* l. c. I, 4, 1 sq. 32) *Plut.* l. c. c. 37. *Corn. Nep.* 9. 33) Grunium castellum liegt übrigens nicht in Phrygien, wie *Corn. Nep.* c. 9 irrthümlich behauptet, sondern in Mysien, und ist keine andere, als die durch das Orakel und den Tempel des Apollon so berühmt gewordene Stadt. Forbiger, Alte Geographie. II. S. 154. 34) *Aelian.* V. H. IV, 15.

Pharnabazos wußte recht gut, daß der Krieg Persiens mit Sparta bereits unvermeidlich geworden war, doch wollte er ihn nicht beschleunigen; er übergab daher seinem unehelichen Bruder, Magäos, und seinem Onkel, Susamithras, den Befehl, den mit der Hetäre Timandra sich in einem phrygischen Dorfe, Namens Melissa, aufhaltenden, und hier seine Reise zum Könige vorbereitenden Alcibiades zu tödten [35]). Offenen Angriff wagten die Feiglinge nicht, nächtliche List und Tücke schien ihnen räthlicher. Sie legten Nachts Holz um seine Hütte, zündeten dies an, und als sich der durch das Prasseln der Flammen geweckte Alcibiades eine Straße durch das Feuer gebahnt, ließen sie ihn aus der Ferne durch ihre Pfeile tödten. Seine geliebte Hetäre Theodota pflegte seine Leiche [36]). Einige sagen jedoch, daß weder Lysandros, noch Pharnabazos die Schuld am Tode des Alcibiades tragen, sondern messen sie dem Helden selbst bei [37]). Zum Dank für den am Alcibiades verübten Verrath plünderte jetzt Lysandros in aller Freundschaft die Provinz des Pharnabazos, und behandelte die Städte nach den Eingebungen seines Hochmuths und seiner Habgier. Die darüber nach Sparta verlautenden Klagen fanden kein Gehör und wurden für Verleumdungen erklärt, bis endlich, von der Noth seiner Provinz gerührt, Pharnabazos selbst das Wort ergriff und ihn bei den Ephoren verklagte [38]). Jetzt wurde Lysander die Skytale zugeschickt, mit dem Befehle, nach Sparta zu kommen und sich zu vertheidigen. Pharnabazos' Klagen wurden aber um so mehr gehört, da Sparta den Mann zu schätzen wußte, welcher von allen persischen Satrapen den Krieg gegen Athen am eifrigsten betrieben hatte. Lysandros erschrak, nachdem er die Skytale gelesen, und fürchtete die gerechte Strafe. Er versuchte daher eine Unterredung mit Pharnabazos, erhielt sie, und hatte sogar die Unverschämtheit, ein zweites Schreiben an die Ephoren von ihm zu erflehen, in welchem er nicht allein die Anklagen des ersten Briefes widerrufen sollte, sondern zugleich ihm Lob spenden, wegen der Führung des Obercommando's, und ihm bezeugen, daß weder er selbst, noch seine Provinz das Geringste von ihm gelitten hätten. Pharnabazos schrieb einen Brief, wie ihn der denselben durchlesende Lysander nur wünschen konnte, schob ihm bei der Versiegelung aber einen zweiten so ähnlichen unter, daß der Frevler vollkommen getäuscht wurde, und erst zur Enttäuschung gelangte, als er hochmüthig, die Anklagen seiner Feinde abwehrend, vor den Ephoren erschien, und indem er den die Klagen des ersten Schreibens wiederholenden Brief des Pharnabazos vorzeigte, sein eigener Ankläger wurde [39]).

Die Anklage und Enthüllung der Plane des Kyros, an welche Alcibiades so große Hoffnungen geknüpft hatte, übernahm jetzt Pharnabazos selbst [40]), doch konnte er den Aufstand nicht mehr verhindern, und Tissaphernes, nicht er, wurde der Sieger von Kunaxa. Doch blieb ihm Artaxerxes gewogen und übertrug auch nachher auf ihn die Satrapie der Küstenländer, welche Kyros groß und klein gemacht hatte [41]). Aber so wenig Tissaphernes als Pharnabazos konnte den Rückzug der griechischen Söldner unter Xenophon verhindern, und sie mußten zufrieden sein, wenn sie dieselben necken und plagen konnten. Was Pharnabazos ihnen that, beschränkt sich auf folgendes Unbedeutende. Als Neon bei Kalpe und Bithynien, dem Mangel des Griechenheeres abzuhelfen, einen Herakleoten auffand, der ihm einige Dörfer zur Plünderung bezeichnete, zogen 2000 Mann Leichtbewaffneter aus, schwärmten in der Gegend umher und zerstreuten sich, bis sie auf ein Reitergeschwader des Pharnabazos stießen, das den Bithyniern zu Hilfe kommen sollte, um sie wo möglich an der Betretung von Phrygien zu verhindern. Leicht gewannen die Pharnabazischen über die ungerüsteten Griechen den Sieg, erschlugen 500 Mann, und zwangen den Rest in die Berge zu flüchten [42]); doch wurden gleich hernach dieselben Reiter des Pharnabazos, welche sich mit den bithynischen verbunden hatten, von den Hellenen in die Flucht geschlagen [43]). Pharnabazos war zu schwach, sein Land gegen die Griechen zu schützen, und zog es endlich vor, sich nach Byzanz an den spartanischen Admiral Anaxibios zu wenden und ihn zu bitten, die Griechen durch Hoffnung des Soldes nach Byzanz zu locken [44]). Nachdem dies geschehen, wurden sie unter gleicher Vorspiegelung aus den Mauern gelockt, um hier vernichtet zu werden. Aber die Verzweiflung gab ihnen Kraft und Muth, sie stürmten die verschlossenen Thore, und warfen sich wieder in die Stadt, bis sie endlich durch Xenophon bewogen wurden, dieselben zu räumen [45]). Als darauf dem Pharnabazos gemeldet wurde, daß Aristarchos als Harmost angekommen sei, vernachlässigte er den Anaxibios, und schmiedete mit jenem ähnliche Plane zur Vernichtung der Griechen; Aristarchos schämte sich auch nicht, nachdem er nach Byzanz zurückgekehrt war, 300 vom Heere entlaufene Griechen als Sklaven zu verkaufen [46]).

Nachdem die Hellenen den Boden von Asien geräumt hatten, dachte Artaxerxes an die Bestrafung der Abtrünnigen, und Tissaphernes bewies namentlich gegen die äolischen Städte eine solche Härte, daß sie sich um Hilfe nach Sparta wandten. So wurde der Krieg beschlossen und zuvörderst Thimbron im J. 399 mit 1000 Neodamoden, 4000 peloponnesischen Hopliten und 300 Athenern, die man in der Heimath ungern sah, zu welchen in Ephesos noch 2000 Krieger stießen, nach Kleinasien beordert, um den Krieg gegen Tissaphernes und Pharnabazos zu beginnen [47]). Daß die Armee zu schwach war, lag auf der Hand, und namentlich fehlte es Thimbron an Reiterei, um den Krieg mit Erfolg fortsetzen zu können. Er richtete also wenig aus und wurde bald abgerufen. Sein Nachfolger Derkyllidas zeigte sich bald seinem Vorgänger durch Schnelligkeit in Unternehmungen,

35) *Corn. Nep.* Alcib. c. 10 schreibt die Namen Bagäus und Susamithres. *Athen.* XIII, 574. 36) *Athen.* l. c. 37) *Plut.* Alcib. c. 39. 38) *Plut.* Lysand. 10. 39) Ib. c. 20. *Corn. Nep.* Lysand. c. 4. 40) *Diod.* XIV, 22. Pharnabazos meldete sowol den Plan, als den Aufbruch des Kyros nach Susa, worauf Artaxerxes seine Truppen in Ekbatana concentrirte.

41) Olymp. 95, 1, unter Laches' Archontat. *Diod.* XIV, 35. 42) *Xen.* Anab. VI, 4, 24. 43) Ib. VI, 5, 30. 44) Ib. VII, 1, 2. 45) Ib. VII, 1, 3 sq. 46) Ib. VII, 2, 7. 47) Ib. VII, 8, 25 sq.

Digitized by Google

rasche Übersicht der Verhältnisse und namentlich durch Gewandtheit im Unterhandeln beiweitem überlegen, und wenn er auch keine neue Truppen mitbrachte, so war er doch schon unter Lysander's Obercommando Harmost in Abydos gewesen, und hatte so Gelegenheit gehabt, die Eifersucht des Pharnabazos und Tissaphernes kennen zu lernen. Bald erkannte er die Unmöglichkeit, es mit beiden zu gleicher Zeit aufzunehmen, er beschloß deshalb vor der Hand mit dem Einen Frieden zu schließen und einstweilen den Andern zu verderben. Er begann also mit dem ränkesüchtigen Tissaphernes, und verabredete mit ihm einen Waffenstillstand. So entließ Tissaphernes sein Heer zum großen Ärger des Pharnabazos; Derkyllidas haßte ihn seit alter Zeit wegen einer Verleumdung; jetzt wollte er die Gelegenheit nicht aus den Händen fahren lassen, sich zu rächen. Bitter beklagte sich daher Pharnabazos bei Artaxerxes, daß Tissaphernes mit einem Feinde Frieden geschlossen habe, der Asien angreifen wollte, und ihn außerdem mit königlichem Gelde unterstützte. So wurde Artaxerxes dem Tissaphernes entfremdet und bald erfolgte denn auch die gerechte Strafe der Verrätherei [48]). Derkyllidas führte jetzt sein Heer durch die befreundete Satrapie des Tissaphernes, ohne zu schaden und zu plündern, bis er nach Äolien kam, welches Pharnabazos gehörte. Dieses Ländchen war lange von dem Dardanier Zenis, einem Unterstatthalter des Pharnabazos, verwaltet worden [49]), als ihn eine Krankheit hinweggerafft hatte, beschloß seine Gattin Mania, die Dardanierin, den Pharnabazos durch Geschenke und allerlei Künste, von welchen sie wußte, daß sie von Einfluß auf ihn waren, zu bewegen, die Statthalterschaft auf sie zu übertragen [50]). Sie begab sich also zu Pharnabazos und stellte ihm bei der Zusammenkunft vor, daß ihr Mann ihm stets lieb und werth gewesen sei und den Tribut stets pünktlich entrichtet habe. Wenn sie ihm gefalle, so sähe sie keinen Grund ein, warum er einen andern Satrapen wählen wolle, wa nicht, so möge er ihr die Satrapie abnehmen und auf einen Würdigern übertragen. Pharnabazas sah ein, daß Mania der Verwaltung der Satrapie gewachsen sei, und ließ sie ihr. Mania aber bezahlte den Tribut ebenso pünktlich als ihr Mann, und wenn sie Pharnabazas besuchte, so fügte sie immer nach Geschenke hinzu, und wenn er zu ihr kam, nahm sie ihn bestmöglichst auf: die Städte aber, welche ihr anvertraut waren, erhielt sie alle, und eroberte außerdem noch die Küstenstädte Larissa, Hamaxitos und Kolonä, durch ihre griechischen Söldner, indem sie der Heerfahrt auf ihrem Wagen beiwohnte. Auch die Liebe der Städte und des Heeres erwarb sie sich schnell, und wen sie lobte, den beschenkte sie auch bei gut gewählten Gelegenheiten reichlich, und war so im Besitz des glänzendsten Söldnerheers [51]). Sie begleitete auch jedes Mal den Pharnabazas, wenn er gegen die Mysier oder Pisidier zu Felde zog, welche nicht selten die königlichen Provinzen beunruhigten. Aber Pharnabazos wußte sie auch zu schätzen, und bediente sich häufig ihres Rathes. Als sie nach nicht 40 Jahre zählte, wurde Meidias, ihrer Tochter Mann, von einigen aufgeregt, daß es schändlich für ihn sei, einem Weibe zu dienen und im unthätigen Privatstande zuzubringen. So wurde er der Liebe uneingedenk, mit welcher sie ihn stets behandelt hatte, drang in ihr Zimmer und erstickte sie. Auch ihren Sohn, einen schönen Knaben von 17 Jahren, tödtete er, und setzte sich nach solcher That in Skepsis und Gergis fest, wo Mania ihre Schätze aufgehäuft hatte. Die übrigen Städte dagegen nahmen ihn nicht auf, sondern wurden durch die Besatzungen dem Pharnabazos erhalten. Meidias aber sandte jetzt Geschenke an Pharnabazos, in der Hoffnung, gleich Mania von ihm die Satrapie zu erkaufen, aber Pharnabazos war gerecht, und ließ ihm antworten, daß er seine Schätze nur behalten sollte, bis er käme, sie zu holen; denn er äußerte, daß er nicht leben wolle, ohne Mania gerächt zu haben [52]). Den Thimbron hatte vorzüglich Mania von Äolien abgehalten, Derkyllidas aber benutzte jetzt die Gelegenheit, um den Pharnabazos auf seiner schwächsten Seite anzugreifen. Die drei Seestädte, Larissa, wovor Thimbron hatte abziehen müssen, Hamaxitos und Kolonä, fielen beim ersten Angriff oder vielmehr freiwillig am ersten Tage in seine Gewalt; nun schickte er Abgeordnete nach den übrigen äolischen Städten, indem er vorgab, sie befreien zu wollen, auf daß sie ihn in ihre Mauern aufnähmen und sich mit ihm verbänden. Neandria, Ilion und Kakylion folgten schnell dem Beispiel der drei Seestädte, denn die griechischen Söldner betrugen sich seit dem Tode der Mania erbärmlich. Die Besatzung von Kebrene dagegen wollte sich den Pharnabazos durch tapfern Widerstand geneigt machen, und nahm deshalb den Derkyllidas nicht auf. Der Spartiat beschloß Gewalt zu gebrauchen, aber vier Tage hinter einander gelangen ihm die Opfer nicht, sodaß er endlich ungehalten wurde, da er gern der Hilfsleistung des Pharnabazos zuvorgekommen wäre. So versuchte er eine Kriegslist, und beschlaß durch den Sikyanier Athenadas die Quellen verstopfen und ihnen das Wasser abschneiden zu lassen. Das wurde jedoch mit Gewalt von den Kebreniern verhindert, und während Derkyllidas sich über das Mislingen seiner Plane ärgerte, erschienen einige Hellenen auf der Mauer mit der Erklärung, daß ihnen die Unternehmungen des Feindes nicht behagten, daß sie jedoch selbst lieber Hellenen als Barbaren gehorchen würden. Während sie so reden, kam auch Nachricht vom Befehlshaber, daß er mit den Unterhandlungen zufrieden sei. Derkyllidas, welchem an diesem Tage die Opfer gelungen waren, zog jetzt erfreut in die Stadt ein, legte eine Besatzung hinein, und wandte sich darauf nach den neuen Residenzen des Meidias, Skepsis und Gergis. Meidias aber, welcher Pharnabazos und die Bürger auf gleiche Weise zu fürchten hatte, schickte Abgeordnete an Derkyllidas, und versprach zu unterhandeln, wenn dieser sich zu einer Stellung von Geiseln verstehen wollte. Der schlaue Derkyllidas, welcher schon

48) *Justin.* VI, 1. *Xen.* Hell. III, 1, 9. 49) *Xen.* Hellen. III, 1, 10. 50) *Polyaen.* VIII, 54. 51) *Xen.* Hellen. III, 1, 11. 12. 13.

52) *Xen.* Hellen. III, 1, 13. 15.

in Sparta den Namen Sisyphos erhalten hatte, schickt ihm, erfreut ohne Blutvergießen das ganze Land in seine Gewalt zu bekommen, aus jeder verbündeten Stadt Einen, mit der Aufforderung, sich auszulesen, wen und wie viele er wolle. So wählte sich Meidias zehn Geiseln, ging aus der Stadt zum Derkyllidas, und fragte, unter welcher Bedingung er sein Bundesgenosse werden könne. Derkyllidas aber befahl ihm, die Bürger frei zu lassen und für autonom zu erklären, zugleich ging er nach Skepsis, während Meidias seine Ohnmacht erkannte, und einsah, daß er den Bürgern keinen Widerstand leisten könne. So geschah es denn, daß Derkyllidas nach einem der Athene auf der Burg dargebrachten Opfer, die Besatzung des Meidias entlassen und die Stadt den Bürgern übergeben konnte, welche jetzt für frei erklärt wurden, wie es Hellenen gezieme. Jetzt eilte Derkyllidas nach Gergis, wohin viele Skepsier hocherfreut über die Gestaltung der Verhältnisse schon vorangeeilt waren, um ihren Nachbaren die Nachricht mitzutheilen. Auch Meidias wollte ihm zuvorkommen, um wenigstens der Ehre theilhaftig zu werden, ihm die Stadt übergeben zu haben; er wurde jedoch von Derkyllidas zurückgehalten, und beide traten, nachdem auf Meidias' Befehl die Thore geöffnet waren, zugleich in die Stadt ein. Sofort eilte Derkyllidas auf die Burg, befahl seinen Kriegern die Waffen an den Mauern niederzulegen, damit den Bürgern Muth eingeflößt würde, opferte nun mit seiner Begleitung der Athene, und unter der Versicherung, daß Meidias nichts zu fürchten habe, ward auch seinen Söldnern angedeutet, ihre Waffen niederzulegen. Jetzt begab sich Derkyllidas zu den Schätzen der Mania, welche als Erbschaft des Pharnabazos für gute Prise erklärt, in Beschlag genommen, und unter den Schutz der spartanischen Soldaten gestellt wurden: Räuber der Schätze wurden mit Todesstrafe bedroht, und beim Herausgehen aus dem Gebäude versicherte Derkyllidas den Lochagen und Tariarchen, daß er auf ein Jahr für 8000 Mann Sold gewonnen habe. Meidias wurde jetzt nach seinem eigenen Hause und seiner Vaterstadt entlassen [53]). Pharnabazos gelangte zu spät an, um den Verlust von ganz Äolis noch verhindern zu können, und obwol er durch die Art und Weise, wie er den Krieg führte, die Spartaner überzeugte, daß auch das beste Fußvolk sich auf weiten Ebenen gegen zahlreiche Reitergeschwader nur vertheidigen könne, so mußte er doch abermals erfahren, daß geschlossenen Hellenenreihen nichts anzuhaben sei. Derkyllidas hatte in acht Tagen neun Städte erobert, und war jetzt darauf bedacht, wie er, unähnlich dem Thimbron, den Städten nicht schwer fallen möchte; er schickte also eine Gesandtschaft an Pharnabazos, um ihn zu fragen, ob er ferner Krieg oder Frieden wolle. Pharnabazos aber argwöhnte, daß Derkyllidas das eroberte Äolien als einen Waffenplatz gegen seine reiche Satrapie Phrygien gebrauchen könnte, und zog den Frieden vor [54]), der unter der Bedingung, daß Äolien dem Derkyllidas überlassen blieb, zu Stande kam. Damit aber Derkyllidas nicht nöthig hätte, sein Heer zu entlassen, was er auch nicht durfte, so führte er dieses nach Bithynien, welches dem Pharnabazos wenig gehorchte, und folglich nicht ungern gesehen wurde. Hier war es nun weniger auf Eroberungen, als auf Unterhaltung und Beschäftigung des Heers abgesehen, welches den ganzen Winter hindurch auf Kosten der Eingebornen lebte, und außerdem noch von 200 thrakischen Reitern und 300 Peltasten des Seuthes, auf seinen Raubzügen unterstützt wurde [55]). Im nächsten Frühling brach Derkyllidas nach Lampsakos auf, erfuhr hier, daß ihm der Oberbefehl verlängert sei, und schloß mit Pharnabazos abermals Waffenstillstand ab, welcher gern angenommen wurde, da Pharnabazos vom Kriege bis jetzt nur gelitten hatte. Jetzt ging Derkyllidas nach dem thrakischen Chersonnes hinüber, um dort einen Grenzwall zu bauen, und im Herbst nach Asien zurückgekehrt, brachte er die Zeit damit hin, die Raubfestung Atarnea zu erobern [56]). Unterdessen waren die Perser wenigstens nicht ganz unthätig gewesen, und Pharnabazos hatte wenigstens die Zeit dazu benutzt, eine Reise nach dem Hofe des Artaxerxes zu machen, und dort den Beschluß erwirkt, daß der Seekrieg gegen die Spartaner beginnen und der Athener Konon zum Befehlshaber einer neu zu erbauenden Flotte bestimmt werden sollte. Jedoch verstrichen bei der gewöhnlichen Langsamkeit des persischen Hofes wieder einige Jahre, ehe die Flotte auslaufen konnte [57]). Nach seiner Rückkehr aber stattete Pharnabazos seinem ärgsten Feinde, dem Tissaphernes, einen Besuch ab, und opferte so seine Eifersucht dem gemeinschaftlichen Vortheile. Sie verabredeten aber gemeinschaftlich den Waffenstillstand aufzukündigen und den Krieg zu erneuern [58]). Darin kam ihnen Derkyllidas jedoch zuvor, denn die Hellenen in Kleinasien hatten nach Sparta gemeldet, daß, wenn Karien nachdrücklich angegriffen würde, Tissaphernes ohne Zweifel die Unabhängigkeit der ionischen Städte anerkennen würde. So schickten die Ephoren dem Derkyllidas den Befehl zu, Tissaphernes in Karien anzugreifen, und stellten den Pharax mit einer kleinen Flotte zu seiner Verfügung [59]). Pharnabazos hatte dem Tissaphernes den Oberbefehl überlassen, um ihn nur für den Krieg zu gewinnen, denn der Verlust Äoliens schmerzte ihn tief, wenn er auch im Herzen Tissaphernes grollte und ihm namentlich den Oberbefehl nicht gönnte. Die Plane des Derkyllidas waren übrigens beiden kein Geheimniß geblieben, sie beschlossen daher, die wichtigsten Plätze gehörig zu bemannen und ein Heer von 20,000 Mann zu Fuß und 10,000 zu Roß in Ephesos [60]) in offenem Felde zusammenzuziehen. Sobald nun Derkyllidas im Frühling 396 in das gebirgige Karien einrückte, zogen sie sich mit ihrer Armee nördlich vom Mäander zurück, wo sie ihre Reiterei besser gebrauchen konnten und zugleich im Stande waren, Jonien zu bedrohen. Ihre Wirkung verfehlten sie auch nicht. Denn sobald Derkyllidas ihre Bewegung erfuhr, hielt er es für nöthig, ihnen zu folgen, um nicht jene zweite Landschaft ungedeckt zu

53) *Xen.* Hellen. III, 1, 16—28. 54) Ib. III, 2, 1 sq. 55) *Xen.* Hellen. III, 2, 8—12. *Diod.* XIV, 38. 56) *Xen.* Hellen. III, 2, 6—11. *Diod.* XIV, 38. 57) *Diod.* XIV, 39. 58) *Xen.* Hellen. III, 2, 13. 59) Ib. III, 2, 12. 60) *Diod.* XIV, 39.

lassen, und stieß plötzlich auf die vereinigte Macht der Feinde, welche aus einem guten karischen und hellenischen Fußvolke und einer zahlreichen asiatischen Reiterei bestand. Weithin leuchteten die weißen Schilde der Karier, und die glänzenden Waffen der Perser und hellenischen Söldner, rechts die Abtheilung des Tissaphernes, links die des Pharnabazos. So nahe hatte Derkyllidas den Feind nicht vermuthet und war deshalb zum Schlagen in diesem Augenblick nicht gerüstet. Dennoch traf er schnell die nöthigen Anstalten zur Schlacht, und befahl den Tariarchen und Lochagen, sich in aller Eile acht Mann hoch dem Feinde entgegenzustellen und die Peltasten und Reitee auf beiden Seiten zu ordnen. Er selbst opferte[61]). Das ganze peloponnesische Heer blieb ruhig und stand gerüstet zum Kampf. Aber die Bedenklichkeit des Derkyllidas wurde dadurch nicht wenig vergrößert, daß die kleinasiatischen Hellenen von Priene, Achilleion, den Inseln und den ionischen Städten im mäandrischen Felde die Waffen wegwarfen und entliefen, und daß man von denjenigen, welche noch geblieben waren, mit Gewißheit wußte, daß sie ein Gleiches thun würden. Pharnabazos drang jetzt auf einen allgemeinen Angriff, Tissaphernes aber hatte sich noch nicht von der Furcht losgemacht, welche sein Herz seit dem Schrecken vor den Kyrianern bemeisterte, und anstatt den günstigen Zeitpunkt zu benutzen, schickte er Abgeordnete an Derkyllidas, mit ihm zu unterhandeln. Der spartanische Feldherr ging unter einer Bedeckung von auserlesenen Reitern und Fußsoldaten zu den Abgeordneten, und erklärte, daß er zwar, wie sie sähen, auf eine Schlacht vorbereitet sei, aber dennoch dem Frieden nicht widersprechen wolle, da Tissaphernes Unterhandlungen wünsche, wenn nur Treue gegeben und empfangen würde. Nachdem auch dies geschehen war, so wurde in der ersten Zusammenkunft eine weitere Entfernung der beiderseitigen Heere verabredet, und sogleich das Barbarische nach Tralles in Phrygien, das Hellenische nach dem durch seinen Artemistempel berühmten Leukophryne beordert. In der zweiten Zusammenkunft aber am folgenden Tage unterhandelte man ernstlich um den Frieden und Derkyllidas verlangte von Artaxerxes, daß er die hellenischen Städte Kleinasiens für autonom erklären und frei lassen sollte, Pharnabazos und Tissaphernes dagegen, daß das hellenische Heer die Grenze des Königs verlassen und sämmtliche spartanische Harmosten aus den asiatischen Städten weggenommen werden sollten. So schlossen sie vorläufig einen Waffenstillstand ab, bis die darüber Bericht erstattenden Abgeordneten von Sparta und Susa zurückgekehrt wären[62]).

Indessen hatte auch der Seekrieg seinen Anfang genommen, nachdem Pharnabazos den König bewogen hatte, den Athener Konon, welcher in jeder Art der Kriegführung und namentlich in der lakonischen sehr erfahren war, zum Admiral zu ernennen. Konon wae nach Athens Niederlage zu Evagoras auf Kypros gegangen, und lebte hier große Dinge bedenkend. Pharnabazos aber nahm ein Silbertalent, um eine Flotte von 500 Segeln davon erbauen zu lassen, und begab sich persönlich nach Kypros, um von den dortigen Königen die Ausrüstung von 100 Trieren zu verlangen, unterhandelte dann mit Konon wegen der Übernahme des Oberbefehls zur See und übertrug ihm diesen, indem ee ihm große Hoffnungen von Seiten des Artaxerxes machte. Konon aber, von neuen Hoffnungen für sein Vaterland begeistert, dachte nach Besiegung der Lakedämonier, Athen die Hegemonie wieder zu verschaffen, nahm das Obercommando an und segelte, noch ehe der Bau der ganzen Flotte vollendet war, mit 40 fertigen Schiffen nach Kilikien, um den Krieg vorzubereiten[63]). Während nun Pharax die Unternehmungen des Derkyllidas in Karien unterstützte, segelte Konon mit seinen 40 Segeln nach Kaunos auf der Südküste Kariens, und wurde hier von Pharax mit 100 Schiffen[64]) blokirt, bis Tissaphernes und Pharnabazos dem Bedrängten zu Hilfe eilen und den Pharax durch Anzeige des Waffenstillstandes bewegen, sich nach Rhodos zurückzuziehen[65]).

Das war die Lage dee Dinge am Ende des Frühlings 396. Bisher hatte Tissaphernes keinen Oberbefehlshaber neben sich aufkommen lassen, jetzt aber that Konon jenen folgenreichen Schritt, durch welchen der Oberbefehl auf Pharnabazos übertragen wurde, wodurch ihn am Ende Konon allein erhielt, da er in Absicht der Führung des Seekrieges schon immer mit Pharnabazos übereinstimmend gehandelt hatte. Konon übergab jetzt den Oberbefehl über sein Geschwadee zweien Athenern, und begab sich persönlich an den Hof von Susa. Hiee legte zwar die asiatische Hofsitte, wornach jeder, der voe den König gelassen werden wollte, niederfallen mußte[66]), welcher Konon als freier Hellene sich nicht fügen zu dürfen glaubte, seiner persönlichen Vorlassung Hindernisse in den Weg, aber sein männliches würdevolles Benehmen flößte allgemeine Achtung gegen ihn ein[67]), und indem er dem Tithraustes schriftlich seinen Plan einreichte, konnte er diesen mit um so größerer Genauigkeit vortragen, und zeigen, wie der Krieg gegen Sparta geführt werden müsse. Seine Ansichten aber wurden jetzt wenigstens in der Hauptsache genehmigt, er selbst reichlich mit Geld versehen, um den Bau einer zahlreichen Flotte an der Küste nach seiner Rückkehr betreiben zu können, und zugleich den Kypriern und Phönikiern die Ausrüstung langer Schiffe befohlen. Als Konon, nachdem er den Obeebefehl abgelehnt, einen obersten Führer der Land- und Seemacht vorschlagen sollte, nannte er nicht denjenigen, welcher seit der Besiegung des Kyros der Günstling des Artaxerxes gewesen, aber seit langen Jahren vielen verhaßt wae, sondern seinen Freund, seinen auf ehrenvollem Wege gewonnenen Gönner, Pharnabazos, sodaß bei dieser Zusammenkunft zugleich der, freilich erst zu Anfange des Jahrs 395 erfolgte, Sturz des Tissaphernes vorbereitet wurde[68]). Wenn

61) Xen. Hellen. III, 2, 13 — 17. 62) Ib. III, 2, 18 — 20. Diod. XIV, 39.

63) Diod. XIV, 39. 64) Diese Zahl ist für dieses Jahr sicher zu hoch angegeben, wenn die Flotte sie auch später erreichte. Plaß, Gesch. Griechenl. III. S. 503. 65) Diod. XIV, 79. 66) Aristot. Rhetor. ad Theodect. 1, 5, 27. 67) Brissonius, De regio Persarum principatu. I, 19. 68) Corn. Nep. Conon. 2 — 4. Diod. XIV, 81. Isocratis Panegyric. 86. Justin. VI, 2.

Digitized by Google

Konon erst im Jahre 394 an der Spitze einer zahlreichen Flotte stand, so ist dies wieder ein Beweis, wie langsam überhaupt Alles in Persien betrieben wurde, und wie lange Zeit er selbst gebrauchte, um mit seinen Planen durchzudringen. In Sparta hatte Agesilaos den Thron bestiegen, und Lysandros, der durch Pharnabazos gestürzte Held, suchte auf alle Weise wieder einen Oberbefehl in Kleinasien zu bekommen, wenn auch unter der angeblichen Oberleitung des neuen Königs, dessen Heldengeist und Heldenbahn er wol nicht ahnen mochte. So trat er mit seinen asiatischen Freunden in neue Verbindungen, damit sie bewogen werden möchten, den Agesilaos sich zum Oberbefehlshaber zu erbitten. Jene aber schon größtentheils aus ihren Ämtern und Würden verdrängt, ließen es an keinen Umtrieben fehlen, um Agesilaos und mit ihm den Lysander, welcher sie selbst wieder heben konnte, in ihre Mitte zu ziehen. So trafen denn zahlreiche Gesandtschaften mit Gesuchen und Wünschen in Sparta ein, und der spartanische Staat war blind genug, ihre eigentliche Quelle nicht zu erkennen [69]). Zugleich langte Herodas, ein syrakusischer Kaufmann von Phönikien, in Sparta an, und machte hier höchst übertriebene Beschreibungen von den Rüstungen, welche Konon unter Pharnabazos' Oberleitung dort betrieb [70]). Allerdings enthielten diese Berichte Wahrheit, aber grade die Übertreibungen in denselben machten die Spartaner zu außerordentlichen Maßregeln geneigt. Agesilaos, ein junger Mann von kühnem, emporstrebendem Geiste, erbot sich, von Lysander angetrieben, den Oberbefehl in Asien zu übernehmen, wenn man ihm einen Rath von 30 Spartiaten gesellen und eine neue Macht von 2000 Neodamoden und 6000 peloponnesischen Bundesgenossen übergeben wollte. Alles dieses wurde bei dem Drange der Verhältnisse in Sparta genehmigt, welches jetzt zum ersten Male einen König zu einem überseeischen Kriege aussendete. Lysander wurde aber an die Spitze des Rathes gestellt, und so begann der Krieg von Neuem, unter der Anführung der ersten Sterne am hellenischen Horizont [71]). Agesilaos war im Sommer 396 dem Derkyllidas zum Nachfolger bestimmt und traf, nachdem er sein Heer in Gerästos auf Euböa versammelt, kurze Zeit nach jenem Waffenstillstande mit seiner Verstärkung von 8000 Mann in Ephesos ein. Tissaphernes war auf die Ankunft eines solchen Heeres gar nicht vorbereitet, erschrak nicht wenig, und hatte nichts Eiligeres zu thun, als Gesandte an Agesilaos abzuordnen, damit er den Zweck desselben erführe, und als ihm die Befreiung sämmtlicher Hellenen in Kleinasien genannt wurde, so trat er, wie Xenophon berichtet, um Zeit zu gewinnen und ein Heer sammeln zu können, mit Agesilaos in Unterhandlungen, auf welche der spartanische König um so williger einging, als er selbst noch einiger Waffenruhe bedurfte. Nachdem nun Tissaphernes beschworen hatte, bei seinem Hofe Alles aufzubieten, um die Verzichtleistung auf alle Hellenenherrschaft zu erlangen, wurde ein dreimonatlicher Waffenstillstand abgeschlossen; der Satrap benutzte diese Zwischenzeit, um Verstärkungen aus dem obern Asien an sich zu ziehen [72]). Agesilaos blieb in dieser Zeit nicht unthätig, und knüpfte in der Nähe und Ferne Verbindungen an. Dem Lysander wurde es aber bald klar, daß er von Agesilaos beseitigt werden sollte, und nachdem es zwischen beiden zu Erörterungen gekommen war, in welchen sich Agesilaos unumwunden erklärte, bat Lysander um einen abgesonderten Auftrag, der ihm gern bewilligt wurde. Er begab sich also nach dem Hellespont, wo er jedoch wenig ausrichtete und sich damit begnügen mußte, den Perser Spithridates, welcher sich mit Pharnabazos überworfen hatte, zum Abfall zu bewegen; dieser führte denn auch dem Agesilaos 200 Reiter und neue Gelder zu [73]). Spithridates hatte die Kinder und Schätze des Pharnabazos in seiner Gewalt [74]) und beabsichtigte nichts Geringeres, als eine Tochter desselben ohne Ehe zu seiner Gattin zu machen, in derselben Zeit, als Pharnabazos damit umging, die Tochter des Artaxerxes zu heirathen [75]). Lysander selbst stieß nun mit Spithridates und der Reiterabtheilung zu Agesilaos nach Ephesos, und obgleich dieser sich im Herzen über die Gewinnung eines Persers freute, welcher die genauesten Nachrichten über die Satrapie des Pharnabazos ertheilen konnte, so gebrauchte er doch den Lysander nicht wieder, der nach Ablauf seines Jahres nach Sparta zurückging und hier voll Groll und Ärger auf Plane zum Umsturz der Verfassung brütete [76]).

Nachdem nun Tissaphernes in der Zwischenzeit Karien mit unzähligen Fußvölkern überschwemmt und zur Seite bis zum Mäander die Ebenen mit zahlreicher Reiterei bedeckt hatte, in der Meinung, daß Agesilaos nur den Angriff des Derkyllidas wiederholen würde, hatte er die Kühnheit, Gesandte an diesen abzufertigen, mit der Aufforderung, den Boden von Asien zu räumen, oder einen Kampf mit seinem Heere zu wagen. Agesilaos wählte jetzt zwar den Krieg, aber nicht den Kampfplatz, sondern indem er Befehl zum Aufbruch nach Karien ertheilte, und auch Zufuhren zur See dorthin beschied, um Tissaphernes in seiner Meinung zu bestärken, brach er mit seinem Heere plötzlich nach Phrygien auf, vereinigte sich rasch mit allen dorther kommenden Contingenten und stand plötzlich im Herzen dieses Landes. Widerstand fand er hier wenig, da die meisten Plätze schlecht befestigt und wenig bemannt waren, so wurde ziemlich ungestört ein Landstrich nach dem andern durchzogen, eine Stadt nach der andern erobert, und unermeßlicher Gewinn gesammelt, welchen der selbst nach Reichthum nicht lüsterne König den Seinigen zuzuwenden verstand, der bei dem Allen doch noch den Ruhm einerntete, daß er den Krieg menschlich geführt, nichts zwecklos zerstört und nicht erbarmungslos die Unbewaffneten gemordet oder fortgeschleppt hätte. Unbekümmert um den ihn verfolgenden Tissaphernes, wendete sich Agesilaos jetzt gegen die Satrapie des Pharnabazos, und verbreitete unter seinen weichenden Kriegern Furcht und

69) *Plutarch.* Lysander 23. Agesilaos 6. 70) *Xen.* Hellen. III, 4, 1. 71) Ib. III, 4, 2—4.

72) *Xen.* Hellen. III, 4, 5. 6. Agesil. I, 10—12. *Plut.* Agesil. 9. 73) *Plut.* Agesil. 8. 74) *Xen.* Hellen. III, 4, 10. 75) *Xen.* Agesil. III, 3. 76) *Xen.* Hellen. III, 4, 7—11. *Plut.* Agesil. 7, 8. Lys. 23, 24.

Digitized by Google

Schrecken. Erst bei Daskylion stieß er auf eine Abtheilung Pharnabazischer Reiter [77]), welche unter dem Oberbefehl des Rhatinos und des Bagáos (eines unehelichen Bruders des Pharnabazos) hier versammelt waren, und da sie an Stärke den Hellenen gleich kamen, von Pharnabazos abgeschickt waren, um einen Hügel zu besetzen, welchen Agesilaos grade einnehmen wollte. Die persische Reiterei warf die hellenische zuerst in die Flucht; als aber Agesilaos mit seinen Hopliten zu Hilfe kam, zogen sich die Barbaren mit dem Verluste von einem Manne zurück. So lernte Agesilaos, an welcher Waffengattung es ihm fehlte, kehrte sogleich nach Ephesos zurück, und bezog die Winterquartiere. Den Winter selbst brachte er damit zu, um von den Reichsten in den verbündeten Städten die Stellung einer tüchtigen Reiterei zu fodern, er schuf sich so ein ihm ergebenes und taugliches Heer, welchem er die im Frühling abgelösten Spartiaten seines Rathes zu Befehlshabern gab, aber die alten Söldner des Kyros mit dem kriegserfahrenen Xenophon, jetzt Agesilaos' Vertrauten, an der Spitze, bildeten immer noch den Kern desselben [78]). Der Seekrieg war indessen noch immer nicht ausgebrochen, da Konon noch auf seiner Reise nach dem persischen Hofe begriffen war, und erst im Frühlinge 395 daher zurückkehren konnte. So kam es denn, daß die Perser dem Spartiaten Pharax die Herrschaft auf dem Meere noch nirgends streitig machten, und wol nicht mit Unrecht wirft Isokrates ihnen vor, daß sie es drei Jahre lang müßig angesehen hätten, daß die Spartaner mit 100 Segeln die kleinasiatischen Küsten verwüsteten [79]).

Agesilaos erneuerte im Frühling 395 den Landkrieg und befahl seinem Heere, nach Lydien zu marschiren, während Tissaphernes, der dies zwar erfuhr, aber wiedee getäuscht zu werden fürchtete, seine Streitkräfte abermals in Karien concentrirte. Drei Tagereisen hatte Agesilaos schon auf dem Wege nach Sardes zurückgelegt, als Tissaphernes ihn einholte. Da Agesilaos jetzt erfuhr, daß das feindliche Fußvolk noch zurück sei, so beschloß er schnell einen Angriff, und schlug bei Sardianos die Perser durch geschickte Aufstellung der verschiedenen Truppengattungen bald in die Flucht. Nicht allein das ganze persische Lager mit einer Beute von 70 Talenten wurde jetzt erobert, sondern es stand ihm außerdem der Weg nach Sardes offen, welches damals füe die Hauptstadt und den Haltpunkt von Kleinasien galt. Laut murrten nun die Perser, und Tissaphernes, welcher während dieser Reiterschlacht ruhig in Sardes gesessen hatte, wurde offen des Verraths angeklagt, sodaß jetzt auch Tithraustes, welcher schon längst vom Hofe zu Susa mit geheimen Befehlen versehen war, den Muth bekam, den Gefürchteten anzugreifen, und dasjenige zu thun, was Parysatis, die Tissaphernes seit dem Tode des Kyros tödtlich haßte, und im Auftrage des Pharnabazos Konon schon längst von seinem Könige erwirkt hatte. Tithraustes ließ also dem Tissaphernes das Haupt abschlagen, sendete dieses nach morgenländischer Sitte nach Susa, und übernahm jetzt selbst seine Satrapie [80]); der Ruf von Tissaphernes' Possenspiel war schon früh zu den Ohren des Artaxerxes gekommen, allein der König hielt die Gerüchte für Verleumdung, weil Tissaphernes durch reiche Geschenke seine Gunst zu erhalten suchte, die er durch Kyros' Besiegung im höchsten Grade sich erworben hatte. So blieben die Sachen, bis Pharnabazos den Konon an den Hof schickte, welcher dann dem Tithraustes die Anklage schriftlich übergab. Jetzt erst erklärte Artaxerxes den Tissaphernes für seinen Feind und wandte dafür dem Pharnabazos seine ganze Gunst zu [81]). Der neue Satrap Tithraustes trat jetzt, um seinen Lurus zu retten, in Unterhandlungen mit Agesilaos, meldete ihm die Hinrichtung des Tissaphernes, und gestand ihm die Freiheit und Autonomie der asiatischen Hellenen zu, wenn diese den geringen Tribut an Persien entrichten würden. Freilich erklärte jetzt Agesilaos, keine Vollmacht für die Abschließung eines solchen Vertrages zu haben, ließ sich aber dennoch nach dem Empfange von 30 Talenten und einigen Lieferungen in Naturalien bewegen, die Gegend zu verlassen und sein Heer in die Satrapie des Pharnabazos nach Phrygien zu führen. Gegen Pharnabazos hegte abee Tithraustes einen alten Groll, dahee sah er es gern, daß Agesilaos sich dorthin begab, während der spartanische König, dem ein fester Plan abging, Sardes hätte erobern können, und auf diese Weise dasjenige vereitelt, was Tithraustes in der Zwischenzeit bald genug zum größten Unglück für Sparta anzettelte [82]).

Während Agesilaos auf dem Wege in die Satrapie des Pharnabazos begriffen war, traf ihn in Kyme eine Gesandtschaft von Sparta, welche ihm, was noch niemals geschehen war, auch den Oberbefehl zur See ertheilte. So suchte der spartanische König, indem er den verbündeten Städten neue Schiffe zu stellen auftrug, und selbst manche Einzelne solche ausrüsteten, da sie reichlichen Ersatz für ihren Kostenaufwand hoffen durften, seine Flotte zu verstärken; in kurzer Zeit war auch eine neue von 120 Segeln im Bau. Er beging aber einen großen Fehler, indem er den Oberbefehl über diese Flotte seiner Schwester Sohn, dem Peisandros, übertrug, einem Manne, von welchem selbst Xenophon eingesteht, daß er zwar muthig und ehrliebend, abee des Seewesens durchaus unkundig gewesen sei. So kam es denn, daß diese neue Flotte auch nur einerseits höchst unbedeutende Dienste leistete, andererseits bald zu Grunde ging. In diesem Jahre aber scheint sie ganz unthätig gewesen zu sein, da noch keine feindliche persische sich ihr entgegenstellte; oder läßt sich aus der verwirrten Nachricht des Diodor [83]) herauslesen, daß sie vom Chersones aus einige Anfälle auf die Satrapie des Pharnabazos gemacht habe? Als Agesilaos im Herbste in Phrygien angekommen war, verwüstete und verbrannte er das Land, und eroberte die Städte theils

77) *Xen.* Hellen. III, 4, 13. 78) *Xen.* Hellen. III, 4, 11—20. Agesil. I, 13—27. *Plut.* Agesil. 9. Apophthegm. Lacon. Agesil. 11—13. 79) Panegyr. p. 86. T.

80) *Xen.* Hellen. III, 4, 25. 81) *Corn. Nep.* Conon. 2, 3, 4. *Brissonius*, De regio Pers. princip. I, 114. 82) *Xen.* Hellen. III, 4, 11—20. Agesil. I, 13—27. *Plut.* Agesil. 9. Lacon. Apophthegm. 11—13. 83) *Diod.* XIV, 79. *Xen.* Hellenic. III, 4, 27—29. *Plut.* Agesil. 10. *Corn. Nep.* Conon. 4.

Digitized by Google

mit Gewalt, theils durch Unterhandlungen. Auf den Rath des Spithridates, welcher, trotz der Entfernung seines Freundes Lysander, unter Agesilaos fortdiente, zumal da dieser zu seinem Sohne Megabates eine leidenschaftliche Liebe gefaßt hatte [84]), drang er bis Paphlagonien vor, dessen König er zu Unterhandlungen und zur Bundesgenossenschaft zu bewegen hoffte. Kotys von Paphlagonien, welcher sich längst nach einem Abfall von Persien gesehnt hatte, und nicht einmal einer an ihn ergangenen Vorladung nach Susa gefolgt war, ging gern auf Bündniß und Freundschaft mit Agesilaos ein, stellte auf Spithridates' Aufforderung diesem 1000 Reiter und 2000 Peltasten, und gab demselben Spithridates, welchen Pharnabazos wegen des Frevels an seiner Tochter aus seiner ganzen Satrapie verjagt hatte, jetzt seine Tochter zur Gattin [85]). Darauf brach Agesilaos wieder nach der Küste und Daskylion, dem Herrschersitz des Pharnabazos, auf, und schlug hier wegen der reichen Vorräthe des Satrapen seine Winterquartiere auf, da es wegen der überall sich zeigenden Reiterscharen in der phrygischen Ebene nicht geschehen konnte [86]). Oftmals wurde er aber auch hier von Pharnabazischen Reitern umschwärmt, und als sich einst die hellenischen Truppen unbedachtsamer Weise und ohne gehörige Bedeckung von den Vorräthen zu nehmen in der Ebene zerstreut hatten, da stießen sie plötzlich auf Pharnabazos, welcher stets seine Lagerstätte wechselte, und dieses Mal zwei Sichelwagen und 400 Reiter mit sich führte. Sobald die Hellenen die Nähe des Feindes gewahren, versammeln sie sich, aber Pharnabazos stellte sich hinter ihnen auf, und gab sogleich Befehl, die Sichelwagen gegen sie abzuschicken. Schnell wurden die Haufen aus einander gerissen, und mit leichter Mühe machten die Pharnabazischen Reiter an 100 Mann nieder; der Rest entkam zum Agesilaos, welcher sich mit seinen Hopliten in der Nähe befand. Zwei oder drei Tage später schon nahmen die Hellenen Rache. Spithridates bemerkte, daß Pharnabazos sich in Kana, einem reichen Dorfe, verschanzt hat, und theilte es dem Herippidas mit, welcher, nach großen Thaten sich sehnend, den Agesilaos bat, ihm 2000 Hopliten und ebenso viele Peltasten zu geben, und außer der Reiterei des Spithridates und Kotys von den hellenischen Freiwilligen, wie viele dem Zuge beizuwohnen wünschten. Gern willigte Agesilaos ein, und wenn es Herippidas auch nicht gelang, den Pharnabazos selbst aufzuheben, indem er nur die mysische Vorhut überfallen konnte, während Pharnabazos mit der Hauptmasse entkam, so fiel doch das ganze feindliche Lager in seine Hände. Aber der augenscheinliche Vortheil des Agesilaos wurde durch einen ihn begleitenden Verlust kaum aufgewogen. Die asiatischen Reiter des Kotys, Spithridates und Megabazos sollten nämlich ihre Beute an die Spartaner abliefern, und wurden dadurch so erbittert, daß sie zur großen Betrübniß des Agesilaos sogleich das Lager verließen, und sich nach Sardes zu Ariäos schlugen, der gleichfalls im Aufstande gegen Artaxerxes begriffen war [87]). Bald gelang es auch dem Pharnabazos, durch erheuchelte Biederkeit den Agesilaos zu hintergehen. Ein angesehener Bürger von Kyzikos, Apollophanes, ein Gastfreund von Pharnabazos und Agesilaos, brachte auf Ansuchen des Persers eine Zusammenkunft zwischen beiden zu Stande [88]). Agesilaos lag bei dieser Gelegenheit einfach hingestreckt im Freien, und auch Pharnabazos suchte alles morgenländische Gepränge zu entfernen. Unbefangen setzte der persische Satrap mit vielen Worten aus einander, wie viel Gutes er den Spartanern erwiesen hätte, als sie den Krieg gegen die Athener führten, und jetzt würde sein Land zum Dank von ihnen verwüstet und verheert. Er wußte aber seine Rede so einzurichten, daß Agesilaos' Begleitung beschämt auf die Erde blickte, weil sie einsah, daß Pharnabazos Unrecht gelitten. Da erklärte der bewegte König, daß er immer im Auftrage seines Staates gehandelt, und so lange dieser mit dem persischen Monarchen befreundet gewesen, auch die persischen Staaten freundlich behandelt hätte, seitdem aber ein Krieg zwischen Sparta und Persien ausgebrochen sei, habe natürlich auch Pharnabazos mit dem Könige leiden müssen. Von dem Tage an, daß Pharnabazos vorziehen würde, ein Freund und Bundesgenosse der freien Hellenen und ein selbständiger König in seiner weiten Satrapie zu sein, als ein Sklave und Knecht seines Königs, sollte die Phalanx des Agesilaos, seine Waffen, seine Schiffe und Alles, was ihm zu Gebote stände, auch sein Besitzthum beschützen. Pharnabazos spielte äußerst geschickt die Rolle des Ehrlichen, und erklärte, daß er lieber ein Feind Sparta's, als ein Verräther seines Königs sein wolle, und erhielt bald von dem durch die scheinbare Redlichkeit seines Feindes besiegten Agesilaos die feste Zusicherung, daß er ihn unangetastet lassen wolle, so lange er noch anderswo Feinde finden würde [89]). So reichten sich die beiden Feldherren freundlich die Hände. Als sich Pharnabazos mit seiner Begleitung entfernt hatte, lief sein Sohn von der Parapita zum Agesilaos zurück, um sich mit ihm durch Empfang und Gabe von Geschenken zur gegenseitigen Gastfreundschaft zu verbinden; daher begab sich dieser, als er später von seinem Bruder der Herrschaft beraubt und aus den Besitzungen seines Vaters vertrieben war, nach dem Peloponnes zum Agesilaos, und fand bei ihm Schutz und Aufnahme [90]). Agesilaos entfernte sich jetzt aber wirklich aus der Satrapie des Pharnabazos, und drang wiederum gegen Tithraustes ins Innere von Kleinasien vor. Allein lange mit sich selbst unschlüssig, was er beginnen wolle, stand er noch im Anfang seiner Laufbahn, als er schon abgerufen wurde; denn Tithraustes hatte den Frieden, welchen Agesilaos ihm bewilligte, nur dazu benutzt, um den Spartanern durch persisches Gold einen Krieg in der Heimath zu bereiten, welcher von den nachhaltigsten Folgen war.

Längst schon waren von Konon und Pharnabazos diese Pläne berathen; als er nach Susa ging, hatte dieser

84) *Plut.* Agesil. 11. 85) **Xen.** Hellen. IV, 1, 1 aq. 86) Xen. Agesil. I, 23.

87) **Xen.** Hellen. IV, 1, 15 aq. 88) Ib. IV, 1, 29. 89) Ib. IV, 1. *Plut.* Agesil. 12, 13. **Xen.** Agesil. III, 5. 90) **Xen.** Hellen. IV, 1, 39. *Plut.* Agesil. c. 13.

Digitized by Google

die beste Gelegenheit, die hellenische Kriegsfackel zu winden, wenn auch die attischen Schriftsteller, eingedenk seiner Verdienste um ihren Staat, niemals seinen Namen durch offenes Eingeständniß der Wahrheit beschimpfen. Tithraustes wurde sein Geschäftsträger, dieser benutzte die Zeit, welche der Waffenstillstand mit Agesilaos ihm gönnte, zumal da er einsehen mußte, daß die Spartaner nicht freiwillig den Boden von Asien verlassen würden, um den Rhodier Timokrates mit 50 Talenten, oder nach anderer Angabe mit 30,000 Dareiken, einer fast doppelten Summe, nach Theben, Argos, Korinth und Athen zu senden, hier das Geld zu vertheilen, und Persien Freunde zu kaufen, welche den Krieg besser zu handhaben verstanden, als dee in Unterhandlungen so gewandte Pharnabazos. Bald wuede zwischen diesen Staaten und Persien ein Schutz- und Trutzbündniß abgeschlossen, und doch Alles so im Geheimen betrieben, daß man in Sparta nichts davon erfuhr [91]). So erlitt Sparta die Niederlage bei Haliartos, und verlor hier den Lysander, und im Frühling 394 erhielt Agesilaos am Hellespont durch Epikydes die Nachricht von seiner Abberufung. Mit würdevoller Fassung empfing er die Botschaft, welche unter den asiatischen Hellenen große Niedergeschlagenheit verbreitete, und ging in die Heimath; den Eurenos mit 4000 Hopliten und Peisandros mit der ganzen Flotte ließ er zurück. In Amphipolis brachte ihm Derkyllidas die Nachricht von der Schlacht bei Korinth, und freudig schickte er ihn weiter, den asiatischen Hellenen den Sieg zu verkünden [92]), Agesilaos selbst drang jetzt siegreich durch Makedonien bis zu den Thermopylen vor, allein hier traf ihn die Nachricht, daß die Flotte des Peisandros durch Pharnabazos und Konon bei Knidos gänzlich vernichtet sei [93]). Gegen seine Leute erlaubte sich Agesilaos die trügerische Anzeige, daß der Sieg auf ihrer Seite sei, und rückte dann an die Grenze von Böotien vor, wo jedoch eine am 14. August des Jahres 394 eingetretene Sonnenfinsterniß den abergläubischen Theil seiner Krieger mit Zagen und Besorgniß erfüllte [94]). Nach der unentschiedenen Schlacht bei Koronea, aus welcher Agesilaos jedoch mit Mühe das Leben davon trug, und dem Unfall des Gylis aber lösete sich das gefürchtete Heer des Agesilaus auf, und ee selbst war froh, mit seinen Peloponnesiern glücklich in die Heimath entkommen zu können [95]).

Viel wichtigere Begebenheiten hatte abee der um diese Zeit mit großer Lebhaftigkeit begonnene Seekrieg herbeigeführt. Konon war endlich mit seinen Rüstungen soweit gediehen, daß er den Spartanern die Spitze bieten zu können glaubte. Längs der Südküste Kleinasiens nahm er zuerst seinen Lauf nach Rhodos, dessen Bewohner sofort den Beweis gaben, wie gern die asiatischen Hellenen durch die Opfer, welche sie dem Agesilaos hatten darbeingen müssen, aufgereizt, jetzt die Freiheit, die der Krieg ihnen gebracht hatte, wieder mit der persischen Oberhoheit vertauschten, unter welcher sie gegen Entrichtung eines mäßigen Tributs weit größere Freiheit und Ruhe genossen. Auf Konon's Auffoderung fielen sie von den Spartanern ab, warfen sich ihm in die Arme und der Verlust war in diesem Augenblicke um so empfindlicher, als eine ägyptische Getreideflotte, von den veränderten Verhältnissen nicht unterrichtet, unbefangen in den Hafen von Rhodos einlief, und so alle ihre Vorräthe dem Konon in die Hände spielte [96]). Aber schnell sammelte jetzt Peisandros bei dem nahen Knidos eine Flotte von 85 Segeln, und bald kam es auf der Höhe vor dieser Stadt zu einer entscheidenden Seeschlacht, deren Verlauf selbst uns freilich von keinem Schriftsteller genau beschrieben ist. Pharnabazos stand an der Spitze der phönikischen, Konon der athenischen Flotte; im Ganzen waren es 90 Schiffe. Die asiatischen Hellenen leisteten keinen herzhaften Widerstand, ob von Konon durch strategische Kunst in schlechter Fassung überrascht, oder ob sie unlustig zum Kampfe für Sparta waren; Xenophon bemerkt nur, daß die Bundesgenossen, nachdem sie bemerkt, daß die Anzahl der athenischen Schiffe bedeutender sei als ihre Flotte, auf dem linken Flügel sogleich die Flucht ergriffen hätten, Peisandros selbst aber, dessen Schiff in der Hitze des Streites an das Land geflogen wäre, im Schiffe kämpfend gefallen sei, während seine Begleiter sich nach Knidos gerettet hätten [97]). Die Niederlage war vollständig, und Konon erbeutete 50 Schiffe, der in diesem Siege eine Genugthuung für seine Landsleute wegen der Schlacht von Ägos Potamos sah, und deshalb von diesen über alle Maßen verherrlicht wird [98]). Konon's Sieg hatte aber in der That einen ähnlichen Erfolg wie Lysander's, da beide Feldherren ihn gleich geschickt zu benutzen verstanden. Im Einverständniß mit Pharnabazos, dem jetzigen alleinigen Oberfeldherrn dee Perser, wandte er sich schnell gegen die Inseln und Küstenstädte, während jener zu Lande drohete und Amnestie verhieß, und versprach den Städten freie Verfassung und Verschonung von persischen Besatzungen gegen die Entrichtung eines undedeutenden Tributs an den Hof zu Susa, und indem er die persönliche Abwesenheit dee wärmsten Anhänger des Agesilaos geschickt zu benutzen verstand, erregte er bei seinem ersten Erscheinen überall einen Aufstand gegen die Peloponnesier, welche meistentheils voll Furcht, und mit schneller Aufgebung aller ihrer Hoffnungen entflohen. So wurden Kos, Chios, Mitylene und sogar Ephesos schnell gewonnen, und nach Verlauf von einigen Monaten waren die Perser wieder im Besitz von ganz Jonien und Äolis, sodaß das stolze Gebäude der spartanischen Thalassokratie vernichtet war, und zugleich alle Hoffnung schwinden mußte, sie herzustellen. So hatte Konon dem Pharnabazos den Weg gezeigt, wie er sich die Hellenen zu Freunden machen könne, da er bei dem Gebrauch von offener Gewalt in jeder Stadt mehrmonatlichen Widerstand gefunden haben würde. Mit 40 Trieren hatte Konon solche Thaten gethan und

91) *Xen.* Hellen. III, 5, 1. 2. *Diod.* XIV, 81. *Plut.* Lysand. 27. Apophthegm. Lac. Ages. 40. *Paus.* III, 9, 4. 92) *Xen.* Hellen. IV, 3, 1—3. 93) *Corn. Nep.* Conon. c. 4. *Plut.* Artaxerx. 21. Agesil. 17. *Xen.* Hellen. IV, 3, 11. 94) *Xen.* Hellen. IV, 3, 3—14. 95) Ib. IV, 3, 15—23. Agesil. II, 9—16. *Diod.* XIV, 84. *Plut.* Agesil. 17—19.

96) *Diod.* XIV, 79. 97) *Xen.* Hellen. IV, 3, 11. *Diod.* XIV, 83. 98) *Wolf* ad *Demosth.* in Leptin. p. 287.

nur Derkyllidas, der alte Feind des Konon und Pharnabazos, hatte sich in Sestos und Abydos gehalten, und war nicht dem Beispiele der übrigen Harmosten gefolgt. Er machte aber diese Städte zum Sammelplatz der vertriebenen Harmosten aus Asien und Europa, und aller Anhänger des Agesilaos. Derkyllidas sprach Allen Muth ein, denn noch sei nicht Alles verloren, da sie noch in den zur Herrschaft des Königs gehörigen Städten Lemnos und Ägä wohnen könnten [99]). Als Pharnabazos die Sachlage von Sestos und Abydos erkannt hatte, beorderte er Konon nach diesen Städten, und kündigte ihm selbst an, daß er ihn persönlich hier treffen würde. Nun schickte Pharnabazos Abgeordnete an die Städte mit der Aufforderung die Lakedämonier zu vertreiben, oder selbst einen Angriff von seiner Seite zu gewärtigen, und während ihnen nun Konon die Zufuhr zur See abschnitt, verwüstete er selbst das Gebiet der Abydener, und als die Belagerung sich in die Länge zog, begab er sich zwar selbst nach Hause, beauftragte aber den Konon sich mit den hellespontischen Städten zu befreunden, auf daß er im nächsten Jahre sich im Besitze einer möglichst großen Flotte sähe, mit welcher er nach dem Peloponnes segeln könnte, um blutige Rache zu nehmen wegen des Schadens, den seine Satrapie erlitten hatte [1]).

So wurde der Winter mit Rüstungen für den neuen Krieg hingebracht, und zugleich mit dem Anbruch des Frühlings segelte Konon, welchen Pharnabazos jetzt persönlich begleitete, mit einer bedeutend verstärkten Flotte und neuen Söldnern, um sie bei Landungen gebrauchen zu können, quer durch die Cykladen, welche ohne Widerstand genommen wurden, bis nach Melos, um von dort aus nach Lakonien zu steuern. Er wandte sich zunächst gegen Pharä, verwüstete die Gegend und von hier aus begab er sich nach verschiedenen andern Punkten in gleicher Absicht. Doch mußte Pharnabazos die Hafenlosigkeit der Gegend, den Widerstand der Feinde und den Mangel an Getreide fürchten; er zog sich deshalb nach Phönikus auf Kythera zurück. Die Einwohner, die eine Eroberung mit Sturm fürchteten, wünschten bald zu capituliren, und da ihnen freier Abzug gestattet wurde, so verließen sie die Mauern, und gingen unter Gutheißung des Pharnabazos ungekränkt nach Lakedämon. Phönikus selbst wurde mit festern Mauern versehen und eine Besatzung hineingelegt, deren Commando dem atheniſchen Harmosten Nikophemos übergeben wurde. Pharnabazos segelte jetzt mit seiner Flotte nach dem bedrängten Isthmos, foderte hier die Bundesgenossen auf, den Krieg eifrig zu betreiben und sich dem Könige als getreue, würdige Männer zu zeigen, und nachdem er noch eine bedeutende Schenkung an Geld ihnen eingehändigt hatte, begab er sich zu Schiffe nach seiner Satrapie zurück und beauftragte auch den Konon, die Flotte nach Asien zurückzuführen. Dieser benutzte aber den günstigen Zeitpunkt, um seine Vaterstadt, welche er seit der Niederlage bei Ägos Potamos hatte meiden müssen, wieder zu sehen, und seine alte Schuld durch unverhoffte Verdienste wieder gut zu machen. Er wußte, daß der Satrap nicht aufgehört hatte, Sparta zu grollen, und stellte ihm deshalb vor, daß er diesem Staate nicht weher thun könne, als wenn er die zerstörten langen Mauern Athens herstellen ließe. So würde Athen wieder eine Seemacht werden, welche Sparta für alle Folgezeit von Asien abhalten könnte. Pharnabazos gab aber Konon leicht und gern seine Einwilligung, und schickte ihn mit 50 Talenten nach Athen, während er selbst nach Asien heimkehrte. Konon steuerte nun freudig nach Athen und wurde mit lautem Jubel im Hafen des Peiräus empfangen. So wurden von persischem Golde die langen Mauern und auch die piräische wieder aufgerichtet, sodaß die jubelnde Stadt die Wiederkehr der Tage des Perikles träumte [2]). Konon selbst machte sich durch diese Thaten aber nicht ohne Grund verdächtig, daß er mehr das atheniſche als das persische Interesse im Auge hätte, und wurde deshalb, nachdem er die Flotte nach Asien zurückgeführt hatte, von Tiribazos festgenommen und in das Innere von Asien geschleppt. Er entwischte jedoch, oder wurde auch wieder losgelassen, und starb geraume Zeit nachher bei Evagoras auf Kypros mit Hinterlassung eines unermeßlichen Vermögens [3]). Konon's Abdankung und Entlassung wurde aber in sofern für die persische Flotte folgenreich, als diese vor der Hand ziemlich unthätig blieb und bald eine Annäherung an Sparta suchte, durch welche der Gang des Krieges bald umgewandelt wurde. Die Korinther benutzten das Geld, welches sie von Pharnabazos empfangen hatten, dazu, um eine neue Flotte auszurüsten, deren Anführung sie dem Agathinos anvertrauten, und herrschten so im korinthischen und lechäischen Busen. Freilich stellten ihnen die Spartaner der Reihe nach den Polemarchos, Polos und Herippidas entgegen, nichtsdestoweniger aber blieben die Korinther bei ihrer größern Erfahrenheit im Seekriege meistens Sieger [4]); doch waren die Begebenheiten des Krieges jetzt unbedeutender, und da die Spartaner einsahen, daß sie nothwendig erliegen mußten, wenn Pharnabazos den Krieg nach demselben Plan zu führen fortfahren würde, so faßten sie endlich den Entschluß, einige Opfer darzubringen, um sich die Perser mit ihrer Flotte und ihren Geldsendungen vom Halse zu schaffen. Da es aber gefährlich war, mit Pharnabazos zu unterhandeln, so wandten sie sich an Tiribazos, welcher damals den Agesilaos gegen Pharnabazos aufgereizt, und auch sonst Ursache genug hatte, diesem zu grollen. So wurde Antalkidas, ein schlauer Mann aus der Schule des Lysander, an Tiribazos abgeschickt, und da dieser die Rückkehr der Hellenen auf dem asiatischen Festlande unter persische Oberhoheit verhieß und nur für die Inseln und alle Staaten des europäischen Continents Autonomie verlangte, so ging Tiribazos freudig auf die Vorschläge ein, weil kein vortheilhafterer Friede seinem Herrn geboten werden konnte, und beschloß und versprach, sich sofort nach Susa zu wenden. Spät kam aber erst der Friede

99) Xen. Hellen. IV, 8, 1 sq.
1) Ib. IV, 1, 8—16. Diod. XIV, 84.
2) Xen. Hellen. IV, 8, 7—10. Diod. XIV, 84, 85. Isocrat. Panegyr. p. 80. Corn. Nep. Con. 4. 3) Diod. XIV, 85. Corn. Nep. Con. 5. 4) Xen. Hellen. IV, 8, 10. 11.

Digitized by Google

unter diesen Bedingungen zu Stande, doch wurde von den Inseln Klazomená und Kypros noch dem Artaxerxes, Lemnos, Skyros und Imbros den Athenern gelassen [5]). Bis dieser Friede aber abgeschlossen wurde, fügte Pharnabazos den Lakedämoniern noch mannichfachen Schaden zu, und da Tiribazos bald abgerufen wurde und sein Nachfolger Struthas den Lakedämoniern wenig hold war, so flammte der Krieg noch einmal wieder auf. Thimbron wurde mit neuen Scharen nach dem Hellespont gesandt, wo die Spartaner noch nicht ganz verdrängt waren, und dieser, der Gegend und der asiatischen Kriegsführung kundig, wußte Pharnabazos und Struthas auf alle Weise zu beunruhigen. Schnell rückte er vom Hellespont nach Jonien vor, machte Ephesos wiederum zu seinem Waffenplatze, und da er in kurzer Zeit ein Heer von 8000 Mann commandirte, so jagte er die fliehenden Perser in der mäandrischen Ebene vor sich her. Aber der Erfolg machte Thimbron zu sicher, und während die Hellenen im Plündern begriffen waren, warf sich Struthas mit seinen Reitern auf die Unvorbereiteten, erlegte den Thimbron selbst, und verfolgte die Fliehenden bis in die Küstenstädte [6]). Da aber, während dies in Asien geschah, sich die Seemacht Athens durch verschiedene kleinere Siege bedeutend gehoben hatte, so wurden in den Persern neue Besorgnisse gegen diese ihnen verbündete Stadt rege, sie suchten daher die Unterhandlungen mit Sparta wieder anzuknüpfen. Da sie außerdem in einen Krieg mit Evagoras von Kypros verwickelt wurden, der von dem abgefallenen Ägypten aus mächtig unterstützt wurde, so erschien plötzlich Tiribazos wieder an der Stelle des Struthas in Kleinasien, mit welchem sich die Lakedämonier schnell genug verständigten. Dagegen wurde am Hellespont noch einmal das Kriegsgetümmel lebhafter, weil Sparta, welches von den Fortschritten der Athener unterrichtet war, mehr die Aufmerksamkeit dahin richtete, und weil Anaribios, welchen Pharnabazos schon einmal gebraucht hatte, die Truppen des Xenophon zu beeinträchtigen, da er vor dem Ausbruche des Krieges in dieser Gegend einem Geschwader vorstand, jetzt von demselben Pharnabazos dazu benutzt wurde, um die Abberufung des Derkyllidas von Abydos bei den damaligen Ephoren durchzusetzen, welchen er selbst namentlich dadurch verdächtigt hatte, daß er sich den hellespontischen Städten befreundete [7]). Aber Pharnabazos täuschte sich in der Wahl seines Werkzeuges; denn Anaribios hatte den Derkyllidas nur deshalb verrathen, weil er für sich selbst freie Hand haben wollte. Er wurde mit drei Kriegsschiffen und Geld für 1000 Söldner nach dem Hellespont geschickt, und begann jetzt den Krieg gegen Pharnabazos, dem er etliche äolische Städte nahm, und dann sich darin gefiel, gegen attische Kauffahrer zu kreuzen, bis er endlich auf einem Streifzuge nach Antandros begriffen auf dem Rückwege in einen Hinterhalt fiel, den ihm Iphikrates gelegt hatte, und hier mit den meisten seiner Begleiter niedergemacht wurde [8]).

Auch die Begebenheiten des Jahrs 388 sind ziemlich unbedeutend. Antalkidas war ohne Aufenthalt zum Tiribazos geeilt, begab sich mit diesem persönlich an den Hof von Susa, und trug dort einen Frieden vor, dessen Inhalt der Satrap beauftragt war, nöthigenfalls von allen kämpfenden Staaten zu erzwingen. So kam der Friede des Antalkidas im Frühlinge des Jahrs 387 zu Stande [9]).

Pharnabazos war indessen von seiner Satrapie abberufen, um durch seine Verbindung mit der Tochter des Königs einer andern ehrenvollern Bestimmung entgegenzugehen und Ariobarzanes an seine Stelle geschickt. Als aber Artaxerxes einen Krieg gegen die abgefallenen Ägypter zu unternehmen beschlossen hatte, ernannte er Pharnabazos wieder zum Oberfeldherrn [10]). Doch commandirte dieser nur das barbarische Heer, und mußte den Oberbefehl bald genug noch mit Tithrauste und Datames theilen. Dieser hatte nämlich den Paphlagonier Thyos besiegt und lebendig in seine Gewalt bekommen, und damit der Ruf seiner That nicht früher zu den Ohren des Königs gelangte, als er selbst, den schwarzen Riesen mit mächtigem Barte und langem Haar in persische Satrapenkleider gesteckt, und so gefesselt an den Hof geschickt. Als hier nun jeder den Thyos erkannte, und auch Artaxerxes die Nachricht gebracht wurde, da zweifelte dieser an der Möglichkeit, und glaubte nicht eher an seine Besiegung, bis Pharnabazos, den er, um sich nach der Sachlage zu erkundigen, abgeschickt hatte, zurückgekehrt war, und ihm die That des Datames verkündigte. Thyos wurde jetzt vor den König gebracht, und Datames nicht nur reichlich beschenkt, sondern auch zu dem Heere geschickt, welches von Pharnabazos und Tithrauste gegen die Ägypter versammelt wurde, und der Oberbefehl unter alle drei vertheilt, bis nach Pharnabazos' Abberufung ihn Datames allein erhielt [11]). Iphikrates endlich, welcher Pharnabazos schon durch die Vernichtung des Anaribios lieb geworden war, commandirte 20,000 griechische Miethstruppen. Pharnabazos übrigens betrieb die Rüstungen, wie dies in Persien gewöhnlich geschah, äußerst langsam, und als sich deshalb Iphikrates über seine Unschlüssigkeit und Schwäche in der Ausführung bitter beklagte, erwiederte der schlaue Satrap: „Ich kann wol Plane schnell entwerfen, aber die Ausführung bleibt dem König." Endlich (374) war das ungeheure Heer des Pharnabazos von 20 Myriaden Menschen versammelt, und außerdem eine Flotte von 300 Trieren und 200 Triakonteren ausgerüstet, das zahllose Heer der Transportschiffe und Wagen ungerechnet. Der ägyptische König Tachos dagegen hatte den Agesilaos in seine Dienste genommen, und neben ihm diente der Athener Chabrias. Da es unmöglich schien, Pelusium nahe zu kommen, so segelte die Flotte in die mendesische Mündung des Nils, setzte ihre Truppen ohne großen Widerstand aus, man nahm die Festung weg, welche den Eingang deckte, und machte die Besatzung nieder. Jetzt gab Iphikrates den Rath, die Trup-

5) *Xen.* Hellen. IV, 8, 12 sq. 6) Ib. IV, 8, 17—19. *Diod.* XIV, 99. 7) *Xen.* Hellen. IV, 8, 31. 8) Ib. IV, 8, 32—39.

9) *Xen.* Hellen. V, 1, 28—31. *Diod.* XIV, 110. *Plut.* Artax. 28. 10) *Plut.* Artax. 24. 11) *Corn. Nep.* Datames, c. 3.

pen sogleich wieder einzuschiffen, und ehe sich die Ägypter vom ersten Schrecken erholt hätten, Memphis anzugreifen. Allein Pharnabazos war schon gealtert, hing außerdem von den Befehlen des Hofes ab, und konnte nicht handeln, wie er wollte, und da die Ägypter die Ausflüsse des Nils befestigt hatten und Dämme in ihre Canäle warfen, sodaß das Land unwegsam wurde, so wurde die Zeit unnütz hingebracht, indem Pharnabazos und Iphikrates mit einander stritten, was zu thun sei. Da trat der Nil aus, die ganze Expedition scheiterte, Iphikrates floh nach Athen, und Pharnabazos wurde abberufen [12]). Die weitern Schicksale des Pharnabazos sind unbekannt, doch ist es wol nicht unwahrscheinlich, daß sein Unglück ihm die Ungnade des Hofes zuzog. Ob der Pharnabazos, Sohn des Artabazos, welcher unter dem unglücklichen Darios Kodomannos den Oberbefehl über die fremden Truppen an Thymodes, den Sohn des Mentor, abtreten mußte, um die Satrapie der Seeprovinzen zu übernehmen [13]), sein Enkel war, muß dahin gestellt bleiben. Noch erwähnt Dio Cassius einen iberischen König Pharnabazos, Sohn des Artakes, gegen welchen P. Canidius Crassus sein Heer führte, in einer Schlacht besiegte, zur Bundesgenossenschaft zwang, und dann mit ihm gegen den benachbarten albanischen Fürsten Zoberes zog [14]).

(*Eckermann.*)

PHARNACEUM. Diesen Namen, welcher nach Plinius (H. N. XXV, 14) eine Art des Panaces chironium (vielleicht das Tausendgüldenkraut, Erythraea Centaurium *Persoon*) zu Ehren des Königs von Pontus, Pharnakes eines Sohnes des Mithridates, bezeichnete, gab Linné einer Pflanzengattung aus der dritten Ordnung der fünften Linné'schen Classe und aus der Gruppe der Molugineen der natürlichen Familie der Paronychieen. Char. Der Kelch fünfblättrig: die Blättchen am Rande trockenhäutig; keine Corolle; drei bis fünf Staubfäden; die Kapsel dreifächerig, dreiklappig, vielsamig (*Gärtner*, De Fruct. t. 130). Die Gattungen Mollugo *L.* und Ginginsia *Candolle* unterscheiden sich nur durch die Zahl (bei Mollugo drei) und Stellung der Staubfäden; wenn man sie mit Pharnaceum vereinigt, so beläuft sich die Zahl der Arten auf mehr als 40, welche meist als einjährige Kräuter, einige auch als Halbsträucher mit meist gegenüberstehenden oder quirlförmigen schmalen Blättern, trockenhäutigen Afterblättchen und einzelnen, gepaarten, oder doldenförmigen Blüthenstielen meist am Vorgebirge der guten Hoffnung, im tropischen Amerika und in Ostindien einheimisch sind. Nur eine Art, Ph. Cerviana *L.* (Mollugo Cerviana *Seringe*) findet sich außer in Mittelasien und Guinea auch im südlichen Europa.

(*A. Sprengel.*)

PHARNACEUM MALABARICUM *Kostel*, ist eine einjährige, gegen neun Zoll hohe Pflanze, welche in Malabar einheimisch und dort gegen Brechruhr und ihr Saft als gelind schweißtreibendes Mittel bei Blattern benutzt wird.

(*Döbereiner.*)

PHARNACEUM MOLLUGO *Lin.* (Mollugo Spirgula), ist eine in Ostindien einheimische, für die Gärten als Unkraut sehr lästige, einjährige Pflanze, welche bitterlich schmeckt, und als ein die Verdauung beförderndes und auflösendes Mittel bei Leibschmerzen benutzt wird.

(*Döbereiner.*)

PHARNACEUM SPATHULATUM *Sw.* (Syn. Ph. bellidifolium *Poir.*), ist eine an sandigen Stellen Westindiens und Südamerika's vorkommende einjährige Pflanze, die dort als ein zertheilendes und linderndes Mittel bei Augenentzündungen, gegen zu starken Hämorrhoidalfluß, auch gegen Schwindsucht und Auszehrung und äußerlich zu zertheilenden Breiumschlägen benutzt wird.

(*Döbereiner.*)

PHARNAKE (Φαρνάκη), die Tochter des Megessares, Gemahlin des Sandakos, Mutter des Kinyras, nach *Apollod.* III, 14, 3. (*H.*)

PHARNAKES. So hieß 1) der Vater des Pharnabazos und Artabazos, jenes Persers, welchen Xerxes ans Meer schickte, um die bisher dem Megabates anvertraute Verwaltung der Provinz Daskylitis zu übernehmen, und königlicher Geschäftsträger bei Pausanias zu sein [1]). Im Herbste des zweiten Jahres des peloponnesischen Krieges begab sich eine aus Aristeus von Korinth, den Lakedämoniern Anaristos, Nikolaos, Stratodemus, dem Tegeat Timagoras und dem Argiver Polos bestehende Gesandtschaft, welche nach Asien an den Hof zu Susa abgesandt war, um mit Persien einen Subsidientractat abzuschließen, zunächst nach Thrakien zu Sitalkes, um auch diesen in ihr Interesse zu ziehen, damit Potidäa von dem attischen Belagerungsheere befreit würde, und sie selbst unter seinem Schutze sicher über den Hellespont zu Pharnakes gehen könnten, welcher sie zum Könige geleiten sollte [2]). Sitalkes aber nahm nach dem Verrath des Abderiten Nymphodoros die Gesandtschaft bei Bisantha am Hellespont gefangen und schickte sie nach Attika, wo sie bald hingerichtet wurden [3]). So war Pharnakes damals außer Stand gesetzt, sich um die Spartaner verdient zu machen. Später wies er den von den Athenern während des Waffenstillstandes vom Jahre 423 aus Delos vertriebenen alten Einwohnern in Adramyttion neue Wohnsitze an [4]).

2) Hieß auch der Bruder der Gattin des Darios Kodomannos, welcher in der Schlacht am Granikos fiel, Pharnakes [5]).

3) Der Stammvater der kappadokischen Könige, welcher nach kappadokischen Traditionen sich mit Atossa, der Schwester des Kambyses, ehelich verbunden hatte, und mit ihr den Gallos erzeugte [6]). Dem Urenkel dieses Pharnakes, Anaphas, erließ Darios Hystaspis den Tribut, weil er unter den sieben verschworenen Persern gewesen war, welche den Magier Pseudosmerdis umgebracht hatten [7]).

12) *Diod.* XV, 41. 13) *Curtius* III, 3 init. *Arrian.* II, 1, 3 sq.; seine Residenz war aber Sardes *Paus.* III, 9, 5. IV, 24, 2. *Brissonius*, De regio Persar. principatu. I, 170. 14) *Dio Cass.* XLIX, 24. *Reineccius*, De historia Julia. T. III. p. 319.

1) *Thucyd.* I, 129. 2) Ib. II, 67. 3) *Herod.* VII, 137. 4) *Thuc.* V, 1. 5) *Diod.* XVII, 21. 6) *Diod.* Excerpt. *Phot.* Lib. XXXI, 517. 7) *Phot.* Biblioth. c. 31. p. 2058. *J. Foy Vaillant*, Imperium Achaemenid. p. 4.

4) Die Geschichte Pharnakes' I., Königs von Pontos, muß deshalb dunkel und unvollständig bleiben, weil Polybios fast die einzige Quelle und derjenige Theil seines Geschichtswerkes, welcher die Begebenheiten dieses Mannes darstellt, nur in abgerissenen und zerstückelten Fragmenten auf unsere Zeit überliefert ist. Er war der Sohn von Mithridates IV. und der Großvater von Mithridates dem Großen, welcher einen vierzigjährigen Kampf mit den Römern bestand. Als seine Mutter wird uns die Tochter des syrischen Königs Seleukos Kallinikos genannt. Mit seines Vaters Tode ging die Herrschaft über weite Landstriche, und ein getreues, wohl eingeübtes, zahlreiches Heer auf ihn über. Er fing nun an, diejenige Stadt zu befehden, nach welcher sein Vater lange gestrebt, aber von deren Mauern er stets unverrichteter Sache wieder hatte abziehen müssen, nämlich die alte freie Griechenstadt Sinope. Pharnakes hatte in größter Stille und Heimlichkeit eine möglichst große Flotte und ein Landheer zusammengezogen, und rückte nun plötzlich vor die arglose Stadt, welche nicht wußte, wie ihr geschah, als sie von allen Seiten zu Lande und zu Wasser eingeschlossen wurde. Sinope war schnell auf Gegenwehr bedacht, allein die Unterstützungen, welche es von seinen Freunden und Bundesgenossen, den Rhodiern, erwartete, blieben aus, weil die Insel zu entlegen war, um schnell zu Hilfe eilen zu können; außerdem beschleunigte Pharnakes die Belagerung dermaßen, daß die Stadt auf einen langen und kräftigen Widerstand verzichten mußte, und im Jahre 183 a. C. in des Siegers Hände fiel [8]).

Gleich hernach erhoben sich neue langwierige Kämpfe und Streitigkeiten. Eumenes, König von Pergamos, der so sehr begünstigte Freund und Bundesgenosse des römischen Volkes, hatte wegen seiner Verdienste im Kriege gegen Antiochos den Großen von Syrien, vom Senate Großphrygien zugesprochen erhalten, welches pontischen Königen unterworfen gewesen war. Pharnakes wurde wegen dieser Ungerechtigkeit nicht wenig erbittert, er führte daher, nach seinem Siege über Sinope, stolz auf seine Kraft, sein siegreiches Heer gegen die Staaten des Eumenes. Dieser erkannte nur zu wohl, daß er zu schwach sei, um in einem Kampfe gegen seinen mächtigen Nachbar glücklich bestehen zu können, und zog es vor, sofort eine Gesandtschaft nach Rom abzufertigen, und Pharnakes zu verklagen. Sobald die Kunde davon zu den Ohren des pontischen Königs gelangt war, schickte auch dieser Abgeordnete an den römischen Senat ab, um sich vertheidigen zu lassen, und wo möglich eine Abänderung in der Eumenes gemachten Schenkung zu bewirken. Aber diese Gesandtschaft fand, als sie in Rom angekommen war, auch eine der Rhodier vor, welche sich mit derjenigen des Eumenes vereinigte, und jetzt auch bittere Klage wegen des Überfalls von Sinope führte [9]). Die Antwort des Senates fiel, wie gewöhnlich, zweideutig aus, doch zeigte es sich bald, daß Eumenes wiederum der Bevorzugte sei. Man erklärte eine römische Commission nach Asien zu schicken, die Streitigkeiten beider Könige untersuchen zu lassen, und darnach die Entscheidung zu treffen [10]). Bald ging denn auch die Gesandtschaft, aus Q. Marcius und einigen Collegen bestehend, welche damals den Auftrag hatte, die unglücklichen Zustände Griechenlands und Makedoniens in Augenschein zu nehmen und Verbesserungsvorschläge zu machen, nach Asien hinüber, um hier die Streitigkeiten der beiden Könige in der Nähe beurtheilen zu können. Als sie nach Rom heimgekehrt waren, und hier über die asiatischen Dinge ihren Bericht abstatteten [11]), wußten sie nicht genug die Mäßigung und Gerechtigkeit des Eumenes in allen Stücken zu rühmen, dem Pharnakes dagegen warfen sie grenzenlose Habsucht und unerträglichen Hochmuth vor. Pharnakes aber hatte sowol die Sachlage, als auch die Meinung der Römer schon durchschaut, und deshalb den Krieg erneuert, sobald die römische Gesandtschaft den Boden von Asien verlassen hatte. Dadurch machte er sich aber nach römischer Ansicht zum ungerechtesten aller Fürsten, welche je auf einem Throne gesessen hatten [12]). In seiner Noth wandte sich Eumenes an Ariarathos von Kappadokien, bat ihn um Beistand und Hilfstruppen; die beiden verbündeten Könige schickten eine gemeinschaftliche Gesandtschaft nach Rom, um Pharnakes abermals zu verklagen, aber auch er ließ sich gleichfalls durch eine zweite Gesandtschaft vertheidigen. Die Antwort, welche der Senat dieses Mal ertheilte, lautete wiederum, wie die erste, man wolle Gesandte nach Asien schicken, um die Streitigkeiten der beiden Könige genauer untersuchen zu lassen [13]). Pharnakes aber war zu stolz auf sein souveraines Fürstenthum, um sich der Entscheidung einer römischen Commission fügen zu wollen, und konnte außerdem die Art und Weise, wie sein Proceß entschieden werden würde, leicht voraussehen [14]). Darum zog er es vor, sein Schicksal dem Kriege anzuvertrauen. Noch zur Winterzeit schickte er seinen Feldherrn Leokritos mit 10,000 Kriegern ab, um Galatien zu verwüsten; mit dem Anbruch des nächsten Frühlinges zog er große Truppenmassen zusammen, um einen erfolgreichen Einfall in Kappadokien zu wagen. Als Eumenes dies erfuhr, beschloß er sich gleichfalls zu rüsten und den gefährlichen Feind in seine Grenzen zurückzuweisen; schon war das Heer versammelt, als sein Bruder Attalos von Rom zurückkehrte. Die beiden Brüder verhandelten nun gemeinschaftlich über die Schritte, welche sie zu thun hätten, und kamen dahin überein, daß das Heer nach Galatien aufbrechen solle. Allein als dasselbe am Orte seiner Bestimmung angekommen war, griff es Leokritos gar nicht an, ob aus Schwäche, oder aus andern Gründen, wissen wir nicht. Dagegen setzte das Heer des Eumenes durch seine Ankunft die beiden gallogriechischen Fürsten Karsignatos und Gäzotorios in Furcht und Schrecken, weil diese früher der Partei des Pharnakes gefolgt waren. Eilig schickten sie Gesandte in das Lager des Eumenes, baten um

8) *Polyb.* XXIV, 10. *Liv.* XL, 2. *Vaillant* l. c. p. 43 sq. 9) *Liv.* XL, 2. 10) *Liv.* XL, 20. 11) *Polyb.* XXIV, 10. 12) *Polyb.* Excerpt. Vales. p. 130. 13) *Polyb.* XXIV, 10. 14) Ib. XXV, 3.

Digitized by Google

Schonung, und versprachen, allen an sie ergangenen Anforderungen bereitwillig nachkommen zu wollen. Ihre Gesandtschaft wurde jedoch zurückgewiesen, und Eumenes brach jetzt mit seinem ganzen Heere gegen Pharnakes auf, gelangte in fünf Tagen von Kalpiton an den Halys, und zog sich am sechsten wieder nach dem Parnaß zurück. Dort führte ihm Ariarathos von Kappadokien eine bedeutende Hilfsschar zu, und beide betraten nun gemeinschaftlich das Gebiet von Mokisos, wo sie ihr Lager aufzuschlagen beschlossen. Da wurde ihnen die Nachricht gebracht, daß eine neue Gesandtschaft von Rom eingetroffen sei, um den Frieden zu vermitteln. Sofort schickte Eumenes seinen Bruder Attalos ab, um die Gesandten zu bewillkommnen, verdoppelte aber selbst seine Streitkräfte und rüstete sich mit allem Eifer, um nöthigenfalls schlachtfertig zu sein, zugleich aber den Römern zeigen zu können, daß er auch ohne ihren Beistand im Stande sei, den Frevel des Pharnakes zu bestrafen. Als aber die römische Gesandtschaft ernstlich dazu auffoderte, mit dem Kriege ein Ende zu machen, erklärten sich Eumenes und Ariarathos bereit, allen Wünschen und Rathschlägen des römischen Volkes nachzukommen, baten jedoch dringend, wenn es irgend möglich wäre, eine persönliche Zusammenkunft des Pharnakes mit ihnen zu Stande zu bringen, damit sie als Zeugen der Verhandlungen die Treulosigkeit und Grausamkeit dieses Fürsten um so eher durchschauen könnten, und wenn Pharnakes diese abwehren sollte, ihren Streit nach Recht und Billigkeit zu entscheiden [15]). Die Abgeordneten versprachen ihrerseits, Alles thun zu wollen, was recht und billig sei, verlangten dagegen vor allen Dingen, daß das verbündete Heer aus den feindlichen Grenzen zurückgezogen würde, da es thöricht sei, in demselben Augenblicke um den Frieden zu verhandeln, wo man den Feind durch erneuerten Krieg reize. Eumenes war gewohnt, Roms Befehlen zu gehorchen, und brach schon am folgenden Tage mit seinem Heere nach Galatien auf. Die römische Gesandtschaft verfügte sich jetzt zu Pharnakes, und verlangte zunächst von ihm, in eine persönliche Zusammenkunft mit Eumenes und Ariarathos zu willigen, weil dieses der sicherste Weg sei, alle Streitigkeiten beizulegen. Pharnakes war jedoch anderer Meinung, wies die Zumuthung als nicht mit seiner Würde vereinbar zurück, und erklärte endlich offen, da die Römer nicht nachließen, ihn mit Bitten zu bestürmen, daß er sich unter keiner Bedingung darauf einlassen würde. So wurde es den Römern deutlich, daß ihre Hoffnungen vergeblich gewesen seien, und daß Pharnakes der Gerechtigkeit seiner Sache mistraue. Sie beschränkten sich also darauf, schließlich zu verlangen, daß dem Kriege ein Ende gemacht werde, doch erlangten sie noch von Pharnakes die Zusicherung, Gesandte an die Seeküste zu schicken, und diese mit freier Vollmacht auszurüsten, um den Frieden auf die Bedingungen abzuschließen, welche die Römer in Vorschlag gebracht hatten. Diese Pharnakische Gesandtschaft erschien auch wirklich nach einiger Zeit am verabredeten Orte, und erlaubte auf ihr Nachsuchen der römischen Commission, Zeuge der Verhandlungen zu sein. Bei der Zusammenkunft selbst aber zeigte sich Eumenes zwar zum Frieden unter allen Bedingungen geneigt, welche die Römer nur gut heißen wollten; die pontische Gesandtschaft dagegen griff jeden einzelnen Friedensartikel an, und blieb nicht allein den Verabredungen nicht getreu, sondern steigerte noch augenscheinlich ihre Foderungen, sodaß es endlich zu Erklärungen der Art kam, daß die römische Gesandtschaft die Vergeblichkeit ihrer ganzen Reise einsehen mußte, da Pharnakes gar kein Hehl daraus machte, daß er den Krieg fortgesetzt wissen wollte. So wurden die Verhandlungen abgebrochen, und nachdem die römischen Abgeordneten sich nach Pergamos, die pontischen zu ihrem Könige zurückbegeben hatten, schickten sich Eumenes und Pharnakes zur Fortsetzung des Krieges an. Doch hielt sich dieser wol allein für zu schwach, um den Günstling des jetzt auch beleidigten Roms bekämpfen zu können, und schloß deshalb nicht allein mit den Galatern ein Schutz- und Trutzbündniß ab, sondern schickte auch Boten an Artarias, König von Großarmenien, nach Artaratá, und den Dynasten Akusilochos, um auch diese an sein Interesse zu knüpfen, und verlangte endlich von seiner Schwester Sohn, Seleukos Philopator von Syrien, die nöthigen Hilfsmannschaften. Antiochos der Große war nämlich mit Laodike, der Schwester des Pharnakes, vermählt gewesen, und hatte mit dieser seinen Sohn und Nachfolger Seleukos erzeugt. Aber auch Eumenes und Ariarathos blieben ihrerseits nicht unthätig, und schlossen gleichfalls neue Bündnisse ab, mit Morzius, dem Könige von Paphlagonien, Gatalos, dem europäischen Sarmatenfürsten, den Mesembrioten und Chersonesiten am thrakischen Hellespont, und in Asien mit den mächtigen Republiken Kyzikos und Heraklea am Pontos [16]). Zunächst schickte Pharnakes den Leokritos gegen die pontische Stadt Teion, und zwang das dieselbe inne habende Söldnerheer zu einer Capitulation, welche unter der Bedingung des freien Abzuges zu Stande kam. Pharnakes aber befiehlt dem Leokritos, der alten Beleidigungen eingedenk zu sein, welche ihm von diesen Söldnern zugefügt wären, und sie niederhauen zu lassen. Als sie daher aus den Mauern zogen, erfolgte der Angriff auf die Unbewaffneten und Arglosen, und schnell wurden sie durch Pfeile erlegt [17]). Indessen hatte auch Seleukos Philopator ein ziemlich großes Heer zusammengebracht, und war dem Pharnakes damit zu Hilfe geeilt. Schon war er bis zum Tauros vorgedrungen und im Begriff, diesen zu überschreiten, als er sich erinnerte, daß seinen weitern Fortschritten ein Vertrag seines Vaters mit den Römern im Wege stehe, und sich deshalb mit seinem Heere in sein Reich zurückzog [18]). Grade auf Seleukos hatte aber Pharnakes am sichersten gerechnet, daher wurde er, da er sich von ihm verlassen sah, auch zum Frieden geneigter; er beschloß deshalb, mit Attalos und den übrigen Verbündeten wieder Unterhand-

15) *Polyb.* XXV, 6.

16) *Polyb.* XXV, 5. 17) *Diod.* Excerpt. de virt. et vit. p. 576 *Wesseling.* Irrthümlich heißt hier aber Pharnakes König von Kappadokien statt von Pontos. 18) *Diod.* l. c.

lungen anzuknüpfen. Eumenes selbst hielt sich damals in Pergamos auf, und war so eben von einer schweren Krankheit genesen. Als ihm nun Attalos die Nachricht von Pharnakes' Gesinnungsänderung hinterbrachte, gab er gern seine Zustimmung, glaubte jedoch, nichts ohne Roms Genehmigung unternehmen zu dürfen. Darum reiseten, in Eumenes' Auftrage, seine drei Brüder, Attalos, Philetäros und Athenäos, nach Rom; mit Pharnakes wurde vorläufig nur ein Waffenstillstand verabredet [19]). Jedenfalls hoffte Eumenes jetzt durch Roms Vermittlung einen dauernden Frieden herzustellen. Der Senat empfing die pergamenischen Prinzen mit aller ihnen gebührenden Ehre, verpflichtete sich dieselben durch wiederholte Gastmähler und Gastfreundschaften, und antwortete gnädig auf alle ihre Fragen und Vorschläge. Sobald Attalos in die Curie eingetreten war, erinnerte er den Senat an die ausgezeichneten Verdienste seines Hauses um das römische Volk, klagte mit Bitterkeit über die wiederholten Beleidigungen des Pharnakes, und bat endlich die Väter, den eigenen und ihrer Freunde Feind nach Gebühr zu strafen. Der Senat beschloß jetzt, eine Gesandtschaft abzuschicken, welche den Frieden auf der Grundlage des Rechtes herstellen sollte [20]).

Es ist nun unbekannt, ob der Waffenstillstand indessen abgelaufen war, ehe Eumenes' Gesandtschaft wieder die Heimath erreicht hatte, oder ob Pharnakes, durch unbekannte Verhältnisse bewogen, wieder mehr Vertrauen in das Glück des Krieges setzte; kurz, er verwarf wieder die Friedensbedingungen, welche er selbst vorgeschlagen hatte, und erneuerte abermals den Krieg. So verstärkten nothgedrungen auch Eumenes und seine Bundesgenossen wieder ihre Truppenmasse; aus ihren diesmaligen Kriegsvorbereitungen konnte man ersehen, daß jetzt der Sieg entschieden werden müsse. Als aber Pharnakes bemerkte, daß seine Gegner ihm bedeutend überlegen waren, fing er wieder an, auf Unterhandlungen zu denken und fand seine Feinde auch nicht abgeneigt. Die Gesandten, die er an Eumenes und Ariarathos abgeschickt hatte, wurden freundlich aufgenommen und sofort auch von diesen Gesandte an Pharnakes abgefertigt. Verschiedene Male wurden die Gesandtschaften von beiden Höfen wiederholt, endlich kam der Friede unter folgenden Bedingungen zu Stande [21]). Zwischen Eumenes und Ariarathos einer-, Pharnakes und seinem Sohne Mithridates andererseits solle Friede sein, Pharnakes aber unter keiner Bedingung und unter keinem Vorwande die Provinz Galatien betreten, und allen seinen frühern Bündnissen mit diesem Volke entsagen, ferner alle Ansprüche auf Paphlagonien aufgeben, und diejenigen Einwohner, welche er aus diesem Lande hinwegschleppte, nicht allein sicher in ihre Heimath zurückführen, sondern ihnen auch ihre Schutz- und Trutzwaffen und übriges Rüstzeug ungeschmälert zurückgeben. Pharnakes verpflichtet sich ferner, an Ariarathos sämmtliche Eroberungen in Kappadokien zurückzugeben, und überhaupt Alles wieder in den Stand setzen zu lassen, wie es vor dem Ausbruche des Krieges war, nicht minder die Geiseln auszuliefern und Teion am Pontos zu räumen [22]). Außerdem wurde noch festgesetzt, daß Pharnakes alle Überläufer und Gefangenen ohne Lösegeld zurückgeben, und von den Schätzen, welche derselbe von Morzias und Ariarathos erbeutet hätte, diesen Fürsten selbst 90 Talente zurückerstatten, an Eumenes aber 100 Talente als Kriegsunkosten zahlen sollte. Eingeschlossen wurden aber in diesen Frieden die Verbündeten der beiden Parteien, Artaxias, König von Großarmenien, und Akusilochos, der Sarmatenkönig Gatalos und die freien Städte Mesembria, Heraklea am Pontos, Kyzikos und die thrakischen Chersonesiten. Endlich wurden auch noch über die Anzahl der Geiseln Verträge abgeschlossen, welche Pharnakes bis zu dem Zeitpunkte stellen sollte, wo er seinen Obliegenheiten nachgekommen sein würde. Nachdem aber diese Geiseln verabredetermaßen gestellt waren, kehrten die Truppen des Eumenes und seiner Bundesgenossen in ihre Heimath zurück, und der Friede wurde im J. 179 hergestellt.

Pharnakes hatte also von allen seinen Eroberungen nur Sinope gerettet, welches jetzt zur Residenz des pontischen Reiches erhoben ward, und sich wahrscheinlich dabei wohler befand, als im Zustande ohnmächtiger Freiheit. Doch legte auch wol dieser König schon den Grund zu der nach ihm benannten Stadt Pharnakia, welche mit den Einwohnern von Kotyrion bevölkert, und unter seinem Enkel Mithridates dem Großen so bedeutend wurde, daß dieser sie während seines Krieges mit den Römern zum Sitze seines Harems machte [23]).

Nicht ganz deutlich ist, was Mithridates der Große in einer Rede an seine Soldaten über diesen Pharnakes sagt, daß er durch einstimmigen Beschluß seiner Verwandten zum Nachfolger des Eumenes im pergamenischen Königreiche bestimmt worden sei [24]). Denn Pharnakes war nicht verwandt mit Eumenes, und angenommen, er wäre es gewesen, so blieb immer Attalos sein nächster Verwandter, und folglich auch der natürliche Thronerbe. Doch macht J. Foy Vaillant es wahrscheinlich, daß Eumenes von der Stratonike, der Tochter des kappadokischen Königs Ariarathos, nur unmündige Kinder hinterlassen hatte, welche ihres Alters wegen noch nicht im Stande waren, die Zügel der Regierung zu führen. So mag Pharnakes die Schwester des Eumenes geheirathet und als ihr Gemahl mit Zustimmung der Verwandten zum Nachfolger in Pergamos ernannt worden sein. Aber Attalos, des verstorbenen Eumenes ältester Bruder, war keineswegs mit dieser Bestimmung zufrieden, und machte seinerseits gerechte Ansprüche auf den Thron. So schien ein neuer Krieg zwischen Attalos und Pharnakes ausbrechen zu wollen, welchem man jedoch dadurch zuvorkam, daß man die Entscheidung vor den allgemeinen Richterstuhl des römischen Volkes brachte, denn Mithridates Eupator verklagt die Römer bei seinen Soldaten. Der römische Se-

19) *Polyb.* XXV, 6. 20) Ibid. 21) Ib. XXVI, 6.

22) Diese Stadt schenkte kurz hernach Eumenes dem Prusias von Bithynien, welcher ihn darum gebeten hatte, und die Schenkung für eine große Gnadenbezeugung ansah. *Polyb.* l. c. 23) *Strab.* p. 548. *Plut.* Lucull. c. 13. Forbiger, Alte Geogr. II. S. 423. 24) *Just.* XXXVIII, 6.

Digitized by Google

nat sprach Attalos die Nachfolge zu und begegnete also der schwerlich von Bestechung und ähnlichen unreinen Beweggründen ausgehenden Bestimmung der Verwandten des Eumenes. Attalos regierte jetzt 21 Jahre über Pergamos und bestimmte sterbend den Attalos Philometor, einen Sohn des Eumenes, zu seinem Erben und Nachfolger, indem er aus Gerechtigkeitsliebe, wie es scheint, seine eigenen Kinder von der Thronfolge ausschloß [25]). Pharnakes selbst starb um 156 a. C. und hinterließ sterbend seinem Sohne Mithridates V. das Reich Pontos. Seine silberne Bildsäule kam durch den Sieg des Pompejus Magnus von Sinope nach Rom [26]). Das Kraut Pharnakion, dessen Beimischung den Genuß des Weines lieblicher und angenehmer machen soll, hatte von ihm den Namen [27]).

Pharnakes II., welchen Mithridates der Große mit einer Concubine von unbekanntem Namen und unbekannter Herkunft erzeugt hatte, war dennoch diesem Fürsten der theuerste und liebste unter seinen Kindern, und schon bei seinen Lebzeiten bei verschiedenen Gelegenheiten von ihm zu seinem Erben und Nachfolger im pontischen Reiche erklärt [28]). Als aber Mithridates durch Pompejus den Großen in nächtlicher Schlacht am Euphrates besiegt und in sein Reich zurückgeflohen [29]) hier die Abwesenheit des Pompejus in Syrien und Arabien [30]) dazu benutzte, neue Plane zu schmieden, wie er Roms Allmacht brechen und sein weites Reich wieder gewinnen könnte, stellte ihm sein eigener Sohn Pharnakes nach dem Leben [31]). Mithridates beabsichtigte aber nichts Geringeres, als durch Skythien bis an den Istros vorzudringen und von dort aus mit großer Heeresmacht in Italien einzufallen [32]), oder nach andern Nachrichten die Küsten von Sicilien und Campanien durch das plötzliche Erscheinen seiner Flotten in Schrecken zu setzen und selbst über Thrakien, Makedonien und Griechenland nach Italien hinüberzugehen [33]). Allein die Stimmung des Heeres war diesen großen Planen keineswegs günstig, da es einerseits Roms Macht täglich wachsen, die des Mithridates schwinden sah, andererseits in einem gräßlichen Erdbeben, das in wenigen Stunden viele Städte des Mithridates vernichtet hatte, den göttlichen Beweis zu sehen glaubte, daß es mit dem Glücke seines Königes aus sei [34]). Pharnakes kannte diesen Mismuth des Heeres, welcher sich bald in offenen Excessen Luft machte, sodaß die Soldaten sich nicht schämten, einige Kinder des Mithridates heimlich aufzugreifen und in das Lager des Pompejus zu schleppen, welcher sie später im pontischen Triumphe mit aufführen ließ, als sei er der große Held, welcher die Kinder geraubt hätte. Man nennt unter diesen Unglücklichen Artaphernes, Kyros, Darioß, Xerres, Orathres und die Töchter Orsabaris und Eupatra [35]). Einige dieser Räuber seiner Kinder ließ Mithridates sofort ergreifen und hinrichten, und da sein Gemüth einmal Argwohn geschöpft hatte, so tödtete er auch Verschiedene auf bloßen Verdacht. Er hält seine eigenen Kinder für die Anstifter des Verbrechens, oder wenigstens für Mitwisser der Ausführung, ob mit Recht oder Unrecht, muß freilich dahingestellt bleiben, verfolgte den Pharnakes, Machares und Xiphares, und tödtete die letztern beiden. Pharnakes aber rettete damals sein Leben durch die Flucht; durch Verbindungen, die er mit den Römern anknüpfte, hoffte er seinen Verrath belohnt zu sehen. Er eilte aber um so mehr, als seine Hoffnungen scheitern mußten, wenn Mithridates seinen italischen Feldzug verwirklichte. Aber eben die Eile, mit welcher er zu Werke ging, und die Menge, welche er mit seinen Absichten bekannt machen mußte, bewirkten, daß seine Verschwörung auch dem Mithridates nicht lange verborgen blieb, welcher denn auch sofort Boten gegen ihn aussandte, um sein Verbrechen zu erforschen. Pharnakes würde jetzt der gerechten Strafe nicht entgangen sein, wenn nicht Mithridates einerseits durch die Umstände bewogen worden wäre, schonend zu Werke zu gehen, andererseits ihm nicht Menophanes angerathen hätte, nicht in dem Augenblicke das Strafurtheil vollstrecken zu lassen, wo er den Boden von Asien verlassen und einen überseeischen Krieg beginnen wollte. Solche Begebenheiten, sprach der begütigende Feldherr, seien die Begleiterinnen des Krieges; würde dieser glücklich ausgekämpft sein, so würde auch die heimische und häusliche Ruhe zurückkehren — Mithridates verzieh nur gar zu gern dem lieben Sohne und ließ ihm daher die Hand zur Versöhnung bieten. Nicht so Pharnakes. Ob er nun fürchtete, daß die angebotene Versöhnung nur eine erheuchelte sei, oder ob er in seinen Verhandlungen mit den Römern schon zu weit gegangen war, kurz, er wies Verzeihung und Gnade zurück, und indem er auf die Gunst und Liebe des Heeres pochte, welches mit den neuen Unternehmungen seines Königs unzufrieden war, begab er sich in der Nacht zuvörderst zu den römischen Überläufern, welche in Mithridates' Nähe ihr Lager hatten, meldete ihnen die Gefahren, welche ihrer harren würden, wenn dieselben nach Italien zurückkehrten, und malte dieselben noch schwärzer aus, als sie ihnen schon vorher erschienen waren, versprach aber dagegen reichlichen Lohn, wenn sie bleiben würden, und überredete die Wankelmüthigen leicht zum Abfall. Als ihm dies gelungen war, schickte er noch in derselben Nacht Boten in das übrige Lager und verleitete auch das übrige Heer zum Abfall. Mit Tagesandruch erhoben daher zuerst jene Überläufer das Geschrei des Aufruhrs, welches bald hernach nicht nur von dem übrigen Landheer, sondern auch von der in der Nähe befindlichen Flotte wiederholt wurde, schwerlich weil sie alle bestochen waren, sondern wol vielmehr aus innerm Herzensdrang, weil ihnen Mithridates gleichgültig geworden, und sie selbst zu jeder Art der Neuerung geneigt waren. Andere dagegen waren von der Verschwörung gar nicht unterrichtet, hielten sie aber nichtsdestoweniger für allgemein und schlossen sich ihr an, weil sie der Mehrzahl nicht widerstehen zu können glaubten. Mithridates, durch den Lärm aus dem Schlafe geweckt

25) *Vaillant*, Imp. Achaem. p. 50 sq. 26) *Plin.* H. N. XXXIII, 12. 27) Ib. H. N. XXV, 4. 28) *Appian.*, De bello Mithridat. c. 110. *Vaillant* l. c. p. 187. 29) *Aurel. Vict.*, De vir. illustr. c. 76. p. 222 *Schroeter*. 30) *Plut.* Pomp. c. 41. 31) *Appian.* l. c. c. 110. 32) *Dio Cass.* XXXVII, 11. 33) *Annaeus Florus* III, 5, 25. 34) *Dio Cass.* XXXVII, 11. *Fabric.* l. c. 35) *Appian.* l. c. c. 116 sq. *Fabric.* l. c.

und nicht glaubend, daß sein ganzes Heer aus Überzeugung und eigenem Antriebe gegen ihn aufstehe, schickte Boten aus, um sich zu erkundigen, was die Ruhestörer verlangten. Da wurde diesen aber ohne Hehl geantwortet, daß man Pharnakes zum Könige verlange, den Jüngling für den Greis, welcher den Eunuchen ergeben, und schon so viele seiner Freunde, Feldherren und Kinder hätte umbringen lassen [36]). Dio Cassius schildert bei dieser Gelegenheit den Mithridates als einen finstern Tyrannen, welcher den Aufruhr ohne Zweifel beschworen haben würde, wenn seine Leibgarde auch nur ein Fünkchen von Liebe zu ihm gehegt hätte. So aber habe der sonst so weise Mithridates nicht eingesehen, daß weder Waffen, noch die Masse der Untergebenen demjenigen etwas nützen, welcher ihre Liebe nicht besitzt, ja, daß die Masse um so mehr Gefahr bringe, je größer sie sei [37]). Es war Mithridates jetzt klar geworden, daß sein Thron und seine Person in Gefahr schwebe, doch versuchte er noch einmal unter seine Soldaten zu treten und sie mit jener eindringlichen Sprache anzureden, welche ihm so oft den Sieg verschafft hatte. Er trat aus dem Zelte, ward aber nicht mehr gehört und mußte sogar dulden, daß man mit Fingern auf ihn zeigte. Eine Abtheilung seiner Garden, die ihn retten sollte, wurde von den Aufrührern zurückgewiesen, bis sie dem jungen Könige Treue geschworen, erstach jetzt als Antwort dem fliehenden Mithridates das Roß unter dem Leibe und rief Pharnakes, als sei der Sieg schon entschieden, zum Könige aus. Diesem ward einstweilen statt des Diadems ein breiter Papyrus um die Schläfe gewunden, welchen ein Frevler aus einem benachbarten Tempel entwendet hatte. Auch diesen Anblick mußte der Greis von dem Söller seines Palastes in Pantikapäon aus ertragen, aber noch wagt er es, Boten gegen den Sohn abzuschicken, ihn ergreifen zu lassen, und er hat es nur mit Verräthern zu thun. Die Schmeichelworte des Pharnakes klangen ihnen süßer in den Ohren, als die Stimme ihres ergrauten Königs, und schnell huldigten auch diese. Keiner seiner Getreuen kehrte zurück, schnell kam auch Pantikapäon in den Besitz des Pharnakes, die Stadt nahm den Thronräuber willig auf und Mithridates war auf seine Burg beschränkt [38]). Jetzt ging Mithridates bittweise zu Werke, schickte Boten auf Boten ab und erflehte von Pharnakes die sichere Flucht, aber auch von diesen kommt keiner zurück. Da fürchtete er, daß man ihn den Römern ausliefern wolle, um den Triumphzug des Pompejus zu verherrlichen und entließ die letzten, welche ihm noch geblieben waren, zum neuen Könige, von welchen einige, die sich zu nahe an ihn herandrängten, sogar umgebracht wurden, weil man ihnen nicht traute. Mithridates selbst aber nahm jetzt ein Gift aus der Scheide seines Schwertes, das tödtlichste der Gifte, von welchem er Rettung erwartete und welches er sich auf die Stunde des Verrathes aufgespart hatte. Nur zwei seiner Töchter hatten den Vater noch nicht verlassen, Mithridatis und Nyssa, zwei liebliche Mädchen, welche unter des Vaters Augen erzogen und von ihm den Königen von Ägypten und Kypros als Bräute zugesagt waren. Als aber ihr Vater den tödtlichen Trank mischte, fielen sie ihm in die Arme, wehrten ihm den Trank und bestürmten ihn mit Bitten, daß er sie zuvor trinken lassen möge, und ließen nicht nach, bis der Gebeugte ihren Foderungen nachgab. So tranken sie und augenblicklich von der tödtlichen Kraft des Giftes durchdrungen, hauchten sie die Heldenseelen aus. Über Mithridates selbst hatte das Gift keine Gewalt, obgleich er, seine Wirkung zu steigern, rascher und rascher im Zimmer auf- und niederging, weil er durch den täglichen Genuß der nach ihm benannten pharmaca Mithridatica sich gegen die heimlichen Künste der Giftmischer zu schützen gesucht hatte und jetzt gegen alle Vergiftung abgehärtet war [39]). Als er aber erkannt hatte, daß das Gift ihm den gewünschten Tod nicht bringen würde, stieß er sich das Schwert in die Seite, aber auch diese Verwundung war vergeblich und tödtete ihn nicht. Dio mag Recht haben, wenn er meint, daß die Schwäche und Lähmung, welche ihm das Alter und die Mühseligkeiten des Lebens zugezogen hatten, durch die Kraft des genossenen Giftes noch erhöht wurde; denn wenn dieses ihn auch nicht tödtete, so läßt sich doch nicht denken, daß es gänzlich ohne Einfluß auf ihn war. Indessen stürmten diejenigen, welche er gegen Pharnakes abgeschickt hatte, in das Schloß zurück und durchstachen, wie Dio berichtet, den in seinem Blute liegenden Greis [40]). Genauere Berichterstatter aber melden, daß unter den Einstürmenden auch Bituitos war, einer seiner gallischen Feldherren. Er hatte den Auftrag, Mithridates zu tödten, wie er ihn aber auf der Erde im Blute liegen sah und die ehrwürdigen Züge seines Antlitzes erkannte, wurde er erweicht und wollte entfliehen. Da sprach Mithridates den Riesen an, lobte seine erprobte Treue im Kampfe und erklärte, daß wenn sein Arm ihm oft in Schlachten genützt hätte, er jetzt sich dadurch das größte Verdienst um ihn erwerben möge, daß er ihm sein Schwert in die Brust stieße, da er in Gefahr sei, den Römern ausgeliefert zu werden und demnächst den Triumphzug des Pompejus zu verherrlichen. Er, der so lange Zeit ein so großes Königthum beherrschte, könne jetzt nicht einmal durch Gift die Wohlthat des Todes erlangen, gegen welches er thörichter Weise sich im Leben geschützt habe. Aber er habe sich nicht verwahren können gegen jenes häusliche, allen Königen der Erde gemeinschaftliche Gift, gegen die Verrätherei seiner Kinder und die Treulosigkeit seiner Freunde. Und der bewegte Gallier kehrte zurück, ergriff von Neuem das weggeworfene Schwert und leistete ihm den letzten Liebesdienst [41]). Nach Aurelius Victor war Mithridates dem Bituitos sogar behilflich bei seiner Ermordung [42]). Galenus und Suidas

36) *Appian.*, De bello Mithrid. c. 110. 37) *Dio Cass.* XXXVII, 12 init. 38) Ib. XXXVII, 12 in fin.

39) *Appian.*, De bello Mithrid. c. 111. *Gellius* N. A. XVII, 16. Nach Dio Cassius (XXXVII, 13) brachte Mithridates auch die Frauen seines Harems vorher durch Gift um, allein diese waren in Sinope und Dio bietet Alles auf, Mithridates in ein gehässiges Licht zu stellen. Ähnlich *Orosius* VI, 5. p. 381 *Havercamp.* 40) *Dio Cass.* XXXVII, 13. 41) *Appian.* l. c. c. 111, *Liv.* Epit. Lib. CII mit Drakenborch's Note. 42) *Aurel. Vict.*, De vir. illust. c. 76. *Florus* III, 5, 26.

Digitized by Google

nennen den Gallier einen Freund seines Königs, allein es scheint soviel festzustehen, daß er dem von Pharnakes ihm gegebenen Befehl willige Folge leistete, wenn ihn auch Mithridates selbst noch dazu auffodern mußte [42]). So fiel Mithridates der Große durch den Verrath seines Sohnes Pharnakes, dessen erste denkwürdige That der Vatermord ist, nach Eutropius und Orosius im 72. Jahre seines Alters [43]), nach Appianus im 68. oder 69. desselben und im 57. seiner Regierung, da er schon als Knabe den Thron seiner Väter bestiegen hatte, und der 16. Nachkomme des Sohnes des Darios Hystaspis, und der achte jenes Mithridates, welcher sich der makedonischen Herrschaft entzogen und sich zum unabhängigen Fürsten des Pontus gemacht hatte, jener Mithridates, welcher alle seinem Reiche benachbarten Barbaren nebst einem großen Theile von Skythien unterworfen und 40 Jahre lang der Schrecken der Römer gewesen war, eine Zeit lang Bithynien und Kappadokien beherrscht hatte und Asien, Phrygien, Gallogräcien, Makedonien und Griechenland mit seinen Heeren durchzog und in Hellas Thaten der Ewigkeit verrichtete, der von Kilikien bis zum ionischen Meere die Thalassokratie behauptete, bis ihm Sulla 100,000 Krieger erschlug und ihn auf sein ererbtes Königreich beschränkte. Mithridates hatte mit den ersten Feldherren des römischen Volkes gekämpft, gegen Sulla, Lucullus und Pompejus, und wenn diese ihn auch endlich besiegten, so gewann doch auch oftmals er über sie den Sieg; er hatte Q. Oppius, Lucius Cassius und Manius Aquillius in seine Gewalt gebracht und mit sich fortgeschleppt, bis er den Urheber des Krieges getödtet hatte — da schickte er dem Sulla die Übrigen zurück. Er hatte Fimbria, Murena, Cotta, Fabius, Triarius geschlagen und mit den Samniten, Galliern, Sertorius und Hispanien Bündnisse gegen Rom abgeschlossen [44]).

Nach solcher That bestieg Pharnakes den Thron seiner Väter, und setzte Pompejus, welcher sich damals in Arabien aufhielt, durch einen Brief von dem Aufstande, welchen er gegen Mithridates erregt, von dessen Ermordung und seiner eigenen Thronbesteigung in Kenntniß [45]). Als aber Pompejus diese Freudenbotschaft von der Rednerbühne seinem Heere mittheilte, da ergab sich dieses festlichen Opfern und fröhlichen Gelagen, weil mit Mithridates für Rom tausend Feinde abgestorben waren. Pompejus selbst aber verließ jetzt in Eile den arabischen Kriegsschauplatz und durchflog die zwischenliegenden Provinzen, bis er nach Amisus (Sinope) gelangte, wohin ihm Pharnakes große und reiche Geschenke entgegensandte und unter verschiedenen Leichen des pontischen Königshauses auch den Körper seines Vaters, dessen Antlitz jedoch sehr unkenntlich geworden war, weil diejenigen, welchen die Sorge für Einbalsamirung übergeben war, das Gehirn herauszunehmen vergessen hatten. Das waren die todten Zeugen von Pharnakes' Freveltat! Die umstehenden Römer erkannten den Verblichenen am Haar, aber Pompejus' Haß gegen den Feind war mit seinem Tode ausgelöscht und er ließ die Leiche unangetastet, wie berichtet wird, als wenn dies ein Ruhm für ihn sei. Ja er konnte — vielleicht wegen heimlichen Antheils? — ihren Anblick gar nicht einmal ertragen, schickte sie schnell nach Sinope zurück, wohin eine Triere sie geschafft hatte, und ließ sie hier mit königlichem Aufwande bestatten, und Mithridates außerdem ein königliches Denkmal errichten; denn er ehrte ihn, wird gemeldet, wegen seiner ausgezeichneten Thaten als den vortrefflichsten König seiner Zeit. Zugleich mit dem Körper hatte Pharnakes auch das Kleid und die Waffen des Mithridates an Pompejus abgeschickt, deren Pracht, Glanz und Größe ihn mit Bewunderung erfüllte. Publius aber stahl hier das Degengehenk des Ermordeten, welches 300 Talente werth war, und verkaufte es an Ariarathos, während Cajus seine Kidaris von wundervoller Arbeit auf sein Bitten dem Faustus, einem Sohne des Sulla und Freunde des Mithridates, gab. Pompejus selbst wußte nichts von diesem Diebstahl, aber Pharnakes ließ den Thätern später die gerechte Strafe angedeihen [46]). Außerdem lieferte Pharnakes jetzt dem Pompejus diejenigen aus, welche Manius Aquillius gefangen genommen hatten, stellte ihm eine Menge Geiseln griechischer und barbarischer Herkunft, und überließ ihm sich selbst und sein Reich zur freien Verfügung, indem er ihn nur bat, ihm entweder das väterliche Reich, oder auch das Königreich Bosporos zu überlassen, welches Mithridates bei seinen Lebzeiten durch Pharnakes' Bruder, Machares, hatte verwalten lassen [47]). Pompejus war zu sehr erfreut über Mithridates' Ermordung, welche den Glanzpunkt seines Triumphes bilden mußte, als daß er dem Pharnakes in diesem Augenblicke etwas hätte abschlagen können. So lobte er seine Verdienste um Rom und Italien, welches er von so großen Gefahren befreit hätte, trat ihm den kimmerischen Bosporos als Königthum ab, und beehrte ihn wegen seines doppelten Verdienstes als Verräther und Vatermörder mit dem Titel und der Würde eines Freundes und Bundesgenossen des römischen Volkes. Nur Phanagorion, eine bosporanische Stadt, wurde damals für frei und autonom erklärt, weil sie sich zuerst dem Mithridates entgegengestellt hatte, da er seine Streitkräfte wieder sammelte, und schon wieder im Besitz einer neuen Flotte und eines Landheeres und neuer Burgen des Krieges war. So wurde den übrigen Städten das Beispiel des Abfalls gegeben, und Mithridates' naher Sturz beschleunigt [48]). Die nach Mithridates' Ermordung von Pharnakes besetzten pontischen Städte fielen jetzt schnell den Römern in die Hände, und nur wenige hielten eine kurze Belagerung aus. Dagegen machten einige Befehlshaber der Städte außerhalb des Bosporos bei der Übergabe ihrer Städte Schwierigkeiten. Aber nicht sowol Widerstand war ihre Absicht, sondern sie fürchteten vielmehr, daß die einrückenden römischen Soldaten die ihnen anvertrauten Kriegs-

43) De Thericis ad Pisonem. T. II. p. 468. *Suid.* s. v. ὁ γραῦς. *Vaillant*, Imp. Achaem. p. 173 schreibe Bitovius nach Münzen. 44) *Eutrop.* VI, 12. *Oros.* VI, 5, wo jedoch die alten Ausgaben septuaginta quinque lesen; cf. *Havercamp.* p. 382. 45) Siehe die Zusammenstellung bei *Appian.*, De bello Mithr. c. 112. 46) *Plut.* Pomp. 41. *Joseph.* Antiq. Jud. XIV, 3.

47) *Plut.* Pomp. 42. 48) *Appian.*, De bello Mithr. c. 113. *Dio Cass.* XXXVII, 14. 49) *Appian.* l. c. c. 113.

Digitized by Google

cassen ihnen abpressen und sie selbst dadurch bei Pompejus sich verdächtig machen könnten. So zogen sie es vor, seine Ankunft abzuwarten, und übergaben diesem ohne Zögern die Festungen und ihre Geldsummen [50]). Nach Rom zurückgekehrt aber feierte Pompejus einen glänzenden Triumph über die Kinder des Mithridates, Tigranes und seine Söhne, und wurde von der jauchzenden Festversammlung mit dem Beinamen des Großen beehrt [51]).

Als Pharnakes seinen bosporanischen Thron bestieg, war er grade 35 Jahre alt, und verhielt sich hier ziemlich ruhig, bis zwischen Cäsar und Pompejus der Bürgerkrieg ausgebrochen war, wo er schnell den kühnen Gedanken faßte, sein väterliches Reich wieder zu erobern und damit anfing, daß er Pompejus bei seinen Kriegsvorbereitungen in Thessalien nicht unterstützte [52]). Pompejus hatte Geldsummen und Contingente von ihm erwartet, weil er sich ihm durch Wohlthaten verpflichtet zu haben glaubte. Aber Pharnakes handelte diesmal, wie sein Freund Orodos, welcher Pompejus gleichfalls in der Noth im Stiche ließ [53]). Im Gegentheil fing er jetzt sogar an, Eroberungen auf römischem Grund und Boden zu machen, welche um so leichter gelangen, weil die Römer durch ihre eigenen innern Angelegenheiten hinlänglich in Anspruch genommen wurden. Pharnakes vermuthete zum Voraus, daß der Krieg ein großer und langwieriger sein und die Römer im Kampfe gegen sich selbst ihr bestes Herzblut hinopfern würden, und da ein glücklicher Erfolg seine ersten Unternehmungen krönte, so beharrte er auch bei seinem Vorhaben, und hatte zu der Zeit, als Cäsar und Scipio den Krieg in Afrika führten, schon verschiedene Ortschaften überrumpelt [54]). Sein nächstes Augenmerk fiel auf Phanagoria, welches er so gut wie die benachbarten Städte und Stämme befehdete, und als die durch Hungersnoth gedrängten Einwohner sich ihm endlich nothgedrungen entgegenstellten, besiegte er sie in offener Schlacht. Doch ließ er sie ferner ungekränkt, und nachdem sie Geiseln für ihre Treue und ihren Gehorsam gestellt hatten, nahm er sie wieder zu Gnaden auf [55]). Dann benutzte er den tiefen Frieden jener Gegend dazu, um den Strom Hypanis in das Gebiet der Dandarier zu leiten und unter Wasser zu setzen, indem er einen alten Graben reinigte [56]). Kurze Zeit hernach eroberte er auch Sinope, und da ihn auch nach Amisus verlangte, so wurde er hier, während Cäsar sich in Ägypten aufhielt, mit Calvisius in einen Krieg verwickelt, welcher ihn jedoch wenig störte, da die Römer anderweitig zu thun hatten, bis ihn der Aufstand Asander's, welchem er während seiner Abwesenheit den Bosporos anvertraut hatte, zum eiligen Rückzuge nöthigte [57]). Er wählte diesen wegen seines Mangels an Schiffen durch Kolchis, wo er einen, der Sage nach von Phriros gegründeten, Tempel der Leukothea plünderte [58]). Er wartete jedoch Asander's Vernichtung nicht ab, sondern nahm nach einigen erfolglosen Gefechten seine Eroberungsplane wieder auf, kehrte um, und griff Armenien und Kappadokien an. Es gelang ihm auch, schnell ganz Kolchis und Kleinarmenien zu erobern, und außerdem einige Städte Kappadokiens und von Pontos, welche an die Präfectur Bithynien grenzten, in seine Gewalt zu bekommen [59]). Cäsar hatte dem Domitius Calvinus die Verwaltung von Asien und den benachbarten Provinzen anvertraut, um selbst ungestört seinen Siegeslauf verfolgen zu können, und diesem zugleich den Auftrag gegeben, das von Pharnakes theils eroberte, theils bedrohete Asien mit den ihm zu Gebote stehenden Legionen wieder zu erobern [60]). Während Cäsar nun durch den gefahrvollen alexandrinischen Krieg in Ägypten aufgehalten wurde, begab sich der König von Kleinarmenien, Dejotaros, zu Domitius, und flehte ihn demuthsvoll an, es doch nicht länger ruhig anzusehen, daß Pharnakes sein Reich und Kappadokien, das Reich des Ariobarzanes, erobere und plündernd, sengend und brennend durchziehe; er machte auch kein Hehl daraus, daß, wenn ihm nicht Beistand geleistet würde, er unmöglich im Stande wäre, den Anfoderungen Cäsar's nachzukommen, und namentlich die verlangten Geldsummen nicht einsenden könne. Domitius erklärte ihm, daß jene Geldsummen, welche die Erhaltung des Heeres bedingten und zur Bestreitung der Kriegskosten nothwendig wären, angeschafft werden müßten, erkannte jedoch gern an, daß es für das römische Volk, den siegreichen Cäsar und ihn selbst ein Schimpf und Schande sein würde, wenn er dulden wollte, daß die Staaten seiner Freunde und Bundesgenossen von einem auswärtigen Könige besetzt würden. Augenblicklich fertigte er eine Gesandtschaft an Pharnakes ab, und ließ ihm befehlen, seine Heere aus Armenien und Kappadokien zurückzuziehen, und nicht länger die Gelegenheit des Bürgerkriegs zu benutzen, um die Majestät und die Rechte des römischen Volkes zu beeinträchtigen. Weil er jedoch glaubte, daß Pharnakes dieser seiner Erklärung um so eher Gehör schenken würde, wenn er mit seinen Legionen in der Nähe wäre, verfügte er sich sofort zu seinem Heere und rückte mit der 36. Legion vor, indem er auf Cäsar's Befehl seine beiden andern ihm nach Alexandria nachschickte. Jener 36. Legion fügte aber Domitius noch zwei des Dejotaros hinzu, welche von diesem mehre Jahre lang in römischer Disciplin und Waffenführung eingeübt waren, und außerdem 100 Reiter, von welcher Truppengattung Ariobarzanes eine gleiche Anzahl stellte. Zugleich befahl er dem P. Sertius und C. Plätorius, dem Quästor, seine pontische in Eile zusammengebrachte Legion ihm zuzuführen, alle diese Truppen kamen auf Domitius' Befehl schnell in Komana zusammen [61]). Indessen kehrte auch die Gesandtschaft des Domitius von Pharnakes mit der Erklärung zurück, daß er Kappadokien verlassen habe, aber aus Kleinarmenien schon aus dem Grunde nicht weichen werde, weil er dieses Land für sein väterliches Erbe ansehen müsse. Doch überlasse er die schließliche Entscheidung dem Willen Cäsar's, welchem er unfehlbar nachkommen und gehorchen würde. Do-

50) *Dio Cass.* XXXVII, 14. 51) *Liv.* Epitom. Libr. CIII. 52) *Eutrop.* VI, 22. *Vaillant*, Achaem. p. 191. 53) *Dio Cass.* XLI, 55. 54) Ib. XLII, 9. 55) *Appian.*, De bello Mithrid. c. 120. 56) *Strab.* XI, 495. 57) *Appian.* c. c. 120. 58) *Strab.* XI, 499.

59) *Dio Cass.* XLII, 45. 60) Ib. XLII, 46. 61) *Hirtius*, De bello Alexandrino. c. 34. *Dio Cass.* XLI, 46.

Digitized by Google

mitius hatte aber von andern Seiten Nachrichten über Pharnakes eingezogen und erfahren, daß seine Räumung Kappadokiens keineswegs eine freiwillige gewesen, sondern durch die Noth bedingt war. Außerdem konnte er das seinem Reiche angrenzende Armenien leichter vertheidigen, als das entlegenere Kappadokien; auch war er noch dazu in der Meinung gewesen, daß Domitius mit allen drei Legionen im Anzuge sei, und hatte sich, nachdem er erfuhr, daß zwei von diesen zu Cäsar nach Ägypten aufgebrochen waren, mit größter Kühnheit in allen Theilen Armeniens festgesetzt. So bestand Domitius auf seiner ersten Foderung, Pharnakes müsse beide Reiche räumen, weil er auf Armenien nicht mehr Berechtigung habe als auf Kappadokien. Den Vorschlag des Pharnakes, die Entscheidung über seine Foderungen bis auf den Zeitpunkt hinauszuschieben, wo Cäsar nach Asien zurückkehren würde, erklärte er für eine Ungerechtigkeit, da Pharnakes durch seine Besetzung Armeniens bereits entschieden habe, und nur dasjenige unentschieden heißen könne, was auch unangetastet bleibe. Sofort brach nun Domitius mit seinem Heere nach Armenien auf, und wählte seinen Weg über die waldigen Höhen, welche sich von Komana im Pontos nach den Grenzen von Kappadokien und Armenien hinziehen [62]). Diesen Bergweg schlug er vorzüglich deshalb ein, weil er auf der Höhe keinen feindlichen Überfall zu befürchten hatte, und das unterhalb liegende Kappadokien ihn stets mit reichlicher Zufuhr versorgen konnte. Indessen schickte Pharnakes mehre Gesandtschaften an Domitius, welche ihm königliche Geschenke überbringen sollten, damit er ihn nur für den Frieden geneigt machte. Der Römer aber wies alle diese Anerbietungen würdevoll zurück und erklärte, daß ihm nichts über die Ehre des römischen Volkes gehe. Die Gesandtschaften wurden mit der offenen Weisung entlassen, daß Domitius nichts Anderes wolle und verlange, als die Zurückführung seiner Freunde und Bundesgenossen in ihre Herrschaften. In Eilmärschen rückte er bis Nikopolis in Kleinarmenien vor, welches selbst in der Ebene gelegen, doch von zwei Seiten von hohen Gebirgen überragt wird, die jedoch noch eine ziemliche Strecke von der Stadt entfernt sind. Hier in der Ebene und 1000 römische Schritte von Nikopolis schlug er sein Lager auf. Das Local war nicht gut gewählt, aber es fehlte auch vielleicht ein weniger gefahrvoller Raum. Dicht vor den Zugängen des römischen Lagers zogen sich Engpässe und Schluchten hin, welche beim Ausmarsch passirt werden mußten. Pharnakes wußte dies und legte deshalb eine Anzahl auserwählten Fußvolkes und seine Reiterei in die Schlucht in den Hinterhalt, ließ eine große Menge Schlachtvieh in die Engpässe treiben und befahl Städtern und Bauern so sorglos in der Umgegend zu verkehren, als wenn ringsum der tiefste Friede herrschte. Durchschritt nun Domitius die Schlucht, so wurde er nichts von der ihn erwartenden Gefahr gewahr, da er hier Menschen und Vieh so sorglos verkehren sah, als wären die Römer in freundlichen Absichten gekommen. Hatte er aber die feindliche Grenze erreicht und seine Leute sich plündernd in der Gegend zerstreut, dann brach plötzlich der Hinterhalt aus seinem Dickicht hervor und hieb die Römer nieder [63]). Während aber Pharnakes solche Anstalten zur Vernichtung des Heeres des Domitius machte, versäumte er keinen Tag, Boten des Friedens und der Freundschaft in sein Lager abzufertigen, indem er ihn grade dadurch um so eher in die Schlinge zu locken hoffte. Doch gereichte ihm dies Verfahren selbst zum offenbaren Nachtheil, wie er bald erfahren mußte, da er einerseits den Frieden nicht erlangte, und andererseits den Domitius nöthigte, sich einige Tage länger im Lager zu halten. Ob aber der römische Feldherr auf irgend eine Weise von dem ihm gelegten Hinterhalte Kunde erhalten hatte, sagt Hirtius freilich nicht, doch ist es wenigstens nicht unwahrscheinlich, und scheint es von dem römischen Berichterstatter wol nur deshalb verschwiegen zu sein, weil er dadurch die anerkannte Vorsichtigkeit des Domitius in helleres Licht stellen zu können glaubte. Dem sei nun, wie ihm wolle, die Römer fielen nicht den Reitern in die Hände, und nachdem einige Tage hingegangen waren, ohne daß Pharnakes von seinem Hinterhalte Gebrauch hätte machen können, so fürchtete er die Entdeckung seiner List und rief die Soldaten ins Lager zurück. Domitius rückte dagegen am nächsten Tage näher gegen Nikopolis vor und schlug sein Lager ganz in der Nähe der Stadt auf. Während jedoch die römischen Soldaten noch mit der Aufschlagung des Lagers beschäftigt waren, bereitete Pharnakes nach der Weise seines Landes eine Schlacht vor, indem er die Fronten in einfacher Schlachtreihe ordnete, die Flügel aber und nicht minder das Centrum durch dreifache Linien sicherte, und durch die einfache Aufstellung rechts und links einigen Zwischenraum ließ. Nichtsdestoweniger brachte Domitius in kurzer Zeit sein Lager zu Stande, indem er einen Theil seiner Truppen als Wall und Mauer vor den Arbeitenden aufstellte [64]).

In der nächsten Nacht fing Pharnakes einen Boten auf, welcher ein Schreiben Cäsar's an Domitius überbringen sollte. Cäsar sei in größter Gefahr, und fodere Domitius auf, ihm schleunigst eine möglichst große Hilfsmannschaft nachzusenden und selbst in Eile durch Syrien näher nach Alexandrien vorzurücken. Solche Freundesbotschaft schätzte Pharnakes einem Siege gleich, und da er nichts anderes vermuthen konnte, als daß Domitius sogleich abreisen würde, so suchte er seinen Aufbruch auf alle mögliche Weise zu verzögern. Darum zog er an derjenigen Seite der Stadt, wo den Römern der Zugang am leichtesten schien und das Terrain zur Lieferung einer Schlacht am bequemsten war, zwei vier Fuß tiefe Gräben bis zu der Stelle, wo er schon längere Zeit seine Schlachtlinien aufgestellt hatte, und ließ zwischen beiden nur einen geringen Zwischenraum. Innerhalb dieser Gräben hielt er sich nun in beständiger Schlachtordnung, und stellte seine Reiterei zu beiden Seiten außerhalb derselben auf, welche auch nicht anders gebraucht werden konnte, und der römischen an Zahl und Stärke bedeutend über-

62) *Hirtius*, De bello Alexandrino. c. 35.

63) *Hirtius*, De bello Alexandrino. c. 36. 64) Ib. c. 37.

legen war [65]). Domitius war eine Zeit lang unschlüssig, was er thun solle. Er war von Cäsar's Gefahr durchdrungen, begriff aber auch, daß sein Rückzug keineswegs gefahrlos sein werde, wenn er jetzt auf die ihm von Pharnakes so oft vorgeschlagenen Friedensbedingungen eingehen wollte, welche er noch so eben mit Würde und Stolz zurückgewiesen hatte, und daß dies ebenso wenig der Fall sein werde, wenn er sich zwecklos mit seinem Heere entfernte. Er beschloß also eine Schlacht zu wagen, und gab sich der Hoffnung hin, daß die Götter seiner gerechten Sache den Sieg verleihen würden. Die 36. Legion stellte er auf den rechten Flügel, die pontische auf den linken und die Legionen des Dejotaros in das Centrum, indem er zwischen den Fronten überall nur geringen Zwischenraum ließ. Die übrigen Cohorten wurden in Reserve gelegt, und nachdem die beiderseitigen Heere in angegebener Ordnung aufgestellt waren, rückten sie einander entgegen, um den Kampf der Entscheidung zu wagen [66]).

Beide Feldheeren gaben zu gleicher Zeit das Zeichen zum Angriff, die Heere stießen auf einander, heftig und mannichfach war der Kampf. Indem die 36. Legion außerhalb des Grabens den Angriff auf die Reiterei des Pharnakes machte, lieferte sie eine so glückliche Schlacht, daß sie es wagen konnte, bis unter die Mauern von Nikopolis vorzudringen, die feindlichen Gräben zu überspringen und den Feinden in den Rücken zu fallen. Die pontische Legion dagegen wich seitwärts etwas vor den Feinden zurück, um die Gräben glücklich zu umgehen und den Feinden in die offene Flanke zu fallen, kam jedoch bei der Überschreitung des Grabens selbst ins Gedränge und wurde niedergeworfen, während die Legionen des Dejotaros kaum den ersten feindlichen Angriff aushielten. Die Truppen des Pharnakes, auf dem linken Flügel und im Centrum siegreich, warfen sich nun auf die 36. Legion, welche nichtsdestoweniger den Sturm der Siegesberauschten tapfer zurückschlug, und jetzt von mächtigen feindlichen Haufen eingeschlossen, mit größter Geistesgegenwart und Muth im Kreise kämpfend, wieder den Fuß des Gebirges erreichte, wohin Pharnakes wegen der Unbequemlichkeit des Terrains nicht folgen wollte. So war die pontische Legion fast gänzlich aufgerieben, die Truppen des Dejotaros zum größten Theil niedergemacht, und auch die 36. Legion hatte 250 Mann verloren. Auch einige römische Ritter von hohem Ruf und ausgezeichneter Würde büßten in dieser Schlacht ihr Leben ein. Nachdem sich die 36. Legion in das Gebirge zurückgezogen hatte, sammelte Domitius die zerstreuten Überreste seines Heeres, und ging auf sichern Wegen durch Kappadokien in Eile nach Asien zurück, um so mehr, da auch der Winter heranrückte [67]).

Pharnakes wurde durch sein Kriegsglück, welches er diesmal nur der großen Übermacht verdankte, nur noch übermüthiger [68]) und hegte jetzt die stolze Hoffnung, durch Cäsar seine Wünsche in Bezug auf das Reich seines Vaters verwirklicht zu sehen. Er überschwemmte den Pontos mit seinen Heeresmassen, bedrängte die noch nicht unterworfenen Städte, und griff zumal Amisos, eine den Römern ergebene Stadt, an, welche er, nachdem sie langen, kraftvollen Widerstand geleistet hatte, endlich mit Sturm eroberte. Dann plünderte er die brennende Stadt, tödtete die ganze waffenfähige junge Mannschaft, verkaufte die Bürger als Sklaven und ließ die Knaben ihrer Mannheit berauben. So wurde er bald des ganzen Pontos Meister und bezeigte sich hier als Sieger und grausamer König, indem er hoffte, daß das Glück seines Vaters in größerm Maße auf ihn übergehen werde, zumal da ihm die Erstürmung verschiedener Plätze gelungen war. So raffte er ohne Unterschied das Vermögen und Besitzthum der römischen Bürger und der pontischen Einwohner an sich und verhängte Tod und Entmannung über die Widerspenstigen, und alle diejenigen, welche sich durch Schönheit und Jugend auszeichneten. Jetzt wendete er sich gegen Bithynien und Asien, Kappadokien und Kleinarmenien, bewegte alle dortigen Könige und Tetrarchen zum Abfall von Rom, und setzte durch sein plötzliches Erscheinen bei der ihm angebornen Grausamkeit die ganze Halbinsel in Schrecken [69]). Seine Unternehmungen waren, wie er gehofft hatte, auch hier von demselben Glücke begleitet [70]). Dann dachte er auf Asander's Bestrafung.

Asander war nur drei Jahre älter als Pharnakes, mit diesem zusammen aufgewachsen und durch die zärtlichen Bande der Freundschaft vereinigt [71]). In dem Aufstande gegen Mithridates hatte er sich sogleich zur Partei des Pharnakes geschlagen, und überhaupt stets ein solches Benehmen gegen diesen beobachtet, daß er keinen würdigern und getreuern Freund finden zu können glaubte, dem er bei seinen entfernten und weitläufigen Kriegsunternehmungen die Verwaltung seines bosporanischen Königreichs anvertrauen könnte. Asander aber lohnte dem Verräther durch Verrath und wartete nur ab, daß Pharnakes mit seinem Heere abzog. Darauf hatte er mit Sicherheit gerechnet, daß Pharnakes in dem von ihm aufgeregten Kriege den Untergang finden würde, wenn ihn auch anfänglich das Kriegsglück zu begünstigen schien. Kaum war also Pharnakes abgereist, als Asander das Land gegen ihn aufwiegelte, und als diesem die erste schlimme Nachricht davon zu Ohren kam, war er schon zu sehr vom Siegesrausch betaumelt, als daß er Asander für einen gefährlichen Feind hätte halten können. Nach seinem ersten vergeblichen Sturm auf Amisos beschloß er zwar dem Aufrührer entgegenzutreten, kehrte jedoch schnell wieder um, ehe er ihn besiegt hatte, indem er nach richtiger strategischer Einsicht erst den gefährlichsten Feind schlagen zu müssen glaubte, um dann den Verräther um so leichter zu verderben. An eine Niederlage durch die Römer schien er seit seinem Siege über die Legionen des Domitius gar nicht mehr zu denken, und ebenso wenig

65) *Hirtius*, De bello Alexandrino. c. 38. 66) Ib. c. 39. 67) Ib. c. 40. *Plut.* Caesar. 50. *Dio Cass.* XLII, 46. *Appian.*, De bello civili. II, 91. *Liv.* Epit. L. CXII. 68) *Lucan.* Pharsal. X, 475.

69) *Dio Cass.* XLIV, 46. *Cic.* ad Divers. XV, 15. ad Atticum. XI, 21. 22. *Plut.* Caesar. 50. 70) *Hirtius*, De bello Alexandrino. c. 41. *Appian.*, De bello Mithridat. II, 91. *Dio Cass.* XLII, 46. 71) *Lucian.* Macrob. 17. *Vaillant*, Imp. Achaemenid. p. 207.

Digitized by Google

daran, daß Asander die Muße, welche ihm blieb, dazu benutzen konnte, solche Verbindungen einzugehen, daß er selbst im Falle seiner siegreichen Rückkehr den unvermeidlichen Untergang finden mußte. Und solche Plane verfolgte Asander wirklich. Er wußte, daß Cäsar die Niederlage seines Statthalters bei Nikopolis nicht ungerochen lassen würde, und verfuhr deshalb um so feindlicher gegen seinen Herrn, zumal da er durch diese seine Stellung zunächst die Gunst des Cäsar und hernach das Königreich des kimmerischen Bosporos zu erwerben hoffte [72]). Pharnakes beschloß jetzt allerdings, da auch ihm die Sache ernsthafter schien, einen Feldzug gegen Asander zu unternehmen, aber dies Mal mußte er darauf verzichten, da Cäsar schon im Anzuge war und bereits die armenischen Päße besetzt hatte, durch welche Pharnakes' Weg führte, welchem eine Flotte abging. So gab er seinen Plan auf, und ging nach Zela dem Cäsar entgegen, mit welchem er ohne Schlacht auf dem Wege der Unterhandlung fertig zu werden hoffte [73]).

Nach Ptolemäos' Tod und Domitius' Niederlage hielt Cäsar seinen längern Aufenthalt in Ägypten weder für ehrenvoll, noch für zuträglich, und reiste in Eilmärschen über Syrien, Kilikien und Asien, wo er die Sachen schnell ins Reine brachte, weil diese Provinzen durch keinen Krieg gedrückt wurden, um so schneller nach Armenien, da in Asien die Berichte über Pharnakes' grausame Tollkühnheit sich häuften [74]), um von dort aus Bithynien und den Pontos wieder zu erobern. Einer von Cäsar an Pharnakes ergangenen Aufforderung, den Pontos zu räumen, war dieser nicht nachgekommen, auch glaubte Cäsar nicht, daß der Feind sich gutwillig dazu verstehen würde, da er nach seinem Kriegsglück sich gewaltig erhoben hatte [75]). Sobald Cäsar die Grenze von Pontos und Gallogräcien erreicht hatte, begab sich Dejotaros, der Tetrarch fast des ganzen Landes, welches ihm freilich nach der Behauptung der übrigen gallischen Fürsten weder durch Gesetze, noch durch Herkommen überlassen, aber durch einen Beschluß des römischen Senats zum Könige von Kleinarmenien eingesetzt war, mit Ablegung aller königlichen Insignien und nicht nur in die Tracht eines Privatmannes gekleidet, sondern sogar in die Kleider eines Verklagten und Hilfeflehenden gehüllt, zu ihm, und bat um seine Gnade und Verzeihung, daß er in einer Gegend, welche vor Cäsar's Besetzungen nicht gedeckt gewesen wäre, dem Drange der Umstände gefolgt und in das Lager des Pompejus gegangen sei [76]). Cäsar verschob damals allerdings seine Entscheidung, allein er verzieh später dem Dejotaros und rückte nun unaufhaltsam nach dem Pontos vor, wo er seine ganze Heeresmasse an einem Orte concentrirte. An Zahl und Kriegserfahrung konnten seine Truppen nur für mittelmäßig gelten, nur die sechste Legion bestand aus erprobten Veteranen, aber auch sie war nach den im alexandrinischen Kriege überstandenen Mühseligkeiten und Gefahren fast erschöpft; außerdem war ein Theil der Krieger in dieser Legion in Folge der mühsamen Märsche, der langen Seereise und des anhaltenden Krieges erkrankt, sodaß die Legion selbst bis auf 1000 Mann zusammengeschmolzen war. Dazu hatte er noch zwei römische Legionen bei sich [77]), eine des Dejotaros [78]) und die 36. und pontische des Domitius Calvinus, welche nach dem Unfall bei Nikopolis nicht wenig zusammengeschmolzen waren.

Pharnakes fürchtete sich mehr vor Cäsar's Ruhme und Kriegserfahrung, als vor seinem Heere, denn er hatte schon erfahren, daß römische Legionen nicht unbesieglich seien, deshalb schickte er ihm auf 25,000 Schritte eine Gesandtschaft entgegen, welche vornehmlich darum flehte, daß Cäsar's Ankunft keine feindselige sein möge, da Pharnakes auf Alles eingehen wolle, was er nur von ihm verlangen könne. Er berief sich namentlich darauf, daß er Pompejus im Kriege gegen Cäsar nicht unterstützt hätte, während Dejotaros, welcher diesen durch Hilfstruppen und Geldsummen unterstützt, bereits bei ihm Gnade gefunden habe [79]). Zugleich übersandte Pharnakes dem Cäsar eine goldene Krone, und machte ihm sogar den offenbar hochmüthigen und thörichten Antrag, sich durch eine Verheirathung mit seiner Tochter Dynamis auch verwandtschaftlich mit ihm zu verbinden [80]). Cäsar erwiederte den Abgeordneten, daß er gegen Pharnakes gnädig verfahren werde, wenn dieser seinen Versprechungen getreu bleiben wollte, warnte sie aber jedoch, wie er dies zu thun pflegte, mit sanften Worten, ihm nicht den Dejotaros entgegen zu halten, noch auf den Punkt so großes Gewicht zu legen, daß Pharnakes den Pompejus nicht unterstützt hätte. Es sei sein größtes Vergnügen, reuigen und um Verzeihung flehenden Feinden diese angedeihen zu lassen, er könne aber die Freveltaten, welche Pharnakes den Provinzen zugefügt hätte, nicht deshalb unbeachtet und ungeahndet lassen, weil er sich gegen seine Person anhänglich bewiesen hätte. Der vermeintliche Dienst, welchen Pharnakes ihm geleistet haben wollte, sei diesem jedenfalls nützlicher gewesen, als ihm selbst, da dieser dadurch seiner Niederlage aus dem Wege gegangen wäre und ihm die unsterblichen Götter den Sieg dennoch verliehen hätten. Im Gegentheil müsse er ihm den treulosen Abfall von Pompejus zum Vorwurf machen, weil er sich gegen seinen Wohlthäter undankbar bewiesen habe [81]). Die großen und schweren Kränkungen, welche Pharnakes denjenigen römischen Bürgern zugefügt hätte, welche des Handels wegen nach dem Pontos gegangen wären, wolle er ihm schon darum verzeihen, weil er sie doch nicht ungeschehen machen könne, denn er könne den Gemordeten ebenso wenig das Leben, als den Verschnittenen ihre verlorene Mannheit zurückgeben. Doch möge er bedenken, daß der römische Bürger solchen Schimpf für schlimmer erachte, als selbst den qualvollen Tod. Übrigens solle er

72) *Dio Cass.* XLII, 46. *Strab.* VII, 311. 73) *Dio Cass.* XLII, 47. 74) *Sueton.* J. Caesar. c. 35. 75) *Hirtius*, De bello Alexandrino. c. 65. *Dio Cass.* XLII, 47. 76) *Hirtius* l. c. c. 67. *Dio Cass.* XLI, 63.

77) *Plut.* Caesar. c. 50. 78) *Cic.* orat. pro Dejotaro. c. 5. 79) *Hirtius*, De bello Alexandr. c. 69. *Dio Cass.* XLII, 47. 80) *Appian.*, De bello civili. II, 91. 81) *Dio Cass.* XLII, 47. XLI, 63.

sofort den Pontos verlassen, die Familien der römischen Pächter zurückführen und allen römischen Bürgern überhaupt Alles ersetzen, was er sich jetzt zugeeignet habe. Wäre dies geschehen, so möge er ihm diejenigen Geschenke und Gaben der Freundschaft und Huldigung einhändigen, welche die römischen Imperatoren nach glücklichen Schlachten von ihren Freunden zu empfangen pflegten. So gab er den Gesandten die goldene Krone zurück, und lehnte außerdem den Heirathsantrag der Dynamis ab [82]).

Aber die Freundschafts- und Friedensvorschläge des Pharnakes waren nichts weniger als ehrlich gemeint, denn er wußte, daß Cäsar nach Italien und Afrika eilte, weil seine Gegenwart dort von Tage zu Tage nothwendiger wurde, und hoffte, daß er sich deshalb um so leichter mit schönen Versprechungen zufriedenstellen ließe, welche er sogleich nach seiner Entfernung wieder brechen könnte. Wenn Pharnakes aber zu Versprechungen sehr schnell und geneigt war, so irrte er sich jedoch sehr, wenn er sich zugleich einbildete, daß Cäsar seiner Heuchelei vertraute, weil er zu ehrenvollern und nothwendigern Unternehmungen übergehen mußte. So fing er an in der Erfüllung der Friedensbedingungen langsam zu Werke zu geben, und in einer zweiten Gesandtschaft, welche Cäsar mit derselben Humanität aufnahm, wie die erste, für die Räumung des Pontos um einen entferntern Termin nachzusuchen, zugleich aber neue Vorschläge und Unterhandlungen zu versuchen und überhaupt unverhohlen zu heucheln und zu täuschen. Cäsar hatte aber schon aus dem Kriege des Domitius seine Verschlagenheit erkannt und beschloß, der langwierigen Sache dadurch ein Ende zu machen, indem er das that, was ihm bei ähnlichen Gelegenheiten, von seinem Gefühle eingegeben, schon oft treffliche Dienste geleistet hatte, nämlich eine schnelle und entscheidende Schlacht zu liefern [83]).

Zela, ein erst durch Cn. Pompejus zur Stadt erhobenes Castell, liegt allerdings auf ebener Fläche, ist aber dennoch ziemlich gut befestigt, weil ein von Menschenhänden aufgeworfener, auf beiden Seiten abschüssiger Wall der Semiramis die Mauern trägt [84]). Rings um die Stadt ziehen sich viele von Schluchten durchbrochene Hügel hin, deren höchster und bedeutendster durch die über seinen Gipfel führenden Wege fast mit der Stadt in Verbindung steht, und durch den Sieg des Mithridates über Triarius und die gänzliche Vernichtung eines römischen Heeres in jener Gegend berühmt geworden ist. Es ist der etwas über 3000 römische Schritte von Zela entfernte Berg Skotios. Diese Höhe besetzte Pharnakes mit seinem ganzen Heer, und indem er an der geweiheten Stätte ähnliche Thaten verrichten zu können hoffte, wie sein Vater, ließ er die verschütteten Verschanzungen desselben wieder in den gehörigen Stand setzen [85]). Cäsar schlug 5000 Schritte vom Feinde sein Lager auf, und bemerkte bald, daß die Schluchten, welche das Lager des Pharnakes schützten, auch das seinige sicherer stellen würden, wenn er sie nur besetzen könnte, ehe der Feind dieses that. Weil sie aber dem feindlichen Lager viel näher waren, so ließ er innerhalb der Verschanzungen einen tragbaren Wall aufwerfen, und nachdem dies geschehen, um die vierte Nachtwache der nächsten Nacht sämmtliche Legionen unter Waffen treten, und zugleich mit dem Anbruch des Tages, unter Zurücklassung alles Gepäckes, aufbrechen und die Schluchten besetzen, ohne daß der Feind etwas davon gewahr wurde. So war Cäsar Meister des Terrains, auf welchem Mithridates den Triarius schlug. Rasch ließ er nun den ganzen tragbaren Wall durch Sklavenhände hierher bringen, damit kein Soldat von der Arbeit wegzugeben brauchte, um so mehr, da die Schlucht, welche das feindliche Lager von den angefangenen Lagerarbeiten Cäsar's trennte, kaum 1000 Schritte entfernt war [86]). Als Pharnakes mit Tagesanbruch Cäsar's Bewegung bemerkte, so stellte er seine sämmtlichen Truppen vor seinem Lager auf. Wegen der Unbequemlichkeit des Terrains vermuthete Cäsar, daß dies nur geschehen sei, weil Pharnakes so den Krieg zu führen pflegte, entweder um Cäsar's Arbeiten aufzuhalten, welcher jetzt eine größere Abtheilung Soldaten unter den Waffen halten mußte, oder auch nur um das Vertrauen offen zur Schau zu tragen, welches er in den Krieg setzte, und daß er mehr durch die Tapferkeit seiner Soldaten, als durch die Festigkeit der Örtlichkeit geschützt den Platz zu behaupten wußte. Cäsar aber ließ sich durch dies Schauspiel nicht abschrecken, und die eine Hälfte seines Heeres mit der Aufwerfung der Befestigungswerke fortfahren, während die andere in Schlachtordnung aufgestellt, die Arbeitenden deckte. Pharnakes dagegen wurde durch die Glücklichkeit des Terrains immer verblendeter, da ihn jede Höhe, jede Schlucht an die Großthaten seines Vaters erinnerte, und er zugleich, wie Cäsar erst später erfuhr, durch falsche Auspicien und Divination getäuscht war. Dazu ermuthigte ihn noch die geringe Anzahl der Cäsar'schen Truppen, welche er unter den Waffen sah, während er zuvor die große Masse Sklaven, welche nach der Sitte und Ordnung der täglichen Arbeiten den Wall trugen, für Soldaten gehalten hatte. Endlich vertraute er auch auf die Kriegserfahrung seiner Veteranen, welche nach den Aussagen der Abgeordneten bereits in 22 Schlachten siegreich gewesen waren, während er Cäsar's Heer hochmüthig verachtete, weil er wußte, daß ein Theil desselben unter Domitius bei Nikopolis geschlagen war. So faßte er den Beschluß zu kämpfen und führte sein Heer in die jähe Schlucht. Anfangs lachte Cäsar über die leere Prahlerei und die Anhäufung der Soldaten an einem Orte, von welchem vorauszusehen war, daß kein einziger ihn gesund verlassen würde, als Pharnakes in geschlossenen Gliedern und demselben Schritte, mit welchem er in die Schlucht niedergestiegen war, anfing eine jähe Höhe zu erklimmen, welche sich dicht vor Cäsar's Lager erhob [87]). Jetzt erst erkannte Cäsar, daß die Bewegung des Feindes ernstlich gemeint sei, doch überraschte ihn des Feindes unglückliche Verwegenheit und Zuversicht keineswegs, da er ja nicht

82) *Hirtius*, De bello Alexandrino. c. 70. 83) Ib. c. 71. 84) Forbiger, Alte Geographie. II, 428. 85) *Hirtius* l. c. c. 72. *Appian.*, De bello Mithridat. c. 120.

86) *Hirtius*, De bello Alexandr. c. 73. 87) Ib. c. 74.

Digitized by Google

unvorbereitet war. Schnell wurden die Soldaten von den Lagerarbeiten unter die Waffen gerufen, Cäsar ordnete die Schlacht, und alles so ungestüm, daß eben die Beeilung und das Drängen der Befehle seinen Römern Furcht und Schrecken einflößte. Aber Cäsar ermuthigte die Seinigen, schwang sich auf sein Roß, und rief triumphirend die Worte aus: Warum soll der Vatermörder nicht jetzt schon die verdiente Strafe leiden? [88])

Ehe noch die Reihen geordnet sind, stürmen schon die von je vier Pferden gezogenen Sichelwagen des Pharnakes unter die Römer und bringen die Reihen in augenblickliche Verwirrung, bis ihnen ebenso schnell ein Pfeilregen entgegengeschleudert, die Pferde getödtet und die Wagen vernichtet wurden. Rasch folgen den Wagen die Schlachtlinien des Pharnakes, auf beiden Seiten ertönt das Schlachtgeschrei, und der heiße Kampf beginnt, welchen die Glücklichkeit des Ortes und die Gnade der unsterblichen Götter begünstigen [89]). Nach einem kurzen, aber ebenso heftigen und heißen Handgemenge gewann der rechte Flügel, auf welchem die sechste Legion aufgestellt war, den Sieg, und da die Feinde von dieser Seite in die jähe Schlucht herabgestürzt wurden, so siegte auch, wenngleich viel später, doch mit Hilfe derselben gnädigen Götter, der linke Flügel und das Centrum über die Feinde, und die Armee des Pharnakes wurde ebenso schnell wieder in die Tiefe getrieben, als sie die jähe Höhe erklettert hatte, und nachdem eine Menge Soldaten theils getödtet, theils in den Abgrund geschleudert waren, um im Sturze noch eine Menge der Ihrigen mit fortzureißen, so warfen diejenigen, welchen noch Zeit zur Flucht geblieben war, nun schnell die Waffen und ihr Gepäck zur Seite, um schneller die Schlucht durchscheeiten zu können, und waren nun, auf der entgegengesetzten Höhe angekommen, nicht im Stande, auch nur das Geringste auszurichten, weil sie keine Waffen hatten. Cäsar's Soldaten dagegen, durch den Siegesrausch nur noch muthiger und kühner gemacht, trugen kein Bedenken, auch jene Höhe zu erklimmen, wohin sich die Feinde gerettet hatten, und die feindlichen Verschanzungen selbst anzugreifen. So wurde im Sturm auch das feindliche Lager genommen, und um so leichter, da es nur von einigen wenigen Cohorten vertheidigt wurde, welche Pharnakes als Besatzung zurückgelassen hatte. Nachdem der größte Theil des feindlichen Heeres vernichtet oder zerstreut war, gab Pharnakes seine Sache auf und entfloh mit wenigen Reitern, welche ihm gleich aus der Schlacht gefolgt waren; hätte nicht die Erstürmung des Lagers die Augen der Römer von ihm abgelenkt und seine Flucht zugleich begünstigt und erleichtert, so würde er lebendig den Römern in die Hände gefallen sein [90]). In einer einzigen Schlacht hatte er so alle seine Eroberungen wieder eingebüßt und zwar so schnell, daß Florus von Cäsar sagen konnte, er habe den Feind eher geschlagen, als gesehen [91]). In der That verdient die Schnelligkeit, mit welcher Cäsar den nicht gefahrlosen Feldzug beendigte, die Bewunderung aller Jahrhunderte; denn schon am fünften Tage nach seiner Abreise von Alexandrien lieferte er die entscheidende Schlacht, welche selbst innerhalb vier Stunden ausgekämpft war [92]). Daher erklären sich denn auch die äußerst kurzen Berichte der meisten Schriftsteller über den ganzen Krieg, wie denn Aurelius Victor davon nur sagt, daß Cäsar den Pharnakes durch den Ruhm seines Namens geschlagen [93]) und Vellejus Paterculus, daß der Sieg bei Zela den Ruhm des Cäsar kaum vergrößert habe [94]), Appianus endlich, daß er den Feind gleich beim ersten Schlachtgeschrei geworfen und dann eine entsetzliche Niederlage angerichtet habe [95]). Der Wahrheit gemäß erzählt dagegen Dio Cassius, daß, obgleich die Reiterei und die Sichelwagen des Pharnakes Cäsar's Reihen eine Zeit lang in Unordnung gebracht hätten, dieser doch endlich den Sieg davon getragen habe [96]).

Cäsar, welcher bereits in so vielen Schlachten Sieger gewesen war, wurde durch den wenn auch nicht sehr glänzenden Sieg bei Zela dennoch mit größerer Freude erfüllt, als über irgend einen andern, weil, wie Dio Cassius berichtet, er an einem und demselben Tage den Feind erreicht, gesehen und in die Flucht geschlagen hätte [97]) (eine Übertreibung aus Schmeichelei gegen den Feldherrn, welche wol in dem Berichte Cäsar's nach Rom ihren Grund hat), und einen so gefahevollen Krieg in fast unglaublicher Schnelligkeit beseitigt hatte. Leichter und schneller Sieg folgte einem Knäuel verwickelter Verhältnisse auf den Fersen und machte die Erinnerung der überstandenen Gefahren süß. Die reiche und große Beute vertheilte Cäsar unter seine Krieger, und wenn Mithridates eine Siegstrophäe über Triarius errichtet hatte, so vernichtete Cäsar diese zwar nicht, weil er das Denkmal den Göttern des Krieges geweiht glaubte, verdunkelte sie aber dadurch, daß er ihr die seinige über Pharnakes gegenüberstellte [98]). Nach Rom schrieb Cäsar die stolzen, aber wahren Worte: veni, vidi, vici! [99]) und als Pharnakes das Schlachtfeld verließ und sich auf die Flucht begab, da rief er die Worte aus: Du glückseliger Pompejus, dee du im Kampfe mit solchen Menschen die Ehre und den Namen des Großen erlangt hast [1]).

Schnell wurde jetzt der ganze Pontos wieder erobert und auch hier die königlichen Besitzthümer und Schätze unter die Soldaten vertheilt. Cäsar selbst reisete schon

88) *Appian.*, De bello civili. II, 91. 89) *Hirtius*, De bello Alexandrino. c. 75. 90) Ib. c. 76. Wunderbar genug erzählt Lucius Ampelius (im 34. Capitel seines Liber memorialis), daß Pharnakes, der Sohn des Mithridates, mit den Soldaten seines Vaters in Syrien eingefallen sei, indem er die Gelegenheit des Bürgerkrieges benutzte, und bei der Nachricht von Cäsar's Ankunft schon durch den Schrecken, welcher seinem Namen vorherging, geschlagen, nach dem Pontos zurückgeflohen sei.

91) *Annaeus Florus* IV, 2, 36. 92) *Sueton.* J. Caes. 35. 93) De viris illustribus. c. 78. p. 231 *Schroeter.* 94) *Vellejus Paterc.* II, 55. Ähnlich auch *Eutrop.* VI, 22. *Liv.* Epit. L. CXIII. *Paull. Orosius* VI, 16. 95) *Appian.*, De bello civ. II, 91. 96) *Dio Cass.* XLII, 47. 97) Ib. XLII, 48. 98) *Hirtius*, De bello Alexandrino. c. 77. *Dio Cass.* XLII, 48. 99) An seinen Freund Amintios, ἦλθον, εἶδον, ἐνίκησα. *Plut.* Caesar. 50. Apophthegm. Caesaris. XII. *Dio Cass.* XLIV, 46. *Appian.* l. c. II, 91.

1) *Appian.* l. c. II, 91.

am nächsten Tage nach der Schlacht mit einigen Reitern nach Italien ab, da er gern sogleich einen Krieg gegen die Parther unternommen hätte, welchen er jedoch damals verschieben mußte, weil seine Gegenwart in Rom unumgänglich nothwendig geworden war [2]). Die sechste Veteranenlegion wurde aber nach Italien beordert, um dort den wahlverdienten Lohn, Ehre und Belohnung, zu empfangen, die Hilfstruppen des Dejotaros dagegen entlassen, und zwei Legionen unter Cälius Vinicianus' Obercommando im Pontos als Besatzung zurückgelassen [3]). Cäsar reisete nun durch Gallogräcien und Bithynien nach Asien und setzte nach dem Völkerrechte den pergamenischen von Mithridates dem Großen mit Adobagiane erzeugten Mithridates, welcher von königlicher Herkunft auch königliche Erziehung genossen hatte, und wegen des Adels seiner Gesinnung schon als zarter Knabe von seinem Vater aus Pergamas weggeführt, und lange Zeit bei ihm im Lager geblieben war, wegen seiner ausgezeichneten Cäsar in Ägypten geleisteten Dienste zum Herrscher des bisher von Dejotaros verwalteten Galatiens ein, verlieh ihm den königlichen Titel und trug ihm später auch den Krieg gegen Asander auf, damit er nach seiner Besiegung auch Herr des kimmerischen Bosporus würde, und des Verräthers Treulosigkeit gegen Pharnakes strafen möchte. Also Cäsar war größer als Pompejus, welcher sich nicht schämte, Verräther in seine Dienste zu nehmen! [4]) Die übrigen Fürsten Asiens erhielten zurück, was ihnen Pharnakes abgepreßt, oder unter dem Vorwande des Kriegsrechts genommen hatte, und nur dem Ariabarzanes wurde noch ein kleiner Theil von Armenien zum Geschenk gemacht. Auch den Amisenern schenkte Cäsar seine Gunst zurück, indem er in Berücksichtigung der von Pharnakes gegen sie verübten Frevelthaten sie für frei und autonom erklärte [5]). Indessen durchflog Cäsar Asien und hielt sich an keinem Orte länger auf, als dies durchaus nöthig schien, und nachdem die Verhältnisse der abgefallenen Städte und Staaten schnell und glücklich geordnet waren, kehrte er nach früher nach Italien zurück, als irgend jemand geglaubt hatte [6]) und feierte nun seinen prächtigen Triumph über Pharnakes und den Pontos [7]).

Cäsar hatte keine Zeit gehabt, den ohne Aufenthalt nach der Seeküste flüchtenden Pharnakes zu verfolgen, und beauftragte deshalb den Domitius Calvinus damit. In Sinope angekammen hatte Pharnakes wieder 1000 Reiter als letzten Überrest seines großen Heeres, wagte jedoch keinen fernern Widerstand gegen Domitius Calvinus, den er noch so eben verachtet hatte, und war froh, einen Frieden mit ihm abschließen zu können, nach welchem ihm gestattet blieb, in den Bosparus zurückzukehren und die zweimal so thöricht aufgeschobene Rache an Asander selbst zu nehmen. Er wollte jetzt zu Schiffe heimkehren, konnte aber die 1000 Pferde seiner Reiter nicht mit einschiffen, weil der Raum sie nicht faßte, und tödtete sie deshalb zum großen Verdruß seiner Krieger. Aber auch dieser scheindar nothwendige Schritt war eine unverzeihliche Thorheit. Denn so treffliche Dienste ihm bisher seine Reiter auch geleistet hatten, so waren sie doch nicht an den Fußkampf gewöhnt, und als Veteranen wahrscheinlich schon zu alt, um ihn noch erlernen zu können. So kehrte Pharnakes gebeugt und mit schlechter Armee nach dem Bosporos zurück [8]), war hier zunächst bemüht, diese durch Skythen und Sarmaten zu verstärken, und auch so glücklich, Theodosia und Pantikapäon zu überrumpeln. Da stellt sich ihm Asander entgegen, schlägt seine Reiter zu Fuß, welche schwachen Widerstand leisteten, schnell in die Flucht und Pharnakes, welcher trotz seiner Wunden allein mit Ruhm und dem Muth eines Verzweifelnden kämpfte, hauchte endlich auf dem Schlachtfelde die ruchlose Seele aus. So fiel der Verräther und Mörder seines Vaters durch den Freund und Mitverräther, der ihn wieder verrieth. Er stand im 50. Jahre seines Lebens, und 15 Jahre waren es her, daß ihn Pompejus zum König des Bosporos einsetzte [9]).

Cäsar grollte Asander'n wegen seiner Verrätherei und des Thronraubes, dem Pharnakes hatte er durch Domitius verziehen, jenem aber nicht. So beauftragte er den jetzigen König von Galatien, den pergamenischen Mithridates, ihn zu bekämpfen und nachher sein Reich in Besitz zu nehmen. Allein Dynamis, die Tochter des Pharnakes, welche von ihrem Vater einst als Friedensbedingung dem Cäsar zur Gattin angetragen war, kannte ihre damalige Zurücksetzung nicht vergessen, und ergriff daher die Gelegenheit, dem Asander ihre Hand zu bieten und durch ihn die ersehnte Rache zu nehmen [10]). Wie der Krieg des Mithridates gegen Asander geführt sei, wissen wir aus den Schriftstellern nun freilich nicht, doch erkennen wir aus einer Münze, daß an der basparischen Küste eine Seeschlacht zwischen beiden vorgefallen war, welche die Kehrseite durch eine aufgerichtete Palme und das Vordertheil eines Schiffes ausdrückt [11]). Auch Strabon berichtet, daß Asander den Mithridates aus dem Bosporus zurückgeschlagen und diesen tapfern und kriegserfahrenen Jüngling nicht allein besiegt, sondern auch getödtet habe [12]). So entging dies Mal der Thronräuber der von Cäsar über ihn

2) *Dio Cass.* XLIV, 46. 3) *Hirtius*, De bello Alexandrino c. 77. *Dio Cass.* XLV, 29. 4) *Dio Cass.* XLII, 48. *Hirtius*, De bello Alex. c. 78 ist jedenfalls ungenau, wenn er behauptet, daß Cäsar ihn sogleich zum Nachfolger des Pharnakes im Bosporus eingesetzt habe, was schon aus dem Grunde nicht möglich war, weil Cäsar nicht verschenken konnte, was noch nicht erobert war. Ebenso unwahr ist es ferner, wenn Hirtius behauptet, daß Cäsar durch diese Bestimmung den Bosporus als römische Provinz gesichert hätte, nachdem er von feindlichen Königen und Barbaren befreit gewesen wäre, denn Mithridates kam gar nicht auf diesen Thron. Ähnlich auch *Appian.*, De bello Mithr. c. 121. 5) *Dio Cass.* XLII, 48. 6) *Hirtius* l. c. c. 78. 7) *Ann. Florus* IV, 2, 89. *Liv.* Ep. L. CXV.

8) *Appian.*, De bello civ. II, 92. 9) *Appian.*, De bello Mithrid. c. 120. Nach einer andern aus *Dio Cass.* XLII, 47 entlehnten Nachricht bei *Vaillant*, Imp. Achaem. p. 203, wurde Pharnakes, sobald er den Bosporus betrat, von Asander gefangen genommen, ins Gefängniß geworfen und umgebracht, und dies soll noch eher geschehen sein, als Cäsar den Boden von Asien verlassen hatte. 10) *Dio Cass.* LIV, 24. 11) *Vaillant*, Imp. Achaem. p. 209. *Spanheim.* de usu numismatum. I, 488. 12) *Strab.* XII. p. 625. Die Handschriften lesen hier freilich Lysander, allein der Zusammenhang lehrt, daß Asander gemeint ist.

Digitized by Google

verhängten Strafe, und da er bald nachher den Cäsar Octavianus in seinem Kampfe gegen M. Antonius und namentlich in der Schlacht bei Actium unterstützte, so verzieh ihm dieser nicht allein, sondern erhob ihn sogar zum Könige des Bosporos, da er früher nur Ethnarch desselben gewesen war [13]). Als er aber später den schuldigen Tribut nicht entrichtete, so stellte ihm Augustus einen gewissen Scribonius entgegen, welcher sich für einen Sohn des Pharnakes ausgab und bald das ganze Land gegen ihn aufwiegelte. So sah sich der 93jährige Greis am Ende seiner Tage von allen seinen Scharen verlassen, da er im Leben, weder im Fußkampf noch im Reitergefecht, keinem nachgestanden hatte, und tödtete sich nun dadurch, daß er sich jegliche Nahrung entzog. Die durch ein Testament Asander's zur Thronerbin eingesetzte Dynamis reichte jetzt dem Scribonius ihre Hand und übertrug so auch ihr Königreich auf ihn [14]). Das war jedoch Augustus' Meinung nicht gewesen und ließ er deshalb durch Agrippa den Polemo, König eines Theiles von Pontos, beauftragen, den Krieg gegen Scribonius zu führen. Dieser richtete jedoch nichts aus, und Agrippa, welcher indessen sein Heer nach Sinope geführt hatte, mußte sich selbst bequemen, den Scribonius zu besiegen und gab hernach mit Augustus' Einwilligung, um den Streitigkeiten ein Ende zu machen, die Dynamis dem Polemo zum Weibe [15]). Außer der Dynamis hinterließ Pharnakes einen Sohn, Darios, welcher, da ihm durch Asander's und seiner Schwester Treulosigkeit sein väterliches Erbe genommen war, sich in eine entfernte Gegend zurückgezogen zu haben scheint, indem er von der Zeit und der Gnade der Römer eine Verbesserung seines Schicksals erwartete. Bald brach zwischen den Triumvirn und Cäsar's Mördern der Bürgerkrieg aus, und da er sich erinnerte, daß Cäsar seinem Onkel, dem pergamenischen Mithridates, die Herrschaft über den Bosporus zugedacht hatte, so folgte er der Partei der Triumvirn, und führte ihnen vor der Schlacht von Philippi eine kleine Hilfsschar zu [16]). Nach dieser Schlacht aber, wo sich M. Antonius zu einem Kriege gegen die Parther rüstete, verfügte er sich als Hilfesflehender zu diesem nach Athen [17]) und erhielt jetzt wahrscheinlich sein großväterliches Reich zum Theil zurück, d. h. den an Bithynien stoßenden Pontos, während die Striche an Kappadokien auf Polemo übergingen. Das geschah im J. der St. 715. Seine weitern Schicksale sind unbekannt, doch hinterließ er einen Sohn, Mithridates VII., welcher in zarter Jugend hinweggerafft wurde, sodaß mit ihm das erlauchte Haus Mithridates' des Großen erlosch. Die Provinz Pontos wurde jetzt dem römischen Reiche einverleibt und die Gattin Mithridates' VII. dem thrakischen Kotys gegeben [18]). (*Eckermann.*)

PHARNAKIA (*Φαρνακία*, *Φαρναία*), eine feste Stadt des Pontus an der Küste von Trapezus, nach Arrianus (Peripl. und d. Anonym.) 150 Stadien westlich von Zephyrium, nach Plinius (VI, 13) 100 mill. pass. von Trapezus. Nach Strabon's (XII, 3, 548 *Cas.*) Bericht war die Stadt von Kytoros aus gegründet worden (*ἐξ ἧς συνῳκίσθη ἡ Φαρνακία*). Jedenfalls war der Urheber der Stadt ein pontischer König, Pharnakes, wenn auch die ersten Ansiedelungen von Kytoros ausgegangen waren: oder es waren viele Bewohner dieser Stadt nach Pharnakia verlegt worden. Nach Arrian war die Stadt eine Gründung von Sinope und ihr älterer Name war Kerasus (s. *Scymn. Chii* Fragm. ed. *Gail*, Geogr. Gr. min. p. 326. T. II). Noch gegenwärtig liegt bei dem alten Pharnakia ein Ort Kerasun; s. Hoffmann, Inf. und Col. Griech. S. 1575. Zur Zeit des mächtigen Mithridates war Pharnakia jedenfalls ein sehr fester Platz, da dieser König zwei Schwestern und zwei Gattinnen hierher als den sichersten Ort gebracht hatte. Auf seiner Flucht vor dem Lucullus ließ er sie sämmtlich durch den Eunuchen Bokchides umbringen, der ihnen jedoch eine beliebige Todesart gestattete (*Plut.*, Lucull. c. 18: *αἱ δ' ἀπωτάτω τοῦ κινδύνου καὶ καθ' ἡσυχίαν ἀποκεῖσθαι δοκοῦσαι περὶ Φαρναχίαν*). Strabon, dessen Vaterstadt nicht weit von Pharnakia entfernt war, erwähnt diesen Ort sehr oft in verschiedener Beziehung (XII, 3, 556, 555. Vergl. II, 126. XI, 499. 548. 549. 551. XIV. 677. *Arrian.* §. 16. Anonym. §. 20. *Ptolem.* V, 7. *Steph. Byz.* v. *Φαρναχία. Plin.* h. n. VI, 4), setzt ihn nicht fern von Trapezunt und läßt auch Sidene daran grenzen. Vergl. Mannert 6. Th. 2. Abth. S. 385 fg. Kerasus mochte in der Nähe von Pharnakia liegen und ihre frühere Wichtigkeit durch Pharnakia verloren gegangen sein, was wol die obige Angabe des Arrian veranlaßt hat. Hoffmann (l. c.) will die noch vorhandenen Münzen von Kerasus dieser Stadt, nicht der in der Nähe von Trapezunt liegenden zugeeignet wissen. Vergl. Mannert a. a. O. Hoffmann a. a. O. S. 1576. Über die Münzen *Eckhel*, D. N. P. I. vol. III, 357. (*Krause.*)

PHARNAKION (*Φαρνάκιον*), alter Name einer Stadt in Phrygien bei *Steph. Byz.* (*H.*)

PHARNAKYAS (*Φαρνακύας*), der Eunuch, welcher Xerres tödtete. *Phot.*, Bibl. XLII, 11. (*H.*)

PHARNAPATES, ein parthischer Feldherr im Dienste des parthischen Fürsten Pakoros, bei *Dio Cass.* XLVIII, 41. *Plutarch.* Anton. XXXIII. (*H.*)

PHARNASPES (*Φαρνάσπης*), Schwiegervater des Cyrus, *Herodot.* II, 1. III, 2. (*H.*)

PHARNUCHES (*Φαρνούχης*) oder PHARNUCHOS (*Φάρνουχος*), persischer Anführer der Reiterei im Heere des Xerres. Die erste Form hat Herodot (VII, 88), die andere für denselben Mann Äschylos (Pers. 311) und findet sich Pharnuchos als persischer Name noch sonst, z. B. bei *Xenoph.* Cyrop. VI, 3, 32. Einem Lykier Pharnuches gab Alexander der Große ein Commando über ein Infanteriecorps. *Arrian.* IV, 3, 7. V, 3 sq. (*H.*)

PHARNUCHOS, aus Nasibe oder Asibe, einer Stadt in Mesopotamien, die auch Antiochien hieß, schrieb *Περσικὰς ἱστορίας*, s. *Steph. Byz.* v. *Ἀντιόχεια.* (*Preller.*)

PHARODEINOI (*Φαραδηνοί*, *Φαροδηνοί*, *Φαραδεινοί*), mit abweichenden Lesarten und offenbar entstell-

13) *Luc.* Macrob. 17. 14) *Dio Cass.* LIV, 24. *Luc.* ib. 15) *Dio Cass.* LIV, 24. 16) *Vaillant*, Imp. Achaem. p. 216. 17) *Appian.*, De bello civ. V 75. 18) *Vaillant* l. c. p. 219.

Digitized by Google

teyi Namen, von Ptolemäos (V, 11) als teutſches Volk genannt und hinter die Sachſen geſetzt, von dem Fluſſe Chalufos (Trave) bis zum Fluſſe Soëdos (Peene). Zeuß deutet Φ durch Sv und hält dies Volk für die Suardones bei Tacitus, die nach ihm die ſpätern Heruler ſind. Siehe Suardones und Heruler. Mannert (III. S. 385) und Wilhelm halten ſie für die Varini des Tacitus (Germ. c. 40) und des Plinius (n. h. IV, 28). (*Aue.*)

PHAROS. 1) Nach der Homeriſchen Geographie eine mitten im Meere liegende, von Ägypten eine Tagesfahrt entfernte, kleine Inſel mit einem bequemen Hafen, aus welchem Schiffe unter Segel gingen und wo Seefahrende Waſſer ſchöpften. Hier wurde nach dem Homeriſchen Epos Menelaos 20 Tage von widrigen Winden zurückgehalten, bis ſich endlich des Proteus Tochter ſeiner erbarmte und ihm Belehrung ertheilte, wie er von ihrem Vater, dem wahrhaftigen Greis des Meeres, über die Verwirklichung ſeiner Rückkehr ſichere Auskunft erhalten könne (Od. IV, 354 sq.). Auch Skylax (p. 105 *Gron.*) erwähnt dieſe Inſel und ſetzt ſie 150 Stadien von Theonis. Er bezeichnet die Inſel als *εὐλίμενος δὲ καὶ ἄνυδρος*. Über den Widerſpruch mit Homer in Betreff des *ἄνυδρος* ſ. *Voss.* ad *Scyl.* l. c. — Im Verlaufe der Jahrhunderte wurde die Entfernung dieſer kleinen Inſel vom Ufer Ägyptens immer geringer, bis ſie endlich durch einen künſtlich im Meere aufgeführten Damm mit der Stadt Alexandria verbunden wurde. Daß dies zur Zeit Alexander's, dem Gründer jener Stadt, noch nicht geſchehen war, verſteht ſich von ſelbſt; auch gibt uns hierüber Plutarch (Alex. c. 26) nähere Auskunft. Dieſes Werk wurde unter den Ptolemäern ausgeführt: Caesar de bell. civ. III, 112: a superioribus regibus in longitudinem passuum DCCCC in mare jactis molibus angusto itinere et ponte cum oppido conjungitur. Nach dieſen Worten möchte man glauben, daß dieſe Verbindung theils durch Damm, theils durch Brücken bewirkt worden ſei. Indeſſen konnte Cäſar mit jenen Worten auch nur ſagen wollen, daß dieſe Inſel mit der Stadt durch einen Damm, der als Brücke gedient, verbunden geweſen ſei. Allein wir werden weiter unten bei Strabon die genauere Erklärung finden. Schon Pomponius Mela (II, 7. p. 211 ed. *Gron.*) hat angenommen, daß der ſich anſetzende Schlamm des Nils im Verlaufe der Zeit das Land ſoweit verlängert habe, und ſonit jene Homeriſche Tagesfahrt auf eine geringe Diſtanz reducirt worden ſei (dum limum subinde, et praecipue cum exundaret, littori annectens auget terrns spatiumque augescentium in vicina vada promovet). Auch Plinius iſt dieſer Meinung (Nat. hist. II, 87. Vergl. XIII, 21). Er bemerkt aber zugleich, daß Ähnliches auch durch Zurücktreten des Meeres hervorgebracht werden könne. Vergl. *Seneca*, Quaest. nat. VI, 26. — Jener Damm wird von Strabon (XVII, 1, 791 *Cas.*) und von Joſephus (de bell. Jud. IV, s. fin.) durch *ἑπταστάδιον χῶμα* bezeichnet. Die ausführlichſte Beſchreibung dieſer Inſel gibt uns Strabon mit folgenden Worten (l. c.): „Pharos iſt eine kleine Inſel, welche ſich an der Küſte des Feſtlandes hinzieht und einen Hafen mit zwei Mündungen bildet. Denn hier hat das ägyptiſche Ufer Buchten und ragt mit zwei Landzungen ins Meer hinaus. Mitten zwiſchen dieſen liegt die kleine Inſel und ſchließt ſomit den durch jene gebildeten Buſen zu, da ſie der Länge nach neben ihm ſich hinſtreckt. Der öſtliche Vorſprung der Inſel ſtößt noch dichter an das Feſtland und an die hier vorſpringende Landzunge. Dieſe heißt Akrolochias und macht den Hafen engmündig. An dieſer engen Mündung ragen theils über, theils unter dem Waſſer Felsſpitzen hervor, welche zu jeder Jahreszeit die vom Meere angetriebenen Wellen ſtürmiſch machen. Auch hat die Inſel einen Vorſprung, einen meerumſpülten Felſen, worauf ein aus vielen Stockwerken beſtehender, aus weißem Marmor künſtlich aufgeführter, der Inſel gleichbenannter Thurm ſteht. Dieſen hat der Knidier Soſtratos, ein Freund der Ptolemäer, um den Schiffahrenden dadurch Sicherheit und Rettung zu gewähren, hier erbauet, wie die Aufſchrift ſagt: *ΣΩΣΤΡΑΤΟΣ ΚΝΙΔΙΟΣ ΔΕΞΙΦΑΝΟΥΣ ΘΕΟΙΣ ΣΩΤΗΡΣΙΝ ὙΠΕΡ ΤΩΝ ΠΛΩΙΖΟΜΕΝΩΝ.* Denn da das Ufer an beiden Seiten niedrig iſt und ohne Hafen, auch Klippen und ſeichte Stellen enthält, ſo bedurfte er für die vom Meere Heranfahrenden eines hohen und ſtark leuchtenden Zeichens, um dem rechten Eingange in den Hafen entgegenzuſteuern. (Von dem Thurme Cäſar (l. c.) „Pharus est in insula turris, magna altitudine, mirificis operibus exstructa.) Die Mündung der Abendſeite gewährt keinen bequemen Zugang. Doch bedarf es hier keiner ſo großen Vorſicht. Auch dieſe Seite hat einen Hafen, den des Eunoſtos. Dieſer befindet ſich vor dem künſtlich gegrabenen und geſchloſſenen Hafen, welcher der großе genannt wird und von dem bezeichneten Thurme aus ſeine Einfahrt hat ꝛc." Dann bezeichnet Strabon (l. c.) den ins Meer geſenkten Verbindungswall durch *ἑπταστάδιον χῶμα* und beſtimmt dieſen mit folgenden Worten näher: *τὸ δὲ χῶμά ἐστιν ἀπὸ τῆς ἠπείρου γέφυρα ἐπὶ τὴν νῆσον κατὰ τὸ ἑσπέριον αὐτῆς μέρος ἐκτεταμένη, δίο διάπλους ἀπολείπουσα μόνον εἰς τὸν Εὐνόστου λιμένα καὶ αὐτοὺς γεγεφυρωμένους· ἦν δ' οὐ γέφυρα μόνον ἐπὶ τὴν νῆσον τὸ ἔργον τοῦτο, ἀλλὰ καὶ ὑδραγώγιον, ὅτε γε ᾠκεῖτο.* Vergl. *Strab.* XVII, 794 *Cas.*, wo er nochmals auf dieſe Inſel zurückkommt, und *Aristot.* Meteor. I, 14. *Curt.* IV, 7, 5. Not. *Freinsh.* Hier ſehen wir alſo, wie oben Cäſar (l. c.) ganz richtig Damm und Brücken zugleich erwähnt. Der Damm hatte nämlich zwei offene Stellen zur Durchfahrt in den Eunoſtos-Hafen, welche durch Brücken verbunden waren (*καὶ αὐτοὺς γεγεφυρωμένους*). Jedenfalls konnten bei der Durchfahrt dieſe Brücken zurückgeſchlagen werden. Über den Damm hinweg war zugleich eine Waſſerleitung nach der Inſel geführt. Durch Cäſar aber war die Inſel im alexandriniſchen Kriege menſchenleer geworden. Nur wenige Schiffer wohnten zu Stradon's Zeit noch an dem Thurme (*Strab.* l. c.). Und doch bezeichnet Plinius (h. n. V, 34) dieſe Inſel als eine Colonie des Dictator Cäſar: altera juncta ponte Alexandriae, colonia Caesaris dictatoris, Pharos etc. Sie war alſo bis zu Strabon's Zeit wieder in Verfall gekommen. Was Cäſar

Digitized by Google

zerstört hatte, war jedenfalls durch Kleopatra wieder hergestellt worden. Dies ist wol der Grund, warum sie bei Ammian. Marcellin (XXII, 16) als Erbauerin angegeben wird. Derselbe Geograph gibt hier eine weitere Beschreibung des großen Hafens, welcher wegen seiner Tiefe das größte Schiff bis an die Treppe heranließ und in mehre Häfen abgetheilt war. — Der hier aufgeführte Leuchtthurm soll 800 Talente gekostet haben. Plinius (XXXVI, 18), welcher auch über seine Bestimmung in derselben Weise, wie Strabon redet. Vergl. auch *Hirt.*, De bell. Alex. c. 17. 19, und Lucanus, welcher (X, 509) diese Insel als claustrum pelagi bezeichnet: Plutarch (Alex. c. 26) und Eustathius zu Dionysius Perieg. (v. 112. 254. p. 106. 135 ed. *Bernh.* vol. I). In der erstern Stelle wird die nach diesem Thurme benannte *Φαρία θάλασσα* erwähnt; in der zweiten werden die großen Bauwerke der Insel dezeichnet: *περὶ δὲ τὴν νῆσον μέγιστα κατα-βέβληνται χειροποίητα τείχη, οἷς καὶ προσαρασσόμενα τὰ κύματα καὶ ἀμφιαγνύμενα ἐκτραχύνουσι τὸν πόρον καὶ σφαλερὰν διὰ στενοῦ τὴν εἴσοδον ἀπεργάζονται· ὁ μέντοι λιμὴν ἐντὸς ἀσφαλὴς καὶ τριάκοντα σταδίους ἔνδον ἔχει τὸ μέγεθος.* Zur Zeit des Eustathius mochten wol manche dieser Bauwerke noch vorhanden sein, wenn auch durch Restaurationen späterer Zeiten in veränderter Gestalt. Vieles jedoch war gewiß durch die Araber bei ihrer Eroberung der Stadt unter Omar im J. 651 zu Grunde gerichtet worden. Der hohe Pharus aber war noch im 12. Jahrh. vorhanden und leistete noch den Schiffern seine Dienste (*Edrisi*, Geogr. Nub. Clim. III. p. 3). Über den Zustand dieser Anlagen in der neuern Zeit vergl. Mannert 10. Th. 1. Abth. S. 619 fg. Vergl. *Jam. Rennell*, The geograph. syst. of Herodot etc. p. 524. 543. Die neuesten Reisewerke, welche sich auf Ägypten beziehen, berühren größtentheils diesen Gegenstand gar nicht, oder theilen höchstens einige schon hier zur Sprache gebrachte Notizen mit; s. auch die Artikel Alexandria, Ägypten. —

2) Eine zum alten Dalmatien gehörige, an das Gebiet der Ardiäer grenzende, östlich von Issa gelegene, etwa 50 röm. M. lange, 7 — 8 M. breite Insel, auf welcher schon in früher Zeit griechische Niederlassungen stattgefunden haben müssen, da wir bei Skylax nicht blos diese Insel, sondern auch eine griechische Stadt derselben unter dem Namen Neos Pharos erwähnt finden (*ἐνταῦθα γάρ ἐστι νέος Φάρος, νῆσος Ἑλληνὶς καὶ Ἴσσα νῆσος, καὶ πόλεις Ἑλληνίδες αὗται. Scylax* p. 17 sq. *Gron.* und *Agathem.* I. p. 193 *Gron.*). Stradon (VII, 5, 315 *Cas.*) dezeichnet diese Insel als eine Ansiedelung der Parier (*Παρίων γάρ ἐστι κτίσμα*) und bemerkt, daß sie früher Paros geheißen habe. Da er keine Zeit bestimmt, so können wir nicht wissen, ob er eine sehr frühe, oder eine spätere Niederlassung dezeichnet. Eine spätere Ansiedelung der Parier, von welchen überhaupt viele Colonien ausgegangen waren (*Thucyd.* IV, 104), fand nämlich im 4. Jahr der 98. Olympiade statt. Nach des Diodoros Bericht wurden hierbei die auf der Insel ansässigen Barbaren von den Pariern nicht verdrängt, sondern im Besitz ihres alten festen Platzes gelassen. Die Parier wandten sich dem Meere zu und suchten sich hier zu befestigen. Allein dies verdroß jene Barbaren, welche mit den Illyriern des gegenüberliegenden Festlandes Verbindungen anknüpften, um mit ihnen die Parier gemeinschaftlich zu vernichten oder zu vertreiben. Die Illyrier sandten hierauf 10,000 Mann nach der Insel, welche aber bei ihrer Überfahrt von dem Statthalter des Dionysios zu Lissos (einer syrakusischen Gründung) überfallen und geschlagen wurden, welcher Beistand den bevorstehenden Untergang von den Pariern abwendete (*Diod.* XV, 13. 14. *Ephor.* ap. *Steph. Byz.* s. v. *Φάρος*. Vergl. *Polyb.* III, 19, 12. *Strab.* II, 5, 124 *Cas.*). Durch die Berührungen der Römer mit der illyrischen Königin Teuta und mit dem Demetrius Pharius erhielt die Insel eine feindliche Stellung zu Rom. Demetrius Pharius nämlich, von dieser Insel oder der gleichbenannten Stadt dieser Insel, aus welcher er gebürtig war, so genannt, hatte im Dienste der Königin Teuta gestanden, war aber von ihr abgefallen und hatte sich den Römern zugewendet. Diese hatten ihn als einen kleinen Herrscher der Insel und einiger umliegenden Gegenden eingesetzt. Allein während des zweiten punischen Krieges hatte er aller frühern Wohlthaten uneingedenk die Römer zu verachten begonnen und setzte seine größte Hoffnung auf die Freundschaft des makedonischen Königs. Auch hatte er bereits dem Antigonus im Kampfe gegen den Cleomenes beigestanden. Er begann nun illyrische Städte, welche zum römischen Reiche gehörten, anzugreifen, wagte sich gegen den Vertrag mit Rom mit 50 kleinen Fahrzeugen über Lissos hinaus und plünderte viele der kykladischen Inseln. Die Römer beschlossen also ihn zu züchtigen. Ihr Plan blieb aber dem Demetrius, einem ebenso listigen als verwegenen Manne, keineswegs verborgen: vielmehr traf er bald die nöthigen Vorkehrungen. Namentlich verlegte er 6000 der stärksten und tapfersten Krieger auf die Insel Pharos mit ihrer festen Stadt gleichen Namens: ebenso befestigte er die Stadt Dimalos mit einer hinreichenden Besatzung, versah sie mit dem nöthigen Proviant, vernichtete in allen übrigen ihm angehörigen Ortschaften seine Gegner, und übergab seinen Anhängern die Verwaltung. Er selbst begab sich mit der aus 6000 Mann bestehenden Besatzung auf die Insel Pharos. Der römische Feldherr Æmilius Paullus griff also zunächst Pharos mit seiner an einem klippenreichen Meerbusen gelegenen Stadt an, bediente sich bei seinem Angriffe einer Kriegslist mit dem besten Erfolge, eroberte die Insel und zerstörte jene Stadt gleichen Namens, worüber uns Polybius (III, 18, 19) ausführlichen Bericht erstattet. Demetrius war indessen auf einigen für diesen Fall bereit gehaltenen kleinen Fahrzeugen entflohen und begab sich zum makedonischen Könige Philippos, bei welchem er auf einem Zuge gegen Messene durch seine Tollkühnheit zu Grunde ging (*Polyb.* III, 19, 11). Durch diese Ereignisse gerieth die Insel als Theil Illyriens in die Gewalt der Römer. Vergl. *Appian.* Illyr. c. 8. Daß die wohlgelegene Inselstadt Pharos wieder aufgebauet worden war, erhellt schon daraus, daß sie sowol von Plinius und von Ptolemäos, als von der Peutinger'schen Tafel unter

dem Namen Pharia erwähnt wird. Gegenwärtig heißt die Insel Lesina, slavonisch Hvar, ist fruchtbar und gut bevölkert; s. Geogr. Gr. min. I. p. 610 ed. *Gail.*). Nicht fern von dem großen Orte Citta Vecchia findet man noch einige Überreste von der alten Stadt Pharos. Vergl. Mannert 7. Th. 381 fg. Hoifmann, Die Inseln und Colonien der Griech. S. 2066 fg. *Jam. Rennell*, The geograph. syst. of Herodot. p. 524. (*Krause.*)

3) Pharos, der Steuermann des Menelaos, nach welchem die Insel bei Alexandria genannt sein soll. *Steph. Byz.* s. v. (*H.*)

4) Bei den Neuern soviel als Leuchtthurm, s. d. Art. (*H.*)

PHARPHAR, hebr. פַּרְפַּר, und Abana (oder Amana), sind Namen zweier Flüsse bei Damaskus (s. d. Art., 1. Sect. 22. Bd. 2. Abth. S. 113), die der syrische Feldhauptmann Naaman rühmte, als der Prophet Elisa ihm sagen ließ, er solle sich sieben Mal im Jordan waschen, wenn er vom Aussatz geheilt sein wolle (2 Kön. 5, 12). Die schöne an Gärten so reiche Ebene von Damask wird von einigen kleinen Flüssen bewässert, die von den nordwestlichen Höhen des Antilibanos herabkommen, die Ebene in vielen Armen und Kanälen durchschneiden, die Stadt selbst reichlich mit Wasser versehen, unterhalb derselben sich wieder vereinigen und in dem nahen See Buheiret-el-Merdsch und den umliegenden Morästen verschwinden. Die beiden bedeutendsten heißen jetzt Barada بردى und Fidsche الفيجة, welche vielleicht den beiden in der Bibel genannten entsprechen. Der Name Pharphar heißt eigentlich der springende, eilende, weshalb man gewöhnlich meint, daß er dem Fidsche entspreche, weil dieser Name im Arabischen eine ähnliche Deutung zuläßt; doch ist diese Combination nicht sicher, da sich der Name Fidsche auch durch „kühles Wasser" deuten läßt, was Barada ohne Zweifel ebenfalls bedeutet. Einer von beiden muß auch der Chrysorrhoas der Griechen sein. Der arabische Übersetzer setzt 2 Kön. 5, 12 für Amana und Pharphar die neuern Namen Barada und Thaura ثورى, welchen letztern auch die arabischen Autoren unter den Flüssen von Damask nennen. Man s. über das Flußgebiet von Damask besonders O. von Richter's Wallfahrten im Orient. S. 156 fg., Pococke's Beschreibung des Morgenlandes 2. Th. S. 179, Istakhri in der Ausg. von Möller. S. 32, Burckhardt's Reisen in Syrien. S. 39 u. A. — (*K. Rödiger.*)

PHARSAGA, alter Name einer Stadt in Arachosia, bei *Isidor.* Charac. (*H.*)

PHARSALA. 1) Cadilik im türkischen Sangiac Tricala, liegt südöstlich von dieser Stadt und enthält 72 Dörfer. 2) Hauptstadt des Cadiliks, welche in gerader Linie 12 Stunden von Tricala entfernt ist. In ihr halten die griechischen Primaten der Ebene jedes Jahr ihre Versammlungen, um die Auflagen zu vertheilen und ihre Rechnungen abzulegen. Der Metropolit von Pharsala, welcher hier seinen Sitz hat, bezieht an Einkünften 6000 türkische Piaster. Die Türken nennen die Stadt Sataldge und den Apidanos oder Pharsalefluß, an welchem sie liegt, Sataldge-Potamos. Eine stark besuchte Messe beginnt den 15. September alten Styls und dauert 8 Tage *). (*G. M. S. Fischer.*)

PHARSALIA (*Φαρσαλία*). 1) Der Name der pharsalischen Ebene (*Φαρσάλιον πεδίον*, campi Pharsalici) in Thessalien, welche von der larissäischen Ebene durch wellenförmige Hügelzüge geschieden, insbesondere durch die entscheidende Schlacht, in welcher Cäsar den Pompejus schlug, ihre geschichtliche Bedeutung erlangt hat. Jene wellenförmigen Hügelzüge führten von ihrer Gestalt den Namen Kynoskephalä und waren schon früher durch eine Schlacht der Römer gegen den König Philipp von Makedonien namhaft geworden (s. Pharsalos). Lucanus bezeichnet die pharsalische Ebene auf verschiedene Weise (Emathii campi, Emathiae terrae, Pharsalia [Phars. I, 1 sq. VI, 313. 315. 350]). Das Topographische ist im Art. Pharsalos beleuchtet worden. Bei den Römern mußte der Name Pharsalia bis zum Untergange des Reichs einen mächtigen Klang behaupten, da hier das Schicksal der Republik den letzten Stoß gab und den Grund zur Monarchie legte. Bei Cedrenus (T. II. p. 702) noch werden die campi Pharsalici, sowie der Apidanus auf dem Wege von Larissa nach dem Flusse Sperchius hin erwähnt. Über den gegenwärtigen Zustand dieser Ebene, sowie über Pharsa und die angrenzenden Ortschaften nebst dem Thal Tempe gibt Clarke (Travels in var. count. of Europ., As. and Afric. T. VII, 9. p. 322 sq.) hinreichende Belehrung, wobei er zugleich das Topographische des Alterthums in Betracht zieht. (*Krause.*)

2) Griechischer Frauenname, z. B. einer thessalischen Tänzerin, bei *Athen.* XIII, 605 c. (*H.*)

PHARSALISCHE SCHLACHT. Seitdem J. Cäsar den Bürgerkrieg auf griechischen Boden übergetragen hatte, war seine Lage nichts weniger als glänzend. Durch die Flotten des Pompejus vom Meere abgeschnitten und auf eine Gegend angewiesen, welche seit den römischen Verheerungen um die Zeit des korinthischen Krieges an Lebensmitteln und selbst an Wasser Mangel litt, mußte er Alles aufbieten, um Pompejus zu einer Schlacht zu bewegen. Von kleinen Scharmützeln kam es endlich zu einem bedeutenderen Treffen bei Dyrrhachium, aber in diesem mußten die Cäsarianer weichen. Cäsar selbst wurde jetzt aber gezwungen, das zu thun, wozu ihn auch die übrigen Verhältnisse nöthigten, nämlich jene Gegend zu verlassen und nach Makedonien zu gehen, — ein Plan, welchen sein Gegner um so mehr theilte, als Abtheilungen beider Armeen unter Calvinus und Scipio am Haliakmon einander gegenüber standen. Auch die Märsche machen es nur zu deutlich, daß beide Feldherren denselben Plan verfolgten und zugleich die Absicht hegten, ihren Freunden Hilfe zu bringen und ihren Feinden die erwarteten Contingente abzuschneiden [1]). Aber Cäsar, welcher

*) Vergl. *Pouqueville*, Voyage dans la Grèce. II, 202. III, 5. 21. 44. 53. 73. 74. 81. 85. 458.

1) *Caesar*, De bello civili. III, 75 sq. *Leake*, Travels in the northern Greece. IV. p. 476.

bei Apollonia stand, war von der graden Straße durch die Kandavia oder den nördlichen Theil des lychnitischen Sees weiter entfernt, als Pompejus, und wenn ihn schon viele andere Gründe dazu aufforderten, so zog er es schon aus diesem Grunde vor, durch Epiros nach dem weniger ausgesogenen Thessalien zu marschiren; denn jetzt hatte er auch mit den moralischen Folgen seiner Niederlage zu kämpfen. Nicht, daß seine Soldaten entmuthigt wären, denn so lange der Feldherr vertraute, dessen Talente und Glück sich im Norden bewährt hatte, hoffte auch das Heer; aber die übertriebenen Gerüchte von Pompejus' Siege, welche seine Anhänger mit größter Geschicklichkeit durch die ganze Gegend auszusprengen verstanden, entfremdeten ihm wenigstens die wankelmüthigen Herzen der Hellenen, und machten ihm allen gesandtschaftlichen Verkehr mit Calvinus unmöglich, sodaß während Cäsar durch Epirus und Athamanien auf Ägimion marschirte, und Calvinus seine Position am Haliakmon aufgegeben hatte, um sich mit neuen Lebensmitteln zu versehen, und vor Heraklea in Pelagonia oder Lynkestis erschien, ohne allen Zweifel dem Pompejus in die Hände fallen mußte, welcher sein Heer auf der geraden Straße durch die Kandavia führte. Zum großen Glücke jedoch bekam Calvinus noch zeitig genug Nachrichten über die illyrischen Begebenheiten und von dem Wege, welchen Cäsar eingeschlagen hatte. So entging er der augenscheinlichen Gefahr, und gab seinem Marsche, welcher kaum durch die Nacht unterbrochen wurde, eine südliche Richtung, und war so glücklich, sich wenige Tage später in Ägimion mit Cäsar vereinigen zu können. Wenn nun aber die geographische Lage von Apollonia, Ägimion und Heraklea in Lynkestis gewiß ist, so darf auch nicht bezweifelt werden, daß Cäsar's Marschroute die Thäler des Drymo und von Joannina verfolgte, und durch die Engpässe ging, welche von Metzovo nach Stagus führen, und Calvinus mag über Anaselitza und Grevena gegangen sein [2]).

Mit dem vereinigten Heere zog aber Cäsar vor Gomphi, der ersten Stadt Thessaliens, wenn man von Epiros kommt, und welche vor wenigen Monaten aus freiem Antriebe eine Gesandtschaft an ihn geschickt hatte, mit der Aufforderung, sich ihrer Hilfsmittel zu bedienen, und zugleich sich eine Besatzung erbeten hatte, welche sie im Nothfall gegen einen Angriff der Pompejaner schützen könnte. Jetzt hatten die Einwohner ihre Gesinnungsweise geändert, denn schon war das Gerücht von Cäsar's Niederlage und wie sich erwarten ließ, in übertriebener Form dorthin gelangt, und Androsthenes, der Prätor von Thessalien, wollte lieber mit Pompejus die Früchte seines Sieges genießen, als Cäsar auch im Unglück ein treuer Bundesgenosse bleiben. So versammelte er in Eile die ganze Masse der Sklaven und Freien in Gomphi, verschloß die Thore und fertigte Eilboten an Scipio und Pompejus ab, damit sie ihm schleunigst zu Hilfe kämen, weil er zwar auf die Festigkeit der Stadt vertraue, wenn ihm schneller Entsatz würde, doch eine langwierige Belagerung nicht aushalten könne. Scipio hatte seine Scharen nach Larissa geführt, sobald ihm der Abzug der Heere von Dyrrhachium gemeldet war, während Pompejus sich Thessalien noch eine Zeit lang fern hielt. Also schlug Cäsar ganz in der Nähe von Gomphi sein Lager auf, ließ Leitern und Schutzdächer zu schneller Belagerung anfertigen und Faschinen bereiten. Und als die Soldaten mit diesen Vorbereitungen schnell fertig geworden waren, redete Cäsar ihnen Muth ein und zeigte, welch ein mächtiges Bollwerk sie gegen Hunger und Mangel gewinnen würden, wenn ihnen die Eroberung des reichen und wichtigen Platzes gelänge. Diese könne aber um so eher ins Werk gesetzt werden, als augenblicklicher Entsatz gar nicht zu fürchten sei. Und an demselben Tage, wo Cäsar den Boden von Thessalien betreten hatte, wurde die Belagerung der durch sehr hohe Mauern geschützten Stadt begonnen, und indem die Eroberung noch vor Sonnenuntergang gelang, die Stadt selbst den Soldaten zur Plünderung überlassen. Dann aber zog Cäsar sogleich weiter nach Metropolis, sodaß er allen Boten und Gerüchten seiner Thaten weit voraneilte [3]). Die Metropoliten beherzigten Anfangs dieselben Plane, wie die Gomphioten, weil sie durch die übertriebenen Gerüchte geblendet worden waren, verschlossen die Thore und besetzten ihre Mauern mit Bewaffneten. Als ihnen aber das Schicksal ihrer Nachbarn durch die Gefangenen enthüllt worden war, welche Cäsar zu diesem Ende an die Mauern hatte führen lassen, öffneten sie die Thore, fleheten um Gnade, und Cäsar schonte die Stadt. Indem aber nun die übrigen Thessalioten das Schicksal der beiden Städte verglichen, so blieb mit Ausnahme von Larissa, welches Scipio mit großen Heeresmassen besetzt hielt, keine Stadt in der ganzen Landschaft übrig, welche sich nicht bemüht hätte, Cäsar's Anforderungen und Befehlen schleunigst Genüge zu leisten. Cäsar selbst aber hatte jetzt in reichen Kornfeldern eine Position genommen, deren Ähren fast schon zur Reife gelangt waren, hatte also seinen gefährlichsten Feind, den Hunger, geschlagen, und konnte die Ankunft des Pompejus um so ruhiger abwarten, als er beschlossen hatte, in Thessalien den Krieg zur Entscheidung zu führen [4]).

Einige Tage später langte denn auch Pompejus in Thessalien an [5]), hielt eine hochfahrende Rede an sein ganzes Heer, in welcher er ihm für die siegreichen Thaten seinen warmen Dank aussprach und die Soldaten des Scipio auf die Beute und die Belohnungen hinwies, deren sie nach errungenem Siege theilhaftig sein würden, und beging schließlich noch die unverantwortliche Thorheit, daß er mit Scipio so zu sagen die Feldherrschaft theilte. Daß der stets glückliche Pompejus auch geschlagen werden könne, daran dachte jetzt Niemand mehr im Heer, zumal diese Truppen bedeutend verstärkt waren und zwar große Heere unter seinem Obercommando standen. Der Siegesrausch des Heeres wuchs dermaßen an, daß jeder Aufschub der entscheidenden Schlacht nur als eine böswillige Verzögerung ihrer ersehnten Rückkehr nach Italien erschien, und wenn Pompejus irgend etwas langsamer und

2) Vergl. noch *Paulus Orosius* VI, 15. p. 420 *Haverkamp.*

3) *Caesar*, De bello civili. III, 80. 4) Ib. III, 81. 5) *Paulus Orosius* VI, 15. p. 420 *Haverkamp.*

Digitized by Google

bedächtiger that, so murrte man darüber und meinte, es habe die Arbeit eines einzigen Tages sein können, und warf ihm auch wol vor, daß er am Oberbefehl allzu großen Wohlgefallen fände, und sich glücklich fühle, wenn er consularische und prätorische Männer gleich Sklaven behandeln dürfe. Ja, sie gingen in ihrer Thorheit noch weiter, und führten schon offenen Streit und Hader über die Belehnungen und Priesterthümer, welche ihrer nach dem Siege harrten, und bestimmten sich schon auf ganze Jahre im Voraus die consularische Würde, während andere sich die Häuser, Villen und Güter derjenigen verschrieben, welche zur Zeit in Cäsar's Legionen dienten. Großer Streit entstand aber bei ihnen namentlich über L. Hirtius, welchen Pompejus mit einem Kriege gegen die Parther beauftragt hätte. Man warf die Frage auf, ob man bei den nächsten Comitien auf ihn Rücksicht zu nehmen habe, da er als Feldherr abwesend sei, während seine Verwandten den Pompejus beim Worte nahmen und von ihm verlangten, daß er auch halte, was er dem Hirtius bei seinem Abgange versprochen habe, damit der Entfernte nicht durch des Feldherrn Auctorität getäuscht erscheine, während die übrigen darauf bestanden, daß bei gleicher Arbeit und Gefahr ein Vorzug überall nicht eintreten sollte [6]). Auch über Cäsar's Oberpriesterthum erhoben Domitius, Spinther, Scipio und Lentulus täglichen Zank, und vergaßen sich endlich soweit, daß sie über diesen ungehörigen Gegenstand zu öffentlichen groben Erörterungen übergingen. Lentulus prahlte mit der Ehre seines grauen Haares, Domitius pochte auf seine Liebe und sein Ansehen bei dem römischen Volk, während Scipio sich auf seine Verschwägerung mit Pompejus verließ. Sollen sie doch sogar Leute nach Rom geschickt haben, um diejenigen Häuser vorher wegzunehmen oder zu miethen, welche ihrer Lage wegen für Consuln und Imperatoren unentbehrlich waren, als wüßten sie es gewiß, daß ihre Herrschaft gleich nach der Schlacht anfinge [7]). Attius Rufus belangte den Afranius wegen Verraths am Heere in Spanien vor Pompejus' Kriegsgericht, und Domitius machte im Kriegsrath den Vorschlag, nach der Beendigung des Krieges Tafeln anfertigen zu lassen, damit man diejenigen Senatoren kennen lernte, welche mit ihnen zugleich am Kriege Theil genommen hätten, oder welche in Rom geblieben wären, oder welche nur in den Pompejanischen Besatzungen gestanden hätten, ohne thätigen Antheil am Kriege genommen zu haben. Das sollten die Entscheidungsgründe der Belohnungen sein. Drei andere Tafeln sollten die Namen derjenigen Männer hervorheben, welche von aller Gefahr für ihr Leben und ihre bürgerliche Existenz freigesprochen werden, welche zum Tode verurtheilt, und welche blos um Geld gestraft werden sollten. Kurz, das ganze Pompejanische Heer hatte nichts Eiligeres und Wichtigeres zu thun, als über die Ehrenstellen und Geldbelohnungen zu verhandeln, welche ihm nach dem Kriege zu Theil werden sollten, oder dachte an Rache und Verfolgung seiner politischen oder persönlichen Feinde, war also nicht darum bekümmert, wie es den Sieg erringen könne, sondern wie es den errungenen benutzen wolle [8]).

Als die Kornfelder abgeerntet, die Soldaten Cäsar's ermuthigt und so lange Zeit seit dem Unfall bei Dyrrhachium verflossen war, daß die ganze Gesinnungsweise des Heeres hinlänglich durchschaut werden konnte, so ging Cäsar darauf aus, Pompejus' Kriegsplan und allgemeine Absichten zu erforschen. Also führte er sein Heer aus dem Lager und ordnete die Linien, zuerst freilich auf seinem eigenen Terrain und in größerer Entfernung vom Lager des Pompejus, an den folgenden Tagen dagegen weiter vorrückend, um seine Schlachtordnung an die Pompejanischen Hügel anlehnen zu können. Dadurch wurden die Soldaten täglich dreister und muthiger. In Absicht der Reiterei beobachtete er seine frühern Grundsätze, weil es ihm wohl bekannt war, daß er an Zahl und Übung in dieser Waffengattung der schwächere sei, und ließ deshalb die kräftigsten und gewandtesten seiner jungen Krieger mit auserwählten Antesignanen unter den Reitern kämpfen, sodaß durch die tägliche Übung dem Heere selbst alle Vortheile dieser Art Krieg zu führen bekannt wurden. So war es denn gekommen, daß 1000 Cäsarische Reiter, weil sie daran gewöhnt waren, den stürmischen Angriff von 7000 Pompejanischen auszuhalten vermochten, und durch die Überzahl eben nicht sehr beunruhigt wurden. In diesen Tagen hatte Cäsar auch ein glückliches Reitertreffen geliefert, und den zu Pompejus übergelaufenen Allobroger Ägus getödtet [9]).

Pompejus, dessen Lager sich auf den Höhen selbst befand, ordnete dagegen am Fuße derselben seine Schlachtreihen, und sah sich immer darnach um, ob sich Cäsar an die untern Höhen anlehnen würde. So wurde es Cäsar deutlich, daß Pompejus den Krieg in die Länge ziehen und eine entscheidende Schlacht bis auf einen möglichst fernen Zeitpunkt verschieben wollte, daher beschloß auch Cäsar aufzubrechen, in der Hoffnung, daß wenn er sich stets auf dem Marsche befände, und sein Lager bald hier, bald dort aufschlüge, er einerseits mit geringern Schwierigkeiten die für das Heer nöthigen Lebensmittel herbeischaffen, andererseits er auf dem Marsche eine Gelegenheit für eine Schlacht gewinnen werde, weil er durch die ungewohnte Arbeit die Pompejaner ermüden mußte. Schon war das Zeichen zum Aufbruch gegeben, schon fing man an die Zelte abzubrechen, als man bemerkte, daß Pompejus ganz gegen seine Gewohnheit weiter von seinen Werken vorgerückt war, sodaß es Cäsar schien, als habe sein Gegner beschlossen, in der bergreichen Gegend sich nicht auf eine Schlacht einzulassen. Ebenso schnell änderte auch Cäsar seinen Plan, und sprach zu den Soldaten, als sich der Zug schon in Bewegung gesetzt hatte und bereits in den Thoren stand: wir müssen unsern Marsch für heute verschieben und an eine Schlacht denken, wie wir sie immer gewünscht haben. Lasset uns muthig sein und zur Schlacht bereit, denn nicht so leicht

6) *Caesar*, De bello civili. III, 82. 7) *Plut.* Caesar. 42, wo Domitius, Spinther und Antonius genannt sind.

8) *Caesar*, De bello civili. III, 83. 9) Ib. III, 84.

Digitized by Google

möchten wir später die Gelegenheit finden. Alsbald führte er die fertigen Scharen ins Freie [10]).

Appian [11]) versteht Cäsar's beabsichtigten Plan, (nach Skotussa) aufzubrechen im Sinne einer Kriegslist, damit den Soldaten jeder mögliche Rückweg abgeschnitten würde, obgleich er zur Vertheidigung des Lagers 2000 Veteranen zurückgelassen hätte, und läßt auch den angefangenen Abbruch des Lagers ꝛc. in diesem Sinne von Pompejus aufgefaßt werden. Pompejus habe, als er den Abbruch des Lagers, und die Ausgleichung der Dämme und Gräben bemerkt, Cäsar's Kühnheit begriffen, während einige Pompejaner geglaubt hätten, daß er an Flucht denke, und geseufzt in seinem Herzen, daß er mit wilden Thieren zu kämpfen habe, welche den Hunger zur Hand hätten, als ein würdiges Reizmittel für wüthende Bestien. Aber es wäre ihm nicht mehr erlaubt gewesen, einen Schritt zurückzuthun, da die Sachen schon, wie das Sprüchwort sagt, bis zum Scheermesser gelangt waren. Deshalb habe er 4000 Legionarier zur Besatzung im Lager zurückgelassen, und seine übrigen Truppen in die Schlacht geführt.

Ehe wir in unserer Erzählung weiter gehen, müssen wir die Gegend etwas näher ins Auge fassen, in welcher die beiden Heere standen. Es ist bisher sehr aufgefallen, daß Cäsar, welcher in seinen Commentarien sonst nicht eben arm ist an Ortsbestimmungen und topographischen Bemerkungen, hier weder das Pompejanische, noch sein eigenes Lager näher bestimmt, um so mehr, da dieses Stillschweigen zugleich die Ebene betrifft, in welcher er den wichtigsten von allen seinen Siegen errang. Durch Cäsar selbst erfahren wir nur, daß er nach der Eroberung von Gomphi und der Capitulation von Metropolis sich in einer Gegend befand, welche reich an trefflichen Kornfeldern (römischen Großen oder einzelnen bevorzugten Hellenen gehörig) war, und daß Pompejus und Scipio, welche sich in Larissa vereinigt hatten, in derselben armeelosen Gegend standen. Aus Cäsar's Munde wissen wir also nur, daß die Armeen zwischen Larissa und Metropolis standen, zwei Punkten, welche 40 englische Meilen von einander entfernt sind. Dennoch ist es notorisch gewiß, daß die beiden Lager, wie das Schlachtfeld selbst in das Territorium von Pharsalos fallen, obgleich Appian allein die Lage von beiden angedeutet hat, indem er bemerkt, daß die beiden Lager 30 Stadien von einander entfernt waren, und der Fluß, welcher die Rechte von Pompejus Schlachtlinie und die Linke von Cäsar's deckte, der Enipeus war, endlich daß die Schlacht zwischen diesem Fluß und der Stadt Pharsalos vorfiel [12]). Außerdem sagt es Plutarch mit deutlichen Worten, daß die Schlacht in der pharsalischen Ebene stattfand [13]), und daß Cäsar, ehe er die Bewegung des Pompejus bemerkte, nach Skotussa aufbrechen wollte, eine Notiz, welche um so wahrscheinlicher ist, als durchaus nichts Locales im Wege steht, wenn auch Plutarch's Quelle in Absicht derselben wahrscheinlich nur Asinius Pollio war, welchen er nicht blos aus Appianus kennt, wie die genauere Benutzung dieses Schriftstellers zur Genüge zeigt [14]). So kann man kaum bezweifeln, daß das Lager des Pompejus östlich vom heutigen Fersala stand, und das Cäsarianische sich näher nach Hadjeverli, am Fuße der felsigen Höhenzüge, hinzog, welche in westlicher Richtung von Fersala einen Vorsprung von drei englischen Meilen in die Ebene nehmen. Hier ist aber noch heute die fruchtbare Ebene mit den reichen Ährenfeldern und den ergiebigen Quellen, welche alle diejenigen kriegerischen Vortheile darbietet, die sich Cäsar in seiner Lage nur wünschen konnte. Nun unterscheiden aber einige alte Schriftsteller zwischen Paläopharsalos und einer jüngern Stadt dieses Namens [15]), und Livius, welcher schon beide Orte kennt, ertheilt den erstern Namen demjenigen Platze, wo die Römer im J. 169 a. c. unter Hostilius lange Zeit ihr Lager aufgeschlagen hatten, und welchen Philipp III. im J. 198 zerstört hatte. So scheint es entweder, daß der feste Platz eine halbe englische Meile östlich von der Akropolis von Pharsalos, von welchem noch ein Paläokastro übrig ist, auch in jener Zeit, wo Hostilius hier sein Lager hatte, noch in Ruinen lag, und

10) *Caesar*, De bello civili. III, 85. Als das Datum der pharsalischen Schlacht ist bei Garzetti-Höfler (Röm. Gesch. S. 23) und in den gangbarsten Lehrbüchern (Wachsmuth und Herren) der 20. Juli des Jahres 706 a. u. c. oder 48 a. c. angegeben. Die Auctoritäten dieses Datums sind mir unbekannt. Dagegen finde ich in einem alten Kalender (im 2. B. der Vitae Pontificum St. Anastasii von *Blanchrinus*) den V. Id. August. angegeben, und dieses Datum finde ich in den beiden kalendarischen Marmoren von Amiternum und Antium, welche Poggini hinter seiner Ausgabe der Fragmente des Verrius Flaccus (Rom 1797. Fol.) bekannt gemacht hat, bestätigt. Zum 9. August ist aber im Kalender von Actium bemerkt: Divus Jul. Phars. vicit und in demjenigen von Amiternum: Soli indigiti in colle Quirinale Fer. q. e. d. C. Caes. C. F. Pharsali devicit. Im Kalender des Maffei stand: Hoc die Hispali vicit statt Pharsalia, weil man außer Acht gelassen hatte, daß Cäsar's Sieg über Cn. Pompejus den Sohn, und seine Eroberung von Corduba, Hispalis und einigen andern Städten Hispaniens nach dem Zeugniß des Dio Cassius (XLII, 43) im Monat April Prid. Polib. gefeiert wurde. Lange Zeit glaubte man der Tag der pharsalischen Schlacht sei in absichtliche Vergessenheit gehüllt worden, indem man sich auf die Worte des Vellejus Paterculus (II, 52): Cruentissimum Romani nominis diem und Lucani (VII, 407 sq.) berief. J. Baptista Bellus hat sich in seiner Diatriba de Pharsalici conflictus mense et die (Tolosae 1637.) (bei *Graevius* Thesaur. Antiq. Rom. T. VIII) mit H. Norisius (in deff. Epochae Syromacedonum Dissert. III. c. 5. p. 163) in Conjecturen über das Datum erschöpft. Durch die aufgestellten Zeugnisse wird aber nicht allein das Datum der pharsalischen Schlacht außer Zweifel gesetzt, sondern auch die Lucanischen Verse erklärt, denn dieser Tag war im römischen Kalender natürlich nicht als eine Niederlage der Pompejaner bezeichnet, sondern als ein glänzender Sieg des Cäsar und seiner Partei. 11) *Appian.*, De bello civili. II, 75.

12) *Appian.*, De bello civili. II, 75. 13) *Plut.* Pompej. c. 68. 71. Caesar. c. 42. 14) *Plut.* l. c. c. 68. Über Plutarch's Quellen in Absicht der pharsalischen Schlacht kann man um so weniger im Zweifel sein, als er ausgenommen, daß er Skotussa als denjenigen Ort bezeichnet, wohin Cäsar am Morgen der Schlacht aufbrechen wollte, Tempe als die Straße, welche Pompejus von Larissa einschlug, und die Mündung des Peneios als den Platz, wo er sich einschiffte, kaum einen Umstand erwähnt, welcher sich nicht auch bei Cäsar oder Appianus fände. Doch darf man nicht verkennen, daß er den Asinius Pollio bei mehren Gelegenheiten genauer citirt als Appian, und daß Livius seine Quelle ist in Absicht der die Schlacht begleitenden Wunder. 15) *Strab.* p. 431. *Liv.* XXXII, 13. XLIV, 1.

Digitized by Google

auch da noch nicht aufgebaut war, als Cäsar hier den Sieg gewann. In Livius' Zeit hieß jener Platz nun entweder selbst Paläopharsalos, oder es ist auch die Akropolis selbst unter diesem Namen verstanden, welche wenigstens noch im Kriege des M. Acilius Glabrio gegen Antiochus einigermaßen fest war, obgleich sie gleich nach den Maßregeln dieses Consuls verlassen sein wird [16]). Oder existirte Pharsalos auch damals noch zum Theil, und schloß die damalige Stadt gleich dem modernen Fersala nur die Gegend an den Quellen am Fuße der Höhen ein, d. h. die Nordwestseite der alten Stadt mit einem Theile der alten Ringmauer, deren oberer Theil die Akropolis inbegriffen und unversehrt gewesen sein mag, während die übrigen Theile der Mauern und der alten Stadt theils schon in Ruinen lagen, theils von Jahr zu Jahr mehr verfielen [17]). Sei dem, wie ihm wolle, nach den Unglücksfällen, welchen Hellas so lange Zeit hindurch ausgesetzt war, ist es wahrscheinlich, daß der Zustand von Pharsalos zur Zeit der Schlacht ein trauriger war; aus den dort aufgehäuften Trümmern und verwitterten Resten ehemaliger Herrlichkeit würde sich dann auch erklären, warum Cäsar hier gar keine Ortsbestimmung angibt, eben weil der Sieger hier keine Stadt mehr vorfand, sondern nur noch Ruinen und vielleicht ein elendes, unbedeutendes Dorf auf der alten Stätte und in der nächsten Nähe derselben gegründet. Dann möchte es aber scheinen, als ob Cäsar selbst den Ruinen, unter welchen er den größten und wichtigsten Sieg erfochten hatte, auch seine Gunst zuwendete, und aus den Trümmern ein neues Pharsalos aufstehen hieß, welches noch in Plinius' Zeit die einzige libera civitas in Thessalien war [18]). Aus Achtung vor der heiligen Stätte ließ man jedoch die Ruinen unangetastet, denn Orosius weiß genau, daß die Schlacht bei Paläopharsalos geliefert ist, also nicht da, wo die neue Stadt stand [19]). Wenn aus dieser Combination aber einerseits deutlich wird, warum Cäsar selbst nicht von einer pharsalischen Schlacht redet, sondern nur von einer zwischen Metropolis und Larissa gelieferten, so ersieht man auch zugleich, warum alle spätern Schriftsteller, wie Plutarch und Appian, von der pharsalischen Schlacht reden konnten, da sie an der Siegesstätte wieder eine Stadt fanden, welche es jedoch schnell genug vergessen haben mag, daß Cäsar es war, der sie schuf.

Wir wenden uns wieder der Geschichte selbst zu. Es zeigte sich später, daß Pompejus der Aufforderung der Seinigen nachgegeben und eine entscheidende Schlacht zu liefern beschlossen hatte. War er doch des Erfolgs seiner Operationen so gewiß, daß er äußerte, Cäsar's Heer würde eher in die Flucht geschlagen werden, ehe es mit dem seinigen zusammenstieße, und als sich der Eine und Andere über die Keckheit dieser Rede verwunderte, da erklärte Pompejus, ich weiß, daß ich etwas fast Unglaubliches verspreche, aber beherziget nur das, was ich rathe, und ihr werdet festen Muthes das Schlachtfeld betreten. Wissen doch meine Reiter durch mich, was ihre Pflicht ist, und haben sie mir doch versprochen, sobald wir dem Feinde gegenüberstehen, Cäsar's rechten Flügel im offenen Sturm anzugreifen, sodaß, wenn seine Linien im Rücken umzingelt sind, sie das zuvor verwirrte Heer in die Flucht treiben können, ehe noch von uns ein Pfeil auf den Feind abgeschossen ist. Das ist der Weg, auf welchem die Schlacht ohne Gefahr für die Legionen und fast ohne Wunden gewonnen werden kann. Das besprochene Manoeuvre selbst ist aber nicht eben schwierig, wegen der bedeutenden Stärke unserer Reiterei. Zugleich hat aber Pompejus in allen Fällen die gehörige Geistesgegenwart und Kaltblütigkeit zu behaupten, und da sich, was sie so oft herbeigewünscht, endlich eine Gelegenheit der Schlacht darbiete, so möchten sie durch ihre Kriegserfahrung und Tapferkeit nicht die gerechten Hoffnungen der Ihrigen enttäuschen [20]). Nun ergriff Labienus das Wort. Glaube nicht, redete er den Pompejus an, daß Cäsar dasjenige Heer bei sich hat, welches ihm Gallien und Germanien in Fesseln schlug. War ich doch selbst in allen Schlachten gegenwärtig und bringe ich nicht thörichter Weise ungereimte und thörichte Dinge vor. Von jenem gewaltigen und gefürchteten Heere ist nur noch ein kleiner Theil übrig, die größere Zahl ist bereits gefallen. Aber bei so vielen Schlachten kann dies auch nicht anders sein, dann sind viele von der herbstlichen Pest in Italien hinweggerafft, viele nach Hause heimgekehrt, und viele auf dem Continent geblieben. Oder habt ihr etwa nicht von denjenigen gehört, welche ihrer Gebrechlichkeit wegen daheim blieben, daß Cäsar in Brundusium seine Cohorten zusammengesetzt hat? Das Heer, welches ihr vor Augen seht, ist aus Werbungen der letzten Jahre im diesseitigen Gallien zusammengesetzt, die meisten seiner Soldaten sind aus transpadanischen Colonien ausgehoben, und die Kerntruppen, welche Cäsar noch geblieben waren, die haben wir in der Doppelschlacht bei Dyrrhachium vernichtet. — Ganz anders urtheilt Dio Cassius [21]), welcher Cäsar's Legionen als den größten und ausgezeichnetsten Theil des römischen Heeres darstellt, zusammengesetzt aus allen gebornen Kriegern, welche das übrige Italien, Hispanien, ganz Gallien und alle Inseln Cäsar unterworfen hätten. Er gesteht, daß Pompejus an Zahl stärker gewesen, die Cäsarianer wären aber durch moralische Kraft den Pompejanern überlegen gewesen. Jede von beiden Parteien hätte also einen Vorzug vor der andern gehabt. — Labienus war jedoch anderer Meinung, und als er seine erbauliche Rede gehalten, schwur er, nur als Sieger ins Lager zurückzukehren, und foderte seine Kameraden auf, ein Gleiches zu thun. Pompejus freuete sich dessen, und leistete selbst zuerst den nämlichen Schwur, dem sich dann auch keiner von den übrigen entzog [22]). Als sich die beiden

16) Antiochus hatte sich in Pharsalos, Skotussa und Pherä festgesetzt, aber sobald Acilius sich nur zeigte, wurden die Städte übergeben. Tausend Einwohner dieser Städte entließ Acilius auf ihren Wunsch zu Philipp, die übrigen entsandte er nach Demetrias, sodaß auch Pharsalos ganz entvölkert wurde, und die reiche üppige Gegend wahrscheinlich an römische Große oder bevorzugte Hellenen verpachtet wurde. *Liv.* XXXVI, 14. 17) So *Leake*, Travels in the northern Greece. IV. p. 482. 18) *Plin.* H. N. IV, 8. 19) *Paulus Orosius* VI 15. p. 420 *Haverkamp.*

20) *Caesar*, De bello civili. III, 86. 21) *Dio Cass.* XLI, 55. 22) *Caes.* l. c. III, 87. *Plut.* Pompejus. c. 68.

Digitized by Google

Heere einander gegenüberstanden, sprach jeder der beiden Feldherren zu seinen Soldaten. Cäsar brachte seine beständigen Dienstleistungen gegen sein Heer in Anschlag, und hob besonders hervor, mit welchem Eifer er um den Frieden gebeten, welche Verhandlungen er durch Vatinius im Zweigespräch und durch A. Clodius mit Scipio gepflogen, und wie sehr er bei Dikos mit Libo über die Abfertigung von Deputirten gewetteifert hätte; dann daß er niemals ohne Noth das Blut seiner Krieger vergossen und dem Staat beide Heere hätte erhalten wollen. Nach solcher Rede soderten die Soldaten die Schlacht und brannten vor Kampfbegierde, und die Tuba gab das Zeichen zum Angriff [23]). Nach Dio Cassius sprechen beide Feldherren über dieselben Gegenstände, jeder suchte seinen Gegner als einen Tyrannen darzustellen und sich selbst als einen Rächer der Freiheit, denn keiner von beiden hatte einen Grund, verschiedenartige oder entgegengesetzte Dinge vorzubringen. Hier stand Tod, dort Rettung, hier winkte Gefangenschaft und Verlust von Allem, dort ruhmgekrönte Herrschaft nach den Rechten des Krieges. Das äußerste Unglück mußte entweder vom Feinde erwartet, oder auf denselben übertragen werden. Durch solche Rede sollen die Herzen der Bürger entflammt und die Bundesgenossen und Unterthanen, welche zwischen einer Verbesserung ihres Schicksals und der Furcht vor einer trübseligen Zukunft schwebten, zum Kampfe angefeuert sein, daß sie vergaßen, Männer eines Stammes, Zelt- und Tischgenossen, oder durch heiliges Bündniß und Eidschwur mit derselben Bürgerschaft verbrüdert zu sein [24]). Auch Appian berichtet, daß vor der Schlacht jeder Feldherr seine Soldaten in eine Versammlung berufen und zur Tapferkeit aufgefodert habe. Pompejus habe also gesprochen: Ihr geht jetzt in einen Kampf, nicht sowol auf den Befehl eures Feldherrn, als folgend dem Sturme eures Herzens. Ihr waret es, die ihr diese Schlacht verlangtet, während ich selbst es vorzog, Cäsar durch Hunger zu schwächen und aufzureiben. Weil ihr nun aber selbst die Ordner und Schiedsrichter einer Schlacht seid, so geht auch an das Werk, wie die Überzahl mit der geringern Zahl sich schlägt, verachtet den Feind, denn es ist recht, daß der Besiegte vom Sieger verachtet wird, Jünglinge von Veteranen, Ermüdete von Frischen, denen noch dazu so bedeutende Kriegsmittel und Streitkräfte zu Gebote stehen, denen ihr gutes Recht und die Gesetzlichkeit ihrer Sache im Herzen Kraft verleiht. Wir streiten für die Freiheit, für das Vaterland, wir haben für uns das Recht und einen ehrenvollen Namen, mit uns sind so viele Männer senatorischen und ritterlichen Ranges, während unser Gegner als ein einzelner Mann dasteht, welcher zur Alleinherrschaft schreitet, dessen Brücke Straßenraub und Mordbrennerei ist. Geht also, wohin ihr selbst gewollt habt, Hoffnung im Herzen und eingedenk der feindlichen Flucht bei Dyrrhachium, und der Feldzeichen, welche ihr ihnen damals genommen habt [25]).

Cäsar habe dagegen auf folgende Weise zu denjenigen geredet: Der schwerste Theil der Arbeit ist schon geschehen. Wir werden uns nicht mehr zu schlagen haben mit Hunger und Elend, sondern mit Menschen, und der heutige Tag wird Alles entscheiden. Seid eingedenk dessen, was ihr bei Dyrrhachium versprochen habt, als ihr euch unter meinen Augen verschworet, daß ihr nie zurückkehren wolltet, wenn ihr nicht gesiegt hättet. Diese sind es aber, Kameraden, welche wir von den Säulen des Herkules her kennen, diese sind es, welche unsern Sturm nicht aushalten konnten und aus Italien, ihrem Vaterlande, vor uns entwichen; diese sind es endlich, welche uns nach zehnjährigen ruhmvollen Kämpfen mit einem wilden und ungeschlachten Feinde, nach unzähligen Siegen, und nachdem wir mehr denn 400 spanische, gallische, germanische, britannische Nationen dem vaterländischen Gehorsam unterworfen, der verdienten Ehrenämter, des Triumphes und der übrigen Belohnungen berauben wollen. Dennoch haben wir ihnen die billigsten und gerechtesten Friedensbedingungen geboten, aber sie wollen sich nicht einlassen auf heilsame Rathschläge, so wenig wie ich im Stande war, durch ein Übermaß von Wohlthaten ihren Übermuth zu bändigen. Ihr wißt es selbst, wie viele von ihnen ich unangetastet ließ, weil ich hoffte, ähnlich von ihnen behandelt zu werden. Das ruft euch heute Alles ins Gedächtniß zurück, wenn ihr mich kennt als einen Mann, der euch Wort zu halten gewohnt ist, wenn ich euch jemals Herzensgüte, Freigebigkeit und milde menschliche Gesinnung bewies [26]). Auch ist es eben nicht schwer, kriegserfahrene Veteranen, welche sich unkundigen und unmündigen Tironen zugesellt haben, aus dem Felde zu schlagen, namentlich nicht, wenn diese im knabenhaften Übermuth den Befehlen ihres Feldherrn ungehorsam sind. Jene Veteranen gehen nur furchtsam und wider ihren Willen in die Schlacht; ihr Glück ist schon grau, sie selbst sind durch die Last der Jahre langsam und träge zur That geworden. Sie sehnen sich nicht mehr in den Streit, gehorchen nur noch fremdem Machtgebot. Was aber die Hilfstruppen des Pompejus anbelangt, so dürft ihr nicht einmal an sie denken, sie nicht mitzählen und durchaus keinen Angriff auf sie machen. Das ist syrisches, lydisches und phrygisches Gesindel, zur Flucht allein und zur Knechtschaft geschaffen, ich weiß es genau, und bald werdet ihr es sehen, daß Pompejus selbst ihnen keinen Platz in seinen Linien gönnt. Darum stürmt blos auf die Italer ein, wenn auch die Hilfstruppen nach bündischer Weise durch Plänkeln euch zu verwirren suchen sollten. Haben wir aber jene in die Flucht geworfen, dann lasset uns vom Morde abstehen, denn es sind unsere Stammverwandten, deren Blut wir vergießen, und nur noch gegen die Asiaten wüthen, damit wir den übrigen Furcht einjagen. Vor Allem aber seid eingedenk eurer Verheißung, daß ihr Tod oder Sieg wollt. Darum wenn ihr aus dem Lager tretet, so vernichtet euren Wall, und füllt eure Gräben mit der aufgeworfenen Erde, damit uns nichts übrigbleibe, wenn wir nicht gesiegt haben, und die Feinde, wenn sie uns ohne Lager wissen, zugleich

23) *Caesar*, De bello civili. III, 90. 24) *Dio Cass.* XLI, 57. 25) *Appian.*, De bello civili. II, 72.

26) *Appian.*, De bello civili. II, 73.

Digitized by Google

begreifen, daß wir nothgedrungen auf ihre Vorräthe angewiesen sind [27]).

So sehr diese beiden Reden übrigens dem Gedankenkreise der beiden Feldherren entsprechen, so enthält doch der Schluß der Rede Cäsar's augenscheinlich eine historische Unrichtigkeit. Cäsar hatte allerdings bereits Befehl zum Abbruch der Zelte gegeben, aber nicht deshalb, weil er seine Krieger zum Siege zwingen wollte, indem er ihnen jeden möglichen Rückzug abschnitt, sondern weil er die Hoffnung bereits aufgegeben hatte, in der pharsalischen Ebene eine Schlacht liefern zu können [28]). Auch Plutarch erzählt [29]), mit Tagesanbruch hätte Cäsar nach Skotussa aufbrechen wollen, die Soldaten hätten schon die Zelte abgebrochen und Zugthiere und die Sklaven vorangeschickt, als die Wachen gemeldet hätten, daß sie sehr viele Waffen im feindlichen Lager unterscheiden könnten, und eine lärmende Bewegung der Männer von dorther erschalle, wie zur Schlacht, und bald wären andere Boten mit der Meldung gekommen, daß die ersten Glieder schon in Schlachtordnung ständen. Jetzt, rief Cäsar, ist der ersehnte Tag gekommen, welcher uns von Hunger und Elend erlösen wird, und befahl eilig, vor dem Lager den purpurnen Kriegsmantel aufzuhängen, wodurch die Römer das Zeichen zur Schlacht gaben. Die Soldaten sahen es, warfen unter Freudengeschrei die Zelte weg und stürmten zu den Waffen. Und als nun die Centurionen ihre Leute zu den Linien führten, da ordneten sich die Reihen leicht und ohne Störung gleichwie ein Chortanz. — Aber hätten wir auch diese beiden Zeugnisse nicht, so kennen wir doch Cäsar zu gut als vortrefflichen Feldherrn, als daß wir glauben könnten, daß er sich im Falle einer Niederlage den letzten Ausweg abgeschnitten hätte.

Dio Cassius [30]) schildert in ganz sentimentaler Weise die Stimmung der beiden Heere vor der Schlacht. Jeder Theil habe sich gefürchtet, die Schlacht zu beginnen und das Zeichen zum Wechselmord zu geben. Daher auf beiden Seiten tiefes Stillschweigen und ungemeine Traurigkeit, keiner rückte vor, keiner bewegte sich, jeder hielt wie leblos das Auge auf den Boden geheftet, Cäsar sowol als Pompejus hätten endlich gefürchtet, daß, wenn diese Ruhe noch länger währe, die Herzen und der Muth ihrer Krieger erschlaffen, oder wol wieder sich versöhnen möchten, und hätten schnell das Zeichen durch die Tuba geben lassen, und befohlen, das Schlachtgeschrei anzustimmen (was von Seiten des Pompejus behauptet, eine historische Unrichtigkeit ist). Dies sei nun allerdings auf beiden Seiten geschehen, doch habe viel gefehlt, daß die Herzen der Soldaten durch diese Aufmunterungen ermuthigt worden wären, vielmehr da sie den gleichen Ton der Tuba vernahmen und in dem gleichen Schlachtgeschrei auch die Gemeinsamkeit ihrer Zunge und Abkunft wiedererkannten, so seien sie wieder ihres gemeinschaftlichen Ursprungs eingedenk geworden, und hätten sich wiederum der Trauer und Niedergeschlagenheit ergeben, welche sich sogar in Thränen Luft gemacht hätte [31]). Auch Appian berichtet, daß die beiden Heere lange Zeit ein tiefes Stillschweigen beobachtet, gezaudert und gewartet hätten, jeder, daß von der andern Seite das Zeichen der Schlacht gegeben werden sollte. Denn es jammerte sie, daß so viele Männer Italiens, wie nie zuvor, die Auserlesensten auf beiden Seiten, mit einander streiten, daß Römer gegen Römer die Waffen erheben sollten. Je näher die Gefahr heranrückte, um so mehr ließ der Ehrgeiz nach, der sie bisher geblendet. Dagegen bemeisterte sich beider Theile die Furcht, sie überlegten die Größe der Gefahr, die Ursache des Krieges, daß zwei Männer über die Oberherrschaft mit einander stritten, und damit der geschlagene Theil aller politischen Bedeutung verlustig ginge, ihr Leben in Gefahr brächten, so viele ausgezeichnete Männer in dieselbe Gefahr verwickelten. Auch das kam ihnen ins Gedächtniß, daß diese Gegner jüngst noch Freunde waren, und durch viele Wechselwohlthaten für die Wahrung ihrer Würde und die Erhebung ihrer Macht gearbeitet hätten. Die, welche einander gegenüber traten, waren zum Theil durch enge Bande der Verwandtschaft mit einander verbunden. Beide Feldherren wußten dies genau, aber die Reue kam ihnen zu spät; doch an jenem Tage, welcher den Einen zum Ersten, den Andern zum Letzten aller Menschen machen mußte, scheute sich jeder den ersten Streich zu thun, und man erzählt sich, daß beide Feldherren Thränen vergossen. In dieser Zwischenzeit, während der Eine den Andern beobachtete, rückte der Tag vor, doch blieben alle Legionen standhaft auf ihren Plätzen, aber Pompejus mußte doch bemerken, daß sich seine Hilfstruppen nicht ordentlich in den Reihen hielten, weil sie sich ärgerten über den Vorzug, und fürchtete deshalb, daß dieselben durch ihr böses Beispiel, ehe die Schlacht anhöbe, auch die Übrigen in Unordnung brächten. So ließ er das Zeichen zum Angriff geben, Cäsar that seinerseits dasselbe. Jetzt stimmte die Tuba wieder mit gewaltigem Klange zusammen und machte den Soldaten Muth, wozu noch die Anfeuerungen der jetzt umherreitenden Herolde und Präfecten kamen. Die Legionen marschirten nun mit großem Muth und nicht geringerm Schweigen, als es bei ähnlichen Gelegenheiten zu geschehen pflegt, einander entgegen. Ein Irrthum des Appian, welcher sich aus der Kriegslist des Pompejus gleich aufklären wird [32]).

Wer da weiß, in welchem Grade der Factionsgeist die Gemüther zu erbittern vermag, wird auch diese beiden Darstellungen zu würdigen wissen, und nicht etwa sich der Meinung hingeben, als sei dieselbe aus dem Berichte des Asinius Pollio geschöpft. Dio Cassius sowol, als Appian machen hier den großen Fehler, daß sie den handelnden Personen ihre eigenen Gedanken und Gefühle unterlegen. Vielmehr erwarteten namentlich aber die römischen Ritter mit Ungeduld die Schlacht, indem sie sich gewaltig viel auf den Glanz ihrer Waffen und ihr prächtiges Rüstzeug einbildeten, und stolz waren auf ihre körperliche Schönheit und ihre Übermacht, indem ihrer 7000 Pompejaner 1000 Cäsarianern gegenüber standen. Auch

27) *Appian.*, De bello civili. II, 74. 28) *Caesar*, De bello civili. III, 85. 29) *Plut.* Pompej. c. 68 nach *Asinius Pollio.* 30) *Dio Cass.* XLI, 57. 31) Ib. XLI, 58.

32) *Appian.*, De bello civili. II, 77, 78.

Digitized by Google

das Fußvolk war nicht gleich, denn 45,000 ſtanden 22,000 gegenüber [32]). Aber Cäſar's Heer war nicht minder kampfbegierig und gewilligt, den Feind zu vernichten. Cäſar hatte ſeinen Soldaten erklärt, daß Corſinius mit zwei Legionen in der Nähe ſei und Calanos mit 15 Manipeln bei Megara und Athen ſtände, und fragte ſie, ob ſie dieſe Verſtärkungen abwarten wollten, oder vorzögen, für ſich allein die Gefahr zu beſtehen. Da baten und riefen ſie, keine Zeit zu verlieren, ſondern vielmehr ſo ſchnell als möglich mit dem Feinde anzubinden, und die Mittel der Kriegskunſt und Kriegsliſt der Übermacht entgegenzuſetzen [33]). Alſo ſtellte Cäſar eine Entſündigung ſeines ganzen Heeres an, aber ſchon als das erſte Opferthier geſchlachtet war, erklärte der Opferprieſter, daß in dreitägiger Schlacht über die Feinde entſchieden ſein würde, und als ihn Cäſar darauf fragte, ob er auch über die Magiſtrate ein gutes Zeichen an den Opferthieren ſähe, da antwortete der Seher: „Du ſelbſt, o Cäſar, wirſt dir dieſe Frage am beſten beantworten können, denn die Götter zeigen eine große Umwandlung und Veränderung des beſtehenden Zuſtandes in das Gegentheil an. Wenn du alſo in der Gegenwart wohl zu leben vermeinſt, ſo haſt du das ſchlimmere Loos zu erwarten, wenn du aber jetzt in Elend und Troſtloſigkeit biſt, ſo harret dein eine ſchönere Zukunft." — Viele Wunder begleiteten überhaupt die pharſaliſche Schlacht. Als Cäſar in der Nacht vor der Schlacht ſeine Wachen beſuchte, wurde in der Mitternachtsſtunde am Himmel eine Flamme ſichtbar, welche ſich hell und einem Blitz ähnlich über Cäſar's Lager erhob und auf das Lager des Pompejus niederzuſtürzen ſchien. Dann hörte man in der Morgenſtunde ein entſetzliches Angſtgeſchrei, welches von der Seite der Feinde herüberſcholl [34]). Pompejus ſelbſt hatte hoffnungsvolle und ängſtliche Erſcheinungen im Traume geſehen, es kam ihm vor, als werde er im Theater von den Römern beklatſcht [35]), dann ſchien er ſich aber den Tempel der Aphrodite Nikephoros mit vieler Beute zu ſchmücken. Während das eine Traumbild ſeine Hoffnung belebte, beugte ihn das zweite zur Niedergeſchlagenheit. Denn es ſchien ihm zu verkündigen, daß er den eigenen Ruhm und den Glanz ſeines Hauſes auf Cäſar übertragen ſolle, deſſen Geſchlecht in alten Sagen an Aphrodite angeknüpft wurde. Auch ſonſt fehlte es nicht an Wunderzeichen und ſchrecklichen Erſcheinungen im Jahre der Schlacht [36]), die man damals zum Theil zunächſt auf eine ſchreckliche Feuersbrunſt bezog, welche den größten Theil der Stadt in Aſche legte [38]). Als Pompejus von Dyrrhachium weiter zog, ſo waren ihm auch die Blitze entgegen [39]), ein Bienenſchwarm zeigte ſich bei den Feldzeichen, nächtliches Schrecken erfüllte das Heer, und viele Opferthiere entflohen auf dem Wege zu den Altären. Am Tage der Schlacht ſelbſt geſchahen an verſchiedenen Orten Wunderzeichen, zwei Mal in Antiochia Geſchrei und Waffengeräuſch, als würden die Mauern geſtürmt, während in Pergamos Tympanengetön erſcholl. In Tralles erhob ſich im Tempel der Victoria unter dem Standbilde des Cäſar eine grüne Palme aus der Verbindung des Mauerwerkes, und wuchs zur reifen Größe empor, die Bildſäule der Göttin ſelbſt aber wendete ſich zu derjenigen des Cäſar hin, während ſie derſelben früher ſchräg gegenübergeſtanden. In Patavium war ein ausgezeichneter Kenner der Mantik, C. Cornelius, von ſeinem Mitbürger, dem Geſchichtſchreiber Livius, erwähnt [40]), an jenem Tage mit der Beobachtung der Vögel beſchäftigt, und erkannte aus den Zeichen nicht allein den Zeitpunkt der Schlacht, ſondern erklärte auch den Umſtehenden, daß jetzt die Sache entſchieden werde, und die Männer Hand anlegten ans Werk. Dann wendete er ſich wiederum zur Vögelſchau und beobachtete die Zeichen, und ſprang mit Enthuſiasmus auf; du ſiegſt, o Cäſar, mit lauter Stimme rufend. Als ſich aber die Umſtehenden entſetzten, da nahm er ſeinen Kranz vom Haupte, und erklärte, indem er ſeine Rede mit einem Eide erhärtete, daß er den Kranz nicht wiedernehmen werde, bis ſeine Kunſt durch den Erfolg gerechtfertigt ſei [41]). In Syrien endlich erſchienen zwei Jünglinge am Tage der Schlacht, verkündeten den Ausgang, und wurden nicht wieder geſehen [42]).

Als Cäſar dem Lager des Pompejus näher kam, ſo bemerkte er, daß ſein Heer auf folgende Weiſe geordnet war. Auf dem linken Flügel ſtand Pompejus ſelbſt mit der erſten und dritten Legion, welche gleich im Anfange des Zerwürfniſſes in Folge eines Senatsbeſchluſſes von Cäſar abgefallen waren. Im Centrum ſtand Scipio mit den ſyriſchen Legionen, die kilikiſche Legion in Verbindung mit den ſpaniſchen Cohorten, welche Afranius herbeigeführt hatte, war auf dem rechten Flügel aufgeſtellt. Dieſe Truppen hielt Pompejus ſelbſt für den Kern ſeines Heeres, den Reſt, welcher noch 110 Cohorten bildete, hatte er zwiſchen der mittlern Schlachtlinie und den beiden Flügeln aufgeſtellt. Die Totalſumme dieſer Truppen machte 45,000 Mann, wozu jedoch noch 2000 ausgediente, im ganzen Heere zerſtreute Freiſoldaten früherer Heere kamen, die ſich zu Pompejus geſchlagen hatten. Sieben Cohorten endlich hatte Pompejus im Lager und in angrenzenden Caſtellen zurückgelaſſen. Seinen rechten Flügel ſchützte, wie wir gezeigt haben, der Enipeus durch ſeine hohen, abſchüſſigen Ufer, während die ganze Reiterei, Bogenſchützen und Schleuderer, auf dem linken Flügel placirt waren [42]). Ganz unähnlich und vermuthlich falſch

33) *Plut.* Caesar. c. 42. 34) Ib. c. 43. Die Namen ſind verdorben, aber die Quelle iſt wahrſcheinlich Aſinius. 35) *Plut.* l. c. Pompej. 68. 36) *Plut.* Caesar. c. 42. Pompej. 68. *Jul. Obsequens*, De prodigiis. c. 125. 37) *Jul. Obsequens* l. c. 38) Von dieſer Feuersbrunſt redet auch Droſius (VI, 14. VII, 2), obgleich ſie nach ſeiner Rechnung ins Jahr 703 o. u. c. fiel. 39) cf. *Val. Max.* I, 6. 12. *Luc.* VII, 182. *Just.* XXII, 6. *Dio Cass.* XLI, 61.

40) *Liv.* XXXIX, 45. 41) *Jul. Obsequens* c. 125. *Plut.* Caes. c. 47 nach *Livius*. 42) *Dio Cass.* XLI, 61. Die Dioskuren? 43) *Caesar*, De bello civili. III, 86. Nach Paullus Droſius (VI, 15. p. 420 *Havercamp.*) hatte Pompejus 40,000 Mann oder 88 Cohorten in dreifacher Ordnung aufgeſtellt, und 600 Reiter auf dem linken und 500 auf dem rechten Flügel placirt. Viele Könige, Senatoren, Ritter und römiſche Bürger wären auf ſeiner Seite geweſen, abgeſehen von der großen Anzahl der leichten Truppen.

ist die Heeresordnung von Appianos beschrieben. Beide Feldherren hätten die römischen Legionen in drei Abtheilungen in die Fronte gestellt und durch mäßige Zwischenräume von einander getrennt, die Flügel dagegen durch Reitergeschwader gedeckt, und Bogenschützen und Schleuderer mit den übrigen Truppen vermischt. Die Hilfsvölker dagegen wären abgesondert aufgestellt worden, mehr zur Schau und Prahlerei, als zum Gebrauch, denn nur die auf beiden Seiten aufgestellten Legionen hätten Vertrauen eingeflößt. Pompejus' Hilfstruppen wären nämlich aus Nationen der verschiedensten Sprachen zusammengesetzt gewesen, doch hätte er von diesen auserlesene Makedonier, Böotier, Peloponnesier und Athener näher neben der italischen Phalanx aufgestellt, weil sie mehr daran gewöhnt gewesen wären, schweigend in Reihe und Glied zu kämpfen. Die übrige Masse sei, ganz wie Cäsar es vorher vermuthet hatte, außerhalb der Schlachtlinie aufgestellt worden, und hätte von Pompejus den Befehl erhalten, jede einzelne seiner Bewegungen nach Kräften zu unterstützen, durch kräftigen Sturm den Feind zu umzingeln und zu schlagen, und Cäsar's Lager, welches bereits des Walles entbehrte, zu plündern [44]). Mit Appianos ziemlich Übereinstimmendes bringt auch Dio Cassius vor. In Pompejus' Lager wären mehre von senatorischem und ritterlichem Range gewesen, und diejenigen, welche er nach den angestellten Werbungen mit sich geführt hatte, dann aber auch eine große Masse aus den übrigen dem römischen Volke unterworfenen Provinzen, sowie er auch über die verbündeten Völker und Königreiche seine Werbungen erstreckt hätte. Denn mit alleiniger Ausnahme des Pharnakes und Orodes, welchen er, trotz dem der Letztere seit dem Fall der beiden Crassus für einen Feind des römischen Volkes erklärt worden war, dennoch zum Bündnisse mit sich vermocht hatte, waren alle, welche er sich früher auf irgend eine Weise zu Freunden gemacht hatte, ihm theils mit Contingenten, theils durch Geldsendungen zu Hilfe gekommen, und befanden sich sogar zum Theil persönlich in seinem Lager. Außerdem jedoch hatten auch die Parther keine Hilfe geschickt, weil ihnen von Pompejus das als Preis ausbedungene Syrien abgeschlagen war [45]). Dazu berichtet noch Appian, daß Pompejus das Centrum seinem Schwiegervater Scipio, den linken Flügel dem L. Domitius und den rechten dem Lentulus übergeben hatte, während Afranius mit Pompejus selbst in der Bewachung des Lagers geblieben sei [46]). Plutarch endlich meldet mit Cäsar übereinstimmend, daß Pompejus den rechten Flügel, welcher dem Antonius gegenüberstand, selbst commandirt, und seinen Schwiegervater Scipio mit dem Centrum dem L. Calvinus gegenübergestellt, den linken Flügel aber unter L. Domitius' Commando gestellt hätte, der durch die Übermasse der Reiterei gedeckt gewesen sei [47]), eine Bemerkung, welche von Plutarch im Leben des Cäsar wiederholt ist, wo jedoch noch über die Position der Reiterei hinzugefügt ist, daß sie den rechten feindlichen Flügel umzingeln sollte, um in der nächsten Umgebung des Feldherrn selbst eine Niederlage anzurichten, indem Pompejus voraussetzte, daß die Tiefe der schwerbewaffneten Phalanx durchaus keinen Widerstand leisten könnte, vielmehr das ganze Cäsarische Heer verwirrt und fortgerissen werden müßte, wenn der Angriff einer so gewaltigen Reiterei zu gleicher Zeit geschähe [48]).

Cäsar selbst hatte, seinem frühern Plane getreu, die zehnte Legion auf dem rechten Flügel, die neunte auf dem linken aufgestellt, wenn sie auch in dem Treffen bei Dyrrhachium bedeutend gelitten hatte, verband jedoch mit der letztern dergestalt die 38., daß fast eine einzige Legion aus beiden gebildet wurde, und gebot, daß die eine der andern als Schutzwehr dienen sollte. Seine Schlachtlinie bestand aus 80 Cohorten oder 22,000 Mann [49]) und zwei Cohorten waren als Besatzung im Lager zurückgeblieben. Den linken Flügel commandirte Antonius, den rechten P. Sulla, und Domitius Calvinus das Centrum. Cäsar selbst stellte sich Pompejus gegenüber; weil er aber besorgt war, daß sein rechter Flügel von der Menge der feindlichen Reiterei umgangen würde, so nahm er schnell von der dritten Schlachtlinie einige Cohorten weg, bildete aus diesen eine vierte, und stellte sie der feindlichen Reiterei gegenüber, nachdem er ihnen seine gemessensten Befehle gegeben, und auseinandergesetzt hatte, daß der Sieg und Ruhm des Tages von ihrer Tapferkeit abhängen werde. Der dritten Linie aber und dem ganzen Heere gab er den bestimmtesten Befehl, daß sie nicht ohne seine besondere Aufforderung mit dem Feinde zusammenstoßen sollten, indem er, sobald dies geschehen sollte, das Zeichen dazu durch ein Fähnlein geben wollte [50]). Ziemlich übereinstimmend meldet auch Plutarch, daß, nachdem Cäsar durch eilende Boten von der Bewegung des Pompejus in Kenntniß gesetzt war, er zu den Göttern gebetet, und sofort seine Phalanx in dreifacher Schlachtlinie aufgestellt habe, indem er dem Calvinus Domitius das Centrum gegeben, und von den Flügeln den einen dem Antonius gegeben, den andern für sich selbst behalten hätte, weil er in der zehnten Legion kämpfen wollte. Als er sich aber hierauf die feindliche Reiterei gegenüber aufgestellt gesehen und mit dem Glanz ihrer Waffen auch ihre übergroße Anzahl gefürchtet hätte, habe er heimlich von der zu äußerst aufgestellten Legion sechs Manipeln zu sich stoßen lassen und hinter den rechten Flügel postirt, indem er ihnen zeigte, was sie zu thun hätten, wenn die feindliche Reiterei heranstürzte [51]), indem er ihnen gebot, sich ruhig zu verhalten, damit sie vom Feinde nicht gesehen würden; wenn aber die feindlichen Reiter heransprengten, sollten sie durch die Vorkämpfer herausbrechen, und nun nicht, wie die Stärksten unter ihnen gewohnt wären, ihre Wurfspieße in die Ferne schleudern und dann die Schwerter

44) *Appian.*, De bello civ. II, 75. 45) *Dio Cass.* XLI, 55. 46) *Appian.* l. c. II, 76. 47) *Plut.* Pompejus. c 69.

48) *Plut.* Caesar. c. 44. 49) *Plut.* Pompej. c. 69. Cäsar hatte 22,000 Mann bei sich, während Pompejus ihm wol eine doppelte Masse entgegenstellte. Nach P. Orosius (VI, 15. p. 420 *Haverkamp*) hatte Cäsar 80 Cohorten in dreifacher Linie aufgestellt, und nicht weniger als 30,000 Mann zu Fuß und 1000 Reiter bei sich. 50) *Caes.*, De bello civ. III, 89. 51) *Plut.* Caesar. c. 44.

Digitized by Google

zücken, sondern hoch schlagen und stoßen, und Augen und Antlitz ihrer prächtigen Feinde verwunden. Das würden die schönen und reizenden Pyrrhichisten schon wegen ihrer Jugendblüthe nicht aushalten, denn nicht würden sie dem Eisen Trotz bieten, welches sie mit Blindheit bedrohte [52]). Auch Appianos stimmt mit Cäsar überein, er berichtet, daß Sylla, Antonius und Cn. Domitius die Feldherren des Cäsar gewesen wären, Cäsar selbst aber, wie er dies zu thun gepflegt, einen bequemen Platz in der zehnten Legion sich gewählt hätte, weshalb ihm Pompejus die stärksten und geübtesten Reiter gegenübergestellt, damit er durch Überzahl und Stärke umzingelt würde. Cäsar selbst dagegen, sobald er dies bemerkt, habe 3000 der kräftigsten und auserlesensten Fußsoldaten zu seinem Befehl gestellt, und diesen geboten, sobald sie die feindlichen Reiter heranrücken sähen, um ihn zu umzingeln, aus ihrem Versteck hervorzubrechen und mit den vorgestreckten Lanzen namentlich das Antlitz der Feinde zu verwunden, und die Jünglinge, welche sich so gewaltig viel auf die Schönheit ihrer Gesichter einbildeten, würden die Verunglimpfung und Schändung ihrer Schönheit nicht ertragen. So hätten sich beide Feldherren einer Kriegslist gegen einander bedient und sich dann unter ihre Reihen gemischt, und die Parole ertheilt, die Cäsarianer Venus Victrix, die Pompejaner Hercules Invictus [53]). Der wackere Crastinus, ein Ausgedienter in Cäsar's Heer, der im vorigen Jahre die erste Compagnie in der zehnten Legion commandirt hatte, ein Mann von seltener Tapferkeit, verdiente es wol, daß die Geschichte seinen Namen und seine That aufbewahrt hat. Als das Zeichen zum Angriff gegeben war, rief er mit lauter Stimme, folgt mir, Kameraden, die ihr meine Manipularen gewesen seid, und helft demjenigen, welchen ihr zu eurem Feldherrn erwählt habt; dies eine Treffen ist noch übrig; wenn es geliefert ist, hat er seine Würde, haben wie unsere Freiheit zurück. Da erblickte er Cäsar und sprach zu ihm: „Heute werde ich thun, was du mir noch im Grabe danken wirst." Mit diesen Worten stürzte er sich zuerst aus dem rechten Flügel heraus, gefolgt von ungefähr 120 Freiwilligen derselben Centurie [54]). Und vorwärts, durch nichts aufgehalten, stürmte der begeisterte Veteran in die dichtesten Haufen der Feinde, rings Mord, Blutbad und Entsetzen verbreitend, bis ihm endlich ein Pompejaner das Schwert in den zugekehrten offenen Mund stieß, sodaß die Spitze durch den Hinterkopf wieder hervordrang, und er fiel als ein edles Opfer seines Muthes und aufopfernder Ergebung gegen seinen Feldherrn [55]). Auch Plutarch hat die seltene That aufbewahrt, jedoch mit einigen Abweichungen und zum Theil ausführlicher. Cäsar habe den Muth seiner Legionen nur heben wollen, und, als er schon zur Schlacht vorschritt, zuerst unter den Centurionen einen ihm getreuen kriegserfahrenen Mann erblickt, welcher seiner Compagnie Muth einsprach. Da habe ihn Cäsar bei seinem Namen angerufen, und ihn gefragt: Was haben wir zu hoffen, und wie steht es mit dem Muth? Crastinius aber streckte ihm die Rechte entgegen, und rief mit vernehmlicher Stimme, wir werden glänzend siegen, und mich wirst du heute, wenn auch im Grabe loben. Und vorwärts stürmte er im Laufe zuerst auf die Feinde los und riß seine 120 Kameraden mit sich fort, und hieb die ersten nieder, bis er endlich nach vielfachem Morde bewältigt fiel, da ihm ein Pompejaner das Schwert in den Mund stieß, sodaß die Spitze durch den Hinterkopf wieder hervordrang [56]). Und mit dem Heldenlode dieses Opfers wurde der Kampf wieder gleichmäßig. Appian erkennt dem Helden den dritten Preis der Tapferkeit in dieser Schlacht zu. Cäsar ließ seinen Leichnam unter den Todten aufsuchen, schmückte ihn mit allen militairischen Ehrenzeichen, begrub ihn abgesondert und errichtete ihm ein besonderes Monument neben dem gemeinschaftlichen Hügel der Übrigen [57]).

Zwischen beiden Heeren war soviel Zwischenraum gelassen, als zum ersten Angriff nöthig schien. Pompejus aber hatte den Seinigen geboten, den Angriff der Cäsarianer nur aufzufangen, und ohne sich vom Platze zu bewegen, es ruhig anzusehen, daß dieselben ihre Linien aus einander zögen. Das hatte C. Triarius gerathen, damit die Kraft des ersten feindlichen Stoßes gebrochen und die Reihen aus einander gezogen würden, während die Pompejaner, in festen Reihen und Gliedern geordnet, die zerstreuten angreifen könnten. Zugleich hatte er gehofft, daß die feindlichen Pfeile unschädlicher sein würden, wenn die Soldaten ruhig auf ihren Plätzen blieben, als wenn sie dem Regen der Geschosse entgegenliefen; endlich würden die Cäsarianer durch die doppelte Länge des Laufes nothwendig erschlafft werden, und schon ihrer Ohnmacht wegen niedergemacht werden können. Cäsar selbst konnte nicht glauben, daß Pompejus es gewesen, welcher diesen so unpsychologischen Plan ausgesonnen hatte; denn in jedes Menschen Brust lebt vor der Schlacht eine gewisse Aufregung und ein Feuer, welches durch die Hast der Kampfwuth nur noch angefacht wird. Es ist aber augenscheinlich, daß diese Gemüthsstimmung von dem Feldherrn nicht gehemmt und unterdrückt werden darf, sondern im Gegentheil belebt und erhöhet werden muß; darum ist es alter Brauch, daß von allen Seiten zugleich die Zeichen des Angriffs erschallen und ein gemeinschaftliches Schlachtgeschrei angestimmt wird; denn dadurch hat man immer geglaubt die Feinde zu schrecken und das eigene Heer zu begeistern [58]). Doch sucht Plutarch den Pompejus wegen dieses Planes zu entschuldigen. Als er nämlich vom Pferde herab die feindliche Schlachtlinie in geschlossenen Gliedern in Ruhe und Ordnung den rechten Zeitpunkt abwarten gesehen, während sein eigenes Heer in sträflicher Ungeduld hin und her schwankte und folglich seine Glieder verwirrte (eine Notiz, welche jedoch nur auf die Bundesgenossen ihre Anwendung finden kann)

52) *Plut.* Pompej. c. 69. 53) *Appian.*, De bello civ. II, 76. 54) *Caes.*, De bello civ. III, 91. 55) Ib. III, 99.

56) *Plut.* Caesar. c. 44 und Pompej. c. 71, wo er jedoch Crassianus heißt, während ihn Appian wie Cäsar Crastinus nennen. 57) *Appian.*, De bello civ. II, 82. 58) *Caes.*, De bello civ. III, 92. *Plut.* Caesar. 44, wo Pompejus' Verfahren ebenso unverhohlen getadelt wird.

Digitized by Google

da habe er gefürchtet, daß es gleich im Anfange der Schlacht gesprengt werden möchte, und den ersten Gliedern den Befehl ertheilt, auf ein Knie niedergeworfen, und in eng an einander geschlossenen Gliedern den Feind zu erwarten [59]). Aber auch hier mochte Plutarch eine spätere Operation des Pompejus, welche durch die Umstände nöthig gemacht war, mit der ersten Maßregel verwechselt haben. Der Erfolg lehrte bald, daß Pompejus, indem er den Plan des Triarius befolgte, einen großen strategischen Fehler gemacht hatte. Cäsar's Soldaten stürmten auf das gegebene Zeichen mit den feindlichen Pfeilen heran, und als sie bemerkten, daß von den Pompejanern der Angriff nicht wiederholt werde, so kam ihnen diejenige Erfahrung zu Nutze, welche sie in frühern Schlachten eingesammelt hatten; sie hemmten von freien Stücken ihren Lauf, und standen ungefähr in der Mitte des freien Zwischenraums still; damit ihre Kräfte nicht erschöpft wären, wenn sie ihr Ziel erreicht hätten, gönnten sie sich im Angesicht der Feinde einen kleinen Augenblick der Erholung, erneuerten dann den Sturm, schossen ihre Pfeile ab, und griffen, wie ihnen Cäsar ausdrücklich befohlen hatte, sogleich nach ihrer Ankunft bei dem Feinde zu den Schwertern [60]). Auch Plutarch weiß, daß Cäsar dieser Kriegslist begegnete, die Hemmung entkräftete, den stürmischen Nachdruck der Schläge vernichtete, die aufwallende Begeisterung und den Enthusiasmus, welcher grade die meisten bei dem ersten Zusammentreffen mit dem Feinde erfüllt, und durch das Kriegsgeschrei und den ersten Lauf ihnen den Muth erhöhet. Also wurde aber dem Pompejus benommen, die Männer zu schlagen und ihren Angriff zu brechen [61]). Allerdings jedoch hielten die Pompejaner den Angriff aus, widerstanden dem Pfeilregen, erhielten sich in Reihe und Glied, und griffen, nachdem sie ihre Pfeile abgeschossen hatten, gleichfalls zu den Schwertern. Aber was Pompejus ebenso fest erwartet hatte, daß Cäsar's Linien eben durch diesen ersten Angriff in Verwirrung gebracht werden sollten, das geschah nicht [62]).

Es muß auffallen, daß der Anfang der Schlacht, welcher nach Cäsar's und Plutarch's übereinstimmendem Zeugnisse (und Letzterer hat nicht blos aus Cäsar geschöpft, wie Leake voraussetzte), durch die Legionen gemacht wurde, von Appian und Dio Cassius ganz unähnlich geschildert wird. Jener berichtet, als man nun in Schußweite gekommen war, da begannen die Bogenschützen und Schleuderer das Treffen, und auch die Reiter rückten ein wenig vor, indem sich auf beiden Seiten die kriegerische Tugend bewährte [63]). Dio Cassius berichtet [64]), endlich machten die Hilfstruppen den Anfang der Schlacht, wodurch das übrige Heer begeistert gleichfalls an einander stieß, und fährt nun in seiner sentimentalen Manier fort: Diejenigen, welche aus der Ferne kämpften, wußten nicht, wen sie mit ihren Geschossen, Pfeilen, Schleudern und Wurfspießen trafen, und waren weniger bekümmert, aber die Legionarier und die Reiter lieferten die heftigste Schlacht, weil sie einander so nahe kamen, daß sie selbst des Feindes Stimme erkennen, sich denselben auslesen und die Wunden berechnen konnten, daß sie ihre Gegner bei Namen anrufen und unter der Erinnerung des gemeinsamen Vaterlandes die Beute wählen konnten. Das hätten sowol die Römer als die Italer gethan, je nachdem sie auf einander stießen, ja mancher hätte seinem Mörder noch einen Liebesauftrag in die Heimath aufgetragen. Die Unterthanen des römischen Volkes dagegen hätten mit Muth und Grausamkeit die Schlacht geliefert, und so eifrig sie dereinst ihre Freiheit verfochten, ebenso nachdrücklich kämpften sie jetzt für die römische Sklaverei, um im günstigsten Falle Knechte bleiben zu können. — Diese Schilderung ist ebenso historisch unrichtig, wie sie mit den allgemeinsten psychologischen Grundsätzen nicht zusammenstimmt. Plutarch [65]) berichtet, als beide Feldherren das Zeichen zur Schlacht gegeben hatten und die Tuba ertönte, die Männer zum Handgemenge zu rufen, da sah von der Masse der Hilfstruppen nur jeder auf sich, nicht jedoch die Römer, welche sich nur durch Tapferkeit auszeichneten, einige Hellenen aber, welche im Drange der Gefahr außerhalb der Schlachtlinie standen, berechneten in ihren Herzen den Gewinn und die Reichthümer, welche ihnen der Sieg möglicher Weise bringen konnte.

Als nun die Legionen im Handgemenge kämpften, brachen auch die Reiter vom linken Flügel des Pompejus hervor, und der ganze Schwarm seiner Bagenschützen überschüttete Cäsar's Reiterei mit einem solchen Pfeilregen, daß sie ihren Angriff nicht aushalten konnte, sondern ein wenig vom Platze zurückgedrängt wich. Nun drängten aber die Pompejanischen Reiter um so stürmischer vor, entfalteten sich escadronsweise, und fingen an, die Schlachtlinie des Cäsar von der offenen Seite zu umzingeln. Sobald Cäsar dies bemerkte, gab er den sechs Cohorten seiner vierten Linie das Zeichen zum Angriff, und im wildesten Ungestüm stürzten diese mit ihren Fahnen aus ihrem Versteck hervor, und machten mit solcher Heftigkeit den Angriff auf die Pompejanischen Reiter, daß auch nicht ein einziger seinen Platz mehr zu behaupten wußte, und alle sich umwendeten und nicht nur zurückwichen, sondern auch in eiligster Flucht die höchsten Gipfel zu erreichen suchten [66]). Florus, welcher in der Zeitbestimmung dieses Manoeuvers allerdings etwas abweicht, hat wenigstens den größern Vorzug der Genauigkeit, denn er meldet zugleich, daß es die teutschen Cohorten Cäsar's waren, welche die Pompejanischen Reiter in die Flucht schlugen [67]). Nachdem lange Zeit mit zweifelhaftem Glücke gekämpft war, brach plötzlich auf ein gegebenes Zeichen die auf dem linken Flügel des Pompejus ausgegassene Reiterei hervor; als ebenso plötzlich auf Cäsar's Zeichen die germanischen Cohorten aus ihrem Versteck hervorstürzten und einen so furchtbaren Angriff auf dieselben machten, daß jene zu Fuß, diese auf Rossen heranzustürmen schienen. Tadelnd fügt Plutarch hinzu, Pompejus führte nicht sogleich den rechten Flügel in die Schlacht, ängst-

59) *Plut.* Pompej. c. 69. 60) *Caes.*, De bello civ. III, 93. 61) *Plut.* l. c. c. 69. 62) *Caes.* l. c. III, 93. 63) *Appian.* De bello civ. II, 78. 64) *Dio Cass.* XLI, 59.

65) *Plut.* Pompej. c. 70. 66) *Caes.*, De bello civ. III, 93. 67) *Florus* IV, 2, 48 sq.

Digitized by Google

lich schaute er vielmehr aus nach der andern Seite, und verbrachte die Zeit, indem er die Arbeit der Reiter abwartete. Endlich führten jene ihre Kriegshaufen heraus, um Cäsar einzuschließen, und nach der Vernichtung der wenigen vorangestellten Reiter die Legion selbst zu sprengen. Da ertheilte Cäsar das verhängnißvolle Zeichen, die Reiter traten aus einander, die hinter ihnen aufgestellten Manipeln, 3000 Mann an der Zahl, brachen hervor, traten dem Feinde entgegen, obgleich dieser zu Roß ihnen gegenüberstand, und schleuderten die langen Wurfspieße, mit welchen sie versehen waren, nicht wie sie gewohnt waren, denselben in die Brust und in die Seiten, sondern ins Gesicht. Diese aber, eines solchen Kampfes unkundig und ihn weder gewärtigend noch begreifend, wurden muthlos, ertrugen die auf ihre Augen und ihren Mund berechneten Stöße nicht, sondern wendeten sich ab, hielten die schützenden Hände vor das Antlitz und erwählten die ruhmlose Flucht[68]). Denn sie waren überhaupt nicht sehr gewöhnt an Krieg und Verwundung, junge und stolze Gecken, welche sich auf ihre Schönheit und Blüthe gewaltig viel einbildeten, und konnten solche Schläge und Stöße am wenigsten aushalten. So wagten sie nichts mehr, als sie das Eisen in ihren Augen sahen, sondern wendeten sich ab, verbargen sich, um ihr Antlitz zu schonen, und kamen zuletzt in solche Verwirrung, daß sie sich zur Flucht wendeten[69]). Also Plutarch; auch Appian weiß von Cäsar's ruhmvollem Manoeuvre zu berichten[70]). Er erzählt, als die an Zahl bedeutend überlegenen Pompejaner anfingen, die zehnte Legion zu umzingeln, gab Cäsar seinen Hilfstruppen ein Zeichen, diese stürmten mit vorgelegter Lanze heran und verwundeten den Reitern das Gesicht, welche die Unbändigkeit der Verzweifelnden und die auf Antlitz und Augen gerichteten Stöße nicht aushaltend, ihre Reihen auflösten und die Flucht ergriffen. Dann aber umzingelten die Cäsarianischen Reiter, welche noch so eben gefürchtet hatten, selbst eingeschlossen zu werden, die von dieser Seite bloßgestellte feindliche Legion. Kaum hatte dies jedoch Pompejus bemerkt, als er seinen Fußvölkern gebot, ihren Lauf einzustellen und nicht mehr gegen die feindliche Armee anzustürmen, noch ferner ihre Geschosse zu entsenden, sondern stehend mit vorgestreckter Lanze dem Sturme der vorrückenden Feinde zu begegnen. Diese Maßregel lobten Einige als das sicherste Mittel gegen die Umzingelung, Cäsar selbst aber tadelt sie in seinen Briefen (*ἐν ταῖς ἐπιστολαῖς*)[71]), weil durch den Wurf die Heftigkeit der Lanzenstöße und durch den Lauf der Muth der Männer gehoben würde, während das Stillstehen den Muth erschlaffe. Dazu käme noch, daß die gleich Bildsäulen dastehenden Soldaten einer weit größern Gefahr von Seiten der abgeschossenen Pfeile ausgesetzt wären. Und Cäsar bemerkt, daß grade dieser Umstand ihm damals von Nutzen gewesen sei, denn er habe nun mit der zehnten Legion den linken Flügel des Pompejus umzingeln können. Endlich habe er die Feinde, welche durch seinen kräftig geleiteten Angriff verwirrt worden wären, in die Flucht geschlagen, und so den Anfang des Sieges gemacht. — In den übrigen Theilen der Schlachtlinien konnte man die verschiedensten Arten der Verwundungen und des Mordes erkennen, und dennoch wurde kein Geschrei vernommen, trotz dem daß so viele Legionen mit solcher Heftigkeit auf einander stießen, nicht einmal von den Verwundeten oder Sterbenden; nur das Geräusch und Gewimmer derjenigen, welche ehrenvoll auf dem Platze gefallen waren, wo sie gestanden hatten, wurde gehört. Die Hilfstruppen dagegen, gleichsam als wären sie Zuschauer eines kolossalen Schauspiels, das nur aussieht wie eine Schlacht, verwunderten sich darüber, wie sich die Römer so fest in ihren Reihen erhalten konnten, und wagten in ihrem stummen Erstaunen nicht einmal, Cäsar's Lager, welches kaum von wenigen Leuten vertheidigt wurde, anzugreifen, und standen nur wie angedonnert da[72]). Als nun auch der linke Flügel des Pompejus anfing zu weichen, zogen sich die Legionen Anfangs Schritt vor Schritt zurück, fuhren jedoch fort zu kämpfen und sich zu vertheidigen. Die Hilfstruppen dagegen, welche gar keine Wunden empfangen hatten, schrieen, daß sie besiegt seien, und zogen sich in unordentlicher Flucht in ihr Lager zurück, verwüsteten und plünderten es, als wären sie Feinde des eigenen Lagers, und ein jeder schleppte mit sich fort, was er nur tragen konnte. Als es aber allgemein bemerkt wurde, daß auf dieser Seite die Niederlage vollständig sei, zogen sich auch die übrigen Legionen in ihr Lager zurück, Anfangs noch in geschlossenen Gliedern und immer noch Widerstand leistend; als aber der glückliche Feind sie heftiger drängte, ergossen sie sich in aufgelöster Flucht über das ganze Schlachtfeld. Cäsar jedoch, welcher im Glücke die Besonnenheit nicht verlor, traf schnell Vorsichtsmaßregeln, damit der Feind seine Reihen nicht herstellen könnte, und er nicht blos in einer Schlacht gesiegt, sondern auch den ganzen Krieg beendigt hätte, und schickte deshalb rings umher Herolde aus, mit dem Gebote, die Bürger zu schonen[73]) und nur gegen die Hilfstruppen zu wüthen. So riefen denn die Sieger den Besiegten zu, sicher stehen zu bleiben, wodurch die Kunde des Befehles bald männiglich bekannt wurde, und auch die Pompejaner ermuthigt wurden, vertrauensvoll einen Wahlspruch zu er-

68) *Plut.* Pompej. c. 71. 69) *Plut.* Caesar. c. 45. 70) *Appian.*, De bello civ. II, 78. 71) Es sind nicht Cäsar's Commentarien gemeint, welche Appian gar nicht benutzt zu haben scheint, wahrscheinlich weil sein Hauptgewährsmann, Asinius Pollio (cf. II. c. 70. 82), nicht eben sehr von Cäsar's historischer Treue erbaut war. (Vergl. *Suetonius*, Caesar. c. 56.) Von Cäsar's an den Senat und seine Freunde geschriebenen Briefen haben wir eine Anzahl Fragmente, welche beweisen, daß in ihnen häufig von seinen Thaten die Rede war; auch können wir aus Sueton (l. c. c. 56) herauslesen, daß Cäsar in seinen an den Senat erlassenen Briefen von Staatssachen gehandelt habe, während die an seine Freunde geschriebenen Briefe nur domesticas res enthielten.

72) *Appian.*, De bello civ. II, 79. 73) Diese Maßregel rühmt auch Vellejus Paterculus (II, 52), wenn er ihr auch rein philanthropische Motive zum Grunde legt. Paullus Orosius (VI, 15. p. 420 *Haverkamp*) überträgt sie auf Pompejus. Dieser habe zur Aufmunterung gerufen: „Schone die Bürger!" und es doch nicht gethan, wohl verstanden, nachdem seine Reiterei schon geschlagen und sein rechter Flügel bloßgestellt war. Cäsar hätte dagegen gerufen: „Soldat, schlage ins Gesicht!"

Digitized by Google

greifen, welcher ihnen verhieß, daß sie sicher stehen bleiben dürften, zumal sie als Römer sich weder durch ihre Waffen, noch durch ihre Kleidung, noch endlich durch ihre Sprache von den Cäsarianern unterschieden. Diese bekamen aber dadurch Muße, mit Übergehung der Pompejanischen Legionen gegen die Hilfsvölker sich zu wenden und die zur Gegenwehr Ohnmächtigen niederzuhauen, durch welche Maßregel unter diesen grade die entsetzlichste Niederlage angerichtet wurde [74]).

Nach dieser Beschreibung des Appian wissen wir um so weniger, wie wir Cäsar's in vielen Stücken abweichende Erzählung aufnehmen sollen, da Appian ohne allen Zweifel den sehr ernsthaften, an Sallustius sich anschließenden Staatsmann Asinius Pollio vor Augen hatte, dessen Urtheil über Cäsar's Commentarien in Absicht ihrer Glaubwürdigkeit nicht sehr rühmend ausfallen konnte. Cäsar berichtet, nachdem die Pompejanischen Reiter geworfen, waren die feindlichen Schleuderer und Bogenschützen ohne Schutz und ohne Waffen, ohne Vertheidigung, und wurden niedergemacht. Die Cohorten aber umzingelten in demselben Sturme den linken Flügel des Pompejus und griffen ihn im Rücken an, während die Feinde noch in geordneten Reihen hartnäckigen Widerstand leisteten. Über die Art der Vertheidigung, welche in Cäsar's Briefen ausführlich besprochen zu sein scheint, schweigt Cäsar in den Commentarien gänzlich [75]). Zu gleicher Zeit gebot Cäsar der dritten Schlachtlinie, welche bis jetzt sich ruhig verhalten und ihren Platz nicht verändert hatte, hervorzubrechen, und indem nun frische und unversehrte Soldaten den ermüdeten nachfolgten, und andere im Rücken den Feind angriffen, waren die Pompejaner nicht im Stande, den Sturm auszuhalten, und ergriffen sämmtlich die Flucht. Doch entging es Cäsar nicht, daß von denjenigen Cohorten, welche in der vierten Schlachtlinie der Reiterei des Pompejus gegenübergestellt gewesen waren, der Anfang des Sieges ausgegangen sei, wie er selbst bei der Ermuthigung seines Heeres prophezeiet hatte. Denn sie waren es, welche die Reiter zuerst in die Flucht schlugen, sie hatten die Schleuderer und Bogenschützen niedergehauen, sie waren endlich von der linken Seite die Schlachtlinie des Pompejus umgangen und hatten den Anfang der Flucht des ganzen feindlichen Heeres bewirkt. Also Cäsar. Die Umzingelung des Pompejanischen Heeres durch Cäsar's Legionen bestätigt auch Plutarch, indem er meldet, die Sieger umzingelten jetzt sogleich das feindliche Fußvolk und hieben es nieder, indem sie demselben in den Rücken fielen [76]). Sehr ungeordnet und an und für sich ganz unverständlich ist Dio Cassius' Schilderung der Schlacht [77]). Er malt die Größe der Schlacht, die hier versammelte Menschenmenge und den mannichfachen Kriegsapparat, schildert das Schlachtfeld als angefüllt mit Reitern, Legionariern, Bogenschützen und Schleuderern, welche durch einander gegossen gewesen wären, indem sie sich theils mit gleichbewaffneten, theils mit Soldaten von verschiedenen Waffen schlagen mußten. Die Pompejaner hätten den Vorzug der Reiterei und der Übung der Bogenschützen gehabt, sodaß wenn diese aus der Ferne mit ihren Geschossen den Feind überschüttet hätten, jene plötzlich herangesprengt wären, um sich wieder zurückzuziehen, nachdem sie die feindlichen Reihen verwirrt. So wären zu wiederholten Malen dieselben angegriffen worden, indem sich jene bald auf diesen, bald auf jenen Punkt gestürzt hätten. Die Cäsarianer dagegen, um sich gegen diese Art des Angriffs zu schützen, hätten ihre Reihen entfaltet und dem heranstürmenden Feinde immer die offene Stirn geboten, und beim Zusammentreffen Männer und Rosse im muthigen Kampfe zurückgeschlagen, da sie leichte Fußvölker bei sich gehabt, welche zu diesem Ende mit den Reitern vermischt gewesen wären. Das sei zu wiederholten Malen und zwar an vielen Punkten zu gleicher Zeit geschehen, und während die Einen aus der Ferne, die Andern in der Nähe kämpften, die Einen verwundeten, die Andern Wunden empfingen, die Einen flohen, die Andern verfolgten, so konnte man viele einzelne Treffen der Fußsoldaten und Reiter unterscheiden, und manches fiel wol gegen alle Erwartung aus. Denn wer so eben den Einen geworfen hatte, der wendete sich jetzt selbst zur Flucht, und wer eben vor dem Verfolger geflohen, der stand jetzt wiederum drohend gegen ihn auf, und wer noch so eben tödtliche Wunden geschlagen, der fühlte jetzt selbst den Tod in der brechenden Brust. Ein Anderer, schon auf den Tod verwundet, durchbohrte noch im Fallen seinen Gegner, dieser kam unverwundet im Gedränge um, jener richtete halbentseelt noch Mord und Blutbad an; hier stimmte man freudigen Herzens Siegesgesänge an, dort vernahm man nur Wehklagen und Jammergeschrei, und bald war das ganze Schlachtfeld mit Geschrei und Entsetzen erfüllt. Grade dieses aber verwirrte die Gemüther der meisten, und wenn sich ein Paar gegenseitig erkannte, so vermehrte dies ihren gräßlichen Schmerz; denn außer ihrem eigenen Elende hörten und sahen sie jetzt die nächsten Verwandten in Jammer und Noth. Nachdem also lange Zeit und mit zweifelhaftem Erfolge gestritten war, und viele, wie natürlich, auf beiden Seiten gefallen oder verwundet lagen, so wurde endlich Pompejus, dessen Heer größtentheils aus Asiaten bestand, welche geringe oder auch gar keine Kriegserfahrung hatten, besiegt [78]). Dio Cassius' Beschreibung der Schlacht, so schön und malerisch sie auch ist, läßt dennoch ihrer ganzen Anlage nach den wirklichen Hergang der Sache nur dann begreifen, wenn man ihn bereits aus andern Schriftstellern kennen gelernt hat. Dagegen ist Florus' Schilderung, wenn auch weniger wortreich und weniger hervorstechend durch rhetorische Künste, dennoch ungleich taktvoller und zugleich geeignet, manche Einzelheiten richtig würdigen zu lernen [79]). Der Ausgang der Schlacht, sagt er, ist wunderbar, denn während Pompejus einen solchen Überfluß an Reiterei hatte, daß er Cäsar leicht umzingeln zu können glaubte, wurde er selbst eingeschlos-

74) *Appian.*, De bello civ. II, 80. 75) *Caesar*, De bello civ. III, 93. 76) *Plut.* Caesar. c. 76 und Pompej. c. 71, wo namentlich die Tapferkeit der zehnten Legion hervorgehoben wird. 77) *Dio Cass.* XLI, 60.

78) *Dio Cass.* XLI, 61. 79) *Florus* IV, 2, 47 sq.

Digitized by Google

sen und die Niederlage seiner Reiterei wurde von leichter Vernichtung seines übrigen Heeres begleitet; der Schrecken wurde allgemein und während die Linien noch hin und her wankten, wurde das Endresultat gleichsam mit einem Schlage herbeigeführt. Das größte Unglück bei der ganzen Sache war die Größe des Heeres selbst. Cäsar war viel beschäftigt in der Schlacht und bewährte sich überhaupt als Mittelsperson zwischen dem Feldherrn und Heer. Von seinen Aussprüchen ist der eine: „Soldat, schlage ins Gesicht!" zwar blutig, aber klug und zum Siege führend, während der andere: „schone die Bürger" ihm zum Ruhme gereichen sollte, dem er selbst nachfolgte. Pompejus wäre glücklich gewesen, wenn ihn in der Schlacht selbst das Loos seiner Krieger getroffen hätte, denn also überlebte er seine Würde. Als er nämlich seine Reiterei geschlagen sah, und diejenige Seite seiner Schlachtlinie, auf welche er am meisten vertraut hatte, im Muthe gebrochen, mistraute er der ganzen Sache und ging aus der Schlacht, begab sich auf seinem Rosse vorwärts in sein Lager und rief denjenigen Centurionen, welche vor dem prätorischen Thore auf dem Posten standen, mit deutlicher und laulee Stimme zu, also, daß es die in der Nähe stehenden Soldaten hörten: „Schützet das Lager und vertheidigt es sorgfältig, wenn noch ein größeres Unglück geschehen sollte; ich werde die übrigen Thore besuchen und die Besatzung des Lagers verstärken." Und mit diesen Worten begab er sich in das Peätorium, der Entscheidung mistrauend, und dennoch den Ausgang abwartend[80]). Tieferer noch und ergreifender schildert Appian den Gemüthszustand des gefallenen Helden, als er seine Reiter und Legionen weichen sah. Er verlor nach diesem Bericht gänzlich seine Besonnenheit, zog sich schrittweise in sein Lager zurück, und setzte sich nieder in seinem Zelte, schweigend und regungslos, gleich dem Telamonischen Ajas, der mitten unter den feindlichen Troern sich ähnlich zeigte, als der Gott seinen Geist geschlagen hatte. Wenige nur begleiteten ihn, denn die Feinde selbst hatten ja die Seinigen ermuthigt durch den Ausruf, daß sie sicher auf dem Schlachtfelde stehen bleiben sollten, während sie sich selbst weit zerstreuten in der Ebene[81]). Ähnlich malt auch Plutarch den leidenvollen Zustand seiner Seele. Als Pompejus' Heer geworfen war, und er die Verwirrung sah, welche das Unglück seiner Reiter vermuthen ließ, ist es schwer zu sagen, welchen Rathschluß er faßte, da er, einem Verzweifelnden und Geistesverwirrten ähnlich, sich nicht mehr erinnern konnte, daß er der große Pompejus war, und ohne noch irgend Jemanden anzureden, sich schrittweise in sein Zelt zurückzog, wie es in jenen Versen heißt:

Zeus nun sendete Furcht, der allmächtige Vater dem Ajas,
Starrend stand und warf er den lastenden Schild auf die Schulter,
Flüchtete dann, umschauend im Männergewühl, wie ein Raubthier[82]).

Hier ließ er sich nieder, gleichsam ein göttlich Wunder anstaunend, und wartete die Zukunft ab, bis die Flucht allgemein geworden war und die Feinde vor dem Lager erschienen[83]). Als nämlich die fliehenden Pompejaner in ihr Lager zurückgedrängt waren, glaubte Cäsar den Flüchtigen keine Rast geben zu dürfen, ermahnte die Soldaten, die Gunst des Schicksals und des Augenblicks zu nutzen und das feindliche Lager zu stürmen. Diese aber, obgleich durch die brennende Sonnenhitze erschlafft — denn es war Mittag geworden — waren dennoch in ihrem Herzen zu jeder Arbeit geneigt und gehorchten willig dem Befehle[84]). So Cäsar, nach Appian wurde es Cäsar nicht gar leicht, seine Soldaten zu diesee letzten Arbeit zu bewegen, zumal da es nach seiner Zeitrechnung nicht mehr gegen Mittag, sondern bereits gegen Abend war[85]). Cäsar durcheilte auf schäumendem Rosse sein Heer, und bat flehentlich, daß die Soldaten sich noch einer Arbeit unterziehen möchten, Pompejus' Lager zu erstürmen; würden sie dulden, daß die Feinde ihre Scharen wieder sammelten, ihr Ruhm würde nur der Sieg eines Tages sein, würde aber auch das Lager des Pompejus noch dazu erobert, und legten sie Hand an diese letzte Arbeit, so würde auf alle Fälle duech die Thaten eines einzigen Tages der ganze Krieg beendigt sein. Bittweise streckte er daher die Hände nach seinen Kriegern aus, fing selbst an, im Sturme den Seinigen voranzugehen, und obgleich ihre Körper durch die unausgesetzte Anstrengung bereits erschlafft waren, so gab ihnen dennoch die Überlegung und des Feldherrn großes Beispiel neuen Muth. Dazu kam die Gegenwart des Glückes und die Hoffnung einer schnellen Eroberung des Lagers, mit der Aussicht, dort reiche Beute einsammeln zu können. Denn Nichts erfrischt mehr der Menschen erschlafften Geist, als Hoffnung und glücklicher Erfolg. So griffen die Cäsarianer die feindlichen Werke kräftig an und verachteten ihre Vertheidiger. Allerdings wurde das Lager von denjenigen Cohorten, welche zu seiner Vertheidigung dort geblieben waren, mit aller Kraft vertheidigt, und noch viel heftiger von den Thrakiern und den baebarischen Hilfstruppen. Denjenigen Soldaten dagegen, welche vom Schlachtfelde aus hier Schutz gesucht hatten, war Herz und Muth gebrochen, hatten zum großen Theil ihre Waffen und militairischen Zeichen eingebüßt, und waren vielmehr auf ihre weitere Flucht bedacht, denn auf die Rettung des Lagers. Aber die Mannschaften, welche auf dem Walle aufgestellt waren, konnten nicht längee den Hagel der Pfeile aushalten, sondern verließen, mit Wunden überhäuft, ihre Posten und entflohen endlich unter Anführung ihrer Centurionen und Militairtribunen auf die höchsten Gipfel dee Berge, unter welchen das Lager aufgeschlagen war[86]). Plutarch übertreibt offenbar, wenn er behauptet, daß die Verfolgenden zugleich mit den Fliehenden in die offenen Thore eingedrungen wären und corrigirt sich auch gewissermaßen selbst[87]). Als

80) *Caes.*, De bello civ. III, 99. 81) *Appian.*, De bello civ. II, 81. 82) *Plut.* Pompej. c. 72, nach *Hom.* Il. XI, 543, und nicht, wie Musgrave glaubte, aus *Soph.* Ajas.

83) *Plut.* Caesar. c. 45. 84) *Caes.*, De bello civ. III, 95. 85) *Appian.*, De bello civ. II, 81. 86) *Caes.*, De bello civ. III, 95. Vergl. noch die abgekürzten Berichte bei *Diod.*, Excerpt. Phot. L. XXXVII. p. 541 *Wesseling.* *Suet.*, J. Caes. c. 35 und *Aurel. Vict.*, De viris illustribus. c. 77. 78. 87) *Plut.* Pompej. c. 72. Caesar. 45.

Digitized by Google

das Lager gestürmt wurde, war es plötzlich, als wäre Pompejus wieder zu sich selbst gekommen, und brach in die schwermuthsvollen Worte aus: „also auch gegen mein Lager," zog sein Schlacht- und Feldherrnkleid aus, und vertauschte es mit einem solchen, das für einen Flüchtling sich paßte, und ging durch das decumanische Thor, als wäre er ein Verbrecher oder Todter, davon [88]). Dann bestieg er sein Roß und entfloh in Begleitung von vier Freunden, ohne seine eilige Flucht zu hemmen, bis er gegen Morgen Larissa erreichte. Cäsar aber, wie er bei der Aufstellung seiner Schlachtlinie dem Pompejus gedroht hatte, ließ sich im feindlichen Lager häuslich nieder, nahm die für Pompejus bereiteten Speisen weg, und auf ähnliche Weise ergab sich auch sein Heer dem Gelage und Festschmause, welchen die Feinde für sich zubereitet hatten [89]). Würdiger jedoch und ähnlicher dem Charakter des Cäsar schildert Asinius Pollio des Siegers Eintreten in das feindliche Lager. Als er nämlich hier angekommen war und die aufgethürmten Leichname der Pompejaner erblickte, während andere sich noch im Blute wälzten, brach er schwer seufzend in die Worte aus: „Das habt ihr gewollt, und dahin habt ihr mich gebracht, da ich C. Cäsar verurtheilt wurde, weil ich mein Heer nicht entließ, ungeachtet ich es war, der die größten Feinde des Reiches bekämpfte [90])."

Das Lager des Pompejus glich nicht einem römischen Feldlager, vielmehr dem Sommerpalast eines asiatischen Königs. Pompejus hatte allzu fest auf den Sieg gerechnet. Sommerlauben mit einer unabsehlichen Menge Silbergeschirrs und Hütten von frischem grünem Rasen waren hier bereitet. Auch das Zelt des L. Lentulus und die einiger andern römischen Großen waren mit Epheu bekränzt; noch vieles Andere verrieth das allzu große Siegesvertrauen der Pompejaner, ihren Luxus, sodaß sich mit Bestimmtheit sagen läßt, daß sie an den Ausgang des Tages nicht gedacht hatten, während sie unnöthige Genüsse erhaschten. Dennoch hatten diese Schwelger dem nothleidenden, geduldigen und an Entbehrungen jeder Art so sehr gewöhnten Heere des Cäsar's Schwelgerei und Üppigkeit vorgeworfen, ungeachtet ihm so oft selbst die nothwendigsten Lebensbedürfnisse gefehlt hatten [91]). So versichert Cäsar selbst, und Plutarch redet nicht minder von dem Leichtsinn und der Thorheit, welche im Pompejanischen Lager obgewaltet hätten. Alle Zelte wären mit Myrten geschmückt und die Lager mit Blumen verziert gewesen, während sich die Tische unter der Last der Trinkgefäße beugten und die Mischkrüge aufgestellt waren, sodaß das Ganze mehr den Anschein einer Opfer- oder Processionsfeier hatte, als der Vorbereitung zur Schlacht [92]).

Vermißt wurden auf beiden Seiten, sowol von den Römern als von den italischen Bundesgenossen (denn die übrigen Bundesgenossen wurden wegen ihrer Menge und weil man sie verachtete, gar nicht mitgezählt) nach Appian [93]) auf Cäsar's Seite 30 Centurionen und 200 Legionarier, oder, wie Andere behaupten, 1200, und Cäsar bestätigt die beiden ersten Zahlen, beklagt jedoch in den 30 gefallenen Centurionen den Verlust äußerst tapferer Männer [94]). Von den Pompejanern waren dagegen, nach Appian, gefallen zehn Senatoren und unter diesen L. Domitius, welchen der Senat zu Cäsar's Nachfolger in Gallien bestimmt und dorthin geschickt hatte; ungefähr 40 römische Ritter von altem Adel und vom übrigen Heere über 25,000 [95]). Nach Cäsar's eigner Angabe, welche man jedoch nach dem parce civibus beurtheilen muß, waren von den Pompejanern nur ungefähr 15,000 Todte verloren, doch gelangten mehr als 24,000 zur Übergabe. Denn auch die Cohorten, welche im Lager zur Besatzung gewesen waren, hatten sich dem Sulla ergeben. Die übrige Masse entfloh in die benachbarten Städte. Außerdem eroberte Cäsar 180 Feldzeichen und neun Adler. Über Domitius' Tod fügt Cäsar noch hinzu, daß er aus dem Lager sich auf die benachbarten Berge geflüchtet habe, und als ihn hier seine Kräfte verlassen hatten, von den nachsprengenden Reitern niedergemacht sei [96]). Nach dem Berichte des Asinius Pollio endlich, welcher in jener Schlacht neben Cäsar kämpfte, wären die meisten Pompejaner, welche bei der Erstürmung des Lagers gefallen waren, Hausssklaven gewesen, von den römischen Soldaten aber nicht mehr als 6000 getödtet [97]). Unter diesen 6000 sind nun freilich die Römer und italischen Bundesgenossen zu verstehen, wie auch Leake bemerkt [98]). Den ersten und den zweiten Preis der Tapferkeit erkennt Appian dem Cäsar selbst und mit ihm der zehnten Legion zu, den dritten dem Centurio Crastinus [99]). Cäsar selbst, wie wir gesehen haben, rühmt vor allen die teutschen Cohorten.

Als Cäsar sich des Lagers bemächtigt hatte, foderte er seine siegreichen Legionen auf, nicht über dem Beutemachen zu vergessen, daß noch Verschiedenes zu thun übrig sei, und beschloß den Berg, auf welchen sich die Feinde geflüchtet hatten, durch einen rings um denselben gezogenen Graben zu isoliren. Bald wurden jedoch die Pompejaner inne, daß sie einen üblen Zufluchtsort gewählt hatten, denn der Berg war gänzlich ohne Quellen, und die glühende hellenische Augustsonne hatte ihre letzten Säfte verzehrt. So verließen sie denselben und fingen an, insgesammt die Straße nach Larissa einzuschlagen. Als Cäsar dies bemerkte, theilte er seine Truppen, die eine Hälfte ließ er im Lager des Pompejus zurück, andere sandte er in sein eigenes Lager zurück; vier Legionen führte er mit sich, um auf einem nähern Wege sich den Pompejanern entgegenzustellen, und nachdem er 6000 Schritte vorge-

88) *Plut.* Caesar. c. 45. Pompej. c. 72. 89) *Appian.*, De bello civ. II, 81. *Caes.*, De bello civ. III, 96. 90) Bei *Plut.* Caesar. c. 46. 91) *Caes.*, De bello civ. III, 96. 92) *Plut.* Pompej. c. 72.

93) *Appian.*, De bello civ. II, 82. 94) *Caes.*, De bello civ. III, 99. 95) *Appian.* l. c. II, 82. 96) *Caes.* l. c. III, 99. *Tacit.* Annal. IV, 44. *Paullus Orosius* VI, 15. p. 420 *Haverkamp* ist in der Aufzählung der Todten ganz verwirrt, da er behauptet, die Pompejaner hätten 15,000 Mann und 33 Centurionen verloren, da der letztere Verlust offenbar Cäsar angeht. 97) *Plut.* Caes. c. 46. Pompej. c. 72. *Appian.*, De bello civ. II, 82. Über Asin. Pollio's Behandlung des Bürgerkriegs s. *Suid.* s. v. Ἀσίνιος und *Horat.* c. II, 1. 98) *Leake*, Travels in the northern Greece. IV. p. 482. 99) *Appian.* l. c. II, 82.

Digitized by Google

rückt war, stellte er sich in Schlachtordnung auf. Die Pompejaner bemerkten diese Bewegung von einer Anhöhe herab, und ein Fluß bespülte ihren Fuß. Schon war die Nacht vor der Thür, und die Soldaten durch die unausgesetzte Anstrengung eines ganzen Tages erschöpft, dennoch wußte sie Cäsar durch sein Beispiel noch einmal zu begeistern und zu ermannen, und es gelang ihm, durch eine Befestigung den Fluß von der Höhe zu trennen, sodaß die Pompejaner sich unter dem Schutze der Nacht nicht mit Wasser versorgen konnten. Kaum war jedoch das Werk vollendet, als die Pompejaner eine Gesandtschaft abfertigten, um wegen der Capitulation zu unterhandeln; nur wenige Senatoren suchten in nächtlicher Flucht ihr Heil [1]). Als nun der Morgen angebrochen war, ließ Cäsar alle diejenigen, welche auf der Höhe geblieben waren, in die Ebene herabsteigen und die Waffen wegwerfen. Dies geschah ohne Weigerung, aber nun warfen sich die Pompejaner selbst zur Erde nieder, und streckten flehend die Hände aus und baten unter Thränen um ihr Leben. Cäsar tröstete sie, hieß sie aufstehen und ließ einige Worte von seiner Milde fallen, damit sie ohne Furcht wären, schenkte Allen das Leben, und empfahl sie angelegentlichst der Obhut seiner Legionen, damit Niemand verletzt werde, und auch die Cäsarianer ihnen nicht Härte vorwerfen könnten. Indem Cäsar aber hier Gnade eintreten ließ, so befahl er, daß ihm aus dem Lager andere Legionen nachrücken sollten und schickte dagegen diejenigen, welche er bei sich hatte, wieder ins Lager zurück, damit sie der Ruhe und Erholung pflegten. Cäsar selbst begab sich noch an diesem Tage nach Larissa [2]).

Auch Plutarch rühmt Cäsar's Milde nach der Schlacht: von den gefangenen Fußsoldaten hätte er die meisten seinen Legionen einverleibt, auch von den Hochgestellten vielen Verzeihung angedeihen lassen. Unter diesen war auch Brutus, Cäsar's nachheriger Mörder; der Sieger freute sich, daß er ihn retten und sich erhalten konnte [3]). Genauer jedoch ist Dio Cassius über diesen Gnadenact. Von denjenigen Pompejanern, berichtet er, welche in der Schlacht nicht ihren Tod gefunden hatten, rettete sich ein Theil durch die Flucht, wohin es gehen wollte, die übrigen wurden nachher gefangen genommen. Den Gemeinen verzieh Cäsar sogleich alles Vorgefallene und verleibte sie seinen Legionen ein. Die Senatoren dagegen und Ritter, welche er während ihrer Gefangenschaft mit der größten Milde und Humanität behandelt hatte, ließ er sammt und sonders mit dem Tode bestrafen, mit Ausnahme derjenigen, welche durch seine Freunde gerettet wurden, von welchen jedem einen zu retten erlaubt war. Die übrigen entließ er, sofern sie damals zuerst die Waffen gegen ihn getragen hatten, indem er erklärte, er wolle es diesen nicht verargen, daß sie die Waffen gegen ihn ergriffen hätten, weil er sich ihnen nicht verpflichtet hätte, sie aber mit Pompejus durch die Bande der engsten Freundschaft verbunden wären. Ebenso mild zeigte sich Cäsar gegen die kleinen Dynasten und Nationen, welche dem Pompejus Hilfsvölker gesandt hatten, er verzieh ihnen nicht nur, sondern lobte sie noch, weil sie dankbar der Wohlthaten eingedenk geblieben waren, mit welchen sie Pompejus überhäuft hatte; zugleich gab er sich der Hoffnung hin, daß sie in der Folge auch ihm getreu sein würden. Diejenigen aber, welche als Freunde des Pompejus ihn in der Noth verlassen hatten, um ihre Gewogenheit und Vorliebe für Cäsar zur Schau zu tragen, blieben ihm verdächtig [4]). Zum Beweis für das eben Gesagte diene, daß Cäsar dem Thrakier Sandalos und dem Gallogriechen Dejotaros, welche beide selbst in der Schlacht gewesen waren, und dem Tarkondimokos, welcher sich einen Theil Kilikiens unterworfen und Pompejus mit allem Eifer zur See unterstützt hatte, durchaus Verzeihung werden ließ. Nur ein Theil Armeniens, welcher dem Dejotaros gehörte, wurde an Ariobarzanes, König von Kappadokien, abgetreten. Aber dadurch wurde dem Dejotaros nicht allein kein Schaden zugefügt, sondern vielmehr eine große Wohlthat erzeigt, denn er verlor dadurch keinen Theil seines Reiches, sondern er sollte vielmehr ganz Armenien, welches von Pharnakes, dem Mörder seines Vaters Mithridates Eupator, erobert war, jetzt mit Ariobarzanes theilen. Während aber Cäsar gegen diese so gnädig verfuhr, so wußte er es dem Pharnakes selbst keineswegs Dank, daß er den Pompejus in der Noth im Stiche gelassen hatte, von dem er mit den reichsten Wohlthaten überhäuft worden war. Kurz! edel und großmüthig bezeigte sich Cäsar gegen alle, welche die Waffen gegen ihn getragen hatten. Sogar die heimlichen Briefe, welche unter Pompejus' Papieren gefunden wurden und das freundliche Wohlwollen ihrer Verfasser gegen Pompejus an den Tag legten, und in gleichem Maße die stärkste Erbitterung gegen Cäsar athmeten, las der Sieger von Pharsalos weder selbst, noch ließ er sie copiren, sondern verbrannte sie — des guten Beispiels wegen, und damit er nicht gezwungen sei, gegen irgend Jemanden aus diesem Grunde zu verfahren [5]).

Das ist also die pharsalische Schlacht, welche nach Dio Cassius' Urtheil mit keiner andern verglichen werden kann [6]), einmal weil wegen des Ruhmes und der Verdienste der beiderseitigen Feldherren, da beide von Jugend auf in den Waffen geübt, ihr ganzes Leben dem Kriege gewidmet und denkwürdige Thaten verrichtet hatten, beide auch von wunderbarem Glücke begleitet waren, beide des Oberbefehls und des Sieges gleich würdig erschienen. Aber auch in Absicht der beiden Heere, von welchen das eine durch größeres moralisches Vertrauen die größere Kraft des andern aufgewogen hätte, sei die Schlacht eine höchst denkwürdige gewesen, zumal da Rom selbst mit seiner weit ausgedehnten Herrschaft als Preis des Sieges aufgestellt war. Beide Feldherren hätten dies vor der Schlacht wohl erwogen und ihre beiderseitigen frühern denkwürdigen Thaten verglichen, Pompejus seine Siege über Afrika, Sertorius, Mithridates und Tigranes und

1) *Caes.*, De bello civ. III, 97. 2) Ib. III, 98. 3) *Plut.* Caes. c. 46. *Vellej. Paterc.* II, 52 erhebt Cäsar's Milde über alle Maßen und übertreibt ohne allen Zweifel.

4) *Dio Cass.* XLI, 62. 5) Ib. XLI, 63. 6) Ib. XLI, 55.

das Meer, dem er den Frieden wiedergegeben hatte; Cäsar dagegen seine Thaten in Gallien, Rhätien, Germanien und Britannien. Außerdem hätte jeder bedacht, daß sein Sieg unfehlbar des Andern Ruhm vernichten würde, während seine Niederlage seine ganze große politische Bedeutung brechen müßte [7]).

Was nun das Topographische anbelangt, so zogen sich die beiden Armeen, als sie zur Schlacht aufgestellt waren, vom Enipeus nach den Ruinen hin, welche von der alten Stadt Pharsalos noch übrig waren, und bildeten demnach eine Linie von fast drei englischen Meilen Länge. Überdies war am Fuße der Berge noch hinlänglicher Raum übrig für diejenigen Manoeuvers, welche die leichten Truppen des Pompejus und die sechs teutschen Cohorten des Cäsar mit der beiderseitigen Cavalerie ausführten [8]). Wenn wir aber auch die topographische Bestimmung von Paläopharsalos in der Schwebe halten müßten, so macht dies jedenfalls nur einen unbedeutenden Unterschied in der Bestimmung des Pompejanischen Lagers, da der Zwischenraum zwischen den beiden fraglichen Punkten kaum eine nähere Berechnung verdient. Sein Lager zog sich also nach den Höhen östlich von Fersala hin, welche auf der einen Seite durch das jäh sich davor auithürmende Gebirge Narchakion geschützt und gegen die Ebene zu durch mächtige Felsabhänge vertheidigt wurden, also durchaus ein Local, wie dieses für ein römisches Lager erfoderlich war [9]). Das Gebirge von Larissa, auf welches sich die Pompejaner zurückzogen, nachdem sie eingesehen, daß das Narchakion mit seinen Felsabhängen sie verdurften lassen würde, ist wahrscheinlich bei Skotussa zu suchen, denn hier allein ist ein Gebirge zu finden, dessen Fuß ein Fluß bespült. Der fragliche Fluß aber selbst ist wahrscheinlich der von Herodotos [10]) Onochones genannte, einer der Nebenflüsse des Peneios. Was nun endlich Cäsar's sechs römische Meilen langen Marsch anbelangt, so mag dieser, wenn er ihn vom Enipeus an, nordöstlich von Fersala, rechnete, und sich dann in geringer Entfernung vom Onochones lagerte, kaum größer erscheinen, als diese Zahl, wenn es gleich ebenso gut möglich ist, daß Cäsar aus einem Gedächtnißfehler den Weg überschätzt hat. Die weitern Schicksale des Pompejus werden im Artikel Pompejus geschildert werden. (*Eckermann.*)

PHARSALOS (*Φάρσαλος*), eine der wichtigsten und namhaftesten thessalischen Städte am Ufer des Enipeus, an der Grenze der Landschaft Phthiotis, welche schon dem Skylax (p. 59. ed. *Gron.* p. 276. T. I. *Gail*) bekannt war und noch gegenwärtig unter dem Namen Pharsa, wenn auch nicht auf derselben Stelle, eine beträchtliche Stadt ist. Stradon (IX, 5, 433 *Cas.*) scheidet Pharsalos und Phthiotis, setzt die Stadt Halos in die Mitte zwischen beide, und bemerkt, daß der König Philippos von Makedonien dieselbe den Phthioten genommen und den Pharsaliern gegeben habe. Er fügt hier die belehrende Bemerkung hinzu: *οὕτω δὲ συμβαίνει τοὺς ὅρους καὶ τὰς συντάξεις τῶν τε ἐθνῶν καὶ τῶν τόπων ἀλλάττεσθαι ἀεί, καθάπερ εἴπομεν.* Pharsalos bestand aus einer Altstadt und einer Neustadt (*Παλαιοφάρσαλος* und *Νεοφάρσαλος*), in deren Nähe ein altes hochverehrtes Heiligthum der Thetis lag (*Θετίδιον*, Thetidium, *Plut.* Pelop. c. 32. *Liv.* XXXVII, 7). Die Alt- und Neustadt, sowie das in der Nähe beider liegende Thetidium wird auch von Strabon (IX, 5. p. 431 und XVII, 1, 796 *Cas.*) erwähnt. Die Stadt hatte eine hohe und feste Akropolis. Als der bereits mächtige Herrscher Jason auch Pharsalos gewinnen wollte, weil er meinte, daß ihm dann Nichts mehr im Wege stehen würde, um zum Tagos von Thessalien ernannt zu werden, so unterhandelte er deshalb mit Polydamas, dem angesehensten und einflußreichsten Pharsalier. Allein da dieser, ein durch seine Rechtlichkeit ausgezeichneter Mann, nur das allgemeine Wohl im Auge hatte, so wandte er sich an die Spartaner, die alten Bundesgenossen, und trug ihnen die Lage der Dinge vor, wie sie war. „Sie sollten entweder eine dem Jason, einem rüstigen Kriegshelden, gewachsene Macht senden, oder es nicht übel nehmen, wenn er Pharsalos ihm übergeben würde." Allein Sparta berechnete in seiner damals ziemlich bedrängten Lage seine sämmtlichen Streitkräfte und sah sich genöthigt, dem Polydamas eine abschlägliche Antwort zu ertheilen. Pharsalos wurde also dem Jason übergeben, mit Vorbehalt der Akropolis, welche von den Bürgern der Stadt dem Polydamas während jener Unterhandlungen bereits anvertraut worden war. Jason, der Herrscher von Pherä, wurde hierauf zum Tagos von ganz Thessalien ernannt (*Xenoph.* Hell. VI, 1. 2 sq.). Nach dem Tode des Jason aber ließ dessen Nachfolger Polyphron den Polydamas mit acht andern der angesehensten Pharsalier ermorden (*Xen.* Hell. VI, 4, 34). Die Bedeutung dieser Stadt läßt sich hinlänglich daraus erkennen, daß die Entscheidung, ob Jason zum Tagos erkoren werden sollte oder nicht, allein von ihr abhing. — Pharsalos wurde mehr als einmal Schauplatz und Zeuge wichtiger kriegerischer Ereignisse und entscheidender Schlachten. Im Kriege der Römer mit dem makedonischen Könige Philippos wurde in der Nähe dieser Stadt die entscheidende Schlacht geliefert, durch welche Philipp's Macht gebrochen und für ihn ein nachtheiliger Friede herbeigeführt wurde (*Liv.* XXXIII, 7 — 10. *Appian.*, De bell. civ. II, 19. *Eutrop.* VI, 16). Zuvor hatte der König die Stadt Pharsalos, sowie mehre andere in Thessalien durch List gewonnen, worüber sich die Ätoler bei dem römischen Feldherrn beklagten (*Liv.* XXXII, 33). Vor der bezeichneten Schlacht hatten die Makedonier ihr Lager in der Nähe der Hügel, welche den Namen Kynoskephalä führten, aufgeschlagen: der römische Feldherr dagegen bei dem erwähnten Heiligthum der Thetis. Eine ausführliche Beschreibung dieses Treffens gewährt uns Livius (XXXIII, 7 — 10). Im Kampfe der Römer mit dem Könige Antiochus von Syrien ergab sich die Stadt diesem Könige; bald darauf aber dem römischen Consul Manius Acilius (*Liv.* XXXVI, 10. 14). Noch größere Celebrität erhielt diese Stadt als

7) *Dio Cass.* XLI, 56. 8) *Leake*, Travels in the northern Greece. IV. p. 481. 9) *Appian.*, De bello civ. IV, 106. 10) *Herod.* VII, 120.

Digitized by Google

Zeuge des entscheidenden Kampfes zwischen Pompejus und Cäsar (*Tacit.* Ann. IV, 44. Hist. I, 50. II, 38. *Lucan.* Pharsal. VI, 350 sq.). Diese verhängnißvolle Schlacht der zwei mächtigsten römischen Feldherren, in deren beiden Heeren Krieger aus allen Nationen gegen einander kämpften, wurde auf der sogenannten pharsalischen Ebene (*Φαρσάλιον πεδίον*, campis Pharsalicis) geschlagen; s. *Caesar* bell. civ. III, 58. *Plut.* Pompej. c. 68. 71. Die Ebene von Pharsalos wurde von der larissäischen nur durch die Hügel von Kynoskephalá getrennt. Nachdem Pompejus bemerkt hatte, daß sein linker Flügel, auf welchen er das größte Vertrauen setzte, bereits in die Flucht geschlagen war, begab er sich noch vor der völligen Niederlage seines Heers verkleidet aus der Befestigung des Lagers, entließ sein Roß und ging zu Fuß mit sehr geringem Gefolge ruhig an Larissa vorüber und gelangte nach Tempe. Das Heer des Cäsar war noch in voller Arbeit begriffen, weshalb er nicht verfolgt wurde (*Plut.* Pompej. c. 73). — Die Pharsalier zeigten 60 Stadien von ihrer Stadt die Ruinen einer ältern zerstörten, welche sie für Hellas hielten, daneben zwei Quellen, Messeis und Hypereia. *Strab.* l. c. Plinius (H. N. IV, 8) erwähnt Pharsalus als freie Stadt (Pharsalici campi cum civitate libera). Sie scheint demnach entweder von Cäsar oder Augustus zur freien autonomen Stadt erhoben worden zu sein. Daß sie südwestlich von Larissa gelegen habe, läßt sich aus den topographischen Angaben des Livius, Cäsar, Plutarch (l. c.) abnehmen. Vergl. *Caesar*, bell. civ. III, 95—98). In der spätern Zeit kommt ihr Name noch bei Hierokles vor (p. 642 *Wess.*) Auch sind noch mehre Münzen derselben vorhanden (*Eckh.* Doctr. num. P. I. vol. II, 147). Gegenwärtig heißt sie Pharsa, enthält gegen 2000 Häuser und wird von Griechen und Türken bewohnt. *Clarke*, Travels in var. count. of Eur., Asia and Afric. Vol. VII. p. 328 sq. 335 sq. In ihrer Nähe bemerkt man noch die Ruinen der alten Neustadt. Auch wird Fersala als der gegenwärtige Name angegeben, was wol in der verschiedenen Sprache der Türken und Griechen seinen Grund hat; s. Hoffmann, Griech. I. Th. S. 313. 317. Von der Akropolis und ihren Ruinen, sowie von der gegenwärtigen Stadt Pharsa findet man Abbildungen in *Dodwell*, Views and Descriptions of Cyclop. or Pelasg. Remains in Greece and Italy. pl. 59. 60. (*Krause.*)

PHARSMANEN oder PHARSMANI, heißt nach einigen Geographen einer der vier Hauptstämme der Midzhegen (bei den Russen Tschetschenzen), nach Andern eine Abtheilung der zu diesen gehörigen Tuschen. Sie wohnen nach Klaproth's Karte*) nördlich von diesen, welche daselbst Thuschethi geschrieben sind, am Nordabhange des Kaukasus in einem Felsenthale und besitzen gegen 40 Dörfer. Ihre westlichen Nachbarn sind die Meesti, ihre nördlichen die Kazutschai und ihre östlichen die Awaren. Sprache, Sitten und Gebräuche theilen sie mit den Midzhegen, welche, in die Inguschen, Karabulaken, Tschetschen und Pharsmanen zerfallend, die russisch-kaukasische Provinz Tscherkessien bewohnen. (*G. M. S. Fischer.*)

PHARTE (*Φάρτη*), eine der Danaiden, die Mörderin des Eurydamas (bei *Apollodor* II, 1, 5, wo Heyne *Φάρη* verbessert). (*H.*)

PHARUS. Eine von Patrick Browne gestiftete Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der sechsten Linné'schen Classe (oder aus der sechsten Ordnung der 21. Classe) und aus der Gruppe der Oryzeen der natürlichen Familie der Gräser. Char. Die Blüthen monöcisch, die weiblichen ährenförmig, die männlichen gestielt, darüber stehend; der Kelch des männlichen Blümchens zweispelzig, an der Basis mit Stützblättchen versehen; die Staubfäden sehr kurz, mit ablangen, aufrechten Antheren; der Kelch des weiblichen Blümchens zweispelzig, an der Basis meist nackt, langzugespitzt, stehenbleibend; der Griffel dreitheilig, mit stehenbleibender Basis; die Karyopse langzugespitzt, in die Kelchspelzen gehüllt (daher der Gattungsname: *φᾶρος*, Kleid, Hülle). Es sind drei Arten bekannt: 1) Ph. latifolius *L.* (P. Br. jam. t. 38. f. 3, *Sloane* jam. t. 73. f. 2, *Lamarck* ill. t. 769, *Palisot de Beauv.* agrostogr. t. 22. f. 8. Ph. glaber *Humboldt*), in Westindien und Südamerika, mit sehr lang gestielten, umgekehrt-eiförmig-ablangen, zugespitzten, unbehaarten Blättern, offener Rispe und glatten Kelchen. 2) Ph. pubescens *Sprengel* (Neue Entdeck. 1. T. 1. f. 1—4. Ph. scaber *Humboldt*, Ph. lappulaceus *Aublet*, *Lam.* l. c.), in Guiana, Columbien und Brasilien, mit gestielten, lanzettförmigen, unten scharfen Blättern, aufrechter Rispe, gestreiften Kelchen und feinbehaarten Fruchtknoten. 3) Ph. Banksii *Spr.* (Syst. 2. p. 114, Leptaspis Banksii *R. Brown*), in Neuholland, mit lanzett-schwertförmigen Blättern, straffer, wenigblumiger Rispe und gestreiften, feinbehaarten, ungleichen Kelchspelzen. (*A. Sprengel.*)

Pharus, s. Leuchtthurm.

PHARUSII, ein Völkchen der Landschaft Gätulia, welches den Römern frühzeitig bekannt wurde. Strabon (XVII, 3, 835 *Cas.*) berichtet, daß von ihnen römische Pflanzstädte zerstört worden seien, welche Hanno in jenem Landstriche angelegt hatte. Plinius (H. N. V, 4) nennt sie Gymnetes Pharusii, jam Oceanum attingentes. Bei Pomponius Mela (I, 4, 3) heißt es: ultra Nigritae sunt et Pharusii usque ad Aethiopas. Dazu *Tzschucke* Vol. II, 1. p. 185. Mannert 10. Th. 2. Abth. S. 558. *Strab.* XVII, 3. 828 *Cas.* *Φαρούσιοι δὲ καὶ Νίγρητες, οἱ ὑπὲρ τούτων οἰκοῦντες πρὸς τοῖς Ἑσπερίοις Αἰθίοψι, καὶ τοξεύονται, καθάπερ οἱ Αἰθίοπες.* Die von Mannert (a. a. O. S. 559) angenommenen Pharusier beruhen auf einer falschen, bereits berichtigten, Lesart bei Strabon (l. c.) Auch Dionys. Perieg. (v. 216) kennt die *Φαρούσιοι*. Vergl. dazu *Bernhardy*, Annot. p. 573. Geogr. min. T. II. (*Krause.*)

PHARYGION (*Φαρύγιον*), ein von einer Südwestspitze des Helikon gebildetes Vorgebirge in Phokis, welches auch blos als Landspitze bezeichnet wird, mit einem Ankerplatz, Opus östlich gegenüberliegend; s. Hoffmann, Griech. S. 502. Sickler 2. Th. S. 135. (*Krause.*)

*) s. Tab. I in der Reise Jul. v. Klaproth's in den Kaukasus und Georgien. (Halle und Berlin 1812.)

Digitized by Google

PHARYKADON (*Φαρυκάδων*, auch *Φαρχάδων*), wird von Strabon (IX, 671) als eine thessalische Stadt in Hestiäotis angegeben, und zwar an der Mündung des Flusses Kuralios in den Peneus; s. Mannert 7. Th. 567. Livius nennt diese Stadt Phecadum (XXXI, 41); s. Hoffmann, Griech. S. 291. (*Krause.*)

PHARYNGITIS (*φάρυγξ*), Cynanche (Angina) pharyngea, Schlundkopfentzündung. Im Allgemeinen kommt diese Art der Bräune (s. d. Art.) mit der Entzündung des Rachens überein, unterscheidet sich aber von dieser letztern nothwendig dadurch, daß die sie begleitenden Zufälle von den Muskeln und der Haut des Schlundkopfes ausgehen. Bei den höchsten Graden der Heftigkeit dieser Entzündung und vornehmlich bei gleichzeitiger Entzündung des obern Theiles der Speiseröhre ist das Schlingvermögen gänzlich aufgehoben; was der Kranke zu genießen versucht, wird sofort durch die Nase wieder ausgeworfen, und erregt, wenn etwas davon in die Stimmritze gelangt, den heftigsten Husten. Bei geringerer Heftigkeit der Entzündung ist der Kranke zu schlingen zwar nicht völlig außer Stande, und es werden dann meistens feste Nahrungsmittel von ihm noch eher, als flüssige, niedergeschlungen, doch ist dieses Schlingen jedesmal mit größerer Beschwerde und größern Schmerzen verbunden, als unter übrigens gleichen Umständen bei der Rachenbräune stattfinden. Soweit man in den Schlund hinabsehen kann, erscheint derselbe angeschwollen, hochroth, mit weißlichen Flecken bedeckt; aus dem Munde fließt mehr oder weniger reichlich Schleim aus und der Kranke klagt nicht blos in vielen Fällen über einen aus der Mitleidenschaft der Eustachischen Röhre leicht erklärlichen Ohrenschmerz, sondern es pflegt auch seine Stimme rauh zu sein, während das Athmen wenig oder gar nicht gestört ist, Erstickungszufälle, wie sie bei der Mandelbräune nicht selten sind, bei der reinen Schlundkopfentzündung, beinahe niemals eintreten, auch die Heftigkeit des begleitenden Fiebers gewöhnlich keine übermäßige ist. Verbunden ist sie sehr häufig mit jener des Rachens, zuweilen mit der Speiseröhrenentzündung, und Reil (Memorabilia clinica. Fasc. III. p. 129) beobachtete einen tödtlichen Fall, in welchem bei einem 22jährigen Jünglinge die in Folge zusammenfließender Kinderblattern entstandene Entzündung des Schlundkopfes nicht blos mit Entzündung der Speiseröhre, sondern auch mit Entzündung des Kehlkopfes und der Luftröhre verbunden war. Die Dauer der in Rede stehenden Krankheit ist nach den jedesmaligen Umständen verschieden, beschränkt sich zuweilen auf ein paar Tage, erstreckt sich in andern auf sieben bis vierzehn, und ist in andern Fällen eine noch langwierigere. Oft erfolgt die Zertheilung der Entzündung, und zwar unter den der Zertheilung der Mandelbräune eigenen Zufällen. Dagegen tödtet sie äußerst selten durch Erstickung, geht auch nur selten in den Brand über, obwol dieser, wo er eintritt, fast unvermeidlich zum Tode führt, falls die von ihm betroffene Stelle nicht eine sehr kleine sein sollte. Versetzungen der Schlundbräune auf Gehirn, Lungen oder Unterleibseingeweide kommen ebenfalls nicht häufig vor, ziehen aber meistens den Tod nach sich. Ebenso ist Eiterung ein seltener Ausgang dieser Entzündung, dessen Eintreten schneidende und besonders klopfende Schmerzen im Schlunde unter häufigem Froste bezeichnen, und welches leicht nach öfterm eitrigen Auswurfe und Durchfalle und unter beständigem Speichelflusse ein tödtliches Zehrfieber nach sich zieht. Der Tod kann aber bei diesem Ausgange der Entzündung auch auf andere Weise beschleunigt erfolgen, wie namentlich in jenen Fällen geschieht, in welchen sich über der Theilung der Luftröhre ein Geschwür ausbildet und durch Verengerung derselben das Athmen beschränkt, oder in welchen die Eiterung die leidenden dünnen Muskelhäute durchbohrt und Knochenfraß der Nackenwirbel eintreten läßt, was besonders bei venerischer Schlundkopfsentzündung zu befürchten steht. Endlich wird die Schlundbräune zuweilen dadurch tödtlich, daß sie die Wände des Schlundes und obern Theiles der Speiseröhre verdickt und verhärtet, mithin den Durchmesser des letztern bleibend verkleinert, was nothwendig große Mangelhaftigkeit der Ernährung, zuletzt Abzehrung nach sich zieht. Abgesehen von diesen Punkten kommt die Vorhersagung bei der Schlundbräune mit jener der Rachenbräune überein, sowie beide ohnehin mit einander oft verbundene Entzündungen hinsichtlich ihrer Ursachen und ihrer ärztlichen Behandlung wenig von einander abweichen; eine Verhärtung des Schlundes erlaubt indessen, wie sich von selbst versteht, nicht — wie eine Verhärtung der Mandeln — den entarteten Theil zu entfernen, sondern gestattet in der Regel nur Fristung des Lebens durch künstliche Ernährung vermittels einer Schlundsonde, Klystiere und Bäder, indem der Versuch, die Verengerung durch Kerzen — einfache oder an ihrer Spitze mit einem Ätzmittel zum Zwecke neuer Entzündung und Eiterung überzogene — aufzuheben meistens ganz oder doch größtentheils mislingt, und die Anwendung anderer, äußerer wie innerer, auflösender und erweichender Mittel sich beinahe in allen Fällen nicht wirksamer zeigt, als dieses Verfahren.

(*C. L. Klose.*)

Pharyngotom, s. Pharyngotomie.

PHARYNGOTOMIE (*φάρυγξ — τομή*), der Schlundschnitt. Im eigentlichen Sinne des Wortes versteht man unter Schlundschnitt einen von der Hand des Wundarztes in den Schlundkopf gemachten Einschnitt, oder vielmehr das bei demselben zu beobachtende Verfahren. Aber man gebraucht dasselbe Wort sehr häufig auch für die kunstgerechte Eröffnung der Speiseröhre, obwol dieses letztere Verfahren, wie schon Guattani ganz richtig bemerkt hat, angemessener mit dem Namen des Speiseröhrenschnittes (Oesophagotomie) belegt wird, was auch in der That um so nothwendiger ist, als das erstgenannte Verfahren an Bedeutung dem letzterwähnten zu weit nachsteht, als daß es passend erscheinen könnte, beide mit einem und demselben Worte zu bezeichnen.

Der Schlundschnitt, in jenem eigentlichen engern Sinne des Wortes, ist ein nicht mit bedeutender Schwierigkeit verbundenes, auch bei einiger Vorsicht nicht mit Gefahr von Nebenverletzungen verbundenes Verfahren, welches zuweilen in Anwendung gebracht wird, wenn spitzige fremde Körper: Nadeln, Gräten u. dgl., in die Schlund-

Digitized by Google

wände dergestalt eingedrungen sind, daß sie dem Wundarzte ein freies Ende, an welchem sie zum Zwecke des Ausziehens gefaßt werden könnten, nicht darbieten. Ungleich öfter bedient man sich aber desselben Verfahrens, um größere, an der hintern Wand des Gaumens befindliche verschlossene Geschwüre, welche das Athmen und Schlingen bedeutend erschweren, wol gar Erstickung drohen, und deren Aufbrechen und Entleeren durch erweichende Mittel zu bewerkstelligen nicht gelingt, zu öffnen. Seit J. L. Petit bediente man sich öfter bei diesem Verfahren eines eignen, für dasselbe bestimmten Werkzeuges, des Pharyngoloms (Paristhmiotoms) und zwar zuerst des von Petit selbst erfundenen, späterhin auch anderer, von Heister, Brambilla, La Faye, Rudtörffer angegebenen, welche sämmtlich darin übereinkommen, daß sie eine zum Einstechen in den leidenden Theil bestimmte Lanzette in einer schützenden Scheide eingeschlossen enthalten (vergl. die Armamentarien Blasius', Leo's, Seerig's, Rudtorffer's u. A.). Aber wie man vor Petit's Erfindung zu jenem Verfahren nur der Mundspiegel, einfacher Röhren und des Messers zu bedürfen glaubte, und sich zur Öffnung von Mandelgeschwüren einer eigens dazu bestimmten Scheere nach Abulkases bediente: so sind auch gegenwärtig die genannten Pharyngotome sämmtlich nur wenig im Gebrauche, vielmehr beschränken sich die Wundärzte bei jenem Verfahren in der Regel auf die Anwendung eines hinreichend langen gewöhnlichen Bistouri's, welches bis zur Spitze mit Band oder Heftpflaster umwickelt ist, obwol jene Werkzeuge, namentlich das Rudtorffer'sche, bei Kindern, wie bei sehr empfindlichen und ängstlichen Erwachsenen kaum entbehrlich sind, wenn der Kranke bei dem in Rede stehenden Verfahren vor Verwundungen der Zunge und des Gaumens geschützt sein soll. Zu diesem Zwecke ist es unter den ebenerwähnten Umständen auch nicht, wie unter den entgegengesetzten, hinreichend, daß der Kranke in sitzender, dem Lichte zugewandter, Stellung den Mund möglichst weit öffnet, und der Wundarzt vermittels eines Spatels die Zunge mit der linken Hand niederdrückt, und mit der rechten Hand ein Skalpell, welches entweder nur an seinem vordern Theile schneidet, oder bis fast zur Spitze eingewickelt ist, in den Mund einführt und es der Länge nach in den leidenden Theil einsticht, sondern es muß zum Zwecke des fraglichen Verfahrens der Kopf des sitzenden Kranken zuvörderst gegen die Brust eines Gehilfen fest gestützt, hierauf aber zwischen die obere und untere Zahnreihe des Kranken ein Stück Kork gestellt werden, bevor das Pharyngotom in den Mund eingeführt wird. Die dem Schlundschnitte folgende, in der Regel nicht beträchtliche Blutung pflegt bald ohne künstliche Hilfe aufzuhören, und die fernere ärztliche Behandlung solcher Kranken hat zu ihren Aufgaben den noch übrigen Entzündungszustand des leidenden Theiles zu beseitigen, durch die Anwendung erweichender Gurgelwässer eine gänzliche Entleerung des Geschwüres zu bewirken, endlich die Vernarbung der Öffnung desselben zu Stande zu bringen, zu welchem letztern Zwecke der Gebrauch zusammenziehender Mittel gewöhnlich um so sicherer führt, als derartige Geschwüre fast immer die Merkmale der Schlaffheit und Reizlosigkeit an sich tragen.

Was den im weitern Sinne sogenannten Schlundschnitt betrifft: so hat die mit ihm für den weniger kündigen und gewandten Wundarzt verbundene große Gefahr einer Verletzung einerseits des Nervus recurrens, andererseits der Carotis und Vena jugularis interna, sowie der Vasa thyreoidea, bis zum Anfange des vorigen Jahrhunderts gar nicht an die Ausführbarkeit dieses Unternehmens denken lassen. Zuerst Verduc, nach ihm Hérin, wagten, an diese Ausführbarkeit zu glauben, aber das Verdienst der ersten Ausführung des Speiseröhrenschnittes selbst scheint sich im J. 1738 Goursaud d. ält. erworben zu haben, welcher bald in Roland einen Nachfolger fand. Beide vollzogen jenen Schnitt in Fällen, in welchen ihn ein in der Speiseröhre stecken gebliebener fremder Körper, welcher sich an der linken Seite des Halses fühlen ließ, nothwendig machte, und im J. 1747 wurde von Guattani nach desfallsigen an Thieren angestellten Versuchen ein bestimmtes, bei dem Speiseröhrenschnitte zu beobachtendes Verfahren angegeben, auch für den Fall, daß der in der Speiseröhre vorhandene fremde Körper nicht vorragend gefühlt wird. Nichtsdestoweniger blieb der Speiseröhrenschnitt bis gegen das dritte Jahrzehend des gegenwärtigen Jahrhunderts ein, vielleicht ohne eine Ausnahme, vermiedenes wundärztliches Verfahren, dessen Anwendbarkeit selbst Männer wie Desault, Boyer, Richerand und Cooper überhaupt nur für den Fall anerkannten, in welchem ein verschluckter fremder Körper an der äußern Oberfläche des Halses vorragt. Am Schlusse des vorigen Jahrhunderts war Eckoldt in Leipzig bemüht, das von Guattani empfohlene Verfahren zu verbessern, indem er die Speiseröhre an einer tiefer gelegenen Stelle zu öffnen lehrte, und im J. 1820 empfahl Vacca Berlinghieri in Pisa ein von ihm sinnreich erfundenes Werkzeug (Ectropesosago), welches in die Speiseröhre eingeführt, die Stelle eines in derselben vorragenden anderweitigen fremden Körpers vertritt, indem es dem Wundarzte das Auffinden der Speiseröhre und den Schnitt selbst wesentlich erleichtert. Die meisten Verdienste in dieser Angelegenheit hat sich indessen ohne Zweifel Bégin in den letztverflossenen Jahren erworben, nicht blos, indem er wiederholentlich die Nothwendigkeit und Ausführbarkeit des Speiseröhrenschnittes in den weiterhin anzugebenden Fällen nachwies, sondern vornehmlich, indem er ihn zwei Mal an lebenden Menschen mit glücklichem Erfolge anstellte, und durch manche, das dabei zu beobachtende Verfahren angehende und dasselbe wesentlich erleichternde Vorschriften, der Erfahrung an Lebenden entnommen, die wundärztliche Kunst bereicherte. Außer allen Zweifel gestellt ist gegenwärtig, daß die oben genannten gefährlichen Verletzungen beim Speiseröhrenschnitte vermieden werden können, daß dieser Schnitt ausführbar ist, wenn auch am Halse ein die Speiseröhre an einer einzelnen Stelle ausdehnender fremder Körper nicht deutlich wahrgenommen und keine leitende Sonde bei dem Schnitte selbst benutzt wird, endlich, daß die Wunden der Speiseröhre (wie es allerdings schon früher manche an gesunden und

Digitized by Google

kranken Thieren — namentlich Hunden — angestellten Versuche höchst wahrscheinlich gemacht hatten) nicht weniger leicht heilen, als die Wunden anderer Muskelgebilde, und auch ebenso wenig, wie diese, schädliche Nachwirkungen zurücklassen. Der Speiseröhrenschnitt ist aber demnach gegenwärtig auch in allen denjenigen Fällen angezeigt zu nennen, in welchen die Höhlung der Speiseröhre auf irgend eine Weise dergestalt verengt ist, daß daraus ein lebensgefährliches, auf unblutigem Wege nicht zu beseitigendes, Hinderniß des Schlingens, oder Athmens, oder, wie es am häufigsten der Fall ist, beider Verrichtungen hervorgeht. Es kann übrigens jenes Hinderniß die Folge des Druckes eines benachbarten Aftergebildes, einer Pulsadergeschwulst u. dgl., einer Entartung, namentlich einer Verwachsung der Speiseröhre, oder eines in dieselbe von Außen eingedrungenen und in der Speiseröhre stecken gebliebenen Körpers sein; aber der letztere Fall kommt unter den genannten am häufigsten vor, und bleiben in demselben die Versuche, den eingedrungenen Körper durch den Mund herauszuziehen, oder in den Magen hinabzustoßen (vorausgesetzt, daß die Natur des eingedrungenen Körpers Letzteres nicht verbietet), fruchtlos, so macht der als unvermeidlich drohende Untergang des Leidenden den Speiseröhrenschnitt unumgänglich nothwendig, nicht blos, wie schon erwähnt, auch dann, wenn der eingedrungene Körper von Außen nicht fühlbar ist, sondern auch, wenn bereits die allgemeinen Bedeckungen des leidenden Theiles bedeutend entzündet sind, ein Zustand, welcher um so weniger als Gegenanzeige des Speiseröhrenschnittes angesehen werden kann, als diese Entzündung am sichersten durch die Entfernung desselben fremden Körpers, welcher sie herbeigeführt hat, gehoben wird, wie es auch Bégin's Erfahrung bewiesen hat. Ob endlich der Speiseröhrenschnitt auch noch in denjenigen Fällen gelingen möchte, in welchen der eingedrungene fremde Körper im Brusttheile der Speiseröhre festsitzt, ist zweifelhaft, jedenfalls aber verliert die öfter ausgesprochene Foderung, nur im entgegengesetzten Falle zu jenem gefährlichen Rettungsmittel Zuflucht zu nehmen (Richter, C. Bell), dadurch viel an ihrer Bedeutung, daß dergleichen fremde Körper sich ohnehin beinahe immer in dem Nackentheile der Speiseröhre, hinter dem Ringknorpel, festsetzen, weil dieser zu krampfhaften Einschnürungen durch seine Lage und die größere Kraft seiner Fibern geeigneter ist, als die tiefer gelegenen Stellen der Speiseröhre. Für möglich aber wird gegenwärtig jenes Gelingen von Vielen auch dann noch gehalten, wenn der fremde Körper hinter den Schlüsselbeinen, und selbst, wenn er noch etwas tiefer eingekeilt ist. Sollte der Speiseröhrenschnitt wegen eines in der Speiseröhre stattfindenden anderweitigen Hindernisses, welches selbst eine elastische Röhre vom Rachen aus einzuführen nicht mehr erlaubt, namentlich wegen eines Aftergebildes oder sonstiger Verengerung der Speiseröhre vollzogen werden, so wird er allerdings meistens wol nur das Leben noch einige Zeit zu fristen dienen, insbesondere auch, weil die nothwendig lange Eiterung der Wunde eine neue Verengerung der Speiseröhre befürchten läßt. Übrigens hat Kluge den Speiseröhrenschnitt für den Fall einer nach Vorn und Außen befindlichen Erweiterung des Schlundkopfes (pharyngocele) zum Zwecke des Abteagens der ganzen erweiterten Stelle vorgeschlagen und Petrunti wegen eines an der Speiseröhre befindlichen Geschwüres ein jenem Schnitte ganz ähnliches Verfahren eingeschlagen.

Das bei dem Speiseröhrenschnitte zu beobachtende Verfahren selbst wird zwar von Guattani, Eckoldt, Vacca Berlinghieri und Bégin verschieden angegeben, doch kommen alle diese Angaben darin mit einander überein, daß sich der Wundarzt durch Haut und Muskeln des Halses den möglich bequemsten und gefahrlosesten Weg zu der zu eröffnenden Speiseröhre zu bahnen bemüht ist. Mit Ausnahme des Bégin'schen Verfahrens sind alle nur auf Versuche, welche an Leichnamen und an Thieren angestellt wurden, gegründet, das Bégin'sche dagegen ist von seinem Erfinder an lebenden Menschen mit Erfolg in Anwendung gebracht worden und hat grade diejenigen Schwierigkeiten, welche die obwaltenden Umstände dem Speiseröhrenschnitte gewöhnlich entgegensetzen, glücklich überwunden; es dürfte daher auch hier vorzugsweise eine genauere Beschreibung verdienen. Bei demselben liegt der Kranke, mit etwas nach Hinten und rechts gebeugtem Kopfe und mit mäßig in die Höhe gehobener Brust und Schultern, in einem schmalen Bette, an seiner linken Seite (der Speiseröhrenschnitt wird — wenn nicht besondere Umstände, namentlich der an der rechten Seite des Halses hervorragende feste Körper, das Gegentheil fodern — immer an der linken Seite des Halses vollzogen, weil an dieser Seite der obere Theil der Speiseröhre einigermaßen ausgebogen ist und zur Seite über die Luftröhre ein wenig hervorragt) steht der Wundarzt, an der rechten Seite ein hinlänglich gewandter Gehilfe desselben. Das Verfahren beginnt mit einem Hautschnitte, welcher zwischen dem rechten Musc. sternocleidomastoïdeus und der Luftröhre, und mit dieser gleichlaufend vom Brustbeinende des Schlüsselbeins bis zum obern Rande des Schildknorpels geführt wird. Der Wundarzt trennt hierauf mit dem Bistouri den M. Platysmamyoides nebst dem Zellgewebe und dringt in den zelligen Rand, welcher sich zwischen der Luftröhre und Speiseröhre einerseits und jenen großen Gefäßen und Nerven, welche nach Unten der M. sternocleidomastoïdeus bedeckt, andererseits befindet, und schiebt, während der Gehilfe mit einem stumpfen Haken oder den Fingern die an der innern Seite der Wunde gelegenen Theile an sich zieht, die äußere Wundlefze und die A. carotis und Vena jugularis, sowie den Nervus sympathicus und vagus, zur Seite nach Außen. Der alsdann sichtbar werdende M. omohyoideus wird — was ohne allen Nachtheil geschehen kann — quer durchgeschnitten, und somit der ganze Rachentheil der Speiseröhre bloßgelegt, welchen seine Lage hinter dem Kehlkopfe und der Luftröhre, seine musculöse Oberfläche, und der Umstand, daß er bei Schlingbewegungen sich zusammenzieht und härter wird, nicht verkennen läßt. In diesen Theil der Speiseröhre wird hierauf ein Längeneinschnitt von einem halben Zoll gemacht und diese Wunde, aus welcher etwas schleimige Flüssigkeit hervordringt, alsdann mit einem ge-

knöpften Bistouri nach Oben und Unten (vorzugsweise in der erstern Richtung, weil die der Oberfläche näher liegende A. thyreoidea superior leichter gefaßt und unterbunden wird, als die gleichnamige untere Schlagader) soweit verlängert, als es das weitere Verfahren nothwendig macht. Während des bisherigen ist nach jedem Schnitte die blutige Wunde mit einem Schwamme zu reinigen und spritzende Gefäße müssen sofort unterbunden werden. Nach Eröffnung der Speiseröhre fährt der Wundarze in dieselbe, wenn es darauf ankommt, einen fremden Körper zu entfernen, einen Finger oder eine angemessene Zange ein, vermittels deren er jenen Körper auszuziehen bemüht ist. Sollte das ganze Verfahren wegen einer vorhandenen Afterbildung u. dgl. eingeschlagen worden sein: so müßte nunmehr das Erfoderliche geschehen, um die vorhandenen krankhaften Gebilde zu entfernen, und hätte man bei dem Speiseröhrenschnitte lediglich die künstliche Ernährung des Leidenden beabsichtigt: so würde dem Zwecke dadurch zu entsprechen sein, daß durch die künstliche Öffnung der Speiseröhre eine Schlundsonde in den Magen eingeführt und in dieser Lage erhalten wird. Den Verband der Wunde betreffend: so bedeckt Bégin dieselbe, nachdem er die Wundränder einander genähert, mit einem beölten oder mit Cerat bestrichenen Leinwandläppchen, und befestigt dasselbe mit einer Compresse und leichten Binde, ein Verfahren, bei welchem etwa absterbendes Zellgewebe leicht ausgestoßen werden kann, die Absonderung der Wunde kein Hinderniß findet, und Eitersenkungen weniger zu befürchten sind, als bei einem festern Verbande, wie ihn unter andern Umständen die Schnittwunden der Speiseröhre fodern. Während der ersten nach dem Speiseröhrenschnitte verfließenden zwölf Tage wird die Ernährung des Kranken vermittels Klystire und Bäder bewerkstelligt, und da derselbe meistens in hohem Grade entkräftet ist: so hält Bégin außerdem noch für nothwendig, daß selbst unmittelbar nach der Operation dem Kranken vermittels einer in den Magen eingeführten Schlundsonde Milch, Fleischbrühe oder dünner Brei eingeflößt werde. Daß übrigens die Heilung der Wunde in der Regel wenig Schwierigkeiten findet, haben wir oben bereits erinnert. (*Guattani*, Essai sur l'oesophagotomie (Mém. de l'acad. de chirurg. 1757. T. III. p. 351]. Eckoldt Über das Ausziehen fremder Körper aus dem Speisekanale. (Leipzig 1799.) S. 146. *Nauta*, De corporibus peregrinis ex oesophago removendis. (Workum. 1803.) *Bégin*, Revue médicale française et étrangère. Avril 1832. Kalisch, Auserlesene medicin. Abhandlungen des Auslandes. (Berlin 1833.) *Bégin*, Elémens de chirurgie. T. I. (Paris 1838.) Gräfe's Journal der Chirurgie. 5. Bd. S. 712. Gerson's und Julius' Magazin d. ausl. Lit. 27. Bd. S. 318. Kalisch's med. Zeit. des Ausl. 1833. Nr. 23. Froriep, Chirurgische Kupfertafeln (135 u. 320). E. Blasius, Handbuch d. Chirurg. 3. Bd. 1. Th. S. 20 fg. (Halle 1841.)

(*C. L. Klose.*)

PHARYNX (*φάρυγξ*, auch *φάρυξ*, gula, Schlund), der Schlundkopf, der Anfang der Speiseröhre, auch Rachen, fauces, genannt, ist die häutige trichterförmige Höhle, welche sich hinter der Nasenhöhle, Mundhöhle und dem Kehlkopf, unter der Schädelgrundfläche, vor den fünf obern Halswirbeln nach Unten in die Speiseröhre fortsetzt, an deren Seitenwänden die größern Gefäße und Nerven des Halses verlaufen und die nur oberwärts an den Seiten und hinten völlig geschlossen ist. Die Länge des Schlundkopfes beträgt 4—4½″, von einer Seite zur andern ist er oben ungefähr 14″, dann verengt er sich bis zu dem Durchmesser der Speiseröhre, ist daher ungefähr 8″ breit und 4″ dick, sodaß sich die innern Flächen berühren, doch kann er sich wegen der Dehnbarkeit seiner Wände beim Durchgang von Speisen ꝛc. beträchtlich erweitern. Die obere Wand des Pharynx wird von dem Grundtheil des Hinterhauptbeins, den zwischen diesem und dem Felsentheile der Schläfenbeine sich findenden Faserknorpel und dem vordern Theile der untern Fläche des Felsentheiles gebildet, welche Theile unterwärts von der Schleimhaut des Pharynx überzogen werden. Die Seitenwände heften sich vorzüglich durch Muskelpartien an den knorpeligen Theil der Eustachischen Trompete, die innern Blätter der Flügelfortsätze des Keilbeines, die hintern Gaumenbögen, die Oberkiefer, Backen, Unterkiefer, Zunge, Zungenbein und Kehlkopf. Die hintere Wand wird durch lockeres Zellgewebe an die Körper der obern fünf Halswirbel, den langen Halsmuskel und den vordern geraden Kopfmuskel geheftet. Die vordere Wand, soweit sie nicht durchbrochen ist, bildet die hintere Fläche des Gaumensegels und den Theil derselben, welcher hinter dem Ringknorpel liegt. Oben nämlich finden sich die hintern Öffnungen der Nasenhöhlen, Choanae narium, durch welche diese mit dem Schlundkopf in Verbindung stehen. Von dem untern Rande der Nasenhöhlen, hinter welchen sich der Eingang zur Eustachischen Trompete findet, die die Schlundkopfshöhle mit der Trommelhöhle verbindet, und über welcher noch eine Grube sichtbar ist, hängt das Gaumensegel mit seinem Zäpfchen, einer Falte der Schleimhaut der Nasen- und Mundhöhle, in welcher sich Muskeln, Schleimdrüsen lagern, herab, unter dessen unterm Rande und oberhalb der Zungenwurzel man die Öffnung sieht, die die Mundhöhle mit der Rachenhöhle verbindet. Man nennt diese Öffnung die Rachenenge, isthmus faucium. Unter der Rachenenge ragt der Eingang in den Kehlkopf mit seinem Kehldeckel in den Schlundkopf hinein, unterbricht sonach auch die vordere Wand desselben und verbindet so den Kehlkopf mit seiner Fortsetzung, der Luftröhre, auch mit der Höhle des Rachens. Unter dieser Stelle erstreckt sich dann die vordere Wand noch in der Höhe des Ringknorpels und geht dann mit den übrigen Wandungen in die Speiseröhre. Somit steht also der Schlundkopf mit den Luftwegen, der Nasenhöhle, Kehlkopf und Luftröhre, dann durch die Rachenenge mit dem Munde und nach Unten mit der Speiseröhre, also den Verdauungsorganen, in Verbindung, und außerdem noch durch die Eustachische Trompete mit dem Gehörorgane.

Seiner Structur nach besteht der Schlundkopf aus mehren Lagen von Häuten, welche sich gegenseitig decken. Die erste äußere Lage ist eine fibrös-cellulöse Fas-

Digitized by Google

cia, welche den äußern Überzug bildet und mit der Backenbinde und den tiefern Halsbinden zusammenhängt. Die daeauf foigende Lage iſt eine Muskelſchicht oder Muskelhaut, deren Faſern ſich von Vorn um die Seitenwände auf die hintere Wand ſchlagen, in deren Mittellinie ſie unter einem ſpitzigen Winkel zuſammentreten, ſo einen von Oben nach Unten laufenden Streifen, die Raphe pharyngis, bilden, und ſich zum Theil von Unten nach Oben decken. Durch dieſe Anordnung entſtehen die drei Schlundkopfſchnürer, constrictores pharyngis. Dee unterſte iſt dee ſtärkſte, ſeine Faſern kommen vom Ringknorpel und Schildknorpel, Musc. cricopharyngeus und Musc. thyreopharyngeus, die untern Faſern laufen horizontal, die mittlern und obern ſchräg aufwärts, vereinigen ſich in dee Mittellinie und decken den mittlern Schlundkopfſchnürer zum großen Theil. Die Bündel dieſes Muskels kommen, die untern vom großen Horn des Zungenbeines, Musc. ceratopharyngeus, und die obern vom kleinen Horn des Zungenbeines, Musc. chondropharyngeus. Die untern Muskelfaſern laufen abwärts, dann mehr horizontal und dann ſchräg aufwärts, ſodaß dieſe ſpitz zuſammenkommend nur wenig höhee als der constrictor pharyng. super. hinaufragen. Dieſer Muskel deckt nun den dritten obern Schlundkopfſchnürer, Musc. constrictor pharyngis super., und entſpeingt mit vier Bündeln, das unterſte kleinſte vom Seitenrande der Zungenwurzel, Musc. glossopharyngeus, das zweite größere vom hintern Ende der ſchiefen Linie des Unterkiefers, Musc. mylopharyngeus, das dritte hängt mit dem Backenmuskel zuſammen, iſt der Musc. buccopharyngeus und das vierte heftet ſich an den Haken des Flügelfoetſatzes des Keilbeines, Musc. pterygopharyngeus. Die Faſern dieſes obern Schlundkopfſchnürers laufen größtentheils horizontal und fließen bogenförmig von beiden Seiten zuſammen. Sein oberer Rand aber ragt nicht bis an die Schädelgrundfläche, doch wird in dieſem beinahe ½" hohen Raum der Schlundkopf ſeitlich noch durch das Anliegen des Gaumenſpanners und Gaumenhebers verſtärkt.

Außer dieſen Schlundkopfſchnürern finden wir noch den Schlundkopfheber, Musc. stylopharyngeus, Griffelſchlundkopfmuskel, der länglichrundlich von der hintern Fläche des Griffelfortſatzes entſpringt, ſchräg nach Unten und Innen an der Seitenwand des Schlundkopfes herabläuft und unter den obern Rand des mittlern Schlundkopfſchnürers tritt, und indem ſeine Faſern aus einander weichen, ſich mit dem obern und untern Schlundkopfſchnüree verwebt.

Die Schlundkopfſchnürer verengern den Schlundkopf und drücken beim Schlingen den durch die Rachenenge vom Mund aus in den Schlundkopf getriebenen Biſſen nach Unten, indem ihre Zuſammenziehung von Oben nach Unten erfolgt, in die Speiſeröhre, nachdem vorher die Schlundkopfheber, den Schlundkopf erweiternd in die Höhe, dem Biſſen entgegen gezogen hatten.

Die dritte Hautlage iſt ein ſtarkes Zellgewebe, welches die vierte Haut, die Schleimhaut, mit ihrer äußern Fläche an die Anheftpunkte des Schlundkopfes und ſeine Zuſammenſchnüeer heftet. Man nannte ſie gewöhnlich die Zell- oder Gefäß- oder Nervenhaut.

Die vierte inneeſte Lage des Schlundkopfes iſt die Schleimhaut, Tunica mucosa. Sie iſt blaßroth, ziemlich glatt, oben ſtäeker, mit mehr Schleimdrüſen verſehen, weitee nach Unten, wo ſie dünner und beim Übergang in die Speiſeröhre heller wird. Indem dieſe Schleimhaut die Höhle des Pharynx vollſtändig überzieht, hängt ſie oben mit dee die Ohrtrompete auskleidenden Schleimhaut ununterbrochen zuſammen, ebenſo mit der die Naſenhöhle, duech die Choanne nnrium, die Mundhöhle, durch den Isthmus faucium, den Kehlkopf, durch deſſen Stimmritze, überziehenden Schleimhaut. Das Epithelium der Schleimhaut iſt mit Pflaſterepithelium verſehen.

Die Blutgefäße des Schlundkopfes kommen von der aufſteigenden Schlundkopf-, aufſteigenden Gaumenſchlagader, von dee Vidianiſchen- und dee obern Schilddrüſenarterie, alles Zweige der äußeen Kopfſchlagader. Die das Blut zurückführenden Gefäße bilden großentheils Geflechte, die mit der innern Droſſel- und Wiedelblutader zuſammenhängen. Die Saugadern gehen in die tiefern Halsſaugadern und Drüſen übee. Die Nerven des Pharynx bilden ein ziemlich großes Geflecht, welches ſich an ſeinen Seiten aus den Schlundkopfäſten des herumſchweifenden- und Zungenſchlundkopfnervens in Verbindung mit einer Menge Fäden aus dem oberſten Halsganglion und dem Stamm des ſympathiſchen Nervens bildet, und in die Muskel- und Schleimhaut eindringt. Auch bekommt der Schlundkopf noch Neevenäſte aus dem zweiten Hauptaſt des dreigetheilten Nervens, und aus den beiden Kehlkopfzweigen des herumſchweifenden Neevens.

Dee Schlundkopf dient vermöge ſeiner Muskulatur, wie wie oben ſahen, zum Schlingen, und iſt ſomit ein Theil des Verdauungsapparates; ee dient aber auch als Luftweg, durch welchen die atmoſphäriſche Luft nicht allein durch den Kehlkopf zu den Lungen dringt, ſondern auch durch die Ohrtrompete in das innere Ohr. Für das Athmen iſt vorzugsweiſe dee obere Raum, das Gewölbe, beſtimmt, welches deshalb beſtändig offen und ziemlich unbeweglich iſt. Der untere Theil des Schlundkopfes dient mehe zum Schlingen, daher iſt er dee zuſammengezogenſte und muskulöſeſte Theil. Die mittlere der Rachenenge gegenüber liegende Abtheilung gehört beiden Thätigkeiten zugleich an, es keeuzen ſich in ihr die Luft und die Speiſen, da die letzteren von der Mundhöhle aus über den Eingang des Kehlkopfes weggehen müſſen, um in den untern und hintern Theil des Schlundkopfes zu kommen und auf dieſe Weiſe unterm rechten Winkel durch die von den hintern Naſenöffnungen herabkommende, nach Vorn in den Kehlkopf gehende Luft bringen. Das Athmen wird deshalb im Momente des Schluckens unterbrochen. Beim Athmen kann aber die Luft nicht durch den untern Theil des Schlundkopfes in die Speiſeröhee dringen, da dieſe Theile nicht offen ſtehen, ſondern im zuſammengefallenen, ja zuſammengezogenen Zuſtande ſich befinden. (*Moser.*)

PHASAËL, *Φασάηλος* (d. i. einer, den Gott erlöſet, von פָּצָה und אֵל), in dem hebr. Joſephus Gorionides coerumpirt פסיאה, war ein Sohn des Antipater und

älterer Bruder Herodes des Großen. Er wurde von seinem Vater, als derselbe durch Julius Cäsar Procurator von Judäa geworden war, zum Commandanten von Jerusalem gemacht, wodurch Macht und Ansehen des ohnedies so schwachen Fürsten Hyrkan (II.) nur noch mehr in Schatten gestellt wurden (Joseph. Archäol. XIV, 7, 3. 9, 2. 11, 3. 7. Jüd. Kr. I, 8, 9. 10, 4. 5. 11, 3. 5. 12, 1). Er trat den Parteien, die damals das Land in Bewegung setzten, stets mit Mäßigung entgegen, war aber dabei in dauerndem Einverständniß mit seinem raschen und tapfern Bruder Herodes, der zuerst Statthalter von Galiläa war, bald aber von Sextus Cäsar auch die Verwaltung von Cölesyrien erhalten hatte. Beide Brüder wußten sich in der Gunst der Römer so festzusetzen, daß die wiederholt gegen sie erhobenen Anklagen nur zu ihrer Förderung dienten. Namentlich war ihnen Antonius günstig, und als man bei ihm den Herodes und Phasaël anklagte, daß sie nach der höchsten Gewalt strebten, sprach er sie nicht blos frei, sondern gab ihnen dazu noch den Titel als Tetrarchen. Selbst Hyrkan glaubte sich für sie erklären zu müssen, und als zuletzt ein ganzer Haufe von Anklägern die Klagen erneute, ließ Antonius sie gewaltsam durch Soldaten aus einander treiben (Joseph. Arch. XIV, 12, 2. 13, 1. 2). Die Parther unter dem Prinzen Pacorus und dem Satrapen Barzapharnes rückten darauf in Syrien ein, und Antigonus, der Sohn des vertriebenen Aristobulus, bediente sich ihrer Hilfe, um seine Ansprüche auf Herrschaft gegen Hyrkan und die beiden Söhne des Antipater geltend zu machen. Es gelang ihm in Jerusalem einzudringen, und es gab nun täglich Blutvergießen, welches durch die zum Pfingstfest gekommenen Tempelbesucher noch vermehrt wurde. Die Parther spielten hinterlistiger Weise die Rolle der Ruhestifter, und Phasaël ließ sich bereden, mit Hyrkan in das parthische Hauptlager nach Syrien zu gehen. Sie wurden aber unterwegs von den Parthern gefangen genommen, und Phasaël gab sich selbst den Tod, indem er mit dem Kopfe gegen die Wand des Kerkers rannte. Er starb getrost, nachdem er erfahren, daß Herodes den Feinden entronnen sei, weil er von demselben Rache für die ihm angethane Schmach erwarten konnte (Joseph. Arch. XIV, 13, 3—10. XV, 2, 1. Jüd. Kr. I, 13, 2—5. 11). Seinem Bruder zu Ehren benannte Herodes später einen von ihm errichteten Festungsthurm in Jerusalem am Nordrande des Berges Zion mit dem Namen Phasaël, welchen Titus bei der Zerstörung der Stadt nebst zwei andern Thürmen, Hippicus und Mariamne, zum Andenken stehen ließ (Joseph. Jüd. Kr. V, 4, 3. 4. VI, 9, 1. VII, 1, 1), von dem aber jetzt keine Reste mehr nachzuweisen sind. (Vergl. Art. Jerusalem und Robinson's Palästina. II, 98). Ebenso hat die Stadt Phasaëlis (s. d. Art.) von ihm den Namen erhalten. (*E. Rödiger.*)

PHASAELIS, Φασαηλίς, war eine Stadt im untern Jordanthale, nördlich von Jericho, in der Gegend des heutigen el-Audscheh, wo in dem Namen der Quelle Ain-el-Fasâil und des Wadi-el-Fasâil sich der alte Name noch erhalten hat. Herodes der Große baute die Stadt und benannte sie nach seinem ältern Bruder Phasaël (s. d. Art.). Joseph. Jüd. Kr. I, 21, 9. Archäol. XVI, 5, 2. Vergl. XVII, 11, 5. XVIII, 2, 2. Der Mönch Brocardus im 13. Jahrh. kennt dort noch ein Dorf Phasellum (Locorum terrae s. descriptio. c. 7. p. 178. ed. *Cler.*). Vergl. auch *Plin.* II. N. XIII, 4. *Steph. Byz.* 692. *Relandi* Palaest. p. 953. Robinson's Palästina. II, 555. (*E. Rödiger.*)

Phasan, und seine Composita und Derivata, wie namentlich Phasanerie, s. Phasianus.

PHASANEN- (Fasanen) INSEL, heißt ein kleines, am Ausflusse der Bidassoa zwischen dem französischen Departement der Niederpyrenäen und der spanischen Provinz Guipuscoa gelegenes und deshalb neutrales Eiland, auf welchem Mazarin und Don Luis de Haro am 7. Nov. 1659 den pyrenäischen Frieden schlossen. (*G. M. S. Fischer.*)

PHASANEN- (Fasanen) INSELN heißen mehre kleine Inseln, welche der Rioni, dessen unterer Theil nach Julius von Klaproth Fasch (bei den Türken Fasch Sfuji) heißt, unterhalb der in der zum russisch-kaukasischen Imerethi gehörigen Provinz Ghuria liegenden Stadt und Festung Pothi (bei den Türken Ekala'h Fasch, d. i. Festung Fasch) durch mehre seiner Arme bildet und die stark von Fasanen bewohnt sein sollen, für deren Vaterland bei den Alten das Gebiet des Phasis, wie sie den Rioni nannten, angesehen wurde, weil sie mit Persien und China weniger bekannt waren als wir. (*G. M. S. Fischer.*)

PHASCOLOMYS, eine von Geoffroy (im Atlas zu Peron's Reise um die Erde) so benannte, von Illiger schon früher unter dem Namen Amblotis *) aufgestellte Gattung der Beutelthiere (Marsupialia, s. d. Art.), welche sich von allen ihren Gruppengenossen durch die vollständigste Ähnlichkeit des Gebisses mit dem der Nagethiere (Glires, s. d. Art.) unterscheidet und daher als besondere Unterabtheilung von den übrigen Beutlern getrennt zu werden pflegt. (Phascolomydae *Bl. Wat.* — Marsupialia rhizophaga *Owen.* — Mars. glirina *Wiegm. Wagn.*) Die einzige bekannte Art dieser Gattung oder Familie, je nachdem man sie nehmen will, der Wombat (Ph. ursinus s. fossor), bewohnt die Inseln der Baßstraße und Van-Diemens-Land, erreicht die Größe des Dachses, ist aber hochbeiniger und relativ kürzer. Er hat einen kurzen, mehr kugeligen Kopf, kurze abgerundete Ohren, fünf Zehen an allen Füßen mit starken Krallen, nackte Sohlen, einen plantigraden Gang und keinen sichtbaren Schwanz; ist mit einem langen braun- bis hellgrauen dichten Pelze bekleidet, lebt in selbst gegrabenen Erdhöhlen und nährt sich von Wurzeln oder Kräutern. Im gesammten Körperbau ein Beutelthier, hat Phascolomys doch mehre für die Nager zeugende, den übrigen Beutlern fremde Eigenschaften, namentlich ein gleiches Gebiß, d. h. zwei meißelförmige Schneidezähne in beiden Kiefern und fünf Backzähne, deren vorderster beträchtlich kleiner ist und von den folgenden durch seine

*) Der Charakter, den Illiger für seine Gattung Amblotis aufstellte, war durch Interpretation einer ihm vorliegenden Beschreibung von Bass in Flinder's Reise, die selbst entstellt ist, unrichtig geworden, wie dies Cuvier, Desmarest und Wagner nachgewiesen haben.

einfachere Krone ſich unterſcheidet, während letztere faſt zweitheilig und alle wurzellos ſind, wie bei Nagern, aber nie außerdem bei Beutlern. Auch in der Umkehrung des die Zahnkrone theilenden vertieften Streifens, welcher an den obern auf der innern, an den untern auf der äußern Seite ſtärker iſt, gleichen dieſe Zähne denen der Nager. — Dazu kommt der einfache, mit einer Drüſe in der obern Krümmung verſehene Magen, welcher an den ähnlichen Bau des Bibers erinnert; ein zwar kurzer, aber ſehr weiter Blinddarm; ein Anfangs mit zelligen Taſchen in ſeinen Wänden verſehener relativ ſehr langer (6 Fuß) Dickdarm, der faſt in der Mitte einen zweiten kleinern Blinddarm beſitzt und von dieſer Stelle an glattwandig wird; Eigenſchaften, welche den Wombat vor allen andern Beutlern auszeichnen. Das Knochengerüſt iſt ziemlich ſolid gebaut, wenigſtens für einen Beutler, und ähnelt im Schädel weniger, als im Gebiß, dem der Nager; die Anzahl der Rippen tragenden Wirbel iſt 14, größer als bei allen andern Beutelthieren, die Zahl der Lendenwirbel beläuft ſich am Skelet der hieſigen Sammlung auf 4, die des Kreuzbeines auf 5, die des Schwanzes auf 13. — (*Burmeister.*)

PHASCUM. Mit dieſem Namen, welcher bei Theophraſt (Hist. pl. 3, 8, 6. *φάσκον*) ein ganz anderes Gewächs, nämlich die Bartflechte (Parmelia barbata *Fries*) bezeichnet, belegte Linné eine Pflanzengattung aus der zweiten Ordnung der 24. Linné'ſchen Claſſe und aus der Gruppe der Bryoideen der natürlichen Familie der Laubmooſe. Char. Die Kapſel endſtändig, geſchloſſen, mit feſtgewachſenem Deckelchen; die Haube halbirt, flüchtig; die Fruchtborſte an der Baſis mit einer geſchloſſenen Scheide umgeben. Wenn man die nur unweſentlich abweichenden Gattungen Pyxidium *Ehrhart*, Physcdium und Pleuridium *Bridel* mit Phascum vereinigt läßt, ſo gehören gegen 30 Arten hieher, welche auf der Erde in Europa und Nordamerika vorkommen und ihrer Kleinheit wegen leicht überſehen werden. Die häufigſte Art iſt Ph. cuspidatum *Schreber* (Diss. do Phasco t. I. f. 1 et 2., Sturm, Teutſchlands Flora., *Nees* et *Hornschuch*, Bryol. germ .1. t. 7), mit eiförmig-ablangen, langzugeſpitzten, nervenreichen, ganzrandigen Blättern, von denen die untern abſtehen, die obern aber zuſammenſtoßen und die Kapſel bedecken; auf fettem Boden in Gärten und auf Äckern, bei eintretendem Thauwetter. (*A. Sprengel.*)

PHASELIS (*Φασηλίς*), eine Grenzſtadt von Pamphylien und Lykien, welche bald zu dieſem, bald zu jenem Lande gerechnet wird. Mit einem Hafen verſehen war ſie durch ihre treffliche Lage eine wichtige Seeſtadt und war daher zur Zeit des Pompejus eine vorzügliche Herberge der Seeräuber und eine geeignete Niederlage der von ihnen zuſammengeraubten Schätze. Als Hafenſtadt wird ſie ſchon von Skylax erwähnt (*Φασηλὶς πόλις καὶ λιμήν*, p. 94 *Gronov.*); vergl. *Strab.* XIV, 3. p. 666 *Cas.* Pomponius Mela (I, 14, 2) läßt ſie von Mopſos gründen. Geſchichtlich wird ſie als Anſiedelung der Dorier bezeichnet (*Herodot.* II, 178: *Δωριέων δὲ Ῥόδος καὶ Κνίδος καὶ Ἁλικαρνασσὸς καὶ Φάσηλις*). Auch hat man ſie als Colonie der Rhodier betrachtet (ſ. Hoffmann, Die Inſeln und Colon. der Griech. S. 1360). Topographiſch und geſchichtlich wird Phaſelis treffend von Cicero (in Verr. IV, 10) beſchrieben: Phaselis illa, quam cepit P. Servilius, non fuerat urbs ante Cilicum atque praedonum. Lycii illam, Graeci homines, incolebant. Sed quod erat ejusmodi loco atque ita projecta in altum, ut et exeuntes a Cilicia praedones saepe ad eam necessario devenirent, et, cum ex hisce se locis reciperent, eodem deferrentur, nsciverunt illud sibi oppidum piratae, primo commercio, deinde etiam societate. Auch Livius (XXXVII, 23) gibt von ihrer Lage eine anſchauliche Beſchreibung: In confinio Lyciae et Pamphyliae Phaselis est: prominet penitus in altum, conspicitur quo prima terrarum Rhodum a Cilicia petentibus et procul navium praebet prospectum. Die Stadt lag demnach auf einer weit ins Meer hinausragenden Landſpitze und war ſchon durch ihre natürliche Lage zum Betrieb der Schifffahrt hingewieſen. Wahrſcheinlich waren ihre Bewohner die Urheber jener leichten Fahrzeuge, welche den Namen Phaſelus führten (*Catull.* Carm. IV, 1. *Isidor.* XVII, 3). Auch bemerkt man auf den Münzen dieſer Stadt das Bild eines Schiffes (*Eckh.* Doctr. num. III. p. 6). An dem lykiſchen *Κοινὸν, τοῦ Λυκιαρχικοῦ συστήματος* (*Strab.* XIV, 3, 664 *Cas.*) nahm ſie keinen Antheil: vielmehr bildete ſie einen kleinen Freiſtaat; dies wol vorzüglich während der ausgebreiteten Macht der Seeräuber, welche ihr eigenes *σύστημα* bildeten. Phaſelis wurde von Servilius Iſauricus mit Gewalt genommen und zerſtört (*Cic.* l. c.). Sie wurde zwar wieder in Stand geſetzt, konnte aber ihre alte Bedeutung nicht wieder erhalten (*Lucan.* Phars. VIII, 249). Bei Hierokles (p. 683 ed. *Wessel.*) kommt dieſe Stadt unter dem Namen Phaſydes vor. Nach der Tab. Peut. war ſie 47 mill. p. von Attalia entfernt. In den Türkenkriegen wurde ſie abermals zerſtört und dann wieder hergeſtellt und bildete noch lange eine kleine Hafen- und Handelsſtadt (*Abulfeda* Tab. XVII. p. 302. Büſching's Magazin. 5. Th. Mannert 6. Th. 2. Abth. S. 131 fg.). Über dieſe Regionen überhaupt ſ. die neueſten Unterſuchungen von *Fellows*, Account of discoveries in Lycia. (Lond. 1841.) Anderes ſtehet von den gegenwärtig in Kleinaſien Reiſenden zu erwarten. (*Krause.*)

Phaselis in Judäa, ſ. Phasaelis.

PHASELIS oder PHASELUS, — UM, auch Faselis geſchrieben, ein kleines längliches, leichtes, ſchnellſegelndes Fahrzeug (Gondel); ſeinen Namen hat es von ſeiner Geſtalt erhalten, indem es die Form der Schwertbohne hatte, es beſtand zum Theil aus Flechtwerk und Papyrus, zum Theil ſogar aus gebrannter buntgemalter Erde. Die Ägypter bedienten ſich deſſelben während der Zeit der Überſchwemmung, um von einer Wohnung zur andern zu gelangen. Bei den römiſchen Schriftſtellern wird der Name öfter auch von jedem gewöhnlichen leichten kleinen Schiff gebraucht *). (*H.*)

*) *Virgil.* G. 4, 387. Qua Pellaei gens fortunata Canop

Phaselisches Meer, s. Pamphylisches Meer. III, 10. S. 247.

Phaselus (Botan.), s. Phaseolus.

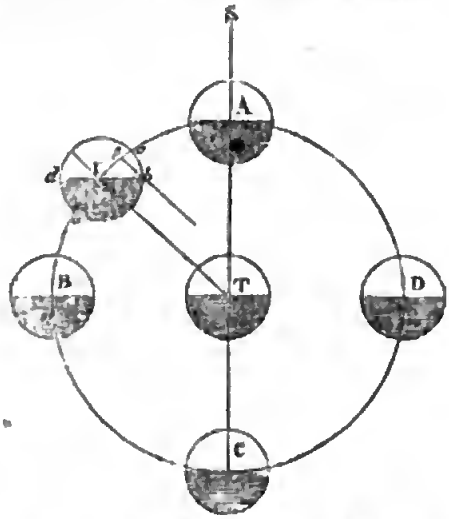
PHASELUSSAE (*Φασήλουσσαι*), zwei Inseln an der libyschen Küste nach *Hecataeus* ap. *Steph. Byz.* (*H.*)

PHASEN (Lichtgestalten) nennt man in der Astronomie die verschiedenen Erscheinungen, welche ein Himmelskörper uns zeigt. Am häufigsten spricht man von den Mondphasen, aber auch von denen der beiden untern Planeten, des Merkur und der Venus, und auch von den verschiedenen Phasen einer Finsterniß.

Da der Mond ein kreisförmiger Körper ist, so wird immer nur die Hälfte von ihm durch die Sonne erleuchtet werden können, sodaß die Grenze zwischen seinem hellen und seinem dunkeln Theil ein größter Kreis der Mondskugel ist, welcher im Mittelpunkt des Mondes senkrecht auf der Verbindungslinie des Mittelpunkts der Sonne mit dem des Mondes steht. Aus demselben Grunde würden auch wir, von der Erde aus, nie mehr als die Hälfte des Mondes sehen können, wenn diese immer vollständig erleuchtet wäre. Der Kreis, welcher die uns zugewandte von der uns abgewandten Hälfte trennt, wird natürlich im Mittelpunkt des Mondes auf der Verbindungslinie des Mittelpunktes des Mondes mit dem der Erde senkrecht stehen. Die Ebene des erleuchteten Kreises nimmt aber im Laufe eines Monats alle möglichen Lagen in Bezug auf unsere Gesichtslinie nach dem Mittelpunkt des Mondes an, sie steht bald senkrecht, bald schief auf derselben, bald fällt sie mit ihr zusammen und demgemäß erscheint uns dann der Mond bald ganz dunkel oder ganz hell, bald sichelförmig, bald halb erleuchtet.

Diese verschiedenen Lichtgestalten des Mondes, oder Mondphasen, oder auch Mondbrüche genannt, lassen sich leicht auf folgende Weise erklären.

In beistehender Figur sei T der Mittelpunkt der Erde, der Kreis ABCD die Bahn des Mondes und S in unverhältnißmäßig größerer Entfernung die Sonne; dann wird der Mond, wenn er in A ist, in Conjunction, wenn er in C ist, in Opposition mit der Sonne sein, in B und D aber in den sogenannten Quadraturen. Wenn der Mond, in seiner Conjunction mit der Sonne, in A steht, so wendet er seine ganze erleuchtete Halbkugel der Sonne zu und kehrt seine dunkle Hälfte nach der Erde, und diese Phase heißt der Neumond (novilunium). Wenn er in seiner Opposition mit der Sonne in dem diametral-entgegengesetzten Punkt, in C, steht, so wendet er seine erleuchtete Halbkugel sowol der Sonne als der Erde zu, wir sehen ihn als vollständige helle Scheibe; diese Phase heißt der Vollmond (plenilunium). Wenn er endlich in den Quadraturen, in B oder in D, steht, so zeigt er uns auf



der Erde eine zur Hälfte erleuchtete Scheibe und diese Phase heißt bezüglich das erste und das letzte Viertel.

Zur Zeit des Neumondes oder des Vollmondes steht der Mond beinahe in gerader Linie mit der Verbindungslinie der Erde und der Sonne, ohne grade, mit Ausnahme zur Zeit einer Sonnen- oder Mondfinsterniß, durch die Gesichtslinie zu gehen. Bewegt sich nun derselbe nach dem Neumonde von seinem Punkt der Conjunction mit der Sonne, von A nach B, und hat er etwa seine Stelle in L, so wendet er der Erde die Halbkugel abc zu, von der aber nur der Theil bc erleuchtet ist, welcher von uns als ein ebener Kreisabschnitt, von einem Halbkreis am westlichen Rande der Mondscheibe und von einem andern Halbkreis, der uns aber als Ellipsenbogen erscheint, begrenzt, gesehen wird. Die Breite dieses Lichtstreifens, bc, in Graden gemessen, wird ebenso groß sein, als der scheinbare Abstand des Mondes von der Sonne, d. h. als der Bogen LA, ebenfalls in Graden ausgedrückt; denn da die als gerade Linie zu betrachtende Lc senkrecht auf LT und Lb senkrecht auf TA steht, so ist ∠ cLb = ∠ LTA. Bewegt sich nun der Mond weiter bis nach B, so wird die Breite des erleuchteten Streifens = 90°, wir sehen die Hälfte der Mondscheibe, oder wir haben das erste Viertel (quadratura prima, oder primus quadrans). Der Mond steht alsdann 90° östlich von der Sonne und wir sehen seine westliche Hälfte erleuchtet. Dann geht er weiter, die Breite seines hellen Streifens wächst über 90° hinaus (wo wir dann zunehmenden Mond, luna crescens, haben), bis sie in C, in dem Punkt der Opposition, = 180° wird. Dann sehen wir die vollständige erleuchtete Halbkugel, natürlich als Kreisfläche, und wir haben Vollmond. Bei dem weitern Fortrücken wird der scheinbare Abstand von der Sonne wieder kleiner, die Breite des erleuchteten Streifens wird geringer, es erscheint derselbe wieder als ein Kreisabschnitt, der durch einen Halbkreis am östlichen Rande der Mondscheibe und durch einen wieder als Ellipsenbogen reschei-

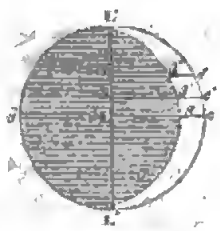
---

Accolit effuso stagnantem flumine Nilum. Et circum *pictis* vehitur sua rura *Phaselis* und dazu *Servius:* brevibus naviculis, quibus utuntur, cum stagnaverit Nilus. Darum spottet Juvenal (XV, 127) des unkriegerischen Haufens, welcher parvula fictilibus solitum dare vela phaselis Et brevibus pictae remis incumbere testae. Nonius (XV, 534) Faselus navigium *Campanum*, der unter andern auch aus Sallust (hist. III.) forte in navigando cohors una, grandi faselo vecta, a ceteris deerravit. Zu *Horat.* C. III, 2, 28 fragilemve mecum solvat phaselon bemerkt der Scholiast Acron: navis velox et oblonga.

nenden zweiten Halbkreis begrenzt wird, wir haben dann abnehmenden Mond, luna decrescens. Dieses geht fort, bis in dem Punkte D die scheinbare Entfernung des Mondes von der Sonne und die Breite seines erleuchteten Theils = 90° wird, wo wir dann das letzte Viertel (quadratura altera oder ultimus lunae quadrans) haben. Von hier aus steigt er wieder in sichelförmiger Gestalt bis zum Neumond hinab.

Die Zeit, welche erfoderlich ist, damit der Mond durch alle seine Phasen oder Mondwechsel durchgehend von einer Conjunction mit der Sonne bis zur nächstfolgenden gelangt, nennt man eine Lunation und bildet den synodischen Monat. Da aber während dieser Zeit die Sonne in ihrer scheinbaren Bewegung auch weiter gerückt ist, so wird eine Lunation größer sein müssen als die Umlaufszeit des Mondes um die Erde.

Um die Gestalt einer Phase des Mondes genauer kennen zu lehren, mag Folgendes dienen. Wenn der Mond wieder wie bei obiger Figur in L angenommen wird, so wird die Grenze zwischen dem erleuchteten und dem dunkeln Theil desselben ein größter Mondkreis sein, der senkrecht auf ST steht und dessen Durchmesser db ist. Dieser Durchmesser soll in einer Ebene liegen, die durch die Mittelpunkte des Mondes, der Sonne und der Erde geht. Ferner ist die Grenze zwischen dem der Erde zugewandten Theil des Mondes und dem von ihr abgewandten ein größter Mondkreis, der auf LT senkrecht steht und dessen Durchmesser der als gerade Linie zu betrachtende Bogen ac in derselben Ebene ist. Es wird also der uns zugewandte erleuchtete Theil des Mondes ein von beiden genannten Kreisen gebildeter Kugelstreifen sein. Da jedoch uns auf der Erde der Mond als eine Scheibe erscheint, welche als die durch aLc senkrecht auf LT stehende Kreisfläche zu betrachten sein wird, so wird die äußere Grenze des uns zugekehrten Theils des erleuchteten Mondes wirklich eine halbe Peripherie des eben genannten Kreises sein, während die andere Grenze die senkrechte Projection des zweiten Halbkreises auf die Fläche desselben genannten Kreises ist, sodaß wir also z. B. b in dem Punkte β sehen, wenn wir, was wegen der großen Entfernung offenbar erlaubt ist, die Gesichtslinie von T nach b parallel mit der Gesichtslinie von T nach L annehmen, wobei dann natürlich $L\beta = Lb \cdot \cos cLb = Lb \cdot \cos LTA$ ist. Hiernach erhält eine solche Mondphase die Gestalt $L'\beta L''cL'$ in beistehender Figur. Und es ist jede Ordinate des in-



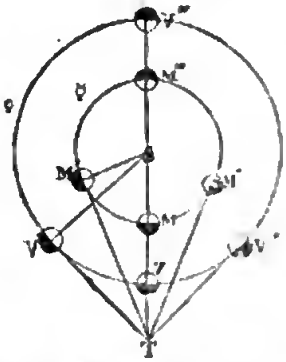
nern Bogens, wie $L\beta$, $a'\beta'$, $a''\beta''$ ꝛc. gleich der zugehörigen Ordinate des äußern Kreises Lc, a'c', a''c'' ꝛc., multiplicirt in den Cosinus des Winkels dieser letztern Ordinaten mit der Gesichtslinie nach T, welcher, wie oben bemerkt wurde, gleich dem Winkel LTA ist, der die Entfernung des Mondes von der Sonne angibt. Mag dieser Winkel φ heißen, so ist $L\beta = Lc \cdot \cos\varphi$, $a'\beta' = a'c' \cdot \cos\varphi$, $a''\beta'' = a''c'' \cdot \cos\varphi$ ꝛc. Und nennt man La', La'' ꝛc. die zu entsprechenden Punkten beider Curven gehörigen Abscissen und bezeichnet sie im Allgemeinen durch x, ebenso die zu dem äußern Bogen gehörigen Ordinaten Lc, a'c', a''c'' ... durch y und die zum innern Bogen gehörigen $L\beta$, $a'\beta'$, $a''\beta''$ ... durch η, so ist für jeden Punkt $\eta = y \cdot \cos\varphi$. Da aber für jeden Punkt des äußern Bogens, der ein Kreisbogen ist, die Gleichung $x^2 + y^2 = \varrho^2$ ist, wenn ϱ den Radius des Mondes bezeichnet, so wird die Gleichung des innern Bogens $x^2 + \frac{\eta^2}{\cos\varphi^2} = \varrho^2$, oder $\eta^2 = \cos\varphi^2(\varrho^2 - x^2)$, d. h. dieser innere Bogen gehört einer Ellipse an, deren halbe große Axe $= \varrho$ und deren halbe kleine Axe $= \varrho\cos\varphi$ ist. Je mehr sich der Mond von der Sonne entfernt, je größer also φ wird, desto mehr flacht sich der Ellipsenbogen ab, bis er bei $\varphi = 90°$ (wo also $\cos\varphi = 0$), zur Zeit des ersten Viertels, in eine gerade Linie, in den Durchmesser L'L'' übergeht. Beim weitern Fortschreiten bildet sich der Ellipsenbogen nach der entgegengesetzten Seite und wächst, bis er zur Zeit des Vollmonds, bei $\varphi = 180°$ (wo also $\cos\varphi = -1$), den zum ersten Halbkreis L'cL'' zugehörigen zweiten Halbkreis L'dL'' bildet. Von hier ab geht es dann decrescendo durch das letzte Viertel bis zum Neumond zurück. — Die Punkte L' und L'', in denen der Kreisbogen und der Ellipsenbogen sich schneiden, nennt man die Hörner (cornua) des Mondes.

In dem Bisherigen ist der Mond als ein vollkommen sphärischer Körper angenommen und für die Erklärung seiner Lichtphasen ist dieses vollkommen genügend und richtig. Daß dieses aber nicht in voller Strenge wahr ist, ergibt sich sogleich, wenn man ihn nur mit einem einigermaßen guten Fernrohr beobachtet. Alsdann nämlich ist die Lichtgrenze nie eine so scharf markirte Linie (entweder Ellipse oder Gerade oder Kreis), wie wir es sagten, sondern sie erscheint ausgezackt, ja in dem dunkeln Theil erscheinen sogar noch einzelne erleuchtete Punkte. Der Grund hiervon liegt einfach in der Unebenheit der Mondsoberfläche. Einzelne hervorragende Berge werden noch von der Sonne erleuchtet, während Thäler und Schluchten als dunkle Stellen dazwischen treten.

Man beobachtet aber auch bei den beiden untern Planeten, beim Merkur und der Venus, verschiedene Lichtgestalten, und man spricht daher auch von den Phasen dieser beiden Himmelskörper. Bei diesen gestalten sie sich jedoch anders als beim Monde, weil die Erde ganz außerhalb ihrer Bahn liegt, während der Mond sich um die Erde bewegt, diese also bald zwischen Mond und Sonne, bald außerhalb von beiden steht. Wenn in S die Sonne gedacht wird und SM, SV, ST die Verhältnißlinien für die mittlern Entfernungen des Merkur, der Venus und der Erde von der Sonne vorstellen, so denke man

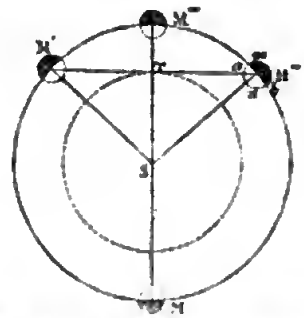
Digitized by Google

sich die Venus (um nur von einem Planeten zu sprechen, da für den Merkur dasselbe gilt) zunächst in der obern



Conjunction mit der Sonne, also in V‴; dann wird sie uns, natürlich nur im Fernrohre, als eine runde erleuchtete Scheibe erscheinen. Bewegt sie sich von hier nach V′ hin, so wird ihre Lichtphase abnehmen. Wenn sie in V′ steht, welches der Berührungspunkt einer Tangente ist, die man von der Erde T an die Venusbahn zieht, so steht TV′ senkrecht auf SV′ und die Venus wendet uns ihre halbe erleuchtete und ihre halbe dunkle Seite zu, sowie der Mond im ersten Viertel. Während die Venus bisher sich scheinbar von der Sonne östlich entfernte, wird sie sich jetzt in der Weiterbewegung in ihrer Bahn zwischen V′ bis V derselben scheinbar von derselben Seite her nähern. Von ihrem erleuchteten Theil sehen wir immer weniger, ihre Lichtphase ist wie die des Mondes in der Zeit zwischen dem Neumond und dem ersten Viertel, nur daß beim Monde der Lichtstreifen zunimmt, während er hier bei der Venus abnimmt, bis sie nach V zu ihrer untern Conjunction mit der Sonne kommt, wo sie uns ganz ihre dunkle Seite zukehrt. Von hier aus bewegt sie sich westlich, entfernt sich scheinbar von der Sonne und ihre östliche Seite wird allmälig immer mehr erhellt, ihre Lichtphase gleicht der des Mondes zwischen dem letzten Viertel und dem Neumond, nur wieder in umgekehrter Progression, indem die Phase des Mondes schmäler wird, während sie hier breiter wird. Wenn sie in V″, dem Berührungspunkt der zweiten Tangente, angekommen ist, erscheint sie uns wieder wie eine auf ihrer Ostseite zur Hälfte erleuchtete Scheibe, sowie der Mond zur Zeit des letzten Viertels. Von hier aus nähert sich wieder die Venus scheinbar der Sonne, die Breite ihrer Lichtphase nimmt zu, bis sie nach V‴, dem Punkt ihrer obern Conjunction, kommt, wo sie uns als eine volle erleuchtete Scheibe erscheint.

Der zweite untere Planet, Merkur, zeigt natürlich dieselben Lichtphasen als die Venus, während der nächste obere Planet, der Mars, eine ganz andere Reihenfolge von Phasen hat. Da nämlich der Merkur nie zwischen die Sonne und die Erde tritt, so wird er sowol in der Conjunction M als auch in der Opposition M‴ der Erde eine volle erleuchtete Scheibe zeigen. In den zwischenliegenden Positionen wird er uns nur zum Theil erleuchtet erscheinen. Steht er z. B. in M″, so wird, wenn S die Sonne ist, ab die Grenze zwischen seiner erleuchteten und dunkeln Hälfte sein, während, wenn T die Erde bedeutet,



mn die Grenze zwischen der uns zugewandten und der von uns abgewandten Hälfte ist, sodaß am, oder genauer die Projection von am auf den Durchmesser mn die Breite des dunkeln uns zugekehrten Streifens ist. Es ist aber offenbar der Bogen am oder der Winkel aM″m (wobei M″ den Mittelpunkt des hier bezeichneten Marsdurchschnitts bedeuten soll) gleich dem Winkel M″ST. Dieser Winkel wird am größten, wenn Sonne, Erde und Mars eine solche gegenseitige Stellung haben, wie sie hier gezeichnet ist, sodaß $<$ STM″ oder $<$ STM′ ein rechter Winkel ist. Da aber dann der Winkel MST zwischen 40 und 50 Grad ist, so wird die Breite des erleuchteten Streifens, im Bogen gemessen, nie weniger als zwischen 140 und 130 Graden betragen.

Außer dem bisher Angeführten spricht man auch noch von den Phasen einer Finsterniß, indem man darunter die Art oder die Gestalt des Schattens versteht, den ein Himmelskörper beim Vorübergange vor einem andern auf diesen letztern erzeugt.

Auch gebraucht man die Benennung Phasen in der Newton'schen Theorie der Anwandelungen des leichtern Durchganges und der leichtern Zurückwerfung des Lichts, ebenso wie auch in der Undulationstheorie. Jedoch ist die hauptsächlichste Bedeutung die oben näher auseinandergesetzte. (*Schncke.*)

PHASEOLITES. Eine von Unger*) gewählte Benennung für eine noch nicht näher beschriebene Gattung fossiler Pflanzen, welche er in die Classe Leguminosae und die Ordnung Papilionaceae setzt, und die in tertiären Bildungen vorkommt. (*Germar.*)

PHASEOLUS (Bohne). Eine schon den Alten unter diesem Namen bekannte Pflanzengattung aus der letzten Ordnung der 17. Linné'schen Classe und aus der Gruppe der Phaseoleen der natürlichen Familie der Leguminosen. Char. Der Kelch glockenförmig, zweilippig: die Oberlippe zweizähnig, die Unterlippe dreitheilig; der Kiel der Schmetterlingscorolle mit den Staubfädenbündeln und dem Griffel spiralförmig zusammengedreht (Strophostyles *Elliott*), oder nur eingekrümmt; der Stiel des Fruchtknotens mit einer Scheide versehen; die Hülse zusammengedrückt oder cylinderisch, zweiklappig, vielsamig.

*) Synopsis plantarum fossilium. (Lips. 1841.)

Digitized by Google

Candolle (Prodr. 2. p. 390 sq.) zählt 57 Arten hieher, von denen einige zweifelhaft und mehre nur Abarten sind; sie wachsen meist als sich windende Sommergewächse, seltener als perennirende Kräuter oder Halbsträucher mit gedreiten Blättern, mit Afterblättchen versehenen Blättchen und achselständigen weißen, gelben oder rothen Blüthentrauben vorzüglich zwischen den Wendekreisen in Amerika und Asien. In Europa werden, wahrscheinlich seit Alexander's Heereszuge, drei in Ostindien einheimische Arten nebst vielen Abarten als einjährige Küchengewächse cultivirt, von denen sich wenigstens die beiden ersten bei den alten Schriftstellern nachweisen lassen (*Δόλιχος Theophrast.* hist. p. 8, 3, 2; phaselus, phaseolus, phasiolus, faseolus *Columella* de re rust. 10, 377; *Plin.* 18, 10. 33, 56; *φασίολος, αμλαξ ημαία Dioscorid.* mat. med. 2, 130, 174; *φασήολος Galen.* de facult. alim. 1. p. 542). 1) Ph. nanus *L.* (niedrige Bohne, Zwerg-, Franz-, Früh- Kriech- oder Buschbohne) mit fast aufrechtem, hin und her gebogenem, unbehaartem Stengel, eiförmigen Blättchen, Stützblättchen, welche größer als der Kelch sind und zusammengedrückten, herabhängenden Hülsen. Vorzüglich nach der Form und Farbe der Hülsen und Samen unterscheidet man folgende Abarten, welche zum Theil Übergänge in die folgende Art bilden: *α*) Ph. n. oblongus *Savi* (Dattelbohne), *β*) Ph. n. saponaceus *Sav.* (Jungfer- oder Schnakenbohne), *γ*) Ph. n. tumidus *Sav.* (Ph. saccharatus *Mönch*, Ph. nigerrimus *Zuccagni*, sphaerocarpus *Haberle*, pisiformis *Hortul.*, Eier-, Neger-, Perlbohne, Haricot Princesse, Nain Flageolet, Nain d'Amérique), *δ*) Ph. n. sphaericus *Sav.* (Ph. haematocarpus *Sav.*, dimidiatus *Haberle.*, capensis und sinensis *Hortul.*, chinesische, Cardinals- oder Galeoten-Bohne, Haricot d'Orléans, de Prague). 2) Ph. vulgaris *L.* (Stangen-, Schneide- oder Schminkbohne), mit ziemlich unbehaartem, sich windendem Stengel, doppelten Blüthenstielen der Traube, welche kürzer als die Blätter ist, offenstehenden Stützblättchen, welche kleiner als der Kelch sind und doppelten, zusammengedrückten Hülsen. *α*) Ph. v. compressus *Cand.* (Ph. romanus *Sav.*, Speck- oder Schwertbohne, Haricot de Soissons, de Hollande), *β*) Ph. v. gonospermus *Sav.* (Ph. maculatus *Martens.* moskauer, Salat- oder Reis-Bohne. Von beiden Arten geben die jungen Hülsen ein schmackhaftes, gesundes Gemüse; die Samen (Semina Fabae albae s. Phaseoli) sind nahrhaft, aber schwer verdaulich, ihr Mehl wird zum Aufstreuen bei Brandwunden und zu erweichenden Umschlägen benutzt. Sie enthalten nach Braconnot Stärkemehl (42%), Legumin (eine Art Kleber, 18%), eine stickstoffhaltige, gummöse Substanz, Schleimzucker und Gallertsäure mit phosphor- und kohlensaurem Kalk. 3) Ph. multiflorus *Willdenow* (Ph. coccineus *Lamarck*, Ph. vulgaris coccineus *L.*, Schkuhr, Handb. T. 199, Feuerbohne, türkische Bohne), mit unbehaartem, sich windendem Stengel, doppelten Blüthenstielen der Traube, welche länger als die Blätter ist, angedrückten Stützblättchen, welche mit dem Kelche von gleicher Länge sind, und zusammengedrückten, herabhängenden Hülsen. Wird in zwei Abarten, einer scharlachroth und einer weiß blühenden mehr als Zierpflanze zur Bekleidung von Lauben und Zäunen, als zum Küchengebrauche angebaut.

(*A. Sprengel.*)

PHASEOLUS VULGARIS *Lin.*, ist die ursprünglich in Ostindien einheimische, aber schon seit den ältesten Zeiten in Asien und Europa und jetzt fast überall cultivirte Pflanze, welche unter dem Namen gemeine Schminkbohne bekannt ist. Sie liefert zwei höchst wichtige Nahrungsmittel, nämlich die unreifen, jungen, grünen Hülsen, welche theils als solche zu Gemüse und Sallaten, theils getrocknet oder auf verschiedene Art eingemacht genossen werden, und die reifen Samen, welche auch als Bohnenmehl, Farina Fabarum s. Phaseolorum, officinell sind und zu erweichenden und zertheilenden Breiumschlägen benutzt werden; früher wandte man sie auch innerlich als harn- und bluttreibende Mittel an; zweifelhaft ist wol die Angabe, daß das Bohnenmehl ein Gift für Ratten und Mäuse sei. Jetzt dienen die reifen Bohnen am meisten als eine stark nährende Speise, welche jedoch schwer verdaulich ist und bei den meisten Personen Blähungen verursacht. Die reifen Bohnen sind früher von Einhof (s. Hohlen's Journ. der Chemie und Physik. 6. Bd. S. 545) zuletzt von Braconnot chemisch untersucht; Letzterer fand sie aus 42,34 Th. Stärkemehl, 18,20 Th. Legumin, 5,36 Th. animatisirter, in Wasser löslicher, in Alkohol unlöslicher Materie, 1,50 Th. pectischer Säure mit etwas Legumin, 0,20 Th. unkrystallisirbaren Zuckers, 0,70 Th. wenig gefärbten Phyllochlor, 1,00 Th. Kali, zum Theil mit Kali gesättigter organischer Säure und riechender Substanz nebst dem in der Analyse stattgefundenen Verlust, 7,00 Th. Häuten, 0,70 Th. markigem Skelett und 23,00 Th. Wasser bestehend.

(*Döbereiner.*)

Phasganon *Walk.*, s. Laminaria.

PHASIA nannte Latreille (Gen. Crust. et Ins. IV, 345) eine Fliegengattung, welche sich durch die Breite ihres Kopfes und ihrer Flügel schon habituell sehr auszeichnet, und von allen spätern Entomologen unter diesem Namen beibehalten wurde, obgleich Fabricius sie in Therena umzunennen suchte. Die neuern Entomologen haben aus Phasia eine besondere Unterabtheilung der Muscaria calyptera (oder Muscides calypterae nach Meigen, Zweifl. VII, 172) gebildet, sie mit dem Familiennamen Phasianea belegend. Zu dieser kleinen Familie gehören die Gattungen Phasia, Ananta *Meig.* Elomvia *Macq.*), Alophora *Macq.*, Gymnopeza *Zett.* und Xysta *Meig.* Phasia unterscheidet sich von den übrigen durch den auffallend breiten Habitus, den behaarten Mund, die bei beiden Geschlechtern zusammenstoßenden oder stark genäherten Augen; die breiten Flügel, deren vierte Längsader sich unter einem stumpfen Winkel zur dritten wendet, sie aber nicht erreicht, mithin die Endzelle offen läßt; die mit steifen Borsten besetzten Schienen und den breiten flachen, fast kreisrunden Hinterleib. In diesem Umfange genommen theilt ihr Meigen (a. a. O. S. 283) 16 europäische Arten zu, die meistens in südlichen Gegenden sich aufhalten und überhaupt nicht gemein sind. Verbindet man aber,

wie Zitterstädt wol nicht ohne Grund vorschlägt (Dipt. Scand. I, 53) damit Ananta und Alaphora, bei welchen die vierte Flügelader sich mit der dritten vereinigt und zwar so, daß auch die dritte bei Ananta nicht zum Endrande gradlinigt fortgeht, sondern sich neben ihm nach Vorn umschlägt, während bei Alophora diese dritte Längs- oder geradlinig fortlaufend den Endrand des Flügels erreicht, so erhält man eine sehr artenreiche Gattung, deren europäische Insassen die Zahl von 50 übersteigen. Wiedemann (Außereurop. Zweifl. II, 262) beschreibt noch drei Ausländer, 2 vom Cap, 1 aus Brasilien. Übrigens möchte die Anzahl der Arten später eine Reduction erleiden, indem die verschiedenen Geschlechter einer jeden sehr im Bau von einander abzuweichen scheinen, und daher als zwei Arten zum Theil beschrieben sein dürften. Gewiß ist dies bei Ph. crassipennis und Ph. analis der Fall, welche nach Robineau Desvoidy Weibchen und Männchen einer Art sind. Jenes, größer als dieses, packt letzteres mit den Beinen und fliegt in dieser Stellung die Copulation bewerkstelligend davon, wobei sich das Männchen ganz gegen dessen sonstige Natur sehr theilnahmlos verhalten soll. (*Burmeister.*)

PHASIAN (Heinrich), geb. am 8. Oct. 1633 zu Queckborn im Hessen-Darmstädtischen, wo sein Vater Christoph Phasian Prediger war, verdankte den Grund zu seiner wissenschaftlichen Bildung dem Pädagogium zu Gießen. Auf der dortigen Hochschule vertauschte er das Studium der Medicin mit der Theologie, um den Wünschen seiner Ältern zu genügen. Im J. 1657 erhielt er die Stelle eines Präceptors an dem Pädagogium zu Gießen. Im December des nächsten Jahres erlangte er die Magisterwürde. Die Rectorstelle am Gymnasium zu Darmstadt, welche er seit dem Jahre 1663 bekleidete, vertauschte er 1667 mit einer Professur der griechischen Sprache und Dichtkunst auf der Universität zu Gießen. Als er dort späterhin auch das Lehramt der Rhetorik erhielt, trat er die Professur der griechischen Sprache an seinen Collegen Clodius ab; 1689 ward er Licentiat der Theologie. Bei dieser Gelegenheit vertheidigte er unter dem Vorsitz des Professors Hanneken seine Inauguraldissertation: De protheoria apocalyptica [1]). Im April 1690 erlangte er den Grad eines Doctors der Theologie. Mit der außerordentlichen theologischen Professur, die er um diese Zeit erhielt, bekleidete er zugleich das Amt eines Vesperpredigers. In den Jahren 1690—1695 war er zugleich Universitätsbibliothekar [2]). Mit den Professoren Mentzir, Schlosser und Nilsch theilte er 1695 das Schicksal, von der theologischen Facultät der Verbreitung irriger Lehren angeklagt und seines Lehramtes entlassen zu werden. Er ward als Superintendent nach Marburg berufen, starb indessen noch vor der Reise dahin zu Gießen am 4. Febr. 1697. Seine 1664 geschlossene Ehe mit Anna Elisabeth Mentzer, einer Tochter des Oberhofpredigers und Superintendenten Mentzer in Darmstadt, blieb kinderlos. Als seine Gattin 1682 starb, fand er an Anna Christine Blankenhein, der Tochter eines Kanzleiraths in Marburg, eine seiner würdige Lebensgefährtin. Sie überlebte ihn mit zwei Söhnen und einer Tochter. Seine Schriften bestehen aus einzelnen Dissertationen, Programmen und Leichenpredigten. Zu erwähnen sind darunter: Disquisitionum critico-historicarum sylloge. (Gissae 1668.) Disp. philosophicas continens. (Ibid. 1672. 4.) Theses IX philosophiae miscellaneae. (Ibid. 1672. 4.) Progr. sub tit. aureum *γνῶθι σεαυτόν*. (Ibid. 1679. 4.) Progr. veram principis ideam sistens, pro parando Davidis elogio. (Ibid. 1681. 4.) Progr. Scholae heroum *χειμήλια*. (Ibid. 1682. 4.) u. a. m. [3])

(*Heinrich Döring.*)

PHASIANELLA, eine von Lamarck aufgestellte Gattung von Mollusken, die zu den Kammkiemern und zunächst zur Gruppe der Trocheiden gehört. Der ursprüngliche Charakter war: Schale oval oder konisch, fest; Mündung ganz, oval, länger als breit; der Saum oben klaffend, der äußere einfach, schneidend, nicht zurückgebogen; Spindel glatt, zusammengedrückt, an der Basis zugespitzt; Deckel kalkig oder hornig. — Da dieser Charakter auf eine ansehnliche Menge von Conchilien paßte, welche von den ältern Schriftstellern unter Helix, Bulimus, Buccinum und Trochus untergebracht worden waren, so vereinigte die Gattung Lamarck's sehr fremdartige Thiere. Deshayes hat (*Lamarck*, Anim. sans vert. 2. édit. IX. 240) die Gattung Phasianella sehr beschränkt, indem er die Mehrzahl der ältern und alle von Blainville neu aufgestellten Arten zu den Littorinen bringt. Er stellt die Phasianellen unter die natürliche Familie der Turbinaceen, und unterscheidet sie von den Littorinen durch stets kalkigen Deckel und runde Spindel, indem jene einen hornigen Deckel haben und diejenige Abplattung der Spindel gewahren lassen, welche Lamarck zum Charakter seiner ganzen Gattung erhob. Die Schale der echten Phasianellen ist stets spiral-konisch, der unterste Umgang derselben ist stets breiter als irgind einer der übrigen, die Oberfläche glatt, glänzend, ohne filzige Epidermis, gemeiniglich sehr lebhaft gefärbt und gefleckt. Sie kommen nur im Meere vor, wie es scheint nicht in bedeutenden Tiefen. Das Thier der Ph. bulimoides *Lamck.* (Buccinum australe *Linn. Gmel.*) bildete D'Urville (Voy. de *l'Astrolabe*, Atl. zool. pl. 59. Isis. 1834 Taf. 9) ab; eine Anatomie gab Cuvier (Ann. du Mus. XI, 130. tab. 11).

(*Pöppig.*)

Phasianidae, Phasianinae, s. Phasianus.

PHASIANUS. Den altgriechischen Namen des aus Kolchis stammenden *φασιανὸς ὄρνις*, benutzte Linné für diejenige Gattung der Hühner, welche blos mit nackten Stellen oder Lappen am Kopfe versehen, übrigens aber daselbst befiedert ist, und schloß durch diese Definition die nackköpfigen Gattungen Numida und Meleagris, als die nächsten Verwandten, davon aus. Gegenwärtig bilden diese drei, nebst Pavo, Polyplectron, Cryptonyx und einigen neuern, die natürliche Gruppe der Phasiani-

1) Giessae 1689. 4. 2) s. Journal von und für Teutschland. 1791. II. St. S. 972.

3) s. hessisches Hebopfer. I. Bd. S. 506. 1130. Strieder's hessische Gelehrtengeschichte. II. Bd. S. 33 fg.

Digitized by Google

den (Phasianidae), welche am leichtesten durch die auffallende äußere Geschlechtsdifferenz ihrer Mitglieder, die polygamische Lebensweise, die nicht befiederten, sondern von Schildern oder Warzen bekleideten, im männlichen Geschlecht allermeist mit Sporen versehenen Füße, und die frei daliegenden offenen Nasenlöcher, unter denen sich der Oberschnabel weit in die Befiederung des Kopfes hinein erstreckt, unterschieden wird. Mit den übrigen Gallineen (s. d. Art.) durch den ziemlich großen, den Boden mit der Spitze berührenden, wenn auch höher als die übrigen Zehen angesetzten Daumen verwandt, bilden die Phasianiden das eine, an den erwähnten Charakteren kenntliche Hauptglied derselben, während die Feldhühner (Perdix et Coturnix, s. d. Art.) und Waldhühner (Tetraonidae, s. d. Art.) die andere Hälfte der Gallineen einnehmen und sich besonders durch den fast ganz befiederten Kopf, den kürzern Schnabel, den abgerundeten kürzern Schwanz, andere Fußbedeckungen und die nicht polygamische Lebensweise kenntlich machen. In noch fernerer Beziehung stehen endlich zu den Phasianiden die Penelopiden, Crypturiden und Megapodien, welche als Gruppen ähnlichen Ranges neben den Gallineen die große Familie der Gallinaceae (s. d. Art.) ausmachen, deren allgemeine Bildungsverhältnisse, zumal die anatomischen, der betreffende Artikel behandeln wird. — Die Gruppe der Phasianiden erlaubt übrigens eine weitere Zerfällung in Unterabtheilungen, welche wir andeuten müssen, um zu den Charakteren von Phasianus zu gelangen. — Zuerst sondert sich wol die Gattung Meleagris (s. d. Art.) durch ihren ganz nackten von schwieligen Warzen am Halse umgebenen Kopf und die doppelte Schilderreihe auf der vordern wie hintern Seite des gespornten Laufs als Repräsentant der Phasianiden in Nordamerika selbständiger ab und bildet die Gruppe der Meleagridae. — Dann folgen die Pavonidae mit den Gattungen Pavo, Polyplectron und Argus (s. die Art.); ausgezeichnet zumal durch die enorme Entwickelung einzelner Theile ihres mit Augenflecken gezierten Gefieders beim Männchen, und die vorn von einer einfachen, hinten von einer doppelten Tafelreihe bekleideten selbst mehrmals gespornten Läufe. — Ihnen schließen sich drittens die Gattungen Gallus, Euplocomus, Gennaeus, Thaumalea und Phasianus zunächst an, die Unterfamilie der Phasianinae bildend, welche wir später weiter betrachten wollen, hier nur bemerkend, daß ihr schlankerer Körperbau, der mehr oder weniger aufrecht gestellte Schwanz und die vorn wie hinten von zwei Schilderreihen bekleideten gespornten Läufe sie als Gruppe kenntlich machen. — Zuletzt bleiben dann noch einige Gattungen übrig, welche sich durch ihren kürzern Schnabel, ihren im Ganzen gedrungenern Körperbau und den blos vorn mit zwei Reihen Schilder bekleideten, hinten nur warzigen Lauf weiter von den andern Phasianiden entfernen, den Perdicinen aber näher treten. Dahin gehört zuvörderst Numida (s. d. Art.), durch den kleinen, nicht aufrichtbaren Schwanz und die sporenlosen Läufe sehr isolirt dastehend; dann Cryptonyx, durch die Schwanzbildung mit Numida verwandt, aber ebenso eigenthümlich wegen des Mangels einer Kralle am Daumen; ferner die Oreotetragidae, d. h. Gattungen mit Sporen und Kralle am Daumen, welche in den Gebirgsgegenden des mittlern Asiens sich aufhalten, durch eigenthümliche Federnbüsche oder Horngebilde auf dem Kopfe und allermeist stumpfe, breite, wagrechte Schwänze sich auszeichnen, wie Oreotetrax (Tetraogallus *Gray*, Tetr. caucasica *Pall.*), Lophotetrax (Pucrasia *Gray*, Eulophus macrolophus *Less.*), Lophophorus (Phas. impeyanus und Ph. leucomelas *Lath.*), Ceratornix (Tragopan. Meleagris Satyrus *Linn.*) und Crossoptilon (Ph. auritus *Pall.*). Über alle diese seltenen Gattungen scheinen nähere Angaben unnöthig, indem wir auf die besondern Artikel derselben verweisen. Es bleiben demnach nur die Phasianinen näher zu betrachten.

Phasianinae.

Wie erwähnt zeichnen sie sich vor den übrigen Gruppen der Phasianiden durch einen zierlichern Körperbau und eine edlere Haltung aus, wozu besonders der gerad aufgerichtete Hals und der mehr oder weniger dachförmige, in aufsteigender Stellung gehaltene Schwanz das Ihrige beitragen. Am Kopfe ist wenigstens die ganze Augengegend von einer nackten, mehr oder weniger papillösen Haut bekleidet und bei einigen außerdem nicht blos auf die Wangen, sondern selbst auf die Stirn und die Kehle hin ausgedehnt; namentlich zeigt sich auf ersterer gern ein aufrechtstehender, fleischighäutiger Kamm, und dann kommen auch an der Kehle stets zwei Läppchen vor. In den meisten Fällen schmückt den Kopf ein Federbusch, selten ist derselbe ohne alle Zierden. Nur bei wenigen Arten besitzt das ganze Gefieder eine kurze abgerundete Form, in den meisten Fällen sind einzelne Theile desselben verlängert. Dies zeigt sich am häufigsten am Halse, an dem Bürzel, den Flügeldecken und den Federn an der Brust. Dieselben sind gewöhnlich schmal, lanzettförmig verlängert und mehr oder weniger zerschlissen. Die Zahl der Schwungfedern variirt von 22 bis 26, wovon 11 an der Hand sitzen, von denen gewöhnlich die 4. — 6. die längsten sind. Der Schwanz besteht aus 14 bis 18 Federn, ist in der Regel lang (nur ausnahmsweise kürzer als die Flügel) und öfters zu einer ganz enormen Länge entwickelt, wobei sodann die mittelsten Federn die übrigen, stufig geordneten, weit überragen. Der Lauf hat vorn und hinten je zwei Reihen großer Schilder und ist stets mit einem Sporn versehen. Die Färbung des Gefieders ist bei den einfachsten Formen braungrau, sehr bald tritt die weiße Farbe hinzu und mit der zunehmenden Entwickelung einzelner Theile des Gefieders werden die Farben lebhafter, mannichfaltiger, grün, blau, violett, gelb und roth in den verschiedensten Schattirungen mit dem lebhaftesten Glanze und vielfachem Schiller, sodaß diese Gruppe die prächtigst gefärbten Arten enthält. Das so eben Gesagte bezieht sich hauptsächlich auf die Männchen. Die Weibchen sind in der Regel merklich kleiner und sehr bescheiden angethan. Ihnen fehlen fast immer die Auswüchse und Verlängerungen des Gefieders, oder sind doch nur sehr schwach entwickelt, kaum angedeutet; ebenso feh-

Digitized by Google

len alle glänzenden Farben, ihe Gefieder ist mehr oder weniger einfarbig, unscheinbar braun; ganz alte Weibchen nehmen indessen zuweilen das Hahnengefiedee an. Die Jungen haben anfänglich ein einfaches Dunenkleid, nach der ersten Mauser gleichen die jungen Männchen dem Weibchen. Die bis jetzt bekannten weiter unten näher zu beschreibenden 34 Arten gehören ursprünglich alle den wärmern und gemäßigten Gegenden des asiatischen Welttheils an, wobei die Fasane im engern Sinne auf das Festland und Japan beschränkt sind, wäheend die Hühner sich auch über mehee Inselgruppen veebreiten, selbst noch auf einigen Inseln der Südsee gefunden werden. Die domesticirten Racen haben natürlich eine weitere geographische Veebreitung, indem sie der Civilisation nach allen Richtungen folgten, wohin sie sich wandte.

Wir zerfällen die Gruppe in die nachfolgenden sechs Gattungen.

1. Gen. Gallus. *Cuv.* (1797) [1]). Kammhuhn.

Die Augengegend, Ohrengegend, die Wangen und Kehle sind nackt. Der Kopf ist mit einem häutigen Kamme versehen, welcher auf dem Schnabel über den Nasenlöchern entspringt und bis auf die Mitte des Kopfes reicht; an der Kehle befinden sich ein oder mehee hängende häutige Lappen; die Federn des Halses und Unterrückens sind gewöhnlich stark verlängert und haben mehr oder weniger zerschlissene Fahnenbärte. Der Schwanz besteht aus 14 Federn, ist aufgerichtet, die mittlern Schwanzfedern sind gewöhnlich beträchtlich länger als die übrigen, und sichelförmig gekrümmt; die Schwanzdeckfedern sind gleichfalls verlängert und gekrümmt. Die vierte Schwinge ist die längste. Bei den Weibchen sind die nackten Stellen gewöhnlich schwach befiedert, die häutigen Fortsätze fehlen, sowie dee Sporn, gänzlich, oder sind doch nur schwach angedeutet. In Bezug auf die Farbenvertheilung diesee Gruppe bildet schwarz die Grundfarbe, die verlängerten Federn am Halse, Nacken und Bürzel sind gewöhnlich glänzend, am häufigsten gelblich oder röthlich gefäebt. Die nackten Stellen sind lebhaft roth. Die Weibchen sind unscheinbae und gewöhnlich einfach bräunlich.

1) G. varius *G. R. Gray.* (Phasianus varius *Shaw.* Nat. Misc. tab. 359. Gallus furcatus *Temm.* Pig. et Gall. II. p. 261. III. p. 662. Pl. col. 483 mas. Id. *Gray*, Illustr. of Indian Zoology. I. tab. 43 f. 1 fem. Gallus Javanicus *Horsf.* Transact. Linn. Soc. XIII. p. 185.) Hat einen ungezackten Kamm und nue einen großen Kehllappen, welcher vom Kinn aus in der Mitte der Kehle herabläuft, diese Theile, sowie die nackten Stellen am Kopfe sind lebhaft roth. Die Federn des Kopfes, Halses und Oberrückens sind kuez, ziemlich compact und schillern in verschiedenen Faeben; jede einzelne Feder hat einen schwarzen Rand, vor diesem befindet sich ein kupferfarben schillernder Saum und vor diesem wieder ein blau-violett schillernder. Das übrige Gefieder ist schwarz, Flügel und Schwanz blaugrün schillernd; die Flügeldecken haben glänzend rothbeaune, die Bürzelfedern hellgelbliche Ränder. Schnabel und Füße sind gelblich. Ganze Länge 1′ 11″, Schnabel 1″ 1‴, Flügel 9″, Schwanz 10½″, Lauf 2″ 8‴.

Die Weibchen unterscheiden sich von denen des G. Bankiva dadurch, daß die Federn der Oberseite in der Mitte eine dunkle Färbung haben und die Schwungfedern hell gebändert sind; der Schwanz ist schwärzlich. Lebt auf Java und wird von den Malaien Ayam — alas genannt.

† 2) G. aeneus *Cuv.* (*Temm.*, Pl. col. 374 mas adult. *Less.*, Traité d'Ornith. p. 492.) Der Kamm ist ungezähnelt, unter dem Mundwinkel sitzt ein kleines Läppchen, die nackten Stellen sind roth. Die Federn am Kopf und Hals schillern lebhaft kupfergrün und roth, das Gefieder des Rückens und Bürzels ist lebhaft blau und roth bronzefaeben; die großen Flügeldecken und Schwanzdecken schillern hellgrün, die mittlern Schwanzfedern kupferröthlich. Die Unterseite ist schwärzlich. Schnabel hell; Füße hellgrau. Lebt auf Sumatra.

† 3) G. Lafayettii *Less.* (Traité d'Orn. p. 491.) Hat zwei kleine Lappen an der untern Kinnlade. Die verlängerten Federn des Halses sind goldgeld in der Mitte bräunlich; das übrige Gefieder der Oberseite ist goldröthlich, schwarz in der Mitte der Federn; unter dee nackten Kehle befindet sich ein violetter Halbring; der Bauch ist schwaez. Lebt auf Ceylon.

† 4) G. Anstrutheri *Gray.* (in *Griffith*, Animal Kingdom VIII. p. 21 —) Hat einen rothen gezähnelten Kamm und zwei Kehllappen; ist auf dem Kopfe weiß und auf der Oberseite olivengrün, an der Unterseite heller gefärbt: die Seiten des Kopfes und die Kehle sind schwarz; Rücken und Bürzel fein weiß gebändert; Flügel rostroth mit einer schiefen weißen Binde; der Schwanz nimmt über die Hälfte dee Länge des ganzen Vogels ein; die beiden mittelsten Schwanzfedern sind zugespitzt, hellgrün mit breiten bläulichen Binden; die beiden folgenden Federn sind schwach, erweitert, schwaez, und an der Spitze gekrümmt. Sporen groß, fast gerade. Lebt auf den Hügeln von Butool und wird dort Gilwut genannt. — Es beruht sicher auf einem Irrthume, daß Geay die Länge des Vogels auf 6 — 7 Fuß angibt.

5) G. Sonneratii *Temm.* (Pig. et Gall. II. p. 246. III. p. 659. Pl. col. 232 mas. 233 fem. Phasianus gallus *Sonn.* Voy. Ind. II. p. 153. tab. 94. mas. p. 160 tab. 95 fem. Gallus Stanleyi *Gray*, Ill. Ind. Zool. I. tab. 43. f. 2. fem. Phasianus indicus *Leach*, Zool. Misc. tab. 61.) Der ausgezackte Kamm und die zwei seitlichen, untee der Schnabelwurzel hängenden Kehllappen, sowie die nackten Stellen am Kopfe sind roth. Das ganze Gefieder wechselt in schwarz, weiß und geau, indem die einzelnen Federn schwärzlich mit weißen Schaftstrichen und geauen Rändern sind. Flügel und Schwanz sind schwarz mit metallischem Glanze. Eine charakteristische Eigenthümlichkeit zeigen die Schäfte der veelängerten Federn am Halse und den Flügeldecken, zum Theil auch am Bürzel und den Weichen; diese Schäfte sind auffallend verbreitert, hornartig und glänzend gelb, zum Theil braunröthlich gefärbt. Schnabel und

1) Gleichbedeutend ist Alector *Bechst.* 1807.

Füße gelblich. Ganze Länge 2½', Schnabel 1" 2", Flügel 9¾", Schwanz 1' 4½", Lauf 2" 10".

Die Weibchen sind oben heller, mehr gelblichbraun als die von G. Bankiva, haben gebänderte Schwungfedern, vorn am Halse helle Schaftstriche und ist der Bauch gelblichweiß, die Federn mit dunklen Rändern. Vaterland: Java, Hindostan, Pondichery.

6) G. Bankiva *Temm.* (Pig. et Gall. II. p. 87. III. p. 654. Id. *Gray*, Ill. Ind. Zool. I. tab. 43. f. 3. fem.) Der ausgezackte Kamm und die beiden unterhalb des Mundwinkels befindlichen Kehllappen, sowie die nackten Stellen am Kopfe sind roth; die Federn des Kopfes, Halses und Bürzels sind glänzend rothbraun, diejenigen von ihnen, welche den Oberrücken bedecken, mehr gelblich. Der Rücken ist dunkelbraunröthlich, purpurfarben, die Schulterfedern sind etwas heller und mehr rothbraun. Die Schwungfedern der zweiten Ordnung sind an der Außenfahne dunkel rostroth. Die größern Flügeldecken und der Schwanz sind schwarz lebhaft grün und violett metallisch schillernd. Die Unterseite ist schwarz und ohne Glanz. Ganze Länge 2' 2⅛", Schnabel 1" 1½", Flügel 8¾", Schwanz über 1', Lauf 2" 7".

Den jüngern Männchen fehlen die glänzenden Federn am Kopf und Hals und sind diese Theile hier schwarz wie die Unterseite. Die Weibchen sind oben graubräunlich mit vielen schmalen dunklen Zickzackquerlinien. Augengegend und Kehle sind schwach befiedert und mit rothbraunen Federn eingefaßt. Von dieser Farbe, nur matter ist die ganze Unterseite. Die Federn auf dem Kopfe, sowie die etwas verlängerten an den Seiten des Halses und im Nacken sind schwarz mit breiten hellgelblichen Rändern. Lebt auf Java, Sumatra, den Philippinen und dem Festlande von Ostindien und wird vorzugsweise als Stammart unsers Haushuhns betrachtet.

7) G. domesticus. (Phasianus gallus *Linn.* Syst. Ed. XII. I. p. 270. Gallus Gallorum *Less.*, Traité p. 491. Haushuhn.) Wir können füglich die Beschreibung dieses Jedermann bekannten, so äußerst nützlichen Hausthieres übergehen, um so mehr, da dasselbe in Größe, Färbung ꝛc. fast unzählige Abweichungen darbietet, und die specielle Schilderung aller Spielarten uns hier zu weit führen würde. Das Haushuhn ist keine ursprüngliche Art, stammt aber auch nicht ausschließlich von einer der bekannten wilden Arten ab, sondern scheint mehr oder weniger ein Mischling verschiedener Arten zu sein, unter denen vorzugsweise G. Bankiva zu berücksichtigen sein dürfte. Die Färbung unserer Haushühner erinnert häufig sehr deutlich an diese Art, es kommen aber auch öfters unter den Haushühnern besonders in Größe und Färbung Abweichungen vor, welche die Abstammung von G. Bankiva als fast unmöglich erweisen. Die Domesticirung des Haushuhns reicht übrigens soweit in das Alterthum hinauf, daß sich ihr Anfang nicht nachweisen läßt; man vermuthet indessen, es sei gleich dem Pfau zuerst nach Westen an den Hof Salomo's gebracht worden. Auf einigen Inseln der Südsee fand man bei der ersten Entdeckung derselben schon gezähmte Haushühner vor. Bechstein hat in seiner Naturgeschichte der Vögel Teutschlands (2. Aufl. II. S. 1212—1297) das Haushuhn in allen Beziehungen ausführlich abgehandelt und die auf unsern Hühnerhöfen vorkommenden Spielarten näher angegeben; Temminck dagegen gebührt das Verdienst, in seinem schätzbaren Werke (Histoire naturelle des Pigeons et des Gallinacés) die zahlreichen domesticirten Abarten auf ihre bezüglichen Stammarten zurückgeführt zu haben. Wir verweisen auf diese rühmlichen Bearbeitungen und gedenken hier am Schluß noch derjenigen Formen, welche als ursprüngliche Arten betrachtet werden können, obgleich sie nur mehr oder weniger ausgeartet unter unsern Haushühnern vorkommen, und wild uns noch nicht bekannt geworden sind. Es sind dies die folgenden fünf:

† 8) G. giganteus *Temm.* (Pig. et Gall. II. p. 84. III. p. 653. Id. *Gray*, Ill. Ind. Zool. I. tab. 44. mas. tab. 45. fem.) Ist die größte Art unter den Kammhühnern und noch einmal so groß wie das gemeine Haushuhn; mit ausgezacktem Kamm und zwei Kehllappen; lebt wild auf Java und Sumatra.

† 9) G. ecaudatus *Temm.* (Pig. et Gall. II. p. 267. III. p. 662. Phasianus gallus var. γ. ecaudatus *Linn. Rees*, Encycl. Orn. tab. 5. f. 3. Kluthuhn.) Mit ungezähntem Kamm und zwei Kehllappen; ihm fehlt der letzte Schwanzwirbel und somit auch der Schwanz. Ganze Länge 13—14". Lebt wild in den Wäldern von Ceylon.

† 10) G. morio *Temm.* (Pig. et Gall. II. p. 253. III. p. 660. Phasianus gallus var. δ. morio *Linn.*) Hat den Kamm, die Kehllappen, die ganze Epidermis und die Beinhaut schwarz gefärbt und lebt wild in Indien.

† 11) G. lanatus *Temm.* (Pig. et Gall. II. p. 256. III. p. 661. Phasianus gallus var. ε lanata *L. Rees*, Encycl. Orn. tab. 5. f. 4. Wollhuhn.) Von rein weißem, feinem, zerschlissenem, seidenartigem Gefieder, mit rothblauem Kamm und Kehllappen, schwarzer Epidermis und Beinhaut, und blauem Schnabel und Füßen, letztere öfters befiedert. Lebt in China und Japan.

† 12) G. crispus *Temm.* (Pig. et Gall. II. p. 259. III. p. 661. Phasianus gallus var. η crispus *Lin. Rees*, Encycl. Orn. tab. 6. f. 15. 16. Strupphuhn.) Mit vorwärts gekrümmtem, aufgerolltem Gefieder, wie frisirt und öfters mit befiederten Füßen. Lebt in einigen Gegenden Asiens, auf Japan und Java.

II. Gen. Lophalector[2]). Schopfhuhn.

Die hierher gehörenden Hühner unterscheiden sich von Gallus durch auffallend hohe Beine, durch befiederte Ohrgegend und Kehle, sowie durch den Mangel des Kammes und der Kehllappen. Der Kopf ist durch einen Schopf geziert, dessen Bildung an die von Lophophorus und Pavo erinnert, indem die Schäfte der den Schopf bildenden Federn von starker Beschaffenheit, ziemlich gerade aufgerichtet, unten ohne und nur weiter gegen die Spitze hin mit Federbärten versehen sind. Nur die Augengegend ist bei ihnen mit einer nackten Haut bekleidet,

2) Von λόφος, der Schopf und ἀλέκτωρ, der Hahn. Gleichbedeutend ist der barbarische Name Macartneya *Less.* 1831.

Digitized by Google

welche an der Stirn und den Wangen in einen kleinen freistehenden Lappen ausläuft. Die Federn des Halses und Unterrückens sind kurz und von dem übrigen Gefieder nicht unterschieden. Die Läufe sind noch einmal so hoch als die Mittelzehe ohne Nagel. Bei den Weibchen ist der Schopf normal gebildet, hinten überhängend. Die schwarze Färbung ist vorherrschend, nur die Bürzelfedern sind lebhafter gefärbt. Die Weibchen sind vorherrschend braun.

1) L. ignitus. (Phasianus ignitus *Lath.* Gallus Macartneyi *Temm.* Pig. et Gall. II. p. 273. III. p. 663. Gallophasis ignitus *G. R. Gray.* Gen. of Birds. IX. no. 1.) Die nackte Augengegend ist von violetter Färbung. Der aufrechtstehende Schopf, sowie fast das ganze übrige Gefieder ist schwarz und jede einzelne Feder zum größern Theile glanzlos, indem sie nur an der Spitze einen breiten grünlichblauen, violett schillernden, glänzenden Saum haben. Die Seiten des Bauchs sind hell kastanienbraun, der Unterrücken ist von ähnlicher Färbung, nur mit schönem, goldröthlichem und purpurfarbigem Schiller, indem jede einzelne Feder an der Wurzel schwärzlich, in der Mitte matt kastanienbraun, an der Spitze aber lebhaft schillernd ist. Die vier mittlern sichelförmig gekrümmten Schwanzfedern sind hell rosiröthlich. Der Schnabel ist gelblich, die Füße sind grau, Nägel und Sporen braun. Ganze Länge 2′ 4″, Schnabel 1½″, Flügel 11¼″, Schwanz 1′ 1″, Lauf 4″, Mittelzehe mit dem Nagel 2″ 5‴. Das Weibchen hat einen nach Hinten hängenden Schopf, welcher wie das ganze Gefieder des Vogels von hell rothbrauner Farbe ist. Die Federn der Oberseite sind mit vielen feinen dunkelbraunen zickzackförmigen Linien und Punkten versehen. Die Federn der Unterseite sind von beiden Seiten weiß eingefaßt. Lebt im Innern von Sumatra in Wäldern. Temminck gibt folgende Varietät an: Das ganze Gefieder hat einen mehr violetten Glanz, die Federn an den Seiten des Bauchs endigen weiß und die vier mittlern Schwanzfedern sind rein weiß.

† 2) L. *Vieillotii.* (Phasianus ignitus *Vieill.*, Enc. méth. Ornith. p. 363. tab. 237. f. 2. Gallus ignitus *Vieill.* Gall. des Ois. tab. 207. Euplocomus ignitus *Gray*, Ill. Ind. Zool. II. tab. 39. Gallophasis Vieillotii *G. R. Gray*, Gen. Birds IX. no. 2.) Unter diesem Namen und mit den hier angeführten Synonymen trennt G. R. Gray diese Art von der vorigen, ob er indessen die specifischen Unterschiede irgendwo auseinandergesetzt hat, ist uns unbekannt, und müssen wir uns, da uns das Material zur selbständigen Entscheidung mangelt, lediglich auf Gray's Autorität berufen. Da in Vieillot's Abbildung (die von Gray ist uns unzugänglich) die Seiten des Bauchs nicht kastanienbraun, sondern wie das übrige Gefieder schwarz mit bläulichem Glanze sind, und die Federn in der Mitte weiße Striche haben, auch die mittlern Schwanzfedern weiß sind, so stimmt diese Abbildung mit der von Temminck als Varietät der vorhergehenden Art angegebenen Färbung überein. Wahrscheinlich liegt hierin ein Theil der specifischen Unterschiede.

III. Gen. Alectryon[3]). Halbfasan.

Die von allen Phasianinen verschiedene Beschilderung des Laufs scheint uns eine generische Trennung zu erheischen. Am Vorderlauf befindet sich statt zwei Reihen Schilder nur eine, die ganze Breite desselben einnehmende und bis nach den Lauffeiten herumgreifende Reihe von Fußtafeln. Die Augengegend bis zu den Wangen ist von einer nackten, an der Stirn in einem kleinen Läppchen auslaufenden Haut bedeckt. Der Kopf ist ohne Schopf, indem die Federn hier nur sehr wenig verlängert sind. Der Schwanz ist dachförmig, kürzer als die Flügel und mit abgerundeten Federn. Das ganze Gefieder ist ohne irgend eine Verlängerung und überall abgerundet und fest anliegend. Die schwarze Farbe ist in der Färbung des Gefieders vorherrschend.

1) A. pyronotus. (Euplocomus erythrophthalmus *Gray*, Ill. Ind. Zool. II. tab. Gallophasis pyronotus *G. R. Gray*, Gen. Birds. IX. no. 8.) Die nackte Augengegend ist roth; der Kopf, Hals und die ganze Unterseite sind schwarz mit bläulichem Schiller; der Oberrücken und die Flügel sind von derselben Färbung, aber mit vielen feinen weißlichen zickzackförmigen Querlinien versehen. Die Federn des Unterrückens und Bürzels haben breite, glänzende, röthlich purpurfarbene Säume. Der abgerundete Schwanz ist lebhaft rostgelb. Der Schnabel ist gelb. Der Kopf ist ohne Schopf; der Lauf hat vorn nur eine Reihe Tafeln und einen starken Sporen. Ganze Länge 1′ 8″, Schnabel 1″ 4½‴, Flügel 9″, Schwanz 6½″, Lauf 3″, Mittelzehe mit Nagel 1″ 11‴. Lebt auf Malacca und wird dort Pagas genannt. Gray gibt in den Illustrations nur Abbildungen ohne alle Beschreibung; seine Abbildung stimmt mit dem von uns hier beschriebenen Vogel überein.

† 2) A. erythrophthalmus. Phasianus erythrophthalmus *Raffl.* Transact. *Lin.* Soc. XIII. p. 321. Gallophasis erythrophthalmus *G. R. Gray*, Gen. Birds. IX. no. 7.) Nach Raffles' Angaben ist die Augengegend hochroth, der Kopf ohne Schopf, das Gefieder schwarz mit blauem und grünem Glanze, auf dem Rücken und den Flügeln weiß und grau fein gewellt. Die Schwungfedern sind braun; die Schwanzfedern sind lebhaft roth oder rostfarben; die Schwanzdeckfedern sind mit Purpur oder Violett versehen. Der Schnabel ist schwärzlich und stark; die Füße sind bläulich und mit einem starken Sporn. Das Weibchen ist gänzlich stahlschwarz; bei den Jungen ist der Schwanz gleichfalls schwarz. Lebt auf Java und wird dort Mira Mata genannt. Obgleich die Art der Beschilderung des Laufs nicht angegeben ist, stellen wir diesen Vogel doch, wegen der sicherlich äußerst nahen Verwandtschaft mit der vorhergehenden Art in diese Gruppe; wir würden beide Arten sogar für identisch halten, wenn wir nicht annehmen müßten, daß G. R. Gray dieselben nicht ohne genügenden Grund getrennt haben wird.

IV. Gen. Gennaeus *Wagl.* 1832[4]). Edelhuhn.

Die Gegend um die Augen ist mit einer nackten, mehr oder weniger rauhen Haut umkleidet, welche zuwei-

3) Von ὁ ἀλεκτρυών, der Hahn. 4) Die gleichbedeutenden

Digitized by Google

len an der Stirn und an den Wangen in ein freistehendes Läppchen ausläuft; den Kopf ziert ein Schopf langer, ziemlich schmaler, zerschlissener Federn; der Schwanz, aus 16 Federn bestehend, ist mittelmäßig lang, gewöhnlich länger als die Flügel, dachförmig, halbaufgerichtet, stufig, die vier bis sechs mittelsten Schwanzfedern sind nach der Spitze hin merklich gekrümmt. Die Schwanzdeckfedern sind wenig verlängert, abgerundet. Die Federn der Brust, besonders der Seiten derselben und des Bauchs, sind verlängert und lanzettförmig zugespitzt. Die fünfte Schwinge ist die längste. Die Weibchen dieser Gruppe haben gleichfalls einen Schopf, ihnen fehlen indessen die lanzettförmigen Federn der Brust. Die Farbenvertheilung in dieser Gruppe ist gewöhnlich massenhaft, zunächst ganz schwarz, sodann schwarz und weiß abwechselnd und durch einige Zwischentöne gedämpft. Die Weibchen sind gewöhnlich einfarbig braun.

Die hier zunächst folgenden fünf Arten weichen durch kürzere abgerundete Schwänze und zum Theil auch durch den Mangel des Schopfs vom Gattungstypus ab und schließen sich der vorhergehenden Gattung an. Leider fehlen indessen in den Beschreibungen die Angaben über die Beschilderung des Vorderlaufs.

1) G. purpureus. (Phasianus purpureus *Gray*, Ill. Ind. Zool. I. tab. 42. Gallophasis purpureus *G. R. Gray*, Gen. Birds. IX. no. 9.) Die nackte Augengegend ist roth. Der Kopf ist ohne Schopf und der ganze Vogel einfarbig schwarz mit grünlichblauem Schiller, welcher an der Unterseite matter ist und sich am Bauch und weiter nach Hinten gänzlich verliert. Der Schnabel ist schwarz, die Spitze des Unterkiefers indessen gelblich. Die Füße sind grau und haben nur einen sehr schwach entwickelten Sporn (Zeichen eines nicht ganz fertigen Vogels). Der Schwanz ist ziemlich kurz und abgerundet. Der Vorderlauf zeigt ganz deutlich zwei Reihen Schilder. Ganze Länge 1′ 4½″, Schnabel 1″ 5‴, Flügel 9″, Schwanz 5½″, Lauf 2½″. G. R. Gray citirt als Synonym zu dieser Art das Weibchen von Phasianus erythrophthalmus *Rafft.*; es fragt sich indessen, ob er die mehr als specifische Verschiedenheit der Laufbeschilderung in Betracht genommen hat.

† 2) G. muthura. (Phasianus muthura *Gray* in *Griff.* Anim. Kingd. VIII. p. 27.) Die nackte warzige Augengegend ist hellroth. Der Kopf hat einen schwachen Schopf und ist wie der Hals dunkel blauschwarz; Rücken und Bürzel schön glänzend grün. Flügel chocolatenbraun; Kehle, Brust und Bauch weiß; Aftergegend dunkelbraun. Der Schwanz ist eben und ziemlich zusammengedrückt. Der Sporn ist kurz. Lebt in Indien und wird Muthurau genannt. Gray vergleicht die Größe mit der eines Puters.

† 3) G. Crawfurdii. (Phasianus Crawfurdii *Gray* in *Griff.* Anim. Kingd. VIII. p. 27.) Die nackte Augengegend ist hellrothbraun; der Kopf hat einen aufrichtbaren Schopf von zugespitzten Federn; die Federn des Halses haben in der Mitte einen langen weißen Streifen und dunkle Schäfte. Die Flügeldecken sind weiß; der Schwanz ist hellbraun mit schmalen, ziemtich wellenförmigen, schwarz eingefaßten Binden. Der kurze Sporn sitzt weit nach Unten. Ganze Länge 1′ 2″. Vaterland: Ava.

† 4) G. fasciatus. (Phasianus fasciatus *M. Clelland*, Calcutta Journ. of Nat. Hist. II. p. 146. tab. 3.) Augengegend und Wangen nackt, roth; Schopf, Kehle und die ganze Unterseite schwarz, an den Seiten der Brust mit lanzettförmigen, weißen Strichen; Oberseite grau mit feinen, schrägen, zickzackförmigen, weißen Querlinien. Schnabel und Füße grau. Himatava. — Die uncolorirte Abbildung zeigt den Schwanz abgerundet, sonst scheint dieser Vogel dem G. lineatus sehr nahe zu kommen, wo nicht mit ihm identisch zu sein.

† 5) G. Cuvieri. (Lophophorus Cuvieri *Temm.* Pl. col. 1. Monaulus melanion *Vieill.*, Encycl. méth. Ornith. tab. 237. f. 1.) Weicht durch die Form des Schnabels ab, indem die Firste desselben durch eine, an den Seiten des Schnabels von den Nasenlöchern nach der Spitze zulaufende, Rinne deutlich abgesetzt und die Spitze des Oberkiefers über den Unterkiefer hinaus beträchtlich verlängert ist[5]). Die Augengegend ist nackt und von rother Farbe. Der Schopf, Hals und die ganze Unterseite sind schwarz mit glänzend violettem Schiller; die Federn des Unterrückens und Bürzels haben breite weiße Säume; der abgerundete Schwanz und die Flügel sind schwärzlich, ohne Glanz und mit zahlreichen zickzackförmigen, grauen Linien versehen, welche anscheinend beim ganz alten Vogel fehlen; der Schnabel ist gelb; die Füße sind grau. Ganze Länge 1½′ — Weibchen nicht bekannt. Vaterland: Indien.

6) G. Lathami. (Phasianus Lathami *Gray. Griff.*, Anim. Kingd. VIII. p. 26. Gallophasis *Horsfieldii. G. R. Gray*, Gen. Birds. IX. no. 6 in textu. Euplocomus *Horsfieldii* in tab.) Der ganze Vogel ist schwarz und mit Ausnahme der Schwungfedern, der Schienen und untern Bauchgegend mit bläulichem Schiller; die Federn des Unterrückens und Bürzels haben breite weiße Spitzensäume; die Schwungfedern erster Ordnung sind dunkelbraun. Der Schnabel ist hellgelb und die nackte rothe Augengegend läuft oberhalb der Nasenlöcher und hinter dem Mundwinkel in einem kleinen Läppchen aus. Die Füße scheinen im Leben hellgelblich oder fleischfarben zu sein. Ganze Länge etwa 2′, Schna-

ältern Namen Euplocomus *Temm.* und Lophura *Flemming*, sind anderweitig vergeben. Der Name Gallophasis *Hodgs.* 1827, ist eine curiose Zusammenstellung des lateinischen Gallus mit einem griechischen Flußnamen. Spätere Namen sind Nycthemerus *Sws.* 1834 und Spicifer *Knup.* 1836. Nach dem Muster von Hodgson (welcher allerdings als Muster, aber wie man nicht Gattungsnamen schmieden muß, gelten kann) hat G. R. Gray für die Arten mit abgerundetem Schwanze den Namen Alectrophasis (1841) gebildet.

5) Es fragt sich, ob dieselbe Schnabelbildung bei allen Individuen dieser Art vorkommt, oder ob sie nur als zufällige Monstrosität zu betrachten ist? Ein Pärchen von G. nycthemerus im berliner Museum zeigt eine ganz ähnliche (hier als monströs erwiesene) Schnabelbildung, nur ist die Spitze nicht so sehr verlängert als in der Temminck'schen Abbildung von G. Cuvieri.

bei 1″ 3‴, Flügel 9″, Schwanz 10½″, Lauf 3″. Lebt in Indien, Sylhet, Assam.

7) G. leucomelanos. (Phasianus leucomelanos *Lath.* Phasianus Hamiltonii *Gray. Griff.*, Anim. Kingd. VIII. p. 27. Id. Ill. Ind. Zool. I. tab. 41. mas. Phasianus albocristatus *Vig.* Proc. Zool. Soc. I. p. 9. Id. *Gould*, Cent. Himal. Birds. tab. 66 mas. 67 fem.) Die nackte Augengegend ist roth; der Kopf, die Seiten des Halses und die ganze Oberseite sind schwärzlich mit bläulichem, an den Flügeln und am Schwanze mehr grünlichem Schiller, alle Federn haben weißliche Schäfte. Der Schopf ist lang, die kürzern der Stirn zunächst stehenden Federn desselben, sowie die seitlichen sind mehr oder weniger schwärzlich, alle übrigen aber schmutzig weiß. Die Federn des Oberrückens und der Flügeldecken haben schmale, weißgraue Ränder, die des Unterrückens und Bürzels hingegen haben breite, glänzend weiße Säume. Die Farbe des Kinns ist schwärzlich, geht aber nach der Kehle zu allmälig in Bläulichgrau über. Die Brust und die Seiten des Bauchs sind mit langen, lanzettförmigen, weißlichen, nur an der Wurzel schwärzlichen Federn geziert. Die übrigen Theile der Unterseite sind braunschwarz. Der Schnabel ist oben hornfarben, unten gelblich. Die Füße sind anscheinend röthlich. Ganze Länge etwa 2′, Schnabel 1″ 3‴, Flügel 9½″, Schwanz 1′, Lauf 2⅛″. Das Weibchen ist ziemlich hellbraun, etwas ins Röthlichbeaune übergehend, Kinn und Kehle sind weißlich, das übrige Gefieder ist mit hellen Schäften und weißlichen Rändern und ganz feinen dunklen Zickzackquerlinien versehen. Die seitlichen Schwanzfedern sind von der Farbe des Männchens, die mittlern bräunlich und marmorirt. — Bei einem von Hodgson dem berliner Museum unter dem Namen Euplocomus leucomelas *Hodgs.* (Catal. of Nepalese Birds in *Gray's* Zool. Misc. 1844.) aus Nepal eingesandten Pärchen weicht das Männchen von der oben gegebenen Beschreibung etwas ab. Die Federn des Schopfes sind nicht weißlich, sondern von derselben glänzend blauschwarzen Farbe, als das übrige Gefieder, auch sind Kinn und Kehle dunkler, rein schwarz. Es scheinen die weißlichen Schopffedern also nur die Zierde der ganz alten Männchen zu sein. Den noch jüngern Männchen fehlen, bei gleichfalls einfarbig schwarzem Schopfe und dunklerer Kehle, auch die breiten weißen Säume der Federn des Unterrückens und Bürzels, welche hier nur mit ganz schmalen weißlichen Pünktchen an den Spitzen versehen sind. Ein Pärchen, von dem das Männchen in diesem Kleide ist, ging dem berliner Museum durch D. Hoffmeister zu; es stammt aus Darjieling und war von Blyth in Calcutta als Euplocomus melanotus *Blyth* bezeichnet. Da indessen alle Größenverhältnisse, sowie die Färbung der Weibchen, vollkommen mit den weiter oben gemachten Angaben übereinstimmen, so ist die von Blyth begründete Art nur als Übergangskleid von G. leucomelanos zu betrachten.

8) G. lineatus *Wagl.* (Phasianus lineatus *Lath.* Mss. *Vig.* Proc. Zool. Soc. 1831. p. 24. Phasianus Reynaudi *Less.*, *Bélang.* Voy. Ind. oriental. Zool. tab. 8. 9.) Die nackte Gegend um die Augen ist roth; der Schopf schwarz mit grünlichem Schiller; die ganze Oberseite ist aschgrau mit vielen, sehr feinen, zickzackförmigen, schwärzlichen Querlinien, welche an den Flügeln und dem Schwanze größer und breiter werden. Die beiden mittlern Schwanzfedern sind am innern Fahnenbarte größtentheils rein weiß. Die Unterseite ist schwarz mit grünlichblauem Schiller, die lanzettförmigen Federn an der Seite der Brust und des Bauchs haben rein weiße, linienartige Schaftstriche. Das Weibchen ist noch nicht bekannt. Ganze Länge 1′ 9½″, Schnabel 1″ 3‴, Flügel 8¾″, Schwanz 9¼″, Lauf 2½″. Vaterland: Malacca.

9) G. nychthemerus *Wagl.* (Phasianus nychthemerus *Lin.* Syst. Ed. XII. I. p. 272. Id. Bechst., Naturgeschichte der Vögel Teutschlands. 2. Aufl. II. S. 1207. Silberfasan.) Die nackte Augengegend ist roth, stark papillös und läuft an der Stirn, dem Hinterhaupte und den Wangen in einem freien Läppchen aus. Der Schopf und die ganze Unterseite sind schwarz, mit dunkelblauem Glanze. Die ganze Oberseite ist weiß, die Federn des ganzen Rückens und des Bürzels sind mit mehren feinen, die der Flügeldecken mit wenigeren größern ziemlich der Richtung der Federränder folgenden schwarzen Strichen versehen. Die lanzettförmigen Federn an den Seiten der Brust sind am innern Fahnenbarte schwarz, am äußern weiß. Flügel und Schwanz sind gleichfalls weiß, mit schräglaufenden unregelmäßigen schwarzen Querlinien; die mittlern Schwanzfedern sind am innern Fahnenbarte rein weiß; Schnabel blaßgelb, an der Spitze dunkler; Füße roth. Ganze Länge 2′ 10″, Schnabel 1″ 4‴, Flügel 10″ 3‴, Schwanz 1′ 6″, Lauf 3″ 3‴. Beim Weibchen ist die Oberseite gelblichbraun, die Unterseite graubraun und ist fast das ganze Gefieder mit kleinen dunkeln, zickzackförmigen Querlinien versehen. Einige Federn des Schopfs haben einen schwärzlichen Anflug; die Kehle ist hellgrau; die Federn der Unterseite, besonders am Bauche und After, sind weiß untermischt. Die mittlern Schwanzfedern sind von der Farbe des Rückens, die seitlichen ähnlich wie beim Männchen, nur mit weniger Weiß. Lebt in China wild und wird bei uns in Fasanerien gehalten.

†10) G. Wallichii (Lophophorus Wallichii *Hardw.* Transact. Lin. Soc. XV. p. 166. Phasianus Staceii *Vig.* Gould. Cent. Himal. Birds. tab. 68.) Diese Art scheint durch den längern Schwanz, besonders durch die mehr verlängerten mittlern Schwanzfedern und die breit gebänderte Zeichnung des Schwanzes von dem Typus dieser Gruppe abzuweichen, schließt sich derselbe indessen durch die kürzern dickern Füße und besonders durch den Schopf näher an als an die folgenden Gattungen. Die nackte Augengegend ist rauh und lebhaft roth. Kopf, Schopf und Hals sind dunkelgrau, nach dem Rücken zu allmälig in Gelblichbraun übergehend. Jede Feder, mit Ausnahme der Wangen und Kehle, ist schwarz gebändert; die Schwungfedern haben schwarze, zickzackförmige Striche und Flecke; der Unterrücken und Bürzel sind lebhaft röthlichbraun, jede Feder vor der Spitze mit zwei schwarzen Flecken; der Schwanz ist hell gelblichbraun und in gleich-

mäßigen Abständen jedes Mal mit einer schmalen und einer breiten schwarzbraunen Binde zugleich versehen. Die Unterseite ist hell gelblichbraun, heller als der Rücken, an der Brust grau angeflogen und sonst wie der Rücken gebändert. Die Füße sind grau, wie der Schnabel. Die ganze Länge des Vogels beträgt etwa 3′ 4″. Die Weibchen sollen sich wenig vom Männchen unterscheiden (?), ihnen soll indessen der Schopf fehlen (?) und die mittlern Schwanzfedern sollen nicht verlängert sein. Diese Art lebt in Nepal und an der nordöstlichen Grenze von Hindostan, er ist kühn und leicht zum Kampfe gereizt, wobei er den Schopf aufrichtet und wiederholentlich die Laute tuckraa, tuckraa hören läßt; die Eingeborenen nennen ihn Cheer.

V. Gen. Thaumalea *Wagl.* 1832 [6]). Kragenfasan.

Der Kopf ist mit einem Schopfe langer feiner Federn versehen; die Augengegend ist weniger als bei den übrigen Gattungen und nur unmittelbar um das Auge nackt, sonst ist dieselbe, sowie die Seiten des Halses, das Kinn und die Kehle mit kurzen, wenig entwickelten Federn besetzt. Die Federn des Nackens sind verlängert, haben starke Schäfte, sind an den Spitzen gerad abgeschnitten und bilden einen abstehenden Kragen, welcher die Seiten des Halses umgibt und bis zum Oberrücken hinabreicht. Die Federn des Oberrückens sind von compactee Beschaffenheit, die des Unterrückens, des Bürzels und der Seiten des Bauchs hingegen sind etwas verlängert, weich und zerschlissen. Der Schwanz ist fast halbaufgerichtet, sanft gebogen, stufig und von beträchtlicher Länge, die einzelnen Federn sind zugespitzt und die beiden mittlern überdecken die andern dachförmig; die Schwanzdeckfedern sind stark verlängert, schmal und zugespitzt. Schnabel und Füße sind zierlicher, schwächer, der Sporn weniger stark entwickelt. Die sechste Schwinge, wenig länger als die fünfte, ist die längste. Den Weibchen dieser Gruppe fehlt der Schopf sowol als die kragenartig verlängerten Nackenfedern. Das Gefieder ist durch die prächtigsten Farben und durch elegante Anordnung derselben ausgezeichnet. Am Schwanze treten hier, wie bei den folgenden Gattungen breite Binden auf. Die Weibchen sind bräunlich mit dunkleren Querlinien.

1) T. picta *Wagl.* (Phasianus pictus *Lin.* Syst. Ed. XII. I. p. 272. Id. Bechst., Naturgesch. der Vögel Teutschlands. 2. Aufl. II. S. 1198. Goldfasan.) Dieser ausgezeichnet schöne Vogel gereicht unsern Fasanerien, in denen er gezogen wird, zur besondern Zierde. Der schöne Schopf, sowie die Federn des Unterrückens und Bürzels sind glänzend gelb, die den Kragen oder Schirm bildenden Nackenfedern sind lebhaft orange mit halbkreisförmigen indigoblauen Queelinien; von letzterer Farbe sind auch die dem Körper zunächstliegenden Schwungfedern der zweiten Ordnung. Die Rückenfedern sind glänzend erzgrün mit dunklen Säumen. Kinn, Kehle und Wangen sind mit kurzen, bräunlich fleischfarbenen Federn besetzt. Die ganze Unterseite von der Brust an prangt mehr oder weniger im brennendsten Roth; ebenso sind zum größten Theile die zugespitzten langen Schwanzdeckfedern gefärbt. Der Schwanz ist hellbraun mit vielen schwärzlichen Querlinien, welche auf den mittlern Schwanzfedern zusammenfließen und den hellbraunen Grund als rundliche Flecken erscheinen lassen. Ganze Länge etwa 3′, Schnabel 1″ 2‴, Flügel 7¼″, Schwanz 2′, Lauf 2″ 5‴. Beim Weibchen erreicht der Schwanz nicht viel über einen Fuß Länge; Kinn, Kehle und Bauch sind hell gelblichbraun. Auf dem übrigen Gefieder wechseln halbkreisförmige breite hellbraune und schwärzliche Linien ab und sind mit seinen dunklen untermischt; am Oberrücken und den seitlichen Schwanzfedern ist die Grundfarbe mehr röthlich braun. Der Goldfasan wird bei uns, doch wegen größerer Zärtlichkeit nicht so häufig als der Silberfasan, gezogen. Wild lebt er in Japan, China, Dauurien, der Mongolei, Nepal, und soll nach Lesson's Angabe (Traité d'Ornith. p. 495) in großen Gesellschaften wild im Kaukasus in der Umgegend von Tiflis angetroffen worden sein.

† 2) T. Anherstiae *Wagl.* (Phasianus Anherstiae *Leadb.* Trans. Lin. Soc. XVI. p. 129. Id. *G. R. Gray*, Gen. Birds. XVIII. tab.) Die nackte Augengegend ist bläulich, der Vorderkopf grün, der Schopf scharlachroth, der Kragen weiß, die einzelnen Federn mit blaugrünen Rändern; Oberrücken, Flügeldeckfedern, Kinn und Kehle metallisch grün mit schwarzen Rändern; Unterrücken und Bürzel grün und gelb. Die Unterseite von der Brust bis zum After weiß. Die mittlern Schwanzfedern sind weißlich, die seitlichen dunkler gefärbt; alle haben dunkelgrüne Querbinden. Die stark verlängerten Schwanzdeckfedern sind abwechselnd weiß und grün, und haben scharlachrothe Spitzen. Die ganze Länge des Vogels beträgt etwa 4′ 3″, der Schwanz erreicht eine Länge von über drei Fuß. Kommt in Cochinchina, Ava und Nepal vor. Die Weibchen sind noch nicht bekannt.

† 3) T. superba (Phasianus superbus *Gm.* Syst. Ed. XIII. I. p. 744. Id. *Temminck*, Pig. et Gall. II. p. 336). Diese durch enorme Schwanzlänge ausgezeichnete Art gehört hierher. Die Angaben über diesen Vogel beruhen bis jetzt nur auf chinesischen Abbildungen und unsichern abweichenden Beschreibungen. Er scheint mit der vorhergehenden Art nahe verwandt, wo nicht identisch zu sein, und soll in den entlegenen Theilen China's vorkommen, in Pecking lebend gehalten werden, und seine Ausfuhr soll streng verboten sein.

VI. Gen. Phasianus *Lin.* Fasan.

Die Augengegend ist nackt, rauh und zum Theil mit Federn besetzt; der Kopf ist ohne Schopf und die Federn an dieser Stelle sind nur fast unmerklich verlängert. Die am Hinterhaupte emporstehenden Federbörnchen erinnern an die Satyrfasane (Ceratornis). Die Federn des Unterrückens und Bürzels sind lang, weich und zerschlissen; das übrige Gefieder ist nirgends verlängert. Der Schwanz, aus 18 Federn bestehend, ist wenig aufgerichtet, stufig, mehr oder weniger lang, die einzelnen Federn sind allmälig zugespitzt, nur wenig dachförmig, vielmehr ziemlich

6) Gleichbedeutend sind Chrysolophus *Gray* 1833 — 1834 und Kpomia *Hodgs.* 1844.

plattgedrückt und laufen in gerader Richtung. Die vierte Schwinge ist die längste. Das Gefieder prangt in schönen metallischen Farben, bei denen glänzend grün und blau gewissermaßen vorherrschen. Die Weibchen sind bescheiden gefärbt.

1) Ph. colchicus *Lin.* (Syst. Ed. XII. p. 271. Id. Bechst., Naturgesch. d. Vögel Teutschl. 2. Aufl. II. S. 1161. Id. Naumann, Naturgesch. d. Vögel Teutschl. VI. S. 433). Die Augengegend ist roth; Kopf und Hals sind glänzend dunkelgrün mit bläulich violettem Schiller; die Brust, die Seiten des Bauchs und die Weichen sind glänzend röthlich kastanienbraun, jede Feder mit einem glänzend schwarzvioletten Spitzensaume. Der Rücken ist dunkler als die Unterseite, jede Feder ist am Grunde und in der Mitte schwärzlich mit einer hellgelblichen Einfassung; der Unterrücken und Bürzel sind noch dunkler und schillern abwechselnd grünlich und purpurfarben. Die Mitte des Bauchs ist schwärzlich. Die Flügel sind gelblichbraun, die Deckfedern mit rothbraunen purpurglänzenden Rändern. Der Schwanz ist ähnlich gefärbt, hat schwarze Querbinden und glänzende Ränder. Der Schnabel ist hell hornfarben; die Füße sind graubraun. Ganze Länge 2′ 9″, Schnabel 1″ 3‴, Flügel 9¾″, Schwanz 1′ 8″, Lauf 2″ 4‴. Die Weibchen sind graubraun, die einzelnen Federn in der Mitte schwärzlich mit hellern Rändern. Die Kehle ist schmutzig weiß, die Federn im Nacken und an der Brust sind am Grunde rothbraun; die Mitte des Bauchs ist ohne Flecke. Der gemeine Fasan, welcher heutzulage im östlichen und südlichen Europa ziemlich verbreitet ist, wurde zuerst durch die Argonauten aus Kolchis oder Pontos, dem heutigen Mingrelien, von ihrer Fahrt mitgebracht und in Griechenland angesiedelt. In den wärmern Gegenden Teutschlands wird er jetzt und zwar besonders in Böhmen und einigen Gegenden der Donau und des Rheins, wild angetroffen oder vorzugsweise, seiner härtern Natur wegen, in allen Fasanerien gehegt und gezogen. Im wilden Zustande ist er gemein im Kaukasus, am kaspischen Meere, und scheint sich durch das ganze mittlere Asien bis China zu erstrecken. In der Gefangenschaft artet der gemeine Fasan öfters aus und es erzeugen sich Spielarten, welche sich durch mehre Generationen fortpflanzen. Von diesen ist die häufigste diejenige, deren Gefieder mehr oder weniger mit weißen Federn untermischt ist (Ph. colchicus varius), eine andere ist die isabellfarbige (Ph. colchicus subalbidus), welche sich constant fortpflanzt. Der sogenannte Fasan mit dem Halsbande (Ph. colchicus torquatus), nach Temminck ein Bastard des gemeinen Fasans mit der folgenden Art, unterscheidet sich nur durch das weiße Halsband. Als Bastarde des gemeinen Fasans mit andern Hühnervögeln, welche sodann ein an beide Ältern erinnerndes gemischtes Farbenkleid tragen, kommen zuweilen vor: 1) Der Goldfasanbastard (Ph. colchicus picti), vom Goldfasanenmännchen und der gemeinen Fasanenhenne. 2) Silberfasanenbastard (Ph. colchicus nychthemeri), vom Männchen des Silberfasans und der gemeinen Fasanenhenne. 3) Haushuhnfasan (Ph. colchicus hybridus s. galli), vom gemeinen Fasan und der Haushenne. 4) Puterfasan (Ph. colchicus gallopavonis), vom gemeinen Fasan und der Truthenne.

† 2) Ph. torquatus *Temm.* (Pig. et Gall. II. p. 326. III. p. 670. Phasianus colchicus var. *β.* torquatus *Gm.* Syst. Ed. XIII. I. p. 742. Phasianus albotorquatus Bonn. Enc. méth. Ornith. p. 184). Dieser Halsbandfasan ist nicht mit der bei Ph. colchicus angegebenen Varietät zu verwechseln, sondern bildet nach Temminck's Angabe eine eigne specifisch verschiedene Art, deren Hauptunterschiede von Ph. colchicus folgende sind: Die Oberseite des Kopfes ist falb, hellgrün angeflogen, über den Augen befindet sich ein weißer Strich und das letzte Drittel des Halses ist mit einer glänzend weißen Binde, welche an den Seiten breiter als vorn und hinten ist, versehen. Der Glanz des Rückens ist verschiedenartig grün und geht an den Seiten in Aschgrau über, die einzelnen Federn sind schwarz in der Mitte, mit einer weißlichen zickzackförmigen Binde, einem ockergelben Rande und haben an der Spitze einen schwarzen lanzettförmigen Fleck. Die Bürzelfedern sind hellgrün. Die Federn der Seiten des Bauchs und der Weichen sind weißlich gelb und haben an der Spitze einen violetten Fleck. Die kleinern Flügeldeckfedern und die Spitzen der größern sind grau, hellgrün angeflogen. Die Füße sind grau, der Schnabel ist gelblich, die Iris lebhaft gelb. Die Jungen dieser Art sind schwieriger aufzuziehen als die von Ph. colchicus, und sind (nach Temminck) die Eier hellblau, mehr oder weniger grünlich, mit kleinen dunklern Fleckchen. In der Größe steht diese Art dem Ph. colchicus nach. Der Halsbandfasan lebt in verschiedenen Theilen China's und ist nach Temminck's Angaben in Holland und Frankreich häufig aufgezogen worden.

3) Ph. versicolor *Vieill.* (Gal. des Ois. Vol. II. p. 23. tab. 205 mas. Id. *Temm.* pl. col. 486 mas. 493 fem.) Der Kopf und Hals sind wie bei Ph. colchicus gefärbt. Die ganze Unterseite ist von der Brust an einfarbig glänzend dunkelgrün, hin und wieder mit bläulichem Schiller. Der Oberrücken ist dunkelgrün, glänzend, hellgelblich und glänzend rothbraun untermischt. Die Deckfedern des Flügels und die Bürzelfedern sind hellgraugrünlich mit weinfarbenem Schiller. Der Schwanz ist ähnlich wie der bei Ph. colchicus, nur ist die Grundfarbe grünlicher und sind die schwarzen Querbänder auf den mittlern Schwanzfedern breiter. Der Schnabel ist gelblich, die Füße sind graubraun. Ganze Länge: 2′ 3″, Schnabel 1″ 3½‴, Flügel 9″ 7‴, Schwanz 1′ 2½″, Lauf 2″ 8‴. Das Weibchen ist dem von Ph. colchicus äußerst ähnlich, unterscheidet sich indessen durch die markirteren schwarzen Flecke, welche hier die ganze Unterseite einnehmen und durch einen grünlich metallischen Schiller an den Spitzen der Rückenfedern. Vaterland: Japan.

VII. Gen. Syrmaticus *Wagl.* 1832. Schleppfasan.

Die hierher gehörigen Arten unterscheiden sich von der vorhergehenden Gattung vorzüglich durch folgende Merkmale. Der Kopf ist ganz glatt ohne Federhörnchen am Hinterhaupte; das Gefieder des Unterrückens und Bürzels ist nicht verlängert, sondern die Federn sind kurz und

Digitized by Google

von compacter Beschaffenheit. Der Schwanz ist im Verhältniß beträchtlich länger und gewöhnlich zu einer enormen Länge entwickelt; Schnabel und Füße sind schwächer. Das Gefieder stimmt in Pracht mit Phasianus überein, nur sind hier, statt grün und blau, mehr die gelblichen und röthlichen Schattirungen vorherrschend.

† 1) S. Reevesii *Wagl.* (Phasianus Reevesii *Gray* in *Griff.* Anim. Kingd. VIII. p. 25. Id. *Ill.* Ind. Zool. I. tab. 39. Phasianus veneratus *Temm.* Pl. col. 485 mas.). Die nackte Augengegend ist nur klein und roth; der Kopf und der obere Theil des Halses sind weiß. Die Stirn ist schwarz, von derselben Farbe sind ein Streif, welcher von den Augen aus nach Hinten um den Kopf läuft und eine breitere Binde vorn und an den Seiten des Halses. Die Oberseite vom Nacken bis zum Bürzel ist lebhaft goldgelb, jede Feder mit einem schwarzen Saume. Die Federn der Brust und die Seiten des Bauches sind weiß, mit zwei nach der Spitze der Feder zu am Schafte vereinigten, divergirenden schwarzen Strichen, einem schwarzen Saume, und hinter demselben breite braunrothe Spitzensäume. Die Mitte des Bauches und der After sind schwarz. Der Schwanz ist stufig, die mittelsten Federn sind zwei Zoll breit und enorm verlängert; die einzelnen Federn sind weißlich in der Mitte, bräunlich an den Seiten und haben dunkelrothbraune schwarzeingefaßte Querbinden. Der ziemlich gerade Schnabel ist weiß, die Füße sind hellgrau. Die Größe ist je nach dem mehr oder weniger entwickelten Schwanze verschieden; die mittelsten Schwanzfedern erreichen eine Länge von fast 4½ Fuß. Die Weibchen sind nicht bekannt. Die gemäßigten Gegenden von China sind das Vaterland dieses Vogels, er scheint selbst in China selten zu sein und steht dort in hohem Preise; seine Ausfuhr soll streng verboten sein.

2) S. Soemmeringii (Phas. Soemmeringii *Temm.* Pl. col. 487 mas. 488 fem.). Die Grundfarbe dieses schönen Vogels ist röthlichbraun, jede einzelne Feder hat zu beiden Seiten des Schaftes einen länglichen schwarzen Fleck und nur die Ränder sind glänzend mit prächtigem purpurfarbigem goldigem Schiller. An Kopf, Hals und Brust herrscht der dunklere purpurne Schiller vor, während über dem Rücken und dem Bürzel sich ein hellerer, goldgelblich und braunröthlich abwechselnder Glanz verbreitet, indem die Ränder der einzelnen Federn zu beiden Seiten heller als in der Mitte gefärbt sind. Die Mitte des Bauches, die Weichen und die Aftergegend sind glanzlos und treten hier die schwarzen Flecke der einzelnen Federn stärker hervor. Die untern Schwanzdeckfedern sind schwarzbraun mit rothbraunen Schaftstrichen. Der Schwanz ist rothbraun, jedes Mal dunkler hinter den in Zwischenräumen von etwa anderthalb bis zwei Zoll auftretenden schwarzen Querlinien. Ganze Länge: 3′ 10″, Schnabel 1″ 2½‴, Flügel 8½″, Schwanz 2′ 10″, Lauf 2¼″. Das Weibchen ist ohne glänzendes Gefieder und hat einen regelmäßig abgestuften keilförmigen Schwanz von etwa 8″ Länge; Kinn und Kehle sind gelblichweiß, mit unregelmäßigen schwarzen Flecken eingefaßt. Am Scheitel und Nacken sind die Federn schwärzlich mit hellern Einfassungen, sonst ist die röthlichbraune Färbung vorherrschend, sie geht am Bauch in Gelblichweiß über, während auf dem Rücken Rothbraun und Schwarz abwechselt und mit vielen feinen dunklen Zickzacklinien untermischt ist. Der Schwanz ist lebhaft rothbraun, hat weiße Spitzen und vor denselben eine schwarze Einfassung. Vaterland Japan. (*Cabanis.*)

PHASIS (ὁ *Φᾶσις*), einer der namhaftesten Flüsse der alten Welt, im nördlichen Kleinasien, der größte des kolchischen Reiches, über dessen Quellen die alten Geographen verschiedene Meinungen hegten. Nach Strabon (XI, 2, 498 *Cas.*) hatte er seine Quellen in Armenien, worin ihm Xenophon beistimmt (Exped. IV, 6, 3). So Dionysius Perieg. (v. 694) *ἀπ' Οὔρεος Ἀρμενίοιο ἀρξάμενος.* Nach Plinius aber (H. N. VI, 4) entspringt er im Gebiete der Moschi: nach Solin (c. 20, 75) im Gebirge derselben. Apollonius Rhod. (II, 401) läßt ihn aus den Bergen der Amaranten kommen (*ἡ δ' Ἀμαραντῶν τηλόθεν ἐξ ὀρέων*). Vergl. III, 1220 und 1261. 1279. auch *Dionys. Perieg.* v. 689. Dazu d. Annot. p. 711 sq. T. II. ed. *Bernh.* — Hiermit stimmt auch Stephanus Byz. (s. v.) überein. Aristoteles bringt seine Quellen sogar nach dem Kaukasos (Meteor. I, 13), worin ihm Festus Avienus (v. 875 sq.) beitritt. Ebenso Procopius (de bell. Goth. IV, 2), Agathias (II, 42. Ven. und d. Geogr. Ravenn. IV, 20). Man mochte sich von der Ausdehnung und dem Zusammenhange jener Gebirge, welchen die Quellen des Phasis angehören, sehr verschiedene Vorstellungen machen; s. *Tzschucke* ad *Pomp. Mel.* I, 19, 12. p. 615 sq. vol. III, P. I. Der ältere Name des Flusses soll Arkturos gewesen sein (*Plut.* s. auct. de fluv. s. v. Phasis. *Eustath.* ad *Dionys. Perieg.* v. 689). Nach Procopius (de bell. Pers. II, 29) hieß er in Armenien Boas, denn erst weiterhin, nachdem er größer geworden, habe er den Namen Phasis angenommen; s. *Tzsch.* ad *Mel.* l. c. Plinius (h. n. VI, 4) nennt ihn clarissimus Ponti Phasis. Die Dichter bezeichnen ihn mit den Prädicaten *εὐρυμενής, καλλίῤῥοος, καλλιρέεθρος, δινήεις* (*Orph.* Argon. 605. 757. 1050. *Apoll. Rh.* II, 401). Späterhin soll der Fluß den Namen Erax erhalten haben (*Constantin. Porphyrog.*, De adm. imp. c. 45). Gegenwärtig führt er den Namen Faß, nach Chardin (voyage en Perse. T. I. p. 148) von den Türken wird er Fachs genannt; die Anwohner desselben nennen ihn Rione; s. Güldenstädt, Reisen. I. Bd. S. 393 fg.; Reineggs, Beschreib. des Caucas. 2. Th. S. 35 fg. Den Namen Phasis hat Bochart Geogr. sacr. I, 4, 21. p. 327) aus der syrischen Sprache abgeleitet. Jablonski dagegen (Opusc. T. I. p. 380) aus der ägyptischen. — Nach Strabon's Bericht (XI, 2. p. 498 *Cas.*) durchströmte er das am Meere hin gelegene Gebiet von Kolchis, nahm andere von den nächsten Gebirgen kommende Flüsse auf, namentlich den Glaukos und Hippos, und bildete die nördliche Grenze des kappadokischen Pontus. Er gewährte den Schiffen vom Meere aus eine Auffahrt von 180 Stadien, bis zur Stadt Male. Die Entfernung vom Phasis bis Trapezus betrug 1400 Stadien (*Gosselin*, Geograph. d. Grecs

Digitized by Google

analysée. p. 98. Die Entfernung der Mündung des Phasis von der kanopischen Nilmündung betrug nach Eratosthenes 8000 Stadien (*Gosselin* l. c. p. 15; s. hier d. Karten II. III. VII. VIII. Über den Lauf des Phasis vergl. auch *Rennel*, The Geogr. syst. of Herodot examined. p. 148 sq. Über seine Mündungen s. die Karten bei Gosselin (l. c.). An der Mündung desselben lag auch die Stadt gleichen Namens; s. d. Artikel.

(*Krause.*)

PHASIS, Rhion und Quirila. Schon aus der bedeutenden Rolle, welche der Phasis in der Argonautenfahrt spielt, indem die Argo durch einen wunderbaren Wasserlauf von einem Phasis zum andern strömt, erkennt man den mythischen Charakter und die allgemeine Bedeutung dieses Flußnamens, in welchem man nicht allein eine indisch-germanische, sondern auch eine semitische Wurzel entdeckt hat (Ritter's Vorhalle der europäischen Völkergeschichten. 44. 203), wie denn auch der Rhion ein Hauptbestandtheil des kaukasischen Phasis, gleich unserm Rhein, nichts anderes als Wasser oder Fluß bedeutet. In der Mosaischen Urkunde (Genesis II, 10) wird unter den Flüssen des Paradieses der das Land Chavila (Kolchis, der Indier oder des Kaukasus) durchfließende Fischon genannt (über dessen Identität mit dem Phasis vergl. *Reland*, De Paradiso); aber es gab auch einen Phasis in dem alten Indien, in der Nähe des geheiligten Ganges. Von Indien aus, dem alten Sitz des Sonnendienstes, wurde der Phasis mit der ganzen Localität der Dynastie der Sonnenkinder, mit dem mythischen Lande des Äetes, der Kirke und Medea, zuerst auf den Kaukasus, dann bei einer zweiten jüngern Colonie immer näher, bis auf die taurische Halbinsel gerückt; ganz in umgekehrtem Verhältniß zu der allmäligen Aufklärung der Erdkunde von Europa nach Asien, da die Kenntniß der ältern Griechen, von denen wir die erste Kunde dieses Cyklus haben, Anfangs nur bis an die taurische Halbinsel reichte (s. d. Art. Aea von Grotefend und Gruber in dieser Encyklopädie). Als Sohn des Sonnengottes (Helios) und einer Okeanide, als geheiligter Fluß des Sonnendienstes, als Scheidestrom der Tag- und Nachtgleiche der Erde, als Vater des Kolchos, von welchem zuerst die indischen, dann die kaukasischen Kolchier ihren Namen haben, selbst als Hauptsitz des mythischen Landes Äa, welches Phrixus und Jason zur Eroberung des goldenen Vließes besuchten, hat also der Phasis noch keine ausschließliche und bestimmte Localität. Strabo, der genaueste Beschreiber des kaukasischen Isthmus, kennt in dem eilften Buche seiner Geographie am kaukasischen Phasis keine Stadt Äa, welche man bei der allmäligen Aufklärung dieser Gegend von der Mündung des Phasis an immer weiter hinauf bis nach Kutais, der Hauptstadt von Imereti, aufsuchte (s. Cotatis), welche Plinius und Stephan der Byzantiner auf gut Glück an den Zusammenfluß des Phasis mit dem Hippos (jetzt Tschenisgali, dem Grenzfluß von Mingrelien und Imereti,) und Cyanus verlegen, welche noch neulich Dubois de Monpéreux (Voyage autour du Caucase. III, 53) in der noch näher zur Mündung gelegenen Archäopolis des Procopius, dem jetzigen Nakolakewi in Mingrelien, wiedergefunden zu haben glaubte. Selbst von der von Strabo (a. a. O.) an der iberisch-kolchischen Grenze bemerkten Stadt Phirupolis, welche zu seiner Zeit Ideessa geheißen haben soll, ist keinerlei Spur vorhanden, noch in früherer Zeit aufgefunden worden. Mit der Bezeichnung des Phasis als Grenzfluß von Asien und Europa, mit der den Milesiern zugeschriebenen Anlage der Stadt Phasis an der breiten sandigen Mündung dieses Flusses (s. Poti), da wo das Vaterland der Phasane und der Göttin Phasiana war, mit der Beschreibung des Arrian von der dort verehrten Göttin dieses Namens (vergl. über diese ursprünglich indische, nachher hellenische Göttin Ritter's Vorhalle, S. 201 fg. und Erkunde II, 913 fg.), in deren Angesicht die vom Pontus einfahrenden Schiffer das ungeweihte mitgenommene Salzwasser mit dem süßen geweihten Flußwasser vertauschten, tritt der Phasis schon bestimmter in die Localität des Kaukasus und des heutigen Kolchis (Mingrelien und Imereti). Die alte einheimische, von den Türken beibehaltene Bezeichnung Phas, Fasche, führt noch der untere Lauf dieses Stromes an der ganzen Küste des schwarzen Meeres (der obere heißt Rhion). Hier, wie zu der Zeit des Hippokrates, fließt er in der ganzen Fläche von Kutais an ruhig und sanft; hier ist er noch jetzt sehr schiffbar (nach Strabo bis nach Sarapana an der Quirila), wie Eichwald bezeugt (Reise in den Kaukasus. 1. Bd. 2. Abth. S. 197), und den Einwohnern heilig (wie Chardin erzählt), wenngleich die neuesten geognostischen Untersuchungen die alte Sage von dem Goldreichthum des Phasis bis jetzt wenig bestätigt haben (Eichwald a. a. O. S. 247 fg. Vergl. jedoch *Dubois de Montpéreux* III, 17. 18). Der Nimbus dieses berühmten Flusses, welcher noch aus dem Bericht Arrian's an den Kaiser Hadrian hervorschimmert (vergl. Ritter's Erdkunde. II, 913 fg.), insbesondere der Ruhm der großen Süßigkeit und einer auf zehn Jahre dauernden Unverdorbenheit seines Wassers ist in den nüchternen Beschreibungen neuerer Reisender verschwunden. Immer aber behauptete er den Hauptcharakter eines Transportstromes auf einer der ältesten Handelsstraßen der Welt; und es war kein geringes Verdienst des französischen Consuls Gamba (Voyage dans la Russie méridionale etc. [Paris 1826.] Vol. I. et II.) die russische Regierung zum Behuf einer Wiederherstellung dieses Handelswegs hierauf aufmerksam zu machen.

Wir kommen nun zu dem Flußsystem und den Quellen des Phasis, welche bei dem Mangel an Übereinstimmung der alten und neuen Geographen eine besondere Monographie mit Rücksicht auf die jetzigen Bezeichnungen und nach den neuesten russischen Karten erfoderte, indem selbst die besten Reisebeschreiber etwa mit Ausnahme Güldenstädt's (Reise in den Kaukasus. 1. Th. S. 393 fg.) nur gelegentlich die Nebenflüsse des Phasis berühren (vgl. einstweilen *Lünemann*, Descriptio Caucasi. [Lipsiae 1803.] p. 46 und Eichwald's Karte vom Kaukasus in dem zweiten die alte Geographie enthaltenden Bande seiner Reise). Zuerst ist es auffallend, daß Strabo den Ursprung des Phasis in Armeniens Gebirgen sucht (siehe meine Caucas. reg. Straboniana descriptio. p. 23.

33). Denn wenn gleich Armeniens Grenze zu jener Zeit auch die Moschischen Berge bei Aghalziche umfaßte und weiter hinauf nördlich bis zur Linken des Kurs reichte, so paßt doch diese Angabe weder auf die Quellen des Rhions noch der Quirila (Kuirila), welchen letztern Fluß Strabo jedoch offenbar in derjenigen Stelle im Sinn hat, wo er den schiffbaren Phasis bis zur Feste Sarapana (Choraban) führt, und zugleich zwei nordwestliche Nebenflüsse desselben, Glaukos und Hippos (Pferdefluß, jetzt auf mingrelisch Tscheniskali) nennt (s. Eichwald I. Bd. 2. Abth. S. 197. 247. 2. Bd. S. 332). Der Rhion entspringt nämlich auf der Ostseite des hohen Schneegipfels Elburs an der Grenze der Suanen, läuft anfänglich drei teutsche Meilen nach Osten, zwischen dem Schnee- und Schiefergebirge, nimmt dann seine Richtung südöstlich durch die imeretische Provinz Radscha (die kaukasische Schweiz), von da südwestlich, bis er nach der Aufnahme einiger Nebenflüsse unterhalb Kutais bei Warzighe (einem alten imeretischen Hoflager, wo auch Gamba's Güter lagen) in seine Linke die Quirila aufnimmt, mit welcher vereint er als Phasis das schwarze Meer erreicht. Die Quirila (georgisch die Brausende) entspringt mehr östlich bei Zona in der Nähe des Kreuzberges und Kasbeck auf dem Gebirge Asmassintha, nimmt zuerst die Tscherimele (Fuchsfluß), dann bei Sarapana vorbeifließend mehre andere Nebenflüsse in ihre Rechte auf, fällt aber nicht eher bei Warzighe in die Linke des Rhion ein, als bis sie durch den aus den Moschischen Bergen, unweit Aghalziche, zwischen schroffen Felsen kaskadenartig herunterströmenden Fluß Chani oder Khani (bei *Dubois* II, 222—244 Khaniskali) verstärkt worden ist. Nach Strabo strömte der Phasis erst bei seinem Eintritt in Kolchis (also in der Gegend von Kutais) rauh und gewaltsam. Da nun aber die Quirila, mit welcher dieser Geograph nach der jetzt fast allgemeinen Annahme den Phasis verwechselt haben soll, nach Güldenstädt's Behauptung meist träge und trübe, der Chani aber hell und reißend ist, und hinsichtlich seines Ursprungs dem armenischen Gebirge näher liegt, da selbst Procopius den obern Phasis (den er Boas nennt) aus dieser Gegend leitet (vgl. Mannert, Gesch. d. Gr. und Röm. 2. Aufl. S. 395), so scheinen hinlängliche Gründe vorzuliegen, um auch den Chanifluß in das System des Phasis aufzunehmen, dessen dreifache Quellen mit ihren Nebenflüssen das ganze Gebiet des alten Kolchis in der größten Ausdehnung dieses Landes umfassen. (*Rommel.*)

PHASIS, eine Stadt an der Mündung des Flusses von gleichem Namen, welche der günstigen Lage wegen schon früh von den Miesiern hier gegründet wurde (*Scyl.* p. 78. *Gron.* p. 287. T. II. Geogr. Gr. min. ed. *Gail*). Diese Ansiedlung wird gegen Ende des fünften Jahrhunderts v. Chr. angesetzt und geschah unter der Führung des Themistagoras. Phasis lag nicht fern von dem alten Aia, der Hauptstadt der Kolcher. Durch ihre treffliche Lage wurde sie zur wichtigsten Handelsstadt der Kolcher (*Strab.* XI, 2, 498 *Cas.*: *Ἐπίκειται δὲ τῷ Φάσιδι ὁμώνυμος πόλις, ἐμπορεῖον τῶν Κόλχων, τῇ μὲν προβεβλημένη τὸν ποταμον, τῇ δὲ λίμνην, τῇ δὲ θάλατταν*). Von hier bis Amisos und Sinope setzt er die Fahrt auf zwei bis drei Tage an. Das an die Stadt grenzende Land war fruchtbar an Früchten, nur den Honig ausgenommen, welcher einen bittern Geschmack hatte (*πικρὸν γὰρ τὸ πλέον*). Auch war hier Überfluß an allen Materialien, welche zur Herstellung der Schiffe und Schiffahrt gehören. Außerdem wurde auf Fahrzeugen Vieles herbeigeschafft. So wurde hier viel Lein, viel Hanf, Wachs und Pech gewonnen. Die Fabrication der leinenen Zeuche war weithin bekannt (*τεθρύλληται*). Ja diese Artikel wurden in andere Länder geschafft, und diejenigen, welche eine Verwandtschaft der Kolcher mit den Ägyptiern angenommen haben, sind vorzüglich von dieser *λινουργία* hierbei ausgegangen, da sich auch die Ägyptier hierin auszeichneten (*Strab.* l. c. *Pomp. Mela* I, 19, 12: hic eodem nomine quo amnis est, a Themistagora Milesio deductum oppidum, hic Phrixi templum et lucus, fabula vetere pellis aureae nobilis). Dazu Tzschucke. Vergl. *Steph. Byz.* s. v. *Plin.* VI, 4. *Agathias* l. p. 68 Ven. Die Bewohner der Stadt hießen *Φασῖται*. Noch in der Peut. Taf. kommt der Name Phasis vor. Vergl. *Arrian.* Peripl., Pont. Eux. p. 9. in der Geogr. Min. Gr. ed. *Huds.* T. I. Noch gegenwärtig soll die Stadt bedeutend sein und von den Italienern Faso, von den Franzosen Fase genannt werden. Nach andern Angaben heißt sie jetzt Polissonia (oder Putili, Poli). Vergl. Mannert 6. Th. 2. Bd. S. 360. *Tzschucke* ad *Pomp. Mel.* I, 19, 12. p. 617. T. III, 1. *Gail*, Geogr. Gr. Min. T. I. p. 610. (*Krause.*)

PHASIS (*Φάσις*), Sohn des Okeanos und der Tethys, *Heriod.* Theog. 340. (*H.*)

PHASIS (*Φάσις*), kommt in der altischen Gerichtssprache theils im weitern Sinne als Bezeichnung für jede Art öffentlicher Anklage oder Anzeige, theils im engern Sinne zur Bezeichnung für eine bestimmte Form derselben vor. Worin das Eigenthümliche der letztern bestanden habe, ist uns ganz unbekannt; was wir wissen, reducirt sich darauf, daß auch bei der Phasis die Anklage schriftlich bei der competenten Behörde, welche übrigens nach der Natur des Gegenstandes eine verschiedene war, eingereicht worden ist und auch die Anklageschrift Phasis geheißen hat; aber das ist Nichts, wodurch sie sich von der gewöhnlichen Schriftklage unterschieden hat. Besser sind wir über die Fälle unterrichtet, bei denen sie zur Anwendung kam. Es waren dieselben doppelter Art. Einmal nämlich kam sie bei gewissen Vergehen vor, durch welche das öffentliche Interesse des Staats unmittelbar verletzt wurde; z. B. wenn Jemand sich auf unredliche Weise in Besitz von einem Staatsgut gesetzt, oder doch einem Staatsgut Schaden zugefügt, wenn ein attischer Kaufmann Getreide nach einem andern als einem attischen Emporium geführt, wenn ein attischer Bürger oder Schutzgenosse Geld auf ein Schiff, das nicht Rückfracht nach Athen nahm, ausgeliehen, wenn Jemand die Aus- und Einfuhrverbote des Staats übertreten, wenn ein Grubenbesitzer nicht das $^1/_{24}$ entrichtet, die Bergfesten untergraben oder weggebrochen hatte. Doch gehören die letztern Fälle am Ende mehr zur zweiten Art, welche die Fälle umfaßt, wo diese Anklageform gegen diejenigen an-

Digitized by Google

gewandt wurde, welche sich eine Verletzung hatten zu Schulden kommen lassen, die nur mittelbar den Staat, unmittelbar ein Privatinteresse betraf; denn bei den zuletzt genannten Fällen sind es ja auch eigentlich mehr die respectiven Generalpächter des Bergwerkgefälls und der Privatgeubenbesitzer, welche von der durch die Anklage verfolgten Verletzung betroffen worden sind. Ganz gewiß gehörten zu dieser zweiten Classe die Fälle, wo die Phasis gegen Vormünder, die das Vermögen ihrer Mündel durch unterlassene oder zu niedrig abgegebene Verpachtung desselben beeinträchtigt hatten, wo sie gegen Zoll- und Steuerdefraudanten, gegen Sykophanten ꝛc. angewandt wurde. Die Phasis war immer schätzbar, d. h. der Gerichtshof hatte immer nicht nur über das Schuldig oder Nichtschuldig, sondern auch über die Höhe der Strafe zu bestimmen, diese konnte sowol eine Geldstrafe als eine Strafe an Leib und Leben oder an Ehrenrechten sein. Vergl. Attischer Proceß von Meier und Schömann. S. 250 fg. (*H.*)

PHASMA (*Φάσμα*, prodigium), Gattung von Insekten aus der Zunft der Orthopteren und der Familie der Phasmodea *Burm.*, Phasmidae *Auct.*, die sich von den übrigen Familien durch folgende Charaktere unterscheidet: Hinterfüße zum Springen nicht geschickt, alle Füße Scheeitfüße mit fünfgliederigen Tarsen; Kopf frei; Mund vorstehend. Die Gattung Phasma *Auct. Burm.* (Handb. d. Entom. II, 583) ist in beiden Geschlechtern geflügelt; Mesothorax vorn cylindrisch, verlängert meist länger als der Metathorax; Fühler veränderlich im Männchen stets länger als der Leib, im Weibchen ebenso lang, fein borstenförmig, fein behaart. Flügel ohne bedeutenden Geschlechtsunterschied, auch beim Weibchen bis zum letzten Hinterleibsringe reichend. — Der Kopf ist kurz, ziemlich flach, wagerecht, die großen halbkugligen Augen stehen seitlich, zwischen den Fühlern auf der Stirn deutliche Nebenaugen, die aber den asiatischen Arten meist fehlen. Verbreitet sind die zahlreichen Arten über die tropischen Länder beider Hemisphären (vgl. *Burm.* l. c., *G. R. Gray*, Synopsis of the spec. of Insects. belonging to the fam. of Phasmidae [Lond. 1835]).

(*Pöppig.*)

PHASON (*Φάσων*), Bruder des Hippokrates, Sohn des Apollodor, bei *Plat.* Protagor. 310 a. (*H.*)

PHASSOS (*Φάσσος*), Sohn des arkadischen Lykaon, bei *Apollod.* III, 8, 1. (*H.*)

Phasydes, s. Phaselis.

Phatisane, s. Phadisane.

PHATNISCHE oder PHATMISCHE NILMÜNDUNG (*τὸ Φατνικὸν* oder *Φατμικὸν στόμα*) wurde die Mündung des vierten Nilarmes, zwischen dem sebennitischen und mendesischen Arme, genannt. Bei den alten Geographen hat diese Bezeichnung verschiedene Modificationen erhalten, von denen einige nichts anderes als unrichtige Schreibarten sein mögen. Bei Skylax werden die Nilmündungen in folgender Weise angegeben: *Τὸ δὲ Πηλουσιακόν. καὶ πάλιν σχίζεται δίχα. Τὸ δὲ Σεβεννιτικόν, τὸ μὲν εἰς τὸ Μενδήσιον, τὸ δὲ εἰς θάλασσαν. Ἀπὸ δὲ τοῦ Μενδησίου εἰς τὸ Φατνικὸν στόμα· ἀπὸ δὲ τοῦ Πηλουσιακοῦ εἰς τὸ Τανιτικὸν στόμα. Τὸ δὲ ἀπὸ Κανωβικοῦ μέχρι Σεβεννιτικῆς λίμνης· καὶ στόμα τὸ Βολβιτικὸν ῥεῖ ἐκ τῆς λίμνης.* p. 304 sq. T. I. ed. *Gail.* (Geogr. Gr. min.) Dazu die Annot. p. 496 sq. Skylax bezeichnet also die Mündung als phatnische, führt aber die einzelnen Ostia nicht in der gewöhnlichen Ordnung auf, sondern nennt sie blos Behufs bestimmter Entfernungen. Strabon (XVII, 1. p. 801 *Cas.*) gehet von West nach Ost und beginnt mit der kanobischen Mündung: *μετὰ δὲ στόμα τὸ Κανωβικόν ἐστι τὸ Βολβίτινον· εἶτα τὸ Σεβεννιτικὸν καὶ τὸ Φατνικόν· τρίτον ὑπάρχον τῷ μεγέθει παρὰ τὰ πρῶτα δύο, οἷς ὥρισται τὸ Δέλτα· καὶ γὰρ οὐδὲ πόρρω τῆς κορυφῆς σχίζεται εἰς τὸ ἐντὸς τοῦ Δέλτα. Τῷ δὲ Φατνικῷ συνάπτει τὸ Μενδήσιον· εἶτα τὸ Τανιτικὸν καὶ τελευταῖον τὸ Πηλουσιακόν.* Hier ist also die phatnische Mündung die vierte oder die mittelste der sieben und liegt zwischen der sebennitischen und mendesischen. Dann erwähnt er zwischen der phatnischen und sebennitischen Mündung der Stadt und Insel Xois (XVII, 1, 801 *Cas.*). Diodorus Sic. (I, 33) gehet von Ost nach West und hat dieselben Namen, wie Strabon; nur die phatnische wird phatmische genannt: *καὶ πρῶτον καλεῖται Πηλουσιακὸν, τὸ δὲ δεύτερον Τανιτικόν, εἶτα Μενδήσιον, καὶ Φατμικὸν, καὶ Σεβεννιτικὸν, ἔτι δὲ Βολβίτινον, καὶ τελευταῖον Κανωβικὸν, ὅ τινες Ἡρακλεωτικὸν ὀνομάζουσιν.* Die Bezeichnung *Φατμικὸν* hat *Et. Quatremère*, Mém. géogr. et hist. sur l'Égypte. T. I. p. 223. 224 für die richtige gehalten, worin ihm Gail (l. c.) beistimmt. Dieselbe Mündung soll einst den Namen bukolische geführt haben (s. *Wesseling* ad *Herod.* II, 17. p. 112. n. 92). Ptolemäus (IV, 5) bezeichnet die phatnische Mündung durch *στόμα Παθμητικόν*, was wol nur auf einer unrichtigen Schreibart beruht. Wenigstens würde diese Bezeichnung in *Φαθμητικὸν* zu ändern sein, in welchem Falle es dann blos die verlängerte Form des Diodoros mit einer Aspiration wäre. Diese Abänderung würde dann ihre Bestätigung durch die Formen bei Plinius und Ammianus Marcellinus, welche Phatniticum haben, erhalten. Dieses Phatniticum verhielte sich zu Phatmiticum wie *Φατνικὸν* zu *Φατμικόν*. Plinius (H. N. V, 11) führt die sieben Hauptmündungen in derselben Reihenfolge wie Strabon auf, von West nach Ost: Proximo Alexandriae Canopico, deinde Bolbitino, Sebennytico, Phatnitico, Mendesico, Tanaico, ultimoque Pelusiaco. Jedenfalls hatte das *στόμα Φατνικὸν* seinen Namen von dem Nomos Phatnikos, der praefectura Phatnitis. Eine gute Darstellung der sieben Nilmündungen hat Cellarius (Orb. ant. III. p. 18) auf einer besondern Karte gegeben. Im Verlaufe der Zeit sind natürlich jene sieben Mündungen, namentlich durch den sich ansetzenden Nilschlamm mannichfachen Veränderungen unterworfen worden. Vergl. *Jam. Rennell*, The geogr. syst. of Herodotus etc. p. 535 sq. Er bemerkt hier: The Phatmetic, which answers to the modern Damietta mouth, succeds the former, at the distance of about 32 G. miles; and is a continuation of the ancient Sebennitic branch, of Herodotus. At present it is also the *principal channel* of the Nile: and whatsoever variations there may

Digitized by Google

have been, in the state of the different embouchures of this branch, in different ages, it appears from the state of the alluvions, that this, and the Canopic, have kept their general line of course, the longest. Vergl. *Et. Quatremère*, Mém. géogr. et hist. sur l'Égypt. l. c. Mannert 10. Th. 1. Abth. S. 530 u. 547 fg. Über die Nilmündungen überhaupt hat du-Bois-Aymé eine wichtige Abhandlung geliefert, welche in dem achten Theile der Descript. de l'Égypte sich findet. (*Krause.*)

PHATTAGEN (*Φατταγήν*), *Aelian* l. XVI. c. 6. Armadillo squamatus ceylanicus, *Seba*, Thes. I. t. 54 f. c. t. 53. f. 4. Lacertus indicus, *Bontius*, Jav. p. 60. Tatu mustelinus, *Klein*, Quadrup. p. 47. Pangolin, *Buff.*, Hist. nat. X. p. 180. t. 34. Manis pentadactyla *L. Gm.*, *Erxl.*, Schreb. t. 69., Manis pangolinus *Bodd.*, Manis crassicaudata *Geoff.*, Pangolin à queue courte *Cuv.*, Règne anim. I. 224 et Ossem. foss. V, 1. Manis brachyura *Erxl.* Der Phatagin ist die seit ältesten Zeiten bekannte Species der Gattung Manis, kommt auf der indischen Halbinsel und in Ceylon, keineswegs aber auf den übrigen Inseln Südasiens vor, und unterscheidet sich von den verwandten Arten durch einen an seiner Basis sehr breiten Schwanz, der kürzer als der Körper ist, durch die Zahl der (eilf) Längsreihen der Rückenschuppen, durch den nackten Unterkopf, Bauch und Pfoten. Der Körper mißt von der Nasenspitze bis zum After 1 Fuß 7 Zoll, der Schwanz 1 Fuß 4 Zoll. Die Höhe des stehenden Thieres ist vorn und hinten ziemlich gleich, und beträgt 1 Fuß 2—4 Zoll. Die Schuppenbekleidung ist wie bei andern Arten von Manis; die einzelnen Schuppen, zumal diejenigen der mittelsten Reihe, sind sehr groß, sehr dick, dreieckig, spitzig, hart, hornig, blaßgelb, von der Basis bis gegen die Mitte tief gefurcht, bei alten Individuen glatt, stehen auf dem Schwanze in drei Reihen; diejenigen der untersten Seitenreihe sind in der Mitte kielförmig gefaltet. An den Gliedern stehen kleine, rundlichere Schuppen; die innere Seite derselben, der Bauch und die Unterseite des Kopfes sind mit nackter Haut überzogen. Die Krallen sind sehr lang, kräftig und zum Graben geschickt, denn es besteht die Nahrung des Phattagen keineswegs allein in Kerfen und zumal Ameisen, zu deren Ergreifung die lange, feine, selbst in kleine Höhlen dringende Zunge sehr dienlich ist, sondern auch in Körnern und Wurzeln. Zur Zerreibung und Verdauung der letztern ist der Magen sehr geschickt. Nach dem Berichte von Whitefield (Edinb. phil. Journ. 1829. VIII. p. 58. t. 1.), besteht derselbe aus drei Abtheilungen, die aber äußerlich kaum bemerkbar sind. Die erste Höhle (Portio cardiaca) ist mit einer runzligen Haut ausgekleidet, die dritte (Portio pylorica) gleicht durch Härte ihres lederigen Überzuges dem Hühnermagen, läßt aber an ihren Wandungen die sehr zahlreichen Ausführungsgänge einer großen, körnigen Drüsenmasse bemerken. Die zwischen beiden Abtheilungen liegende Portion ist von elliptischer Gestalt, viellappig, im Innern vielkammerig, und mit glatter Haut ausgekleidet, drüsen- und gefäßreich und mit klebrigem Schleime überzogen. (*E. Pöppig.*)

PHATURITES, wird von Plinius (H. N. V, 9) als Bezeichnung einer der ägyptischen praefecturae, wie er das Wort *νομοί* wiedergibt, aufgeführt, und zwar nach der Verbesserung von Harduin. Cellarius hat das Patros, Pathures, Phatures, Phatori in den Büchern des alten Bundes damit in Verbindung gebracht (Jerem. 44, 1. Ezech. 29, 14 und 30, 14), welche Stadt als Metropolis dieses Nomos bezeichnet wird. Genesis 10, 14, wo die LXX *τοὺς Παρασωνιείμ* wiedergeben. Vergl. *Cellar.*, Orb. ant. III. p. 59 sq. Mannert hat in seiner Beschreibung Ägyptens (10. Th. 1, 2) diesen Nomos gar nicht erwähnt, und er scheint demnach die Berichtigung Harduin's nicht gebilligt zu haben. (*Krause.*)

PHAULCON (Faulcon, Fhaulkon [1]), Paulcon, Constantin). Diese merkwürdige Abenteurer des 17. Jahrhunderts war der Sohn eines Gastwirths zu Kustode auf der ionisch-griechischen Insel Kephalonia. Neigung zur Schiffahrt führte ihn früh nach England, wo er in die Dienste der englisch-ostindischen Compagnie trat, ohne eine mehr als untergeordnete Stellung erlangen zu können. Sein Aufenthalt in Ostindien verschaffte ihm Gelegenheit, sich mit den dort herrschenden Sprachen und Sitten bekannt zu machen, wodurch er sich den Weg zu seinem Glücke bahnte. Nach einem Schiffbruch an den maladarischen Küsten begab er sich nach Siam und hier wußte er sich durch seine geistig-europäische Überlegenheit, wie Voltaire [2]) bemerke, bei dem 52. Könige dieses Landes in eine solche Gunst zu setzen, daß er von diesem 1683 zum Prah-klang oder Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt wurde. Siam stand damals bereits mit Frankreich in einiger Verbindung, jesuitische Missionen befanden sich in diesem Lande und 1681 hatte der König desselben mit dem Schiffe le Soleil d'Orient prächtige Geschenke an Ludwig XIV. senden wollen, was durch das Scheitern dieses Schiffes vereitelt wurde. Phaulcon benutzte daher, im Verein mit den Jesuiten, seinen Einfluß, um seinen Gebieter zu bewegen 1684 [3]), eine neue Gesandtschaft, welche aus zwei Mandarinen und dem Missionsprediger le Vahel bestand, nach Frankreich zu senden. Diese Aufmerksamkeit schmeichelte der Eitelkeit Ludwig's außerordentlich, und er sendete dahee 1685 unter dem Chevalier Chaumont sechs Kriegsschiffe mit Missionairen und prachtvollen Gegengeschenken nach Siam und eine zweite, ähnliche Gesandtschaft, welcher 500 französische Soldaten beigegeben waren, ging 1687 [4])

1) So schreibt er sich in einem von ihm unterzeichneten Schreiben seines Königs an Papst Innocenz XI., Phaulcon aber in einem an Ludwig XIV. gerichteten, welches mit den Worten schließt: Ecrit de nôtre Palais de Louvo le 3 du decours de la premiére Lune de l'année 2231, c'est à dire le 22 Dec. 1687. 2) Vergl. *Voltaire*, Essai sur le Siècle de Louis XIV. 3) In diesem Jahre sollen die siamesischen Gesandten, welche die Reise auf einem englischen Kauffartheischiffe machten, in London einen Handelsvertrag mit England abgeschlossen haben. Den zu derselben Zeit mit Frankreich abgeschlossenen Vertrag soll 1719 der Gouverneur von Madras, Collet, aufgehoben und Siam den Krieg erklärt haben. 4) In diesem Jahre wurden die Engländer in dem Hafen und der Stadt Mergui ermordet, wahrscheinlich weil sie zu ausschweifend lebten und ihre Beamten sich zu anmaßend betrugen. Im J.

Digitized by Google

nach ebendiesem Reiche ab. Wir verdanken diesen Gesandtschaften, welche der Jesuit Guy Tachard [5]), der zu ihnen gehörte, die ersten ausführlichen Nachrichten über Siam, welche er auf ausdrücklichen Befehl Ludwig's niederschrieb. Phaulcon's Glück ging jedoch bald zu Grunde; denn eine Revolution, welche 1690 ausbrach, raubte der regierenden Familie den Thron, ihm aber das Leben. Die Vertreibung der Franzasen war die nächste Folge und vernichtete die Aussicht, einen dauernden Einfluß in Hinterindien zu gewinnen. (*G. M. S. Fischer.*)

Phaulopsis, s. Phaylopsis.

PHAUNENE (*Φαυνηνή*), auch PHAUNITIS (*Φαυνῖτις*), bei Strabon (XI, 428) eine Landschaft Armeniens. (*H.*)

PHAUONAI (*Φαύναι*), nach andern Lesarten *Φαύονες*, *Φαυῶναι*, als germanisches Volk zugleich mit den *Φιραῖσοι* in dem östlichen Theile Scandinaviens von Ptolemäos angegeben. Für den Namen ist der altteutsche männliche Name Fava (*Eugipp.* 31), Favo (*Juvav.* p. 168) und das gothische Favái (pauci), altnordteutsche Fáir aus Fávir anzuführen. Die *Φαύναι* und *Φιραῖσοι* scheinen den Finnaithá und Fervir bei Jornandes zu gleichen und Zeuß meint, *Φιραῖσοι* sei aus *Φιναῖδοι*, Fervir aus Favir, Favii verdorben, und da die Finnaithá die Bewohner van Finneidhi, an der Nissa über Halland, wären, so kämen die *Φαύναι*, als Fervir von Jornandes nach den Finnaithá genannt, nach Småland, d. i. Kleinland, und der Name des Landes entspräche so dem des Volkes, und dieser sei wahrscheinlich von jenem entlehnt. (*Aue.*)

Phaurusii, s. Pharusii.

PHAUSANEA, wird unter den Städten der Insel Sardinia aufgeführt und soll gegenwärtig Posada heißen; s. *Gregor.* Ep. XXIX. Sickler 1. Th. S. 449. (*Krause.*)

PHAUSIA, wird von Plinius (hist. nat. XXXI, 20) als ein Ort des rhodischen Chersonesus bezeichnet, wo sich eine merkwürdige Tropfsteinhöhle befand, deren Säulen, von den herabfallenden Tropfen gebildet, verschiedene Farbe hatten: in quibusdam speluncis utroque modo, columnasque faciunt, ut in Phausia Chersonesi Rhodiorum in antro magno, etiam discolori aspectu. (*Krause.*)

PHAVORINUS [1]), zu seiner Zeit ein berühmter Mann, Philosoph und Kunstredner, von vielseitiger Bildung, zugleich ein fruchtbarer Schriftsteller. Über sein Leben und seine Persönlichkeit sind wir besonders durch Philostrat (v. Soph. c. 8), Gellius und Suidas (v. *Φαβωρῖνος*) unterrichtet. Er lebte unter Trajan und Hadrian, besonders unter letzterm und war zu Arelate am Rhodanus in Gallien gebaren, wo damals die Bildung in lateinischer und griechischer Literatur und Wissenschaft so heimisch war, daß man annehmen darf, er habe dort den Grund auch zu der seinigen gelegt. Ein unangenehmer Umstand, der nicht allein seiner äußeren Persönlichkeit, sondern auch seinem ganzen literärischen Verhalten den Stempel einer schwimmenden Weichlichkeit gab, war seine hermaphraditische Natur (*διφυὴς δὲ ἐτέχθη καὶ ἀνδρόθηλυς Philostr.*, *γεγονὼς τὴν τοῦ σώματος ἕξιν ἀνδρόγυνος, ὃν φασιν ἑρμαφρόδιτον, Suid.*). So war er bartlos, zu einer Zeit, wo außerordentlich auf einen reichen Bartwuchs gehalten wurde, ältlichen Ansehens (*γηράσκων*, und von schreiender Stimme (*ὀξυηχὴς ἠκούετο καὶ λεπτὸν καὶ ἐπίτονον*). Er selbst nannte den Dio Chrysostomus seinen Lehrer, was dieser zum Theil bestätigt durch eine Äußerung in Or. 36. p. 462: *Κελτοῖς δὲ (παράδειγμα ἐγενόμην)*, *ἵνα μηδὲ τῶν βαρβάρων μηδεὶς ἀπογνώσκῃ τῆς Ἑλληνικῆς παιδείας.* Doch meint Philostrat, es sei von dem Geiste jenes damals sehr gefeierten Mannes so wenig auf Phavorin übergegangen, daß er ebenso gut nicht sein Schüler hätte sein können. Vielleicht liegt auch in dem Anspruche auf dieses Verhältniß weiter nichts, als daß auch Phavorin Profession davon machte, ein Philosoph zu sein, kein gewöhnlicher Sophist, daher Gellius, der in Rom viel mit Phavorin verkehrte und sehr für ihn eingenommen ist, immer Phavorinus Philosophus sagt [2]), wie man denn auch aus mehren Äußerungen des Phavorin selbst sieht, daß ihm viel daran lag, zu den Philosophen gerechnet zu werden. Er mag seine Bildung besonders in der lateinischen Sprache noch in Rom selbst fortgesetzt haben; zuerst aufgetreten aber ist er zu Ephesus in Jonien, wo er sich in öffentlichen Vorträgen hören ließ und großen Beifall fand, sodaß ein Wettstreit zwischen ihm und dem Sophisten Polemo entstand, der damals in Smyrna ein hochberühmter und einflußreicher Mann war, eine Concurrenz, die damals von beiden Seiten mit großer Ambition und Heftigkeit geübt und später in Rom fortgesetzt wurde. Es gab dabei starke Schmähreden, worüber Philostrat sich tadelnd äußert und Polemo auch von dem ihm befreundeten Philosophen Timokrates Vorwürfe zu hören bekam (s. *Philostr.* V. S. p. 12 et 47. ed. *Kayser*), welcher indessen nichtsdestoweniger selbst gelegentlich zum Polemo sagte, *ὡς λαλὸν χρῆμα ὁ Φαβωρῖνος γέγοιτο*, worauf jener Widersacher des Phavorin antwortete, *καὶ πᾶσα γραῦς*, mit einer Anspielung auf seine Eunuchennatur (*Philostr.* in Polem. c. 19). Vom Phavorin sagt Philostrat bei jener Gelegenheit mit Recht, er habe sich durch den Wett-

1688 wurde die englische Factorei, welche eine Zeit lang zu Judia (Juthia) bestanden hatte, gänzlich aus Siam verwiesen.

5) Vergl. Voyage de Siam des Pères Jesuites envoyez par le Roi aux Indes et à la Chine (Paris MDCLXXXVI) und Second Voyage du Père Tachard et des Jesuites envoyez par le Roi au Royaume do Siam etc. (Paris MDCLXXXIX.)

1) Die Schreibart Favorinus ist eigentlich richtiger, da der Name ein lateinischer ist und von Favor kommt.

2) *Gell.* N. A. II, 26. III, 19. IV, 1. §. 14. Scire, inquit ridens jam Favorinus, quid penus sit, non ex nostra magis est philosophia, quam ex grammatica tua. VIII, 14. XIV, 11. Jussi igitur diem diffindi atque inde a subselliis pergo ire ad Favorinum philosophum, quem in eo tempore Romae plurimum sectabar. XVIII, 7 sagt ein Grammatiker sogar zum Phavorin: Nulla prorsus bonae salutis spes reliqua est, cum vos quoque, philosophorum illustrissimi, nihil jam aliud quam verba auctoritatesque verborum cordi habeatis.

Digitized by Google

eifer mit dem Sophiſten Polemo im Grunde ſelbſt als einen ſolchen ſignaliſirt. Über den Aufenthalt zu Rom, wo er ſich, wie zu Epheſus, öffentlich hören ließ, erfahren wir viel Charakteriſtiſches bei Gellius. Er hatte in Rom ein eignes Haus, verkehrte in der Stadt und der Umgegend mit vielen angeſehenen Männern und war in der gelehrten Welt eine große Autorität. Seine öffentlichen Vorträge waren philoſophiſchen Inhalts, mehr nach Art des Karneades und der jüngern Akademie überhaupt. Er fand großen Beifall (*διαλεγομένου αὐτοῦ μετὰ ἡν σπουδῆς πάντα, Philostr.*); ſelbſt diejenigen, welche kein Griechiſch verſtanden, ergötzten ſich an dem Schall ſeines Vortrages (*τῇ ἠχῇ τοῦ φθέγματος*) (was ſich mit dem unangenehmen Klange ſeiner Eunuchenſtimme doch nicht recht vertragen will), dem lebendigen Ausdruck ſeiner Phyſiognomie (*τῷ σημαίνοντι τοῦ βλέμματος*) und dem rhythmiſchen Wohllaute ſeiner Rede (*τῷ ῥυθμῷ τῆς γλώττης*). Dazu kam auch noch als beſonderes, damals viel beliebtes, Reizmittel öffentlicher Vorträge der geſangartige Schluß, worüber Philoſtrat ſagt: *ὃ ἐκεῖναι μὲν ᾠδὴν ἐκάλουν, ἐγὼ δὲ φιλοτιμίαν* (Affectation), *ἐπειδὴ τοῖς ἀποδεδειγμένοις ἐφυμνῆται*, und allerdings, wenn Lucian dergleichen Geſangſtücke mit Grund an der Rhetorik ſeiner Zeit überhaupt tadelt (Rhet. Praecept. c. 19, vergl. *Kayser* ad *Philostr.* V. S. p. 191), ſo waren dieſe Schlußcadenzen vollends unpaſſend bei philoſophiſchen Vorträgen. So erſcheint Phavorin denn auch im Demonax des Lucian (c. 12) als einer von denjenigen, an welchen der ſcharfe Witz jenes geiſtreichen Mannes ſich übte. Demonax hatte ſich über ſeine Vorträge, die er auch zu Athen fortſetzte, luſtig gemacht „und beſonders den Geſang darin als der Philoſophie gänzlich unwürdig getadelt" (*μάλιστα τῶν ἐν αὐταῖς μελῶν τὸ ἐπικεκλασμένον σφόδρα ὡς ἀγεννὲς καὶ γυναικεῖον καὶ φιλοσοφίᾳ ἥκιστα πρέπον*), daher Phavorin ihn zur Rede ſtellte. Was er denn vor ihm voraus habe? Hoden, antwortete Demonax. Zu ſo ungünſtigen Berichten von der einen Seite ſind die ſehr anerkennenden Urtheile des Gellius das nothwendige Complement, um dieſen Mann nicht für zu unbedeutend zu halten, da er zu ſeiner Zeit wirklich einen bedeutenden Einfluß gehabt zu haben ſcheint. Durch geiſtreiches und liebenswürdiges Weſen, durch ſeinen ſtets regen Sinn für wiſſenſchaftliche Unterhaltung und ſeine große, von außerordentlicher Stärke des Gedächtniſſes (*Gellius* N. A. XIII, 24, 5. Atque ut erat Favorinus egregia vel divina quadam memoria, verba ipsa M. Tullii statim dixit) unterſtützte Vielſeitigkeit ſowol in der lateiniſchen [3]), als in der griechiſchen Literatur mochte er viel von dem wieder gut machen, was er durch die Widrigkeit ſeiner Erſcheinung und die Weichlichkeit ſeines ganzen Weſens verdarb. Wenigſtens iſt Gellius ſeines Lobes voll und hat in ſeinen attiſchen Nächten Vieles aus ſeinem Umgange mit ihm zu Rom aufgezeichnet, wo Phavorin in einem ſehr günſtigen Lichte erſcheint [4]). Noch ſpäter lebte er zu Athen, wo er mit dem Sophiſten Herodes ſehr befreundet war, mit welchem er in der Stadt und auf den Beſitzungen des Herodes viel umging und deſſen gleichfalls weichliches und hochtrabendes Weſen dem ſeinigen gut entſprechen mochte. Philoſtratus ſagt, Phavorin habe den Herodes ſeinen Lehrer und Vater genannt, Prädicate, die in jener ſchwülſtigen Zeit eine ergebene Freundſchaft bedeuten, ebenſo wie die Wendung, die er in einem ſeiner Briefe gebrauchte: *πότε σε ἴδω καὶ πότε σου περιλείξω τὸ στόμα;* bei welcher ein Ausdruck des Ariſtophanes vom Sophokles zu Grunde liegt (ſ. *Dio Chrys.* 32, 553). Bei ſeinem Tode hatte Phavorin den Herodes zum Erben ſeiner Bibliothek, ſeines Hauſes in Rom und eines indiſchen Sklaven *Αὐτολήκυθος* (über welchen Namen ſ. *Kayser*, Philostr. V. S. p. 188) eingeſetzt, welcher Letztere beide Freunde oft beim Male durch ſeinen wunder-

3) Bei *Gell.* XIII, 24, 4 ſagt Phavorin: Etiamsi opera mihi princeps et prope omnis in literis disciplinisque Graecis sumta est, non usque tamen infrequens sum vocum Latinarum, quas subsecivo aut tumultuario studio coio, ut hanc ignorem manubiarum interpretationem vulgarem. Das iſt ſehr beſcheiden, denn er verräth bei Gellius viel Kenntniß der lateiniſchen Literatur und auch ſonſtiger Denkmäler der lateiniſchen Sprache, z. B. der XII Tafeln, von denen er (XX, 1, 4) ſagt: Non enim minus cupide Tabulas istas XII legi, quam illos X libros Platonis de Legibus.

4) *Gell.* N. A. XVI, 3: Cum Favorino Romae dies plerumque totos eramus tenebatque animos nostros homo ille fandi dulcissimus atque eum, quoquo iret, quasi ex lingua prorsum ejus capti (vergl. *Lucian.* Hercules. c. 3) prosequebamur, ita sermonibus usque quaque amoenissimis demulcebat. Vergl. I, 3, 27: Phavorin's geiſtreiche Definition der Gefälligkeit; I, 10 Ermahnung eines jungen Mannes, nicht nach alterthümlichen Ausdrücken zu haſchen: Vive igitur moribus praeteritis, loquere verbis praesentibus; I, 15, 17: Unterhaltung über Euripideiſche Verſe; I, 21, 4: über einen Vers des Virgil; II, 1, 3: über die Abhärtung des Sokrates; II, 5: Geiſtreiche Charakteriſtik des Styles Plato's und des Lyſias; II, 12, 5: Eine moraliſirende Betrachtung; II, 22 u. III, 19: Tiſchgeſpräche des Phavorin, der zur Tafel nach damaliger Sitte ein griechiſches oder lateiniſches Buch vorleſen ließ, an welches ſich dann die Unterhaltung anknüpfte; II, 26: Beſuch beim Fronto, dem Lehrer des Antonin, und Geſpräch über die Namen der Farben im Griechiſchen und Lateiniſchen; III, 1: Geſpräch über eine Stelle des Salluſt; III, 3, 6: über einen Vers der *Aulularia*, die man nicht für Plautiniſch gelten laſſen wollte; IV, 1: Zurechtweiſung eines Grammatikers, §. 19: Sic Favorinus sermones in genus communes a rebus parvis et frigidis abducebat ad ea, quae magis utile esset audire ac discere, non allata extrinsecus, non per ostentationem, sed indidem nata acceptaque; V, 11, 8: über eine ſyllogiſtiſche Formel des Bias; VIII, 2: Zehn griechiſche und zehn lateiniſche Barbarismen, die allgemein gebraucht worden; VIII, 14: Perſiflage eines Grammatikers; IX, 13, 5: Urtheil über eine Stelle des Hiſtorikers Q. Claudius; XII, 1: Ermahnung eines ſeiner Anhänger, ſeine Frau ſelbſt ſtillen zu laſſen; XIII, 24, 2: Unterholtung über das Wort Manubiae, auf Veranlaſſung einer Inſchrift auf dem Forum Trajani; XIV, 1: Öffentlicher Vortrag gegen die Chaldäer, aus welchem Gellius ſich die Hauptpunkte aufgezeichnet. §. 32: Haec nos sicca et incondita et propemodum jejuna oratione attinglmus. Sed Favorinus, ut hominis ingenium fuit utque est Graecae facundiae copia simul et venustas, latius ea et amoenius et splendidius et profluentius exsequebatur; XIV, 2: Gellius conſultirt den Phavorin super officio judicis; XVI, 3: Unterhaltung über den Arzt Erafiſtratos; XVII, 10: Unterhaltung auf einer Villa bei Antium über Pindar und Virgil: XVII, 19: Nachrichten über Epiktet; XVIII, 1: Phavorin, Gellius und zwei jüngere Philoſophen am Strande bei Oſtia; XVIII, 7: Unterhaltung mit dem Grammatiker Domitius Inſanus; XIX, 3: Eine Sentenz des Phavorin; XX, 1: Unterhaltung mit dem Juriſten Sextus Cäcilius über die XII Tafeln.

Digitized by Google

lichen, aus indischer und attischer Sprache gemischten Jargon unterhalten hatte [5]). Auch der Umgang mit Plutarch muß in diese Zeit, wo Phavorin in Griechenland lebte, gefallen sein. Suidas sagt, Phavorin habe mit Plutarch in der Menge und Mannichfaltigkeit seiner Schriften gewetteifert: *ἀντεφιλοτιμεῖτο οὖν καὶ ζῆλον εἶχε πρὸς Πλούταρχον τὸν Χαιρωνέα εἰς τὸ τῶν συνταττομένων βιβλίων ἄπειρον.* Doch bestand zwischen beiden Männern sicher noch eine andere Beziehung als die des bloßen Wetteifers, da Plutarch sein Buch de primo frigido dem Phavorin gewidmet hatte und unter den verlornen Schriften Plutarch's von Lamprias eine *ἐπιστολὴ πρὸς Φαβωρῖνον περὶ φιλίας* genannt wird, sowie auf der andern Seite Phavorin eine seiner philosophischen Schriften nach Plutarch benannte und in einer andern Plutarch's Sklaven Onesimos redend eingeführt hatte. Ein Andenken an sein Zusammenleben mit Phavorin und andern Freunden im Bade zu Thermopylä hat Plutarch ihm gestiftet (Sympos. VIII, 10), wo Phavorin sich über eine Stelle des Demokrit ausläßt. Endlich scheint in diese Zeit auch sein Streit mit dem Kaiser Hadrian zu gehören, der damals großes Aufsehen gemacht haben muß, da außer Philostrat auch Dio Cassius (LXIX, 3) und spätere Schriftsteller darüber berichten, obgleich von einem Streite kaum die Rede sein kann. Phavorin war bisher bei jenem in literarischen Angelegenheiten sehr ehrgeizigen Kaiser sehr gut angeschrieben gewesen, wie er ihm denn auch in Rom mit den andern Gelehrten fleißig seine Aufwartung machte und zu rechter Zeit nachzugeben wußte (*Spartian.* Adrian. c. 14 [6]). 15. *Gell.* N. A. IV, 1. XX, 1). Nun aber wurde er, wie es scheint, in seiner Vaterstadt zum Oberpriester ernannt, eine Würde, welche so gut war wie eine Liturgie, da der Oberpriester gewisse Spiele auf seine Kosten veranstalten und den Vorsitz dabei führen mußte. Er appellirte daher an den Kaiser unter Berufung auf ein Gesetz [7]), nach welchem er als Philosoph von allen Liturgien frei sei, merkte aber, daß der Kaiser ihm zuwider sein würde, unter dem Vorwande, daß er kein Philosoph sei. So kam Phavorin der Entscheidung zuvor, indem er in einem Schreiben an den Kaiser (Dio Cassius erzählt den Vorfall, als sei Phavorin persönlich vor den Kaiser geladen worden) einen Traum vorgab, sein Lehrer Dio sei ihm erschienen und habe ihn getadelt, daß er es bis zur gerichtlichen Verhandlung habe kommen lassen; der Mensch solle nicht blos sich selbst, sondern auch dem Vaterlande leben. Das habe ihn bestimmt, die Liturgie anzunehmen und dem Lehrer zu gehorchen. Keck genug gegen einen so empfindlichen Herrn, wie Hadrian bekanntlich war, allein die Gelehrten, namentlich die Sophisten, befanden sich damals meistens in einer bedeutenden Stellung, und der Kaiser habe, meint Philostratus, der sich hier aber im Widerspruche mit den Historikern befindet, sich aus dergleichen blos einen Spaß gemacht, indem er sich zur Erholung von den Staatsgeschäften mit den Angelegenheiten der Sophisten und Philosophen befaßte. Desto ernsthafter nahm man zu Athen die Sache. Es entstand ein Auflauf, wobei sich auch die Angesehenern der Stadt betheiligten; man warf die Ehrenbilder des Phavorin über den Haufen, weil er dem Kaiser feindlich gesinnt sei, sowie man später dem Plautianus seine Bildsäulen umstürzte, als er die Gnade des Sever verloren hatte (*Spart.* Sever. 14). Phavorin bedachte die Athenienser dafür mit der anzüglichen Bemerkung, wie sehr sich Sokrates gefreuet haben würde, wenn man ihm statt des Schierlings blos seine Bildsäulen umgeworfen hätte, da bekanntlich die Athenienser dem Sokrates erst nach seiner Hinrichtung Bildsäulen errichtet hatten. Von sich selbst aber sagte er, es gäbe in seinem Leben dreierlei Merkwürdigkeit, daß er als Galater reines Griechisch rede, daß er als Eunuch eines ehebrecherischen Umganges bezüchtigt sei, und daß er Händel mit dem Kaiser gehabt habe und noch lebe [8]). Das Letzte ist wieder ein kühnes Wort, auf das zweite aber bezieht sich die Angabe des Philostrat, Phavorin sei verliebter Natur gewesen und von einem Consularen der Verführung seiner Frau angeklagt, wie denn dergleichen bei Eunuchen nicht selten vorkam, und unter Andern auch Lucian eine ähnliche Geschichte von dem Eunuchen Bagoas zu erzählen weiß [9]). — Was Phavorinus' Schriften betrifft, so waren sie, wie seine persönliche Thätigkeit, von sehr verschiedner Art und zahlreich (*Suid. ἀνὴρ πολυμαθὴς κατὰ πᾶσαν παιδείαν. — γέγραπται οὖν αὐτῷ φιλόσοφά τε καὶ ἱστορικά, ὧν πολὺς ἀριθμός*). Man kann sie in philosophische, rhetorische und literärisch-kritische eintheilen. In der Philosophie schloß Phavorin sich der skeptischen und räsonnirenden Richtung der jüngern Akademie an, nur daß er weder ihre Schärfe noch ihre Consequenz besaß, und mehr, nach Art des Cicero, um der daraus resultirenden Geistesgewandtheit und Beredsamkeit, als um der Philosophie willen philosophirte. Wir sind über seine Ansichten und Schriften in dieser Hinsicht recht voll-

5) Phavorin wird auch unter den Lehrern des Herodes genannt (*Philostr.* V. S. p. 69, 40 ed. *Kayser*). 6) Hier wird ein guter Einfall Phavorin's erzählt, der überhaupt Witz hatte: Et Favorinus quidem, quum verbum ejus quoddam ab Adriano reprehensum esset atque ille cessisset, arguentibus amicis quod male cederet Adriano de verbo, quod idonei auctores usurpassent, risum jucundissimum movit. Ait enim, non recte suadetis familiares, qui non patimini me illum doctiorem omnibus credere, qui habet triginta legiones. 7) *Philostr.* *Ἀρχιερεὺς δὲ ἀναρρηθεὶς ἐς τὰ οἰκοι πάτρια ἐγήγκε μὲν κατὰ τοὺς ὑπὲρ τῶν τοιούτων νόμους, ὡς ἀφειμένος τοῦ λειτουργεῖν, ἐπειδὴ ἐγεγόνει.* *Dio Cass.* *Ὁ Φαβωρῖνος μέλλων παρ' αὐτῷ περὶ τῆς ἀτελείας, ἣν ἐν τῇ πατρίδι ἔχειν ἠξίου, δικάσασθαι.* Within war er zu Xrelate zum *ἀρχιερεὺς* ernannt, wahrscheinlich bei Spielen zu Ehren des Kaisers selbst, wodurch die Weigerung Phavorin's erst den Charakter einer Beleidigung bekomme. Ein ähnlicher Fall kommt vor im Leben des Sophisten Philiscus, bei *Philostr.* V. S. p. 114. ed. *Kayser*, an einer leider verderbenen Stelle.

8) *Ὅθεν ὡς παράδοξα ἐπεχρημάτιζε τῷ ἑαυτοῦ βίῳ τρία ταῦτα· Γαλάτης ὢν ἑλληνίζειν, εὐνοῦχος ὢν μοιχείας κρίνεσθαι, βασιλεῖ διαφέρεσθαι καὶ ζῆν.* Eunuchengeschichten s. bei *Philostr.* V. Apollon. I, 46, 42. *Suid.* v. *Σπάδων.* Vergl. *Terent.* Eunuch. IV, 3, 23 at pol ego amatores mulierum nudieram esse maximos, sed nil potesse. 9) *Lucian.*, Eunuch. c. 10, eine Stelle, die Vossius und Olearius mit Unrecht auf Phavorin bezogen haben, auf welchen sich Bagoas allerdings vorher (c. 7) berufen hat, in den Worten: *καὶ τις Ἀκαδημαϊκὸς εὐνοῦχος ἐκ Κελτῶν ὀλίγον πρὸ ἡμῶν εὐδοκιμήσας ἐν τοῖς Ἕλλησιν.*

ständig durch Galen (de optima doctrina) unterrichtet, welche Schrift von Kayser (*Philostr.* V. S. p. 131—138) verbessert herausgegeben ist. Ein Grundsatz war ihm *τὴν εἰς ἑκάτερα ἐπιχείρησιν ἀρίστην εἶναι διδασκαλίαν*, also das in utramque partem disputare und die dadurch zu erlangende rednerische Übung. Doch, sagt Galen, die Akademiker sind consequent gewesen, indem sie stets in der *ἐποχή* verharrten, d. h. über Nichts weder positiv noch negativ etwas aussagten; diese modernen Akademiker aber, namentlich Phavorin, sind sehr inconsequent, indem er bisweilen in der *ἐποχή* soweit geht, daß er nicht einmal die Sicherheit der Existenz der Sonne gelten lassen will (*ὡς μηδὲ τὸν ἥλιον ὁμολογεῖν*), worüber Phavorin ein eignes Buch geschrieben, dann aber wieder eine Erkenntniß der Dinge soweit zuläßt, *ὡς καὶ τοῖς μαθηταῖς ἐπιτρέπειν αὐτὴν ἄνευ τοῦ διδαχθῆναι πρότερον κριτήριον*: was Galen auch im Folgenden wiederholt dem Phavorin sehr verargt. Und in der That ist es eine arge Inconsequenz, zuerst selbst alles skeptisch zu verneinen und dann doch wieder die Schüler aufzusodern, sich an das Wahrscheinlichste zu halten. Indessen kam es offenbar dem Phavorin weit mehr auf didaktische Übung (*ἡ διδασκαλία τῶν μανθανόντων ὁτιοῦν*), als auf dialektische Entschiedenheit an [10]). Für gewöhnlich zwar mag er den Standpunkt behauptet haben, den er bei Gellius (N. A. XIX, 3, 9) so ausspricht: Noli ex me quaerere quid ego existimem. Scis enim solitum me pro disciplina sectae, quam colo, inquirere potius quam discernere; bei andern Gelegenheiten aber verfuhr er eklektisch und ließ namentlich peripatetische Sätze gelten, wie man aus Plutarch (Sympos. Q. VIII, 10, 2) lernt: *ὁ δὲ Φαβωρῖνος αὐτὸς τὰ μὲν ἄλλα δαιμονιώτατος Ἀριστοτέλους ἐραστής ἐστι καὶ τῷ περιπάτῳ νέμει μερίδα τοῦ πιθανοῦ πλείστην*, daher ihn einige mit Unrecht zu einem Peripatetiker haben machen wollen [11]). Schriften über Philosophie werden von Galen folgende genannt: 1) *Περὶ τῆς Ἀκαδημαϊκῆς διαθέσεως, ὃ Πλούταρχος ἐπιγέγραπται* und 2) *Πρὸς Ἐπίκτητον, ἐν ᾧ δῆθέν ἐστιν Ὀνήσιμος ὁ Πλουτάρχου δοῦλος Ἐπικτήτῳ διαλεγόμενος*. In beiden hatte er eine gewisse Erkenntniß zugelassen, indem er die Schüler aufforderte, das letzte Resultat über die verhandelten Fragen selbst zu ziehen [12]). 3) Ein späteres Buch, Alcibiades betitelt, wo er die andern Akademiker (wol gleichzeitige) gelobt, welche selbst für und wider disputirten und dann den Schülern das *αἱρεῖσθαι τοὺς ἀληθεστέρους λόγους* anheimstellten, obgleich er in dieser Schrift von sich selbst gesagt hatte, *πιθανὸν ἑαυτῷ φαίνεσθαι μηδὲν εἶναι καταληπτόν*, im Plutarch dagegen ein *βεβαίως γνωστὸν* zugestanden hatte; denn dieses Namens hatte er sich lieber bedienen wollen, als des gewöhnlichen der stoischen Schule entlehnten terminus *καταληπτόν*, welcher ihm nicht attisch genug vorkam (*ὁ Φαβωρῖνος εἰς τὴν τῶν Ἀττικῶν φωνὴν εἰωθὼς μετάλαμβάνειν ἴχαστα*), eine puristische Ziererei, die er in der folgenden Schrift wieder aufgegeben hatte. 4) Ein besonderes Werk *περὶ τῆς καταληπτικῆς φαντασίας* betitelt, in welchem er die gewöhnliche Schulsprache durchgängig beibehalten hatte. Es bestand aus drei Büchern, von denen das eine *πρὸς Ἀδριανόν*, das zweite *πρὸς Δρύσωνα*, das dritte *πρὸς Ἀρίσταρχον* gerichtet war. Dazu nehme man die schon erwähnte Schrift mit dem Resultate *μηδὲ τὸν ἥλιον εἶναι καταληπτόν*, wenn diese nicht etwa eins der Bücher *περὶ καταληπτικῆς φαντασίας* war, und 5) das Hauptwerk *Πυῤῥώνειοι τρόποι* in zehn Büchern, von welchem Philostratus sagt, daß es sein bestes Buch sei: *πολλῷ μᾶλλον τοὺς φιλοσοφουμένους αὐτῷ τῶν λόγων, ὧν ἄριστοι οἱ Πυῤῥώνειοι· τοὺς γὰρ Πυῤῥωνείους ἐφεκτικοὺς ὄντας οὐκ ἀφαιρεῖται καὶ τὸ διαλέγειν δύνασθαι*. Von demselben Werke sagt Gellius (XI, 5) nach einer kurzen Darlegung der skeptischen Sätze: indicia enim rei cuiusque et sinceras proprietates negant posse nosci et percipi, idque ipsum docere atque ostendere multis modis conantur, super qua re Favorinus quoque subtilissime argutissimeque decem libros composuit, quos *Πυῤῥωνείων τρόπων* inscribit. Auch bei Diogenes Laertius (IX, 87) ist an dieses Werk zu denken, von dem man leider nicht erfährt, ob Phavorin sich darin selbst zum Pyrrhonismus bekennt, oder ob er nur eine Kritik dieser Philosophie gegeben. Dazu kommt endlich noch das von Suidas genannte Werk *Γνωμολογικά*, aus welchem Jo. Stobäus wol die zahlreichen Sentenzen Phavorin's ausgezogen hat, die sich in seiner ethischen Blumenlese finden. Sie sind zum Theil von bedeutendem Umfange und enthalten hin und wieder Dichterstellen, an welche Phavorin seine moralischen Betrachtungen anknüpft. Einmal (116, 44) heißt es *Φαβωρίνου ἐκ τῶν κϛ*, was wol nicht die Zahl eines Buches, sondern eine verdorbene Abbrevialur von *γνωμῶν* oder *γνωμολογικῶν* ist, an andern Stellen (115, 17; 22 und 119, 16) *ἐκ τῶν Φαβωρίνου περὶ γήρως*, woraus man sieht, was auch aus andern Stellen bei Stobäus hervorgeht [13]), daß diese Betrachtungen nach verschiedenen locis disponirt waren. Im Ganzen gehören folgende Excerpte dem Phavorin, aus welchen sich, mit den sonstigen Bruchstücken und Resten Phavorin's, schon ein kleines Bändchen unter seinem eignen Namen zusammenstellen ließe: 4, 91; 14, 11 und 12; 29, 69; 49, 14 und

10) Dasselbe muß von Dio Chrysostomus und andern Philosophen dieses Schlages gelten. Von jenem heißt es bei Philostratus (Vit. Apollon. Lib. V. p. 103. ed. *Kayser*): *Ἡ δὲ τοῦ Δίωνος φιλοσοφία ῥητορικωτέρα τῷ Ἀπολλωνίῳ ἐφαίνετο καὶ ἐς τὸ εὐφραῖνον κατεσκευασμένη μᾶλλον.* 11) Außerdem hatte Phavorin in seinen Schriften oft Demetrius den Cyniker mit Auszeichnung erwähnt; s. *Philostr.*, Vit. Apollon. IV, 25, 164: *Ἐν Κορίνθῳ δὲ φιλοσοφῶν ἐτύγχανε τότε Δημήτριος ἀνὴρ ξυνιέναι ὡς ἄλλην τὴν ἐν κυνικῇ κρίσει, οὗ Φαβωρῖνος ἔστερον ἐν πολλοῖς τῶν ἑαυτοῦ λόγων οὐκ ἀγεννῶς ἐπεμνήσθη.* Dieser Cyniker schloß sich dem Apollonius von Tyana in ähnlicher Weise an, wie Antisthenes dem Sokrates. Vergl. über ihn *Tacit.* Hist. IV, 40. 12) Gegen diese Schrift hat Galen geschrieben *ὑπὲρ Ἐπικτήτου πρὸς Φαβωρῖνον*, de libris propriis. Tom. IV. p. 367.

13) So stammen 49, 14 und 48 aus dem locus *περὶ γυναικός*, 64, 26, 65, 8, 66, 3 aus dem *περὶ κάλλους*, 94, 29 aus dem *περὶ πλούτου*, 95, 14 aus dem *περὶ πενίας*, 115, 23 beginnt mit den Worten: *ἄξιον δέ ἐσιν εἰς τὸν περὶ τῆς ἡδονῆς λόγον προσελθόντα μηδὲ ἐκείνην ἀμνημόνευτον ἐᾶσαι* etc.

Digitized by Google

48, eine Sentenz, deren Ausgang auch bei Gellius vorkommt; 57, 10; 62, 43; 64, 26; 65, 8, wo zu schreiben ist ἂν δὴ ὁ καλὸς κτλ.; 66, 3 und 6, wo ein Fragment des Anakreon; 94, 29; 95, 14; 105, 62 mit der Sentenz eines ungenannten [14]) lyrischen Dichters; 108, 76; 115, 17. 22. 23. 24; 116, 4, Sentenz eines dramatischen Dichters; 118, 28 und 119, 16, wo das von Phrynichus an Phavorin getadelte Wort σύμπτωμα gebraucht wird [15]). — Von den rhetorischen Eigenthümlichkeiten Phavorin's ist schon die Rede gewesen und hier nur noch nachzutragen, daß Philostrat von ihm sagt, er sei durch seine εὐγλωττία auch unter den Sophisten berühmt geworden, und dann: ἥρμοσται δὲ τὴν γλῶτταν ἀνειμένως μὲν, σοφῶς δὲ καὶ ποτίμως. Auch setzt er hinzu, er solle leicht improvisirt haben (ἐλέγετο δὲ σὺν εὐροίᾳ σχεδιάσαι), was in diesen Zeiten eine Hauptsache war. In der Sprache galt er für eine große Autorität (*Phrynichus* p. 260 ed. *Lobeck*: ὁ πρῶτος τῶν Ἑλλήνων δόξας εἶναι Φαβωρῖνος), wie er denn bei Gellius (XIII, 24. 4) mit Emphase von seinen Studien der griechischen Sprache und Literatur spricht und Galen in den vorhin ausgezogenen Worten eine Andeutung davon gibt, wie er in allen seinen Schriften von einem reinen Atticismus Profession machte. Dennoch wissen die strengern Atticisten, namentlich Phrynichus, viel an ihm auszusetzen [16]). Nehmen wir Alles zusammen, was von ihm gemeldet wird, so war Phavorin jedenfalls ein Hauptrepräsentant jener modernen Redekunst, welche Lucian (im Ῥητόρων διδάσκαλος) charakterisirt, die in improvisirten Reden glänzte, mit vielem Pomp und theatralischem Apparate auftrat, aber weder in der Sprache correct noch im Style von Schwulst und Übertreibungen frei war. Von Reden, die er herausgegeben, sagt Philostratus, die εἰς Ἡράξενον dürfe ihm nicht zugeschrieben werden, die Reden aber ἐπὶ τῷ λήρῳ und ὑπὲρ τῶν μονομάχων und ὑπὲρ τῶν βαλανείων seien echt und gut stylisirt (εὖ ξυγκείμενοι). Von ihnen ist die erste mit Kayser als ein ungarum encomium zu denken, die zweite und dritte waren ein Pendant zu den Schriften Lucian's und des Libanius für den Pantomimus, denn auch die damals allgemein verbreiteten Gladiatorenkämpfe und Warmbäder [17]) waren ein zweideutiger Vorzug jener Zeit.

Die Rede zum Lobe der Alberei mag zu der Gattung der ἀδόξοι ὑποθέσεις gehören, in welcher Phavorin sich gern bewegte, s. *Gellius* N. A. XVII, 12: Infames materias sive quis mavult dicere inopinabiles, quas Graeci ἀδόξους ὑποθέσεις appellant et veteres adorti sunt non sophistae solum, sed philosophi quoque, et noster Favorinus oppido quam libens in eas materias dicebat, vel ingenio expergificando ratus idoneas vel exercendis argutiis vel edomandis usu difficultatibus, sicuti cum Thersitae laudes quaesivit et cum febrim quartis diebus recurrentem laudavit [18]), lepida sane multa et non facilia inventu in utramque causam dixit eaque scripta in libris reliquit. Von noch vorhandenen Reden ist nach A. Emperius (de oratione Corinthiaca falso Dioni Chrysostomo adscripta. [Brunsv. 1832.] p. 10 — 14) diese Rede dem Phavorinus zuzuschreiben. — Endlich die Schriften literarhistorischen und kritischen Inhalts, in denen Phavorin besonders die Geschichte der Philosophie, vorzüglich der Pythagoreischen und Sokratischen Schulen, eifrig durchforscht und, von seinem Gedächtnisse und zahlreichen Verbindungen unterstützt, viele interessante Notizen über Leben und Schriften jener Philosophen hinterlassen hatte. Gellius (X, 12, 9) nennt ihn in dieser Beziehung memoriarum veterum exsequentissimus und bei Diogenes von Laerte findet sich eine ganze Reihe von Excerpten aus zwei Werken Phavorin's, die hier die wichtigsten sind, der Παντοδαπὴ ἱστορία und der ἀπομνημονεύματα. Jene hatte wenigstens acht, diese wenigstens fünf Bücher [19]). Beide waren Sammelwerke

14) Sie ist aus den Threnen des Simonides, s. *Bergk*, Poetae lyrici Graeci. p. 759. 15) Die in der Collectio Frobeniana (*Fabric.* B. Gr. T. I. p. 725 sq.) enthaltenen Sentenzen Phavorin's konnten nicht verglichen werden, doch sind es wahrscheinlich Excerpte aus denen bei Stobäus. 16) *Phrynichus* p. 37 *Lobeck.* Ἐξελεγόμενος ἄλλος οὗτος ἦν Ἡρακλῆς· τοῦτο οὖν ἔσωσεν ἐκ τριῴδου Φαβωρῖνος· χρὴ γὰρ ἐπεκτὸν εἰπεῖν. p. 69. κομψευόμενος. p. 170. αἱ ναῦς statt αἱ νῆες. p. 192. ἀμιεροῦσαι. p. 199. ἐξιδιάζονται. p. 215. σταλτικὸς ἄνθρωπος. p. 220. προσδέεσθαι statt προσδεῖσθαι. p. 237. ἐσιτεῖζειν cum dativo. p. 238. σιταῖς anstatt ὀρθοστάδιος χιτών. p. 244. δεδοῦσι für δεδόασι. p. 248. σύμπτωμα πολλάκις εὑρὼν κείμενον παρὰ Φαβωρίνῳ ἐν τῷ περὶ ἰδεῶν λόγῳ· χρὴ οὖν συντυχίαν λέγειν κτλ. p. 260. πλόκιαν ἐπὶ ὑποθέσεως παλιγγενεσίης ἔτ' εἰκαίως τιθέασιν κτλ. p. 347. βρώσομαι für ἔδομαι, auch bei *Bekk.* Anecd. p. 37. 443 τεχνιτεῦσαι oder ξυνιτεῦσαι p. 447 ἀπηρτισμένον. Vergl. auch *Thomas Mag.* p. 109, 11; 184, 7; 202, 3; 290, 8 ed. *Ritschl.* 17) Gegen die Gladiatoren eifert selbst Lucian, gegen die Thermen Apollonius beim Philostrat sehr oft und gewiß die Cyniker und Stoiker allgemein.

18) Μυίας ἐγκώμιον von Lucian ist das vollendetste der Art, was erhalten ist. Ein anderer Redner der Art kommt vor bei Philostratus (V. Apollon. lib. IV. p. 77), der ein ἐγκώμιον ποδάγρας καὶ τοῦ τυφλὸν τινα ἢ χωλὸν εἶναι geschrieben hatte. 19) Citate aus der Παντοδαπὴ ἱστορία: *Diog. L.* II, 1 von einer Erfindung des Anarimander. II, 19. Sokrates und Äschines lehren zuerst Rhetorik. III, 3; 19, 24 aus dem achten Buche, 57 aus dem zweiten Buche, zur Biographie und Literatur des Plato. IV, 54; 63 über die Akademiker Bion und Karneades; V, 9 über Aristoteles; V, 77 über Demetrius von Phaleren; VI, 25 über Aristipp; 73 literarische Notiz über eine angebliche Tragödie des Diogenes; VIII, 12 aus dem achten Buche; 15; 47 aus dem achten Buche, Notizen über Pythagoras; VIII, 83 über Alkmäon, δοκεῖ δὲ πρῶτος φυσικὸν λόγον συγγεγραφέναι; IX, 34 über Demokrit; 50 über Protagoras. Den Titel erwähnt auch Gellius (Praef. 8) und dasselbe Werk ist (lb. X, 12, 9) vorauszusetzen, wo über ein mechanisches Kunstwerk des Archytas. Citate aus den ἀπομνημονεύματα: *Diog. L.* I, 79 aus dem ersten Buche von einem jüngern Pittakos, der Gesetzgeber war; II, 23 erstes Buch, Sokrates hat den Isthmos besucht; II, 39 erstes Buch, Unechtheit der Rede des Polykrates gegen Sokrates; III, 25 erstes Buch, 40 drittes Buch, beide Stellen zur Geschichte Plato's 48, wer zuerst philosophische Dialoge geschrieben; III, 62 fünftes Buch, der Dialog Alkyon, jetzt unter den Schriften Lucian's, gehört dem Platoniker Leon; IV, 5 zweites Buch, Aristoteles kauft die Bibliothek des Speusipp für drei Talente; V, 76 erstes Buch, aus dem Leben des Demetrius Phaler; VIII, 53, 63 und 73, an der letzten Stelle des ersten Buches, alle drei zum Leben und zur Literatur des Empedokles; VIII, 91 über Eudoxus; IX, 20 erstes Buch, über Xenophanes; IX, 23 fünftes Buch, über Parmenides. Eins von beiden Werken ist zu verstehen, wo kein Buch genannt ist. *Diog. L.*

Digitized by Google

in der ungezwungenen Form, wie die attischen Nächte des Gellius und andere von diesem Schriftsteller im Vorwort genannte Werke. Der Inhalt war vermischt, obwol das Literargeschichtliche überwogen zu haben scheint. Die *Παντοδαπὴ ἱστορία* hatte Sopater in seinen Collectaneen, wovon Photius (cod. 161) einen Conspect gibt, stark benutzt [20]), und auch bei Stephanus von Byzanz finden sich viele Excerpte daraus [21]). — Endlich werden noch viele Titel von Schriften Phavorin's genannt, von denen es ungewiß bleiben muß, zu welcher Classe sie gehörten. So die bei Suidas bewahrten: *περὶ τῆς Ὁμήρου φιλοσοφίας, περὶ Σωκράτους καὶ τῆς κατ' αὐτὸν ἐρωτικῆς τέχνης* [22]), *περὶ Πλάτωνος, περὶ τῆς διαίτης τῶν φιλοσόφων*, vielleicht nur Abschnitte jener Sammelwerke. Außerdem nennt Phrynichus (p. 244) eine Schrift *περὶ εὐχῆς* (p. 248), ein Buch *περὶ ἰδεῶν* und (p. 260) einen Tractat *περὶ τῆς Δημάδους σωφροσύνης*. Dazu kommt der bei Stephan. v. Byzanz (v. *Ἀλεξάνδρεια*) citirte *περὶ Κυρηναϊκῆς πόλεως*, wol ein Capitel der *Παντοδαπὴ ἱστορία* [23]).

Phavorin's Weise zu reden, das heißt wol besondees die rhetorische und improvisirende Behandlung philosophischer Thesen nach neu-akademischer Weise, fand verschiedene Nachahmer, worunter Einige auch wirkliche Schüler des Phavorin waren. So nennt Galen (de Praecognitione ad Epigenem. c. 5) den Sophisten Demetrius von Alexandrien, der in dieser Stadt lebte und nach Diogenes von Laerte (V. §. 84) *τεχνὰς ῥητορικὰς* geschrieben hatte, auch jetzt gewöhnlich als Verfasser der dem Demetrius von Phaleron beigelegten Schrift *περὶ ἑρμηνείας* angesehen wird, einen Freund des Phavorin (*ἑταῖρος Φαβωρίνου*), der nach Art der Vorträge des Phavorin jeden Tag öffentlich über aufgegebene Themata gesprochen habe (*δημοσίᾳ λέγων ἑκάστης ἡμέρας εἰς τὰ προβαλλόμενα κατὰ τὴν ἰδίαν τῆς Φαβωρίνου λέξεως*). Ebenso heißt es bei Philostrat (vitt. Soph. p. 79, 17 ed. *Kayser*) vom Sophisten Alexander: *Φαβωρίνου δὲ γνησιώτατα ἠκροάσατο, παρ' οὗ μάλιστα καὶ τὴν ὥραν τοῦ λόγου ἔσπασεν*, und vom Varus (Ib. p. 79, 26): *ἀποσχεδιάζων τὰς θετικὰς ὑποθέσεις καὶ τὸν Φαβωρίνου τρόπον σοφιστείων*. — Vgl. über diesen Phavorin *Fabric.*, B. Gr. T. III. p. 173 sq.; *J. F. Gregorii* II comm. de Favorino. (Laub. 1755. 4.); *Forsmanni* Diss. de Favor. (Abo 1789. 4.); Schlosser, Universalhistor. Übersicht der alten Welt. III, 2. S. 185 fg.; *Kayser*, *Philostr.* Vitt. Soph. (Heidelb. 1838.) p. 181 sq.

2) Phavorinus wird gewöhnlich der als Lexikograph bekannte Italiener des Mediceischen Zeitalters genannt, dessen vollständiger Name ist Varinus Phavorinus Camers. Varinus ist der eigentliche Name, die beiden andern bezeichnen seine Abstammung aus einer kleinen Ortschaft Favere nahe bei Camerino in Umbrien. Er war Benedictinermönch, Schüler des Joannes Lascaris und Angelus Politianus und Lehrer des Johannes de Medicis, des nachmaligen Papstes Leo X., Vorstand der Mediceischen Bibliothek zu Florenz seit dem J. 1512, Bischof von Nocera in Umbrien seit 1514, gestorben im J. 1537. Von ihm erschien im J. 1523 zu Rom das Julio de Medices, dem damaligen Cardinal, spätern Papste Clemens VII., dedicirte Lexicon Graecum in Folio, später Basileae 1538 und Venetiis 1712 Fol. herausgegeben, eine Zusammenstellung des in den verschiedenen alten Lexicis des Hesychius, Suidas, Zonaras, Phrynichus, Harpokration, Philemon's, des Etymologicums, bei Eustathius und alten Scholiasten zerstreueten lexikalischen Stoffes, wobei aber auch manche grammatische Notizen, Fabeln, Geschichten, Sprüchwörter u. A. aufgenommen sind. Es hat nicht allein kritischen Werth, indem es an manchen Stellen bessere Lesarten gibt, als die gewöhnlichen Texte jener Schriftsteller, sondern enthält auch Einiges, dessen Quellen für uns bis jetzt noch nicht publicirt sind. Vergl. besonders *Fabricius*, Bibl. Gr. Tom. VI. p. 648 sq. und *Tittmann*, Proleg. ad *Zonarae* Lex. p. 60 sq.; *Osann*, Proleg. ad *Philemon.* p. 29 sq. — Von demselben Gelehrten gibt es *Βαρίνου Κάμηρτος Ἐκλογαί*, zuerst in *Aldi* Hortis Adonidis abgedruckt, neuerdings daraus wiederholt von *W. Dindorf*, Grammatici Graeci. (Lips. 1823.) p. 71—455, gleichfalls eine Compilation aus Eustathius und andern grammatischen Schriftstellern. (*Preller.*)

PHAYLLOS. 1) Der Krotoniat, wie ihn Pausanias [1]) und Suidas nennen [2]), während ihn die Sprüchwörtersammlung der Zenobia als einen Pontier bezeichnet,

III, 37 zur Gesch. Plato's; V, 41 zu der des Theophrast; IX, 29 zu der des Parmenides.

20) *Phot.* Bibl. p. 103 ap. *Bekker.* *Ὁ δὲ τρίτος λόγος συλλέγεται αὐτῷ ἐκ τῆς Φαβωρίνου παντοδαπῆς ὕλης, ἔκ τε τοῦ ν καὶ τοῦ ξ καὶ καθεξῆς πλὴν τοῦ τ, μέχρι τοῦ ω, ἐν οἷς διάφοροι ἱστορίαι καὶ τῶν κατὰ τὰ ὀνόματα θέσεων αἰτιολογίαι καὶ τοιαῦτα ἕτερα.* Mit Recht folgert Fabricius (dem Kayser [zu *Philostr.* p. 182] darin nicht hätte widersprechen sollen) daraus, daß Phavorin dieses Collectaneenwerk in alphabetischer Ordnung abgefaßt hatte, und zwar so, wie auch Stephan von Byzanz ursprünglich es geschrieben hatte, in fortlaufender Folge des Alphabets, dabei aber mit Büchereintheilung. Sopater hatte nicht alle Bücher des Werks zur Hand gehabt, besonders nicht die ersten. Die *αἰτιολογίαι τῶν κατὰ τὰ ὀνόματα θέσιων*, also etymologische Forschungen, beschäftigen Phavorin auch beim Gellius zuweilen. 21) *Steph. Byz.* v. *Ἀργίλος, Αὐτομάτιναι, Ὠκεανὸς* sind die *παντοδαπαὶ ἱστορίαι* citirt, v. *Τετράπολις* das erste Buch *παντοδαπῆς ὕλης ἱστορικῆς*, v. *Ἀλεξάνδρεια Φ. ἐν τῷ περὶ Κυρηναϊκῆς πόλεως.* Außerdem s. v. *Ἀκτή, Βιθυλία, Σγαχτηρία, Κρεμιώνη, Αἰθίοψ, Ῥοπεῖς.* Aus den beiden letzten Artikeln hat man den Phavorin ohne Grund zum Verfasser einer Schrift *προτεχνολογήματα τῶν ἐθνικῶν*, was Kayser irrig durch longoge ad geographiam erklärt, und einer *ἐπιτομὴ τῆς Παμφυλίας* gemacht. Jene gehören dem Stephanus selbst und waren Prolegomena zu seinen *ἐθνικοῖς*, d. h. der technischen Behandlung der Gentilien, zunächst im grammatischen Interesse; s. v. *Ῥοπεῖς, ἔθνος, οὗ μέμνηται Φαβωρῖνος ἐν ἐπιτομῇ τετάρτῃ τῆς Παμφυλίας* hat Cod. Rehdig. *Παμφλῆς*, sodaß wol zu lesen *Φαβωρῖνος· ἐν ἐπιτ. τ. κτλ.* Pamphila hatte nach Suidas verschiedene Epitomen geschrieben. 22) Gegen diese Schrift schrieb Galen *πρὸς τὸν Φαβωρῖνον κατὰ Σωκράτους* (de libris propriis. T. IV. p. 368). Die Erotik des Sokrates bespricht auch Lucian wiederholt mit skeptischen Seitenblicken. 23) Kayser (*Philostr.* V. S. p. 183) nennt nach Diogenes von Laerte (VI, 8) noch eine Schrift Phavorin's *περὶ Σωκρατικῶν*, aber dies beruht auf einer Verwechselung mit Phanias.

1) *Paus.* X, 9, 2. 2) *Suid.* s. v., was Gaisford und Schottc zu den Parömiographen entgangen ist.

wofür jedoch die baselsche Ausgabe *Ὀνούντιος* liest [3]), war ein berühmter Sprungkämpfer, welcher sich im Diskoswerfen und im Sprungkampf ganz vorzüglich auszeichnete, und da er einmal über die ausgegrabenen 50 Fuß fünf Fuß hinaus auf das Trockene sprang, zu dem sprüchwörtlichen Ausdruck „über den Graben springen" Veranlassung gab [4]). In Olympia hat er nicht gesiegt, aber zweimal in Pytho im Pentathlon und zum dritten Male im Stadion. In Delphi war ihm ein Standbild errichtet, mit der Inschrift: fünf zu funfzig Fußen sprang Phayllos [5]). Sein Zeitalter wird dadurch deutlich, daß Pausanias von ihm berichtet, er habe mit gegen die Meder gekämpft und ein eigenes Schiff ausgerüstet, auf welchem er den Hellenen alle Krotoniaten zuführte, welche sich in der Heimath befanden [6]).

2) Der Syrakusaner wurde unter Lysikrates Archontat, also 453 a. C., als die Tyrrhenier das Meer bei Sicilien plünderten, von den Syrakusanern zum Oberanführer der Flotte erwählt, und sofort mit einer Flotte nach Tyrrhenien abgesandt. Phayllos segelte nun zuerst nach Äthalia und verwüstete die Insel, ließ sich aber dann von den Tyrrheniern bestechen, und segelte wieder in die Heimath, ohne irgend etwas Denkwürdiges weiter gethan zu haben. Bald wurde er jedoch der Verrätherei verdächtig angeklagt und verurtheilt, und von den Syrakusanern Appelles an seine Stelle gewählt [7]).

3) Der durch seine Stellung als Oberfeldherr im heiligen phokischen Kriege bekannt gewordene Phokier Phayllos befehligte schon unter seinem Bruder Onomarchos ein Commando. Diodor berichtet, als Philipp, von den Thessalioten zu Hilfe gerufen, nach Thessalien kam, wendete er sich zuvörderst gegen Lykophron, den Tyrannen von Pherä, und beendigte den Krieg. Als aber Lykophron darauf von den Phokiern zu Hilfe gerufen wurde, da stellte sich Phayllos, der Bruder des Onomarchos, mit 7000 Soldaten dem Philipp entgegen, wurde aber von diesem in einer Schlacht also geschlagen und aus Thessalien geworfen, daß Onomarchos alle Mühe hatte, die Schlappe einigermaßen wieder gut zu machen [8]). Ungeachtet dieser wahrscheinlich durch seine Ungeschicklichkeit veranlaßten Niederlage wählten ihn die Phokier nach Onomarchos' Tode zum Tyrannen und Oberfeldherrn mit unumschränkter Gewalt. Aber er hat auch kaum etwas Denkwürdiges geleistet, nur daß er wie Onomarchos und nach ihm Phalákos den delphischen Tempel plünderte, und nicht nur selbst alles Eigenthum des Gottes für gute Beute erklärte, sondern es auch ruhig ansah, daß seine Gattin das berühmte Halsband der Eriphyle raubte, welches der Heros Alkmäon einst auf des Gottes Befehl hier niedergelegt hatte [9]). Theopompos wirft ihm noch eine grenzenlose Lustbuhlerei mit Weibern vor, wie dem Onomarchos mit Knaben [10]). Aber kaum hatte er den Oberbefehl über die Phokier übernommen, als ihm im Traum ein wunderbares Gesicht erschien, welches seinen schnellen Tod herbeiführte. Unter den Weihgeschenken des Gottes befand sich nämlich auch das eherne Abbild eines todten Mannes, dessen Fleisch schon ganz zusammengeschrumpft und dessen Knochen nur noch übriggeblieben waren. Die Sage ging, daß die Delphier dieses Weihbild des Arztes Hippokrates errichtet hätten. Phayllos schien sich nun im Traum diesem skelettartigen Weihbilde ähnlich zu sein, und sogleich ergriff ihn eine der Schwindsucht ähnliche Krankheit und erfüllte die Prophezeiung des Traumgesichts. Nach seinem Tode wählten die Phokier seinen Sohn Phalákos zum Feldherrn [11]).

4) Phayllos, der Athener, war zu seiner Zeit ein berühmter Gastronom, welchen Alexis im Demetrios, wegen seiner Leckerei in Fischen, in folgenden Versen persiflirt:

> Zuvörderst braust der Notos oder Boreas
> Einher auf lichtem Meer, und ach! kein Fisch erscheint
> Zum Schmaus für Keinen. Aber jetzt ein dritter Sturm,
> Phayllos hat sich diesen Winden zugesellt.
> Wenn der Orkan wie Wetter niederfährt und trifft
> Den Markt, so trägt er alles Eingekaufte fort,
> Und alle Fische. Was bleibt uns denn noch zu thun?
> Ein leid'ger Kampf um schlechtes Küchenkraut und Kohl [12]).
>
> (*Eckermann.*)

Phaylopsis *Willd.*, s. Ruellia (Aetheilema, Hypoëstes).

PHAZACA wird von Plinius (H. N. VI, 17) unter den Städten Mediens aufgeführt. Er geht unmittelbar von Ekbatana auf Phazaca über. Auch Ptolemäus (VI, 2) erwähnt dieselbe. (*Krause.*)

Phazael, s. Phasael.

PHAZANIA, eine Landschaft im alten Libyen, südlich unter Leptis Magna, jedoch etwas westlicher als Rennell auf seinen Karten die Lage angegeben hat. Plinius (H. N. V, 5) nennt die Bewohner Phazanii und bezeichnet ihre beiden Städte mit den Namen Alele und Cillaba: intervenit ad solitudines Africae, supra minorem Syrtin dictas, versa Phazania, ubi gentem Phazaniorum, urbesque Alelen et Cillabam subegimus. Bei Agathemerus (II, 5. p. 226. ed. *Gron.*) wird diese Landschaft *ἡ Ἀζανία* genannt und dieselbe als fruchtbar an Gewürzen und allen Gattungen von Elephanten bezeichnet. Vergl. Mannert 10. Th. 2. Abth. S. 589 fg. Gegenwärtig führt diese Landschaft den Namen Fezzan. Vergl. *Jam. Rennell*, The geographical syst. of Herodot. examined etc. p. 566. 615—618. Dazu die Karte zu p. 545, wo Phazania und das Gebiet der Garamantes von zwei Gebirgszügen eingeschlossen erscheint. (*Krause.*)

PHAZEMON, Hauptstadt in der Landschaft Phazemonitis im Reiche Pontus, welche durch Pompejus den Namen Neapolis erhielt. Sie lag westlich von Amasia, an der Hauptstraße nach Sinope. Die Landschaft Pha-

3) Proverb. *Zenob.* 24. 4) Proverb. e Cod. Bodlejano. Nr. 924 und Proverb. *Zenob.* 24. Schol. in *Lucian.* Somn. c. 6. Der Ausdruck *ἐκκαμπτήρια* findet sich erklärt bei *Pollux*, Onom. III. c. 30. *Plato*, Cratyl. p. 413 A. *Lucian.* Somn. c. 6. *Dio Chrysost.* epist. II. ad Corinth. c. 3 haben das Sprüchwort gebraucht; cf. Scholia *Platonis* p. 15. 5) *Paus.* X, 9, 2. Paroem. e Cod. Bodlejano. Nr. 924. 6) *Paus.* X, 9, 2. 7) *Diod.* XI, 88. 8) *Diod.* XVI, 35. 9) *Ephor.* vel *Demophil.* hist. L. XXX. ap. *Athen.* VI. 252.

10) ap. *Athen.* XIII, 605. 11) *Paus.* X, 2, 6. 12) *Athen.* VIII, 339.

Digitized by Google

zemonitis war gegen Norden von dem Gebiete der Amiſener, gegen Weſten vom Halys, gegen Oſten von Phanaroia, gegen Süden vom Gebiete der Stadt Amaſia umgeben; ſ. *Strabon* XII, 3, 560 *Cas.* Vergl. D'Anville 3. Th. S. 47. Sickler 1. Th. S. 415. (*Krause.*)

Phea (*Φειά*) und Pheai, ſ. Pheia.

PHEBALIUM. Eine von Ventenat aufgeſtellte Pflanzengattung aus der erſten Ordnung der zehnten Linné'ſchen Claſſe und aus der Gruppe der Boronieen der natürlichen Familie der Diosmeen. Char. Der Kelch kurz, ſtehendbleibend, fünfzähnig oder ganzrandig; die fünf Corollenblättchen offenſtehend; die Staubfäden unter dem Fruchtknoten eingefügt, abwechſelnd länger oder kürzer, pfriemenförmig, unbehaart, mit rundlichen vierfächerigen, an der Spitze mit einer kleinen drüſigen Schwiele verſehenen Staubfäden; fünf zuſammengewachſene Griffel mit einer fünflappigen Narbe; die fünf Griffel ſtehen auf einer erhabenen Scheide; zwei bis fünf einfamige Springkapſeln (*Adr. de Jussieu*, Mém. de la Soc. d'Hist. nat. de Par. 2. t. 10—12). Die acht bekannten Arten, von denen Ph. squamulosum *Ventenat* (Malmais. t. 102), am häufigſten in europäiſchen Glashäuſern kultivirt wird, ſind neuholländiſche, meiſt mit kleinen Schüppchen oder ſternförmigen Haaren bedeckte Sträucher mit einfachen, ganzrandigen Blättern und traubendoldigen Blüthen. (*A. Sprengel.*)

PHEBOL (*ἡ Φεβόλ*), nach der Nachricht in der dem Ariſtoteles beigelegten Schrift *περὶ κόσμου* (c. 3) eine große Inſel, am arabiſchen Meerbuſen, welche wol keine größere Geltung haben kann, als Taprobane und des Euhemeros Fabelinſel Panchäa oder die Inſel Atlantis des Platon (Kritias p. 113. c. d). Die Worte jener Schrift ſind: *Τούτων δὲ οὐκ ἐλάττους ἥ τε Ταπροβάνη, πέραν Ἰνδῶν, λοξὴ πρὸς τὴν οἰκουμένην, καὶ ἡ Φεβὸλ καλουμένη, κατὰ τὸν Ἀράβιον κειμένη κόλπον.* Mannert (6. Th. 1. S. 163) vermuthet, daß mit dieſem Namen wahrſcheinlich die Küſte Ajan bezeichnet werde. Auch hat er angenommen, daß aus den Angaben jenes Schriftſtellers hervorgehe, daß er erſt nach dem Zeitalter des Eratoſthenes gelebt habe. Am meiſten dürfte man wol dies daraus folgern, daß er die *νῆσοι Βρεταννικαὶ, Ἄλβιον* und *Ἰέρνη* kennt (England und Irland). Dieſe bezeichnet er als die größten Inſeln, ihnen aber ſeien Taprobane und Phebol an Größe gleich. (*Krause.*)

PHECA, eine theſſaliſche Stadt in Heſtiäotis, in der Nähe von Gomphi, welche von Ampynander im Kriege der Römer mit Philipp von Macedonien eingenommen worden. *Liv.* XXXII, 14: Oppidum protinus nomine Phecam, situm inter Gomphos faucesque angustas, quae ab Athamania Thessaliam dirimunt, vi cepit. (*Krause.*)

PHECADUM oder PHECADUS, Stadt in Theſſalien, bei Livius (30, 41) vermuthlich ein und derſelbe Ort mit dem obigen Pheca. (*H.*)

PHEGAEA (*Φηγαία*), Name zweier altiſchen Gaue (Demoi), von denen der eine zur Phyle Pandionis, der andere Anfangs zur Phyle Aiantis, dann zur Ägeis gehörte, der eine von beiden hat ſpäter, wie ſich aus Inſchriften ergibt, zur Hadrianis gehört. Die Form *Φηγαιεύς* bezeichnet den Demoten deſſelben; ſ. *Steph. Byz.* und die Lexikographen s. v. *Meurs*, De popul. Att. *Corsini* F. A. T. I. diss. 5. *Grotefend*, De demis sive pag. Attica. (Gott. 1829.) Roß, Die Demen von Attika. S. 100. 137. (*Krause.*)

PHEGEA, eine der Töchter des Priamos. *Hygin.* Fab. 90. (*H.*)

PHEGEUS (*Φηγεύς*). 1) Sohn des Dares, des Prieſters des Hephäſtos in Troja und Bruder des Idäos; von Diomedes wurde er in der erſten Schlacht getödtet. *Homer.* Il. V, 9 sq. 2) Ein anderer Trojaner, einer der Begleiter des Äneas, erlegt von Turnus. *Virgil.* Aen. XII, 371 sq. 3) Ein mythiſcher König, der nach ihm benannt ſein ſollenden arkadiſchen Stadt Phegeia (ſ. d. Art.), die vorher Erymanthos und nach ihm Pſophis hieß. Seine Tochter hieß Arſinoe nach *Apollodor* III, 7, 5, Alphesiböa nach *Pausan.* VIII, 24, 9; ſeine Söhne heißen bei Pauſanias (ib. 10) Temenos und Axion, bei Apollodor (ib. 6) Pronoos und Agenor; Phoroneus wird ſein Bruder genannt, bei *Steph. Byz.* s. v. Als Alkmäon in Folge der Ermordung ſeiner eignen Mutter in Wahnſinn verfallen war, ging er zu Phegeus und ließ ſich von ihm vom Morde reinigen, heirathete dafür auch ſeine Tochter, der er dann auch das berühmte Halsband der Harmonia ſchenkte. Vgl. den Artikel Alkmaeon. *Paus.* IX, 41, 2. (*H.*)

PHEGIA (*Φηγία*), wird als früheſter Name der arkadiſchen Stadt Pſophis angegeben, welche an Kleitor grenzte und für eine ſehr alte Gründung der Arkader aus Azania gehalten wurde. Über ihren Gründer gewähren die Alten verſchiedene Sagen; ſ. Hoffmann, Griech. S. 1150. Über die Urheber der Namen Pſophis und Phegia ſ. *Pausan.* VIII, 24, 1. (*Krause.*)

Phegopteris *Presl.*, ſ. Polypodium.

Phegor, ſ. v. w. Pheor, Peor, ſ. Bel.

PHEGUS (*Φηγοῦς*), ein zum Erechtheiſchen Stamme (*φυλή*) gehörender attiſcher Demos, ſehr nahe an Marathon; er lag zwiſchen Maralhon und Kraphen. Ein Demotes deſſelben wurde *Φηγούσιος* genannt; ſ. *Steph. Byz.* s. v., *Harpocr.*, *Suid.*, Lexicon *Sequer.* p. 338. *Böckh*, C. I. n. 150. 183., Roß, Demen von Attika. S. 100 und 138. (*Krause.*)

PHEIA (*Φειά*), ein Vorgebirge oder eine Landſpitze in Piſatis, mit einem Städtchen (*πολίχνη*) gleichen Namens am Fluſſe Jardanos, welches bereits im Homeriſchen Epos erwähnt wird (*Φειᾶς παρ' τείχεσσιν, Ἰαρδάνου ἀμφὶ ῥέεθρα* Il. VII, 135). Einige nahmen Pheia als den Anfangspunkt von Piſatis. (*Strab.* VIII, 3, 343 *Cas.*) Gegenwärtig wird der Hafen dieſes Ortes Khortas genannt. Im erſten Jahr des peloponneſiſchen Krieges landete hier die attiſche Flotte und eroberte dieſen feſten Platz, wurde aber durch die Macht der Meſſenier und Eleier wieder verdrängt. (*Thucyd.* II, 25.) Hier wird die *ἄκρα* Pheia und das Städtchen Pheia mit einem Hafen unterſchieden. In der Nähe lag das Vorgebirge Ichthys (*ἡ Ἰχθύς*). Nach Agathemerus (1, 5. p.

Digitized by Google

194 *Gron.*) lag diesem Vorgebirge Zakynthos gegenüber. Ein hier liegendes Castell führt jetzt den Namen Torneſa. (*Krause.*)

PHEIDAS (*Φείδας*), Anführer der Böoter vor Troja, bei *Homer*, Il. XIII, 691. (*H.*)

PHEIDIADES (*Φειδιάδης*), ein Athener, gegen den Dinarch eine Rede gehalten hat. (*H.*)

PHEIDIAS. A. Sein Leben und die Chronologie ſeiner Werke. Pheidias nannte ſich in der Unterſchrift des olympiſchen Zeusbildes ſelbſt *Χαρμίδου υἱὸς* und *Ἀθηναῖος* (*Paus.* V, 10, 2). In ſeiner Familie ſcheint der Kunſtbetrieb erblich geweſen zu ſein, da auch ſein Vetter oder Bruder Panänos ein berühmter Maler war, die Nachkommen des Pheidias aber das erbliche Geſchäft der *φαιδρυνταί* beim Zeusbilde zu Olympia hatten und dabei der Athena Ergane opferten, wie es auch in der Zunft der attiſchen Dädaliden üblich war [1]). Den Panänos nennt Strabo (VIII. p. 354 A) einen Vetter des Pheidias (*ἀδελφιδοῦς*), die meiſten Schriftſteller aber ſeinen Bruder, was ſich aus dem weitern Sprachgebrauche bei Griechen und Römern, *ἀδελφός* für *ἀδελφιδοῦς* und frater für frater patruelis zu ſagen, ohne daß eine Änderung in den Texten nothwendig wäre, erklären läßt [2]). Die Chronologie des Pheidias, ſeines Lebens und ſeiner Werke iſt leider in manchen Hauptpunkten recht ſchwierig. Plinius beſtimmt (H. N. XXXIV, 8, 49) die Zeit ſeiner Blüthe auf Ol. 84, womit die beſte Zeit der Perikleiſchen Staatsverwaltung bezeichnet iſt, mit welcher die Blüthe unſers Künſtlers allerdings zuſammenfällt. Die Zeit ſeiner Geburt und ſeines erſten Auftretens hat man beſonders nach folgenden zwei Angaben zu beſtimmen geſucht. Einmal ſagt Pauſanias (I, 28, 2) die eherne Koloſſalſtatue der Pallas, welche Pheidias gearbeitet, ſei von dem Zehnten der marathoniſchen Kriegesbeute geweiht geweſen: und zweitens erzählt Plutarch (Pericl. 31), es ſei dem Pheidias beſonders verdacht worden, daß er bei dem chryſelephantinen Pallasbilde im Parthenon, wo am Schilde die Amazonenſchlacht ausgeführt war, ſich ſelbſt in der Geſtalt eines kahlköpfigen Alten, den Perikles aber in ſehr ſchöner Bildung angebracht habe [3]). Die letztere Statue wurde nach ſichern Nachrichten Ol. 85, 3 aufgeſtellt, zu welcher Zeit alſo Pheidias bereits bei vorgeſchrittenen Jahren war. Was jene Stelle betrifft, ſo haben Thierſch (Epochen S. 113 fg.) und Müller (de Phidiae vita et operibus) ſehr verſchiedene Folgerungen daraus gezogen. Jener ſetzt, in der Meinung, daß das Werk, welches zur Verherrlichung der marathoniſchen Schlacht dienen ſollte, nicht gar lange nach derſelben in Arbeit genommen werden mußte, das erſte künſtleriſche Auftreten des Pheidias ſehr früh, ſodaß er Ol. 85, 3 allerdings ſchon bei guten Jahren, aber vollends um die Zeit, als er in Olympia das Zeusbild arbeitete, um Ol. 86 nämlich, ein Greis hätte ſein müſſen. Wogegen freilich nicht in ſofern hartnäckig zu widerſprechen iſt, als ob Pheidias wegen eines hohen Alters nicht mehr hätte fähig ſein können, ein ſolches Werk zu ſchaffen, oder ſein Gemüth der Liebe hinzugeben, wie er damals zu Olympia den ſchönen Knaben Pantarkes mit Innigkeit liebte, da ſich ja mit manchen Beiſpielen aus der griechiſchen Kunſt- und Dichtergeſchichte beweiſen läßt, daß ſich in dieſem reichbegabten Volke ſowol die Productivität als die Erregbarkeit der Empfindung, wo ſie einmal bei glücklicher Anlage gegeben war, bis in das höchſte Alter ausdauernd erhielt. Allein jene Vorausſetzung hinſichtlich der Siegesdenkmale der marathoniſchen Schlacht iſt in mehr als einer Hinſicht unbegründet. Erſtens wird dieſe Schlacht und ihre Beute bei ſo außerordentlich vielen Denkmälern als Veranlaſſung genannt, daß ſchon daraus hervorgeht, daß man bei ſolchen Weihungen nicht immer ſpeciell blos an dieſen Sieg dachte, ſondern an jene Perſerkriege überhaupt, in welchen der marathoniſche Sieg, da hier die Athenienſer dem Feinde allein gegenüber geſtanden hatten, von ihnen mit Recht als das glorreichſte Ereigniß angeſehen wurde; daher auch ſonſt die Kämpfer von Marathon für die Generation jener mannlichen Zeiten überhaupt genannt werden und ein ähnlicher Sprachgebrauch ſich auch in andern Verbindungen nachweiſen läßt [4]). Zweitens aber kommt es ja bei dieſer Frage nicht auf die Zeit, wann der Sieg gewonnen wurde, ſondern auf die Periode an, wo man die

1) *Paus.* V, 14, 5. Vergl. *Muller*, De Phidiae vita. p. 122. (Commentat. Soc. Gott. Rec. Vol. VI.) und allgem. Encykl. III, 10. S. 81. 2) Vergl. Böttiger, Archäol. der Malerei. S. 242. Eckſtein, Allgem. Encykl. III, 10. S. 259 fg. Bei Plutarch (De glor. Athen. c. 2) erſcheint ein Bruder des Pheidias, *Πανσαίνεος*, der auch Maler geweſen. Aber gewiß iſt *Πανσνος* zu ſchreiben, welcher Name in den Manuſcr. auch ſonſt verſchiedentlich verſchrieben wird, in *Πάνδεινος*, *Πάνδαινος*, *Πάνταινος*. 3) *Οἱ τὴν πρὸς Ἀμαζόνας μάχην ἐν τῇ ἀσπίδι ποιῶν αὐτοῦ τινα μορφὴν ἐνετύπωσε πρεσβύτου φαλακροῦ πέτρον ἐπιχειροῦντος δὲ ἀμφοτέρων τῶν χειρῶν καὶ τοῦ Περικλέους εἰκόνα παγχάλκην ἐνέθηκε μαχομένου πρὸς Ἀμαζόνα. τὸ δὲ σχῆμα τῆς χειρὸς ἀνατεινούσης ὅπλον πρὸ τῆς ὄψεως τοῦ Περικλέους πεποιημένον εὐμηχάνως οἷον ἐπιχρύπτειν βούλεται τὴν ὁμοιότητα παραφαινομένην ἑκατέρωθεν.*

4) Müller (De Phid. vita et oper. p. 137), welcher aber die marathoniſche Beute zu ſehr in Abrede ſtellt; ſ. *Brunn*, Artif. lib. Gr. temp. (Bonn 1843. p. 30 sq.), wo auch noch mehr Stellen über jenen weitern Sprachgebrauch angeführt ſind. Wenn Demoſthenes (*παραπρ.* §. 272. ed. *Bekk.*) ſagt: *Ἡ μεγάλη Ἀθηνᾶ, ἣν ἀριστεῖον ἡ πόλις τοῦ πρὸς βαρβάρους πολέμου, δύντων τῶν Ἑλλήνων τὰ χρήματα ταῦτ' ἀνέθηκαν*, ſo dachte er dabei an die Vertheilung der Beute nach der Schlacht bei Platää; ſ. *Herod.* IX, 81. Wie willkürlich übrigens mit ſolchen Traditionen verfahren wurde, ſieht man aus Schol. *Demosth.* contra Androt. p. 597. ed. *Reiske*. *Παρθενὼν ναὸς ἦν ἐν τῇ ἀκροπόλει παρθένου Ἀθηνᾶς, περιέχων τὸ ἄγαλμα τῆς θεοῦ, ὅπερ ἐποίησεν ὁ Φειδίας ὁ ἀνδριαντοποιὸς ἐκ χρυσοῦ καὶ ἐλέφαντος· τρία γὰρ ἀγάλματα ἦν ἐν τῇ ἀκροπόλει τῆς Ἀθηνᾶς ἐν διαφόροις τόποις, ἓν μὲν ἐξ ἀρχῆς γενόμενον ἐξ ἐλαίας, ὅπερ ἐκαλεῖτο Ἡρακλείδος Ἀθηνᾶς διὰ τὸ αὐτῆς εἶναι τὴν πόλιν, δεύτερον δὲ τὸ ἀπὸ χαλκοῦ μόνου, ὅπερ ἐποίησαν νικήσαντες οἱ ἐν Μαραθῶνι, ἐκαλεῖτο δὲ τοῦτο Προμάχου Ἀθηνᾶς, εὐ τρίτον ἐποίησαντο ἐκ χρυσοῦ καὶ ἐλέφαντος ὡς πλουσιώτεροι γενόμενοι ἀπὸ τῆς ἐν Σαλαμῖνι νίκης, ὅθεν καὶ μείζων ἡ νίκη, καὶ ἐκαλεῖτο Παρθένου Ἀθηνᾶς.* Die Beziehung dieſer letzten Statue auf den ſalamiſiſchen Sieg iſt ſonſt ganz unerhört. Ähnliche Stellen bei Schol. *Aristid.* Panath. p 320. ed. *Dindorf.*, wo die eherne Koloſſalſtatue für ein Werk des Praxiteles erklärt wird.

Digitized by Google

Denkmäler der Siege über die Perſer aufzurichten pflegte[5]), welche jedenfalls nicht eher als in der Staatsverwaltung des Kimon geſucht werden darf, wie gleich weiter ausgeführt werden ſoll. Endlich iſt es nicht einmal wahrſcheinlich, daß jene Koloſſalſtatue der Pallas das erſte Werk des Pheidias war, daher ſich auch ſein erſtes Auftreten als Künſtler nicht danach beſtimmen läßt. Genug, wenn man die Zeitverhältniſſe recht bedenkt, ſo wird man die Arbeit an dieſem Standbilde etwa um Ol. 78 ſetzen können. Nehmen wir ferner an, daß Pheidias damals etwa 25 Jahre alt war, ſo würde ſeine Geburt um Ol. 71 fallen[6]), um dieſelbe Zeit, als Sophokles geboren wurde, welcher auch grade Ol. 78 ſeinen erſten Sieg gewann. Um Ol. 85, 3, wo die Statue der Parthenos aufgerichtet wurde, hätten wir einen Mann um die Mitte der Funfziger, wozu das kahlköpfige Haupt und das Altersverhältniß, in welches ſich der Künſtler auf jenem Bildwerke zum Perikles ſetzte, ſchon paſſen würde. Um Ol. 86 wäre er in dem Ausgange der Funfziger geweſen, eine Lebensſtufe, welcher die Darſtellung eines Ideals von Macht und Weisheit, wie jenes Zeusbild war, ebenſo gut als die noch immer jugendliche Liebe zum Pantarkes entſpricht. Geſtorben wäre Pheidias im Eingange der ſechsziger Jahre; denn wir wiſſen, daß er Ol. 87, 1 geſtorben iſt, kurz vor dem Ausbruche des peloponneſiſchen Krieges.

Doch es iſt viel wichtiger und förderlicher, ſich mit möglichſter Lebendigkeit in die Zeiten zu verſetzen, in welchen Pheidias heranwuchs und als Künſtler auftrat, als feſte Zahlbeſtimmungen zu verſuchen, wo ſich nun einmal nichts Feſtes beſtimmen läßt. Folgen wir alſo von dem Ende der Perſerkriege an dem Gange der Ereigniſſe und ſuchen wir auf dieſe Weiſe für die Stellen und Gelegenheiten, wo Pheidias mit ſeinen Werken eingreift, den thatſächlichen und urſächlichen Zuſammenhang zu gewinnen.

Themiſtokles war es, der, nachdem die drohende Gefahr glücklich überſtanden war, zuerſt auf Wiederherſtellung und Befeſtigung Athens dachte. Natürlich war Sicherheit und Förderung der Seemacht zunächſt das Wichtigſte, und ſo ſehen wir denn auch dieſen Staatsmann ganz mit dem Mauerbau in der Stadt Athen ſelbſt und in der Hafenſtadt Peiräus beſchäftigt. Daß auch er ſchon eine allgemeinere Belebung des Kunſtſinnes im Auge gehabt, könnte man aus dem Umſtande folgern, daß er für Metöken und Arbeiter, die ſich nach Athen überſiedeln würden, Abgabenfreiheit bewirkte. Allein offenbar geſchah dieſes mehr um den Gewerbfleiß, als um die Kunſt zu fördern, und vornehmlich um dem neu zu begründenden Seeweſen ſoviel Kräfte als möglich zu gewinnen[7]). Daß man ſchon damals anfing, die zerſtörten Tempel wiederherzuſtellen, neue Götterbilder zu ſtiften, alſo in allerlei Kunſtthätigkeit ſich zu verſuchen, iſt wahrſcheinlich[8]). Aber nirgends findet ſich eine Andeutung, daß Themiſtokles bei den damals öffentlich unternommenen Arbeiten aus jener unmittelbar praktiſchen Aufgabe herausgetreten wäre, die ja überdies bedeutend genug war, um alle Mittel des jugendlich aufſtrebenden Staates vor der Hand in Anſpruch zu nehmen.

Deſto deutlicher erſcheint Kimon als derjenige, der zu dem Nützlichen auch das Schöne beförderte und unter den arbeitenden Claſſen die Künſtler nicht blos vollauf beſchäftigte, ſondern auch, wie den Polygnot von Thaſos, in ſeine unmittelbare Nähe zog und ſeiner Freundſchaft würdigte. Seine Thätigkeit für die Verſchönerung der Stadt im Sinne des gemeinnützigen und Kunſtintereſſes wird gewöhnlich neben der des Perikles zu wenig geſchätzt[9]). Dieſer Staatsmann fuhr theils fort, in dem Sinne des Themiſtokles zu wirken, indem er den Bau der Schenkelmauern vorbereitete, die Burg befeſtigte und der attiſchen Flotte durch ſeine Siege die Thalaſſokratie ſicherte, zugleich aber war er es, der beim innern Ausbau der Stadt zuerſt die Rückſicht auf das Schöne, Heitere und Würdige geltend machte, mit ſolcher Hingebung von ſeiner Seite und ſolchem Erfolge, daß durch ihn vorzüglich jener Sinn bei den Bürgern angeregt wurde, welcher hernach unter Perikles die ſchönſten Früchte tragen ſollte[10]). Er war es, der die Gärten bei der Akademie anlegte, auch die Agora im neuern Style begründete[11]),

5) Mit Recht ſagt Müller von dem olympiſchen Zeusbilde (p. 143): Sed e tempore praedae partae tempus templi et signi conditi nondum potest constitui, quum potissimum Eleos illam peruniam quodam modo sacram habuisse et ad sacros usus deposuisse credibile sit. Daſſelbe gilt aber von der marathoniſchen Beute und ihrer Anwendung. Nicht einmal die olympiſchen Siegerſtatuen wurden immer gleich nach gewonnenem Siege errichtet; ſ. *Brunn* l. c. p. 11 sq. 6) Müller ſetzt die Geburt des Pheidias um Ol. 73, die Arbeit an der Koloſſalſtatue der Pallas Promachos um Ol. 80. Brunn kommt zu dem Reſultate: Phidiam sub Ol. 70 natum circa Salaminiae pugnae tempus exercere coepisse.

7) *Diod.* XI, 43. *Ἔπεισε τὸν δῆμον καθ' ἕκαστον ἐνιαυτὸν πρὸς ταῖς ὑπαρχούσαις ναυσὶν εἴκοσι τριήρεις προσκατασκευάζειν καὶ τοὺς μετοίκους καὶ τοὺς τεχνίτας ἀτελεῖς ποιῆσαι, ὅπως ὄχλος πολὺς πανταχόθεν εἰς τὴν πόλιν κατέλθῃ καὶ πλείους τέχνας κατασκευάσωσιν εὐχερῶς. ἀμφότερα γὰρ ταῦτα χρησιμώτατα πρὸς ναυτικῶν δυνάμεων κατασκευὰς ὑπάρχειν ἔκρινεν.* 8) So iſt es eine wahrſcheinliche Vermuthung Brunn's (Artif. temp. p. 17), daß der Argiver Ageladas damals nach Athen gekommen und ſeinen Herakles *Ἀλεξίκακος* für das Quartier Melite gearbeitet habe. Von ältern attiſchen Künſtlern, welche zum Theil in dieſe Zeit fallen und gleichfalls vorzüglich von den einzelnen ſtädtiſchen Quartieren, Innungen, den Demen, den Privaten, aber noch nicht vom Staate beſchäftigt werden mochten, ſ. unten. Als ein Werk aus der Zeit des Themiſtokles könnte man den Hermes *ἀγοραῖος* anführen, welcher nach Philochorus bei *Harpocr.* v. *Ἑρμῆς ὁ πρὸς τῇ πολίδι, Ἱερὸς τῇ π. Ἑρμῆς* und *Hesych.* v. *ἀγορ.* geweiht wurde *ἀρξαμένων τείχίζειν τὸν Πειραιᾶ*. Indeſſen dieſes geſchah vor den Perſerkriegen (*Siebelis* p. 49), und der Archont *Κεφισός* iſt entweder der Archont Hybrilides, Ol. 72, 2, oder wenig ſpäter zu ſetzen, *Böckh*, De archont. Att. pseudonym. p. 131, in den Schriften der Akad. v. J. 1827. 9) Am meiſten von *Böttiger*, Andeutungen zu 24 Vorträgen über die Archäol. S. 65 fg. 10) *Plut.* Cim. c. 13. *Πρῶτος δὲ ταῖς λεγομέναις ἐλευθερίοις καὶ γλαφυραῖς διατριβαῖς, αἳ μικρὸν ὕστερον ὑπερφυῶς ἠγαπήθησαν, ἐκαλλώπισε τὸ ἄστυ, τὴν μὲν ἀγορὰν πλατάνοις κατεφυτεύσας, τὴν δ' Ἀκαδήμειαν ἐξ ἀνύδρου καὶ αὐχμηρᾶς κατάρρυτον ἀποδείξας ἄλσος ἡσκημένον ὑπ' αὐτοῦ δρόμοις καθαροῖς καὶ συσκίοις περιπάτοις.* 11) Dieſen ältern und jüngern Bauſtyl deutet Pauſanias wiederholt an. Nach dem ältern pflegte der Markt in Kreuz- und Querwegen mit Stoen durchzogen zu ſein, nach dem jüngern war in der Mitte ein freier, mit Bäumen bepflanzter Platz, ringsum Stoen und Prachtgebäude.

Digitized by Google

indem er sie mit Baumpflanzungen versah und mit Prachtgebäuden umgab, darunter besonders das Theseum Ol. 77, 4 entstand und die Pökile um dieselbe Zeit von den bedeutendsten Malern der Zeit, Polygnot von Thasos, Mikon und Panänos ausgemalt wurde[11]). Von Kimon stammen auch die ersten bedeutenden Bauten an der Burg, wie besonders die nach ihm benannte Mauer, das Theater des Dionysos und der Tempel der Nike Apteros, welche sämmtlich um Ol. 78 erbaut wurden; dieser Tempel namentlich, welcher die Vollendung der Kimonischen Burgmauer voraussetzt, in Folge und zum Andenken desselben Sieges am Eurymedon, der nebst dem um einige Jahre früheren Siege am Strymon damals und auf lange Zeit die glänzendste Waffenthat Athens war[12]).

Wie aber Kimon's ganze Politik darauf abzielte, Einigkeit unter den Griechen zu erhalten und den gemeinschaftlichen Feind aller, den Perserkönig aus ganzer Kraft zu bekämpfen, so mußte ihm auch besonders darum zu thun sein, das Andenken an die glorreichen Ereignisse der letzten Vergangenheit, die Schlachten bei Marathon, Salamis, Platää, auf alle Weise festzuhalten und zu beleben, wie darauf denn auch jene Bauten an der Burg hindeuten und der Decorationsstyl solcher Werke, die unter ihm ausgeführt wurden. Überall sind es die Schlachten und Siege der Athenienser, mythische mit den historischen verflochten, welche seit jener Zeit den Gebäuden zur Verzierung dienten, und Panänos malte in der Pökile die marathonische Schlacht[13]). So werden wir denn auch von den Werken des Pheidias diejenigen, welche eine Beziehung auf die Perserkriege und namentlich auf diese Schlacht haben, mit einiger Sicherheit auf die Periode des Kimon beziehen dürfen.

Auf dieselbe Zeit führt aber auch noch ein anderes Werk von ihm, von dem wir zuerst sprechen, weil er damit beim Anfange seiner künstlerischen Laufbahn beschäftigt gewesen sein soll. Plinius nämlich sagt (H. N. XXXV, 8, 54), man fange die Geschichte der Malerei bei den Griechen gewöhnlich zu spät an, cum et Phidiam ipsum *initio* pictorem fuisse tradatur *Olympium*que Athenis ab eo pictum, praeterea in confesso sit octogesima tertia fuisse fratrem ejus Panaenum, qui clypeum intus pinxit Elide Minervae, quam fecerat Colotes, Phidiae discipulus et in faciendo Jove Olympio adjutor. Man las hier vor Gronov *clypeum*que, was Böttiger (Ideen z. Archäol. d. Mal. S. 246) mit Unrecht für die schlechtere Lesart hält, da vielmehr die besten Handschriften (Cod. Bambergensis, auch Monac. und Edit. pr.) so haben, daher diese Lesart neuerdings in Brunn (Artif. temp. p. 29) einen Vertheidiger gefunden hat[15]). Es sei, meint dieser Gelehrte, von dem Schilde der ehernen Kolossalstatue der Pallas Promachos die Rede, von demselben, an welchem später durch den Künstler Mystoreutische Verzierungen angebracht wurden, zu welcher Zeit also jene Malereien bereits verdorben gewesen sein müßten. Allein was sollen Malereien an einem ehernen Schilde? Denn mit denen des Panänus an dem Schilde der Minerva zu Elis ist es ein ganz anderes Ding, da diese Statue von Gold und Elfenbein war. Ferner geht die Kraft des Wortes initio so ganz verloren, und nach clypeumque dürfte jedenfalls der Zusatz wenigstens von Minervae nicht fehlen. Wir bleiben also bei der recipirten Lesart, für welche nach mancherlei frühern Schwankungen[16]) F. Jacobs zuerst die richtige Erklärung gefunden hat. Es ist von dem durch Peisistratos und seine Söhne gebaueten Olympieion die Rede, welches nachmals unvollendet blieb, bis erst Antiochus Epiphanes und Hadrian das großartige Gebäude vollständig ausführten. Eine andere Frage ist, an welchen Theilen dieses Gebäudes Pheidias als Maler beschäftigt war, ob an den äußern Baugliedern, oder an den innern Wänden? Gewiß an letztern, wo seine Thätigkeit so zu denken ist, wie die des Polygnot im Theseion, Anakeion, der Pökile, der Lesche zu Delphi und bei andern Werken der Art, die damals etwas so Gewöhnliches waren[17]). Aber eine dritte Frage ist, wann Pheidias dort beschäftigt gewesen sein kann? Zu Anfang seiner künstlerischen Laufbahn, sagt Plinius. Im Übrigen hilft das weiter, was wir sonst von der Geschichte jenes Gebäudes wissen. Nach Vitruv war die Republik Schuld an der Unterbrechung, d. h., man verschmähete einen Bau zu vollenden, wozu Tyrannen den Grund gelegt hätten[18]). Allein nichtsdestoweniger war ja Pheidias noch dabei beschäftigt. Es können sich also jene dem Andenken des Peisistratus so feindseligen Tendenzen erst zu einer gewissen Zeit der attischen Republik ausgebildet haben, und wir werden nicht irren, wenn wir dieses dem persönlichen Einflusse des Perikles zuschreiben. Plutarch berichtet von diesem, er habe dem Peisistratus so ähnlich gesehen und auch in seiner Sprache und Rede so sehr an diesen Herrscher erinnert, daß alte Leute darüber ganz erstaunt waren[19]). Dies hielt ihn lange zu-

In diesem Sinne ist wol auch die *ἀρχαία ἀγορά* in der vielbesprochenen Stelle bei *Harpocr.* v. *Πάνδημος Ἀφροδίτη* zu verstehen.

12) *Plut.* Cim. 4. *Harpocr.* p. 155, 25. *Plin.* H. N. XXXV, 9, 59. Hic (Polygnotus) Delphis aedem pinxit, hic et Athenis porticum, quae Poecile vocatur, gratuito, cum partem ejus Micon mercede pingeret. Vel major (so haben die besten Manuscr.) huic auctoritas, siquidem Amphictyones, quod est publicum Graeciae concilium, hospitia ei gratuita decrevere, wo doch wol an Miken zu denken ist. 13) Roß in der historischen Einleitung des Werkes über den Tempel der Nike Apteros. (Berlin 1839.) Über das *Κιμώνιον τεῖχος* derſ. im Kunstblatte 1835. Nr. 31 und 76. 14) s. Eckstein im Art. Panänus, A. Encykl. III, 10. S. 260 und O. Jahn, Archäol. Aufsätze. S. 16 fg.

15) Vor ihm schon an Jan (Kunstbl. 1832. Nr. 44), der aber bei Sillig (*Plin.* Vol. V. p. 419) sein Urtheil zurücknimmt. 16) s. Böttiger, Archäol. der Mal. S. 246. Der Aufsatz von F. Jacobs steht in Böttiger's Amalthea. II. S. 247 fg. und in den vermischten Schriften. 5. Bd. S. 499—516, wo nachträglich bemerkt wird, daß auch Siebelis im Sachregister zu Winckelmann's Werken (8. Bd. S. 324) bereits diese Ansicht ausgesprochen hatte. 17) Vergl. Rathgeber im Art. Olympieion, A. Encykl. III, 3. S. 193. 18) *Vitruv.* Praef. L. VII, 15. Propter interpellationem reipublicae incepta reliquerunt. Ein Scholien zu Lucian's Icarom. (p. 204 ed. *Jacobitz*) nennt als Grund der Unterbrechung die Unerschwinglichkeit der Baukosten, wovon aber in jener wohlhabenden und bautustigen Zeit nicht wohl im Ernste die Rede gewesen sein kann. 19) *Plut.* Pericl. 7. *Ὁ δὲ Περικλῆς νέος μὲν ὢν*

Digitized by Google

rück, sich ernsthaft um die Volksgunst zu bemühen. Kein Wunder also, wenn er bei seinem Auftreten als Staatsmann jede Anknüpfung an das Gedächtniß der Zeit vermied, und darum auch die noch bis dahin fortgesetzten Arbeiten am Olympieion liegen ließ [20]). Mithin werden wir auch auf diesem Wege für jene Arbeit des Pheidias auf die Zeit des Kimon gewiesen, wo man in der Fortsetzung ebenso wenig Arg hatte, als die römische Republik Bedenken nahm, sich den von den Tarquiniern erbauten Tempel des capitolinischen Jupiter anzueignen. Da aber Pheidias mit seinen Materein zuerst (initio) auftrat, so müssen wir jedenfalls noch über die früher für das Kolossalbild der Pallas angenommene Zeit hinausgehen, diese Arbeit also etwa um Ol. 77 ansetzen.

Von seinen statuarischen Arbeiten werden die aus dem Zehnten der marathonischen Siegesbeute geweihten Bilder zu Delphi, von denen Pausanias (X, 10, 1) berichtet, mit die ältesten gewesen sein. Sie standen auf einem Postamente, auf welchem eine Inschrift ausdrücklich auf die Schlacht bei Marathon hinwies, daher Pausanias auch hinzufügt, man könne sich hier wirklich darauf verlassen, daß das Werk aus dem Zehnten dieser Siegesbeute ausgeführt sei [21]). Es waren Bilder der Athene, des Apoll (als der beiden Hauptgottheiten von Athen und Delphi), des Miltiades, und endlich der zehn Heroen, nach welchen die Phylen der attischen Bürgerschaft und der Schlachtordnung bei Marathon ihre Namen führten. Leider setzt Pausanias weder bei diesem noch bei sonst einem der frühern Werke des Pheidias etwas über den Styl hinzu, ob er noch dem der ältern Kunst ähnlich gewesen und in welchem Grade er schon die eigenthümlichen Merkmale des Meisters aufgewiesen habe.

Von seinen Pallasstatuen galt die zu Pellene in Achaja für ältter als die Statue zu Athen und ein ähnliches Werk, das er für den Tempel der Athene Ἀρεία in Platää gearbeitet hatte; s. *Paus.* VII, 27, 1. Am Wege dicht bei Pellene lag ein Tempel der Athene und darin befand sich ein chryselephantines Bild, *Φειδίαν δὲ εἶναι τὸν εἰργασμένον φασί, πρότερον, ἔτι ἢ ἐν τῇ ἀκροπόλει τε αὐτὸν τῇ Ἀθηναίων καὶ ἐν Πλαταιαῖς ποιῆσαι τῆς Ἀθηνᾶς τὰ ἀγάλματα.* Der Tempel zu Platää soll auch von der marathonischen Siegesbeute erbaut sein, nämlich von dem Antheile der Platäer daran [22]). Das Bild wird von Pausanias (IX, 4, 1) so beschrieben: *τὸ μὲν δὴ ἄγαλμα ξόανόν ἐστιν ἐπίχρυσον, πρόσωπον δὲ οἱ καὶ χεῖρες ἄκραι καὶ πόδες λίθου τοῦ Πεντελησίου εἰσί. μέγεθος μὲν οὐ πολὺ δή τι ἀποδέει τῆς ἐν ἀκροπόλει χαλκῆς, ἣν καὶ αὐτὴν Ἀθηναῖοι τοῦ Μαραθῶνι ἀπαρχὴν ἀγῶνος ἀνέθηκαν.* Man könnte, da in dieser Stelle ausdrücklich die eherne Statue der Promachos genannt wird, annehmen, daß diese auch in jener Stelle zu verstehen sei, und so geschieht es meistens. Da aber das Bild zu Pellene ein chryselephantines war, so ist es fast wahrscheinlicher, daß Pausanias es mit dem Bilde im Parthenon vergleichen wollte, sodaß der Sinn wäre, es sei älter als dieses und das etwa gleichzeitig oder etwas früher gearbeitete Bild zu Platää, welches dann nur rücksichtlich der Größe mit der ehernen Kolossalstatue verglichen wurde. So wenig ausreichend sind die meisten Notizen über Kunstwerke, wenn man sich nach genauern Bestimmungen umsieht. Indessen steht fest, daß die kolossale Pallas Promachos auf der Burg eins der ältesten Werke des Pheidias war, dessen Aufstellung wahrscheinlich um dieselbe Zeit erfolgte, als die Kimonische Mauer vollendet und der Tempel der Nike Apteros erbaut war, d. h. um Ol. 78, noch vor Erbauung des Parthenon.

So finden wir Pheidias schon in dieser Periode mit der künstlerischen Durchbildung der in zwei der wichtigsten Gottesdienste Griechenlands gegebenen religiösen Vorstellungen beschäftigt, von denen er der Pallas auch in der nächsten Periode seine besten Kräfte widmete, während er mit der Verherrlichung des olympischen Zeus seine Laufbahn beschloß, wie er sie damit eröffnet hatte.

Kimon starb Ol. 82, 4, hatte aber schon früher dem Perikles weichen müssen. Wie schon dessen Antheil am Bau der langen Mauern seit dem Ausgange der 80. Olympiade beweist, daß er seinen Nebenbuhler nicht blos aus der Gunst des Volks, sondern auch aus seinen Bauplanen verdrängte, so erscheint Perikles um dieselbe Zeit in allen Beziehungen als derjenige, welcher die große Aufgabe einer durchgreifenden Wiederherstellung und Verschönerung Athens ganz unter seine persönliche Thätigkeit gebracht hatte. Auch Perikles hielt noch eine Zeit an den Erinnerungen der Perserkriege fest [23]), allein sehr bald nahm die Kunst unter ihm eine ganz freie und unabhängige Stellung, wobei es, wie bei der Politik des Perikles, auf etwas rein und ausschließlich Attisches abgesehen war, Wiederherstellung der noch zertrümmerten Heiligthümer im Sinne der neu belebten Kunst, Verzierung vor Allem der Burg, als des sacralen Mittelpunktes von Athen und Attika, Darstellung und Ausbildung des Athenaideales nach allen Seiten und Beziehungen, als derjenigen Religion, in welcher sich das geistige, historische und selbst

---

αφόδρα τὸν δῆμον ἐλάβετο. καὶ γὰρ ἔδοξεν Πεισιστράτῳ τῷ τυράννῳ τὸ εἶδος ἐμφερὴς εἶναι, τήν τε ὥραν ἡδίαν οὖσαν αὐτοῦ καὶ τὴν γλῶτταν εὔτροχον ἐν τῷ διαλέγεσθαι καὶ ταχεῖαν οἱ αφόδρα γέροντες ἐξεπλήττοντο πρὸς τὴν ὁμοιότητα.

20) Man könnte dagegen erinnern, auch das Lykeion scheine von Pisistratus angefangen, von Perikles beendet zu sein; s. *Harpocr.* v. *Λύκειον* und Schol. *Lucian.* p. 100. ed. *Jacobitz.* *Ἐν τῶν παρὰ Ἀθηναίοις γυμνασίων ἐστὶ τὸ Λύκειον. ὁ Θεόπομπος ἐν τῇ κα' Ἱστοριῶν ποιῆσαι τὸ Λύκειον, Φιλόχορος δὲ ἐν τῇ δ' Περικλέους φησὶν ἐπισκευάσαι αὐτὸ γενέσθαι.* Allein ein Gymnasium hat eine ganz praktische Bedeutung, Zeusdienst und Herrschaft aber waren in den Vorstellungen der Griechen unzertrennlich. 21) *Τῷ βάθρῳ δὲ τῷ ὑπὸ τὸν ἵππον τὸν δούρειον δή, ἐπιγράμμα μέν ἐστιν ἀπὸ δεκάτης τοῦ Μαραθωνίου ἔργου τεθῆναι τὰς εἰκόνας. — Τοὺς μὲν δὴ κατειλεγμένους Φειδίας ἐποίησε καὶ ἀληθεῖ λόγῳ δεκάτη καὶ οὗτοι τῆς μάχης εἰσίν:* worin deutlich eine skeptische Ansicht über andere Bilder der Art ausgesprochen ist.

22) Nach Plutarch (Aristid. c. 20) von der Beute bei Platää. 23) So stellten die Metopen an der westlichen Seite des Parthenon wahrscheinlich gleichfalls Scenen aus der marathonischen Schlacht dar. Und noch unter den Bildwerken am Throne des olympischen Jupiter's hatte Panänos ein Denkmal des salaminischen Sieges gemalt.

Digitized by Google

das materielle Leben des attischen Staates und Volkes nach seiner idealen Begründung am meisten gesammelt fand. Nun entstanden die Gebäude zu Eleusis, der Parthenon und die Propyläen, das Odeum, der Athenatempel zu Sunium, andere Heiligthümer in den Demen: Unternehmungen, welche meistens in den fünf Olympiaden vor dem peloponnesischen Kriege Ol. 82—87 angefangen und vollendet wurden. Welche Kunstthätigkeit das veranlaßte, wie viel Künstler dadurch beschäftigt, erweckt, geschult wurden, welch ein Leben, welche Industrie und Concurrenz das in ganz Athen, namentlich unter die arbeitenden Classen brachte, das kann man sich von selbst denken und ist von Plutarch in einer beredten Schilderung ausgeführt [24]). Pheidias aber stand in dieser Periode in der Blüthe seiner Thätigkeit und seines Ansehens. Er hatte sich als einen Künstler ersten Ranges bereits bewährt, war dem Perikles nahe befreundet, und ward durch diesen die Seele aller Unternehmungen, sodaß man sich seine Stellung zu den übrigen Künstlern Athens ganz so wird denken können, wie die Rafael's zu der römischen Kunstwelt unter Leo X. [25]). Auch die großen Baukünstler der Zeit, Kallikrates, Iktinos und Mnesikles, ordneten sich ihm willig unter, überdies waren ihm natürlich eine Menge älterer und jüngerer Künstler untergeben, die unter seiner Aufsicht und nach seinen Planen arbeiteten, die ältern in ihrer Weise, wie man von dieser ältern Schule an den Sculpturen des Parthenon hin und wieder noch deutliche Spuren bemerkt, die jüngern im Geiste des großen Meisters, sodaß sich von selbst eine bedeutende Schule um ihn bildete. Wie lebendig der persönliche Verkehr zwischen Perikles und Pheidias war, wie häufig namentlich der Staatsmann den Künstler in seiner Werkstätte besuchte, um die Fortschritte der unter seinen Auspicien unternommenen, von dem Freunde ausgeführten Werke zu beobachten, beweisen die ärgerlichen Gerüchte, welche bereits damals von den Neideen des Pheidias, an denen es bei einer solchen Stellung natürlich nicht fehlte, ausgesprengt und von der allezeit mediſanten Komödie begierig aufgegriffen wurden [26]). Werke des Pheidias aus dieser Periode sind zunächst gewiß die Mehrzahl derjenigen Statuen, welche außer den bereits aufgeführten und dem olympischen Zeus und einigen andern für Elis gearbeiteten Statuen noch sonst genannt werden. Dann darf das großartig durchgeführte Ornamentalsystem des Parthenon mit allen seinen Figuren in den Giebelfeldern, Metopen und Friesen, dessen zahlreiche Reste uns eine so bedeutende Einsicht in den Geist dieser Kunstperiode gestatten, jedenfalls nach der Erfindung, Zeichnung und Anordnung als Werk des Pheidias angesehen werden, mag er gleich bei der technischen Ausführung nur hin und wieder seine Hand mit angelegt haben. Ganz besonders aber wird ihm immer die Tempelstatue der Pallas, welche im Parthenon stand, als sein eigenthümliches Werk zugeschrieben, vermuthlich deshalb, weil in der officiellen Abrechnungsurkunde, die von der Perikleischen Staatsverwaltung her nachmals vorhanden war, Pheidias als derjenige genannt wurde, welcher dieses Werk nach einem Contracte unternommen und vollendet hatte [27]); eine Unternehmung, welche ihm nachmals den bittersten Verdruß bereiten und sogar das Leben kosten sollte. Aus den Nachrichten, welche auf Grundlage jener Urkunde über dieses Bildwerk erhalten sind, bemerken wir hier blos, daß Pheidias 44 Talente Goldes auf das Bild der Göttin verwendet hatte [28]), und daß das Bild im Archontate des Theodoros, Ol. 85, 3, im Tempel aufgestellt wurde [29]). Als eine zur Bestimmung des Alters, in welchem Pheidias um diese Zeit stand, wichtige Thatsache ist bereits angeführt, daß er sich am Schilde als kahlköpfigen Alten, den Perikles dagegen als einen Mann in den besten Jahren angebracht hatte.

Wir treten jetzt in eine dritte Periode der künstlerischen Entwickelung des Pheidias, wobei ein kurzer Rückblick auf die frühern Stadien seiner Entwickelung am Orte sein wird. In der ersten Periode, unter Kimon, sehen wir ihn ganz der Richtung der Kimonischen Staatsverwaltung überhaupt, der Verherrlichung der Siege über

24) Vit. Pericl. c. 12. *Ὅπου γὰρ ὕλη μὲν ἦν λίθος, χαλκὸς, ἐλέφας, χρυσὸς, ἔβενος, κυπάρισσος, αἱ δὲ ταύτην ἐκπονοῦσαι καὶ κατεργαζόμεναι τέχναι, εἰκόνες, πλάσται, χαλκοτύποι, λιθουργοὶ, βαφῆς, χρυσοῦ μαλακτῆρες καὶ ἐλέφαντος, ζωγράφοι, ποικίλαι, τορεῖαι, πόμποι δὲ τούτων καὶ κομισταὶ, ἔμποροι καὶ ναῦται καὶ κυβερνῆται κατὰ θάλατταν, οἱ δὲ κατὰ γῆν ἁμαξοπηγοὶ καὶ ζευγοτρῦφοι καὶ ἡνίοχοι καὶ καλωστρόφοι καὶ λινουργοὶ καὶ σκυτοτόμοι καὶ ὁδοποιοὶ καὶ μεταλλεῖς· ἑκάστη δὲ τέχνη, καθάπερ στρατηγὸς ἴδιον στράτευμα, τὸν ὑπηκόον ὄχλον καὶ ἰδιώτην συντεταγμένον εἶχεν, ὄργανον καὶ σῶμα τῆς ὑπηρεσίας γινόμενον. εἰς πᾶσαν ὡς ἔπος εἰπεῖν ἡλικίαν καὶ φύσιν αἱ χρεῖαι διένεμον καὶ διέσπειρον τὴν εὐπορίαν.* Vergl. Böttiger, Andeutungen. S. 71 fg. 25) *Plut.* Vit. Pericl. c. 13. *Πάντα δὲ διεῖπε καὶ πάντων ἐπεσκόπει ἦν αὐτῷ Φειδίας, καίτοι μεγάλους ἀρχιτέκτ. ἔχόντων καὶ τεχνίτας τῶν ἔργων. — Ὁ δὲ Φειδίας εἰργάζετο μὲν τῆς Θεοῦ τὸ χρυσοῦν εἶδος καὶ τοῦτου δημιουργὸς ἐν τῇ στήλῃ εἶναι γέγραπται, πάντα δ' ἦν σχεδὸν ἐπ' αὐτῷ καὶ πᾶσιν, ὡς εἰρήκαμεν, ἐπεστάτει τοῖς τεχνίταις. διὰ φιλίαν Περικλέους.* c. 31. *Φειδίας ὁ πλάστης ἐργολάβος μὲν ἦν τοῦ ἀγάλματος, ὥσπερ εἴρηται· φίλος δὲ ἐῶ Περικλεῖ γενόμενος καὶ μέγιστον παρ' αὐτῷ δυνηθείς τοὺς μὲν δι' αὐτὸν ἔσχεν ἐχθροὺς κτλ.* 26) Man beschuldigte den Pheidias der Kuppelei für Perikles; s. *Plut.* Pericl. c. 13, eine Stelle, die Müller (Handbuch. §. 328, 2) auf weibliche Modelle des Pheidias deutet, wozu sich doch aber Matronen gewiß nicht hergegeben haben. An gerichtliche Verfolgung ist um diese Zeit noch nicht zu denken.

27) Eine solche Urkunde ist die bei Plutarch (Pericl. c. 13) erwähnte *στήλη*, die man sich so zu denken hat, wie die nunmehr noch vollständiger vorliegende Urkunde über den Bau und die Verzierungen am Erechtheum. Perikles war in derselben als *ἐπιστάτης*, Pheidias als *ἐργολάβος* und *δημιουργὸς* jener Bildsäule bezeichnet; vergl. die aus Plutarch (Vit. Pericl.) angeführten Stellen und das leider entstellte Zeugniß des Philocherus bei Schol. *Aristoph.* Pax. 605. *Καὶ τὸ ἄγαλμα τὸ χρυσοῦν τῆς Ἀθηνᾶς ἱστάθη εἰς τὸν νεὼν τὸν μέγαν, ἔχον χρυσίου σταθμὸν ταλάντων μθ', Περικλέους ἐπιστατοῦντος, Φειδίου δὲ ποιήσαντος.* Von solchen Urkunden stammen mehr oder weniger alle Nachrichten über Werke, welche *Περικλέους ἐπιστατοῦντος* aufgeführt worden. 28) Vierundvierzig Talente nenne Philocherus, das sind 786,500 Thlr. Diodor (XII, 40) spricht von 50 Talenten, Thucydides (II, 13) nur von 40. Vergl. *Müller*, De Phid. p. 151. 29) *Philoch.* l. c., wo die Änderung des ersten Archontennamen in *Θεοδώρου* mir unbedenklich zu sein scheint, zumal da eine chronologische Angabe des Eusebius damit übereinstimmt; s. *Müller* l. c. p. 140.

die Perſer, ergeben. In der zweiten gewann er durch ſein nahes Verhältniß zum Perikles einen höhern Standpunkt. Es war nicht mehr blos die thatenreiche Vergangenheit, welcher die Kunſt diente, es war jetzt die Zukunft, die Idee des attiſchen Staates, wie Perikles ſie wollte und dachte, zu deren Darſtellung im Körperlichen die Kunſt berufen wurde. So war es denn auch vorzüglich dieſe Periode, wo ſich mit und in Pheidias eine charakteriſtiſch attiſche Kunſt entwickelte, unterſtützt von dem ganzen Reichthum an geiſtigen und materiellen Mitteln, welcher dieſer Zeit eigen war. Und doch war dem großen Künſtler für ſeine noch übrige Lebenszeit ein noch höheres Ziel aufgeſpart, die Darſtellung des olympiſchen Zeus in aller ſeiner Macht und Herrlichkeit, ein in demſelben Sinne ſpecifiſch helleniſches Ideal, wie Athena ein attiſches war. So können wir alſo dieſe dritte Periode als die letzte und höchſte Steigerung ſeiner Kunſtthätigkeit, von der jungfräulichen Tochter zum olympiſchen Vater, von der attiſchen zur allgemein nationalen Gottheit, anſehen. Er ward berufen, das Muſterbild des Gottes aufzuſtellen, welcher für ganz Griechenland, ja für die ganze alte Welt der höchſte war, und das an dem Orte, wo ſich bei jeder Olympiade die edelſten Griechen zuſammenfanden, um unter dem Angeſichte jenes Gottes um die höchſten Ehrenpreiſe zu kämpfen und ſich im Gottesdienſte und geſelligen Austauſche der Gemeinſchaft, Vergangenheit und Beſtimmung, die Alle verband, immer von Neuem bewußt zu werden.

Über die Veranlaſſung, welche Pheidias nach Olympia brachte, und ſeine ganze Stellung zu jener Aufgabe, iſt ein Zeugniß des Philochorus ſehr geeignet, ganz falſche Vorſtellungen zu verbreiten; daher wir uns zunächſt mit dieſer Stelle beſchäftigen. Es heißt Schol. *Aristoph.* Pax. v. 605: *Φιλόχορος ἐπὶ Θεοδώρου* (ſo Palmerius für *Πυθοδώρου*) *ἄρχοντος ταῦτά φησι· Καὶ τὸ ἄγαλμα τὸ χρυσοῦν τῆς Ἀθηνᾶς ἑστάθη εἰς τὸν νεὼν τὸν μέγαν, ἔχον χρυσίου σταθμὸν ταλάντων μδ', Περικλέους ἐπιστατοῦντος, Φειδίου δὲ ποιήσαντος. Καὶ Φειδίας ὁ ποιήσας, δόξας παραλογίζεσθαι τὸν ἐλέφαντα τὸν εἰς τὰς φολίδας, ἐκρίθη. καὶ φυγὼν εἰς Ἦλιν ἐργολαβῆσαι τὸ ἄγαλμα τοῦ Διὸς τοῦ ἐν Ὀλυμπίᾳ λέγεται, τοῦτο δὲ ἐξεργασάμενος ἀποδανεῖν ἐπὶ Πυθοδώρου* (ſo Palmerius für *Σκυθοδώρου*), *ὅς ἐστιν ἀπὸ τούτου ἕβδομος.* Und weiterhin: *ὁ Φειδίας, ὡς Φιλόχορός φησιν, ἐπὶ Θεοδώρου ἄρχοντος τὸ ἄγαλμα τῆς Ἀθηνᾶς κατασκευάσας ὑφείλετο τὸ χρυσίον ἐκ τῶν δρακόντων τῆς χρυσελεφαντίνης Ἀθηνᾶς, ἐφ' ᾧ καταγνωσθεὶς ἐζημιώθη φυγῇ. γενόμενος δὲ εἰς Ἦλιν καὶ ἐργολαβήσας παρὰ τῶν Ἠλείων τὸ ἄγαλμα τοῦ Διὸς τοῦ Ὀλυμπίου καὶ καταγνωσθεὶς ὑπ' αὐτῶν ὡς νοσφισάμενος ἀνῃρέθη.* Der Scholiaſt muß den Philochorus, wahrſcheinlich aus zweiter Hand, ungenau excerpirt haben; jedenfalls enthalten dieſe Notizen mehre hiſtoriſche Irrthümer. So beruht beſonders das Urtheil, welches über Pheidias ſchon Ol. 85, 3, gleich nach Aufſtellung der Statue im Parthenon, geſprochen ſein ſoll, entſchieden auf einem Misverſtändniß, ebenſo die dadurch veranlaßte Flucht nach Elis, und vollends das dort über ihn verhängte Gericht [30]). Als wohlbegründet aber kann man außer der Aufſtellung der Statue in dem Archontate des Theodoros noch folgende Thatſachen aus dieſen Excerpten ableiten: 1) Die Übernahme jenes Werkes in Olympia nach Vollendung des chryſelephantinen Tempelbildes zu Athen, und 2) das Gericht über Pheidias und ſein Ende im Archontate des Pythodoros, d. h. Ol. 87, 1, nach Vollendung des Zeusbildes zu Olympia und erfolgter Rückkehr nach Athen.

Die wirkliche Veranlaſſung, weshalb Pheidias nach Elis ging, war gewiß keine andere, als weil er jetzt als erſter Künſtler in Griechenland hinlänglich beglaubigt war und ein ſo wichtiges Werk daher am natürlichſten ihm anvertraut wurde [31]). Man ſieht es an der Weiſe, wie er dort auftritt, umgeben von den beſten ſeiner Schüler, im Beſitze der außerordentlichſten Mittel, die man ihm mit vollem Vertrauen zur Verwendung an dem Bilde einhändigte [32]), unſern vom Heiligthume in einer Werkſtätte angeſiedelt, welche man eigens für ihn errichtet hatte und noch in ſpäter Zeit dem Reiſenden als Denkmal ſeines dortigen Aufenthalts gezeigt wurde [33]). Was ihm in Athen verſagt blieb, ſeinen Namen an ſeinem Werke anzubringen, das geſtattete man ihm zu Elis: Man las an dem Fußſchemel die Worte: *Φειδίας Χαρμίδου υἱὸς Ἀθηναῖος μ' ἐποίησεν* [34]). Man bemühte ſich, von dem Meiſter und von ſeinen Schülern noch für andere Tempel in Elis ſelbſt und ſonſt im Lande Götterbilder zu erlangen [35]). Dem Geſchlechte des Pheidias war für alle Zeit das Amt, die Statue rein zu halten, anvertraut [36]). Iſt das Alles denkbar, wenn Pheidias ſich Veruntreuungen hatte zu Schulden kommen laſſen? Daß aber auch Pheidias ſelbſt ſo wenig als Elis damals mit Athen geſpannt war, daß der Künſtler und ſein Mitunternehmer des Werkes, der Vetter Panänos, ſich des Ruhmes ihrer Vaterſtadt von Herzen bewußt waren und ſich freudig zu ihr bekannten, ſieht man daraus, daß Pheidias unter den Verzierungen am Throne des Zeus den Theſeus in wiederholten Darſtellungen angebracht, Panänos aber bei den Malereien an demſelben ſogar eine ausdrucksvolle Erinnerung

30) Übrigens findet ſich derſelbe Irrthum bei Apſines in einer unedirten Rhetorik, woraus Dübner (Schol. Gr. in *Aristoph.* p. 472) eine Stelle mittheilt: *Κατὰ στάσιν ἀνακεφαλαίωσις γίνεται, ὅταν τὰ περὶ στάσεως ἐκτιθώμεθα. οἷον ἔστω Φειδίας ὡς μὲν νοσφισάμενος ἐκ τοῦ Ὀλυμπίου χρυσίου, βασανιζόμενος καὶ τεθνηκώς κτλ.* Beinahe möchte man glauben, daß Philochorus ſelbſt ihn verbreitet hatte. 31) Es iſt ein Hauptverdienſt der Müllerſchen Abhandlung de Phidia, dieſe Punkte aufs Reine gebracht zu haben. 32) Einzelne Locken des Zeus wogen nach Lucian (Jup. Tragoed. 25) ſechs Minen, etwa 300 Louisd'or. 33) *Paus.* V, 15, 1. *Ἔστι δὲ οἴκημα ἐκτὸς τῆς Ἄλτεως, καλεῖται δὲ ἐργαστήριον Φειδίου καὶ ὁ Φειδίας καθ' ἕκαστον τοῦ ἀγάλματος ἐνταῦθα εἰργάζετο. Ἔστιν οὖν βωμὸς ἐν τῷ οἰκήματι Θεοῖς πᾶσιν ἐν κοινῷ.* Natürlich hatte man dieſen Altar ſpäter conſecrirt. 34) *Paus.* V, 10, 2. 35) So gab es zu Elis auf der Burg eine chryſelephantine Pallas, die dem Pheidias oder Kolotes zugeſchrieben wurde, eine Venus Urania von Pheidias zu Elis, einen Äsculap von Kolotes zu Kyllene. 36) *Paus.* V, 14, 5. *Τυύτῃ τῇ Ἐργάνῃ καὶ οἱ ἀπόγονοι Φειδίου, καλούμενοι δὲ φαιδρυνταί, γέρας παρὰ Ἠλείων εἰληφότες τοῦ Διὸς τὸ ἄγαλμα ἀπὸ τῶν προσιζανόντων καθαίρειν, οὗτοι δύνουσιν ἐντεῦθεν πρὶν ἢ λαμπρύνειν τὸ ἄγαλμα ἄρχονται.*

Digitized by Google

an den Sieg von Salamis angebracht hatte [37]). Ein Umstand, der auch in sofern wichtig ist, als man daraus mit Sicherheit folgern darf, daß das Werk vor dem Ausbruche des peloponnesischen Krieges vollendet war.

Doch über die Zeit, wann Pheidias bei diesem Bilde beschäftigt gewesen, besitzen wir noch ein anderes und sehr sicheres Kennzeichen. Denn die Geschichte des Tempels zu Olympia, nach welcher man früher die Zeit dieser Arbeit hat bestimmen wollen, ist in ihrem ganzen Verlaufe zu wenig bekannt, um einen Anhalt zu geben [38]). Wohl aber wissen wir, daß Pheidias um diese Zeit einen schönen Knaben von Elis, den Pantarkes, liebte, daß er ihn unter den Bildwerken, die der Statue zur Verzierung dienten, verewigt hatte, und daß dieses mit Beziehung auf einen Sieg im Ringkampfe geschehen war, den Pantarkes unter den Knaben Ol. 86 gewonnen hatte [39]). Daß jene Figur, die man allgemein für den Pantarkes hielt und wo dieser Knabe als ἀναδούμενος, wie er sich die Siegesbinde um das Haupt legte, dargestellt war, wirklich diese Bedeutung hatte, dieses war nicht etwa, wofür Einige es haben erklären wollen [40]), eine bloße Sage, sondern es gab im Haine von Olympia unter den Siegerstatuen auch ein Standbild desselben Pantarkes [41]), sodaß also die Überlieferung davon eine feste Stütze hatte.

Übrigens wurde auch bei dieser Arbeit ein Contract abgeschlossen, bei welchem Panänos, der Vetter des Pheidias, einer Nachricht bei Strabo zufolge, als συνεργολάβος betheiligt war [42]). Dieser übernahm alle Malereien an dem Bilde selbst und, wie es scheint, auch die innere Wandmalerei des Tempels. Außerdem half besonders Kolotes, der in toreutischen Arbeiten ausgezeichnet war [43]). Alkamenes arbeitete die Statuengruppe im hintern Giebelfelde des Tempels, und auch andere Schüler scheinen noch zur Hand gewesen zu sein [44]). So erklärt es sich, wie das ganze, weitschichtige und in der Ausführung höchst complicirte Werk in etwa vier Jahren beendigt sein konnte. Der außerordentliche Reichthum und Glanz, womit das Bild nach damaligem Zeitgeschmack verziert war und wozu die Mittel den ausführenden Künstlern von Elis mit größter Freigebigkeit verabfolgt wurden, darf uns bei dem Zustande dieses Landes nicht Wunder nehmen. Von Natur gesegnet hatte Elis durch die Überwindung Pisa's nicht allein reiche Schätze erbeutet, sondern auch als Staat politische Einheit gewonnen, und besondere Verträge sicherten der Landschaft um des olympischen Dienstes willen ewigen Frieden zu, der damals noch ungestört geblieben war, sodaß sie ihrer natürlichen Reichthümer in aller Ruhe und Sicherheit pflegen konnte. Dazu kam noch Handel von den Küstenplätzen aus, der durch die Olympiaden und die Athletenschule zu Elis herbeigeführte Fremdenverkehr, so zahlreich, wie ihn wenig andere Landschaften Griechenlands genossen, und endlich werden wol auch andere Staaten zu jenem Werke, welches in so hohem Grade eine allgemein hellenische Bedeutung hatte, beigesteuert haben.

Nachdem Pheidias sein Höchstes geleistet, kehrte er nach Athen zurück und sollte nun dort Demüthigungen erleiden, die ihm selbst das Leben kosteten. Vermuthlich war die nächste Veranlassung zu seiner Rückkehr das Herannahen des Termins, wo Perikles über sämmtliche unter seinem Vorstande auf der Burg ausgeführte Werke dem Staate Rechenschaft abzulegen hatte, wobei also auch die Arbeiten des Pheidias, namentlich jenes contractlich bedungene Tempelbild der Parthenos zur Sprache kam. Diese Verhandlung fällt in das Archontat des Pythodoros, Ol. 87, 1, in dasselbe Jahr, wo auch die Propyläen der Burg, das letzte *Περικλέους ἐπιστατοῦντος* ausgeführte Werk, beendigt wurden [45]). Das Ansehen dieses

37) *Paus.* V, 11, 2. unter den Malereien des Panänus besonders: *Ἔτι δὲ Θησεύς τε καὶ Πειρίθοος καὶ Ἑλλὰς τε καὶ Σαλαμὶς ἔχουσα ἐν τῇ χειρὶ τὸν ἐπὶ ταῖς ναυσὶν ἄκρεως παιανίμενον κόσμον*, das Aphlaston. 38) *Müller*, De Phid. p. 143. Vergl. über das Nachfolgende auch Rathgeber im Art. Olympischer Jupiter, allgem. Encykl. III, 3, 257 fg. 39) *Paus.* V, 11, 2. Die Beine des Prachtsessels hatten Querstäbe, von denen der vordere mit acht agonistischen Figuren verziert war, von welchen die, welche die *πάλη* repräsentirte, den Knaben Pantarkes darstellte. Pausanias sagt mit Beziehung auf die Zahl acht. *Εἴη δ' ἂν ἀγωνισμάτων ἀρχαίων ταῦτα μιμήματα· οὐ γάρ πω τὰ ἐς τοὺς παῖδας ἐπὶ ἡλικίας ἦδη καθειστήκει τῆς Φειδίου* (wahrscheinlich bestimmte Verordnungen in Beziehung auf die Knabenkämpfe, bei welcher Erklärung man nicht zu ändern braucht). *Τὸν δὲ αὐτὸν ταινίᾳ τὴν κεφαλὴν ἀναδούμενον ἐοικέναι τὸ εἶδος Παντάρκει λέγουσι, μειράκιον δὲ Ἠλεῖον τὸν Παντάρκη παιδικὰ εἶναι τοῦ Φειδίου. ἀνέλετο δὲ καὶ ἐν παισὶν ὁ Παντάρκης πάλης νίκην Ὀλυμπιάδι ἕκτῃ πρὸς ταῖς ὀγδοήκοντα.* Von demselben Bildwerke ist gewiß auch VI, 4, 3 in folgenden Worten die Rede, wo man gewöhnlich an eine besondere Siegerstatue denkt, die Pheidias verfertigt habe, und welche mit der Anm. 41 zu erwähnenden identisch sei: *Ὁ δὲ παῖς ὁ ἀναδούμενος ταινίᾳ τὴν κεφαλὴν ἑπόμενός μοι καὶ οὗτος ἐς τὸν λόγον, Φειδίου τε εἵνεκα καὶ τῆς ἐς τὰ ἀγάλματα τοῦ Φειδίου σοφίας· ἐπεὶ ἄλλως γε οὐκ ἔσμεν ὅτου τὴν εἰκόνα ὁ Φειδίας ἐποίησε*, wo aus den letzten Worten nicht mehr gefolgert werden darf, als daß es von Pheidias außer diesem Bilde des Pantarkes sonst keine agonistischen Portraitstatuen gab. Von seiner Liebe zum Pantarkes zeugt auch die Überlieferung, daß er *Παντάρκης καλός* in sehr kleinen Buchstaben auf einen Finger des Zeus oder der Pallas geschrieben hatte (s. *Müller*, De Phid. p. 154; Thiersch, Epochen. S. 117), nach Libanius auf dem Finger der Aphrodite (Schol. *Clem. Alex.* p. 115. ed. *Klotz*), was das Wahrscheinlichste, wenn wir an die Venus Urania zu Elis denken, die er um dieselbe Zeit wie den Zeus arbeitete. 40) Heyne u. Thiersch, Epochen. S. 116. 41) *Paus.* VI, 10, 2. *Μετὰ δὲ Ἴτυκον καταπαλαίσας παῖδας Παντάρκης ἔστηκεν Ἠλεῖος ὁ ἐρώμενος Φειδίου*, wovon die Attitüde des *ἀναδούμενος* wohl zu unterscheiden ist. Ob der *Paus.* VI, 15, 2 erwähnte Pantarkes identisch mit dem Lieblinge des Pheidias war, muß dahin gestellt bleiben; s. Siebelis zu der Stelle und Krause Olympia. S. 344.

42) *Strab.* VIII, 3. p. 354. *Πολλὰ δὲ συνέπραξε τῷ Φειδίᾳ Πάναινος ὁ ζωγράφος, ἀδελφιδοῦς ὢν αὐτοῦ καὶ συνεργολάβος πρός τε τὴν τοῦ ξοάνου κατασκευὴν διὰ τὴν τῶν χρωμάτων κάμψιν καὶ μάλιστα τῆς ἰσόθητος. δεδήνυται δὲ καὶ γραφαὶ πολλαί τε καὶ θαυμασταὶ περὶ τὸ ἱερὸν ἐκεῖνο ἔργα.* Der Antheil des Panänos an der Unternehmung wird gewöhnlich nicht genug hervorgehoben. Doch s. Böttiger, Kunstmyth. II. S. 149. Der Begriff der *ἐργολάβοι* ist bei Böckh (Staatsh. I, 218) zu eng gefaßt. 43) *Plin.* XXXV, 8, 54. Panaenum, qui clypeum intus pinxit Elide Minervae, quam fecerat Colotes, Phidiae discipulus et in facienda Jove Olympio adjutor. 44) *Müller*, De Phid. p. 144 sq. 45) Denn es scheint ganz richtig, wenn Heyne (Antiq. Aufs. I. S. 197 fg.) und nach ihm Sillig (C. A. p. 338) annehmen, daß damals im Ganzen Rechnung abgelegt wurde, daher auch das Pallasbild des Pheidias erst jetzt

Digitized by Google

großen Staatsmannes war damals noch mächtig genug, um sich selbst an der Spitze der Angelegenheiten zu behaupten, allein schon hatte sich mit einem jüngern Geschlechte aus den demokratischen Tendinzen, die Perikles gepflegt hatte, eine Partei gebildet, welche noch weiter wollte, als er selbst, welcher sein Ansehen lästig war, und welche jetzt, um ihn zu verdrängen und die Stimmung des Volkes über ihn zu versuchen, zwar nicht gleich ihn selbst, wol aber die mit ihm eng verbundenen Freunde, Pheidias und Anaxagoras, die Repräsentanten der Perikleischen Kunst und Wissenschaft, sowie auch die Aspasia, die seines vertrauteren Umganges genoß, anzugreifen und von seiner Seite zu reißen suchten. Es ist nach den Überlieferungen und Stimmen der Komödie jener Zeit anzunehmen, daß Perikles selbst um dieser Angriffe willen den Ausbruch des peloponnesischen Krieges, den er bisher gehemmt hatte, jetzt beschleunigte, um der ungestümen Neuerungssucht dieses jüngern Geschlechtes und den Führern der Opposition eine andere Richtung zu geben: daher auch die Verfolgungen, welche jene Personen, unter ihnen Pheidias, zu erdulden hatten, gewöhnlich zu den Veranlassungen dieses Krieges gerechnet und in diesem Zusammenhange erzählt werden, unter Andern von Aristophanes in folgenden Versen des Friedens (v. 605):

Πρῶτα μὲν γὰρ αὐτῆς [46]) ἦρξε Φειδίας πράξας κακῶς,
εἶτα Περικλῆς φοβηθεὶς μὴ μετάσχῃ τῆς τύχης,
πρὶν παθεῖν τι δεινὸν αὐτὸς ἐξέφλεξε τὴν πόλιν,
ἁμβαλὼν σπινθῆρα μικρὸν Μεγαρικοῦ ψηφίσματος
ἐξεφύσησεν τοσοῦτον πόλεμον:

Zu welchen Worten besonders Plutarch im Perikles (c. 32) zu vergleichen ist. Jenes Decret gegen Megara fällt in Ol. 87, 1. Der Proceß gegen Pheidias also muß um dieselbe Zeit vorgefallen sein.

Die Verhandlungen und den traurigen Ausgang dieses Processes erzählt besonders Plutarch (Pericl. c. 31), nächstdem Diodor, (nach *Ephorus* XII, 39 sq.), nach welchen beiden Zeugnissen über die Glaubwürdigkeit der oben angeführten Excerpte aus Philochorus leicht geurtheilt werden kann. Meno, einer der Künstler zweiten Ranges, die unter Pheidias gearbeitet hatten, setzte sich als Schutzflehender an den Altar auf dem Markte und bat um Sicherheit zum Behuf einer Anklage gegen Pheidias [47]). Der Demos nahm sich seiner an, es kam in der Ekklesie zur gerichtlichen Untersuchung, aber Veruntreuung der anvertrauten Gelder, worauf man hinaus wollte, ließ sich nicht nachweisen. Man hatte behauptet, es fehle etwas an den 44 Talenten Goldes, welche Pheidias zur Verwendung an dem Bilde bekommen hatte, dieser aber hatte den Schmuck auf den Rath des Perikles gleich so eingerichtet, daß man ihn abnehmen und nachwiegen konnte, was damals geschah. Es fehlte Nichts. Allein der Neid war so heftig, daß man sich damit nicht abweisen ließ. Es widersprach damals noch der Sitte und dem religiösen Gefühle [48]), daß ein Künstler auf ein von ihm verfertigtes Götterbild seinen Namen setzte oder sonst ein persönliches Zeichen von seinem Antheile daran anbrächte. Pheidias aber hatte sein eignes und des Perikles Bild am Schilde der Parthenos verewigt [49]), und dieses gereichte ihm nun zum Verderben. Er wurde ins Gefängniß geführt, erkrankte dort und starb, Einige sagten an Gift, welches die Feinde des Perikles, um auch daraus eine Verleumdung gegen diesen herzuleiten, ihm beigebracht hätten. Die Untersuchung war also wol noch nicht zu Ende, aber der Tod des Künstlers, den Gram und Alter auch ohne gewaltsame Mittel herbeiführen mochten, überhob ihn der Bitterkeit einer weitern Verhandlung. Dem Angeber Menon wurde vom Demos Abgabenfreiheit zuerkannt und den Strategen eine besondere Fürsorge für seine persönliche Sicherheit zur Pflicht gemacht.

B. Pheidias als Künstler. Seine Bildungsgeschichte. Seine Eigenthümlichkeiten in technischer und stylistischer Hinsicht. Seine Schule. Als Lehrer des Pheidias wird besonders Ageladas genannt, dessen Geschichte durch manche Widersprüche der Überlieferung verwickelt ist, von welchem indessen angenommen werden darf, daß es nur einen Künstler dieses Namens gegeben, daß er von Argos gebürtig war, zwischen Ol. 70 und Ol. 82 blühte, und, schon durch andere Werke bekannt, um Ol. 76, als Athen durch Themistokles' und Kimon's Bemühungen ein Mittelpunkt der Industrie und Kunstübung zu werden begann, nach Athen gekommen ist und dort eine Zeit arbeitete [50]). Als Werke von ihm werden genannt verschiedene Athletenbilder zu Olympia, ein Bild des Zeus von Ithome, welches er um Ol. 81, 2 für die Naupaktier arbeitete, Zeus und Herakles in jugendlicher Bildung zu Ägion in Achaja, Rosse und gefangene Frauen der Messapier, ein Weihgeschenk der Tarentiner zu Delphi, eine Muse, und endlich ein Bild des Herakles *Ἀλεξίκακος* im Demos Melite zu Athen, welches er wahrscheinlich bei seinem Aufenthalte dort gearbeitet hatte, unmöglich aber auf Veranlassung der bekannten Pest zu Anfang des peloponnesischen Krieges [51]). Als seine Schüler werden Pheidias und Myron genannt, Letzterer aus Eleutherä, also auch zur attischen

zur Sprache kam und eine frühere öffentliche Verhandlung darüber nicht angenommen werden darf. Dies liege auch in den meisten Erzählungen von jenem Vorfalle ziemlich deutlich ausgesprochen, besonders bei Plutarch und bei Valerius Maximus (III, 1. extr.)

46) *Τῆς εἰρήνης ἀπολλυμένης.* 47) *Ἐπὶ μηνύσει καὶ κατηγορίᾳ τοῦ Φειδίου.* Der Proceß war der Form nach eine *μήνυσις*. s. *Schömann*, De comit. p. 219. Plackner, Proceß und Klagen. I. S. 353 fg.

48) Cic. Tusc. Quaest. I, 15, 34. Opifices post mortem nobilitari volunt. Quid enim Phidias sui similem speciem inclusit in clypeo Minervae, quum inscribere non liceret? Ein besonders gegen Pheidias erlassenes Verbot ist deshalb nicht anzunehmen. 49) Und zwar, wie oft hinzugesetzt wird, mit einem so künstlichen Mechanismus, daß diese Bilder nicht ohne die Zerstörung des ganzen Werkes herausgenommen werden konnten; s. die Stellen bei *Müller* p. 154. not. n. 50) *Sillig*, Cat. Art. p. 8—20. *Müller*, De Phid. p. 129 sq. Thiersch, Epochen. S. 158 fg. *Brunn*. Artif. temp. p. 7—17. 51) Diese Pest hat auch zu andern Irrthümern in der Zeitbestimmung von Kunstwerken Anlaß gegeben; s. *Brunn* p. 9. Eine Folge jener falschen Combination in Beziehung auf Ageladas ist es, daß Plinius diesen Künstler in die 87. Olympiade setzt.

Digitized by Google

Schule gehörig; ferner Polyklet, der etwas jünger als Pheidias war, also wahrscheinlich auch etwas später des Ageladas Schüler wurde, vermuthlich als dieser wieder nach Argos zurückgekehrt war. Wir wissen übrigens von seinen Werken in künstlerischer Hinsicht nichts Näheres, als daß sie meistens aus Erz waren. Gewiß theilten sie die Merkmale des ältern Kunststyles; aber immerhin ist es vielleicht seinem Einflusse zuzuschreiben, daß Pheidias von der Malerei, mit welcher er seine Laufbahn eröffnete, zur Bildnerei überging.

Als zweiter Lehrer des Pheidias wird bei Dio Chrysostomus (Orat. LV, T. II. p. 282 ed. *Reisk.*) Hippias genannt, ein sonst nicht bekannter Künstler, daher der Text wahrscheinlich verdorben ist. Müller hat vermuthet, daß von Hegias die Rede sei[52]), einem Künstler jenes ältern Zeitalters, der vermuthlich mit Hegesias identisch ist[53]). Hegias oder Hegesias war von Athen gebürtig, hätte also dem Pheidias um so näher gestanden. Und überhaupt ist zu bemerken, daß es damals schon manche von Geburt attische Künstler gab, wohin auch das Künstlerpaar Kritios und Nesiotes und ein neuerdings aus Inschriften bekannt gewordener Aristokles gehört, welche, wenn ihre Werke auch an Ruf und Werth noch von den ausländischen Meistern übertroffen wurden, doch schon eine ganz tüchtige Bildnerschule gegründet hatten[54]).

Ein Künstler wie Pheidias aber lernt nicht blos von seinen nächsten Lehrern, sondern von allen Zeitgenossen und jedem Werke, das er gesehen; wobei wol angenommen werden darf, daß er nicht blos daheim Bildwerke und Anregung aufsuchte, sondern auch an solchen Orten, wo damals das Meiste und Beste der Art zu finden war, in Ägina, Argos, Sikyon, Delphi, Olympia. Jedenfalls ist es nöthig, ehe wir seine eignen künstlerischen Vorzüge näher bestimmen, vorher einen Blick auf den Standpunkt der übrigen Kunstwelt jenes merkwürdigen Zeitalters zu werfen, welches im Allgemeinen mit dem der ältern florentinischen, umbrischen, paduanischen Malerschulen verglichen werden kann. Anleitung gibt theils die Überlieferung von den stylistischen Eigenthümlichkeiten damaliger Kunstwerke, aber weit bessere noch das Studium der äginetischen und sonst noch vorhandener, aus dieser Periode stammender Bildwerke.

Die stylistischen Bemerkungen über hervorragende Künstler der Zeit vereinigen sich sämmtlich dahin, daß ihre Werke mehr Strenge und Genauigkeit der Ausführung, als Anmuth und individuelles Leben gehabt. So sagt Cicero (Brut. XVIII, 70): Quis enim eorum, qui haec minora animadvertunt, non intelligit Canachi signa rigidiora esse quam ut imitentur veritatem? Calamidis dura illa quidem, sed tamen molliora quam Canachi? nondum Myronis satis ad veritatem adducta, iam tamen quae non dubites pulchra dicere? Ähnlich Quintilian (Inst. Orat. XII, 10, 7): Nam duriora et Tuscanicis proxima Callon atque Hegesias, jam minus rigida Calamis, molliora adhuc supra dictis Myron fecit. Noch ausdrucksvoller beschreibt das Eckige, übermäßig Naturwahre und Harte dieser alten Bildwerke Lucian (Rhetor. Praec. IX): *οἷα τὰ τῆς παλαιᾶς ἐργασίας ἐστίν, Ἡγησίου καὶ τῶν ἀμφὶ Κριτίαν καὶ Νησιώτην*[55]), *ἀπεσφιγμένα καὶ νευρώδη καὶ σκληρὰ καὶ ἀκριβῶς ἀποτετυπωμένα ταῖς γραμμαῖς.* Kalamis und Myron, dieser wol etwas älter als Pheidias, scheinen der neuern Zeit am nächsten gestanden zu haben. Besonders von jenem wird bei einzelnen Werken, namentlich der Sosandra, neben großer Zierlichkeit der technischen Ausführung auch Reiz und Anmuth gerühmt. So vergleicht Dionysius von Halikarnaß (de Isocrate. p. 542 ed. *Reisk.*) den rhetorischen Styl des Isokrates mit dem plastischen des Polyklet und Pheidias, *κατὰ τὸ σεμνὸν καὶ μεγαλότεχνον καὶ ἀξιωματικόν*, den des Lysias aber mit der Kunst des Kalamis und Kallimachos, *τῆς λεπτότητος ἕνεκα καὶ τῆς χάριτος.* Und Lucian, ein feiner Kenner, rühmt an der Sosandra die edle Zucht in der Haltung, das würdige Lächeln des Antlitzes, das Zierliche der Gewandung (Imagg. VI), *ἡ Σωσάνδρα δὲ καὶ ὁ Κάλαμις αἰδοῖ κοσμήσουσιν αὐτὴν καὶ τὸ μειδίαμα σεμνὸν καὶ λεληθὸς ὥσπερ τὸ ἐκείνης ἔστωσαν· καὶ τὸ εὐσταλὲς δὲ καὶ κόσμιον τῆς ἀναβολῆς παρὰ τῆς Σωσάνδρας, πλὴν ὅτι ἀκάλυπτος αὕτη ἔστω τὴν κεφαλήν.* Myron mag im Technischen, in der Erfindung kühner und geistreicher Stellungen, im Ausdruckt körperlicher Kraft, besonders endlich in der Darstellung von Thieren ausgezeichnet gewesen sein. Das Gefühl für geistigen Ausdruck und feinere Charakteristik soll aber auch ihm noch sehr gefehlt haben, nach Plinius (H. N. XXXIV, 8, 58): Primus hic multiplicasse veritatem[56]) videtur, numerosior in arte quam Polycletus et in symmetria diligentior, et ipse tamen corporum curiosus animi sensus non expressisse, capillum quoque et

52) Emperius gibt die Stelle mit der Correctur von Müller so: *Ἔχεις μοι εἰπεῖν ὅτου μαθητὴς γέγονε τῶν σοφῶν, ὥσπερ Φειδίας μὲν ὁ ἀγαλματοποιὸς Ἥγιου, Ἡλίγνωτος δὲ ὁ ζωγράφος καὶ ὁ ἀδελφὸς ἄμφω τοῦ πατρὸς Ἀγλαοφῶντος.* Die Handschriften haben ἤνου, ἴννου, ἰννου. Casaubonus gab *Ἰππίου*. 53) *Müller*, De Phid. p. 129. *Sillig*, C. A. p. 223 und 226. Thierſch, Epochen. S. 128 fg. 54) Vergl. über die jetzt noch in Athen vorhandenen Denkmäler dieser alten Kunstschule und den Aristokles Schöll, Archäol. Mittheilungen aus Griechenland. S. 23—30 und S. 45 fg., und Stephani im rhein. Mus. N. F. IV, 1. S. 3 fg. Wahrscheinlich gehörte auch jener Telesias von Athen, von dem Philochorus (bei *Clem. Alex.* Cohort. p. 14 *Sylb.*) erzählt, der ältern Kunstperiode an. Wer den Hermes *ἀγοραῖος*, von dem Anm. 8 die Rede ist, gearbeitet hatte, ist leider nicht bekannt, aber wir wissen, daß diese Statue noch in spätern Zeiten sehr geschätzt wurde; s. *Lucian.* Jup. Tragoed. 33.

55) So haben die Manuscr., und daß es die richtige Lesart ist, haben neuerdings durch Voß bekannt gewordene attische Inschriften bewiesen. Vergl. *Müller*, De Phid. p. 158 sq. Thierſch, Epochen. S. 128 fg. Schöll, Archäolog. Mittheilungen. S. 46. Stephani im rheinischen Museum. N. F. IV, 1. S. 5 fg. Die Künstler heißen auf jenen Inschriften *Κριτίος καὶ Νησιώτης*. Daß *Κριτίας* zu schreiben, zeigt Göttling, Archäol. Zeitung 1845. Nr. 30. 56) Soll wol heißen: Er zuerst vervielfältigte die Formen der Naturwahrheit, in verschiedenen Stellungen, Lebensstufen, körperlichen Bildungen nämlich, da man sich bisher auf wenige, stereotyp wiederkehrende Naturformen beschränkt hatte. Über den Ausdruck numerosus s. Lange, Vermischte Schriften. S. 281, welcher varietatem für veritatem liest.

Digitized by Google

pubem [57]) non emendatius fecisse quam radis antiquitas instituisset.

Also mehr Ängstlichkeit als Freiheit, mehr Wahrheit als Idealität, zierliche Ausführung, aber wenig Schwung, mehr Vorzüge im Einzelnen als Harmonie und Schönheit im Ganzen. Vorzüglich aber fehlte das feinere Gefühl für Individualität, für charakteristischen Ausdruck derjenigen Bestimmungen, welche das Gesicht, die körperliche Stellung und Bewegung bei geistiger Erregtheit ausspricht. Der Maler Polygnot soll einen Anfang dazu gemacht haben [58]), obwol auch das ἦθος seiner Gestalten, wie schon dieser Ausdruck es mit sich bringt, sich mehr in der Würde und gemessenen Haltung seiner Figuren bewährt haben wird, als in einem eigentlich charakteristischen Leben.

Die Betrachtung der äginetischen Bildwerke nun führt genau zu demselben Resultate. Sie stehen in der Mitte zwischen einer Kunst, welcher Convention und hieratische Gewohnheit ihre Formen vorschreibt, und derjenigen, welche in geistiger Befreiung das Ideale gefunden und ein Auge für die höhere Bedeutung und Wahrheit der körperlichen Gestalt gewonnen hat. Die Glieder sind bei diesen Statuen zum Theil sehr fein und lebendig behandelt, die Natur ist an solchen Theilen des Körpers, welche lediglich Natur sind, mit vieler Liebe und überraschender Wahrheit wiedergegeben. Allein die Gesichtszüge sind noch ganz in altväterisch-herkömmlicher Weise ausgedrückt, ohne ein Bemühen, Alter, Abkunft, Geschlecht, Gemüthsverfassung anzudeuten, sodaß alle diese Figuren, Götter und Heroen, Asiaten und Griechen, in der That wie Glieder einer und derselben Familie, wie Brüder und Schwestern aussehen. Dennoch aber haben diese Gesichter mit ihren hergebrachten Physiognomien, mit ihrer sonderbar lächelnden Freundlichkeit, welche die Anmuth vertreten sollte, eine gewisse Grazie und Feinheit, welche echt griechisch ist und nur noch des höhern Genius einer schwungvollern Zeit und eines großen Künstlers bedurfte, um zur Vollendung zu gelangen [59]). Die Stellungen sind im Allgemeinen noch steif, besonders auffallend die der Hauptfigur, der Pallas [60]); einige Bewegungen sind indessen doch schon voll von Action und kühn genug. Es ist der verpuppte Schmetterling, der bald seine Hülle abstreifen, seine Flügel entfalten, und im Lichte der Sonne über Blumen dahin flattern wird [61]).

Zweierlei fehlte, die Wissenschaft der Technik und die ideale Freiheit dem Style. Pheidias und die Perikleische Zeit brachten der Kunst Beides.

Denn es gehört zum wahren Genie, daß es nicht blos mit neuen, ursprünglichen Kräften ausgerüstet in die Welt tritt, sondern auch die rechte Zeit trifft, wo diese Kräfte ihre wahre Bildung und die verhängnißvollen Probleme aufzulösen finden, auf deren Lösung es im Interesse der Menschheit damals eben ankam. So gehört Pheidias wesentlich zur Perikleischen Zeit und diese zu ihm. Wie viel mochte er dem engen Umgange mit jenem großen Staatsmanne verdanken, sowie dem mit seinen Freunden, besonders dem Anaxagoras, der auf die Entwicklung eines vorurtheilsfreien wissenschaftlichen Geistes in Athen, sowie auf die Förderung der praktischen mathematischen Wissenschaften, Mechanik, Optik u. dgl., so außerordentlich eingewirkt hat. Wie viel mochte aber auch Perikles umgekehrt dem Pheidias verdanken, der für seine großartigen Entwürfe die entsprechenden Gelegenheiten und Formen zu finden, die Tempel, die dem Freunde in der Idee vorschwebten, ins Dasein zu rufen, ihre Glieder mit Figuren, die das mythologische Leben der inwendig verehrten Gottheit athmeten, zu verzieren, ins innere Heiligthum selbst solche Bilder aufzustellen wußte, in welchen der Glaube dasjenige und ein Höheres, als er je gefaßt hatte, in voller Epiphanie und Leiblichkeit anschauete.

Es war eine herrliche Zeit damals, recht eine solche, wie sie die Vorsehung von Zeit zu Zeit über die Staaten schickt, um allen Arten menschlicher Bildung gleichsam einen Ruck zu geben, das langsam Continuirliche ihrer Entwicklung für eine Zeit zu unterbrechen, und durch Genie und außerordentlich belebte Zeitstimmungen neue Wege, Mittel und Gedanken in die Welt zu schicken. Eine große Vergangenheit, eine jugendlich aufstrebende Gegenwart, Ehre, Zutrauen oder Furcht bei Landsleuten und Fremden, die reichlichsten Mittel, ein Verein von geistvollen Staatsmännern, Gelehrten, Künstlern und Dichtern, so war das Athen, in welchem Pheidias reifte und wirkte. Auch daß der Gottesdienst damals immer glänzender und feierlicher wurde, ein Pindar für den Chorgesang seine Hymnen, ein Äschylus und Sophokles für die Bühne ihre Tragödien schrieben, die edelsten und reichsten Bürger es sich zur Ehre schätzten, zur Aufführung solcher Compositionen in aller Pracht und Würdigkeit die Mittel herzugeben, ist mit in Anschlag zu bringen, denn Poesie und Kunst sind bei den Alten immer Hand in Hand gegangen. Und die Religion war damals noch Wahrheit. Man glaubte noch an die Götter und ihre heilige Geschichte; nicht mehr mit der Naivetät, wie das frühere Geschlecht, aber mit um so größerm Ernste und tieferer Prägnanz der Vorstellungen. Noch hatte die Sophistik und Philosophie sich nicht in offenbaren Widerspruch mit dem Volksglauben gesetzt; höchstens in einzelnen engern Kreisen und Schulen, welche sich aber damals noch meist esoterisch verhielten.

Was nun zuerst die Technik des Pheidias betrifft, so finden wir ihn in allen Zweigen der bildenden Kunst thätig und geübt, wenn er der Ausübung seiner

57) Mit welcher Sorgfalt die ältere Kunst diese Partie des männlichen Haarwuchses behandelte, lehren die äginetischen Bildwerke. 58) Aristot. Polit. VIII, 5, 7. Poet. c. 2 und 6. Οἷον καὶ τῶν γραφέων Ζεῦξις πρὸς Πολύγνωτον πέπονθεν· ὁ μὲν γὰρ Πολύγνωτος ἀγαθὸς ἠθογράφος, ἡ δὲ Ζεύξιδος γραφὴ οὐδὲν ἔχει ἦθος. Übrigens vergl. über den Charakter der Historienmalerei Polygnot's besonders Älian (V. H. IV, 3) mit dem Commentare von O. Jahn in den kieler Studien. S. 142 fg. 59) Vorzüglich anmuthig und lebendig ist der weibliche Kopf, unter den Fragmenten bezeichnet mit e; s. Beschreibung der Glyptothek von v. Klenze und Schorn. S. 62. 60) Was verschieden erklärt wird; s. Beschreibung der Glyptothek. S. 53. 61) Wichtige Beiträge zur Charakteristik dieser Stylperiode, mit besonderer Rücksicht der jetzt in Athen vorhandenen Monumente, geben Schöll's Archäol. Mittheilungen aus Griechenland, nach O. Müller's Papieren. Erstes Hft. (Frankf. am Main 1843. 4.)

Digitized by Google

Fertigkeiten auch nicht in allen Zweigen gleich treu blieb. Jene Tempelmalerei in der Weise des Mikon und Polygnot scheint er später ganz seinem Vetter Panänos abgetreten zu haben. In der Körperliches im Körperlichen darstellenden Kunst, seinem eigentlichen Gebiete, stellt die einfachste Form damaliger Kunstübung sein Pallasbild zu Platää dar: ein sogenanntes Akrolith[62]), der Körper ein Holzbild mit aufgetragener Vergoldung, Kopf und Extremitäten von pentelischem Marmor angesetzt. In Marmor hatte er nicht viel gearbeitet, doch waren seine Werke auch hier von vorzüglicher Schönheit; s. *Plin.* H. N. XXXVI, 5, 15: Et ipsum Phidiam tradunt sculpsisse marmora, Veneremque ejus esse Romae in Octaviae operibus eximiae pulchritudinis. Seine Schüler, Alkamenes und Agorakritos, scheinen sich dieser Arbeit mehr angenommen zu haben: die höhere Vollendung aber und die ganze Anerkennung der Möglichkeiten, welche der feinere Marmor, besonders der parische, dem Meisel darbot, blieb der jüngern attischen Schule des Skopas und Praxiteles vorbehalten. Erzguß und Toreutik waren die Arten von Technik, welche Pheidias am meisten beschäftigten. Der Erzguß war schon vor ihm die am meisten geübte, in uns unerreichbar gebliebenem Grade vollendete Kunst. Hauptwerk des Pheidias war in dieser Hinsicht der Koloß auf der Burg, dessen Ausführung jedenfalls eine vollkommene Sicherheit in der Technik voraussetzt. Seine andern Werke in Erz, von so vielen man damals wußte, zählt Plinius auf (H. N. XXXIV, 8, 54): Ex aere vero praeter Amazonem supra dictam fecit Minervam tam eximiae pulchritudinis, ut formae cognomen acceperit. Fecit et Cliduchon et aliam Minervam, quam Romae Paulus Aemilius ad aedem Fortunae hujusce diei dedicavit; item duo signa, quae Catulus in eadem aede posuit, palliata et alterum colossicon nudum, wozu noch einige andere Werke kommen, welche Sillig (C. A. p. 346) aufzählt. Von jener Pallasstatue, welche die Schöne hieß, sagt Himerius (Orat. XXI, 4) Pheidias habe sie geschmückt: *ἐρίθημα καταχέας τῆς παρειᾶς, ἵνα ἀντὶ χρώτος ὑπὸ τούτου τῆς θεοῦ τὸ κάλλος κρίπτοιτο:* woraus man, wenn es nicht blos rhetorische Floskel ist, folgern muß, daß auch Pheidias sich auf jene Feinheiten der temperatura aeris verstand, mittels welcher andere Künstler bald erröthende, bald erbleichende Gesichter in Erz darstellten[63]). Am allerausgezeichnetsten aber war Pheidias in der Toreutik (caelatura), d. h. in der Bearbeitung von Metallplatten durch Treiben und Schnitzen, welcher Arbeit sich denn auch die Verarbeitung von Gold und Elfenbein in der Weise, wie die damals so beliebten chryselephantinen Bildwerke sie erfoderten, ganz nahe anschließt[64]). Jene Toreutik im engern Sinne war das eigentliche Gebiet des Pheidias; man schrieb ihm die Begründung dieser Technik zu, wie dem Polyklet die Vollendung, *Plin.* H. N. XXXIV, 8, 54: Primusque artem toreuticen aperuisse atque demonstrasse merito judicatur und §. 56 von Polyklet: Hic consummasse hanc scientiam judicatur et toreuticen sic erudisse, ut Phidias aperuisse. Es gab von Pheidias und seinen Schülern, unter denen besonders Kolotes und Theokosmos diese Technik fortsetzten, zahlreiche Werke der Art; die beiden Musterbilder des Pheidias aber waren in dieser Beziehung die Statuen der Pallas Parthenos und die des Zeus Olympios. Bei jener wird von Plinius besonders die Cälaturarbeit am Schilde, den tyrrhenischen Sohlen der Göttin und an der Basis als einzig in ihrer Art hervorgehoben, dahingegen wir über die Technik des Zeusbildes nach der rein antiquarischen Beschreibung des Pausanias leider gar nicht urtheilen können.

Diese chryselephantinen Kolosse der damaligen Kunstübung waren gewiß das Großartigste an Harmonie des Ganzen, zierlicher Vollendung im Einzelnen und glänzender Pracht der Ausstattung mit edlen Metallen und schönen Farben, was man sich nur denken mag. Aber etwas Übles hatten sie. Aus vielen einzelnen Theilen und Platten zusammengesetzt, bedurften sie einer außerordentlichen Sorgfalt und eines beständigen Säuberns und Abputzens, daher gewöhnlich eigene *φαιδρυνταί*, d. h. Reiniger, für die Obhut solcher Bilder angestellt wurden, wie zu Olympia die Nachkommen des Pheidias dieses Amt hatten[65]). Überdies bedurfte die aus vielen einzelnen Elfenbeinplatten, die künstlich erweicht und geformt wurden, zusammengesetzte Bekleidung der Fleischtheile, einer bestimmten Temperatur der Luft, die weder zu feucht, noch zu trocken sein durfte; daher diese Statuen auch in dieser Hinsicht eine sehr sorgfältige Aufstellung und eine fortgesetzte Aufmerksamkeit und Manipulation in Anspruch nahmen. Das olympische Zeusbild pflegte, weil die Luft im Haine Altis feucht war, mit Öl benetzt zu werden, zu welchem Zwecke eine eigne Vorkehrung in der Umgebung des Bildes getroffen war[66]). Die Statue der Par-

62) Vergl. Müller, Handb. der Archäologie. §. 84. 63) s. die bei Müller (Handb. §. 306, 3) zusammengestellten Zeugnisse der Alten, auf welche schon Wernsdorf (zu *Himer.* p. 736) verweist. 64) Über das Technische besonders *Quatremère de Quincy*, Le Jupiter Olympien etc. (Paris 1815.) Vergl. die Excerpte daraus sammt andern Nachweisungen und Bemerkungen von Rathgeber. Allgem. Encykl. III, 3. S. 260 fg. und O. Müller, Handbuch. §. 85. 311. 312. Dionysius von Halik. (de Dinarcho. c. 7) nennt Pheidias speciell *γλυφεύς*, indessen heißt er mit demselben Rechte an andern Stellen *πλάστης, ἀγαλματοποιός, λιθουργός, λιθοξόος, χαλκουργός*; s. *Müller*, De Phid. p. 164.

65) s. die Anm. 36. S. 170 angeführte Stelle. Solche *φαιδρυνταί* dürfen auch anderswo bei ähnlichen Bildern vorausgesetzt werden; s. *Boeckh.* Corp. Inscr. I. p. 237 und Böttiger, Ideen zur Kunstmythol. II. S. 178. 66) *Paus.* V, 11, 5. Am Boden um das Bild des Zeus war ein Leisten (*κρηπίς*) von parischem Marmor angebracht, als Wehr für das über die Bildsäule ausgegossene Öl, daß es nicht weiter flösse. *Ἔλαιον γὰρ τῷ ἀγάλματί ἐστιν ἐν Ὀλυμπίᾳ συμφέρον καὶ ἐλαιόν ἐστι τὸ ἀπέργον μὴ γίνεσθαι τῷ ἐλέφαντι βλάβος διὰ τὸ ἑλώδες τῆς Ἄλτεως. ἐν ἀκροπόλει δὲ τῇ Ἀθηναίων τὴν καλουμένην Παρθένον οὐκ ἔλαιον, ὕδωρ δὲ τὸ ἐς τὸν ἐλέφαντα ἀφέλουν ἐστίν· ἅτε γὰρ αἰχμηρᾶς τῆς ἀκροπόλεως οὔσης διὰ τὸ ἄγαν ὑψηλὸν τὸ ἄγαλμα ἐλέφαντος πεποιημένον ὕδωρ καὶ δρόσον τὴν ἀπὸ τοῦ ὕδατος ποιεῖ. ἐν Ἐπιδαύρῳ δὲ ἐρομένου μου καθ' ἥντινα αἰτίαν οὔτε ὕδωρ τῷ Ἀσκληπιῷ σφίσιν οὔτε ἐλαιόν ἐστιν ἐγχεόμενον, ἐδίδασκόν με οἱ περὶ τὸ ἱερὸν ὡς καὶ τὸ ἄγαλμα τοῦ θεοῦ καὶ ὁ δρόσος ἐπὶ φρέατι εἴη πεποιημένα.*

Digitized by Google

thenos auf der Akropolis zu Athen, wo die Luft trocken war, bedurfte der Anfeuchtung mit Wasser. Beim Asklepios zu Epidauros war weder das Eine, noch das Andere nöthig, weil hier die thronende Bildsäule über einem Brunnen aufgestellt war.

So erklärt es sich, daß 80 Jahre nach Vollendung des Zeus eine Restauration durch den Messenier Damophon mit dieser Bildsäule vorgenommen werden mußte, wobei dieser vermuthlich die seitdem, besonders durch Polyklet vervollkommnete Technik in der Behandlung des Elfenbeins so geschickt auf die Statue anwendete, daß die Fugen für die Zukunft besser zusammenhielten [67]).

Auch im Kleinen hatte Pheidias bewundernswürdige Arbeiten seiner Lieblingskunst, der Cälatur, hinterlassen, wie sich denn die griechischen Künstler darin gefielen, mit dem Grabstichel im Kleinsten das Zierlichste auszuführen, Spielereien, wenn man will, in welchen sich indessen die Virtuosität im Technischen am liebsten zu zeigen pflegt [68]). So die Werke, von welchen Martial spricht (Epigr. III, 35)

Artis Phidiacae toreuma clarum,
Pisces aspicis: adde aquam, natabunt.

und diejenigen, von welchen Julian (Epist. VIII. p. 377 A ed. *Spanh.*) in folgenden Worten berichtet: *Φειδίας ὁ σοφὸς οὐκ ἐκ τοῦ Ὀλυμπιάσι μόνον ἢ Ἀθήνῃσιν εἰκόνος ἐγνωρίζετο, ἀλλ' ἤδη καὶ μικρῷ γλύμματι μεγάλης τέχνης ἔργον ἐγκλείσας, οἷον δὴ τὸν τέττιγά φασιν αὐτοῦ καὶ τὴν μέλιτταν, εἰ δὲ βούλει καὶ τὴν μυῖαν εἶναι, ὧν ἕκαστον εἰ καὶ τῇ φύσει κεχάλκωται, τῇ τέχνῃ ἐμψύχωται.* Eine bewundernswürdige Vielseitigkeit, Bilder, wie die des Zeus und der Athene, in kolossalen Proportionen von solcher Erhabenheit, wie das Alterthum sie schildert, aufzustellen und dabei auch in diesen Stücken der Mikrotechnik so Meisterhaftes zu produciren.

Bei alle dem besteht in technischer Hinsicht das größte Verdienst des Pheidias gewiß darin, daß er die Wissenschaft mit seiner Kunst zu verbinden wußte und nach einem Systeme von Symmetrie und Optik arbeitete, welches bei ihm vielleicht noch nicht so vollkommen war, wie bei spätern Künstlern, die in seinen Fußtapfen weiter fortschritten, ihm aber doch in der gleichzeitigen Kunstwelt seinen ersten Rang auch von dieser Seite vollkommen sicher stellte. Dahin deutet sein Spruch: Ex ungue leonem, denn von Pheidias stammt dieser Spruch und er will zunächst im Sinne des Künstlers verstanden sein, der aus den gegebenen Proportionen eines körperlichen Theiles den ganzen Gliederbau zusammenzusetzen weiß [69]). Dahin die Thatsache, daß er die Verhältnisse seines olympischen Zeus nach optischen Principien auf den Standpunkt des Beschauers und die localen Bedingungen des Tempels, in welchem er aufgestellt wurde, berechnet hatte, daher er es erreichte, daß er den Eindruck vollkommenen Ebenmaßes machte und doch beiweitem größer zu sein schien, als er wirklich war [70]). Dazu gibt auch die Erzählung einen Beleg, daß sein Schüler Alkamenes im Wetteifer mit ihm ein Athenabild aufgestellt habe, aber von Pheidias besiegt sei, weil dieser die Proportionen mit Rücksicht darauf berechnet hatte, daß das Bild in einer Höhe aufgestellt werden sollte, Alkamenes aber nicht [71]).

In stylistischer Hinsicht wird dem Pheidias auf der einen Seite die sprechendste Naturwahrheit nachgerühmt, wie in jenen Miniatur-Fischen, Bienen und Mücken, auf der andern Seite aber ist grade Pheidias der Künstler — und darin besteht vorzugsweise seine Größe und das Außerordentliche seiner Begabung und Erscheinung — welcher die Idealität der Götterbildung in der griechischen Kunst heimisch gemacht hat.

Von der außerordentlichen Wahrheit seiner Naturnachahmungen geben auch die Sculpturreste vom Parthenon genug Probe. Nur daß diese Naturwahrheit nicht mehr jene ängstliche und prüde der ältern Kunst ist, sondern jene freie und geniale, welche weniger auf ängstlichem Studium der einzelnen Naturerscheinung, als auf einer künstlerischen Versenkung in den producirenden Geist der Natur beruht, wo denn das Reale und Materiale der Erscheinung von der Kunst, wie sie ja diesen Beruf hat, bisweilen auch corrigirt, verfeinert und erhöht wird. Alles was vom Parthenon erhalten ist, besonders von den Rundfiguren in den Giebelfeldern, hat eine natürliche Frische, ein athmendes Leben, welches nicht genug bewundert werden kann, und dabei jene edle Simplicität, jene geistreiche Naivetät, welche ein Vorrecht jener Kunstepochen zu sein scheinen, die der Jugend noch näher stehen als dem reifen Alter. Auch in der Gewandung seiner Figuren gibt sich diese edle Natürlichkeit aufs Schönste zu erkennen, worüber Müller (De Phid. p. 183) sich vortrefflich ausläßt. An die Stelle der peinlichen Sorgfalt, die sich in mühsam und regelmäßig gefältelten Gewändern, in sorgsam gelockter Tracht des Haupthaares gefällt, ist eine freie Eleganz und behagliche Nachlässig-

67) *Paus.* V, 11, 4. *Ὅς καὶ τὸν Διὸς ἐν Ὀλυμπίᾳ διεσηκότος ἤδη τοῦ ἐλέφαντος συνήρμοσεν ἐς τὸ ἀκριβέστατον, καὶ οἱ δεδομέναι τιμαὶ πρὸς Ἠλείων εἰσίν.* 68) Interessante Beispiele dieser Mikrotechnik der Griechen sind die Münzen von Emporiä, die auf dem Revers den Pegasus haben, dessen Kopf sich bei näherer Betrachtung als eine kleine männliche, geduckt sitzende Figur darstellt; s. *Duc de Luynes*, Médailles d'Emporium, Revue de Numismatique. 1840. 2. 85—89 und Pl. IV und V. Vergl. *Cavedoni*, Bullet. d. Inst. 1841. Nr. 6. 69) *Lucian.* Hermotim. 54. Böttiger, Ideen zur Kunstmythol. 2. Bd. S. 303.

70) *Paus.* V, 11, 4. *Μέτρα δὲ τοῦ ἐν Ὀλυμπίᾳ Διὸς ἐς ὕψος τε καὶ εὖρος ἐπισταμένοις γεγραμμένα οὐκ ἐν ἐπαίνῳ θήσασθαι τοὺς μετρήσαντας, ἐπεὶ καὶ τὰ εἰρημένα αὐτοῖς μέτρα πολύ τι ἀναβέβηκε κατὰ ἢ τοῖς ἰδοῦσι παρέστηκεν ἐς τὸ ἄγαλμα δόξα.* Auch Strabo sagt VIII, 3. p. 354, Mehre hätten die Maße dieses Bildes aufgezeichnet, Kallimachos habe sie in Jamben ausgesprochen. Aus demselben Schriftsteller sieht man, daß Einige an dem Zeus tadelten, er sei im Verhältnisse des Tempels zu groß, da er selbst im Sitzen mit der Scheitel beinahe das Dach berühre, ὥστ' ἐμφασιν ποιεῖν, ἂν ὀρθὸς γένηται διαναστάς, ἀποστέγασιν τῶν νεών: indessen mit diesen letzten Worten wird ein Eindruck beschrieben, der eines solchen Gottes gewiß nicht unwürdig war. Daher auch, was Lucian (pro Imag. 14) von der Bereitwilligkeit des Pheidias erzählt, das zu Elis aufgestellte Modell nach den Urtheilen der Beschauer abzuändern, nur mit kluger Einschränkung verstanden werden darf; s. Böttiger a. a. O. und über die Symmetrie der Alten Mathgeber, Allgem. Encykl. III. 3. C. 281 fg. 71) *Tzetz.* Chiliad. VIII, 193.

keit getreten, welche freilich zum Theil auch in veränderter Sitte ihren Ursprung haben mag.

Am eigenthümlichsten aber war Pheidias der Vorzug des Idealen, ein so schwieriger und dem Misverständnisse in solchem Grade ausgesetzter Begriff, daß es zunächst einer kurzen Verständigung darüber bedarf. Wobei vor Allem zu bedenken ist, daß wir uns im Gebiete der griechischen Kunst befinden und daß wir es vorzüglich mit der Aufgabe einer plastischen Darstellung der Göttermythologie zu thun haben. Die griechischen Götter waren in gewisser Weise historische Wesen, mit einer positiven Haltung und Ausstattung, auch von Seiten ihrer persönlichen Erscheinung. Die heilige Geschichte erzählte von ihnen als handelnden und leiblich existirenden Personen, das Epos hatte diese Vorstellungen von ihrer Persönlichkeit weiter ausgebildet, die Kunst, von den alten typischen Idolen mit ihren Attributen ausgehend, hatte bereits vor Pheidias das Starre dieser Symbole überwunden, war aber noch bei der Typik feststehender Formen und Ausdrucksweisen der einzelnen Götter stehen geblieben. Nun regte sich der freie künstlerische Gedanke, die Phantasie der bildenden Kunst, welche ein gleiches Recht an diesen Gebilden hatte, wie es einst die Äöden und Rhapsoden, vor allen Homer und Hesiod, gehabt hatten. Denn traten diese Götter in der hieratischen und mythologischen Tradition zunächst als historische Personen an den Einzelnen, so waren sie doch auf der andern Seite nichts weniger als historische Wesen. Sangen doch die Dichter, lehrten es doch die heiligen Gebräuche, sagte es doch der Glaube, daß die eigentliche Heimath dieser Götterwelt das olympische Jenseits sei, wo dieselben Gebilde in ewiger Heiterkeit, Schönheit und Seligkeit existirten, von welchen der Mensch mit seiner Kunst und Dichtung sich nur ein unvollkommenes Gleichniß zu machen wußte. So brauchte sich denn eben die bildende Kunst nur berufen zu fühlen, die Urbilder ihrer Darstellungen nicht mehr blos der Tradition zu entlehnen, sondern sich mit ihren Anschauungen unmittelbar an jenes olympische Jenseits der Götterwelt zu halten, mit dem Glauben daran und seinen Eingebungen den künstlerischen Gedanken zu befruchten, und das Ideal war gewonnen, und damit zugleich ein Fortschritt für die ganze griechische Religion gegeben, dessen Epoche machende Bedeutung wir hier blos anzudeuten, nicht auszuführen vermögen.

Pheidias war es aber, welcher der griechischen Kunst diese Wendung gab, ein ebenso großer Theolog in seinem Gebiete, als Äschylus es in der Tragödie, Pindar in der Lyrik ist. So ist die Äußerung Cicero's über ihn zu verstehen (Orator. II, 9): Nec vero ille artifex, quum faceret Jovis formam aut Minervae, contemplabatur aliquem, e quo similitudinem duceret, sed ipsius in mente insidebat species pulchritudinis eximia quaedam, quam intuens in eaque defixus ad illius similitudinem artem et manum dirigebat. Nicht mehr irgend ein gegebenes Äußere beherrschte ihn, sondern die innere Wahrnehmung jener höhern Objectivität war seine Quelle, wie sie der Künstler in concreter Lebendigkeit, der Denker im Begriff, der Fromme im Lichte göttlicher Offenbarung anschauet [72]). Natürlich gehört dazu eine Begeisterung, eine ursprüngliche Kraft des Gemüths, welche den schaffenden Künstler über die Gewohnheiten der sichtbaren Welt und Erfahrung hinausträgt. So war es aber auch mit Pheidias. Er schuf seine Götterbilder, wie ein alter Schriftsteller sagt [73]), ἐνθουσιῶν, war glücklicher in der Bildung von Göttern als von Menschen, und schien durch seinen olympischen Jupiter [74]) der herkömmlichen Religion ein neues Moment hinzugefügt zu haben. Als Panänos ihn fragte [75]), nach welchem Vorbilde er den Zeus zu schaffen gedenke, antwortete er, nach dem Homer, wie dieser es in den gewaltigen Versen (Ilias I, 528) ausspreche:

ἦ, καὶ κυανέῃσιν ἐπ' ὀφρύσι νεῦσε Κρονίων·
ἀμβρόσιαι δ' ἄρα χαῖται ἐπερρώσαντο ἄνακτος
κρατὸς ἀπ' ἀθανάτοιο, μέγαν δ' ἐλέλιξεν Ὄλυμπον.

Eine Äußerung, welche man misversteht, wenn man eine Unterordnung seiner bildenden Kunst unter die epische Poesie Homer's daraus ableitet. Pheidias stellt vielmehr sich damit neben Homer, der Bildner neben den Dichter, wie diese beide Arten poetischer Production denn in der That bei den Griechen in Angelegenheiten des Glaubens und der Mythologie eine coordinirte Stellung hatten. Homer hatte das Urbild olympischer Majestät in jenen Versen bereits ausgesprochen, als Pheidias den Beruf hatte, es in körperlicher Sichtbarkeit und Greifbarkeit hinzustellen; daher die Worte des Dichters dem Trachten des Künstlers zu Hilfe kamen. Aber so gewiß jene Verse ihm nur das allgemeine Schema einer Anschauung gaben, welche mit diesen Grundzügen bereits volksthümlich geworden war, ebenso gewiß konnte er die vollständige plastische Ausfüllung dieses allgemeinen Gedankens, das künstlerische Fleisch und Bein dazu, an keiner andern Quelle gewinnen, als an welcher auch Homer geschöpft hatte, an der Quelle jener höhern, nur der An-

72) Sehr gut drückt sich auch Philostrat (Vita Apollonii. VI. p. 118. ed. *Kayser*) darüber da aus, wo Apollonius die ägyptische Götterbildung misbilligt, der Ägypter aber, mit welchem er im Gespräch ist, dafür den griechischen Anthropomorphismus angreift. Apollonius sagt darauf, mit Rücksicht auf Bilder des Pheidias, Praxiteles und ähnlicher Künstler, das sei keine μίμησις, man wolle damit nichts Wirkliches darstellen: *Φαντασία ταῦτα εἰργάσατο σοφωτέρα μιμήσεως δημιουργός· μίμησις μὲν γὰρ δημιουργήσει ὃ εἶδεν, φαντασία δὲ καὶ ὃ μὴ εἶδεν, ὑποθήσεται γὰρ αὐτὸ πρὸς τὴν ἀναφορὰν τοῦ ὄντος. καὶ μίμησιν μὲν πολλάκις ἔκφρυξις ἐκπλήξει, φαντασίαν δὲ οὐδέν. χωρεῖ γὰρ ἀνέκπληκτος πρὸς ὃ αὐτὴ ὑπέστο. δεῖ δέ που Διὸς μὲν ἐνθυμηθέντα εἶδος ὁρᾶν αὐτὸν ἴσον οὐρανῷ καὶ ὥραις καὶ ἄστροις, ὥσπερ ὁ Φειδίας τότε ὥρμησεν, Ἀθηνᾶν δὲ δημιουργήσειν μέλλοντα στραπόπεδα ἔννοεῖν καὶ μῆτιν καὶ τέχνας καὶ ὡς Διὸς αὐτῇ ἀνθόρειν.* Besonders viel Schönes aber findet sich über die religiöse Bedeutung der hellenischen Kunst und namentlich des Zeus vom Pheidias bei *Dio Chrysost.* orat. XII. *Ὀλυμπικὸς ἢ περὶ τῆς πρώτης τοῦ θεοῦ ἐννοίας.* 73) *Suidas* v. *Ἰάκχιος ἱατρός.* p. 924, 17 *Bernh.* 74) *Quintil.* Inst. Orat. XII, 10, 9. Phidias tamen *diis quam hominibus efficiendis melior artifex* creditur, in ebore vero longe citra aemulum, vel si nihil nisi Minervam Athenis aut Olympium in Elide Jovem fecisset, *cujus pulchritudine adjecisse aliquid etiam receptae religioni videtur. adeo majestas operis deum aequavit.* 75) *Strabo* VIII, 3. p. 354. *Valer. Max.* III, 7. ext. 4. *Dio Chrysost.* XII. p. 382 *R.*

schauung poetischer Begeisterung zugänglichen Geisterwelt, aus welcher die Seele jedes wahren Künstlers befruchtet wird [76]). In welchem Sinne nun aber auch der Zeus des Pheidias ein neuer Fortschritt für die gesammte Religion der Griechen war, das sagen uns die begeisterten Stimmen des Alterthums über dieses für alle Zeit unübertroffene Musterbild des Vaters der Götter und Menschen. Man glaubte diesen Gott selbst zu sehen; selbst der ernste Römer mochte sich dieses Eindruckes nicht erwehren. Der begeisterte Grieche aber sagt, ihn zu sehen, sei ein Nepenthes, oder, ihn vor dem Tode nicht erblickt zu haben, sei beinahe ein solches Unglück, wie in die Mysterien uneingeweiht zu sterben, oder, Zeus offenbare seine Liebe darin, daß er die Menschen seiner Gestalt theilhaftig gemacht, und wie sonst diese Äußerungen lauten [77]).

Eine nähere Bestimmung der künstlerischen Eigenthümlichkeit unsers Meisters ist die Eigenschaft des Erhabenen. So charakterisirt Dionysius v. Hal. in einer oben angeführten Stelle seinen Styl durch die Ausdrücke *σεμνόν*, *μεγαλότεχνον*, *ἀξιωματικόν*, so rühmt Demetrius (de elocut. §. 14) an ihm *τὸ μεγαλεῖον καὶ τὸ ἀκριβὲς ἅμα*, den großartigen Ausdruck des Ganzen und die Zierlichkeit der Ausführung im Detail. Es lag theils im Charakter der Zeit, theils in der besondern Richtung und Anwendung der Kunst des Pheidias. Die Erinnerungen der Perserkriege hatten jenes Geschlecht mit hohen Gedanken ausgestattet, noch hielt man sich in der rechten Mitte zwischen der Festigkeit und Ehrbarkeit väterlicher Sitte und den Auffoderungen des jüngern Geschlechtes zum Fortschritte. Erhabenheit und Würde war auch der Charakter, in welchem Perikles sprach und handelte; denselben Stempel tragen die Gedanken und Anschauungen der gleichzeitigen Denker und Dichter. Daher Pheidias auch von seiner Zeit vornehmlich mit den Gottesdiensten beschäftigt wurde, wo die Vorstellungen von göttlicher Würde, Macht und Weisheit am meisten concentrirt waren, der Minerva und des Jupiter. Diese vorherrschende Richtung seiner Kunst theilte sich aber natürlicher Weise mehr oder weniger allen Werken, die von ihm oder seiner Schule ausgingen, mit, und noch jetzt hat Alles, was wir von solchen Werken kennen, diesen Charakter der Großartigkeit, des Adels, der ruhigen Festigkeit. Die Götterbilder thronend oder in ruhig stehender Haltung, keine heftige Bewegung. Auch wo eine Action ausgedrückt wird, wie auf dem Cellafriese des Parthenon, sind die Bewegungen der einzelnen Gruppen, der Reiter, der Opferstiere mit ihren Führern, und auf den Metopen die Kampfscenen, bei aller Lebendigkeit doch niemals verworren, sondern Alles klar und gemessen, sicher vertheilt, eine ruhige Harmonie. Zu so würdigen und ernsten Gestalten mochte denn auch jene glänzende Pracht von Farben und Metallen wol passen, mit denen die Freigebigkeit der damaligen Zeit für religiöse Zwecke seine Hauptbilder so überschwenglich ausgestattet hatte. Wir können uns nach den Beschreibungen des Pausanias, wobei die Restaurationsversuche von Quatremère de Quincy einigen Anhalt geben, leider nur einen sehr unvollkommenen Eindruck von dieser Pracht machen; aber diese Bilder müssen durch solche Ausstattung eine eigne Wärme und Lebensfülle erhalten haben, sodaß nicht allein das Gemüth, sondern auch die Sinne mächtig in Anspruch genommen wurden. So soderte es das in dem Cultus der Alten durchweg vorherrschende ästhetische Princip, welches selbst die Mysterien mit einer sinnlichen Pracht ausgestattet hatte, die nach unsern Cultusgewohnheiten ihre Wirkung verfehlen würde, aber dort mit den erhabensten Eindrücken wohl verträglich war.

Auch Anmuth und Schönheit wird an den Bildern des Pheidias gerühmt, selbst an dem Zeusbilde [78]). Wie es zu verstehen, lehren gleichfalls am besten die Sculpturen vom Parthenon, wo unter andern die Göttergruppe am Cellafriese allerdings voll von leichter Grazie und Heiterkeit ist. Männliche und jugendliche (denn die Darstellung aller Götter als ältlicher Wesen war damals bereits abgethan), darunter verschiedene weibliche Gestalten in lässiger Haltung auf Stühlen sitzend, ohne Attribute [79]), als Götter blos an ihrer Huld und hehren Erscheinung, als diese Götter dem Athenienser gewiß leicht am charakteristischen Gesichtsausdruck eines jeden erkennbar. Selbst die ernste Minerva hatte Pheidias in einem ehernen, auf der Burg befindlichen, von den Lemniern geweihten Bilde, überwiegend von der Seite der Schönheit und Anmuth aufgefaßt [80]), wie sie ja auch neben Hera und Aphrodite vor Paris erschienen war. Nur daß wir es hier mit der Anmuth zu thun haben, welche

76) Vergl. noch über dieses Verhältniß des Zeus des Pheidias zum Homerischen die Erzählung von *L. Aemilius Paulus* ap. *Polyb.* Exc. XXX, 15, 3 and *Plutarch.* Paul. Aemil. 28. *Livius* XLV, 28. Per Megalopolim Olympiam adscendit. Ubi et alia quidem spectanda visa et *Jovem velut praesentem* intuens motus animo est. Itaque haud secus quam si in Capitolio immolaturus esset, sacrificium amplius solito adparari jussit. Sehr gut sagt Dio Chrysostomus (Orat. XII. p. 397 *R.*) von dem Verhältnisse der Poesie zur bildenden Kunst: *Τὰ μὲν οὖν πολλὰ τοῖς μύθοις ἐπόμενοι καὶ συνηγοροῦντες ἐπλάττον, τὰ δὲ καὶ παρ' αὐτῶν ἐξέφερον ἀντίτεχνοι καὶ ὁμότεχνοι τρόπον τινὰ γιγνόμενοι τοῖς ποιηταῖς, ὡς ἐκεῖνοι δι' ἀκοῆς ἐπιδεικνύντες, ἀτεχνῶς αὐτοὶ δι' ὄψεως ἐξηγούμενοι τὰ θεῖα τοῖς πλείοσι καὶ ἀπειροτέροις θεαταῖς.* 77) *Arrian.* Epictet. I, 6. *Dio Chrysost.* Or. X... p. 400 *R.* Anthol. *Planud.* n. 81. *Ἦ θεὸς ἦλθ' ἐπὶ γῆν ἐξ οὐρανοῦ εἰκόνα δείξων | Φειδία, ἢ σὺ γ' ἴδῃς τὸν θεὸν ὀφθαλμοῖσιν.* *Philostr.* Vit. Apollon. lib. IV. p. 76 von Apollonius: *Ἰδὼν δὲ ἐς τὸ ἄγος τὸ ἐν Ὀλυμπίᾳ, Χαῖρε, εἶπεν, ὦ φίλε Ζεῦ, σὺ γὰρ οὕτω τε ἀγαθὸς, ὡς καὶ σαυτοῦ κοινωνῆσαι τοῖς ἀνθρώποις.* Vergl. die außerdem von Hemsterhuis (zu *Lucian.* Somn. c. 8. p. 184 sq. ed. Bipont.) und von Rathgeber (allgem. Encykl. III, 3. S. 285 fg.) zusammengebrachten Stellen.

78) *Dio Chrysost.* Or. XII. p. 209. *Τοσοῦτο φῶς καὶ τοσαύτη χάρις ἐπεισιν ἀπὸ τῆς τέχνης.* 79) Indessen ist dieser Mangel an Attributen mehr ein scheinbarer, als ein wirklicher. Einige dieser Figuren zeigen wenigstens Löcher, die zur Aufnahme metallischen Schmuckes bestimmt gewesen, und hatten diese Götter auch nicht alle ihre charakteristischen Symbole, so doch wol die meisten und diejenigen, wo ein Zweifel stattfinden konnte. 80) *Plin.* H. N. XXXIV, 8, 54. Ex aere vero praeter Amazonem supra dictam Minervam tam eximiae pulchritudinis, ut formae cognomen acciperet; s. unten.

Digitized by Google

am nächsten mit der Würde, nicht mit dem Reize verwandt ist, wie die jüngere attische Kunst sie darzustellen liebte. Pheidias und seine Schüler bildeten auch Statuen der Venus, aber es war die Venus Urania, oder, wie die Aphrodite des Agorakritos, eine solche Gestalt, daß sie mit geringen Veränderungen zur Nemesis umgeschaffen werden konnte [81]). Auch sind seine weiblichen Statuen sämmtlich verhüllt zu denken; nur den männlichen Körper zeigte die damalige Kunst in der Blöße der Schönheit, wie denn selbst beim olympischen Zeus der Oberleib und die Brust nackt waren.

Noch weiter wird dieser Charakteristik ein kurzer Vergleich mit solchen Künstlern helfen, welche entweder in gleicher Zeit Nebenbuhler des Pheidias waren, oder in einer jüngern ihn in manchen Punkten übertroffen haben, in andern dagegen von ihm übertroffen blieben.

Es ist hier als Zeitgenosse von ihm zunächst Polyklet von Argos zu nennen, etwas jünger als er, Schüler desselben Meisters und gleichfalls vorzüglich mit Erzguß und chryselephantinen Werken beschäftigt. Daß er in technischer Hinsicht die von Pheidias begründete Toreutik noch weiter gebracht haben soll, ist schon angeführt. Außerdem wird an ihm besonders die wissenschaftliche Begründung der Symmetrie gerühmt, wo er gleichfalls in den Fußstapfen des Pheidias, aber einen Schritt weiter gegangen sein mag [82]). Der Eindruck seiner Werke war ebenfalls das Würdige, Mächtige und Erhabene, in welcher Beziehung Dionys ihn mit Pheidias zusammenstellt [83]). Strabo nennt seine chryselephantinen Statuen die schönsten von allen, die nur an Größe und Kostbarkeit von denen des Pheidias übertroffen würden [84]). Ist der Junokopf der Villa Ludovisi wirklich seiner Juno verwandt, so muß dieser Meister sich ebenso sehr auf Anmuth als auf Würde verstanden haben, denn beides, der Ausdruck des Bräutlichen und Lieblichen, und der des Herrschenden und Mächtigen, ist in diesem Kopfe auf wunderbare Art verschmolzen. Dennoch aber muß der Zeus des Pheidias, soweit man nach den allgemeinen Stimmen des Alterthums urtheilen kann, die Hera des Polyklet um soviel wirklich übertroffen haben, als der Gott selbst die Göttin übertraf, und Quintilian gibt zu verstehen, daß es den Bildern Polyklet's im Allgemeinen an pondus (*βαρύτης*) gefehlt habe [85]). Sie mochten noch zierlicher und vollendeter in der technischen Ausführung, aber ihr Gesammteindruck weniger gewaltig sein. Dahingegen die Äußerung desselben Schriftstellers, daß Pheidias besser Götter als Menschen darstelle, gleichfalls einen Vergleich mit Polyklet, und zum Vortheile des Letztern einschließt, da dieser Künstler einer der größten in Athletenbildern war, mit welchen sich Pheidias, bis auf das gelegentlich angebrachte Bild des Pantarkes als *ἀναδούμενος*, sonst nie befaßt hatte. Überhaupt scheint Polyklet's größte Kunst in der Darstellung des menschlichen Körperbaues, besonders des jugendlichen, in seiner Schönheit, Symmetrie und Bewegung, bestanden zu haben; und damit mag es denn auch zusammenhängen, daß seine Amazone der des Pheidias vorgezogen wurde [86]), dessen Hauptstärke die Darstellung der göttlichen Würde war, die sich, bei thronender oder ruhig stehender Haltung, vorzüglich in der Kraft des Antlitzes ausdrückte.

Von der andern Seite grenzte die Thätigkeit des Pheidias und seiner Schule an die der jüngern attischen Kunst eines Skopas und Praxiteles, zu denen sich Pheidias ebenso verhielt, wie Perikles zum Alcibiades, Äschylus zum Euripides und Agathon, Pindar zum Philoxenus und Timotheus. Diese Künstler hatten den unbestrittenen Vorzug des sinnlichen Reizes ihrer Schöpfungen, des Pathos, der bewegten Action. Der feinste Marmor wurde mit dem höchsten Raffinement der Technik bearbeitet. Aphrodite, Eros, Dionysos, Gottheiten und mythologische Acte der jugendlichen Schönheitsblüthe, des pathetischen Affectes, der enthusiastischen Gemüthserregung, waren die beliebtesten Probleme ihrer Kunst. Die menschliche Gestalt gab sich unverhüllt, geschwellt von Dionysischer Entzückung oder Aphrodisischem Verlangen. Das waren neue Formen, unerhörte Wirkungen, die Schule des Reizes und der Lieblichkeit neben jener Schule des Würdigen und Erhabenen, welche aus dem vorigen Geschlechte hervorgegangen war. Aber es waren auch eben nur gewisse Ideale der olympischen Götterwelt, welche in dieser Weise dargestellt sein wollten und von diesen Künstlern dargestellt wurden. Was den Zeus und die Athena betrifft, so blieben die Bilder des Pheidias ein für allemal die Vorbilder und unerreichbaren Muster, über welche man nicht hinaus konnte. Namentlich über den olympischen Zeus ist das ganze Alterthum einig, daß er unübertrefflich war [87]). Wer ein ähnliches Bild haben wollte, begnügte sich ihn zu copiren [88]), oder wenigstens die

81) Von der Aphrodite Urania s. unten. Über die Nemesis des Agorakritos s. *Müller*, De Phidia p. 161 sq. Zu bemerken ist, daß beide Bilder aus Marmor gefertigt sind. 82) *Plin.* XXXIV, 8, 55. Fecit et quem canona artifices vocant, lineamenta artis ex eo petentes velut a lege quadam, salusque hominum artem ipsam fecisse artis opere judicatur. Hic consummasse hanc scientiam judicatur et toreuticen sic erudisse ut Phidias aperuisse. 83) *Dionys. Hal.*, De Isocr. jud. p. 542. ed. *Rsk.* 84) *Strabo* VIII. p. 551. *B.* Ἐν ᾧ (Ἡραίῳ) τὰ Πολυκλείτου ἑῶντα, τῇ μὲν τέχνῃ κάλλιστα τῶν πάντων, πολυτελείᾳ δὲ καὶ μεγέθει τῶν Φειδίου λειπόμενα. 85) *Quintil.* XII, 10, 7. Diligentia ac decor in Polycleto supra ceteros, cui quamquam a plerisque tribuitur palma, tamen ne nihil detrahatur, deesse pondus putant. Nam ut humanae formae decorem addiderit supra verum, ita non explevisse deorum auctoritatem videtur. Quin aetatem quoque graviorem dicitur refugisse, nihil ausus ultra tenues genas. At quae Polycleto defuerunt, Phidiae atque Alcameni dantur etc.

86) *Plin.* H. N. XXXIV, 8, 53. Wenn Varro bei demselben Schriftsteller §. 56 sagt, seine Statuen, vorzüglich die Athletenstatuen, seien quadrata et paene ad unum exemplum, so kann das nur auf den Proportionenkanon gehen, da die Stellungen ja mannichfaltig genug waren. Vom Myron heißt es §. 58 numerosior in arte quam Polycletus et in symmetria diligentior. 87) Ib. XXXIV, 8, 54. Phidias praeter Jovem Olympium, quem nemo aemulatur, fecit et ex ebore aeque Minervam Athenis. XXXVI, 5, 18. Phidiam clarissimum esse per omnes gentes, quae Jovis Olympii famam intelligunt, nemo dubitat. 88) Euphranor hatte, als er die zwölf Götter zu Athen malte, seine Kunst bei dem Bilde des Poseidon so erschöpft, daß er sich bei dem des

Grundzüge der Auffassung wiederzugeben. Nur etwa darin war der spätern Kunst noch eine Fortbildung des Zeusideals vorbehalten, daß man gewisse locale oder mythologische Specialformen ausdrückte [89]), oder der thronenden Majestät des Weltenherrschers die stehende Figur des Gottes zur Seite stellte, welcher mit imperatorischer Würde und Haltung den Winden und der Natur gebot, wie jener der Götter- und Menschenwelt [90]).

Schließlich ist in diesem Abschnitte noch von der Schule des Pheidias das Wichtigste hinzuzusetzen. Sie war natürlich eine attische Schule, was für die Geschichte der Kunst von nicht geringer Wichtigkeit ist. Bisher waren die Mittelpunkte der Kunstübung Samos, Ägina, Argos, Sikyon gewesen. Jetzt, wo auch die Wissenschaft, Philosophie und Poesie sich in Athen centralisirte, wird sie durch jene Staatsmänner, von denen im ersten Abschnitte die Rede gewesen, unter den Künstlern aber durch Pheidias nach Athen gezogen, der sie dort heimisch macht, in demselben Sinne wie Äschylus und Kratin das Drama, Sokrates die Philosophie. Und sie blieb es; bis in die römische Kaiserzeit können wir eine attische Kunstschule als ein Seminarium ausgezeichneter Meister verfolgen [91]). Aber erst in Athen konnte die Kunst zu jener idealen Selbstbefreiung gelangen und jene Feinheit und Grazie anlegen, welche dem attischen Geiste in allen seinen Thätigkeitsformen so eigenthümlich ist. Attische Künstler dominiren nun auch bald durch ganz Griechenland, leiten die Arbeiten in Delphi, Olympia, Phigalia, Tegea. Wie Pheidias selbst von Fremden gelernt, dann zuerst für Athen, endlich für ganz Hellas thätig gewesen war, so theilte er nun diese Bewegung der ganzen attischen Kunst mit. Der peloponnesische Krieg veranlaßte zwar eine gewisse Stockung, wie denn Alkamenes mit wenigen Ausnahmen nur für Athen gearbeitet zu haben scheint; allein späterhin machte sich dieser Principat der attischen Schule auch in der bildenden Kunst nur um so mehr geltend.

Auch der Künstlerstand im Ganzen bekam in diesen Zeiten, vorzüglich durch Pheidias, eine andere Bedeutung. Bisher war er in seiner äußern Stellung dem der Handwerker nahe verwandt gewesen; die Kunstbildung hatte sich nach erblichen und gewerblichen Traditionen in Innungen und Geschlechtern fortgepflanzt. Nur einzelne Künstler, namentlich Polygnot von Thasos, erblicken wir in höhern Kreisen, geehrt und ausgezeichnet von Kimon und seiner Schwester Elpinike. Jetzt, wo die Kunst eine Sache des Genius war, nicht mehr der bloßen Einübung und Fertigkeit, gestalteten sich auch für den ganzen Stand die Verhältnisse anders. Die Kunstschulen entstehen aus freiem Zusammentreten wirklich Berufener, die gegen Lohn von dem Meister Anweisung erhalten [92]), grade so wie die Sophisten, Rhetoren und Philosophen ihre Wissenschaften fortpflanzten. Die Künstler werden eine geistige Macht, die in religiösen und ästhetischen Dingen den Staatsmännern, Philosophen, Dichtern und geistlichen Autoritäten selbständig zur Seite tritt. Wie der Zeus des Pheidias ein Factum auch in der Religionsgeschichte der Griechen war (adjecisse aliquid receptae religioni videbatur), so war es jetzt überhaupt bei jeder bedeutendern Götterstatue der Fall, bis der Geist der Zeiten ein niedrigerer wurde, die Künstler ihre Begeisterung und ihre Probleme nicht mehr von der Idealität des Volksglaubens und der Volksbestimmung, sondern von der Gunst und Hoffahrt der Vornehmen und Mächtigen empfingen, und der Künstlerstand selbst seine Ehre mehr in Luxus und Prahlerei, als in der Würde seines Berufes suchte.

Die namhaftesten Schüler des Pheidias sind Alkamenes, Agorakritos und Kolotes. Panänos, sein Vetter, scheint selbständig neben ihm gewirkt zu haben, und war entweder von gleichem Alter oder gar älter als Pheidias [93]). Andere Künstler, wie Päonios von Mende und Theokosmos von Megara, welche Müller gleichfalls zur Schule des Pheidias rechnet, scheinen doch nur bei einzelnen Werken mit ihm in Berührung gekommen zu sein [94]). Von jenen dreien aber war Alkamenes der namhafteste Künstler und derjenige, welcher am frühesten von Pheidias gelernt und sich am meisten eine eigenthümliche Stellung neben dem Meister gewonnen hatte. Er war aus Athen gebürtig und lebte bis zur Befreiung Athens von den 30 Tyrannen. Wie nahe seine Kunst der des Pheidias gekommen, beweisen die häufigen Vergleichungen mit diesem und daß er mit ihm zu concurriren wagte. Die Aphrodite ἐν κήποις war sein berühmtestes Werk, von

---

Zeus mit einer Wiederholung des von Pheidias aufgestellten Typus begnügte; s. die Stellen bei *Sillig* C. A. p. 208 und Schol. Il. I, 528. Das von Antiochus IV. zu Daphne bei Antiochia aufgestellte Bild war vollends nur eine Copie des olympischen; s. *Müller*, Antiochen. Dissertatt. I, 17, 24.

89) So der Zeus Φίλιος von Polyklet; s. *Paus.* VIII, 31, 2. Vergl. Archäol. Zeitung. 1845. Nr. 31, ein Jupiter Hospitalis von Pamphilos, einem Schüler des Praxiteles, *Plin.* XXXVI, 5, 34. Auch von Myron, Agorakritos, Leochares werden Zeusbilder genannt, aber man erfährt nichts Näheres darüber. 90) Der Ζεὺς Οὔριος, den die Römer Jupiter Imperator nannten, in seiner allgemeinen Haltung und Bedeutung wohl verständlich, obgleich eine bestimmtere Erklärung trotz vielen Versuchen noch nicht gewonnen ist; s. O. Jahn, Archäol. Aufsätze. S. 31—45. 91) Bemerkenswerth ist *Philostr.* Vit. Apollon. lib. V. p. 93. ed. *Kayser*, wo aus dem Piräeus eine Ladung von Götterbildern (τὰ μὲν χρυσοῦ καὶ λίθου, τὰ δὲ ἐλέφαντος καὶ χρυσοῦ) nach Jonien geht, die ein attischer Kaufmann dort verhandeln will.

92) So auch Pheidias; s. *Plato*, Protag. p. 311. 93) S. über diesen Künstler Böttiger, Archäol. der Malerei. S. 242 fg. und den Art. Panänos. Er mochte in der Pökile malen, während Pheidias im Olympium beschäftigt war, zwei geniale Sprößlinge einer alten Malerfamilie, welche durch Polygnot vielleicht zuerst zur höhern Kunst entflammt wurden. Es ist sehr wahrscheinlich, daß er nicht blos zu Olympia (s. Anm. 42. S. 171), sondern auch im Parthenon die innere Wandmalerei (s. Anm. 49. S. 199) neben Pheidias besorgte. 94) *Müller*, De Phid. p. 145. 163. Päonius hatte die Gruppen im vordern Giebel des Tempels zu Olympia gearbeitet (*Paus.* V, 10, 2, in denen Müller Wiederholungen aus den Sculpturwerken am Parthenon erkennen will. Vergl. übrigens Eckstein im Art. Paconios, allgem. Encykl. III, 9. 212 und über jene Gruppen im Tempel zu Olympia, Rathgeber ebend. III, 3, 212 fg. Theokosmos hatte für Megara ein chryselephantines Zeusbild angefangen, wobei Pheidias, wahrscheinlich nach Beendigung des Bildes zu Olympia, half, welches Bild aber beim Ausbruch des peloponnesischen Krieges liegen blieb (*Paus.* I, 40, 3. Rathgeber A. Encykl. III, 3, 208). Vielleicht war auch Thrasymedes von Paros ein Schüler des Pheidias; s. Anm. 95. S. 194.

Lucian ſehr geprieſen, an welches aber Pheidias eine letzte Hand gelegt hatte [95]). In Olympia arbeitete er die Gruppen im hintern Giebelfelde. Außerdem werden viele andere Werke von ihm genannt, größtentheils in Athen [96]). Agorakritos war von Paros gebürtig, jünger als Alkamenes, Liebling ſeines Meiſters und von dieſem abhängiger, wie beſonders der Umſtand beweiſt, daß die meiſten ſeiner Werke zugleich dem Pheidias zugeſchrieben werden. So beſonders die Große Mutter, deren Statue er für das Metroon gearbeitet hatte, und die Nemeſis von Rhamnus, welche urſprünglich beſtimmt geweſen war, eine Venus zu werden; denn beide Schüler concurrirten mit einander bei dieſer Gelegenheit. Die Aphrodite ἐν κήποις des Alkamenes trug den Sieg davon, worauf das Bild des Agorakritos mit einigen Änderungen zur Nemeſis umgeſchaffen, im Heiligthume zu Rhamnus aufgeſtellt, und dort außerordentlich bewundert wurde [97]). Arbeiteten nun dieſe beiden Künſtler meiſt in Marmor, ſeltner in Erz, ſo war dagegen Kolotes derjenige Schüler des Pheidias, welcher deſſen Meiſterſchaft in der Toreutik vorzüglich fortpflanzte. Wir finden ihn beſonders zu Olympia und in Elis theils neben dem Pheidias, theils in eigenen Werken beſchäftigt [98]). Er hilft dieſem beim Zeusbilde, arbeitet für Elis ein chryſelephantines Minervenbild, an welchem Panänos die innere Seite des Schildes gemalt hatte [99]) und welches auch dem Pheidias zugeſchrieben wurde, arbeitete überdies für Kyllene, die Hafenſtadt von Elis, einen von Strabo bewunderten, gleichfalls chryſelephantinen Äsklepios [1]), und hatte zu Olympia auch den mit vielen Bildwerken verzierten Tiſch, auf welchem die Kränze für die Sieger niedergelegt wurden, aus Gold und Elfenbein zuſammengeſetzt [2]).

C. Über die vorzüglich nur aus der Überlieferung bekannten Werke des Pheidias. Es ſind dieſes die berühmteſten Statuen des Pheidias, vorzüglich die Athenabilder und der olympiſche Zeus, denen ſich noch verſchiedene andere, ſeltner erwähnte Bilder anſchließen. Da es hier beſonders auf genaues Verhör der ſolche Werke Beſchreibenden ankommt, ſo glauben wir am beſten zu thun, wenn wir bei jedem dieſer Werke die wichtigſten Stellen voranſchicken, oder doch wörtlich zu Grunde legen. Wir gehen dabei aus von den Athenabildern des Pheidias, behandeln dann die Zeusſtatue und beſchließen dieſen Abſchnitt drittens mit den nöthigen Notizen über ſonſt erwähnte Statuen des Pheidias.

1) Athenabilder [3]). Man zählt gewöhnlich acht bis neun Minervenbilder des Pheidias, von denen indeſſen mehre zu ſtreichen ſind. So wird das Bild zu Elis von Pauſanias (VI, 26, 2) zwar dem Pheidias zugeſchrieben, aber mit nicht beſſerm Grunde als die Nemeſis von Rhamnus, welche in Wahrheit dem Agorakritos, wie jenes dem Kolotes gehörte [4]). Ferner iſt die bei Plinius erwähnte Cliduchus höchſt wahrſcheinlich keine Minerva, ſondern eine Prieſterin. Andere Bilder laſſen ſich wenigſtens auf einen Haupttypus zurückführen, wie denn die Bilder zu Pellene, das der Pallas Ἀρεία zu Plataä und das auf der Akropolis zu Athen, wahrſcheinlich das chryſelephantine, einander ſehr ähnlich geweſen zu ſein ſcheinen [5]). Von der ehernen Statue der Pallas, welche Paulus Ämilius zu Rom beim Tempel der Fortuna Hujusce Diei aufgeſtellt hat, wird Genaueres nicht berichtet [6]). Mithin bleiben hier nur die drei Bilder auf der attiſchen Burg, die eherne Koloſſalſtatue der Promachos,

---

95) *Plin.* H. N. XXXVI, 5, 16. Alcamenem Athenienſem docuit inprimis nobilem, cujus sunt opera Athenis complura in aedibus sacris praeclaraque Venus extra muros, quae appellatur Aphrodite ἐν κήποις. Huic summam manum ipse Phidias imposuisse dicitur. 96) *Müller*, De Phid. p. 156 sq. Handbuch §. 117, 2. *Sillig*, Catal. Artif. p. 30 sq. Vergl. den Art. Alcamenes und über die Hekate des Alkamenes *Rathgeber*, Annal. d. Inst. T. XII. 97) *Plin.* XXXVI, 5, 16. Ejusdem discipulus fuit Agoracritus Parius, et aetate gratus. Itaque e suis operibus pleraque omini ejus donasse fertur. Certavere autem inter se ambo discipuli Venere facienda, vicitque Alcamenes non opere, sed civitatis suffragiis contra peregrinum suo favantis. Quare Agoracritus ea lege signum aeum vendidisse traditur, ne Athenis esset et oppellasse Nemesin. Id positum erat Rhamnunte pago Atticae, quod M. Varro omnibus signis praetulit. Est et in Matris Magnae delubro in eadem civitate Agoracriti opus. Vergl. *Müller*, De Phidia. p. 159—162. Über die Nemeſis zu Rhamnus vergl. auch Leake, Die Demen von Attika. S. 119 und Stephani, Studien zur attiſchen Kunſtgeſch. im ehem. Muſ. N. F. IV, 1. S. 16. 98) *Plin.* XXXIV, 8, 87. Colotes, qui cum Phidia Jovem Olympium fecerat, philosophos fecit, was auf ein ſpäteres Zeitalter deutet. — Daß Kolotes dem Pheidias auch bei der Statue der Pallas zu Athen geholfen, iſt ein Irrthum Müller's (de Phid. p. 144). 99) *Plin.* XXXV, 8, 54. Panaenum, qui clypeum intus pinxit Elide Minervae, quam fecerat Colotes Phidiae discipulus et in faciendo Jova Olympi adjutor. Bei *Paus.* VI, 26, 2 wird dieſe Statue dem Pheidias ſelbſt zugeſchrieben. Über die Malerei in der innern Seite des Schildes, worao Heyne zweifelte; ſ. die ähnlichen Beiſpiele bei O. Jahn, Archäol. Aufſ. S. 169. Anm. 28.

1) *Strab.* VIII. p. 377 D. Θαυμαστὸν ἰδεῖν ξόανον ἐλεφάντινον. Danach *Eustath.* ad Il. II, 603.

2) *Paus.* V, 20, 1. Ἔστι δὲ ἐνταῦθα καὶ ἄλλα ἀναθήματα — καὶ τράπεζα, ἐφ' ἧς προτίθενται τοῖς νικῶσιν οἱ στέφανοι — ἐλέφαντος μὲν πεποίηται καὶ χρυσοῦ, Κωλώτου δέ ἐστιν ἔργον, εἶναι δὲ φασιν ἐξ Ἡρακλείας (ſo hat Thiersch, Epochen, S. 274 für Ἡρακλέους) τὸν Κωλώτην· οἱ δὲ πολυπραγμονήσαντες σαφῶς τὰ ἐς τοὺς πλάστας Ἡφαίστου ἀποφαίνουσιν ὕστερα αὐτόν, μαθητὴν Πασιτέλους, Πασιτέλη δὲ αὖτὸν διδαχθῆναι ... Das Folgende wird durch eine Lücke unterbrochen. Vergl. Thiersch a. a. O. *Boeckh.*, Corp. Inscr. Vol. I. p. 40 und die Ausg. von *Wala* u. *Schubart* Vol. II. p. 291. Ein Parier heißt Kolotes auf einer aus dem Peloponnes nach Italien gebrachten cannelirten Säule, welche offenbar als Baſis eines Weihgeſchenks gedient hat. 3) Über die Palladbilder des Pheidias überhaupt handeln *Heyne*, De auctor. formor. Commentat. Societ. Gotting. VIII. p. XXVIII. Böttiger, Andeutungen. S. 84 fg. *Petersen.* Observatt. in *Plin.* H. N. XXXIV, 19, 1. Progromm. (Havniae 1824. 4.) *O. Müller*, De Phid. l. §. 9. 10 (doch nur in hiſtoriſcher Hinſicht). Handbuch §. 114 fg. 4) Das Bild hatte das Eigenthümliche, daß ein Hahn auf dem Helme ſtand. Pauſanias ſagt daeübee: Ἐν ἀκροπόλει δὲ τῇ Ἠλείων ἐστὶν ἱερὸν Ἀθηνᾶς, ἐλέφαντος δὲ τὸ ἄγαλμα καὶ χρυσοῦ· εἶναι δὲν οἱ φασίν αἰτίην, πεποίηται δὲ ἀλεκτρυόνων ἐπὶ τῷ κράνει, διὰ οὗτοι προκινδύνους ἴσχουσιν ἐς μάχας οἱ ἀλεκτρυόνες. δύναιτο δ' ἂν καὶ Ἀθηνᾶς τῆς Ἐργάνης ἱερὸς ὁ ὄρνις νομίζεσθαι. 5) ſ. über dieſe Bilder den erſten Abſchnitt. Der goldne Thron der Minerva Hygeia, den Pheidias nach Sillig (C. A. p. 347) für Perikles gearbeitet haben ſoll, beruht auf einem Mißverſtändniſſe. 6) *Plin.* H. N. XXXIV, 8, 54. Fecit — et aliam Minervam,

welche im Freien stand, die der Parthenos im Parthenon, und die *Lemnia* mit dem Beinamen der Schönen, von denen etwas Bestimmteres gesagt werden kann. Es lagen bei diesen Bildern zwei Haupttypen zu Grunde, bei der Pallas Promachos und der Pallas Parthenos der der kriegerischen, zu Kampf und Abwehr gerüsteten Jungfrau [7]), bei der *Lemnia* die Darstellung der friedlichen Göttin, deren Haupt ohne Helm ist und darum den unverhüllten Ausdruck der Schönheit zeigte.

Die Palladien gehörten bekanntlich zu den ältesten Cultusbildern, doch hatte, wie es scheint, kein bedeutenderer Meister dem Pheidias zur eigentlich künstlerischen Darstellung des Pallasideales vorgearbritet, vielmehr war dieses bis auf seine Seite in der Typik der hieratischen Tradition verpuppt geblieben. Gewisse Differenzen der Auffassung zeigen sich schon bei diesen alten Idolen, soweit wir sie nach Beschreibungen und gelegentlichen Darstellungen kennen, je nachdem das Idol sitzend oder stehend abgebildet und mit diesem oder jenem Attribute, der Lanze, der Spindel ꝛc., versehen war [8]). Von ältern Meistern wissen wir, daß Gitiades ein Palladion für das Heiligthum der *χαλκίοικος* zu Sparta, Dipönos und Endöos aber dergleichen für andere Culte gebildet hatten [9]). Von dem letztern gab es auch zu Athen ein Bild, und hier war der Pallascult in dem Grade Hauptsache des Gottesdienstes, daß die weitere Explication des gegebenen Typus nach den Anfoderungen der neubelebten Kunst natürlicher Weise attischen Meistern vorbehalten blieb [10]).

a) Das eherne Bild der Pallas Promachos. Daß die eherne Kolossalstatue auf der Burg angeblich von der marathonischen Siegesbeute gestiftet war und daß sie wahrscheinlich um Ol. 78 geweiht wurde, ist im ersten Abschnitte ausführlich besprochen. Daß sie den Namen der *Πρόμαχος* führte, folgt aus der in A. 4 citirten Stelle bei Schol. *Demosth.* c. Androt. p. 597 ed. *Reisk.* Die Hauptstelle über dieses Bild aber, und leider die einzige mit Sicherheit darauf zu brziehende, ist folgende (*Paus.* I, 28, 2): *Χωρὶς δέ γε ὅσα κατέλεξα δύο μὲν Ἀθηναίοις εἰσὶ δεκάται πολεμήσασιν, ἄγαλμα Ἀθηνᾶς χαλκοῦν ἀπὸ Μήδων τῶν ἐς Μαραθῶνα ἀποβάντων, τέχνη Φειδίου· καὶ οἱ τὴν ἐπὶ τῆς ἀσπίδος Ἀμαζόνων πρὸς Κενταύρους μάχην καὶ ὅσα ἄλλα ἐστὶν ἐπειργασμένα λέγουσι τορεῦσαι Μύν, τῷ δὲ Μυΐ ταῦτά τε καὶ τὰ λοιπὰ τῶν ἔργων Παρράσιον καταγράψαι τὸν Εὐήνορος. ταύτης τῆς Ἀθηνᾶς ἡ τοῦ δόρατος αἰχμὴ καὶ ὁ λόφος τοῦ κράνους ἀπὸ Σουνίου προσπλέουσίν ἐστιν ἤδη σύνοπτα· καὶ ὅρμα κεῖται χαλκοῦν ἀπὸ Βοιωτῶν δεκάτη καὶ Χαλκιδέων τῶν ἐν Εὐβοίᾳ.*

Auf den Standpunkt dieser Statue führen die letzten Worte bei Pausanias, im Vergleich mit *Herod.* V, 77, die gleich zu erwähnende Münze, und die neuerdings gefundenen Substructionen des Postamentes [11]). Sie stand nämlich zwischen dem Erechtheum und Parthenon, aber näher an jenem. Die Haltung und Stellung der Figur läßt sich nach den vorhandenen Beschreibungen und sonstigen Hilfsmitteln nur unvollkommen zusammensetzen. Man pflegt [12]) folgende Stelle (bei *Zosimus* V, 6, 2) dabei zu benutzen: *ἐπὶν Ἀλάριχος παντρατιᾷ τῇ πόλει τὸ μὲν τεῖχος ἑώρα περινοστοῦσαν τὴν πρόμαχον Ἀθηνᾶν, ὡς ἔστιν αὐτὴν ὁρᾶν ἐν τοῖς ἀγάλμασιν, ὡπλισμένην καὶ οἷον τοῖς ἐπιοῦσιν ἐνίστασθαι μέλλουσαν, τοῖς δὲ τείχεσι προεστῶτα τὸν Ἀχιλλέα τὸν ἥρω τοιοῦτον οἷον αὐτὸν τοῖς Τρωσὶν ἔδειξεν Ὅμηρος, ὅτε κατ' ὀργὴν τῷ θανάτῳ τοῦ Πατρόκλου τιμωρῶν ἐπολέμει·* es läßt sich aber hieraus für diese bestimmte Bildsäule gar Nichts folgern, da einmal Bildwerke (*ἀγάλματα*) der vorkämpfenden Athene etwas sehr Gewöhnliches waren, und zweitens das hier angedeutete Bild in Bewegung ist, um die Mauer geht ꝛc. gleichwie Achilles, welcher sich vor der Mauer in so drohender Haltung, wie Homer ihn geschildert, aufgestellt hat. So bleiben nur, wie gesagt, zunächst die attischen Münzbilder, welche eine Ansicht von der Burg mit dem Parthenon und Erechtheum und dazwischrn dieses Kolossalbild zeigen, aber gleichfalls keineswegs einen sichern Anhalt gewähren. Diese Münzbilder sind nach verschiedenen besser oder schlechter erhaltenen Exemplaren in genauern oder ungenauern Abbildungen mitgrtheilt. So bei *Stuart*, Antiqq. II. Vign. 1. D. A. II, 26; bei *Mionnet*, Suppl. III, 18, 2 und *Millin*, Gal. XXXII, 133, und bei O. Müller, Denkm. d. A. K. I. Bd. Taf. XX. n. 104. Hier fehlt der Speer ganz, aber der rechte Arm ist gehoben, daher sich Müller die Göttin den Schild hebend und den Speer wie zum Kampfe fassend denkt, also etwa wie die Pallas unter den äginetischen Bildwerken. Allein es ist zu bedenken, daß nach jener Bemerkung bei Pausanias, die Spitze des Speeres und der Büschel des Helmes seien zuerst aus der Ferne sichtbar, diese beiden Punkte die höchsten und in ziemlich gleicher Höhe gewesen sein müssen. Führt schon dieses eher darauf, daß die Göttin den Speer neben sich stehend oder leicht gesenkt hielt, so führen dahin auch die neuerdings bekannt gewordenen, genauer wiedergegebenen oder besser erhaltenen Exemplare von jener attischen Münze. Zwar die Zeichnung bei Leake (Topogr. D. A. Taf. IX. p. 308), die nach einem Exemplare genommen ist, welches sich früher in der Sammlung Payne Knight's befand, jetzt aber der numismati-

quam Romae Paulus Aemilius ad aedem Fortunae Hujusce Diei dicavit.

7) *Ovid.*, De Ponto. IV, 1, 31.

Arcis ut Actaeae *vel eburna vel aenea* custos,
Bellica Phidiaca stat Dea facta manu.

8) O. Müller, Allgem. Encykl. III, III. S. 81 u. 105 fg. Ed. Gerhard, Über die Minervenidole Athens. (Berlin 1844. 4.) 9) Von Gitiades *Paus.* III, 17, 3, von Dipönos *Plin* II. N. XXXVI, 4, 10, von Endöos und besonders von dem Bilde zu Athen Sillig, Cat. Artif. p. 199 und Schöll, Archäol. Mittheil. S. 41 fg., wo überhaupt über alte Palladien, namentlich auch attische. Vergl. auch Stephani im rhein. Mus. N. F. IV, 1. S. 1 fg. 10) Auch von Myron gab es Athenabilder; s. *Plin.* H. N. XXXIV, 8, 57 und *Strab.* XIV. p. 637 B. Es wäre interessant zu wissen, ob sie früher oder später als die des Pheidias entstanden.

11) Schöll, Kunstbl. 1840. N. 75 und *Curtius*, Bullet. d. Instit. 1840. p. 135. 12) Böttiger, Andeutungen. S. 84. Müller, Handbuch. §. 116, 3.

Digitized by Google

schen Abtheilung des brittischen Museums einverleibt ist, entspricht jenen andern Zeichnungen. Ganz deutlich aber ist schon die Zeichnung bei Bröndsted (Reisen und Unters. 2. Bd. S. 292) nach einem Exemplare des k. pariser Cabinetes. Hier steht die Göttin ruhig da, faßt die emporgerichtete Lanze mit der Rechten und scheint den Schild mit der Linken zu heben; doch fehlt dieser. Vollends deutlich und wohl erhalten ist das treffliche Exemplar der Sammlung des Herrn v. Rauch zu Berlin, wornach Gerhard eine Zeichnung mitgetheilt, üb. d. Minervenidole Athens Taf. IV n. 1, nur daß die Figur hier die Lanze in der Linken hält, den Schild aber, der zu ihren Füßen herabgesenkt ist, mit der Rechten; eine Darstellung, welche übrigens auch dadurch merkwürdig ist, daß sich auf diesem Bilde zugleich die kolossale Eule auf der Burg zeigt, von welcher verschiedene Stellen aussagen, daß sie zugleich mit dem Pallasbilde des Pheidias geweiht sei[13]). Die Höhe der Statue, ohne die Basis, berechnet Müller (nach *Strabo* VI. p. 278) auf über 50, aber unter 60 Fuß. Leake (Topogr. a. a. O.) folgert aus Pausanias, daß das Standbild über den Parthenon hinausgeragt und somit die ganze Höhe desselben über 70 Fuß betragen habe, das Piedestal wahrscheinlich gegen 20 und die Statue selbst 55, also 15 Fuß mehr als die Bildsäule im Parthenon: allein Bröndsted stellt diese Berechnung mit Recht in Abrede. Daraus, daß Mys nach Zeichnungen des Parrhasios, also ein Menschenalter später, an dem Schilde Verzierungen anbrachte, ist kaum zu folgern, wie von Müller (Handbuch. §. 116) und Andern geschieht, daß Pheidias sie unvollendet gelassen hatte, ebenso wenig, daß dieses Bild damals noch wo anders als am Schilde mit Cälaturarbeiten verziert wurde. Pausanias bemerkt blos die Kentauromachie als die hervorragendste Composition; gewiß befanden sich die andern Gruppen (*ὅσα ἄλλα ἐστὶν ἐπειργασμένα*) auch am Schilde. Da jene Stelle bei Zosimus nicht sicher auf dieses Bild bezogen werden kann, so ist auch die Folgerung daraus, daß es noch zur Zeit des Alarich existirte, eine unbegründete[14]).

b) **Die chryselephantine Statue der Parthenos.** Über diese sind wir besser unterrichtet; doch fehlt auch hier noch Manches zur vollständigen und sichern Anschauung. Die Hauptstellen sind:

Paus. I, 24, 5 *αὐτὸ δὲ ἔκ τε ἐλέφαντος τὸ ἄγαλμα καὶ χρυσοῦ πεποίηται· μέσῳ μὲν οὖν ἐπίκειται οἱ τῷ κράνει Σφιγγὸς εἰκών. — καθ' ἑκάτερον δὲ τοῦ κράνους γρῖπές εἰσιν ἐπειργασμένοι. 7. τὸ δὲ ἄγαλμα τῆς Ἀθηνᾶς ὀρθόν ἐστιν ἐν χιτῶνι ποδήρει καὶ οἱ κατὰ τὸ στέρνον ἡ κεφαλὴ Μεδούσης ἐλέφαντός ἐστιν ἐμπεποιημένη. Καὶ Νίκη ὅσον τεσσάρων πηχῶν . . . ἐν δὲ τῇ χειρὶ δόρυ ἔχει, καὶ οἱ πρὸς τοῖς ποσὶν ἀσπίς τε κεῖται καὶ πλησίον τοῦ δόρατος δράκων ἐστίν. εἴη δ' ἂν Ἐριχθόνιος οὗτος ὁ δράκων. ἔστι δὲ τῷ βάθρῳ τοῦ ἀγάλματος ἐπειργασμένη Πανδώρας γένεσις.*

Plin. H. N. XXXIV, 8, 54: Phidias praeter Jovem Olympium — fecit et ex ebore aeque Minervam Athenis, quae est in Parthenone adstans. XXXVI, 5, 18: Phidiam clarissimum esse per omnes gentes, quae Jovis Olympii famam intelligunt, nemo dubitat. Sed ut merito laudari sciant etium qui opera ejus non viderunt, proferemus argumenta parva et ingenii tantum. Neque ad hoc Jovis Olympii pulchritudine utemur, non Minervae Athenis factae amplitudine, cum sit ea cubitorum viginti sex (ebore haec et auro constat), sed scuto ejus, in quo Amazonum proelium caelavit intumescente ambitu parmae, ejusdem concava parte deorum et gigantum dimicationem, in soleis vero Lapitharum et Centaurorum: adeo momenta omnia capacia artis illi fuere. In basi autem quod caelatum est, Paudorae genesin appellavit; ibi dii sunt XX numero nascentes. Victoria praecipue mirabili periti mirantur et serpentem ac sub ipsa cuspide aeream sphingem. Haec sint obiter dicta de artifice nunquam satis laudato, simul ut noscatur illam magnificentiam aequalem fuisse et in parvis.

Maxim. Tyr., Diss. XIV. p. 260 ed. *Rsk.*; *μή με οἷον πνυθάνεσθαι εἰ τοιαύτην ἦγε τὴν Ἀθηνᾶν οἵαν Φειδίας ἐδημιούργησεν, οὐδὲν τῶν Ὁμήρου ἐπῶν φαυλοτέραν, παρθένον καλήν, γλαυκῶπιν, ὑψηλήν, αἰγίδα ἀνεζωσμένην, κόρυν φέρουσαν, δόρυ ἔχουσαν, ἀσπίδα ἔχουσαν.*

Eine Restauration des Bildes hat Quatremère de Quincy versucht (le Jupiter Olympien p. 226, Mon. et ouvrages d'art. ant. restitués. T. I. p. 63). Vergl. Böttiger, Andeutungen. S. 86 – 90, Müller, Handb. §. 114, Schöll, Archäol. Mittheilungen. S. 67 fg., Gerhard, über die Minervenidole Athens. S. 6 und 21.

Man sieht von selbst, daß auch hier Vieles unsicher bleibt, da die Beschreibungen theils skizzenhaft sind, wie besonders die bei Maximus Tyrius, welche sich überdies ebenso gut auf das Bild der Promachos beziehen kann, oder in einzelnen Punkten undeutlich; wozu noch kommt, daß der Text sowol bei Pausanias als bei Plinius hin und wieder verdorben ist. Quatremère de Quincy hat bei seiner Restauration ein Bild zu Grunde gelegt, welches in verschiedenen Wiederholungen vorkommt, in Villa Albani (*Caraceppi* Raccolta I. t. 1), bei Hope (Specimens T. II. pl. 3 und bei Müller, D. A. K. II, 2. Taf. XIX, 202) und in Neapel (Mus. Borb. IV, 7, Neapels Antiken S. 41), allein wie sich gegen diese Anwendung sonst Manches einwenden läßt (s. Schöll a. a. O.), so hat Quatremère de Quincy auch den Text

13) *Hesych. Γλαῦξ ἐν πόλει, παροιμία. — ἀνέκειτο γὰρ ὑπὸ Φειδίου ἐν τῇ ἀκροπόλει.* Ebenso *Roverb.* Append. Anc. I. 76. Meursius (Cecrop. c. 20) hat *Φειδίου* corrigirt. Vergl. *Dio Chrysost.* XII. p. 195. *Ὑφ' ἧς καὶ τῇ Ἀθηνᾷ λέγεται προσφιλὲς εἶναι τὸ ὄρνεον — καὶ τῆς γε Φειδίου τέχνης παρ' Ἀθηναίοις ἔτυχεν, οὐκ ἀπαξιώσαντος αὐτὴν συγκαθιδρῦσαι τῇ θεῷ συνδοκοῦν τῷ δήμῳ.* Vergl. Böttiger, Amalthea. III. S. 266. Die Eule stand, wie jene Münze zeigt, nicht neben der Statue, sondern ganz unabhängig davon an einem Vorsprunge des Burgfelsens. Neuerdings sind Stücke einer kolossalen Eule von Marmor auf der Burg gefunden worden. 14) Auf dieses Bild bezieht sich wol das Epigramm des Julianus (Anthol. *Planud.* n. 157) *εἰς τὴν ἐν Ἀθήναις ἐνοπλον Ἀθηνᾶν·*

τίπτε Τριτογένεια κορύσσεται ἄσπετ' μέσσῳ;
εἶξε Ποσειδάων· φείδεο Κεκροπίης.

des Pausanias in einem Hauptpunkte misverstanden. Zuverlässiger sind die Combinationen von Schöll und Gerhard, welche ein neuerdings bekannt gewordenes attisches Votivrelief (bei Schöll Taf. III. Fig. 5, Gerhard Taf. V, 5) und antiochenische Münzbilder, welche vermuthlich eine zu Antiochien befindliche Copie der Parthenos des Pheidias darstellen, und andere verwandte Münzbilder zu Grunde legen [15]). Diesen Vorbildern gemäß befand sich die sechs Fuß hohe Nike auf der Rechten, die Lanze in der Linken; an derselben Seite war der Schild angelehnt, die Erichthoniosschlange befand sich, wie Pausanias sagt, in der Nähe des Speeres, zog sich indessen vermuthlich noch weiter zu den Füßen der Figur herum.

Zu bemerken ist, daß die spätere Zeit, namentlich Pausanias, das Bild nicht ganz in dem ursprünglichen Zustande, sondern mit verschiedenen Restaurationen sah [16]). Das Gewand und die Ägis mit dem Gorgoneion waren ursprünglich von Gold, und auch an dem Helme, sowie an der Victoria auf der Rechten war gewiß viel goldener Schmuck: eben jene abnehmbaren 44 Talente Goldes, welche beim Processe des Pheidias noch gewogen wurden. Von einem goldenen Kranze der Victoria ist in der Schatzmeisterinschrift (Corp. Inscr. N. 150 §. 18) die Rede [17]); das goldene Gorgoneion hatte schon zu Isokrates' Zeit eine ruchlose Hand gestohlen [18]). Hernach nahm der Tyrann Lachares, Ol. 120, dem Bilde den abnehmbaren Schmuck, daher auch Philochorus in der oben angeführten Stelle von dem Processe des Pheidias nur von einem elfenbeinernen Schuppenharnisch des Bildes spricht [19]). Wie solche Gewaltsamkeiten wieder gut gemacht wurden, wissen wir nicht genau. Aber gewiß ist, daß das Ansehen des Bildes dadurch nicht wenig verändert sein muß.

Das Bild stand also [20]). in einer Höhe von 26 Ellen aufrecht und war mit einem Chiton angethan, der bis auf die Füße hinabwallte. Es trug die Ägis, worauf das Gorgoneion, welches, zur Zeit des Pausanias also von Elfenbein war, wahrscheinlich bemalt [21]). Auf dem Helme oben die Sphinx, zu beiden Seiten Greife, wahrscheinlich in Rundwerken und angesetzt. Bei Erwähnung der Nike ist Pausanias merkwürdig unklar; doch ist an dieser Stelle wol etwas ausgefallen und entweder mit Schöll zu lesen: *καὶ Νίκη τε ὅσον τεσσάρων πηχῶν ἐν τῇ δεξιᾷ, ἐν δὲ τῇ ἑτέρᾳ χειρὶ δόρυ ἔχει*, oder mit Walz und Schubart: *καὶ Νίκην τε ὅσον τεσσάρων πηχῶν, ἐν δὲ τῇ ἑτέρᾳ χειρὶ δόρυ ἔχει*. Von den Verzierungen des Schildes berichtet Plinius. Nach Außen die Amazonenschlacht und dabei die Portraitfiguren des Pheidias und Perikles; nach Innen die Gigantomachie. Am Rande der tyrrhenischen Sohlen [22]) die Kentauromachie. An der Basis, d. h. wahrscheinlich an der vordern Fläche, sah man, gewiß in ziemlich großen Figuren *Πανδώρας γένεσις*, eine Composition, deren Hauptgruppe man sich am besten nach Anleitung des von Gerhard (Festgedanken an Winckelmann [Berlin 1841.] Taf. 1) bekannt gemachten nolanischen Vasenbildes denkt, wo Athene und Hephästos die Pandora bilden und schmücken. Die Worte, in denen Plinius dieser Darstellung gedenkt, sind leider verdorben; ihre wahrscheinlichste Herstellung ist, nach Anleitung des Cod. Bambergensis: Dii sunt adstantes XX numero [23]). Die folgenden Worte: Victoria praecipue mirabili periti mirantur et serpentem ac sub ipsa cuspide aeream sphingem, habe ich etwas verändert, da die ersten Worte gewöhnlich noch zum Vorhergehenden gezogen werden, wodurch die Victoria eine Figur der Composition am Piedestal wurde, in welchem Falle aber kaum zu sehen, warum grade diese jedenfalls untergeordnete Figur mit so besonders ausgezeichneter Kunst gearbeitet sein sollte. Vielmehr nennt Plinius schließlich einige der hervorstechendsten Nebenbildwerke des kolossalen Standbildes, die Nike auf der Rechten, die Erichthoniosschlange, und endlich die Sphinx auf dem Helme [24]). Das Piedestal wurde Ol.

15) Über jene Münzen *Müller*, Antiq. Antiochen. I, 24. nat. 7. II, 16 u. D. A. K. II, 2. Taf. XtX, 203. Gerhard, Minervenidole. Taf. IV, 3. Pallas *Νικηφόρος* auf Münzen Müller, Handb. §. 370. Gerhard S. 24, 6. Der Nike auf der Hand der Göttin gedenkt auch *Arrian.* Dissert. Epict. II, 8, 20. 16) Dieses hebt besonders Schöll hervor, der aber fast zu skeptisch gegen die Angaben des Pausanias verfährt. 17) *Στέφανος χρυσοῦς, ὃν ἡ Νίκη ἔχει ἐπὶ τῆς κεφαλῆς, ἢ ἐπὶ τῆς χειρὸς τοῦ ἀγάλματος τοῦ χρυσοῦ*, s. *Boeckh.* p. 236. Wahrscheinlich war diese Victoria, wie die beim Zeusbilde zu Olympia, aus Gold und Elfenbein zusammengesetzt. Warum der Kranz besonders erwähnt wird, ist nicht zu sehen. Die §. 1 derselben Inschrift erwähnte goldene Nike scheint eine andere zu sein. 18) Wenn anders darauf *Isocrates* c. Callimach. §. 57 zu beziehen ist; vergl. *Boeckh.* Corp. Inscr. Vol. I. p. 242. 19) *Paus.* I, 25, 5. Lachares flüchtet. *Ἀπὸ δὲ ἀσπίδος ἐξ ἀκροπόλεως καθειλὼν χρυσᾶς καὶ αὐτὸ τῆς Ἀθηνᾶς τὸ ἄγαλμα τὸν περιαιρετὸν ἀπέδυσας κόσμον, ὑποπτεύετο εὐπορεῖν μεγάλων χρημάτων.* Vergl. *Plut.*, De Is. et Osir. c. 71. 20) Über den Stand der Bildsäule im Parthenon s. K. F. Hermann, Die Hypäthralltempel des Alterthums. S. 24 fg. Daß diese Bildsäule *Παρθένος* hieß, sieht man aus Pausanias (V, 11, 10) und der Anm. 4. S. 165 angeführten Stelle bei Schol. *Demosth. Clem. Alex.* Cohort. p. 41 C. nennt sie *Ἠλιάς*, und das war sie im Grunde ebenso gut, als das alte Idol im Erechtheum.

21) *Panofka*, Annal. des Inst. T. II. p. 111. 22) Vergl. *Meineke*, Fragm. Com. Antiq. p. 91. 23) Cod. Bamberg. hat Ibi dii sunt nascentes XX numero. Andere Besserungsversuche, auf Grundlage der gewöhnlichen Wortstellung, sind: Von Böttiger adsunt nascenti, von Müller dona ferentes, von Panofka nascenti adstantes, von Ofann munera gestantes. Adstantes für nascentes stammt von Ketronne und ist neuerdings auch von Lachmann und Gerhard angenommen. Viele Handschriften haben noscentes; s. Brondsted, Reisen und Unters. 2. Bd. S. 219. Offenbar ist die Verwirrung durch die Abbreviatur von numero in nō entstanden, daher die gewöhnliche Wortstellung: Ibi dii sunt XX numero adstantes am Ende dach vorzuziehen sein möchte. Vermuthungen über die Götter, welche Pheidias in dieser Gruppe dargestellt hatte, s. bei Panofka i. W. Pandora, allgem. Encykl. III, 10. S. 332 und bei Gerhard Festgedanken. S. 6. 24) Auch die Worte sub ipsa cuspide hält man für verdorben. Meursius wollte lesen supra ipsam cassidem, Quatrem. de Quincy (Jup. Ol. p. 240) casside, Thiersch ac cristae cuspide, Panofka Periti mirantur et serpentem sub ipsa cuspide aereum ac sphingem, welches wol das Beste ist. Es sei denn, man zöge eine geistreiche Erklärung der gewöhnlichen Lesart von Schöll vor, die dieser mir in folgenden Worten mitgetheilt hat: „Daß am Helme eine Sphinx war, hindert nicht, daß auch als Knopf der Lanze, unter der etwa goldenen Lanzenspitze, eine bronzene Sphinx angebracht war. Sitzend, mit liegenden Hinterfüßen und stehenden Vorderfüßen gibt eine

Digitized by Google

95 von einem Künſtler Ariſtokles reſtaurirt [24]). Die letzte Erwähnung der Bildſäule fällt ins J. 375 n. Chr., in die Zeit des Valentinian und Valens [25]).

c) Das eherne Bild der Pallas *Λημνία*. Die Hauptſtellen darüber ſind: *Plin.* H. N. XXXIV, 8, 54: Phidias — ex aere — praeter Amazonem supra dictam (fecit) Minervam tam eximiae pulchritudinis, ut formae cognomen acceperit.

Paus. I, 28, 2 in der Periegeſe der Burg von Athen: *δύο δὲ ἄλλα ἐστὶν ἀναθήματα, Περικλῆς ὁ Ξανθίππου καὶ τῶν ἔργων τῶν Φειδίου θέας μάλιστα ἄξιον, Ἀθηνᾶς ἄγαλμα ἀπὸ τῶν ἀναθέντων καλουμένης Λημνίας.*

Lucian, Imag. c. 4 *Λ. τῶν δὲ Φειδίου ἔργων τί μάλιστα ἐπῄνεσας; Π. τί δ' ἄλλο ἢ τὴν Λημνίαν, ἢ καὶ ἐπιγράψαι τοὔνομα ὁ Φειδίας ἠξίωσε, καὶ νὴ Δία τὴν Ἀμαζόνα κτλ.* c. 6: *τὴν δὲ τοῦ παντὸς προσώπου περιγραφὴν καὶ παρειῶν τὸ ἁπαλὸν καὶ ῥῖνα σύμμετρον ἡ Λημνία παρέξει καὶ Φειδίας.*

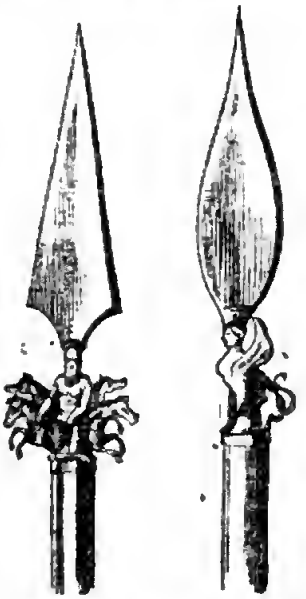
Himer. Or. XXI, 4: *οὐκ ἀεὶ Δία Φειδίας ἔπλαττεν οὔτε σὺν ὅπλοις τὴν Ἀθηνᾶν ἐχαλκεύετο, ἀλλὰ καὶ εἰς ἄλλους θεοὺς ἀφῆκε τὴν τέχνην καὶ τὴν Παρθένον ἐκόσμησεν ἐρύθημα καταχέας τῆς παρειᾶς, ἵνα ἀντὶ κράνους ὑπὸ τούτου τῆς θεοῦ τὸ κάλλος κρύπτοιτο* [27]).

Man pflegt dieſe Pallas mit einem jenen Worten bei Plinius: formae cognomen accepit von Harduin nachgebildeten Ausdrucke auch *Καλλίμορφος* zu nennen, ſtatt deſſen ſie aber auch *ἡ Καλή* oder *Καλλίστη* heißen konnte. Alle Referenten ſind darüber einig, daß dieſes Bild das ſchönſte, das merkwürdigſte von allen Minervenbildern des Pheidias geweſen, wozu dieſe ſpätere, durch die Arbeiten eines Praxiteles in ihrem Geſchmacke verwöhnte Zeit eben der Reiz der Schönheit, den Pheidias bei dieſer Darſtellung frei hatte walten laſſen, veranlaßt haben mag. Die Identität der lemniſchen Pallas mit jener, welche Plinius und Himerius beſchreiben, iſt nicht ausdrücklich ausgeſprochen, aber mit Recht allgemein angenommen, da es aus Lucian klar iſt, daß Schönheit eben der charakteriſtiſche Ausdruck der *Λημνία* war.

Allein nicht blos das Merkmal der Schönheit wird den Gedanken dieſer Statue erſchöpft haben; vielmehr iſt es bei Himerius deutlich ausgeſprochen, daß Pheidias bei dieſem Bilde nicht die kriegeriſche Göttin in vollem Waffenſchmuck, wie bei der Promachos und Parthenos, ſondern die Göttin des Friedens und der Werke des Friedens vor Augen gehabt hatte. Daher hatte er den Helm weggelaſſen und ſtatt deſſen die jungfräulich erröthende Schönheit zur Zierde des Hauptes gemacht (*ἵνα ἀντὶ κράνους ὑπὸ τούτου τῆς θεοῦ τὸ κάλλος κρύπτοιτο*). Und daß dieſer friedliche Ausdruck das ſtehende Merkmal einer ganzen Claſſe von Pallasbildern war, ſieht man auch aus Lucian (*π. τοῦ οἴκου* 26. *ἡ θεὸς λίθοις λευκοῖς, τὸ σχῆμα οὐ πολεμιστήριον, ἀλλ' οἷον ἂν γένοιτο εἰρήνην ἡγούσης θεοῦ πολεμικῆς*). Fehlt hier gleich jede nähere Beziehung auf das Bild des Pheidias, ſo iſt doch anzunehmen, daß dieſes den erſten Typus für jene Claſſe von Darſtellungen gegeben hatte.

Auf ebendieſen Charakter führt aber auch die Bezeichnung dieſes Bildes mit dem Namen der lemniſchen Athene. Der nächſte Anlaß dazu war, daß die Lemnier, d. h. die attiſchen Kleruchen auf Lemnos, welche ihren politiſchen Rechten nach attiſche Bürger waren, wie denn Alkamenes, der Schüler des Pheidias, gleichfalls von dort gebürtig war [28]), jene Statue geweiht hatten. In ihrem Verhältniſſe zu Athen muß es gelegen haben, daß ſie Athene nicht als kriegeriſche, ſondern als friedfertige Göttin auf der Burg der Metropole weiheten, ſei es [29]), daß ſie als treue Bun-

Sphinx hierzu ein ganz gutes Motiv. Und daß ſolche Lanzenknöpfe in Figurenmotiven und in noch viel ſchwierigern als das einer ſitzenden Sphinx nicht ungewöhnlich waren, beweiſt *Eurip.* Electr. v. 476: *Ἐν δὲ δόρει φοινίῳ τετραβάμονες ἵπποι ἵππιον.* Zur Noth könnte man hier an eingelegte Arbeit denken, die man faſt nothwendig in die Lanzenſpitze (denn am Schaft wird ſie ganz unbedeutend und unmotivirt) legen möchte; aber da erſcheint ſie unzweckmäßig, den Körper der Lanzenſpitze ſchwächend, dabei im Gebrauch derſelben der Zerſtörung ausgeſetzt, in ihrer Form ſchlecht paſſend, und als eingelegte Arbeit eine da eben wenig bemerkliche Zierde. Als Lanzenknopf dagegen macht ſich ein halbrund herausgearbeitetes metallenes Viergeſpann ganz gut, wenn man den Wagen als *κορώνη* um die Schaftfortſetzung, den aus dem Wagen hervorragenden Körper des Wagenlenkers als Knauf unter dem Anſatz der Lanzenſpitze und die Pferde mit herausſpringenden Vordertheilen rings um den Wagen (den Knopf) oertheilt denkt, *τετραβάμονες ἵπποι* ſind freilich nicht nothwendig ein Viergeſpann, und wem's beliebt, der ſtelle ſich einen Schaft voll eingelegter laufender Roſſe vor."



25) *Boeckh.*, Corp. Inscr. Vol. I. p. 237. 26) *Zosimus* IV, 18. p. 192 *Bekk.* *Εἰκόνα τοῦ ἥρωος* (des Achill) *ἐν οἴκῳ μικρῷ δημιουργήσας ὑπέθηκε τῷ ἐν Παρθενῶνι καθιδρυμένῃ τῆς Ἀθηνᾶς.*

27) Auch die beiden Epigramme des Antipater und des Hermodor (Anthol. *Planud.* c. 169 u. 170), wo das Athenabild zu Athen mit der Aphrodite zu Knidos verglichen und Paris geſcholten wird, daß er Athena nicht vorgezogen, beziehen ſich wol auf dieſe Pallas *Λημνία*. 28) *Boeckh.* Corp. Inscr. zu n. 108 u. 168[c]. Staatshaush. I. S. 461. *Müller*, De Phid. p. 158. 29) So faßt Forchhammer (Zeitſchr. f. A. 1844. N. 134) das Verhältniß

desgenossen der Athener, die namentlich während der Lebenszeit des Pheidias im Frieden und im Kriege stets auf ihrer Seite waren, diesen Ausdruck wählten, oder daß sie damit ihren sehnlichen Wunsch nach Frieden, welchen Athene, die gemeinsame Landesgöttin Athens und der Lemnier, nur gewähren könne, ausdrücken wollten, nach den Segnungen des Friedens, von welchen die Blüthe und der Wohlstand ihrer Insel so wesentlich bedingt war.

Demgemäß läßt sich nun auch unter den zahlreichen noch vorhandenen Pallasbildern ein Typus nachweisen, welcher, wenn er jenem lemnischen Bilde auch nicht ganz genau entsprechen sollte, demselben doch jedenfalls nahe verwandt sein muß [29]). Es gibt besonders zwei Formen dieser friedlichern Athenabilder: a) Diejenige, welche man insgemein Bilder der Athene *ἀγοραία* nennt, d. h. der im bürgerlichen Verkehre des Friedens thätigen, bei welcher die Ägis über dem langen Himation nicht fest gegürtet ist, sondern in der Quere und lose herabhängt, der Helm auch nur lose aufgesetzt ist, die Rechte den Speer hält [31]). Diesen Typus sucht Forchhammer auf die lemnische Pallas des Pheidias zurückzuführen, hat aber dabei nicht bedacht, daß dieser nach Himerius der Helm fehlte. b) Diejenige, welche man insgemein Minerva Pacifica nennt, bei welchen Bildern die Ägis auf gleiche Weise umgethan und sehr klein ist, der Helm aber fehlt, indem das Haupt der Göttin statt seiner mit einer zierlichen Stephane geschmückt ist, wie besonders eine schöne Statue im Museum Chiaramonti, womit die ähnliche Darstellung der Minerva auf der von Braun (Schale des Kodros. [Gotha 1843]) herausgegebenen Prachtschale verglichen werden kann, während auf andern Vasenbildern und Reliefs Athene bei solchen Gelegenheiten den Helm in der Hand zu tragen pflegt [32]). Diese Form würde, nach jenem bei Himerius angegebenen Merkmale des fehlenden Helms, zur *Ἀγραία* passen [33]). Ob diese nicht auch durch andere Merkmale, einen Ölzweig [34]) oder sonst ein Merkmal ihrer Thätigkeit im Frieden charakterisirt gewesen, müssen wir dahin gestellt sein lassen.

Der Schönheit des Kopfes wegen pflegt man auf dieses Bild wol auch den mit dem Künstlernamen Aspasios bezeichneten Carneol der kaiserlichen Sammlung zu Wien zu beziehen [35]). Aber auch dieser Kopf ist mit dem Helme bedeckt.

Im zweiten Abschnitte war bereits Gelegenheit zu bemerken, daß, da dieses Bild von Erz war, der Ausdruck des Himerius *ἐρύθημα καταχέας τῆς παρειᾶς*, wenn er keine rhetorische Übertreibung ist, auf eine besonders künstliche Mischung des zum Kopfe verwandten Erzes deutet.

2) Das olympische Zeusbild. Über dieses ist zwar von Rathgeber in dieser Encyklopädie (i. W. Olympischer Jupiter. III, 3. S. 256 – 293) bereits sehr ausführlich gehandelt worden, auf welche Abhandlung wir rücksichtlich alles Technischen und Speciellern hiermit verweisen. In den Hauptsachen aber weicht unsere Auffassung der Beschreibung des Pausanias von der seinigen in mehren Punkten so bedeutend ab, und scheint uns überhaupt noch so Manches zur richtigern und anschaulichern Darstellung dieses Bildes zu thun, daß wir nicht umhin konnten, alles Wesentliche noch einmal vorzunehmen.

Hauptstellen sind: *Strabo* VIII, 3. p. 354, dessen Worte, da sie mehr die Geschichte und den allgemeinen Eindruck des Bildes, als das Einzelne seiner Ausführung und Umgebung betreffen, größtentheils schon in den frühern Abschnitten angeführt sind, und Pausanias (V, 11) eine ausführliche Periegese, deren einzelne Abschnitte wir im Folgenden der Beschreibung des Bildes zu Grunde legen.

Die Literatur über Tempel und Bild gibt Rathgeber (S. 209 und 256) und Müller (Handb. §. 115). Aus neuerer Zeit ist hinzuzufügen die treffliche Abhandlung von Böttiger (in den Ideen zur Kunstmythologie. 2. Bd. S. 143 — 185).

Um die kunst- und religionsgeschichtliche Wichtigkeit und das Verdienst dieses Bildes recht aufzufassen, müssen wir zuvor einen kurzen Blick auf die vor Pheidias existirenden Zeusbilder werfen. In der That ist davon ebenso wenig etwas Erhebliches zu melden, als von den Pallasbildern. Von rohen Cultusanfängen hatte sich auch die Anschauung des Zeus in seiner göttlichen Persönlichkeit zuerst zu symbolartigen Idolen, dann allmälig, mit Hilfe der ältern Meister, zu belebtern Formen herausgebildet [36]). So gab es zu Sparta, in der Nähe des Tempels der Athene Chalkiökos (*Paus.* III, 17, 6) ein Zeusbild von Learchos von Rhegion, das älteste Erzbild, was Pausanias überhaupt sah, ein Bild des Zeus *ἄκακος* von ge-

auf. Er sagt unter Andern: „Sie ist zwar gerüstet, aber im Verhältnisse zwischen Lemnos und Athen ist sie die Friedensgöttin; nicht eine Frieden bringende, sondern die gerüstete Göttin langdauernder Freundschaft. Als solcher gebührte ihr nun auch eine edle, ruhige, nicht aufgeregte Gesichtsbildung, und wir lernen aus Lucian, daß Pheidias eben in ihr Gesicht eine große Schönheit hineingelegt." — Man denkt bei dieser Pallas *Ἀγραία* unwillkürlich an Schiller's Jungfrau von Orleans nach beendetem Kriege.

30) Vergl. über solche friedliche Athenabilder außer Müller (Handb. §. 369, 6. 7) noch besonders Schöll (Arch. Mittheilungen. I. S. 48 mit Taf. II. Fig. b. u. c. und S. 72 fg.). 31) So eine Statue im Louvre bei Beuillon (Musée. T. III. Suppl. Fig. 1), Clarac (Musée de Sculpt. pl. 320 u. 871) und Wieseler (Fortf. der D. A. K. 2. Bd. Taf. XX, 217), und die neuerdings durch Braun (Antike Marmorw. I, 1) nach einem Original in Rom bekannt gemachte Abbildung, zu welcher Braun selbst und Forchhammer (a. a. O.) noch einige ähnliche Bilder der Art namhaft machen. 32) Mus. Chiaram. I, 14. Wieseler a. a. O. T. XX, 218. Vasenbilder und Reliefs f. D. A. K. I. Taf. XI, 42. II. Taf. XVIII, 197. *Millin*, Vases. II, 25. Gall. Mythol. 136. 499. Gerhard, Auserl. Vas. LXXI. 33) Ein dritter Typus dieser friedlichen Athena ist derjenige, wo Athena sinnend und wie in geistiger Erhebung erscheint, ins Himation eingewickelt und das Gesicht erhebend, übrigens mit Helm und Speer; s. Gerhard, Antike Bildw. I, 8 und Schöll, Arch. Mitth. S. 73. 34) Braun citirt (Ant. Marmorw. I, 1) eine Abhandlung von Fr. Inghirami (Sopra un idoletto di Minerva in bronzo, Giorn. Arcad. XXXIV. 1827. p. 338—343), welches Figürchen aus Großgriechenland stammen soll, wo die Göttin ebenso wie die sogenannte *ἀγοραία* abgebildet ist, — aber in der Linken eine Olivenfrucht an die Brust drückend.

35) So schon Böttiger (Andeutungen. S. 92) und neuerdings Gerhard (Prodromus. S. 147, 21. Minervenidole. S. 26, 5). Vergl. die Abbildungen dieses Carneols bei *Millin*. Gal. 37, 132 und bei Gerhard, Minervenid. Taf. V, 5. 36) Vergl. Preller in der stuttgarter Realencyklopädie der class. Alterthumswiss. 4. Bd. S. 616 fg.

Digitized by Google

triebener Arbeit, wo die einzelnen Theile besonders gearbeitet und hernach die ganze Figur zusammengenietet war; neben welchem Denkmale der technischen Gleichartigkeit wegen der von den Kypseliden oder von Periander zu Olympia geweihte Koloß des Zeus von getriebenem Golde, gleichfalls ein σφυρήλατον genannt werden mag, den Strabo noch nennt, der aber zu Pausanias' Zeit nicht mehr existiet zu haben scheint [37]). Ferner hatte Anaxagoras von Ägina, ein sonst nicht bekannter Meister, die Zeusstatue gearbeitet, welche nach dem Siege über Xerxes von den Griechen in Olympia geweiht wurde und wol das Urbild des Zeus Ἐλευθέριος war [38]). Von Agelabas, dem Lehrer des Pheidias, gab es einen Zeus Ithomatos auf der Burg zu Messene und einen Zeus in Knabenbildung zu Ägion [39]). Vorzüglich lehrreich zur Geschichte der Zeusbildung aber muß Olympia gewesen sein, dessen alter Dienst mit den Nationalspielen und zahlreichen Veranlassungen zur Stiftung von Weihgeschenken in dem Haine von Altis eine bedeutende Anzahl von Jupiterstatuen angesammelt hatte, welche sämmtlich von Erz waren [40]). Darunter mögen manche älter als Pheidias gewesen sein, die Mehrzahl aber war gewiß jünger. Größer und kleiner in ihren Proportionen (von 6, 7, 18, 27 Fuß), scheinen sie in ihrer Haltung und Ausstattung wenig verschieden gewesen zu sein: mit Bart oder ohne Bart, mit verschiedener Bekränzung, immer mit den stehenden Attributen entweder des Blitzes oder des Scepters oder des Adlers.

Über die Zeit, wann, und über die Umstände, unter welchen Pheidias dieses Bild gearbeitet, ist im ersten Abschnitte gehandelt, auch bereits bemerkt, daß die Malereien im Tempel des olympischen Jupiter in Athen, womit er seine Künstlerlaufbahn angefangen, ihn zu diesem Werke vorbereiten mußten. Über den Ort im Tempel, wo der Koloß aufgestellt war, und die innere, darauf berechnete Einrichtung des Tempels handelt Rathgeber (a. a. O. S. 235 fg.) [41]), über die Technik und in welcher Folge das Bild allmälig construirt und ausgeführt wurde, derselbe mit Beziehung auf Quatremère de Quincy's Hauptwerk darüber (ebend. S. 259 fg.).

Pausanias beschreibt das ganze Werk in drei Abtheilungen, die auch wir beibehalten. Die sitzende Statue des Gottes selbst (καθέζεται μὲν δὴ ὁ θεός κτλ.), der Prachtsessel mit seinem figurirten Ornamentalsystem und dem Zubehör der von Panänos gemalten Verkleidung (ὁ θρόνος), und endlich das gleichfalls reich verzierte Piedestal, welches Thron und Statue trug, sammt den nächsten Umgebungen (τὸ βάθρον τὸ τὸν θρόνον τε ἀνέχον καὶ ὅσος ἄλλος κόσμος περὶ τὸν Δία). Über die Maße des Ganzen sind wir leider nur ungenau unterrichtet. Die Art, wie Strabo und Pausanias davon sprechen, läßt vermuthen, daß sie im Tempel selbst aufgezeichnet waren, aber beide haben es vorgezogen, den allgemeinen Eindruck zu schildern, anstatt Zahlen zu geben. Aus Strabo sieht man, daß der Scheitel des sitzenden Kolosses bis an die Decke reichte. Die Höhe des Tempels im Ganzen mit dem Giebel, die Stufen wahrscheinlich mitgerechnet, betrug nach Pausanias 68 Fuß. Hygin und andere spätere Schriftsteller (s. Anm. 85. S. 193) bestimmen die Höhe des Kolosses auf 60 Fuß oder mehr. Müller [42]) nimmt etwa 40 Fuß für die Figur und 12 für die Basis, also für das Ganze 52 Fuß an, und damit wird man der Wahrheit am nächsten kommen. Pausanias bemerkt, daß die Statue noch viel höher zu sein schien, als sie wirklich war: ein Resultat der nach Gesetzen der Perspective berechneten Anordnung des Ganzen. Zur Veranschaulichung des großartigen Werkes in seiner Totalität helfen besonders elische Kaisermünzen [43]), und unter den antiochenischen Münzen diejenigen, welche eine Abbildung der von Antiochos Epiphanes zu Daphne geweihten Copie des olympischen Jupiter in ganzer Figur geben [44]).

a) Die sitzende Statue des Gottes selbst. Von der Hauptsache, dem geistigen Ausdrucke des Kopfes, schweigt Pausanias nach seiner dürren periegetischen Weise gänzlich, dahingegen es das besondere Verdienst Böttiger's ist, dieses vortrefflich entwickelt zu haben [45]). Erinnern wir uns jener Verse Homer's, auf welche sich Pheidias in der Antwort auf die Frage des Panänos berief. Die olympische Herrscherwürde des höchsten Gottes — cuncta supercilio moventis — und zwar des gnädig dem Flehenden Erhörung zuwinkenden, war der Grundgedanke dieses Bildes. Und so war denn auch die ihrer selbst gewisse, in sich ruhende und darum in friedlicher Milde gesammelte Gottesmajestät der charakteristische Ausdruck des Gesichts [46]). Es concentrirte sich im Haupte jene Verschmelzung höchster Kraft, segnender Milde und seliger Heiterkeit, welche der Charakter des Ζεὺς Ὀλύμπιος

37) *Plato*, Phaedr. p. 236 B. *Strab.* VIII. p. 353. *Suid.* v. *Κυψελιδῶν ἀνάθημα.* 38) *Herod.* IX, 81. *Paus.* V, 23, 2; VI, 10, 2. 39) *Paus.* IV, 33, 2; VII, 24, 4. 40) *Paus.* V, 21—24. 41) Vergl. K. F. Hermann, Hypäthralttempel. S. 24 fg.

42) Handb. §. 115, 1. Sorgfältig besprechen Völkel (S. 119 fg.) und Böttiger (S. 152) diesen Punkt. 43) Bei Müller, D. A. K. I. Taf. XX, 103. 44) Ebend. I. Taf. XLIX 220 K. 45) Vergl. auch Müller, Handbuch. §. 349. 46) Bei Dio Chrysostomus (XII. p. 215) wird Pheidias zu den Eleern redend eingeführt: Ὁ δὲ ἡμέτερος ἱερητικὸς καὶ παντοχοῦ πρᾶος, οἷος ἀσπασάσθω καὶ ὁμογνώμων τῆς Ἑλλάδος ἐπίσκοπος· ὃν ἐγὼ μετὰ τῆς ἐμαυτοῦ τέχνης καὶ τῆς Ἠλείων πόλεως σοφῆς καὶ ἀγαθῆς βουλευσάμενος ἱδρυσάμην ἥμερον καὶ σεμνὸν ἐν ἀλύπῳ σχήματι, τοῦ βίου καὶ ζωῆς καὶ ξυμπάντων δοτῆρα τῶν ἀγαθῶν, κοινὸν ἀνθρώπων καὶ πατέρα καὶ σωτῆρα καὶ φίλακα, ὡς δυνατὸν ἦν ὑπὸ ὑγιεῖ διανοηθέντι μιμήσασθαι τὴν θείαν καὶ ἀμήχανον φύσιν. Auch in den sinnigen Worten des Apollonius von Tyana bei Philostrat (s. Anm. 77. S. 178) drückt sich dieser Charakter der freundlichen Milde des Gesichtes aus. Die vollständigste ἔκφρασις des Bildes aber gibt Dio Chrysostomus weiterhin (p. 216), wo er erst die Haupteigenschaften des Zeus aufzählt und dann so fortfährt: Τὴν μὲν γὰρ ἀρχὴν καὶ τὸν βασιλέα βούλεται δηλοῦν τὸ ἰσχυρὸν τοῦ εἴδους καὶ τὸ μεγαλοπρεπές, τὸν δὲ πατέρα καὶ τὴν κηδεμονίαν τὸ πρᾷον καὶ προσφιλές, τὸν δὲ πολίτην καὶ τῶν νόμιμον ἥ τε σεμνότης καὶ τὸ αὐστηρόν, τὸν δὲ ἀνθρώπων καὶ θεῶν ξυγγένειαν αὐτό που τὸ τῆς μορφῆς ὅμοιον ἐν εἴδει συμβόλου, τὸν δὲ φίλιον καὶ ἑκέσιον καὶ ξένιον καὶ πάντα τὰ τοιαῦτα ἁπλῶς ἡ φιλανθρωπία καὶ τὸ πρᾷον καὶ τὸ χρηστὸν ἐμφαινόμενον.

war, des Herrschers und Vaters der Götter und Menschen. Das Ideal griechischer Männerschönheit — denn dieser Zeus ist in der Fülle seiner Kraft, nach dem Siege über die Titanen, durch welchen er Weltherrscher geworden, zu denken — war hier zu dem Ausdrucke höchster Göttlichkeit gesteigert. Die Stirn oben klar und licht, nach Unten mächtig vorgewölbt, darüber das vorwärts wallende ambrosische Haupthaar, zu beiden Seiten mähnenartig herabfallend. Die Augen stark zurückliegend, aber weit geöffnet und rundlich; die gerade herabgesenkte, königliche Nase; die liebliche Wangenfülle; um Oberlippe und Wangen feine, milde Züge; endlich der volle, in üppigen Locken herabwallende Bart, und darunter die edle Büste der breitgeformten, offnen Brust, mit kräftiger, aber nicht übermäßig anschwellender Muskulatur des Oberkörpers. Dieser war nackt, Hüfte und Schoos verhüllte der in reichen Falten bis zu den Füßen hinabfließende Mantel. So zeigen die Haupttheile der Statue besonders die bessern Münzbilder und die schönsten Statuen und Büsten, von denen man mit Sicherheit annehmen darf, daß sie dem für alle Folgezeit unübertroffen gebliebenen Ideale des Pheidias folgen, besonders die ehemals im Palaste Verospi, jetzt im Pio-Clementinischen Museum befindliche und die schöne, zu Otricoli gefundene und jetzt gleichfalls im Pio-Clementinischen Museum aufgestellte Büste [47]). Die Augensterne waren vermuthlich mit leuchtenden Edelsteinen eingesetzt, und auch bei Wangen und Lippen hatte vermuthlich Farbe nachgeholfen, Haupt- und Barthaar waren golden, wie man aus der wiederholt bei Lucian vorkommenden Erzählung sieht, daß ein Tempeldieb dem Zeus seine Locken gestohlen habe [48]). Von der sonstigen Beschaffenheit der Attribute, des Gewandes rc. berichtet Pausanias: „Auf seinem Haupt ruht ein Kranz, der die Zweige des Ölbaums nachbildet (*μεμιμημένος ἐλαίας κλῶνας*)." Es war der olympische Siegeskranz, denn der Gott selbst war als Sieger über die Titanen gedacht, als welcher er das olympische Kampfspiel gestiftet hatte [49]) und dem olympischen Sieger den gleichen Preis reichte. Es scheint, jenen eingeklammerten Worten des Pausanias zufolge, daß man sich diesen Kranz mit Quatremère de Quincy u. A. golden, aber grün emaillirt denken muß. „In der Rechten trägt er die Nike, die gleichfalls aus Gold und Elfenbein besteht, eine Binde hat und auf dem Haupte einen Kranz. In der linken Hand aber des Gottes ruht das Scepter, welches mit allen möglichen Metallen verziert ist [50]), und der Vogel, der auf dem Scepter sitzt, ist der Adler." Die Figur der Nike, welche, wie bei der Kolossalstatue der Parthenos, in entsprechenden Proportionen zu denken ist, ist auf jenen Münzbildern dem Gotte zugekehrt und so wird man sie sich auch auf dem Originalbilde zu denken haben, aber gewiß war der Gedanke des Künstlers dabei nicht, den Zeus erst von ihr bekränzen zu lassen, denn er war es ja schon, sondern gewiß bedeutet diese Figur den von Zeus ausgehenden, speciell den olympischen Sieg, welcher die Binde trägt, die der Sieger sich umlegt (*ἀναδεῖσθαι*), und sie war mit ihrem Gesichte dem des Herrschers zugewendet, weil sie seinen Befehlen lauschend gedacht wird. Wie die Metallarbeit am Scepter zu denken, ist nicht klar [51]). Wahrscheinlich bestand der Schaft aus edlem Holze und die Metallverzierungen waren nur eingelegt oder aufgelöthet. Den auf dem Scepter des Zeus befindlichen Adler erwähnt Pindar in den schönen Versen (Pyth. I, 6) und man sieht ihn auf diesem Ruhepunkte auf vielen Bildwerken. „Von Gold aber ist sowol die Fußbekleidung des Gottes (*τὰ ὑποδήματα*) als der Mantel (*ἱμάτιον*), auf diesem aber sind kleine Figuren und Frühlingsblumen angebracht (*τῷ δὲ ἱματίῳ ζῳδιά τε καὶ τῶν ἀνθῶν τὰ ἠρινά ἐστιν ἐμπεποιημένα*). An den Füßen hat man sich goldene Sandalen zu denken. Die Verzierungen des goldenen Gewandes hatte nach Strabo Panános besorgt. *Ζῴδια* sind nicht nothwendig Thierfiguren, sondern überhaupt Figuren, im Gegensatze zu den Blumen. *τῶν ἀνθῶν τὰ ἠρινὰ* habe ich geschrieben für *τὰ κρίνα*, sowol der Sprache als des Sinnes wegen, denn Lilien kommen in der Symbolik des Zeusdienstes sonst nicht vor, wol aber Frühlingsblumen, die er sonst auch als Kranz trägt, und mit denen er und Hera zu Argos, wenn man das heilige Beilager feierte, geschmückt wurden [52]). Das goldene Gewand selbst war getrieben, die Figuren und Blumen waren vermuthlich zuerst in Umrissen in das Gold eingegraben und dann mit Farben oder Smalt enkaustisch hineingemalt [53]).

b) Der Prachtsessel mit seinem figurirten Ornamentalsystem und dem Zubehör der von Panános gemalten Verkleidung. Auch von der Gestalt des Sessels kann man sich nach Anleitung jener Münzbilder eine ungefähre Anschauung machen [54]). Pausanias sagt von ihm: „Der Sessel aber ist bunt von Gold und Edelsteinen (*λίθοις*), bunt auch von Ebenholz und Elfenbein, und Figuren sind auf ihm mit Farben dargestellt und plastische Bildwerke sind angebracht (*καὶ ζῷά τε ἐπ' αὐτοῦ γραφῇ μεμιμημένα καὶ ἀγάλματά ἐστιν εἰργασμένα*)," womit vor der Beschreibung des Einzelnen eine allgemeine Übersicht der Verzierungen gegeben ist, davon er somit vier verschiedene Arten unterscheidet: zwei polychrome und zwei figurirte; von jenen die eine aus goldenem Grunde bestehend, worauf vermuthlich Edelsteine eingelassen waren, eine Verzierungsart von allerlei Flächen, welche je länger je mehr beliebt und gewöhnlich wurde, die andere aus einem Grunde von Ebenholz, wor-

47) *Visconti*, Mus. P. C. I, 1. *Clarac*, Musée de Sculpt. T. III. pl. 397. n. 666. D. A. K. II. Taf. I, 1 u. 7. Zu vergleichen auch die Büsten zu Florenz, Winckelm. Werke. IV. Taf. I a und S. 316. Vergl. auch die Nachweisungen bei Böttiger, Andeutungen. S. 93—105 und Kunstmythol. 2. Bd. S. 164—190 und Rathgeber a. a. O. S. 292 fg. 48) Timon c. 4. Jup. Tragoed. c. 25. 49) Gewöhnlich stiftet Herakles das olympische Kampfspiel, was aber im Grunde auf dasselbe hinauskommt, denn Herakles handelt immer im Namen des Zeus. 50) *Μεταλλικοῖς τοῖς πᾶσιν ἠνθισμένον.* Vergl. *Paus.* VII, 26, 3 von den Verzierungen am Bilde einer Pallas zu Ägira: *Τὸ δὲ ἄλλο ξόανον χρυσῷ τε ἐπιπολῆς διηνθισμένον ἐστὶ καὶ φαρμάκοις.*

51) Vergl. Rathgeber a. a. O. S. 265. 52) s. Archäol. Zeit. 1845. Nr. 31. S. 107. 53) Vergl. Völkel und Böttiger S. 158 fg. 54) Vergl. Rathgeber S. 266.

Digitized by Google

auf vermuthlich Linearverzierungen mit Elfenbein ausgelegt waren; von den beiden figurirten Verzierungsarten die eine, nämlich die von Panänos an der Verkleidung ausgeführten Gruppen, mit Farbe gemalt, die andere, nämlich die Gruppen an den beiden Vorderbeinen des Sessels, an den Querstäben und an der obern Lehne, von Pheidias in Relief oder halbrunden, zum Theil wol auch ganzrunden Werken ausgeführt, die dann wol mit Nieten oder sonst auf eine mechanische Weise an dem Sessel befestigt waren. Der Kern des Sessels war gewiß von festem Holze; die Verzierungen darauf von Außen angebracht. Pausanias geht nun das Einzelne durch, wobei er mit den Beinen des Sessels anfängt: *Νῖκαι μὲν δὴ τέσσαρες χορευούσῶν περιεχόμεναι σχῆμα κατὰ ἕκαστον τοῦ θρόνου τὸν πόδα· δύο δέ εἰσιν ἄλλαι πρὸς ἑκάστου πέζῃ ποδός.* Wie diese „Füße" zu denken und wie jene Victorien daran zu vertheilen, darüber sind die Erklärer unter sich sehr uneinig [55]). Mir scheint gewiß, daß *πόδες* nicht speciell Füße sind, wofür die Ausleger sie meist nehmen, sondern die ganzen Beine, wie auch bei dem Namen der *τρίποδες* der Grieche das ganze dreibeinige Gestell nur nach dem Fußende bezeichnet, Pausanias aber gleich im Folgenden sagt: *ἀνέχουσι δὲ οὐχ οἱ πόδες μόνοι τὸν θρόνον, ἀλλὰ καὶ κίονες.* Jene vier tanzenden Victorien werden den gefälligsten Eindruck machen, wenn man sie sich als mit den Händen verschlungene Gruppe um die mittlern oder obern Theile der Beine gelegt denkt, sodaß sie zugleich karyatidenartig das eigentliche Gefäß des Sessels stützten und trugen, während am Fußende jedes Beines (so verstehe ich die *πέζα ποδός*), das wahrscheinlich ein Würfel oder eine Schwellung bildete, zwei andere Victorien angebracht waren, vermuthlich nicht tanzend, sondern stehend oder schwebend. Jetzt folgt eine besondere Verzierung der beiden Vorderbeine: *τῶν ποδῶν δὲ ἑκατέρῳ τῶν ἔμπροσθεν παῖδές τε ἐπίκεινται Θηβαίων ὑπὸ Σφιγγῶν ἁρπασμένοι καὶ ὑπὸ τὰς Σφίγγας Νιόβης τοὺς παῖδας Ἀπόλλων κατατοξεύουσι καὶ Ἄρτεμις.* Also zwei Gruppen, die sich an jedem Vorderbeine wiederholten, ohne Zweifel an der vordern Fläche, wie sich denn im Folgenden herausstellen wird, daß überhaupt an der vordern, dem Eintretenden zunächst sichtbaren Seite überall die meisten und bedeutendsten Verzierungen angebracht waren. Höchst wahrscheinlich bildeten diese Gruppen die Vermittlung zwischen dem Beine und dem Sessel, als figurirte Zwischen- und Übergangsglieder zwischen beiden, wobei die bestimmtere Ausführung billig dem ausübenden tektonischen Künstler überlassen bleibt. Es gibt genug Werke von Thon, Bronze oder Marmor, vorzüglich in dem Schatze der Pompejanischen Bronzen, welche uns eine Anleitung von der sinnigen und geistreichen Weise geben, wie die Alten auch bei der Construction ihrer Möbeln das bildlich Körperliche mit dem ordinär Körperlichen zu verbinden wußten. Dieser Sessel des Pheidias aber ist als eins der kunstreichsten Möbeln zu denken, welche das Alterthum nur je hervorgebracht. Die obere Gruppe dieser Compositionen zeigte Sphingen, welche die Jugend der Thebaner raubten, die untere (*αἱ Σφίγγες* für die ganze Gruppe) Apoll und Artemis, wie sie die Kinder der Niobe niederschossen. Klar ist der Parallelismus dieser Gruppen: Kinder der jähen, dämonischen Vernichtung hingegeben: aber es waltet auch darüber die *βουλὴ Διός*. Pausanias geht nun zu einem andern Gliede dieses untern Sesselgestells über: *τῶν δὲ τοῦ θρόνου μεταξὺ ποδῶν τέσσαρες κανόνες εἰσίν, ἐκ ποδὸς ἐς πόδα ἕτεροι διήκων ἕκαστος.* Dies sind deutlich Querstäbe, welche zur Verbindung der vier Beine dienten, übrigens aber, als bei so kolossalen Dimensionen des Ganzen, eine bedeutende Breite gehabt haben müssen. Jene mehrfach citirten Münzbilder zeigen an dem Sessel gleichfalls Querstäbe, aber mehre über einander, während hier jedenfalls nur an eine Reihe zu denken ist. Pausanias beschreibt nun die an diesen Querstäben angebrachten Verzierungen und fängt dabei mit der vordern Seite an: *τῷ μὲν δὴ κατευθὺ τῆς ἐσόδου κανόνι ἑπτά ἐστιν ἀγάλματα ἐπ' αὐτῷ· τὸ γὰρ ὄγδοον ἐξ αὐτῶν οὐκ ἴσασι τρόπον ὅντινα ἐγένετο ἀφανές. εἴη δ' ἂν ἀγωνισμάτων ἀρχαίων ταῦτα μιμήματα* [56]) *κτλ.*, denn das Folgende ist bereits im ersten Abschnitte angeführt und besprochen. Der dem Eingange zugewendete Querstab ist eben der vordere, der nothwendig größtentheils von den Beinen und dem Gewande des sitzenden Bildes verdeckt sein mußte. Daher hier nur an die noch sichtbaren Theile dieses Querstabes rechts und links von den Theilen der Figur zu denken ist [57]), von welchen ein jeder mit vier agonistischen Figuren verziert war, denn dramatische Gruppen voller Action, wie die übrigen Querstäbe sie zeigten, auch hier anzubringen, wäre unpassend gewesen. Man sieht übrigens daraus, daß dieser Sessel, sowie auch der des amykläischen Apoll (*Paus.* III, 19, 1) eine bedeutende Breite hatte. Die Figuren selbst waren wol, wie überhaupt die meisten dieser Sculpturverzierungen, aus Elfenbein geschnitzt, theilweise gemalt, auf dunklem Grunde (Ebenholz?) angebracht und halbrund gearbeitet, sodaß sie angeheftet werden mußten, also gelegentlich auch wieder entfernt werden konnten, wie denn hier von den acht agonistischen Figuren eine verschwunden war [58]). Die vier und vier Figuren selbst zeigten Repräsentanten der acht *ἀγωνίσματα*, soviel ihrer in ältester Zeit, ehe durch bestimmte Verordnungen rücksichtlich der Knabenkämpfe Folge und Zahl der Kämpfe modificirt

55) S. die Excerpte aus Quatrem. de Quincy, Böttel u. A. bei *Siebelis* Vol. II. p. 218 und Rathgeber a. a. O. S. 267.

56) Vergl. zum Folgenden oben Anm. 39. S. 171. 57) Rathgeber sagt (S. 270) „Ob der Raum gestattete, alle damals übliche Kampfarten vollständig aufzunehmen, wissen wir nicht. Waren sie unvollständig, so müßte man annehmen, daß die fehlenden durch Zeus' Füße verdeckt waren." Allein Pausanias spricht mit besonderer Betonung davon, daß nur acht *ἀγωνίσματα* dargestellt waren, und es ist unglaublich, daß hinter den Füßen und dem Mantel des Bildes auch noch Figuren angebracht waren. 58) Böttel (S. 188) u. A. folgern aus dem (vorausgesetzten) Diebstahle der einen Figur, daß es Rundwerke gewesen, aber das ist deshalb wol nicht unbedingt nöthig. Auch die Figuren am Friese des Erechtheums waren einzeln gearbeitet und hernach angeheftet, wie man aus den neuerdings bekannt gewordenen, zuletzt von Stephani bearbeiteten Theilen der Erechtheumsinschrift sieht.

Digitized by Google

wurden [59]), üblich gewesen waren: Lauf, Doppellauf, Pentathlon, Ringkampf, Faustkampf, Wettrennen zu Wagen, Pankration, Wettrennen zu Pferde. Vermuthlich waren alle übrigen Figuren in heroischer Jünglingsbildung gehalten und nur Pantarkes, der Repräsentant der *πάλη*, in welcher Kampfart er grade damals (Ol. 86) gesiegt hatte, erschien in ikonischer Bildung, d. h. als der den Zeitgenossen bekannte Lieblingsknabe des Pheidias, und zwar in der graziösen, nach Pheidias häufig wiederholten, auch uns aus manchen Bildwerken bekannten Attitüde eines *ἀναδούμενος*. — Von den übrigen drei Querstäben sagt Pausanias: *ἐπὶ δὲ τῶν κανόνων τοῖς λοιποῖς ὁ λόγος ἐστὶν ὁ σὺν Ἡρακλεῖ μαχόμενος πρὸς Ἀμαζόνας· ἀριθμὸς μὲν δὴ συνημμένων ἐς ἑννέα ἐστὶ καὶ εἴκοσι, τέτακται δὲ καὶ Θησεὺς ἐν τοῖς συμμάχοις τῷ Ἡρακλεῖ.* Herakles ist der eigentlich olympische Heros, daher seine Thaten natürlicher Weise in diesem Bilderkreise vorherrschen. Es waren also 29 kämpfende Paare, vermuthlich jedes Mal eine Amazone und ein Grieche, die letztern von Herakles geführt und unter ihnen auch Theseus: eine fortlaufende Gruppenreihe, die sich um die ganze, durch jene drei Stäbe gebildete Fläche wie ein Fries herumzog. Übrigens bildeten diese Kämpfe eine natürliche Parallele und gleichsam einen mythologischen Hintergrund zu jenen agonistischen Scenen des olympischen Spieles, deren Repräsentanten der vordere Stab zeigte. — Jetzt macht Pausanias, noch immer mit dem untern Gestell des Sessels beschäftigt, einen Zusatz über noch andere Stützen, welche wegen des schweren Gewichtes des Throns und der Figur zwischen den Beinen angebracht waren: *ἀνέχουσι δὲ οὐχ οἱ πόδες μόνοι τὸν θρόνον, ἀλλὰ καὶ κίονες ἴσοι τοῖς ποσὶ μεταξὺ ἑστηκότες τῶν ποδῶν.* Also cylinderförmige Stützen oder Pfeiler, die vermuthlich etwas einwärts standen, etwa in der Weise, wie Rathgeber (S. 272) vermuthet. — Nun folgt eine Stelle, die ihre besondern Schwierigkeiten hat, besonders deshalb, weil fast sämmtliche Erklärer dem Pausanias hier eine große Unregelmäßigkeit in der Erzählung zumuthen, als ob er plötzlich den Faden des natürlichen Zusammenhangs verlasse, seinen ganzen Standpunkt ändere und die Beschreibung nicht unmittelbar zum Ganzen gehöriger Außenwerke bei der Periegese des Sessels einschalte. Sehen wir von dieser völlig unbegründeten und der Weise des Pausanias ganz zuwiderlaufenden Voraussetzung ab, so ist Alles klar, und vermögen wir uns auch nicht den jetzt beschriebenen Theil des Sessels in seiner Eigenthümlichkeit, wie er angebracht und angeordnet war, klar zu denken, so ist doch jedenfalls festzuhalten, daß Pausanias hier in keiner Weise aus der Beschreibung des Throns heraustritt, sondern unmittelbar nach den zuletzt angeführten, immer noch das Beingestell betreffenden Worten so fortfährt: *ὑπελθεῖν δὲ οὐχ οἷόν τέ ἐστιν ὑπὸ τὸν θρόνον, ὥσπερ γε καὶ ἐν Ἀμύκλαις ἐς τὸ ἐντὸς τοῦ θρόνου παρερχόμεθα· ἐν Ὀλυμπίᾳ δὲ ἑρύματα τρόπον τοίχων πεποιημένα ἀπείργοντά ἐστι. τούτων τῶν ἑρυμάτων ὅσον μὲν ἀπαντικρὺ τῶν θυρῶν ἐστιν, ἀλήλιπται χνυτῷ μόνον, τὰ δὲ λοιπὰ αὐτῶν παρέχεται Παναίνου γραφάς.* Man hat diese *ἑρύματα* gewöhnlich von Schranken verstanden, welche in einer gewissen Entfernung von der Bildsäule, also um sie und das Postament und den Marmorleisten, der des Öles wegen angebracht war, gezogen gewesen wären, um die Neugierigen oder Andächtigen von allzu großer Annäherung zurückzuhalten, wobei man zugleich die Malereien des Panänos theilweise ganz willkürlich nach Innen verlegt hat [60]). Mir scheint ausgemacht, daß diese *ἑρύματα* sich unmittelbar am untern Theile des Throns befanden, über dem Postamente, denn: 1) berichtet Pausanias, wie gesagt, davon durchaus innerhalb der Periegese des Throns, von welchem er erst später zu der Beschreibung des Postamentes und der Umgebungen des ganzen Bildes übergeht. 2) Ist es aus dem Zusammenhange klar, daß diese *ἑρύματα* demjenigen, der unter den Stuhl gehen und an den innern Gliedern Bildwerke suchen wollte, wie der Thron des amyklaischen Apoll dergleichen wirklich hatte (*Paus.* III, 18, 9), im Wege waren [61]). 3) Wird der Umstand, daß die dem Eingange zugekehrte Seite [62]) dieser *ἑρύματα* einfach blau angestrichen war, nur dadurch erklärlich, denn hier war das Meiste dieser untern Wand sicher von dem Gewande der Statue verhüllt, welches sich, golden wie es war, auf dem dunkelblauen Hintergrunde recht gut ausnehmen mußte, dahingegen die andern drei Seiten, welche ganz frei lagen, mit je drei gemalten Gruppen verziert waren; grade wie bei jenen höher hinauf umlaufenden Querstäben der vordere nur an seinen sichtbaren Flächen mit einzelnen Figuren, die übrigen drei dagegen mit einer fortlaufenden Action verziert waren. Also eine wandartige Verkleidung (*τρόπον τοίχων πεποιημένα*), die vermuthlich zwischen die Füße und Stützen des Sessels eingelassen, und an den drei Seiten, wo sie dem Zuschauer sichtbar war, von Außen mit jenen Gemälden verziert war. Diese von Panänos ausgeführten Gemälde bestanden aus neun Gruppen, deren jede in

59) So verstehe ich die schwierigen, sehr verschieden erklärten, auch wol für lückenhaft erklärten Worte: *οὐ γὰρ πω τὰ ἐς τοὺς παῖδας ἐπὶ ἡλικίας ἦδη κατεστήκει τῆς Φειδίου.* s. Anm. 39. S. 171, und sehe jetzt, daß auch Rathgeber (Allgem. Enc. III, 3, 270) an Verordnungen denkt, aber an Abschaffung des Knabenkampfes, was gegen die Geschichte der olympischen Agonistik ist; s. Krause, Olympia. S. 97 fg. Andere Erklärungen s. bei Böckh, über den Tempel des Jupiter. S. 192; Siebelis zu der Stelle; Sillig, C. A. p. 338; Müller, Göttinger gel. Anz. 1828. Nr. 204 und bei Wolf u. Schubart, Paus. Vol. II. p. 239, auch de Phidiae vit. I. §. 12.

60) Vergl. besonders Rathgeber (a. a. O. S. 277), auch Eckstein (im Art. Panänus. S. 260) und Siebelis (Paus. Vol. II. p. 220), wo die Ansichten der Andern zugleich angeführt werden. Ähnlich, wie ich, versteht diese *ἑρύματα* Röle in Kugler's Museum. 1837. Nr. 29 fg. (ein Aufsatz, den ich leider augenblicklich nicht zur Hand habe), und mit ihm Kugler, Handb. der Kunstgeschichte. S. 207. 61) Verschiedene Auslegungen des *ὑπελθεῖν ὑπὸ τὸν θρόνον* bei Böckh S. 204 fg. und bei Siebelis ad loc. Man erklärt es durch dicht hinangehen, allein standen die vermeintlichen Schranken etwa fünf Fuß oder weiter von dem Bildwerke ab, so ist *ὑπελθεῖν* jedenfalls ein unpassender Ausdruck. Aber der Ausdruck *ἐς τὰ ἐντὸς τοῦ θρόνου παρελθεῖν* umschreibt ja gleich darauf deutlich das *ὑπελθεῖν*, wobei auch *Paus.* III, 18, 9 zu vergleichen. 62) So sagt Pausanias ausdrücklich. Bei Müller (Handb. §. 115, 1) wird eine Hinterthür daraus.

zwei Figuren mythologiſche Acte aus der Heroenſage darſtellte, und welche ſich von ſelbſt über jene drei Flächen dieſer Verkleidung ſo vertheilen, daß auf eine jede drei Gruppen kommen. Auf der erſten alſo ſah man Atlas mit ſeiner Laſt und Herakles im Begriff ſie ihm abzunehmen, Theſeus und Peirithoos, wahrſcheinlich im Begriff in den Hades zu ſteigen, oder ſonſt ein gemeinſchaftliches Abenteuer auszuführen, endlich Hellas und Salamis, welche letztere das Aplustre in der Hand hatte[63]). Auf der zweiten Herakles' Kampf mit dem nemeiſchen Löwen, Ajax' Frevel an der Kaſſandra, Hippodameia, die Tochter des Önomaos, mit ihrer Mutter (Aſterope). Auf der dritten Wand: Prometheus in ſeinen Feſſeln am Kaukaſos und Herakles ſich ihm nahend, der Tod der Penthesilea und Achill ſie haltend, und endlich zwei Heſperiden mit den ihnen anvertrauten Äpfeln. An jeder Fläche alſo eine That des Herakles, eine Scene aus der jüngern Heroenſage, und eine Handlung aus der hiſtoriſchen Vergangenheit oder der olympiſchen Sage; daher zu befürchten, daß die beiden Heſperiden von Pauſanias nicht richtig erklärt ſind[64]). — Erſt jetzt verläßt der Perieget dieſe untern Theile des Seſſels und bemerkt über einen Schmuck an der obern Lehne Folgendes: *ἐπὶ δὲ τοῖς ἀνωτάτω τοῦ θρόνου πεποίηκεν ὁ Φειδίας ὑπὲρ τὴν κεφαλὴν τοῦ ἀγάλματος τοῦτο μὲν Χάριτας, τοῦτο δὲ Ὥρας, τρεῖς ἑκατέρας*, und endlich über den wahrſcheinlich mit dem Seſſel in Verbindung ſtehenden Schemel, worauf die Füße des Gottes ruheten: *τὸ ὑπόθημα δὲ ὑπὸ τοῦ Διὸς τοῖς ποσίν — λεοντάς τε χρυσοῦς καὶ Θησέως ἐπειργασμένην ἔχει μάχην τὴν πρὸς Ἀμαζόνας, τὸ Ἀθηναίων πρῶτον ἀνδραγάθημα ἐς οἷς ὁμοφύλους.* Jene Gruppen der drei Chariten und drei Horen alſo, der Töchter des Zeus, über dem Haupte des Vaters, wahrſcheinlich an den beiden oberſten Enden der Lehne, und vermuthlich ebenſo bei dem Zeusbilde des Theokosmos zu Megara die Horen und Mören[65]). Die goldenen Löwen am Fußſchemel ruhten wahrſcheinlich ausgeſtreckt an den beiden Seitenflächen oder auf demſelben zu beiden Seiten der Füße des Zeus. Die Amazonenſchlacht aber, wobei Theſeus die Griechen (Athenienſer) führte, hat man ſich an der vordern Fläche zu denken. Wie Pheidias am Schilde der Parthenos in der Verzierung der Amazonenſchlacht ein Gedächtniß von ſich geſtiftet hatte, aber ein ikoniſches, ſo halte er es auch hier gethan, aber durch eine Inſchrift, die ſich eben an dieſer Fläche, aber gewiß an einer dem Auge etwas entzogenen Stelle befand: *Φειδίας Χαρμίδου υἱὸς Ἀθηναῖός μ' ἐποίησε*[66]), der Athenienſer unter der Gruppe von Athenienſern, welche die erſte Großthat ſeines Vaterlandes gegen auswärtige Feinde zur Erinnerung brachte.

c) Das Piedeſtal, welches Thron und Statue trug, ſammt den nächſten Umgebungen des Bildwerkes. Auch das Piedeſtal, worauf der Koloß mit ſeinem Seſſel ſtand, war mit Figuren geſchmückt, und zwar mit goldenen (*χρυσᾶ ποικίλματα*), das heißt wol vergoldeten. Es war eine Bilderreihe aus der olympiſchen Götterwelt, welche, wie es ſcheint, nur die vordere Fläche des viereckigen Piedeſtal einnahm[67]). Das Poſtament im Ganzen mag eine Höhe von 12 Fuß gehabt haben; die Figuren an der vordern Fläche könnten alſo leicht in Lebensgröße oder nahe daran ausgeführt geweſen ſein. Pauſanias beſchreibt ſie in ſeiner trockenen Weiſe leider ſo, daß man ſich von der Compoſition keinen deutlichen Begriff machen kann. Doch ſieht man, daß an dem einen Ende Helios, ſeinen Wagen beſteigend, an dem andern Selene, und zwar zu Pferde reitend, abgebildet war: alſo Tag und Nacht, als die beiden regelmäßigen Abwandlungen, der allgemeine Rhythmus der ewigen Zeit, in der die Götter leben[68]). Dazwiſchen eine Götterreihe, welche alle Hauptmächte des Olymps und des Gottesdienſtes zu Olympia umfaßte, ohne Zweifel in einzelnen Gruppen mit dramatiſchen Motiven abgetheilt; denn die chthoniſchen und theogoniſchen Gottheiten gehörten nicht hierher. Zeus und Hera eröffneten dieſe Reihe. Neben dieſer[69]) die Charis, die nothwendig zur Hera gehört. Dann Hermes und Heſtia, die beiden vorzugsweiſe mit dem Menſchlichen, der Gymnaſtik und dem Verkehr in Rede und Wandel, und der feſten Anſiedelung beſchäftigten Gottheiten. Dann eine liebliche Gruppe: *Ἔρως ἐκ θαλάσσης Ἀφροδίτην ἀνιοῦσαν ὑποδεχόμενος, τὴν δὲ Ἀφροδίτην στεφανοῖ Πειθώ.* Dann Apollon und Artemis, darauf Athena und Herakles, die kriegeriſche Lieblingstochter und der kriegeriſche Lieblingsſohn des Zeus, welche von der alten Kunſt ſo oft und bisweilen ſelbſt mit erotiſchen Andeutungen gepaart werden[70]); endlich, ſchon gegen das Ende der Fläche, Amphitrite und Poſeidon.

63) Die erſte bekannte Perſonification der Art. Sehr wahrſcheinlich iſt die Vermuthung Rathgeber's (S. 278), daß die Darſtellung der Heſperiden, welche Pauſanias zuletzt nennt, mit der des Atlas, welche er zuerſt nennt, zuſammenfließt; in welchem Falle der Perieget beſſer gethan hätte, ſeine Beſchreibung mit einem andern Gliede anzufangen. Über die Gruppe der Hellas und Salamis vgl. Böttiger, Archäol. d. Mal. S. 215. 64) Oder auch ſie ſollten im Allgemeinen den Liebespreis andeuten, der dem olympiſchen Siegee winkte, wie in den parallelen Gruppen Hippodamia als Preis des Kampfſpieles unter Önomaos abgebildet war, und die Figur der Salamis das Aphlaſten, den Preis der gewonnenen Seeſchlacht, in der Hand führete. 65) *Paus.* I, 40, 3. *Ποιῆσαι δὲ καὶ τὸν Θεόκοσμον λέγονται ἐπιχώριον, συνεγράσαντο δὲ οἱ Φειδίου. ὑπὲρ δὲ τῆς κεφαλῆς τοῦ Διός εἰσιν Ὧραι καὶ Μοῖραι. θῆλυ δὲ πάσαι τὴν περιοπὴν μίαν αἱ πειθόμεναι καὶ τὰς ὥρας τὸν θεὸν τοῦτον νέμειν ἐς τὸ ἴσον.* Über die Bedeutung jener Gruppen ſ. Rathgeber S. 273.

66) *Paus.* V, 10, 2. *Φειδίου δὲ τὸν ἐργασάμενον τὸ ἄγαλμα εἶναι καὶ ἐπίγραμμά ἐστιν ἐς μαρμάριον ἐπὶ τοῦ Διὸς γεγραμμένον τοῖς παοὶ Φειδίας τεθ.* Wahrſcheinlich dicht unter den Füßen. Böttel (S. 106) ſetzt die Inſchrift ohne Grund auf die goldenen Fußſohlen. 67) Pauſanias ſpricht von Ecken: *καὶ ἤδη τοῦ βάθρου πρὸς τῷ πέρατι.* Auch Quatrem. de Quincy nimmt eine viereckige Baſe an, Rathgeber (S. 274) ohne Grund eine runde. 68) Daher dieſe Begrenzung bei Göttergruppen etwas Gewöhnliches geweſen zu ſein ſcheint. So im Fronten des capitoliniſchen Tempels und im öſtlichen Giebelfelde des Parthenon I. S. 200. 69) Die Manuſcripte haben *παρὰ δὲ αὐτὸν χόρος*, was ſchon Welcker (Zeitſchr. I, 3. S. 551) in *παρὰ δὲ νύμφην* verändert hat. 70) Vergl. O. Jahn, Archäol. Aufſ. S. 111. Daß aber Herakles und Athena auf der Compoſition die aufſteigende Aphrodite empfangen, ſcheint mir eine gewagte Annahme. Schwerlich war die Gruppe der Aphrodite die Hauptgruppe, wozu wenigſtens an dieſem Orte gar keine Veranlaſſung war. Wäre es

Soweit die fortlaufende Beschreibung des Ganzen bei Pausanias, wozu wir gleich noch, theils aus ihm, theils aus andern Schriftstellern, das Nöthige über die nächsten Umgebungen des Kolosses hinzufügen. Dicht bei der Statue stand ein ehernes Gefäß, ein Zeichen, daß dort der Blitz eingeschlagen, man sagte gleich nach Vollendung der Statue, als Pheidias den Zeus um ein Zeichen der Billigung seines Werkes gebeten habe [71]). In der nächsten Umgebung des Bildes war der Boden mit schwarzen Steinen, vermuthlich Marmorfliesen, belegt, was als dunkle Folie zu dem in Gold und Elfenbein schimmernden Prachtbilde einen vorzüglichen Eindruck gemacht haben muß. Um diesen schwarz ausgelegten Bezirk lief im Kreise ein Leisten von parischem Marmor, welcher dazu diente, das über die Statue zum Schutze des Elfenbeins gegen die zu feuchte, marschige Luft des Altishaines ausgegossene Öl zu sammeln [72]). Über die Reinigung der Statue hatten, wie bemerkt, die Nachkommen des Pheidias als *φαιδρυνταί* zu wachen [73]). Auch der prächtige Purpurvorhang von assyrischer Arbeit, den Antiochus in das Heiligthum geschenkt hatte [74]), hatte vermuthlich die Bestimmung, die Statue zu schützen, indem wahrscheinlich der Raum, wo dieselbe aufgestellt war, dadurch für gewöhnlich von dem übrigen Tempelraume abgegrenzt wurde [75]). In den übrigen Umgebungen der Statue aber, an den innern Wänden des Tempels, wird man sich den Andeutungen Strabo's zufolge historische Malereien, welche die kunstreiche Hand des Panänos ausgeführt hatte und welche den Bilderkreis der Zeusreligion weiter fortsetzten, zu denken haben [76]).

Versuchen wir uns schließlich noch einmal den Gesammteindruck des großartigen Werkes vorzustellen, so sah man, durch den Haupteingang des Tempels eintretend, zuerst die ganze Figur des Gottes von Vorn, das mächtige Haupt, die gewaltige Büste des Oberleibes, das glänzende, bis zu den Füßen hinabfallende Gewand, die Nike auf der Rechten, das schimmernde Scepter in der Linken. Den näher Hinantretenden wird die olympische Götterversammlung an der vordern Fläche des Piedestal am meisten beschäftigt haben, wegen der Größe der Figuren und weil es von dem Künstler gewiß auf eine Darstellung des Olympos selbst abgesehen war, auf welchem Jupiter ja nach epischer Vorstellungsweise thronte. Die Horen und Chariten auf der Höhe der Lehne über seinem Haupte, die tanzenden Gruppen der Victorien, welche den Sessel stützten und trugen, oder an den Fußenden standen, mußten wie begleitende Genien der grandiosen Epiphanie des Gottes erscheinen; auch die Löwen, die zu seinen Füßen ruhten, erinnern an die Vision Rafael's. Die agonistischen Figuren an dem vordern Querstabe, die Sphingen und Niobeischen an den Verbindungsgliedern des Gestells und der Lehne des Sessels, die Amazonenschlacht an der vordern Fläche des Schemels eröffneten jenen reichen historischen Bilderkreis, der sich an den beiden Längenseiten und der hintern Seite des Sessels weiter hinzog. Göttliche Weltregierung, die heroischen Großthaten der Vorzeit, und das olympische Kampfspiel sind schon dort die drei bestimmenden Ursachen der von dem Künstler gewählten poetischen Motive, und ebenso auch bei jenen übrigen Bilderreihen, welche für den Beschauer von selbst in zwei Abtheilungen zerfielen, in die Figurenwelt der von Panänos gemalten Verkleidung, wo an jeder Seite eine That des Herakles, eine Scene aus dem jüngern Epos, und eine Erinnerung an Olympia oder die letzte Vergangenheit der Perserkriege abwechselte, und in die darüber befindliche der von Pheidias verzierten Querstäbe, wo wieder das vielbeliebte und in künstlerisch-ästhetischer Hinsicht so unerschöpfliche Thema der Amazonenschlacht behandelt war. Bedenkt man übrigens die Größe der Proportionen des ganzen Werkes, so wird man an Überladung mit Ornamenten, worüber, glaube ich, Einige geklagt haben, keineswegs denken, da ja an dem Sessel immer noch mehre Glieder wenigstens mit figurirten Ornamenten unverziert blieben und das Bild des Gottes selbst, im Vergleich mit den an den Attributen der Parthenos angebrachten Verzierungen, eher einfach genannt werden kann. Aber allerdings schloß wol die mächtige Erscheinung des Weltherrschers ein complicirteres Ornamentalsystem von selbst aus, und die Aufgabe, den Prachtsessel in würdigen Einklang mit der sitzenden Figur zu bringen, mußte von selbst einladen, ein solches auf diesen zu übertragen.

Auch die spätere Geschichte eines solchen Werkes er-

---

die Composition eines Bibelfeldes, so würde man sie allerdings für die Centralgruppe halten können, aber das ist hier ja nicht der Fall. Auch ist es wol nur eine periegetische Laune des Pausanias, daß er die Composition etwas genauer angibt, bei den übrigen Figuren aber nicht.

71) Vergl. Rathgeber S. 239 und über solche *ἐγκέραια* Polem. Fragm. p. 146. 72) *Paus. περιχεῖ δὲ ἐν κύκλῳ τὸν μέλαν (λίθον) λίθου Παρίου χρηπίς, ἔρυμα εἶναι τῷ ἐλαίῳ τῷ ἐκχεομένῳ.* Von einem Ölgraben, worin das Öl sich gesammelt habe, den Rathgeber (S. 277) annimmt, sagt Pausanias Nichts. Jener Leisten sollte das herabträufelnde Öl verhindern, weiter über den Tempelboden hineinzufließen. Der Boden mag vom Piedestal her etwas geneigt gewesen sein, sodaß es sich dort sammelte und leicht aufgewischt werden konnte. 73) Vergl. die in Anm. 36. S. 170 angeführte Stelle und über die allgemeinere Bedeutung der *φαιδρυνταί* Anm. 65. S. 173. 74) *Paus.* V, 12, 2. *Ἐν δὲ Ὀλυμπίᾳ παραπέτασμα ἔρεων κεκοσμημένον ἐράσμασιν Ἀσσυρίοις καὶ φαγὴ πορφύρας τῆς Φοινίκων ἀνέθηκεν Ἀντίοχος.* Im Folgenden spricht Pausanias von dem Mechanismus, mit welchem man diesen Vorhang aufzog oder niederließ. 75) Dieses scheint mir die beste Erklärung, und so sehen die Sache auch Böttel (Tempel zu Olympia. S. 234 fg. Archäol. Nachlaß. S. 12 fg.) und Rathgeber (S. 238) an. Stuart und Hirt haben an Teppiche gedacht, womit man an festlichen Tagen das Hypätheon überschattet habe. Vergl. auch K. F. Hermann, Die Hypäthraltempel des Alterthums. (Göttingen 1844.) S. 32. 76) Vergl. die in Anm. 42. S. 171) angeführte Stelle. Die Worte *δεήσειεν δὲ καὶ γραφαὶ πολλαί τε καὶ θαυμασταὶ περὶ τὸ ἱερὸν ἑκείνου ἔργα* sagen zu viel, als daß Strabo blos jene Malereien an der Verkleidung am Sessel dabei vor Augen gehabt haben könnte. Auch in dem Tempel der Pallas zu Elis mit der chryselephantinen Statue von Kolotes oder Pheidias, an welcher Panänos das Innere des Schildes gemalt hatte (s. Anm. 99. S. 181), gab es Wandgemälde vom Panänos; *Plin.* XXXVI, 23, 35. Freilich hat Welcker dieses nicht anerkennen wollen (s. Eckstein, Allgem. Enc. III, 10. S. 261), aber wird denn ein Künstler wie Panänos einen Grund bereiten, ohne selbst darauf zu malen?

Digitized by Google

fodert eine kurze Berücksichtigung. Daß die Commissuren der Elfenbeinbekleidung der Fleischpartien trotz der Ölbenetzungen und der Phädrynten aus einander gingen (διεστηκότος τοῦ ἐλέφαντος) und Damophon deshalb eine Restauration vornehmen mußte, ist oben bemerkt [77]). Unter Julius Cäsar soll ein Blitz die Statue getroffen haben [78]); dann hätte Caligula den Koloß beinahe nach Rom bringen lassen, um ihm dort seinen Kopf aufzusetzen [79]). Im Zeitalter der Antonine sah Pausanias das Kunstwerk, wie aus seiner Beschreibung hervorgeht, noch vollständig, indessen erfahren wir aus Lucian von allerlei Beschädigungen durch Ruchlosigkeit oder Vernachlässigung [80]), die Pausanias verschweigt. Unter Hadrian, Caracalla, Septimius Severus erscheint der Kopf oder die ganze Figur auf Münzen. Unter Julian spricht Libanius vom olympischen Zeus zu Pisa als von einem noch vorhandenen Kunstwerke, und die olympischen Spiele wurden damals noch gefeiert [81]). Unter Theodosius, um 395 n. Chr., hörte die olympische Feier auf, was auch den örtlichen Heiligthümern einen empfindlichen Stoß geben mußte. Unter Theodosius II., welcher seit 408 regierte, soll der Tempel zu Olympia verbrannt sein [82]), und da bald darauf die Völkerstürme begannen, die auch den Peloponnes so wesentlich betrafen [83]), so darf man mit Sicherheit den völligen Untergang der dortigen Heiligthümer in diese Zeit setzen. Indessen soll das Bild des Pheidias einer Nachricht byzantinischer Schriftsteller zufolge den Tempel noch geraume Zeit überlebt haben. Nämlich Cedrenus berichtet von der Existenz dieses Werkes zu Constantinopel im Palaste des Patriciers Lausus, der unter Arcadius lebte und eine große Sammlung von Kunstwerken zusammengebracht hatte, mit welchem Palaste es bei dem großen Brande unter Zeno im J. 475 vernichtet sei [84]): eine Nachricht, an deren Wahrhaftigkeit Heyne und Böttiger gezweifelt haben [85]), wozu aber wirklich kein gehöriger Grund vorzuliegen scheint. Die letzten Nachrichten von dem Kolosse gibt die Tradition von den sieben Wunderwerken der Welt, wo das signum Jovis Olympii, quod fecit Phidias ex ebore et auro sedens, auf eine Höhe von 60 Fuß bestimmt zu werden, aber übrigens in ganz vagen Declamationen davon die Rede zu sein pflegt [86]). Von den neuern Ausgrabungen zu Olympia, wobei namentlich auch der Fußboden des Tempels bloß gelegt und Spuren vom alten Standorte des Zeusbildes gefunden sind, berichtet die Expédition scientifique, deren dortige Nachforschungen indessen von der Art gewesen sein sollen, daß bei wiederholten Ausgrabungen wol noch eine lohnendere Ausbeute zu hoffen wäre [87]).

3) Andere Bildwerke des Pheidias. Außer diesen berühmtesten Werken des großen Künstlers werden noch verschiedene andere Statuen, theils Götterbilder, theils heroische und ikonische, von ihm genannt, aber leider meist nur beiläufig und ohne nähere Charakteristik. Auch ist der Antheil des Pheidias an vielen unter diesen Statuen unsicher, zumal bei Pausanias, welcher den localen Traditionen seiner Zeit folgt, die mehre Bildwerke seiner Schüler, z. B. die Athene zu Elis, ein Werk des Kolotes, und die Nemesis zu Rhamnus, ein Werk des Agorakritos [88]), dem Pheidias selbst zuschrieben.

Von Götterstatuen werden zunächst verschiedene Bilder der Aphrodite von Pheidias genannt. So besonders die Aphrodite Urania zu Elis, aus Gold und Elfenbein [89]). Die Göttin trat mit einem Fuße auf eine Schildkröte, das Sinnbild matronaler Häuslichkeit, als Gegenstück zur Aphrodite Pandemos des Skopas, die sich in der Nähe befand und auf einem Bocke saß, eine Allegorie der Aphrodisischen Lüsternheit. Ist es begründet, daß sich auf dem Finger jener Aphrodite die Worte: Παντάρκης καλός befanden [90]), so wäre damit zugleich eine sichere Bestimmung der Zeit dieses Werks gegeben, da es ohnehin wahrscheinlich ist, daß Pheidias diese Statue während seines Aufenthalts in Elis gearbeitet hatte. Übrigens war diese Göttin gewiß, im Einklange mit jenem Symbole und seiner Bedeutung, bekleidet und im ganzen Ausdruck züchtig und ehrbar gehalten, mehr einer römischen Pudicitia als einer Aphrodite der jüngern attischen Schule ähnlich. Eine zweite Aphrodite Urania des Pheidias, aus parischem Marmor gebildet, wurde in einem Tempel zu Athen unweit des Kerameikos gezeigt [91]), und

77) s. die in Anm. 67. S. 176 citirte Stelle. 78) *Euseb.* Praep. Ev. III, 2. p. 135 A. 79) *Sueton.* Calig. 22. 57. Olympiae simulacrum Jovis, quod dissolvi transferrique Romam placuerat, tantum cachinnum repente edidit, ut machinis labefactis opifices diffugerint. Vergl. *Dio Cass.* LIX, 28. *Joseph.* Antiq. Jud. 19, 1. 80) *Lucian.* Timon. c. 4. Jup. Tragoed. 25. Icaromenipp. 24. 81) s. Rathgeber S. 291. 82) Schol. *Lucian.* p. 221. ed. *Jacobitz.* Καὶ διήρκεσαν (τὰ Ὀλύμπια) ἀρξάμενος ἀπὸ τῶν Ἑβραϊκῶν χρόνων μέχρι τοῦ μικροῦ Θεοδοσίου, ὃς Ἀρκαδίου υἱὸς ἦν. τότε γὰρ τοῦ ναοῦ τοῦ Ὀλυμπίου Διὸς ἐμπρησθέντος ἐξέλιπε καὶ ἡ τῶν Ἠλείων πανήγυρις καὶ ὁ ἀγὼν ὁ Ὀλυμπικός. Diese Notiz ist, soviel ich weiß, bisher in diesem Zusammenhange nicht benutzt worden. 83) s. Rathgeber S. 291. 84) *Cedren.* Comp. Histor. p. 322 B. Die Geschichte des Brandes unter Zeno *Zonar.* Annal. XIV. p. 62. ed. Paris. 85) *Heyne*, Prisc. Art. Opp. Cp. exst. Comment. Gotting. XII. p. 284. Rathgeber S. 291. Böttiger, Kunstmythol. II. S. 180. 86) *Hygin.* fab. 223. *Philo*, De VII Orb. Spectac. 3. ed. *Jo. Conr. Orelli.* (Lips. 1816.) p. 12. Bibius Sequester (bei *Orelli* p. 142) gibt die Höhe sogar auf 100 Fuß an, und eine andere Notiz der Art (ib. p. 145) sogar auf 100 Ellen (πηχῶν ρ΄).

87) Exp. Scientif. Vol. I. p. 56 sq. Pl. 56—78. Vergl. *Leake*, Moren. I. p. 23 sq. Über die ziemlich nachlässige Art, wie die Ausgrabungen der Franzosen beim Zeustempel geführt wurden (im Mai 1829), berichtete Dubois in einem Aufsatze Lenormant's über die Sculpturen von Olympia (Bullet. de l'Inst. Arch. Vol. IV. 1832. p. 17 sq. Es ist noch viel zu thun übrig; s. Roß, Pelop. I. S. 108 fg. Am meisten Ausbeute würden wol Nachgrabungen im ehemaligen Haine Altis geben. Über frühere Plane zu Ausgrabungen, besonders Winckelmann's, und einige Funde Dodwell's, s. Böttiger a. a. O. S. 181 und Rathgeber S. 210. 244. 277. 88) Vergl. Anm. 97 und 99. S. 181. 89) *Paus.* VI, 25, 2. Καὶ τὴν μὲν ἐν τῷ ναῷ καλοῦσιν Οὐρανίαν· ἐλέφαντος δέ ἐστι καὶ χρυσοῦ, τέχνη Φειδίου· τῷ δὲ ἑτέρῳ ποδὶ ἐπὶ χελώνης βέβηκε. Vergl. *Plutarch.* Praec. Conjug. 32. Τὴν Ἠλείων ὁ Φειδίας Ἀφροδίτην ἐποίησε χελώνην πατοῦσαν, οἰκουρίας σύμβολον ταῖς γυναιξὶ καὶ σιωπῆς, vergl. de Isid. et Osir. 75 und die aus Winckelmann u. A. angeführten Stellen bei *Siebelis*, *Paus.* Vol. III. p. 94. 90) Schol. *Clem. Alex.* p. 115; vergl. Anm. 39. S. 171. 91) *Paus.* I, 14, 8.

noch ein Venusbild des Pheidias, gleichfalls von Marmor und von vorzüglicher Schönheit, befand sich zu Rom in Octaviae operibus [92]). Von der Aphrodite ἐν κήποις des Alkamenes und dem Gegenstücke des Agorakritos, an welchen Pheidias gleichfalls Antheil hatte, ist die Rede gewesen.

Ferner wird das chryselephantine Tempelbild des Asklepios zu Epidaurus von einem Schriftsteller ein Werk des Pheidias genannt [93]). Pausanias erwähnt dieses Bildes neben dem olympischen Zeus und der Athene Parthenos mit Beziehung auf eine technische Einrichtung [94]), und spricht ausführlicher davon in der Periegese von Epidauros, wo er sagt, es sei halb so groß als der olympische Zeus zu Athen, und eine Inschrift nenne es ein Werk des Thrasymedes, Sohnes des Arignotos, aus Paros. Der Gott sei thronend abgebildet, in der einen Hand den Stab haltend, die andere auf den Kopf der Schlange gelegt, und zu seinen Füßen ruhe ein Hund. Am Throne seien Bildwerke aus der argivischen Heroensage angebracht, Bellerophon's Abenteuer mit der Chimäre und Perseus' That an der Meduſa. Das Zeitalter des Thrasymedes ist nicht bekannt [95]), aber es ist nicht unwahrscheinlich, daß auch er aus der Schule des Pheidias war, zumal da die ganze Conception jenes Werkes auf diese weist und auch von Kolotes ein Asklepios gebildet war [96]).

Einen Apollon Parnopios von Erz, angeblich von Pheidias, sah Pausanias auf der Burg von Athen [97]). Es war auf Veranlassung einer Heuschreckennoth, vermuthlich von einem Theile der attischen Landschaft geweiht, und mochte dem Apollon Smintheus des Skopas ähnlich sein, der mit einer Feldmaus unter dem Fuße oder auf der Hand versehen war.

Einen Hermes, den Pheidias gebildet haben sollte, von Stein, sah Pausanias am Eingange zum Heiligthume des ismenischen Apoll zu Theben, neben einer Athena des Skopas [98]).

Auch das Tempelbild der Göttermutter zu Athen wurde gewöhnlich dem Pheidias zugeschrieben; indessen eine genauere Tradition nannte Agorakritos als den Meister, an dessen Werken aber Pheidias immee betheiligt gewesen sein soll [99]). Sie war thronend abgebildet, wahrscheinlich die Handpauke rührend und Löwen zu ihren Füßen gelagert [1]).

Zu den heroischen Bildwerken des Pheidias gehört, außer den zahlreichen Gruppen am Throne des olympischen Zeus und an den verschiedenen Attributen der Parthenos, ihrem größern Bestandtheile nach, jene Statuenreihe zu Delphi, deren in der Lebensgeschichte des Pheidias als eines seiner ältesten Werke gedacht ist [2]). Sie bestand aus Apoll und Athena, dem Feldherrn Miltiades und den zehn Heroen, nach welchen die Phylen hießen, nach denen die Schlachtordnung bei Marathon zusammengesetzt war.

Ferner ist hier eins der berühmtesten Werke unsers Meisters zu nennen, die Amazone des Pheidias, worüber Plinius (H. N. XXXIV, 8, 53) so berichtet: Venere autem in certamen laudatissimi (artifices), quanquam diversis aetatibus geniti, quoniam fecerant Amazonas. Quae cum in templo Ephesiae Dianae dicarentur, placuit eligi probatissimam ipsorum artificum, qui praesentes erant, judicio, cum apparuerit eam esse, quam omnes secundam a sua quisque judicassent. Haec est Polycleti, proxima ab ea Phidiae, tertia Ctesilae, quarta Cydonis, quinta Phradmonis. O. Müller, der über die Amazone des Pheidias in einem besondern Aufsatze gehandelt [3]), denkt sich, daß diese Bilder bei Lebzeiten des Pheidias in dem Tempel zu Ephesus geweiht wurden, daher er für aetatibus lesen will civitatibus. Es ist aber klar, daß damit die Kraft des Gegensatzes: „Obgleich zu verschiedenen Zeiten geboren, fiel doch eine Concurrenz zwischen ihnen vor" verloren geht, daher wol Nichts zu ändern ist, obgleich diese Künstler in der That der Zeit nach nicht gar weit von einander entfernt gewesen zu sein scheinen [4]). Was aber die Darstellung der Amazone des Pheidias betrifft, so hat davon Müller mittels einer scharfsinnigen Combination, die von verschiedenen Seiten Billigung erfahren hat, eine noch zu Rom in verschiedenen Exemplaren existirende Copie nachgewiesen [5]). Eine freilich jetzt

92) *Plin.* H. N. XXXVI, 5, 15. Unedirte Scholien zu Gregor. von Nazianz sollen auch von einer Aphrodite des Pheidias erzählen, welche jeden Beschauer zur Lust gereizt hätte, was dem Charakter der Kunst des Pheidias ganz fremd ist und wol auf einer Verwechselung mit jener Pandemos des Skopas beruht; s. *Müller*, De Phidia. p. 165. not. b. 93) Ὁ ἐν Ἐπιδαύρῳ Ἀσκληπιός. *Ἔργον Φειδίου*, *Athenag.* legat. pro Christ. 14. p. 61. ed. *Dechair.* 94) s. Anm. 66, S. 175. Vergl. *Paus.* II, 27, 2. Sowol Sillig (C. A. p. 344 sq.) als Müller (Handb. §. 394, 1) sind bei Erwähnung dieser Statue nicht ganz genau. 95) Quatrem. de Quincy hat das Zeitalter dieses Künstlers ohne Grund zwischen Ol. 120—155 bestimmt; s. *Siebelis* ad *Paus.* II, 27, 2. Für das Zeitalter des Pheidias spricht auch der Umstand, daß Polyklet das Theater und ein Rundgebäude zu Epidauros construirte. Hätte die Tempelstatue damals noch nicht existirt, so würde dieser Künstler sie wol gearbeitet haben. 96) s. Anm. 1. S. 181. 97) *Paus.* I, 24, 8. 98) *Paus.* IX, 10, 2. 99) *Paus.* I, 3, 4; vergl. die in Anm. 97. S. 181 citirte Stelle.

1) *Arrian.* Peripl. 9. *Ἐξβαλλόντων δὲ εἰς τὸν Φᾶσιν ἐν ἀριστερᾷ ἵδρυται ἡ Φασιανὴ θεός. εἴη δ' ἂν ἀπό γε τοῦ σχήματος τετραμμένη ἡ Ῥέα· καὶ γὰρ κύμβαλον μετὰ χεῖρας ἔχει καὶ λέοντας ὑπὸ τῷ θρόνῳ καὶ κάθηται ὥσπερ ἐν τῷ Μητρῴῳ Ἀθήνησιν ἡ τοῦ Φειδίου.* Nur die letzten Worte *καὶ κάθηται* können mit Sicherheit auf das Bild im Metroon bezogen werden. Vergl. übrigens die Nachweisungen bei Müller, Handbuch. §. 395, 3. 2) Vergl. Anm. 21. S. 168. 3) Commentatio, qua Myrinae Amazonis quod in Museo Vaticano servatur signum Phidiacum explicatur, Commentat. Societ. Reg. scient. Gott. Vol. VII. p. 59—76. Vergl. Wiener Jahrb. T. XXXVIII. p. 290 und Handb. der Archäol. §. 121. 4) Von Ktesilaos gab es ein Bild des Perikles *Ὀλύμπιος* und Phradmon wird von Plinius in Ol. 87 gesetzt. Für Cydonis liest Roß (Kunstblatt 1841. Nr. 1) Strongylionis, von welchem Künstler Plinius (XXXIV, 8, 82) eine Amazone nennt, quam ab excellentia cruarum eucnemon appellant, wie denn auch die Amazo vulnerata des Ktesilaus von ihm (ib. §. 75) noch einmal genannt wird. Ich denke mir, daß einige dieser Künstler, z. B. Pheidias, damals als diese Auswahl vorfiel, nicht mehr am Leben waren, sodaß nur ihre Werke sämmtlich ausgestellt und darüber von den gegenwärtigen Künstlern in der bemerkten Weise entschieden wurde. 5) *Gerhard*, Bullet. d. Inst. 1830. p. 30. Hirt, Gesch. der Kunst. S. 177.

Digitized by Google

nur noch in einer Zeichnung bei Natter erhaltene Gemme nämlich zeigt eine sich zum Sprung bereitende und zu diesem Behufe sich auf den Speer als Springstab stützende Amazone, die in der ganzen Haltung, sobald man die Ergänzungen wegdenkt, große Ähnlichkeit mit der schönen Statue des Pio-Clementinischen Museums hat, welche häufig gepriesen und abgebildet, gewöhnlich aber für eine Bogen spannende Amazone erklärt ist [6]), in welchem Bilde Müller aber eine Copie jener Erzstatue des Pheidias erkennt. Lucian sagt von dieser, daß sie sich auf ihren Speer gestützt habe, ohne freilich über das Motiv dieser Stellung etwas Bestimmteres hinzuzufügen, und rühmt besonders die Schönheit des Mundes und des Nackens [7]). Das dorische Costüm und die Bildung nach Art der Artemis [8]) mußte aus diesem Musterbilde jener kriegerischen Jungfrauen, welche den Meisel des Pheidias so oft beschäftigt hatten, ein merkwürdiges Seitenstück zu der gleichfalls kriegerischen, aber göttlichen und mit Helm und Schild und langem, ionischem Gewande bekleideten Jungfräulichkeit der Pallas machen; jene Amazone mochte das gediegenste Resultat und gleichsam der in eine Normalfigur centralisirte Typus einer Menge von Studien und Entwürfen sein, die sonst von Pheidias zum Behufe seiner zahlreichen Amazonenschlachten [9]) ausgegangen waren. Müller geht in der Bestimmung dieses Bildes noch einen Schritt weiter, indem er wahrscheinlich macht, daß Pheidias bei seinem Bilde die Homerische Amazonenkönigin Myrine, welche den Beinamen *πολύσκαρθμος*, der sprungfertigen, führt, vor Augen gehabt habe [10]).

Daß Pheidias ikonische Statuen gebildet habe, pflegt aus Gründen in Abrede gestellt zu werden, welche bei näherer Prüfung keinen Stich halten. Wo Pausanias von jenem agonistischen Bilde des Pantarkes am vordern Querstabe des Thrones zu Olympia spricht, setzt er hinzu, es gebe sonst kein derartiges Bildwerk von Pheidias; allein dieses kann in jenem Zusammenhange nur von agonistischen Siegerstatuen, deren andere Künstler, namentlich die argivische und sikyonische Schule, so viele verfertigt hatten, verstanden werden [11]). Sagt Quintilian, Pheidias sei glücklicher in der Bildung von Göttern als in der von Menschen gewesen [12]), so liegt schon darin, daß er wiederholt auch Menschen gebildet, und überdies wissen wir ja, daß unter jenen Statuen zu Delphi auch das Bildniß des Miltiades war. Darum nehme ich auch keinen Anstand, die *duo signa*, quae Catulus in aede Fortunae Hujusce Diei posuit, *palliata*, nach Plinius XXXIV, 8, 54, aufgestellt hatte, für Portraitstatuen zu erklären, trotz dem, daß Müller sie für heroische Statuen erklärt [13]). Endlich aber war vermuthlich auch die Statue einer Cliduchus, welche gewöhnlich für eine Minerva gehalten wird, gleichfalls eine Portraitstatue, und zwar die einer attischen Priesterin der Pallas Polias.

Plinius sagt (H. N. XXXIV, 8, 54): Ex aere vero (fecit) praeter Amazonem supra dictam Minervam tam eximiae pulchritudinis, ut formae cognomen acceperit. Fecit et Cliduchum et aliam Minervam, quam Romae Paulus Aemilius — dicavit. Allgemein wird wegen dieser Nachbarschaft zweier Minervenstatuen, in denen sich die Cliduchus befindet, angenommen, daß auch sie eine Minerva gewesen [14]), wo dann Einige noch einen Schritt weiter gegangen sind und angenommen haben, daß sich diese Statue auf der attischen Burg befunden und mit einer der dortigen Pallasstatuen, etwa mit der Promachos, identisch gewesen sei [15]). Nur Böckh spricht gelegentlich ein Bedenken aus [16]). Und gewiß kann daraus, daß Pallas einmal *κληδοῦχος πόλεως* von einem Dichter, im Sinne von *πολιοῦχος* genannt wird [17]), nicht gefolgert werden, daß auch die Kunst sie mit dem Symbole des Schlüssels darstellte, denn etwas Anderes ist es, ein allgemeines Symbol, das Amt der Schlüssel, d. h. der inne habenden Gewalt, dichterisch auf eine Gottheit zu übertragen, etwas Anderes, eine solche Gottheit mit dem wirklichen Attribute des Schlüssels, als einem Zeichen ihrer Gewalt, im persönlichen Bilde darzustellen. Als Attribut einer Gottheit kommt der Schlüssel, soviel ich weiß, nach hellenischer Symbolik nur bei den Göttern der Unterwelt vor [18]), weil diese nämlich in

6) *Natter*, Traité de la méthode antique de graver en pierres fines. pl. 31. Danach Müller in einem jenem Aufsatze hinzugefügten Beiblatte und Denk. d. A. K. I. Bd. Taf. XXXI, wo auch die Statue abgebildet ist, über welche in jenem Aufsatze p. 60 sq. bei ausführlicher Behandlung viele Nachweisungen gegeben werden. 7) Lucian (Imag. 4) nennt sie neben der temnischen Athena als das schönste Werk des Pheidias, *καὶ νὴ Δία τὴν Ἀμαζόνα τὴν ἐπερειδομένην τῷ δορατίῳ* und charakterisirt sie im Folgenden c. 6: *ἔτι καὶ στόματος ἁρμογὴν ὁ αὐτὸς (Φειδίας παρέξει) καὶ τὸν αὐχένα παρὰ τῆς Ἀμαζόνος λαβών.* 8) Böttiger, Andeutungen. S. 82. 9) Am Schilde der Parthenos, am Throne des Zeus wiederholt, auch am Parthenon. 10) Il. II, 814; vergl. *Müller* l. c. p. 71. 11) Vergl. Anm. 39. S. 171. 12) Vergl. die Stelle in Anm. 74. S. 177. Ähnlich *Dionys. Hal.*, De Isocr. c. 3. *Ὥσπερ γὰρ ἐκείνων* (es ist von verschiedenen Künstlern, darunter von Pheidias, die Rede gewesen) *οἱ μὲν ἐν τοῖς ἱλαστοῖς καὶ ἀνδριαντικοῖς ἔργοις εἶδον ἐπιτυχέστατοι τῶν ἐπέρων, οἱ δ' ἐν τοῖς μείζοσι καὶ θειοτέροις δεξιώτεροι.*

13) *Müller*, De Phidiae vit. et opp. p. 165. not. c. 14) So bereits *Heyne*, De auctor. formar., Commentat. Soc. Gott. VIII. p. XXVIII. Böttiger, Andeutungen. S. 85. *Petersen*, Observat. in *Plin.* H. N. XXXIV. 19, 1. (Havniae 1824.) Auch *Müller*, De Phidia. I. §. 8. p. 139 und im Art. Pallas, Allgem. Encykl. III, 10. S. 80 ist dieser Meinung. 15) So Böttiger, Petersen und Müller, welcher Letztere (Allgem. Encykl. III, 10. S. 80) sagt: „Die Statue der Athene Kliduchos, welche die Athener durch Pheidias aufstellen ließen, hat den Sinn, daß die Athener dadurch ihre Burg unter die Obhut der Göttin stellten, welcher gleichsam die Schlüssel zu den Propyläen anvertraut seien." 16) *Boeckh*, Corp. Inscr. Vol. I. p. 235. Cliduchus apud *Plin.* XXXIV, 19, 1. dubium est an Minerva fuerit atque an Athenis posita. Es widerspricht ihm *Silliy*, C. A. p. 345. 17) *Aristoph.* Thesmoph. 1140 sagt der Chor von der Pallas: *Ἣ πόλιν ἡμετέραν ἔχει καὶ κράτος φαντὸν μόνη κληδοῦχός τε καλεῖται*, auf welche Stelle sich Müller beruft. Ähnlich *Eurip.* Hipp. 541: *Ἔρωτα — τὸν τᾶς Ἀφροδίτας φιλτάτων θαλάμων κληδοῦχον.* 18) *Paus.* V, 20, 2. An den Seitenverzierungen des Tisches zu Olympia von Kolotes befanden sich unter andern Gruppen auch Pluton, Dionysos, Persephone und zwei Nymphen, von denen die eine (zur Bezeichnung des zwischen jugendlichem Spiel auf der Oberwelt und Herrschaft in der Unterwelt getheilten Doppelwesens der Persephone) einen Ball, die andere einen Schlüssel trug. Pausanias setzt hinzu: *Ἔχει γὰρ δὴ ὁ Πλούτων κλεῖν καὶ λέγουσιν ἐπ' αὐτῇ τὸν καλούμενον Ἅιδην κεκλεῖσθαί τε ὑπὸ τοῦ Πλούτωνος καὶ ὡς ἐπάνειση οὐδεὶς αὖθις ἐξ αὐτοῦ.* Auch Hekate

der That Gottheiten eines Verschlusses des Hades sind, in welchen Alle hineingelassen, aber Niemand wieder herausgelassen wird. Sollte aber eine dieser Gottheiten vom Pheidias so dargestellt gewesen sein [19]), so würde sicher der Name derselben nicht fehlen. Entschieden wird die Sache dadurch, daß es auch vom Euphranor eine Cliduchus gab, die wieder ohne allen Zusatz so heißt; s. *Plin.*, H. N. XXXIV, 8, 77: Fecit — et Cliduchon eximia forma [20]), wozu die beste Exegese durch folgende Notiz desselben Schriftstellers (XXXIV, 8, 76) gegeben ist: Demetrius (fecit) Lysimachen, quae sacerdos Minervae fuit annis sexaginta quatuor. Gewiß waren es Statuen von Priesterinnen, jene beiden *κλειδοῦχοι* des Pheidias und Euphranor, am wahrscheinlichsten von Priesterinnen der Pallas Polias. Denn *κλειδοῦχος* ist zwar im Allgemeinen derjenige oder diejenige, welche die Schlüssel führt (vorzugsweise scheint den Frauen dieses Amt anvertraut gewesen zu sein) [21]), im speciellern Sinne aber ist es ein Cultuswort und bezeichnet die Priesterin, wie es denn ein priesterliches Ehren- und Richteramt ist, ein Heiligthum zu öffnen oder verschlossen zu halten, das heißt über die Zulassung oder Ausschließung zu dem Gottesdienste in einem Tempel zu entscheiden [22]). Als Ehrenamt der Priesterin erscheint diese Function schon bei Homer (Ilias VI, 297), wo Theano, die Gemahlin Antenor's, der Procession der Troerinnen das Heiligthum der Pallas auf der Burg öffnet. Nachher heißt es bei Äschylus (Suppl. v. 299) von der Jo als ersten Heraspriesterin: *κληδοῦχον Ἥρας φασὶ δωμάτων ποτὲ | Ἰὼ γενέσθαι τῇδ' ἐν Ἀργείᾳ χθονί*, bei Euripides (Iphig. Taur. 1463) von der Iphigenia als ersten Priesterin der brauronischen Artemis: *σὲ δ' ἀμφὶ σεμνὰς Ἰφιγένεια κλίμακας | Βραυρωνίας δεῖ τῆσδε κληδουχεῖν θεᾶς*. Zur Kassandra, als der Priesterin des Apoll, sagt bei demselben Dichter die Mutter (Troad. 256) *ᾔπιτε τέκνον ζαθέους κληῖδας*. Endlich besonders bei Kallimachos (Hymn. in Cer. 44), wo die beleidigte Demeter in Gestalt ihrer Priesterin erscheint:

γέντο δὲ χειρὶ
στέμματα καὶ μάκτρην, κατωμαδίαν δ' ἔχε κλεῖδα,

woraus man zugleich sieht, daß eine solche Priesterin den Schlüssel nach Art unserer Kammerherren als Symbol ihrer Würde auf dem Rücken, oder vielmehr über den Schultern führte, nicht in der Hand, wie S. Peter; so mag ihn bei den Alten allenfalls Pluton gehalten haben. Bekannt ist ferner, wie angesehen diese Priesterinnen, immer aus den erlauchtesten und ältesten Geschlechtern des Landes waren. Ihre Bilder wurden bisweilen vor den Tempeln der Gottheiten, denen sie dienten, aufgestellt, wie zu Mycene die der Heraprieſterinnen (*Paus.* II, 17, 2: *ἀνδριάντες τε ἑστήκασι πρὸ τῆς ἐςόδου καὶ γυναικῶν αἱ γεγόνασιν ἱέρειαι τῆς Ἥρας κτλ.*), oder sonst in der Nähe des Heiligthums, oder auch innerhalb desselben, im Pronaos oder Opisthodom, wie der *πίναξ τέλειος*, welcher im Erechtheum das Geschlecht der Eteobutaden in lebensgroßen Figuren, wie es scheint, darstellte, sammt den Holzbildern einzelner Glieder dieses Geschlechtes [23]). Wurden nun aber sogar die Arrhephoren der Pallas Polias durch Statuen verewigt [24]), so muß dieses noch viel mehr bei den Priesterinnen dieser Göttin der Fall gewesen sein, welche in Athen eine außerordentlich angesehene und würdevolle Stellung hatten [25]). Einen ungefähren Begriff der Darstellung, die Pheidias für seine Cliduchus gewählt haben wird, gibt die Pallaspriesterin auf dem Cellafriese des Parthenon.

Es bleiben noch verschiedene Werke, welche entweder nicht recht verständlich sind, oder durch eine ganz unsichere Tradition, oder auch durch baaren Misverstand dem Pheidias zugeschrieben werden. So sagt ein Geiziger zur Phryne bei Athenäus (XIII. p. 585 F): *Ἀφροδίσιον εἰ Πραξιτέλους*, worauf sie ihm antwortet: *σὺ δ' Ἔρωτος Φειδίου*, was ein vortrefflicher Wortwitz ist, woraus aber Einige unbegreiflicher Weise einen Eros des Pheidias gefolgert haben. Daß zu Rom verschiedene Werke waren, die für Werke des Pheidias galten, oder auch mit seinem Namen bezeichnet waren, sagt Procopius [26]) und ein Stück der Art ist ja auch der noch jetzt mit der Inschrift OPVS PHIDIAE bezeichnete Koloß vom Quirinale; denn es ist ausgemacht, daß diese Inschrift aus dem Alterthume stammt. Doch davon und ob auf dieses Werk vielleicht die Worte des Plinius (XXXIV, 8, 54) item duo signa — palliata et *alterum colossicon nudum* zu beziehen sind, wird der folgende Abschnitt handeln.

führt deshalb den Schlüssel, z. B. in dem Erzbilde des capitolinischen Museums, worin Rathgeber eine Nachbildung der Hekate Epipyrgidia des Alkamenes erkannt hat. Bei den Römern führte Janus in der Rechten einen Stab, in der Linken einen Schlüssel, quia est omnium januarum custos ac praeses, wie Macrobius (Sat. I, 9) sagt; vergl. *Ovid.* Fast. I, 99 u. 228.

19) Dieses vermuthet Dalechamp zu Plinius (l. c.). 20) Dadurch wird zugleich die Erklärung Hirt's (Gesch. der Kunst. S. 136), der einen Schlüsselträger versteht, abgewiesen. 21) *Hesych.* v. *κληδοῦχος, γυνὴ, ἀπὸ τοῦ τὰς κλεῖς τῆς οἰκίας ἔχειν.* Für gewöhnlich war das Amt der Schlüssel im Privathause einer Sklavin anvertraut; s. *Eurip.* Troad. 492: *Ἢ θυρῶν λάτριν κλῆδας φυλάσσειν τὴν τεκοῦσαν Ἑκάβα.* 22) So besonders das *κλείειν* oder *ἀνοίξαι τὴν Ἐλευσῖνα, τὸ ἐν Ἐλευσῖνι ἀνάκτορον, Philostr.* v. Apoll. IV. p. 72; vergl. *Lobeck*, Aglaoph. p. 60. Die meisten Tempel standen freilich für gewöhnlich offen; s. *Philostr.* l. c. p. 83, wo Apollonius sagt: *ἐγὼ τῶν ἱερῶν τὰ μὴ βεβαίως κλειστὰ χαίρω οἰκῶν* u. s. w.

23) *Ps. Plut.* Vit. Lycurgi. p. 145 E; vergl. O. Jahn in den Kieler Studien. S. 143. Die Holzbilder erinnern an die hölzernen Kolosse der ägyptischen Zeuspriester bei *Herod.* II, 143. 24) Schöll, Archäolog. Mittheilungen aus dem Müller'schen Nachlasse. I. S. 88. 25) O. Müller, Allgem. Encykl. III, 10. S. 83. 26) *Procop.*, De bell. Goth. IV, 21. p. 570. ed. *Dind.* vom Forum Pacis: *Ἔστι δέ τις ἀρχαῖα, πρὸ ταύτης δὲ τῆς ἀγορᾶς κρήνη καὶ βοῦς ἐπὶ ταύτης χαλκοῦς ἕστηκε, Φειδίου οἶμαι τοῦ Ἀθηναίου ἢ Ἀναλπίου ἔργον. ἀγάλματα γὰρ ἐν χώρῳ τούτῳ πολλὰ τοῦτον δὴ τὸν ἀνδρῶν ποιήματα ἔστιν· οὐ δὴ καὶ Φειδίου ἔργον ἕτερον· τοῦτο γὰρ λέγει τὰ ἐν τῷ ἀγάλματι γράμματα. ἐνταῦθα καὶ τὸ τοῦ Μίνωος βοΐδιον· ἐπιμελὲς γὰρ ἐγεγόνει τοῖς πάλαι Ῥωμαίοις τῆς Ἑλλάδος τὰ κάλλιστα πάντα ἐγκαλλωπίσασθαι Ῥώμης ποιήσασθαι.* Es gehörte schon ein beträchtlicher Verfall des Kunsturtheils dazu, um es dahin gestellt sein zu lassen, ob ein Werk vom Pheidias oder vom Lysipp sei. Doch schwankte man in gleicher Weise beim Bilde des *Kairos*, welches notorisch vom Lysipp war; s. *Anson.* Epigr. 12 und *Welcker* ad *Callistr.* p. 699.

Digitized by Google

Auch zu Constantinopel, wohin seit Constantin eine Menge der schönsten Bildwerke aus Griechenland und den hellenisirten östlichen Gegenden gebracht wurden, mögen sich außer dem olympischen Zeus [27]) verschiedene Werke befunden haben, welche vom Pheidias wirklich waren, oder ihm zugeschrieben wurden. Dahin gehören diejenigen, welche Tzetzes gelegentlich nennt [28]), eine Here, einen Apoll ἀνθήλιος, d. h. wol eine gegen die Sonne gerichtete Bildsäule des Apoll, einen Herakles, der Augeias' Stall reinigte. Der Kopf des Apoll, dem also ein anderer aufgesetzt war, befand sich im kaiserlichen Palaste, die andern Werke im Hippodrom oder auf dem Forum zu Constantinopel.

Ferner nennt Clemens von Alexandrien Bilder des Zeus und Apollon zu Patara in Lycien und Löwen, welche in der Nähe aufgestellt waren, nach Einigen Werke des Pheidias, nach Andern des Bryaxis, also wol ohne Unterschrift [29]). Ganz unsicher aber sind endlich die Nachrichten von einem ehernen Kolosse des olympischen Zeus auf Cypern [30]), und die von Gemälden des Pheidias auf der Insel Arados, wo der Apostel Petrus sie betrachtet haben soll [31]).

D. Noch erhaltene Werke, die dem Pheidias zugeschrieben werden oder an denen er wirklich einen Antheil hat. Ein noch erhaltenes, angeblich von Pheidias stammendes Werk ist der eine von den beiden Kolossen auf Monte Cavallo vor dem Quirinalischen Palaste, deren Postamente bekanntlich die Inschrift haben OPVS PHIDIAE und OPVS PRAXITELIS. Man kann diese Inschriften bis ins hohe Mittelalter verfolgen, da namentlich die Mirabilia Urbis ein Mährchen von jenen beiden Bildwerken, die in allen Zerstörungen der Stadt ausgedauert hatten, erzählen, welches die Existenz derselben voraussetzt, und es leuchtet ein, daß man sie damals nicht erfunden haben kann [32]). Auch der Anonymus Einsiedlensis, welcher seine Notizen im 9. Jahrh. aufzeichnete, kennt diese Bilder; obgleich der Ort, wo er sie nennt, mit ihrem ältern Aufstellungsorte bei den Thermen Constantin's nicht recht harmoniren will [33]). Einige haben sie in den Equis Tiridatis, regis Armeniorum, wieder erkennen wollen, welche die alten Regionarverzeichnisse in der Region Via lata nennen. Gerhard [34]) interpretirt jene Worte bei Plinius et alterum colossicon nudum so, daß es heiße, den einen der zwei nackten Kolosse, und allerdings sieht diese Notiz ganz so aus, als ob sie sich auf jene beiden Bildwerke beziehen solle. Es sei, bemerkt Gerhard, bei Plinius von Erzwerken die Rede; die jetzt erhaltenen Marmorwerke seien also alte, in Rom gearbeitete Copien jener Originalfiguren, worauf auch der, wenn nicht ungriechische, doch gewiß sehr ungewöhnliche Harnisch deute, welcher den Figuren beigegeben ist. Genug die Statuen sind alt, und auch die Inschriften, obwol beide nicht höher als in die römische Kaiserzeit hinaufreichen möchten. Zwar bewundern Einige diese Werke sehr, und gewiß sind sie schön und wurden eine Zeit lang zu sehr über die Achsel angesehen [35]), allein der Umstand, daß Praxiteles und Pheidias hier wie zwei gleichzeitige und gleichstylige Künstler zusammengestellt sind, läßt jedenfalls die Competenz derjenigen, von welchen die Inschriften stammen, als unzureichend erscheinen. Auch hat die neuere archäologische Kritik, besonders die Wagner's [36]), sie

27) s. oben Anm. 84 und 85. S. 193. 28) Chil. VIII, 192. v. 33. Vergl. *Heyne*, De priscae artis opp. Cpoli exst. Comment. Soc. Gott. XI. p. 11 und *Müller*, De Phid. p. 135. 29) *Clem. Alex.* Cohort. p. 41 P. *Μηδὲ τὰ ἐν Πατάροις τῆς Λυκίας ἀγάλματα Διὸς καὶ Ἀπόλλωνος, ἃ Φειδίας πολὺν ἐκεῖνα καθάπερ τοὺς λέοντας τοὺς σὺν αὐταῖς ἀναπεμένους εἴργασται· εἰ δέ, ὡς φασί τινες, Βρυάξιος ἦν τέχνη, οὐ διαφέρομαι ἔχεις καὶ ταῦτον ἀγαλματουργόν, ὁπόταν αὐτῶν βούλει, ἐπίγραφε.* 30) *Ampel.* lib. Memor. c. 8. Cypro signum Jovis Olympici aereum, facies ex auro, quem fecit Phidias altum cubitis CL et latum cubitis LX. 31) *Clem. Rom.* Recogn. 7, 12. 13 und *Ej.* Hamil. 12, 12 ὅμως ἅμα αὐτοῖς ἄλλος ἄλλο τι τῶν Φειδίαν ἔργων ἐθεώρει. Vergl. Rathgeber, Allgem. Encykl. III, 3. S. 193. 32) Da die Mirabilien Wenigen zur Hand sind, setze ich den betreffenden Abschnitt her, und zwar in einer theilweise nach Handschriften verbesserten Redaction: Ad quid autem homines et caballi facti sunt nudi audi et quid sit audi. quod ante caballos quaedam femina serpentibus circumdata sedet, habens concham ante se. Temporibus Tiberii imperatoris venerunt Romam duo philosophi juvenes, Praxiteles et Fidia. Quos imperator ad se avocans dixit eis: Cur nudi inceditis? Qui respondentes dixerunt: Quia omnia nobis nuda et aperta sunt et pro nihilo mundum tenemus, ideirco nudi incedimus et nihil possidemus. Quae imperator cognoscens tantae sapientiae, caros in palatio suo habuit. Qui dixerunt ei se esse tantae sapientiae, ut quicquid imperator eis absentibus in die vel nocte consiliaretur, ei usque ad unum verbum dicerent. Dixerunt itaque ei, Domine Imperator, quicquid nobis absentibus in die vel nocte in camera tua dixeris, dicemus tibi usque ad unum verbum. Quibus imperator ait, si facitis quod dixistis, daba vobis quicquid vultis. Qui respondentes dixerunt: Nullam pecuniam, sed nostrorum memoriam postulamus. Veniente altera die per ordinem retulerunt imperatori quicquid praeterita nocte consiliatus est, unde fecit eis permissam praelibatam memoriam eorum, sicut postulaverunt: equos nudos videlicet, qui calcant terram i. e. potentes principes hujus seculi, qui dominantur hominibus hujus mundi. Veniet rex potentissimus, qui ascendet super equos i. e. super potentiam hujus seculi. In hoc seminudi qui stant juxta equos et altis brachiis et replicatis digitis numerant ea quae futura erant, et sicut ipsi sunt nudi, ita omnis mundialis scientia nuda et aperta est mentibus eorum. Femina circumdata serpentibus sedens, habens concham ante se, praedicatores qui praedicabant eam, ut quicumque ad eam ire voluerit, non poterit nisi prius lavetur in concha illa. Eine ganz geistliche Auffassung, die sonst in dieser Schrift grade nicht vorherrscht. Wegen der ausgestreckten Hände dachte man, diese Figuren sollten den Geist des Zählens darstellen. Von der sitzenden weiblichen Figur mit der Muschel ist sonst Nichts bekannt.

33) Er nennt sie bei Sca Susanna (Sca Susanna et Cavalli Marmorei), in welche Gegend eine alte Tradition die Sallustischen Anlagen verlege; s. Becker, Topogr. S. 583. Über die Lage der Thermen des Constantin s. denf. S. 691, wo auch von diesen Statuen die Rede ist. 34) Beschr. d. St. Rom. I. Bd. S. 287; vergl. Bunsen das. III, 2. S. 413. Bei Plinius kommt für colossicon auch colosseum vor. Alter κολοσσικῶν nudus wäre eigentlich der eine von den beiden Kolossalstatuen und zwar der Nackte. Schöll hält jene Worte für interpolirt. 35) Winckelmann gedenkt ihrer nur beiläufig. Karsten hat jüngst wieder auf ihre Schönheit hingewiesen. Vergl. H. Meyer und Joh. Schulze zu Winckelmann's Werke. V. S. 560 fg. Der mit Opus Phidiae bezeichnete Koloß ist der schönere. 36) s. Wagner, über die Kolosse von Monte Cavallo. Kunstbl. 1824. Nr. 93 fg.; vergl. *Müller*, De Phid. p. 135. Handb. §. 414, 5. S.

Digitized by Google

längst der griechischen Kunst abgesprochen und der römischen Kaiserzeit zugewiesen. Beide Statuen sind übrigens offenbar auf einander berechnet, in ähnlicher Stellung und von gleicher Größe, jeder 25 Palm oder 18 Fuß hoch. Sicher sollten sie die Dioskuren darstellen, die in ähnlichen Stellungen auf Münzen und sonstigen alten Denkmälern vorkommen; überdies hat man an ihren Häuptern Löcher bemerkt, in denen wahrscheinlich Sterne, das Zeichen der Tyndariden, eingesetzt waren. Bis Sixtus V. standen sie bei den auf der Höhe des Quirinals gelegenen Thermen Constantin's, zu deren Verzierung sie wahrscheinlich von einem andern, nicht mehr bestimmbaren, Orte dahin versetzt waren. Dafür sprechen auch die aus alten Baustücken zusammengesetzten, unregelmäßigen Postamente, auf welchen sie früher standen und welche man ihnen wahrscheinlich damals bei ihrer Aufstellung vor den Thermen Constantin's gab [37]). Von diesen Postamenten sind die Inschriften auf die jetzigen übertragen, die sie seit ihrer Aufstellung vor dem päpstlichen Palaste auf dem Quirinale unter Sixtus V. im J. 1589 bekommen. Neuerdings hat man sich besonders mit der Frage beschäftigt, wie sie ursprünglich aufgestellt gewesen, da ihre jetzige Stellung, welche sie aber auch schon an jenem frühern Orte hatten, deswegen nicht die richtige sein kann, weil die Köpfe der Pferde, anstatt daß sie den bändigenden Heroen zugewendet sein sollten, von ihnen abgewendet sind.

Beiweitem die wichtigsten und die einzigen zuverlässigen Denkmäler zur Beurtheilung der Schule des Pheidias sind die neuerdings in beträchtlicher Zahl, die sich bei fortgesetzten Ausgrabungen noch immer vermehren wird, bekannt gewordenen Denkmäler Athens, welche von den dortigen, in der Perikleischen Periode ausgeführten Tempeln und solchen Grabmälern oder sonstigen Monumenten, die einen verwandten Styl zeigen, sich bis auf unsere Zeit erhalten haben und jetzt in den verschiedensten Museen Europa's zerstreut sind. Dahin gehören die Skulpturen des Theseum, welche ganz den Styl dieser Schule zeigen, dann vor Allem die vom Parthenon, mit welchen auch die vom Tempel der Nike Apteros, vom Tempel zu Olympia, die vom Erechtheum, sowie endlich die vom Tempel des Apoll bei Phigalia einen interessanten Vergleich bilden, indem sie zwar nicht alle derselben Zeit und Schule, aber doch im Ganzen der attischen Kunst jener Epoche angehören, welche von Pheidias zuerst angeregt und gestaltet wurde und sich hernach in mancherlei Abwandlungen, wie sie die Zeit und die besondern Eigenthümlichkeiten einzelner Künstler mit sich brachten, weiter fortentwickelt hat. Auch die zahlreichen Grabmäler aus Attika, welche theils früher schon bekannt waren, theils neuerdings bekannt geworden sind und sich besonders zahlreich in den Sammlungen Athens finden, geben den Studien über die stylistische Entwickelung dieser Zeit wichtige Anregung und Ausbeute. Hier würde ein weiteres Verfolgen dieser Aufgabe zu weit führen, daher wir uns begnügen, hinsichtlich der übrigen Denkmäler auf diejenigen, welche ex professo darüber gehandelt haben, zu verweisen [38]) und nur bei den Bildwerken vom Parthenon noch etwas zu verweilen, theils weil Pheidias an der Anordnung und Ausführung dieser Bildwerke sicher besondern Antheil genommen, theils weil in dem Artikel Parthenon auf diesen Artikel in jener Beziehung ausdrücklich hingewiesen ist [39]).

Pausanias sagt von den äußern Sculpturen des Parthenon weiter nichts, als daß in dem Giebelfelde über dem Eingange die Gruppen sich auf die Geburt der Athena bezögen, das hintere Giebelfeld aber den Streit zwischen Poseidon und Athena gezeigt habe [40]).

Über die Schicksale des Tempelbildes sind wir nicht unterrichtet. Der Tempel selbst wurde der Jungfrau Maria (Panaghia) geweiht und überdauerte deshalb das Mittelalter ziemlich wohlerhalten. Im 16. Jahrh. kam eine Kunde davon, obgleich nur eine sehr unzuverlässige, nach Teutschland. Im J. 1674 reiste der Marquis de Nointel über Athen nach Constantinopel und ließ einen jungen Künstler, Jacob Carrey, dort, der sechs Wochen lang nach den Bildwerken am Parthenon zeichnete. Diese sehr mangelhaften Zeichnungen, die aber deshalb von großem Werthe sind, weil viele der von Carrey abgezeichneten Bildwerke später zerstört wurden, befinden sich gegenwärtig auf der pariser k. Bibliothek [41]). Sie stellen auf 28 Bildern die beiden Giebelfelder, die Metopen der Südseite des Tempels und einen großen Theil des Frieses an der Außenseite der Cella dar. Im J. 1676 sah und beschrieb Spon den Tempel, aber nicht genau genug, als daß man darauf bauen könnte.

Im J. 1682 traf dieses Gebäude eine Zerstörung, welche der Kunstgeschichte einen unberechenbaren Verlust zufügen sollte. Die Venetianer machten unter Fr. Morosini einen Feldzug gegen die Pforte, wobei die Burg von Athen bombardirt wurde, im Parthenon eine Explosion dort gehäufter Munition erfolgte und ein großer Theil des Tempels und der Bildwerke zerstört wurde, vom 26—28. September [42]). Besonders die mittlern Theile und der westliche Giebel wurden beschädigt, und

653. „Herrliche Figuren in Lysippischen Proportionen, wahrscheinlich nach Augustus nach griechischen Originalen gearbeitet." Platner, In der Beschreibung der Stadt Rom. III, 2. S. 404—415.

37) s. Platner a. a. O. S. 406

38) s. die Nachweisungen bei Müller, Handb. §. 118 und S. 706. Über die Sammlungen Athens *Gerhard*, Sur les monumens figurés existant actuellement en Grèce. (Rome 1837.) Allgemeine Übersicht der Ausgrabungen auf der Burg und den Verwahrungsort der einzelnen Sculpturen bei Schöll, Archäol. Mittheilungen. I. S. 15—21. 39) Allgem. Encykl. III, 12, 373. Das dort genannte Werk von Ross über die Burg Athens ist bis jetzt über das erste Heft, welches sich mit dem Tempel der Nike Apteros beschäftigt, nicht hinausgekommen. 40) Ἐς δὲ τὸν ναὸν, ὃν Παρθενῶνα ὀνομάζουσιν, ἐς τοῦτον ἐστοῦσαν ὀπόσα ἐν τοῖς καλουμένοις ἀετοῖς κεῖται, πάντα ἐς τὴν Ἀθηνᾶς ἔχει γένεσιν. τὰ δὲ ὄπισθεν ἡ Ποσειδῶνος πρὸς Ἀθηνᾶν ἐστιν ἔρις ὑπὲρ τῆς γῆς. 41) Facsimiles sind auf dem britischen Museum. Die genauesten Nachrichten bei Bröndsted, Reisen und Untersuchungen. 2. Bd. S. 166 und ein Facsimile. S. 250. 42) Außer Leake in der Einleitung zur Topographie s. besonders Bröndsted a. a. O. S. 175 fg.

Digitized by Google

was sich in diesem noch behauptet hatte, wurde durch die Ungeschicklichkeit der venetianischen Ingenieurs zertrümmert, als man die schönen Gruppen herunternehmen wollte, um sie nach Venedig zu führen. Nur einzelne Bruchstücke kamen damals in die civilisirtern Gegenden Europa's, zwei Köpfe, der jugendliche eines Griechen und der ältliche eines Centauren nach Kopenhagen [43]) und zu gleicher Zeit wahrscheinlich auch ein Kopf aus dem westlichen Giebelfelde, angeblich einer Victoria, nach Venedig, derselbe, welcher früher im Besitze eines Herrn Weber war, neuerdings aber durch den Grafen de Laborde, den Verfasser der Reisen nach Arabien, für die französische Regierung acquirirt und nach Paris gekommen ist [44]).

Seit dem J. 1752 wurde den Resten des Parthenon von den Engländern große Sorgfalt zugewendet, zunächst von Stuart und Revett, deren bekanntes Werk seit 1761 erschien. Auch in den folgenden Jahren bemühten sich wissenschaftlich gebildete und künstlerisch gesinnte Engländer wiederholt um diese Trümmer, deren außerordentliche Wichtigkeit nun in immer weitern Kreisen anerkannt wurde. Der traurige Zustand Athens unter dem damaligen Regimente der Türken rechtfertigte in gewisser Weise die Entfernungen der Sculpturen von dem Gebäude, wie denn zuerst der Graf Choiseul Gouffier ein Stück nahm, welches nach Paris gekommen ist, und darauf Lord Elgin die berühmte Beute der sogenannten Elgin Marbles machte, welche später für das britische Museum zu London acquirirt wurden. Nachmals erfolgte die Einsetzung der griechischen Regierung in Athen, und seit dem J. 1834 der Versuch einer Restauration der Burg [45]). Diese ist bis jetzt freilich nur theilweise durchgeführt, hat aber nichtsdestoweniger schon sehr bedeutende Früchte geliefert, namentlich auch mehre Stücke der Sculpturen des Parthenon wieder zu Tage gefördert [46]).

Die Literatur der Untersuchungen über den Parthenon und den Zusammenhang und die Bedeutung seiner Bildwerke ist seit dem Werke von Stuart und Revett eine sehr zahlreiche geworden. Theils beschäftigten die noch am Tempel befindlichen Reste, theils die durch Lord Elgin nach London gekommenen Bildwerke den Kunst- und Scharfsinn der Archäologen [47]). Besonders die Wiederherstellung der beiden Giebelfelder in der Totalität ihrer Gruppen, mit Hilfe jener Notizen des Pausanias, der Zeichnungen Carrey's und der noch vorhandenen Trümmer hat mehre Monographien veranlaßt [48]). Neuerdings hat besonders Bröndsted den Versuch gemacht, das ganze großartige Ornamentalsystem des Tempels nach seinem religiösen und artistischen Zusammenhange zu reconstruiren, ist aber dabei leider nicht über die Specialbehandlung der vier Metopenreihen an den vier Seiten der äußern Halle hinausgekommen [49]).

Wir beschränken uns im Folgenden auf eine Übersicht der Hauptglieder und Theile des Tempels, nicht in der Absicht, das Einzelne vollständig darzulegen und zu erklären, was ohnehin unmöglich ist, sondern um die Einheit der künstlerischen Intention im Ganzen, welche man mit einiger Sicherheit als den Antheil des Pheidias an diesem Werke bezeichnen darf, zu entwickeln: eine Aufgabe, die übrigens wegen der vielen Lücken, welche die Zeit gerissen, und der vielen Anlässe zur Skepsis, welche eine mangelhafte Tradition bietet, nur in einer unvollkommenen Weise gelöst werden kann.

Von der Hauptzierde des Innern, der chryselephantinen Pallas Parthenos, ist oben die Rede gewesen. Ohne Zweifel waren auch hier die Wände verziert, und zwar mit Malereien, die dem Bildercyklus der attischen Pallasmythologie entlehnt, und vielleicht von Panänos ausgeführt waren. Auf ein solches Gemälde möchte ich die Nachricht beziehen, daß hinter der Göttin Erichthonios zu Wagen gemalt gewesen sei (*γέγραπται*), als derjenige, welcher das erste Gespann von der Pallas bekommen habe [50]). Auch die gelegentliche Bemerkung Philostrat's, daß man im Prodomos des Parthenon eine Felsschlucht sehen könne, welche die darüber hinfliegenden Vögel niederziehe, deutet wol auf graphische Darstellungen in diesem Raume [51]).

Pausanias' Andeutungen über den Inhalt der beiden Giebelfelder sind leider deshalb unzureichend, weil es nicht bestimmt auszumachen ist, wo er in den Tempel hineingegangen, von der Ost- oder von der Westseite, unsere Kenntniß der beiderseitigen Compositionen aber nicht der Art ist, daß man mit völliger Sicherheit über ihre Bedeutung entscheiden könnte.

---

43) Bröndsted (a. a. O.) hat diese Köpfe als Fragmente vom Parthenon erkannt und ihre damalige Übersendung durch dänische Officiere, welche bei der Expedition waren, nachgewiesen. 44) s. Kunstblatt 1824. Nr. 23 und 64 und seit jener Acquisition des Kopfes für Paris die Augsb. allgem. Zeitung 1845. 3. Febr. Beil. Nr. 36 und 16. Febr. Beil. Nr. 47. 45) v. Klenze, Aphoristische Studien. S. 392 fg. 46) s. den Abschnitt bei Schöll in Anm. 38. vor. S. Westermann's Übersicht in den neuen Jahrb. v. J. 1844. XLI. S. 234 und Curtius, Die Akropolis von Athen. (Berlin 1844.) Eine dankenswerthe Übersicht desjenigen, was noch am Tempel sitzt, gibt Stephani im rhein. Museum. N. F. IV, 1. S. 7—15. 47) *Visconti* deux mémoires sur les ouvrages de sculpture de la collection d'Elgin. 1816. *Quatrem. de Quincy*, Lettres à Mr. Canova sur les marbres d'Elgin. 1818. *Cockerill*, *Rewens* u. A.; s. die Nachweisungen bei Müller, Handb. §. 118, c und bei Bröndsted, Reisen. 2. Bd. S. 168.

48) Weber (Kunstbl. 1821. Nr. 54 fg.), Visconti, Leake (Topographie 1. u. 2. Ausg., vergl. Westermann, Zeitschr. f. A. 1841. S. 1180), Cockerill, Rewens, O. Müller (de signis olim in portico Parthenonis s. Hecatompedi templi fastigio positis, Commentatt. Soc. Gotting. Rec. Vol. VI. p. 191—212), zuletzt Welcker (Classical Mus. Nr. 6). 49) Bröndsted, Reisen und Untersuchungen in Griechenland. 2. Buch. (Paris 1830.) Zu Anfang eine allgemeine Übersicht des Ganzen. Dann die Specialbehandlung der Metopen. Ein folgender Theil sollte die andern Theile in ähnlicher Weise behandeln, ist aber ausgeblieben. 50) Schol. *Aristid.* Panath. p. 184, C. p. 25 ed. *Frommel.* cf. p. 336. *Παρεδρον τῆς θεοῦ τὸν Ἐρεχθέα φησὶ* (Aristides), *ἐπειδὴ ἐν τῇ ἀκροπόλει ὁπλων αὐτῆς γέγραπται ἅρμα ἐλαύνων, ὃς πρῶτον τοῦτο παρὰ τῆς θεοῦ δεξάμενος.* Müller (de Parthen. fastig. p. 199) bezieht diese Stelle auf das westliche Giebelfeld, was wegen des Wortes *γέγραπται* kaum zulässig ist. 51) *Philostr.* vit. Apollon. lib. II. p. 27. ed. *Kayser.* *Ὡς Ἀθηναῖοί τε ἰδεῖν ἔχουσιν ἐν προδόμῳ τοῦ Παρθενῶνος.*

Digitized by Google

Die Höhe der Giebel ist 11⅓ Fuß, die Breite 94 Fuß, die Tiefe 2 Fuß 11⅓ Zoll. Die Figuren waren kolossal und in rondo ausgearbeitet. Carrey's Zeichnungen geben den westlichen Giebel fast vollständig, mit 22 Statuen. Das britische Museum besitzt von dem, was sich nach der Zerstörung der Venetianer erhalten hatte, eine Figur (den sogenannten Ilissus aus der Ecke des Giebels) und sechs größere Bruchstücke. Im Giebel selbst befinden sich noch [52]) die beiden Figuren, welche Leake Kekrops und Aglauros, Müller Kekrops und Herse nennt, denen aber jetzt die Köpfe fehlen, die von Carrey noch mit gezeichnet wurden, der untere Theil des Gewandes von der Figur, welche Leake Aphrodite, Müller Eurythe nennt, und außerdem sind bei den Nachgrabungen mehre diesem Giebel angehörende Stücke gefunden worden, namentlich der sehr schöne Torso des von Leake Ares, von Müller Halirrhothios genannten Mannes, von unten bis zur Brust, einige Stücke der so oft bewunderten Pferde, von denen hernach die Rede sein wird, einige Stücke des Ölbaums, endlich ein Stück eines Felsens mit einem Theile des Gewandes einer darauf sitzenden weiblichen Figur. Der östliche Giebel war vor Alters mehr beschädigt als der westliche, daher Carrey dort nur etwa 12 ganze Figuren zeichnete. Weil aber die Zerstörung der Venetianer diese Seite weniger betraf, so hatte sich zu Lord Elgin's Zeiten hier dennoch das Meiste erhalten. Das britische Museum besitzt aus diesem Giebel neun Figuren und verschiedene Fragmente. Jetzt sieht man in demselben nur noch die beiden aufsteigenden Pferdeköpfe der südlichen Ecke und in der nördlichen ein nicht mehr zu erkennendes Stück Marmor. Doch vermuthet Stephani, daß diesem Giebel noch zwei wohlerhaltene Fragmente zweier Kolossalfiguren der trefflichsten Arbeit angehören, welche nahebei gefunden wurden: ein nackter männlicher Körper voll Kraft vom Bauch bis zum Hals ohne die Arme, von denen der rechte seitwärts in die Höhe gerichtet war, der linke in ruhiger Stellung gewesen zu sein scheint, während der Oberkörper in gerade aufgerichteter Stellung ist: und ein weiblicher Körper vom Hals abwärts bis wenig unter den Gürtel, mit stark vorwärts gebeugter Stellung, ohne Arme, bekleidet mit einem faltenreichen ärmellosen Untergewand, welches über den Hüften durch ein schmales Band, auf den Schultern durch einen jetzt fehlenden Metallschmuck zusammengehalten wird.

Dafür, daß die Geburt der Athena im östlichen Giebelfelde dargestellt war, spricht besonders der Umstand, daß von dieser Seite bei griechischen Tempeln immer der Haupteingang war, und auch beim Parthenon, wie man aus der Anordnung des Panathenäenzuges auf dem Cellafriese sieht, ganz bestimmt war. Indessen folgt daraus nicht unbedingt, daß auch Pausanias von dieser Seite in den Tempel trat. Spon, der die Gruppen im westlichen Giebelfelde noch vollständig sah, glaubte in ihnen die Geburt der Athena zu erkennen, mag sich aber dadurch mehr durch die Worte des Pausanias als durch eine genaue Prüfung der Gruppen haben bestimmen lassen, welche zu seiner Zeit, bei veränderter Einrichtung des griechischen Tempels zu einer christlichen Kirche, sich allerdings über dem Haupteingange befanden [53]). Auch Leake (in der ersten Ausgabe der Topographie) und neuerdings Welcker haben die γένεσις Ἀθηνᾶς hier nachzuweisen gesucht, wobei freilich beide diesen Ausdruck nicht von dem eigentlichen Acte der Geburt, sondern von dem ersten Auftreten, der ersten Darstellung der Göttin, welche in der Mythologie mit dem Geburtsacte verbunden zu sein pflegt, verstanden haben [54]). Leake hat indessen seine Ansicht späterhin zurückgenommen.

Die Sache ist deshalb nicht völlig aufs Reine zu bringen, weil, wie bemerkt, unser Überblick über die beiden Darstellungen zu unvollständig ist, um mit Sicherheit über die Handlungen entscheiden zu können. Im östlichen Giebelfelde, wo die centrale Composition gänzlich unbekannt ist, drücken die noch vorhandenen Figuren nur im Allgemeinen Erstaunen und Erregtheit über einen wunderbaren Vorgang aus, der so gut die Geburt der Göttin als ihr Streit mit Poseidon sein könnte. In den beiden Enden war die auf- und untergehende Sonne, oder Sonnenaufgang und Mondesaufgang, durch heraufstrebende Pferdeköpfe und eine entsprechende Darstellung angedeutet, was allerdings mehr auf eine Götterversammlung deutet, wie bei jener Composition auf dem Piedestal zu Olympia [55]). Indessen kann sowol die Geburt der Athena, als der Streit mit Poseidon in der Umgebung einer Götterversammlung dargestellt gewesen sein. Für die nächsten Figuren war von beiden Seiten durch die Enge des Raums eine ruhende Stellung vorgeschrieben. Es sind überaus graziöse, in lässiger Haltung hingestreckte Gestalten, von der einen Seite ein Jüngling (vulgo Theseus), an der andern Seite eine sehr schöne Gruppe zweier weiblichen Gestalten, von welchen die eine der Handlung im Centrum zugewendet ist, die andere aber, in ihrem Schooße ruhend, seitwärts abgewendet ausschaut. Die noch übrigen Figuren, die zum Theil von der Mitte hinwegschreiten, oder sitzend emporblicken, drücken schon mehr Handlung aus, welche aber leider, wegen der Lücke in der Mitte, beziehungslos bleibt. Diejenigen, welche in diese Lücke die Geburt der Athena verlegen, welchen Vorgang man sich neuerdings meistens nach Anleitung von Vasenbildern gedacht hat [56]), werden die übrigen Fi-

52) Ich entlehne diese und alle folgenden Angaben der Art aus Stephani's in Anm. 46 vor. S. citirtem Aufsatze.

53) Leake gibt viel auf das Urtheil Spon's, Müller (De Parth. fast. p. 192) wenig. 54) So nimmt besonders Welcker die γένεσις Ἀθηνᾶς wieder in weiterm Sinne, was er durch die γονὰ anderer Götter zu rechtfertigen sucht. Über die modificirte Ansicht Leake's berichtet Westermann, Zeitschr. f. A. 1841. S. 1180. Ich muß hinzufügen, daß ich über die Ansichten Welcker's nicht nach eigner Prüfung seines Aufsatzes, der noch nicht in meine Hände gekommen, sondern nach dem Berichte eines Freundes referire. 55) s. Anm. 70. S. 191 fg. 56) Gerhard, Auserl. Vasenb. I — 4. Th.; vergl. S. 18 fg. Forchhammer, Geburt der Athena. (Kiel 1841.) Nur ist zu bedenken, daß zwischen den Gesetzen graphischer und statuarischer Compositien ein bedeutender Unterschied ist, wie denn auch zwischen Vasengemälden und Reliefs nur selten Anklänge vorkommen. Der thronende Zeus würde jedenfalls die Haupt-

guren für Reste einer olympischen Götterversammlung erklären müssen, diejenigen, welche den Kampf zwischen Athene und Poseidon hier suchen, pflegen diese Gestalten auf die Glieder der Kekropidenfamilie zu deuten [57]).

Über die Gruppe des westlichen Giebels sind wir, Dank sei es der Carrey'schen Zeichnung, so unvollkommen sie ist, weit vollständiger unterrichtet. Den Mittelpunkt nehmen hier zwei Figuren ein, von denen die eine sicher Athena ist, die andere wahrscheinlich Poseidon. Rechts vorsprengend, zunächst bei Athena, ein Zweigespann, von dessen Vorzüglichkeit diejenigen, welche es vollständig gesehen, mit wahrem Entzücken reden [58]). Dann eine aus fünf Personen bestehende Gruppe, welche man gewöhnlich für die Kekropidenfamilie hält. Endlich in der Ecke die schöne Figur des sogenannten Ilissos. An der linken Seite eine Gruppe von acht oder mehr Figuren, wahrscheinlich Meeresgottheiten, die einen Anhang zu Poseidon zu bilden scheinen. Übersehen wir nun hier zwar die Composition ziemlich vollständig, so ist doch die entschiedene Bestimmung der dargestellten Handlung auch hier einigermaßen mislich. Von einer γένεσις Ἀθηνᾶς kann jedenfalls nur im weitern Sinne des Wortes die Rede sein. Weit wahrscheinlicher ist es, daß Pausanias diesen Giebel meinte, wo er von der Darstellung des Streites der beiden Gottheiten spricht, nur daß dann verschiedene mythologische Bedenken zu lösen bleiben. Denn es heißt in der heiligen Sage beständig, Poseidon habe damals zum Zeichen seiner Macht und Herrschaft eine Meerwasserquelle (θάλασσα Ἐρεχθηΐς) auf dem Burgfelsen, Athena aber auf demselben Felsen (darin besteht eben das Wunder) einen Ölbaum entsprießen lassen, worauf entweder Kekrops oder die zwölf Götter den Streit entscheiden [59]). Da nun unter den Fragmenten der ehemaligen Composition neuerdings auch der Ölbaum zum Vorschein gekommen ist, so scheint kaum ein Bedenken obzuwalten, daß auch Pheidias den Act so aufgefaßt, nicht so wie Müller erklärt, welchem jenes Gespann mit den beiden vorsprengenden Pferden in dem Grade zur Haupthandlung zu gehören schien, daß er angenommen, Athena sei als die Bändigerin derselben dargestellt gewesen, und dieses sei eine neue Version jener attischen Sage vom Wettkampfe der beiden Götter gewesen. Allein Pausanias, nach dessen kurzer Notiz wir über das Sujet zu urtheilen haben, erzählt jene Fabel bei einer andern Gelegenheit ganz in der gewöhnlichen Weise. Ferner ist die Fabel von der ersten Bändigung der Rosse durch Minerva mehr eine korinthische als eine attische, und endlich ist nicht abzusehen, wie die Göttin darin eine größere oder für Attika wohlthätigere Macht als Poseidon dargelegt haben sollte, da beide Gottheiten in dieser Hinsicht einander gleich standen und deshalb auch im Cultus, namentlich auch im attischen, als ἵππιος und ἵππια neben einander verehrt wurden. Es ist demnach wahrscheinlicher, daß jene Gruppe nicht den Augenblick des Wettkampfes, der ohnehin kaum darstellbar war, sondern den nächsten Augenblick nach dem Wettkampfe veranschaulichen wolle, wo Athena, durch Richterspruch als πολιοῦχος und attische Landesgottheit anerkannt, im Begriffe ist, ihren von Nike herbeigeführten Wagen zu besteigen, um in feierlichem Aufzuge (sowie Peisistratus bei *Herod.* I, 60 die Göttin darstellen ließ) von dem ihr zugesprochenen Sitze auf der Burg Besitz zu ergreifen.

Wie dem nun auch sei, in der Hauptsache steht fest, daß Pheidias in diesen beiden Giebelbildern die beiden wichtigsten Thatsachen des attischen Glaubens dargestellt hatte, die Entstehung der Göttin, welche der Hort des Landes und der Ursprung aller seiner Segnungen und Großthaten war, und ihre Besitzergreifung vom attischen Lande, das sich unter ihrer Hoheit zu so außerordentlicher Blüthe, kriegerischer sowol als bürgerlicher, und besonders in Hinsicht auf Bildung entwickeln sollte.

Der Metopen waren im Ganzen 92 Tafeln, 14 auf jeder Fronte und 32 auf jeder Längenseite. Die Figuren sind gegen vier Fuß hoch und der Vorsprung des Reliefs bis 10 Zoll. Sie sind für die Fernansicht berechnet und daher bei einer trefflichen Anlage nur sehr flüchtig und unvollständig ausgearbeitet, aber dessenungeachtet an Ort und Stelle von der trefflichsten Wirkung. Carrey hat nur die 32 Tafeln der Südseite gezeichnet, wo sie

figur der Mitte gewesen sein. Eileithyia und Hyphästos oder noch wahrscheinlicher Prometheus (*Eurip.* Ion. v. 455; s. Brondsted S. XI) würden in seiner Nähe gestanden haben. Auch Poseidon, den der andere Giebel als Nebenbuhler der Göttin zeigte, wird bei dieser Handlung wol nicht gefehlt haben.

57) z. B. jene beiden Figuren, von denen die eine im Schooße der andern ruht, sind nach Leake Aphrodite und Peitho, nach Müller die Mören, nach Andern andere Gottheiten. Welcker hingegen verlegt neuerdings wieder die Kekropidenfamilie in den östlichen Giebel. 58) Von diesen Pferden schrieb schon im J. 1573 ein Grieche an den Prof. Kraus in Tübingen: *Μετὰ τῶν ἄλλων ἐκάνω τῆς μεγάλης πύλης* (nämlich über dem Haupteingange zur Kirche) *ἵππους δύο γρανασμένους ἀνδρομέαν εἰς σάρκα, τὸ δοκεῖν ἐμπρέχους.* Auf diese Gruppe war es besonders abgesehen, als man im J. 1682 die noch erhaltenen Bildwerke dieses Giebels herabzunehmen versuchte, um sie nach Venedig zu transportiren, worüber ein Augenzeuge, ein venetianischer Capitän, so berichtet: Sopra l'entrata (wieder der damalige Haupteingang) eravi l'effigie di giove (Poseidon?), il trionfo della nascita di Minerva (auch hier scheint Pausanias eingewirkt zu haben) e due cavalli, che tiravano il carro, dove essa sedeva. L'eccellentissimo Capitan Generale mandò a levare quei cavalli, ma la poca accortezza di alcuni gli fece cadere e si ruppero non solo, ma si difecero in polvere. Spon sagt von diesen Pferden: Ils sont l'ouvrage d'une main aussi hardie que délicate, qui ne l'aurait pas peut-être cédé à Phidias ni à Praxitèle si renommés pour les chevaux. Il semble que l'on voit dans leur air un certain feu et une certaine fierté, que leur inspire Minerve, dont ils tirent le char. Wheler sagt von ihnen: The horses are made with such great art, that the sculptor seems to have outdone himself, by giving them a more than seeming life. Such a vigour is expressed in each posture of their prouncing and stamping, natural to generous horses.

59) s. die Stellen bei *Müller*, De Parthen. fastig. p. 194 sq. Da in Athen, wahrscheinlich auf der Burg selbst, ein Ort gezeigt wurde, wo Athina und Poseidon den Streit geführt hatten, welcher Ort *Διὸς δῆλος* oder *Διὸς ψῆφος* hieß, weil Zeus den Streit durch seine Stimme für Athene entschied (*Meinecke*, Fragm. Com. Antiq. p. 18 sq.), so ist es ebenso wahrscheinlich, daß auch bei dieser Handlung eine Götterversammlung dargestellt war, als daß Kekrops und die übrigen Kekropiden die andern Figuren waren.

sich weit besser erhalten halten, als an der Nordseite. Auch alle 16 nach unseen Museen (15 in London, 1 in Paris) gebrachte Originale sind von dieser Seite des Tempels genommen. Zu Athen befinden sich nue noch zwei Tafeln von dieser Seite, die eine am Tempel, die erste von Westen her, welche nach Stephani unter allen noch in Athen befindlichen Metopen am besten erhalten ist, und eine andere an der Eede tiegend, welche, seitdem sie von Carrey gezeichnet wuede, mehrfach gelitten hat. Überhaupt hat auch diese Reihe seit Carrey bedeutend gelitten, und namentlich die Köpfe fehlen an den meisten dee vorhandenen Platten [60]). Die erste bis zwölfte (von der Westseite an) stellen allerlei Gruppen aus der Kentauromachie dar, wo bald ein Grieche, bald ein Kentaur im Vortheil ist, auf den letzten Tafeln aber geiechische Weiber als Beute von den Kentauren weggeführt weeden. Von der 13. bis 21. Tafel beginnt ein andeeer Bildercyklus, der uns aber leider nur aus den Carrey'schen Skizzen bekannt ist. Es sind allerlei Gruppen aus der attischen Landes- und Pallassage, Erichthonios mit seinem Gespann, der Zweikampf zwischen Erechtheus und Eumolpos, Scenen aus der Kekeopiden- und Erechthidensage u. dgl., wo die allgemeine Idee der Composition wol verständlich ist, im Einzelnen abee, zumal da wir nur nach den Skizzen Careey's urtheilen können, Vieles unsicher bleibt [61]). Die 22. bis 32. Tafel zeigen wieder Scenen aus der Kentauromachie, wobei die außeroedentliche Mannichfaltigkeit, wie hier die beiden Motive der Composition, jugendlicher Heros und Kentaur, benutzt und gegen einander abgestuft sind, nicht genug zu bewundern ist. Obgleich ausnahmsweise auch wol frostige Wiederholungen vorkommen, zum Beweise, daß der Genius des Pheidias nicht überall hinreichte.

Die Metopen der Nordseite haben theils durch die Witterung, am meisten aber durch die Zerstöeung, welche geade die Mitte des Gebäudes getroffen, dermaßen gelitten, daß sich, da auch die Carrey'schen Zeichnungen hier fehlen, sehr wenig darüber vermuthen läßt. Die ersten drei Tafeln von der östlichen Ecke an sitzen noch. Auf der ersten ist noch der Leib eines Pferdes und der Rücken eines zweiten, vom eesten verdeckten zu sehen, und hinter ihnen der Rest eines Wagens; auf der zweiten und dritten läßt sich gar nichts erkennen. Die folgenden 20 Metopen dieser Seite sind heruntergestürzt und nur zwei davon sind sehr zerstöet wiedee gefunden worden. Die eine derselben scheint nach Stephani einen Kampf zwischen Athena (oder sonst einer weiblichen Figur) und einem Helden dargestellt zu haben, die andere zeigt den Bauch eines eilenden Pferdes und daneben Rumpf und Schenkel eines nackten, gleichfalls eilenden Mannes. Die 24. und die folgenden Metopen sind noch an Ort und Stelle. Sie scheinen nach dem, was Stephani (a. a. O. S. 13) sah, keine Kriegesscenen dargestellt zu haben, sondern, wie jene mittlere Reihe der südlichen Folge, allerlei friedliche Gruppen der attischen Landesmythologie, obgleich zu einer festen Erkläeung auch hier die Stützpunkte fehlen. Die letzte Metope ist noch recht wohl erhalten. Man sieht zur Linken eine in ein faltenreiches Ober- und Untergewand gekleidete weibliche Figur stehen und vor ihe auf einem Felsen, wie es scheint, sitzt eine andere, wol auch weibliche Figur in derselben Bekleidung. Aber beiden fehlen Köpfe und Arme. — Bröndsted vermuthete auch auf dieser Seite theils Kentauren-, theils Amazonenkämpfe [62]).

Die von der östlichen Feonte stellen nach Leake allerlei Thaten der Mineeva und des Herakles und Theseus dar. Sie sind ohne Ausnahme noch da, wohin der Künstler sie stellte, aber nach Stephani (S. 11 fg.) größtentheils so zeestört, daß sich ihre Daestellung auf keine Weise mehr erkennen läßt, sodaß auch die Deutung dieser Geuppen ganz schwankend bleiben muß. Nur die 12. Metope scheint diesem Berichterstatter mit Sicherheit für einen Kampf der Athena mit irgend einem Helden erklärt werden zu können.

Auch die Metopen der Westseite sind ohne Ausnahme noch an iheem ursprünglichen Platze, aber auch hiee sind mehre Daestellungen (besonders der 4., 6., 7., 10., 12.) gänzlich zerstört. Was noch erhalten ist, zeigt Geuppen kämpfender Männer, theils zwischen Reitern und Fußkämpfern, theils zwischen zwei Fußkämpfern. Wahrscheinlich bezogen diese Gruppen sich auf die geschichtliche Vergangenheit Athens, nämlich auf die Marathonsschlacht oder überhaupt die Perserkriege.

Am vollständigsten unterrichtet sind wir über den Fries der Cella, welcher 3½ Fuß hoch und 528 Fuß lang ist. Das Relief ist an diesem Theile des Gebäudes ganz flach gehalten und offenbar zum Beschauen aus der Nähe gearbeitet, daher mit dem größten Fleiße in allen Einzelheiten ausgeführt. Von den Farben, welche diese Bildwerke, wie die übrigen des Tempels teugen, kann man nichts mehr entdecken; wol aber findet man noch die Löcher, in welchen der hinzugefügte Metallschmuck befestigt wae. Carrey hat das Meiste von diesem Friese gezeichnet, 53 Platten und die Gypsabgüsse der ganzen Westseite sind im beitischen Museum, eine Platte ist im Louvre. An seinem ursprünglichen Orte ist noch der ganze aus dem Stuart'schen Werke genügend bekannte Fries der Westseite mit Ausnahme des nördlichsten Blocks. Von der Südseite befinden sich gleichfalls noch am Tempel die auch schon bekannten vier ersten Blöcke (von Westen an), an denen jedoch das Relief des ersteu Blocks zur Hälfte, das des dritten gänzlich zerstöet ist; am Boden liegt noch ein stark beschädigter, noch nicht veröffentlichter Block dieser Seite, auf welchem man vier ruhig voewärtsschreitende, mit Oberkleidern angethane Männer erkennt. Von dem Friese der Ostseite ist nichts mehr an seinee Stelle, doch ist ein Theil des Blockes wieder gefunden, den Müller (D. A. K. XXIV, 115 g) nach der Zeichnung Car-

60) Bröndsted a. a. O. S. 198 fg. Zur achten gehörten wahrscheinlich die beiden Köpfe in Kopenhagen. 61) Ebend. S. 209 fg.

62) Bröndsted (S. 278), welcher auch von dieser Seite ältere, d. h. vor dem J. 1682 gezeichnete, Skizzen eines Franzosen entdeckt zu haben glaubt.

rey's bekannt gemacht hat, welche nach Stephani weit hinter dem Originale zurückbleibt. Die alte und die junge Götterfigur sind beinahe vollständig erhalten, die zunächst sitzende Göttin mit Ausnahme des untern Theils der Beine, und von der andern weiblichen Gestalt sieht man einen Theil des rechten Armes. In dem Haare des stehenden Knaben (wahrscheinlich Eros) und an seinem linken Arme bemerkt man noch Löcher, welche zur Befestigung von Metallschmuck gedient. Der Fries der Nordseite ist gänzlich von seiner Stelle verschwunden; indessen sind mehre Blöcke wieder aufgefunden worden, welche Wagen mit Vorspann und aufsteigende Jünglinge zeigen. Zum Theil sind von diesen und andern Blöcken bereits von Roß im Kunstblatte Zeichnungen gegeben; einige aber sind noch unbekannt. Sie gehören theils zu dem Zuge der Opferthiere (Stiere und Widder), theils stellen sie in Obergewänder gekleidete, Gefäße tragende Jünglinge, oder bärtige Männer, welche im bewegten Gespräche mit einander vorschreiten, oder Cither spielende Figuren, oder endlich ruhig vorschreitende Männer dar. Das Ganze vergegenwärtigte nämlich die Panathenäenprocession, die sich beim Tempel in zwei Colonnen getheilt hat, von denen die eine längs der südlichen, die andere längs der nördlichen Seite des Tempels hinzieht, beim Haupteingange aber von beiden Seiten sich wieder vereinigt. Die Götter empfangen sie dort (entweder die Burggötter oder die an der Panathenäenprocession betheiligten), 12 an der Zahl, kolossal im Verhältniß zu den Personen des Zuges, auf Stühlen sitzend. Sechs derselben sind nach Süden gewendet, gegen die Spitze der südlichen Colonne, die andern sechs nach Norden, gegen die nördliche Spitze des Zugs. Zwischen beiden Gruppen sieht man fünf stehende Figuren, welche in zwei Gruppen vertheilt sind; in der einen scheint die Priesterin der Pallas von den Arrhephoren das Heilige, welches diese trugen, in der andern ein Priester von einem Knaben den Peplos in Empfang zu nehmen. Also diese gingen an der Spitze des Zugs und sind schon bei dem Eingange des Tempels angelangt. Außerdem sieht man hier ältere Männer, die mit jüngern Männern im Gespräch sind, und in einer andern Gruppe Männer, welche von Jungfrauen Gefäße in Empfang nehmen, oder sie ihnen einhändigen, entweder Priester oder Magistratspersonen, welche eine Aufsicht über den Zug und die Feier hatten. Die übrigen Glieder der Procession sind noch in Bewegung: Frauen und Jungfrauen, welche einen Candelaber, Vasen und Schalen tragen und welchen die Skiadephoren (Frauen oder Töchter der Metöken) zusammengefaltete Schirme nachtragen. Weiterhin die Opferthiere mit ihren Begleitern, einige ruhig fortschreitend, während andere sich sträuben; ferner Hydriaphoren, Skaphephoren, Askophoren, Auleten und Kitharisten mit Chören, an der südlichen Seite die Greise und Greisinnen der Stadt; endlich auf beiden Seiten die Reiter und Wagen Athens, jene, immer eine vorzügliche Zierde festlicher Züge, in Gliedern galoppirend, diese in lebhafter Bewegung der auf- und abspringenden Apobaten, neben denen die Kampfgöttinnen als Wagenlenkerinnen schreiten. Auf der westlichen Seite sieht man endlich die letzten Glieder des Zuges und die Vorbereitungen zu demselben.

Zeigten also die Metopen Kämpfe der sagenhaften Vorzeit und zwischen ihnen friedliche Scenen der Landessage, zum Theil aber auch schon Kampfscenen aus der jüngern Vergangenheit, so zeigte endlich dieser Cellafries, um mit Bröndsted zu reden, eine noch innigere Verbindung der Göttin mit dem geliebten Volke und mit dem wirklichen Leben, indem die überaus reiche und köstliche Bilderreihe, ein wahrhafter Widerschein des attischen Lebens, das fröhliche Volk selbst darstellte, wie es in der Feier seiner Panathenäen begriffen, im festlichen Zuge von Jungfrauen, Jünglingen, Männern jedes Alters und jedes Standes, zu Fuß, zu Pferde, zu Wagen, festlich geschmückt und lebensfroh, mit reichen Gaben und Opfern und mit allen Symbolen seines Glaubens zu dem Jungfrauentempel der Burg hinauf zu wandeln pflegte, um ihr Verehrung und dankbare Huldigung darzubringen. Die Götter des Festes empfangen die festlichen Reihen des Volks, um es, über die breite Marmorschwelle des eröffneten Tempels gleichsam einladend, seiner inwohnenden erhabensten Göttin vorzuführen, welche sich dort durch die Kunst eines von ihr begeisterten Sterblichen in Gold und Elfenbein gehüllt offenbarte.

Und mit dieser schönen Schilderung Bröndsted's werden wir auch den großen Künstler schicklich hier entlassen können. Bewundern wir so ein Werk, welches im Zusammenhange jener Verzierungen und vollends im Vergleiche mit den eigentlichen Hauptwerken des Pheidias doch nur zu den untergeordneten gehörte, welche Begeisterung würde uns erst eins von diesen, wäre eine Anschauung vergönnt, einflößen! (*L. Preller.*)

PHEIDIPPIDES (*Φειδιππίδης*). 1) Ein athenischer Schnelläufer (*ἡμερόδρομος*), den die damaligen Feldherren der Athener vor der marathonischen Schlacht nach Sparta schickten, um die augenblickliche Hilfe der Spartaner gegen die Perser zu erbitten. Er kam schon den zweiten Tag in Sparta an. Unterwegs begegnete ihm der Gott Pan und hieß ihm den Athenern seinen Beistand ankündigen. (*Herodot.* VI, 105 sq.) Bei Pausanias (I, 28, 4) und Lucian wird er Philippides genannt, was wol Schreibfehler ist. 2) So nennt der Komiker Aristophanes in den Wolken den Sohn des Strepsiades; hier ist der Name „Sparroß" mit der Absicht eines komischen Effects gedichtet. (*H.*)

PHEIDIPPOS (*Φείδιππος*), Sohn des Thessalos, Enkel des Herakles, welcher gemeinschaftlich mit seinem Bruder Antiphos die Griechen aus den sporadischen Inseln vor Troja anführte (*Homer* Il. II, 678. *Strabo* X, 444. *Hygin.* F. 81. *Dictys.* I, 14). Auf der Heimreise von Troja wurde er nach der epirotischen Landschaft Thesprotien verschlagen und gründete hier die Stadt Ephyra (*Vellej.* I, 1). Der Name kommt auch sonst als griechischer Eigenname vor; C. I. Gr. no. 213. Roß, Die Demen von Attika. Nr. 140. (*H.*)

PHEIDITIEN (*Φειδίτια*). So werden die spartanischen Männermahle bei Athenäus und Pausanias genannt; es scheint diese Benennung von Außen her ge-

Digitized by Google

kommen zu sein und vielleicht war es nur die Bezeichnung des Auslandes für die Sache, während die einheimische Benennung dafür vielleicht immer *ἀνδρεῖα* „Männermahle" blieb, welche der spartanische Dichter Alkman (*Strab.* X. T. 4. p. 289 *Tzsch.*) hat und die jedenfalls in Kreta dafür herrschend blieb. Die Form *Φιλίτια*, die sich bei Xenophon (R. L. III, 5) und bei Suidas findet, würde auf die Bedeutung „Liebesmahle" führen, wenn sie echt wäre; sie ist aber, wie man sich aus Plutarch (Lycurg. XII) überzeugen kann, falsch und wird bei Xenophon auch von den bessern Manuscripten verworfen. Der Name stammt übrigens nicht von *φείδειν* „sparen," sondern hängt vermuthlich mit *ἴδειν, Fέδειν, Fεδίτια* „essen" zusammen. (*Haase* ad *Xenoph*, R. L. p. 119.) Die Einrichtung derselben wird in den Artikeln Männermahle, Sparta und Syssitien geschildert werden. (*H.*)

PHEIDON (*Φείδων*). Bei Homer [1]) heißt so der König der Thesproter; in den Staatsverfassungs-Fragmenten des sogenannten Heraklides Ponticus wird ein angesehener Kumaner [2]) des Namens erwähnt. In Athen ist es der Name eines der 30 Tyrannen [3]), Aristophanes (Wolk. 134) macht einen Pheidon zum Vatee seines Steepsiades. Beiweitem der Bekannteste ist jedoch der argivische Tyrann dieses Namens. Über ihn ist die ausführlichste Stelle die des Ephorus (bei *Strabo* VIII, 358). „Pheidon aber," heißt es hier, „der Argiver, der zehnte Abkömmling von Temenos, übertraf an Macht alle seine Zeitgenossen, sodaß er die in mehre Theile zerstückelte Erbschaft des Temenos wieder vereinigte. Auch hat er die sogenannten Pheidonischen Maße und die Gewichte und das geprägte Geld, sowol das übrige als namentlich das Silbergeld, erfunden, überdies die von Herakles eroberten Städte angegriffen, auch die Wettkämpfe, die jener eingeführt hatte, ordnen wollen, namentlich auch den olympischen, deshalb ist er mit Gewalt (in Elis) eingedrungen und hat ihn geleitet, weil einerseits die Eleer wegen des (ihnen bewilligten beständigen Gottes-) Friedens unbewaffnet und deshalb es zu verhindern außer Stand waren, andererseits die Übrigen durch die (Strenge seiner) Herrschaft im Zaume gehalten wurden. Doch haben die Eleer diese Feier nicht aufgezeichnet und wegen dieses Ereignisses sich später Waffen angeschafft und angefangen, sich selbst zu helfen. Hierbei wurden sie aber von den Lacedämoniern unterstützt, sei es nun, weil diese die Eleer wegen des durch den beständigen Frieden erworbenen Wohlstandes beneideten, sei es, weil sie in den Eleern einen Beistand zu finden hofften, um Pheidon, der ihnen die von ihnen früher besessene Hegemonie der Peloponnesier entzogen hatte, zu vernichten; auch haben jene wirklich den Lacedämoniern geholfen, diese Vernichtung herbeizuführen, sie aber haben dafür die Eleer in der Erwerbung von Pisatis und Triphylia unterstützt." Hiermit verbinden wir eine Stelle Herodot's (VI, 127), welcher unter den Freiern, die sich um die Agariste, die Tochter des sikyonischen Tyrannen Kleisthenes, bewarben, auch aufführt: „Vom Peloponnes aber Pheidon's, des Tyrannen der Argiver, Sohn, Leokedes, des Pheidon, der den Peloponnesiern die Maße gemacht, am meisten unter allen Hellenen Übermuth geübt, auch die eleischen Kampfrichter verjagt und selbst den Wettkampf in Olympia gefeiert hat." Gehen wir von dieser Stelle aus, so finden wir, daß erstens dieser Pheidon ein Tyrann der Argiver genannt wird; zur Tyrannis aber gelangte er, wie sich aus Aristoteles (Polit. V, 8) ergibt, aus dem Königthum, welches bei den Griechen an sich nächst der Aristokratie am seltensten zu ihr führte. Pheidon war nämlich von Hause aus König in Argos gewesen, mit jenem beschränkten Maße der königlichen Gewalt, welche früher das heroische, später das dorische Königthum hatte. Er, der Sohn des Aristodamidas, war ein Heraklidischer Fürst, ein Abkömmling des Temenos, von dem die dorische Eroberung des argolischen Landes ausgegangen war und durch gesetzliches Erbrecht König in Argos geworden, wo das Königthum sich bis auf die Zeit der Perserkriege erhalten hat, jedoch in dem Heraklidischen Geschlechte Pheidon's nur bis auf Meltas, den Sohn des Lakedes, nach welchem es auf ein anderes Geschlecht überging [4]). Pheidon aber begnügte sich nicht mit dieser gesetzlichen Stellung, sondern benutzte dieselbe, um sich eine ungesetzliche und unumschränkte Gewalt zu verschaffen, d. h. er wurde Tyrann im griechischen Sinn. Das involvirt an sich nicht, daß er auch grausam war; die Griechen hatten, als Archilochus das Wort zuerst in Gang brachte, Anfangs jeden Herrscher und König, später jedoch nur die, wenn auch wohlwollenden und menschlich gesinnten Alleinherrscher Tyrannen genannt, die nur nicht auf gesetzlichem Wege zur Herrschaft gelangt waren. Aber daß Pheidon kein solcher wohlwollender Alleinherrscher war, bezeugt der Ausdruck in der oben angeführten Stelle Herodot's, „der am meisten unter allen Hellenen Übermuth geübt hat," ein Ausdruck, den Pausanias (VI, 22, 2: *τύραννον τῶν ἐν Ἕλλησι μάλιστα ὑβρίσαντα*) von ihm entlehnt hat [5]). Ob dieser Übermuth aber gegen die eigenen Unterthanen oder gegen das Ausland, oder gegen beide zugleich gerichtet war, wird nicht gesagt und ebenso wenig sind wir darüber unterrichtet, ob Pheidon sich gegen das Ausland erst dann, als er im Innern von der königlichen zu einer tyrannischen Gewalt gelangt war, gewandt oder umgekehrt erst seine auswärtigen Feinde besiegt und diese Siege nachher benutzt hat, um sich im Innern eine Tyrannis zu verschaffen. — Daß Pheidon dennoch bei ei-

1) Od. XIV, 316. 2) *Heracl. Pont.* Fr. XI. *Φείδων ἀνὴρ δόκιμος πλείοσι μεγέθεσι τῆς πολιτείας νόμον θεὶς ἕκαστον ἐπαναγκὲς τρέφειν ἵππον*, d. h. er ließ Mehre am Regiment Antheil nehmen, denen er jedoch die Verpflichtung auferlegte, Pferde zu halten; es war also eine Aristokratie der Ritter, die er begründete. 3) *Xenoph.* H. Gr. II, 3, 2. *Lysias* c. Eratosth. 419.

4) *Herod.* VII, 149. *Aristot.* Polit. V, 8, 4. Müller, Dor. I, 108. 5) K. O. Müller (Dor. I, 157) meint, daß nur, weil die Unternehmungen Pheidon's für die Nachkommen erfolglos geblieben wären, ihn die Stimme der Nachwelt für den übermüthigsten der griechischen Tyrannen erklärt habe; man würde ihn, meint er, neben Lykurg ehren, wenn es ihm gelungen wäre, einen bleibenden Zustand zu begründen.

Digitized by Google

nigen Schriftstellern [6]) „König" heißt, wird uns demnach nicht einmal als eine Ungenauigkeit erscheinen. Betrachten wir nun zweitens die Thaten, welche Ephorus weiter ihm beilegt. Er habe, sagt er, die größte Macht besessen, die damals irgend ein Mensch gehabt hat, die ganze in viele Theile zerstückelte Erbschaft des Temenos in sich vereinigt. Was Ephorus mit den letzten Worten gemeint hat, läßt sich so genau nicht ausmitteln; die Sage, daß, nach Besiegung des Achäerfürsten Tisamenos, die Theilung des Peloponnes unter Temenos, Kresphontes und die Söhne des Aristodamos erfolgt und bei dieser Gelegenheit Argolis dem Temenos zugefallen sei, kann zwar jetzt nicht für geschichtlich gelten, immerhin aber mag Ephorus an dieselbe geglaubt und darum mit diesen Worten haben sagen wollen, daß Pheidon Herr von Argolis, von Phlius, Sikyon, Korinth und Ägina geworden sei, wenn es gleich entschieden ist, daß Temenos selbst wenig oder Nichts von dem Allen besessen hat. Denn da von Argos aus nicht nur der größte Theil der orgolischen Städte, als Trözen und Hermione ꝛc., sondern auch Epidauros und zwar dieses durch Temenos' Schwiegersohn Deiphontes, der sich von seinen Schwägern getrennt hatte, von Epidauros aber Ägina, sodann durch einen der vier Söhne des Temenos, durch Phalkes, Sikyon, von Sikyon aus oder unmittelbar von Argos, Phlius mit dorischen Einwohnern besetzt worden ist, so ist es sehr glaublich, daß Ephorus hieran gedacht und Pheidon dies Alles in eine Abhängigkeit von Argos versetzt hat, was wenigstens von den bis dahin unabhängigen Städten von Argolis und von Ägina gewiß ist. Daß dazu auch Korinth gerechnet werden muß, wird sich weiter unten ergeben. Zu einer gewissen Zeit gehörte den Argivern die ganze Westküste bis Malea, die Insel Kytheros und die übrigen benachbarten Inseln [7]), und dazu mag Pheidon wenigstens den Grund gelegt haben. Wenn nun aber auch das Verhältniß, in das alle diese Orte zu Argos und Pheidon traten, zwar nicht grade das strenger Unterordnung gewesen, sondern ihnen ein freier Spielraum geblieben sein mag, so mußte es ihm doch hinlänglich ein präponderirendes Ansehen im Peloponnes geben, sodaß er es unternehmen und durchsetzen konnte, den Lacedämoniern die Hegemonie in dieser Halbinsel zu nehmen und sie sich anzueignen. Er war gewiß bereits im Besitz dieser Hegemonie, als er den Pisaten auf ihre Bitte half, die Leitung des olympischen Wettkampfes den Eleern zu entziehen und ihnen zu verschaffen; er verjagte die ätolisch-eleischen Kampfrichter und leitete selbst gemeinschaftlich mit den Pisaten den Wettkampf [8]). Dies konnte natürlich nur zur Zeit einer olympischen Feier geschehen; daß es während der 8. sich ereignet habe, meldet Pausanias, der auch hinzufügt, daß dieselbe wie die 34. und 104. Feier, welche ebenfalls Andere als die Eleer geleitet haben, von diesen nicht anerkannt und für *ἀνολυμπιάδες* erklärt würden. Die Eleer wandten sich nun an die Lacedämonier, diese halfen ihnen zur Wiedererlangung der ausschließlichen Agonotheste über die olympischen Spiele, wofür ihnen die Eleer wieder darin beistanden, dem Pheidon die Hegemonie über den Peloponnes zu nehmen und sie von Neuem den Lacedämoniern zu verschaffen. Daß Pheidon seine Angriffe gegen Elis deshalb unternommen und die Leitung der Spiele deshalb sich angemaßt habe, um seinen Ahnheren Herakles zu copiren, wie dos Ephorus andeutet, verdient keinen Glauben; möglich aber wäre es, daß er diese und andere Prätensionen durch seine Abstammung von Herkules zu begründen versucht habe. Wenigstens wäre das ganz hellenischer Sitte gemäß. Daß Pheidon bei seinem Streben nach der Hegemonie des Peloponnes seine Augen auch und zwar zunächst auf Korinth geworfen habe, geht aus folgender Erzählung [9]) hervor. In jener Absicht nämlich machte er, wie es heißt, zuerst einen Anschlag gegen Korinth. Er verlangte demnach von den Korinthern, sie sollten ihm 1000 ihrer tapfersten und tüchtigsten jungen Männer zuschicken, natürlich als Hilfstruppen [10]). Als diese nun unter Anführung eines gewissen Derander in Argos angekommen waren, beschloß er, sie insgesammt aus dem Wege zu räumen und gab einigen seiner Freunde dazu seine Aufträge. Einer derselben, Namens Habron, verrieth unter der Hand diese Absicht dem ihm befreundeten Derander, auf diese Weise wurden jene Korinther gerettet. Habron aber floh, um der Rache Pheidon's zu entgehen, mit seiner Frau und seinen Knechten nach Korinth, und ließ sich hier in einem korinthischen Dorfe Melissos nieder; da wurde ihm ein Sohn geboren, den er Melissos nannte. Der Sohn des Letztern, Namens Aktäon, hatte viele Liebhaber, unter andern auch den Bacchiaden Archias; bei dem Versuche des Archias, den schönen Knaben zu rauben oder zu entführen — Raub war die Form, unter welcher bei den Doreen oft ein solches Verhältniß eingeleitet wuede — kam Aktäon ums Leben; vergeblich versuchte Melissos dafür von den Korinthern Genugthuung zu erhalten; in Verzweiflung stürzte er sich deshalb während der isthmischen Spiele von einem Felsen; dafür traf die Korinther Dürre und Pest; das Orakel erklärte ihnen, daß sie dies dem Zorn Poseidon's zu verdanken hätten, der nicht eher nachlassen würde, als bis sie den Tod Aktäon's gerächt hätten. In Folge dessen verließ Archias sein Vaterland, ging nach Sicilien und gründete Syrakus. Dieselbe Ge-

6) *Dexippus* ap. *Euseb.* Chron. I, 57 nennt ihn *βασιλεύοντα τῆς Ἀργείας.* Schol. *Apollon. Rhod.* IV, 1212 *ὑπὸ Φείδωνος τοῦ Ἀργείων βασιλέως.* 7) *Herod.* I, 82. 8) *Herod.*, *Paus.* l. c. Herodot hat den Ausdruck: *ἐξαναστήσας τοὺς Ἠλείων ἀγωνοθέτας.* Da bis auf Ol. 50 nur ein einziger Hellanodike in den Olympien war (*Paus.* V, 9), so muß entweder der Plural nicht genau genommen werden, oder Herodot andere Kampfrichter als die Hellanodiken im Sinne gehabt haben.

9) Bei *Plutarch.* Amator. Narr. II. p. 772. 10) Ich mache diesen Zusatz, um einem Bedenken Weißenborn's (Hellen. S. 46) zu begegnen, welcher meint, daß schon das bloße Verlangen Pheidon's, ihm diese Jünglinge auszuliefern und das Gewähren desselben von Seiten der Korinther eine Abhängigkeit der letztern und eine Hegemonie Pheidon's vorausgesetzte, mithin nicht abzusehen wäre, warum er nicht auch die Auslieferung Habron's verlangt habe, um ihn für seinen Verrath zu bestrafen. Denn es wäre möglich, daß er entweder jenes Verlangen an eine zwar unabhängige, aber ihm befreundete Stadt gerichtet, oder daß er durch dasselbe die Abhängigkeit zu vervollständigen gesucht habe.

Digitized by Google

schichte, nur etwas kürzer, erzählt ein Scholiast [11]), der jedoch statt der Gründung von Syrakus die Vertreibung der Bacchiaden und die Gründung von Korcyra durch Cherſikrates an den dem Aktäon zugefügten Frevel knüpft, den Pheidon aber ausdrücklich „König der Argiver" nennt [12]). Was ihm aber jetzt mislang, muß ihm ſpäter gelungen ſein; denn nur dadurch, daß er Korinth in Abhängigkeit von Argos gebracht hat, wird es erklärlich, wie bei einem Scholiaſten [13]) Pheidon, der Erfinder der Maße, ein Korinthier heißen kann, nach einem andern Scholiaſten [14]) der Argiver Pheidon bei den Korinthern zuerſt ſeine Maße eingeführt haben ſoll, was doch nothwendig zu der Annahme führt, daß Pheidon's Anordnung der Maße und Gewichte grade in Korinth, der reichen Handelsſtadt, zunächſt getroffen und eingeführt worden iſt. Und ebendieſer Einfluß macht es wenigſtens möglich, daß Ariſtoteles [15]), wenn er von einem Korinthier Pheidon ſpricht, welcher, einer der älteſten Geſetzgeber, dieſelbe Anzahl von Familien und Bürgern immer hätte aufrecht erhalten wiſſen wollen, wenn auch die Vermögensloſe derſelben von Hauſe aus nicht gleich an Größe wären, unſern argiviſchen Fürſten gemeint habe, den er Korinther nennt, weil er für Korinth dieſe geſetzliche Anordnung traf, aus welcher Beſtimmung beiläufig geſagt, wie bereits von K. O. Müller erkannt iſt, zum Theil die große Anzahl der von Korinth ausgegangenen Colonien zu erklären iſt. Aber nicht wenigee möglich iſt es allerdings, daß der korinthiſche Pheidon und der argiviſche von einander verſchieden ſind. Doch möchte der neuerlichſt [16]) geltend gemachte Grund, daß die Maßregel eine ariſtokratiſche oder mindeſtens eine doriſch-conſervative ſei und daher keineswegs für einen Feind der doriſchen Ariſtokratie, wie der Argiver Pheidon war, paſſe, darum nicht von Belang ſein, weil ja noch gar nicht erwieſen iſt, daß der Argiver einen ſolchen Charakter hatte und durch Umſturz oder Schwächung der argiviſchen Ariſtokratie zur Tyrannis gelangt ſei. Endlich iſt von auswärtigen Begebenheiten noch eine einzige anzuführen. Pheidon ſoll nämlich ſeinen Bruder Karanos mit Truppen aus Argos und dem übrigen Peloponnes nach Macedonien entſandt und dieſer der Gründer des macedoniſchen Königshauſes der Karaniden geworden ſein [17]). Das macedoniſche Königsgeſchlecht iſt ſich ſeines, wenn auch ſagenhaften, Zuſammenhanges mit den argiviſchen Herakliden ſtets bewußt geblieben, andererſeits hat auch Argos denſelben anerkannt; daß die Dorer, als ſie noch den Pindus bewohnten, Makedner geheißen hätten, berichtet Herodot (I, 56); ſomit wäre die Auswanderung des Karanos eine Rückkehr in die alten Wohnſitze. Aber neben der Sage von der Gründung des macedoniſchen Königshauſes durch Karanos gab es noch eine andere, die den Urſprung deſſelben zwar ebenfalls auf die Temeniden von Argos zurückführt, aber dabei des Pheidon nicht gedenkt [18]). Außer dieſen kriegeriſchen Unternehmungen ſind es zwei Dinge, durch die Pheidon ſich bekannt gemacht hat, nämlich die Anordnung der Maße und Gewichte und das Prägen von Münzen. Beides zugleich erwähnt die pariſche Chronik [19]) und Ephorus [20]); andere gedenken entweder [21]) nur des Anordnens der Maße und Gewichte, oder [22]) nur des Geldprägens, was beides aber bei ihm gewiß in innigem Zuſammenhange geſtanden hat. Was nun zunächſt die Maße und Gewichte betrifft, ſo wird auch wer der Sage [23]), daß Palamedes Wage, Gewicht und Maße erfunden habe, nicht glaubt, doch ſchon deshalb, weil bei Homer [24]) Wage (σταθμὸν) und Gewicht [25]) vorkommen, den Ausdruck, daß Pheidon Maße und Gewichte erfunden habe, als einen ſchiefen anerkennen und mit den beſſeren der alten Schriftſteller darauf reduciren, daß er ſie neu geordnet und ſo in dieſem Punkte

11) Schol. ad *Apollon. Rhod.* IV, 1212. 12) Bei *Diod. Fr.* lib. VIII. T. 4. p. 24 sq. Bip. wird Pheidon's bei dieſer Geſchichte nicht gedacht. Vergl. auch *Max. Tyr.* Diss. VIII. p. 77. ed. Lugd. *Parthen.* Erot. 14. 13) Schol. in *Pindar.* Ol. XIII, 20. p. 270 *Boeckh.* Φείδων τις ἀνὴρ Κορίνθιος εὗρε μέτρα καὶ στάθμια. 14) *Id.* in v. 27. p. 272. Φείδων ὁ πρῶτος κόψας Κορινθίοις τὸ μέτρον Ἀργεῖος ἦν. 15) *Aristot.* Pollt. II, 3, 7. Φείδων ὁ Κορίνθιος, νομοθέτης ὢν τῶν ἀρχαιοτάτων, τοὺς οἴκους ἴσους φήθη δεῖν διαμένειν καὶ τὸ πλῆθος τῶν πολιτῶν καὶ εἰ τὸ πρῶτον τοὺς κλήρους ἀνίσους εἶχον πάντες κατὰ μέγεθος. 16) Weißenborn, Hellen. S. 33 fg. 17) *Syncell.* p. 373 *Dind.* Κάρανος ὁ Ἀργεῖος Φείδωνος ἀδελφὸς τοῦ τότε βασιλέως Ἄργους, ἰδίαν κτήσασθαι χώραν σπεύδων, δύναμιν λαβὼν παρὰ Φείδωνος τοῦ ἀδελφοῦ ἔκ τε Ἄργους καὶ τῆς ἄλλης Πελοποννήσου τοῖς κατὰ Μακεδονίαν τόποις ἐπῆλθε. Ib. p. 498. Κάρανος ὁ Ἀργείας ἀδελφὶς ὢν Φείδωνος ἑνὸς τῶν ἀφ' Ἡρακλέους καταγόντων τὸ γένος καὶ τῆς Ἀργείας βασιλεύοντος, σπουδάζων ἑαυτῷ χώραν κατακτήσασθαι, δύναμιν ἤθροισε παρὰ τοῦ ἀδελφοῦ καὶ ἐκ τῆς ὅλης Πελοποννήσου, μεθ' οἷς τοῖς ὑπὲρ Μακεδονίαν τόπους ἐπιστρατεύσας κτλ. 18) Ihr folgt *Herod.* VIII, 137; vergl. Müller, Dor. I. S. 156, der den Namen Karanos mit Κοίρανος verbindet, wie denn auch Andere dieſen Namen für einen bloßen Ehrennamen des erſten macedoniſchen Königs Perdikkas anſehen. Vergl. Weißenborn S. 54. Auch Thucydides (II, 99) nennt die Vorfahren des Alexander Philhellen Τημενίδας τὸ ἀρχαῖον ὄντας ἀπὸ Ἄργους. 19) 3. 45. Ἀφ' οὗ Φ[ει]δων ὁ Ἀργεῖος ἐδήμευσε τὰ μ[έ]τρα καὶ ἀ[νεκτήσατο καὶ νόμισμα ἀργυροῦν ἐν Αἰγίνῃ ἐποίησεν. ἐνδέκατος ὢν ἀφ' Ἡρακλέους ἔτη [ΔΔ]ΔΔΓΔΔΔΔ. 20) Bei *Strab.* I. c. Καὶ μέτρα ἐξεῦρε τὰ Φειδώνεια καλούμενα καὶ σταθμοὺς καὶ νόμισμα κεχαραγμένον τό, τε ἄλλο καὶ τὸ ἀργυροῦν. 21) *Herodot.* VI, 127. Φείδωνος τοῦ τὰ μέτρα ποιησαντος Πελοποννησίοισι. *Plin.* H. N. VII, 57. Mensuras et pondera Phidon Argivus invenit. *Isidor.* Orig. XVI, 24. Primus Phidon Argivus ponderum rationem in Graecia instituit, licet alii antiquiores extiterint, sed iste hac arte experientior fuit. *Africanus* ap. *Euseb.* p. 37 et *Syncell.* p. 373 *Dind.* Φείδων Ἀργείων κραιῶν ἀδελφὸς Καράνου τοῦ α΄ βασιλέως Μακεδόνων μέτρα καὶ στάθμια πρῶτος ἐμέτρει, ἃς νῦν, ἦσαν δὲ καὶ πρὸ τούτου. 22) *Strab.* VIII, 375. Ἔφορος δ' ἐν Αἰγίνῃ ἄργυρον πρῶτον κοπῆναί φησιν ὑπὸ Φείδωνος· ἐμπορεῖον γὰρ γενέσθαι διὰ τὴν λυπρότητα τῆς χώρας, τῶν ἀνθρώπων θαλαττουργούντων ἐμπορικῶς, ἀφ' οὗ τὸν ῥῶπον Αἰγιναῖον ἐμπολὴν λέγεσθαι. *Pollux* IX, 83. Ἔτι Φείδων πρῶτος ὁ Ἀργεῖος ἔγραψε νόμισμα. Etym. Magn. 388, 54 u. Etym. Gud. Εὐβοϊκὸν νόμισμα· ἐπειδὴ Φείδων ὁ Ἀργείων βασιλεὺς ἐν Εὐβοίᾳ χωρίῳ τοῦ Ἄργους πρῶτος ἔκοψε χρυσοῦν νόμισμα. Ib. 613, 13. Πάντων δὲ πρῶτος Φείδων Ἀργεῖος νόμισμα ἔκοινεν ἐν Αἰγίνῃ καὶ διὰ τοῦτο τὸ νόμισμα ἀναλαβὼν τοὺς ὀβελίσκους ἀνέθηκε τῇ ἐν Ἄργει Ἥρᾳ. *Eustath.* in Il. II. p. 604. Ἐκάπη δὲ καὶ ἀργύριον πρῶτον ὑπὸ Φειδίου ἐνταῦθα καὶ ἦν, φασίν, ἐξαίρετόν τι ἐν ἀργυρίοις ὁ Αἰγιναῖος ὀβολός. 23) *Sophocl.* Nauplˑ Fr. 194. Οὗτος δ' ἐφεῦρε τείχεα Ἀργείων στρατῷ, Σταθμῶν ἀριθμῶν καὶ μέτρων εἰρήματα. 24) Il. XII, 433. 25) Il. XVIII, 507. XXIII, 269. 751.

Digitized by Google

an die Stelle der frühern Willkür und Regellosigkeit Ordnung und Gesetz geschaffen habe. Daß ie Pheidoneischen Maße (*Φειδώνεια μέτρα*), die wir schon aus Ephorus kennen gelernt haben, von Argos oder von den Fürsten von Argos ausgegangen sind, beweist auch der Umstand, daß Aristoteles [26]) ihrer in der Staatsverfassung der Argiver gedacht hat; daß sie in Korinth ihre besondere Geltung gehabt haben, ist oben (Anm. 10. S. 205) nachgewiesen; daß sie im ganzen Peloponnes Anerkennung fanden, zeigt Herodot, was aus dem präponderirenden Einfluß zu erklären ist, den, wie wir gesehen haben, Pheidon den Lacedämoniern entrissen und seiner Vaterstadt verschafft hat. Daß aber Pheidonisches Maß in Beziehung auf Gewicht und Geldsystem kein anderes als das äginetische war, ergibt sich daraus, daß einmal grade in Ägina Pheidon zuerst Silbergeld geprägt haben soll, zum andern, daß sich schlechterdings keins sonst denken läßt, was gemeint sein kann; das äginetische Talent aber wog 10,000 attische Drachmen, die äginetische Drachme 10 Obolen, verhielt sich also als die schwere *παχεῖα* zu der attischen als der leichten wie 5 : 3. Daß es kein anderes als das babylonische war, was die Griechen durch Vermittelung der Phönicier erhalten haben, hat Böckh [27]) nachgewiesen. In Beziehung auf die Längenmaße war der Pheidonische Fuß wahrscheinlich der olympische, wofür, nach Böckh [28]), auch der Umstand spricht, daß Pheidon ja wenigstens einmal die Agonothesie in den Olympien gehabt hat, und auch dieser war der babylonische. Vom Pheidonischen Maß leitet Pollux die Benennung Pheidon für ein gewisses Ölgefäß ab, dagegen ist der Ausdruck in Theophrast's Charakteren (30), wo er den Geizigen mit „Pheidonischem Maße" messen läßt, als Wortspiel zu nehmen, nämlich zugleich mit Hindeutung auf Pheidon und auf Spärlichkeit.

Was aber das Prägen von Münzen betrifft, so finden wir bei Homer, trotz der häufigen Erwähnung der edlen Metalle bei ihm, doch keinerlei Gebrauch derselben als allgemeinen Tauschmittels; der Werth der Dinge wird bei ihm vielmehr in Rindern oder Stieren bestimmt; *τεσσαρά-, ἐννεά-, δεκά-, δυωδεκά-, εἰκοσά-* und *ἑκατόμβοιον* als Preisbezeichnungen kommen öfter bei ihm vor. Aus der Erweiterung des Verkehrs und Verbreitung der Metalle ging dann zunächst die Anwendung dieser als allgemeinen Tauschmittels hervor; das waren aber nicht geprägte Münzen, sondern Barren, längliche Stangen. In den Handel treibenden Orten machte am ersten das Bedürfniß nach geprägtem Geld sich geltend und erhielt hier am ersten Befriedigung. Unter den Besitzungen Pheidon's war besonders Ägina Handelsplatz; wegen Dürftigkeit des Bodens wandte sich ein großer Theil der Einwohner dieser Insel auf Handel, als Kaufleute befuhren sie das Meer und man nannte kurze Waaren „äginetische". Daher soll grade in Ägina Pheidon zuerst Geld geprägt haben und die Behauptung [29]), daß von den Äginetern dies ausgeführt sei, hat jedenfalls mehr für sich als die Meinung des Aglaosthenes [30]), die Narier seien unter den Griechen die ersten gewesen, von welchen Geld geprägt worden, wiewol sich beide Nachrichten auch dahin vereinigen lassen, daß anderes Metallgeld zuerst in Ägina und anderes in Naxos geprägt worden. Denn was Ägina und Pheidon betrifft, so sagt zwar Ephorus, Pheidon habe sowol anderes als besonders Silbergeld geprägt und das Etymologicum stellt an einer Stelle gar auf, daß von Pheidon in einem zum Bezirk von Argos gehörigen, übrigens sonst nicht oder wenig bekannten, jedenfalls mithin geringfügigen Ort, Namens Eubóa, zuerst Goldmünzen geprägt seien; dennoch ist es gewiß, daß eines Theils Pheidon nur Silbergeld geschlagen hat, Kupfergeld viel später, Gold zuerst in Asien, in Griechenland aber noch viel später als Kupfer geprägt worden ist, und andern Theils, daß das euböische Talent nur von der Insel Eubóa seinen Namen hat, den chalcidischen Colonien seine weite Verbreitung im Westen verdankt und der euböische Münzfuß ebenso sehr vom äginetischen als vom attischen verschieden war; ob man mit Böckh [31]) aus dieser Glosse des Etymologicum schließen darf, daß das *Εὐβοϊκὸν νόμισμα* ursprünglich Goldgewicht war, lasse ich dahin gestellt sein. Von Pheidon aber heißt es, daß er in Ägina die Metallstäbe oder Spieße eingezogen und im Heraon von Argos als Weihgeschenk niedergelegt habe. Pheidon hat aber gewiß auch in Korinth Geld geprägt [32]). In der berliner königl. Münzsammlung befindet sich eine Münze von schönem und elegantem Gepräge, die auf der Vorderseite einen länglichen Schild, auf der Rückseite ein Bacchisches Trinkgefäß und die Umschrift *ΦΙΔΟ* trägt. Da aber der Schild kein argivischer oder äginetischer, sondern ein böotischer ist, so muß auch die Münze für eine böotische und *ΦΙΔΟ* für eine der auf Münzen dieses Gepräges gewöhnlichen Legenden angesehen werden, die auf unsern Pheidon keinerlei Beziehung hat, dagegen können manche der urältesten unter den erhaltenen äginetischen Drachmen bis auf Pheidon hinaufreichen [33]). Pheidon's Maße und Gewichte, sowie sein äginetischer Münzfuß hat sich lange als gemeinsam dem Peloponnes erhalten; in der Folge hat die Vielstaaterei auch hier wieder zur Mannichfaltigkeit und Unordnung geführt, bis mit der Erneuerung des achäischen Bundes allmälig der ganze Peloponnes achäisches Maß, Gewicht und Münzfuß annahm.

2) Dies sind die an den Namen Pheidon geknüpften Thatsachen. Es bleibt uns nun noch übrig, die Zeit, der er angehört, zu bestimmen. Die hierüber bei den Schriftstellern sich findenden Nachrichten lassen sich schwer mit einander vereinigen. Nach Pausanias hat Pheidon in der achten Olympiade die olympische Feier geleitet; damit wäre die Erzählung, welche die Gründung von Syrakus durch Archias mit den Anschlägen Pheidon's gegen Korinth in

26) *Pollux* X, 179. *Εἴη δ' ἂν καὶ φειδών τις ἀγγεῖον ἐλαιηρὸν ἀπὸ τῶν Φειδωνίων μέτρων ὀνομασθὲν ὑπὲρ οὗ ἐν Ἀργείων πολιτείᾳ Ἀριστοτέλης λέγει.* 27) *Boeckh*, Metrolog. 42. 77. 28) Ib. p. 282.

29) *Aelian.* V. H. XII, 10. *Ἡρώτου νόμισμα ἐκόπησαντο Αἰγινῆται.* 30) *Pollux* IX, 83. *Εἶτε Νάξιοι κατὰ τὴν Ἀγλαοσθένους δόξαν.* 31) Metrol. p. 104. 32) Ebend. p. 94. 33) Müller, Dor. I. S. 157.

Digitized by Google

Verbindung setzt, zur Noth vereinbar, sobald man diese Gründung mit Eusebius in Ol. 11, 4 oder mit Hieronymus in Ol. 11, 3 setzt. Denn man könnte dann annehmen, daß Pheidon Ol. 3 jene Anschläge gegen Korinth ausgeführt habe, Melissus Ol. 4, 1, dessen Sohn Actäon Ol. 9, 1 geboren und allenfalls Ol. 11, 3 schon als *παιδικὰ* geraubt worden sei. Setzt man dagegen die Gründung von Syrakus mit der parischen Chronik (Z. 47. Epoche 31) in Ol. 5, 4, so wird die Verbindung, in welche sie mit Pheidon's Planen stehen soll, mit jener Zeitbestimmung über die Olympiade des Pheidon ganz unvereinbar. Indessen da jene Erzählung überhaupt so reich an Unwahrscheinlichkeiten ist, und wenigstens zum Theil für erdichtet angesehen werden muß, so kann auch das Einmischen von Pheidon's Namen in dieselbe für ein Erzeugniß späterer Dichtung angesehen werden. Aber viel wichtiger ist die völlige Unvereinbarkeit der Nachricht Herodot's, daß der Sohn dieses Pheidon, Leokedes, einer der Freier gewesen sei, welche sich um die Hand der Agariste, der Tochter des Kleisthenes, des Tyrannen von Sikyon, beworben haben; denn da Kleisthenes, nach einer Angabe des Pausanias, Ol. 49, 3 in den Pythien gesiegt hat, so müßte Pheidon's Sohn an 160 Jahre nach seinem Vater gelebt haben, wenn er sich um Kleisthenes Tochter hätte bewerben sollen; an eine Textverderbung im Herodot, wodurch etwa „Sohn" statt „Abkömmling" genannt wäre, ist nicht zu denken; es müßte also der Schriftsteller selbst das Versehen begangen und Leokedes' Vater, Pheidon, mit dem ältern Tyrannen verwechselt haben. Noch weniger hiermit vereinbar sind die Angaben der alten Genealogen und Chronologen. Die parische Chronik setzt Pheidon 631 Jahre vor dem attischen Archon Diognetus, d. h. 895 v. Chr., 119 Jahre vor Ol. 1, und nennt ihn den 11. vom Herkules ab; mit dieser letzten Angabe stimmt Syncellus (p. 373 und 499) und auch Africanus bei Eusebius in soweit, als an beiden Stellen Pheidon's Bruder, Karanos, der 11. von Herkules und der 7. von Temenos ab genannt wird; nur läßt er die Regierung des Karanos mit dem Jahre der Welt 4701, oder 799 v. Chr., also 22 Jahre vor Ol. 1, beginnen. In der zweiten Stelle wird uns eine doppelte Genealogie mitgetheilt, die eine nach Theopomp und Diodor, wonach die Folge wäre: Herakles, Hyllos, Kleodates, Aristomachos, Temenos, Kisios, Theostios, Merops, Aristodamidas, Pheidon und Karanos, mithin Pheidon als Vater und nicht als Bruder des Karanos bezeichnet wäre; oder da an diese Annahme kaum zu denken ist, das Wort *ἀδελφὸς* vor *Φείδωνος* und überdies ein Name ausgefallen sein müßte, und zwar bietet die Genealogie, welche der Kirchenvater Theophilus [34]) aus Satyrus gibt, den Namen Maron zwischen Keisos und Thestios, Maron ist aber wol verschrieben für Medon, wie Pausanias (II, 19, 2) den Sohn des Keisos nennt, was schon Clinton [35]) erkannt hat. Die andere Genealogie ist die: Temenos, Lachares, Deballos, Eurybiadas, Kleodäos, Kroisos, Poias, Karanos [36]). Dagegen macht Ephorus den Pheidon zum 10. von Temenus, und Velleius [37]) macht gar den Karanos zum 16. von Herakles, das wäre der 12. von Temenos. Setzt man mit den alexandrinischen Chronologen die Besetzung des Peloponnes durch Temenos in das Jahr 80 nach Troja, so würde die Generation zu 33⅓ Jahren gerechnet, die 7. etwa auf das Jahr 313 nach Troja oder das 95. Jahr vor Ol. 1, die 10. Generation etwa auf das Jahr 413 nach Troja oder Ol. 2, 1 und die 12. etwa auf das Jahr 480 nach Troja oder Ol. 18, 1 führen; nimmt man die Generation nur zu 30 Jahren an, so fiele die 10. in das Jahr 380 nach Troja oder 28 Jahre vor Ol. 1, und die 12. in das Jahr 440 nach Troja, oder in Ol. 8, 1. Indessen haben wir hier keine historisch-glaubwürdige Genealogie vor uns, diese Register mit den thatenlosen Namen sind in ziemlich später, etwa in Alexandrinischer Zeit theils chronologischen Systemen zur Liebe, um eine chronologische Lücke auszufüllen, theils um die Eitelkeit der macedonischen und ägyptischen Herrscherfamilie zu befriedigen, entstanden. Unter den Neuern haben Palmerius, Lydiatus und Freret [38]) dadurch alle Schwierigkeiten zu umgehen geglaubt, daß sie zwei oder mehre argivische Fürsten dieses Namens statuirten; auch ist gewiß, daß man den aus Aristoteles eben angeführten Gesetzgeber Korinths dieses Namens nicht nothwendig mit dem argivischen Tyrannen zu identificiren braucht, und ebenso läßt sich, wenngleich mit noch mehr Bedenken, annehmen, daß es ein bloßes Versehen Herodot's ist, wenn er den Vater des Leokedes und den Tyrannen identificirt. Aber die Thaten, die wir angeführt haben, die Hegemonie des Peloponnes den Lacedämoniern entzogen und den Argivern verschafft, die Leitung der olympischen Feier, die Anordnung der Maße und Gewichte, das erste Prägen des Geldes, müssen einem und demselben Mann angehören. Larcher [39]) dagegen geht von der parischen Chronik aus, der er ein so unbedingtes Ansehen in chronologischen Dingen einräumt, wie wir ihr jetzt nicht mehr zugestehen, wo wir auch ihre Angaben für die ältere Zeit nur als chronologische Hypothesen anzusehen gelernt haben, und um nun mit ihrer Bestimmung, daß Pheidon der 11. Abkömmling von Herkules (= der 7. von Temenos) sei, den Pausanias in Übereinstimmung zu bringen, stellt er die abenteuerliche Vermuthung auf, es sei

34) *Theophil.* ad Autolyc. II. c. 7. p. 96. ed. *Wolf. Ἀπολλόδωρος καὶ Ἀλθαίμων, τῆς Θεστίου γεγενῆσθαι Ἀντάνειραν, τῆς δὲ καὶ Ἡρακλέους, τοῦ Διὸς Ὕλλον, τοῦ δὲ Κλεόδημον, τοῦ δὲ Ἀριστόμαχον, τοῦ δὲ Τήμενον, τοῦ δὲ Κίσσον, τοῦ δὲ Μαρωνᾶ, τοῦ δὲ Θέστιον, τοῦ δὲ Ἄκοόν, τοῦ δὲ Ἀριστοδαμίδαν, τοῦ δὲ Κάρανον.* 35) F. A. I, 247 sq. 36) *Γενεαλογοῦσι δ' αὐτὸν οὗτως, ὡς φησιν ὁ Διόδωρος καὶ οἱ πολλοὶ τῶν συγγραφέων ὧν εἰς καὶ Θεόπομπος, Κάρανος, Φείδωνος τοῦ Ἀριστοδαμίδα τοῦ Μέροπος τοῦ Θεστίου* (dafür nach O. Müller [Aegin. 61] *τοῦ Θεστίου, τοῦ Κείσου*), *τοῦ Κισσίου, τοῦ Τημένου, τοῦ Ἀριστομάχου, τοῦ Κλεοδαίους* (Müller *Κλεοδάμου*), *τοῦ Ὕλλου, τοῦ Ἡρακλέους. Ἕτεροι δὲ ἄλλως, φησὶ, γενεαλογοῦσι, φάσκοντες εἶναι Κάρανον Ἰολαΐου, τοῦ Κροίσου, τοῦ Κλεοδάλου, τοῦ Εὐρυβιάδα, τοῦ Λεβάλλου, τοῦ Ἀγχάρους, τοῦ Τημένου, ὃς καὶ κατῆλθεν εἰς Πελοπόννησον.* 37) I, 6, 4. Caranus vir generis regii, sextus decimus ab Hercule profectus, Argis regnum Macedoniae occupavit. 38) Defense de la chronologie contre M. Newton, p. 100. 39) Mémoires de l'Acad. des Inscr. T. XLVI. p. 27—50.

bei dessen Ausdruck „die 8. Olympiade" nicht die 8. nach der 1. Olympiade des Koróbus, sondern nach der des Iphitus gemeint, welche nach den griechischen Chronologen 108 Jahre vor der des Koróbus fällt. Aber abgesehen davon, daß die Sage zwar Iphitus als den Erneurer der olympischen Feier bezeichnet, aber von einer Olympiadenzählung nach der Olympiade des Iphitus nirgends die Rede ist, wir vielmehr ausdrücklich wissen, daß erst von Koróbus an die olympischen Sieger regelmäßig aufgezeichnet wurden, abgesehen davon, daß es Pausanias ausdrücklich hätte angeben müssen, wenn er hier bei seiner Zahlbestimmung an andre als an die gewöhnlichen Olympiaden gedacht haben wollte, zumal er sonst überall bei seinen Olympiadenbestimmungen nur an die des Koróbus denkt, so würde dadurch Pheidon in das Jahr 76 vor Ol. 1 hinausgerückt werden, d. h. in eine Zeit, in der unmöglich irgend eine der ihm beigelegten Thaten geschehen sein konnte; denn eine Hegemonie über den Peloponnes war um diese Zeit weder für Sparta noch weniger für Argos möglich, und am allerwenigsten hat damals schon ein Prägen von Münzen stattfinden können. Ja indem nach Strabo (VIII, 355) der Dienst, welchen die Lacedämonier den Eleern dadurch bewiesen, daß sie ihnen die Agonothesie über die olympischen Spiele wieder verschafften, ein Dank für die Hilfe gewesen sein soll, welche die Eleer den Lacedämoniern bei der letzten Unterwerfung der Messenier geleistet hatten, so kann der Kampf zwischen Pheidon und Sparta in keinem Fall vor den ersten messenischen Krieg gesetzt werden, der zwischen Ol. 8 u. 14 geführt worden ist. Gleichwol ist Manso [40]) und zum Theil auch Clavier der Ansicht Larcher's beigetreten. K. O. Müller, welcher in den Aeginetic. p. 51—63 die erschöpfendste Darstellung von Pheidon gibt, geht von der Bestimmung des Pausanias aus, nimmt demnach an, daß Pheidon etwa Ol. 3 seine Plane gegen Korinth eingeleitet, später sie glücklich ausgeführt, dann während Sparta durch den messenischen Krieg beschäftigt war, sich die Hegemonie über einen großen Theil des Peloponnes verschafft, Ol. 8 die eleischen Agonotheten verjagt und die Olympien selbst geleitet habe, etwa Ol. 11 aber von den Lacedämoniern wieder geschlagen und der Hegemonie beraubt worden sei. Von diesem Pheidon unterscheidet er den Vater des Lakedas (oder Leokedes, wie es bei Herodot ionisch heißt) als einen jüngern, als einen Pheidon II. Dieser Ansicht ist er auch in den Doriern (I, 155 fg.) treu geblieben. Ihm stimmt auch Böckh [41]) bei. Neuerlichst hat aber Weißenborn in seinem Hellen. (S. 1—86) über „Pheidon von Argos" eine fleißige Monographie geliefert und darin neben einer sorgfältigen Zusammenstellung der auf Pheidon sich beziehenden Stellen der Alten und einer Prüfung der Ansichten der Neuern über die Zeit, der er angehöre, die Ansicht vertreten, daß die 8. Olympiade bei Pausanias auf einem Schreibfehler beruhe und mit der 28. vertauscht werden müsse. Er geht nämlich von einer Stelle Strabo's [42]) aus, nach welcher von der ersten Olympiade des Koróbus bis zur 26. Olympiade die Eleer die Vorstandschaft des olympischen Tempels und Wettkampfs gehabt, nach jener Olympiade aber die Pisaten ihr Land wieder in Besitz genommen und die Spiele geleitet, einige Zeit später die Eleer von Neuem Pisatis und damit auch die Leitung der Spiele wieder gewonnen und die Lacedämonier ihnen dabei nach der letzten Besiegung der Messenier geholfen hätten, weil sie in diesem Kriege auf lakonischer, dagegen die Nachkommen Nestor's (die Pylier) und die Arkader auf messenischer Seite gewesen wären. Hiernach können die Pisaten nicht schon Ol. 8, sondern erst nach Ol. 26 mit Pheidon die Agonothesie der Olympien gehabt haben. Nun lasse sich aber auch nicht weiter als bis Ol. 33 vorwärts gehen, denn Pausanias (VI, 22, 2) führe unmittelbar nach der Olympiade des Pheidias die 34. als die nächste nicht von den Eleern, sondern von den Pisäern gefeierte Olympiade, die darum auch von den Eleern gleichfalls nicht anerkannt worden sei. Folglich müsse die Olympiade des Pheidias nach Ol. 26 und vor Ol. 34 fallen, und da scheine nun 28 auch der urkundlichen Überlieferung 8 am nächsten zu kommen. Für diese Zahl spreche auch Julius Africanus bei Eusebius, welcher zeige, daß erst die 28. Olympiade von den Pisaten gefeiert sei, während dieser Zeit die Eleer in einen Krieg mit den Dymäern verwickelt gewesen wären. Die „letzte Vernichtung der Messenier" könne nur die des zweiten messenischen Krieges sein, der nach Pausanias von Ol. 23, 4 bis 28, 1 gedauert habe; denn an den dritten, der mit dem Abfall der messenischen Heloten Ol. 78, 4 begonnen habe und mit der Übergabe von Ithome Ol. 81, 2 beendigt sei, könne schon wegen der als Bundesgenossen der Messenier von Strabo bei dieser Gelegenheit genannten Arkader und Nachkommen Nestor's nicht gedacht werden. Das Unglück und die Entmuthigung der Spartaner im Anfange des zweiten messenischen Krieges mache es erklärlich, daß ein thatkräftiger Herrscher ihrer Erbfeinde nach Unterwerfung der argolischen Städte sich ermuthigt fühlte, sich gegen sie (die Spartaner) zu wenden, ihnen Kynuria zu entreißen; unter Pheidon's Anführung könnten die Argiver den entschridenden Sieg bei Hysiä über die Lacedämonier errungen haben, welcher Ol. 27, 4 fällt [43]). Ein Sohn dieses Pheidon's könne sehr wohl der Leokedes oder Lakedas sein, der sich um die Tochter des sikyonischen Klisthenes bewarb; die Zeit zwischen Ol. 28 und 45, in der etwa Klisthenes zu Olympia gesiegt habe, sei nicht zu lang, um gegründete Bedenken zu erregen, wenn man nur z. B. erwäge, daß die Thronbesteigung des Archidamus von Sparta von der seines zweiten Sohnes Agesilaus um 70 Jahre, die Hilfe,

40) *Manso*, Sparta. I, 191. 41) *Boeckh*, ad Corp. Inscr. Gr. T. II. p. 335. Vera ejus aetas est circa Ol. 3—12. Ebenso in der Metrol. p. 76.

42) *Strab.* VIII, 355. *Ἐγγυτέρω δὲ τῆς πίστεως ἴσι μέχρι τῆς ἕκτης καὶ εἰκοστῆς Ὀλυμπιάδος ἀπὸ τῆς πρώτης ἐν ᾗ Κόροιβος ἴνικα στάδιον Ἤλειος, τὴν προστασίαν εἶχον τοῦ τε ἱεροῦ καὶ τοῦ ἀγῶνος Ἠλεῖοι. — Μετὰ δὲ τὴν ἕκτην καὶ εἰκοστὴν Ὀλυμπιάδα οἱ Πισᾶται τὴν οἰκείαν ἀπολαβόντες αὐτοὶ συνετέλουν, τὸν ἀγῶνα ἱερῶντες εὐδοκιμοῦντα. Χρόνοις δ' ὕστερον μεταπεσοῦσης πάλιν τῆς Πισάτιδος εἰς τοὺς Ἠλείους μετέπεσε πάλιν εἰς αὐτοὺς καὶ ἡ ἀγωνοθεσία. Συνέπραξαν δὲ καὶ οἱ Λακεδαιμόνιοι μετὰ τὴν ἐσχάτην κατάλυσιν τῶν Μεσσηνίων συμμαχήσασιν αὐτοῖς.* 43) *Paus.* II, 24, 8.

die Pantaleon von Pisa den Messeniern geleistet hat, von der Empörung seines Sohnes Pyrrhus gegen die Eleer 80 Jahre und darüber aus einander liegt. Daneben könnte sehr wol schon früher Pheidon's Name in der Stammtafel der Temeniden ein- oder auch zweimal vorgekommen sein, und auf diese ältern wären denn die oben angegebenen genealogischen Bestimmungen über Karanos zu beziehen. Den Korinther Pheidon endlich unterscheidet Weißenborn vom argivischen Tyrann.

Diese Combination hat mancherlei für sich, auch das empfiehlt sie, daß eine Tyrannis in der 8. Olympiade eine Abnormität wäre, denn nirgends finden wir so früh in Griechenland Tyrannis; dagegen entsteht Ol. 26 die Tyrannis des Orthagoras in Sikyon, Ol. 30 beginnt die Tyrannis des Kypselus in Korinth und im zweiten messenischen Kriege ist Pantaleon Tyrann von Pisa. Die Lacedämonier sind die eifrigsten Gegner der Tyrannis, sie haben bis auf die macedonischen Zeiten, bis auf Machanidas und Nabis, sich selbst davon frei zu erhalten gewußt und viele griechische Staaten von Tyrannen befreit; der Kampf zwischen Pheidon und den Lacedämoniern mag daher ebenso sehr der Staatsverfassung als der Hegemonie gegolten haben. Doch hat auch sie ihre große Bedenken, und daß der Vater des Lakedas und der Tyrann Pheidon, dem alle oben erwähnten Thaten angehören, bleibt immer sehr mislich. Schließlich verweise ich noch auf den Excurs über Pheidon in *Clinton*, Fast. Hellen. I. Append. c. 1. p. 247—250. (*H.*)

PHEIDOSTRATOS. Eine grammatische Schule desselben existirte in Athen zur Zeit des Sokrates (*Plat.* Hippias maj. 286, b. *Ἐν τῷ Φειδοστράτου διδασκαλείῳ*). (*H.*)

PHELESSAEI (*Φελεσσαῖοι*), eine italische Völkerschaft in der Nähe der Umbrer nach Eudorus bei *Steph. Byz.* s. v. (*H.*)

PHELIPAEA. So nannte Tournefort (Inst. t. 479) zu Ehren der Gebrüder Louis und Jérôme Phélipeaux (s. d. Art. Phelypeaux), deren erster Kanzler, der andere Seepräfect unter Ludwig XIV. war, eine Pflanzengattung aus der zweiten Ordnung der 14. Linné'schen Classe und aus der natürlichen Familie der Orobancheen. Char. Der Kelch an der Basis bauchig, zweilippig: die Oberlippe drei-, die Unterlippe zweispaltig; die Corolle groß, mit etwas eingebogener Röhre und zweilippigem Saume; die Oberlippe zweilappig, die Unterlippe länger, dreilappig, der mittlere Lappen durch zwei drüsige Flecken bezeichnet; die Staubfäden flach, mit umgekehrt herzförmigen, an der Basis stumpfstachlichten Antheren; der Griffel eingekrümmt, mit knopfförmiger, halbkugeliger Narbe; die Kapsel zweiklappig mit vier seitlichen, fleischigen, ästigen Samenträgern und zahlreichen, kleinen, ovalen, glänzenden Samen. Die eilf bekannten Arten, welche in die Untergattungen Trionychion *Wallroth* (Kopsia *Dumortier*) und Cistanche *Link* (Haemodoron *Wallr.*) zerfallen, wachsen als blattlose, den Orobanchen sehr ähnliche, parasitisch auf den Wurzeln anderer Gewächse, vorzüglich in den Sand- und Salzsteppen Mittelasiens, zwei im nördlichen Afrika und zwei in Nordamerika. Die am längsten bekannte Art ist Ph. Tournefortii *Desfontaines* (Choix p. 16. t. 10), in Armenien einheimisch, mit nacktem, einfachem, an der Basis mit einigen Scheiden versehenem, einblumigem Schafte und violetter Corolle, deren Lappen gleich, kreisförmig und ausgebreitet sind. Eine zweite Art, Ph. lutea *Desf.* (Fl. atlant. 2. p. 6. t. 146., Ph. tinctoria *Brotero*, Orobanche tinctoria *Forskål*, Lathraea Phelypaea *L.*), wächst als ein Kraut mit fleischigem, schuppigem, vielblumigem Schafte, dichter Blüthenähre, dreizähligen Stützblättchen, stumpfen Kelchen und gelber, trichterförmiger, gebogener Corolle, besonders auf den Wurzeln der Cistus-Arten im nördlichen Afrika, in Portugal und Arabien. Man bedient sich ihrer in Ägypten zum Schwarzfärben der aus den Fasern der Dumpalme (Hyphaene coriacea *Gärtner*) gedrehten Stricke. — Phelypaea *Thunberg*, s. Hypolepis.

(*A. Sprengel.*)

PHELIPAEA BIFLORA *Sprgl.* (Synon.: Orobanche unillora *Linn.*; Orob. billora *Nutt.*), ist eine in Nordamerika einheimische Pflanze, deren höckerige und unregelmäßig knotige Wurzel in Virginien mit Erfolg gegen krebsartige und andere bösartige Geschwüre angewendet werden soll. (*Döbereiner.*)

Phelipe, St., die Orte dieses Namens suche man unter St. Philipp.

Phelippeaux (A. le Picard de), s. d. Art. Phelypeaux am Ende.

Phellandrium *L.* (Botan.), s. Oenanthe und Meum.

PHELLANDRIUM AQUATICUM *Linn.* (Synonym: Oenanthe Phellandrium *Lam.*) (Pharmak.), ist eine in Europa und Nordasien in Wassergräben, Sümpfen und Teichen vorkommende Pflanze, von der früher auch das Kraut als Wasserfenchelkraut, Herba Phellandrii, officinell war, jetzt aber ganz außer Gebrauch ist; es ist den Thieren zuwider und besonders Pferden und Schafen schädlich, soll aber auch, zwischen Bettstroh gestreut, die Wanzen vertreiben. Für die Medicin und Pharmacie ist diese Pflanze, welche schon Plinius unter dem Namen Phellandrium gekannt zu haben scheint, obgleich er eine sehr undeutliche Beschreibung gibt, deshalb wichtig, weil von ihr der Wasserfenchel- oder Roßfenchelsamen, Peersamen, sem. Phellandrii s. foeniculi aquatici s. caballini, Fructus Oenanthes Phellandrii, abstammt. Die Früchte sind 1—1½ Linie lang, oval-länglich, nach Oben verschmälert, ein wenig zusammengedrückt, mit zehn Rippen gestreift, und mit den Resten des Kelches und den aufrechten oder zurückgebogenen Griffeln gekrönt, auch öfter mit einem kleinen Stielchen versehen (welche Theile aber bei den im Handel vorkommenden Samen gewöhnlich abgestoßen sind); sie haben eine hellbräunliche oder auch gelblichgrüne, mit Purpurviolett gemengte Farbe, sind kahl, die Fugen der Carpellen flach und weißlich mit dunklerem öligem Kern. Im Handel kommt sehr häufig der sogenannte geströmte Wasserfenchelsamen vor, welcher aus unreifen, durch eine Art Gährung (indem man sie auf einem Haufen liegen ließ) schwarz gewordenen Früchten besteht, die dann dünn, mehr länglich, die Carpellen öfter einzeln, die Rip-

Digitized by Google

pen viel kleiner und undeutlich und von dunkelbrauner, auf der innern Seite hellern Farbe sind. Der Wasserfenchel hat einen eigenthümlich starken, etwas widerlich aromatischen, dem Liebstöckel ähnlichen, im geströmten Zustand aber einen weit unangenehmern Geruch, und einen unangenehmen, lange anhaltenden, scharf gewürzhaften Geschmack.— Er wird zuweilen mit dem Samen von Cicuta virosa, welcher aber viel dicker und rundlich, mehr breit als lang, viel stärker gefurcht, braungelb und mit den ganzen zurückgeschlagenen Griffeln gekrönt ist, und mit denen von Sium angustifolium und latifolium, verfälscht; beide sind kleiner, erstere oval, der zweite fast rund und mit ganz zurückgeschlagenen Griffeln gekrönt. Übrigens fehlt diesem Samen auch der eigenthümliche Geruch des Wasserfenchels und die sehr grobe und absichtliche Verfälschung mit dem Samen von Pinus sylvestris, wie sie vorgekommen sein soll, wird leicht an der ganz abweichenden Gestalt, der glatten Schale und dem harzigen Geruch desselben erkannt. Der Wasserfenchel ist von Berthold und Herz einer ausführlichen Untersuchung unterworfen. Ersterer fand in 100 Theilen: 1,5 Th. ätherisches, goldgelbes, in Alkohol lösliches Öl vom Geruch des Samens und Anfangs süßlichem, hinternach brennendem Geschmack; 5,1 Th. fettes, dem Bilsensamen ähnliches, süßlich schmeckendes, in Alkohol lösliches Öl; 2,6 Th. Wachs; 4,4 Th. Harz; 8,1 Th. Extractivstoff; 3,5 Th. Gummi; 72,5 Th. Faserstoff; 2,3 Th. Verlust; Herz hingegen fand in 100 Theilen: 0,15 Th. flüchtiges, blaßgelbes, scharf und durchdringend riechendes Öl; 8,33 Th. copaivbalsamartiges Weichharz; 2,81 Th. Hartharz; 3,56 Th. Extractivstoff; 0,20 Th. modificirten Extractivstoff; 3,33 Th. Gummi; 81,38 Th. Pflanzenfaser und Wasser.

Aus 100 Pfund der frischen, blühenden Pflanze erhielt Raybard nur 30 Gran ätherisches Öl und Frickfinger bei der Destillation des Samens mit Ätzkali und Wasser ein ammoniakhaltiges, ätherisches Öl von bräunlichgelber Farbe und stark aromatischem Geruch und Geschmack, welches auf den thierischen Organismus narkotisch zu wirken schien.

Der Wasserfenchelsame wird in Beziehung auf seine Wirkung und Bestandtheile bald zu den eigentlichen Gewürzen, bald zu den scharfstoffigen Mitteln, bald auch zu den betäubenden gerechnet, und er wird vorzugsweise bei Krankheiten der Respirationsorgane, namentlich bei Lungenkatarrh, Lungenschwindsucht, sowol in der tuberculösen, als eiternden ꝛc. und wird gewöhnlich als Pulver oder wässeriger Aufguß gegeben; in manchen Fällen möchte sich auch eine geistige Tinctur recht gut eignen. In der Thierarzneikunde wird der Wasserfenchel sehr häufig angewendet. (*Döbereiner.*)

Phelleta, s. Felleta.

PHELLEUS (*Φελλεύς*), ein Gebirge an der Nordküste Attika's, gegen Oropia hin, an welches sich in südöstlicher Richtung der Brilessos (*Βριλησσός*) anschließt. Eine merkwürdige Notiz über den Phelleus finden wir bei Platon (Critias p. 111. d. e), wo ein kurzer Abriß einer Urgeschichte Attika's (neun Jahrtausende vor der Zeit des Sprechers) vorgetragen wird. „Damals war das Land noch in seiner Urgestalt und die Gebirge hatten hohe fette Erdhügel und die sogenannten Ebenen des Phelleus (*τὰ Φελλέως νῦν ὀνομαζόμενα πεδία πλήρη γῆς πιείρας ἐκέκτητο καὶ πολλὴν ἐν τοῖς ὄρεσιν ὕλην εἶχεν*) waren mit fruchtbarem Erdreich angefüllt und hatten viel Waldung auf den Höhen, wovon auch jetzt noch sichtbare Beweise vorhanden sind, ꝛc." Die Geschichte der Gebirge und der Urwälder bestätigt jene Ansicht; denn Stürme und Regenströme spülen allmälig im Verlaufe von Jahrhunderten das fruchtbare Erdreich oft genug von den Gipfeln der Gebirge. Eine topographische Beschreibung des Phelleus gibt auch *Stephanus Byz.* s. v.: *Φελλεύς, ὄρος τῆς Ἀττικῆς· τάχα δ' οὐ μόνης τῆς Ἀττικῆς, ἀλλὰ παντὸς τοῦ τόπου ἔχοντος ἱππολῆς μὲν πέρας, ὑπὲρ ταύτης δὲ γῆν λιπαρὰν πρὸς ἐλαοφυτείαν.* Über den gegenwärtigen Zustand vergl. *Leake*, Trav. in Northern Gr. vol. II. p. 430 sq. (*Krause.*)

PHELLIAS (*Φελλίας*), ein Fluß in Lakonien, welcher zwischen Amyklä und Pharis hinströmend in den Eurotas mündete. *Pausan.* III, 20, 3: *διαβᾶσι δὲ αὐτόθεν ποταμὸν Φελλίαν παρὰ Ἀμύκλας κτλ.*; s. Mannert 8. Th. S. 616 fg. Hoffmann, Griech. S. 1047. 1060. (*Krause.*)

PHELLINE. Diese von Labillardière (Sert. Austr. Caled. p. 35. t. 38) aufgestellte Pflanzengattung gehört zu der ersten Ordnung der vierten Linné'schen Classe und wahrscheinlich zu der natürlichen Familie der Xanthoxyleen (? Ebenaceae, Styraceae). Char. Der Kelch vierzähnig, stehenbleibend; die Corolle radförmig ausgebreitet, viertheilig; die Staubfäden an der Basis der Corolle eingefügt, von gleicher Länge mit dieser, mit ablangen, aufrechten Zwillingsantheren; der Griffel kurz, röhrig, mit vierzähniger Narbenmündung; die Kapsel mit Rinde bekleidet, vierfächerig, mit korkigen (daher der Gattungsname: *φελλός* Kork), einsamigen Fächern. Die einzige Art, Ph. comosa *Labill.* (l. c.), ist ein in Neucaledonien einheimischer Strauch mit wolligen Knospen, abwechselnden, am Ende der Zweige zusammengedrängten, spatelförmigen, gezähnten, glatten Blättern und achselständigen Blüthenrispen, welche kürzer als die Blätter sind. (*A. Sprengel.*)

PHELLO (*Φελλώ*), erdichteter Name eines fabelhaften Volks bei *Lucian* V. H. II, 4, gleichsam „Korkland" mit seinen fabelhaften Bewohnern, Phellopodes (*Φελλόποδες*), gleichsam „Korkfüßler." (*H.*)

Phellocarpus *Benth.*, s. Miscolobium.

PHELLOE (*Φελλόη*), eine unbeträchtliche Stadt im Gebiete des achäischen Aigeira, 40 Stadien von ihr entfernt. Pausanias (VII, 26, 4) nennt dieselbe *πόλισμα οὐκ ἐπιφανές*, welche nicht immer bewohnt gewesen sei, auch nicht, als noch die Joner hier hausten. Das Gebiet derselben sei ausgezeichnet für Weinbau, auch bringe das steinige Land Eichen hervor und habe wilde Jagd, namentlich Hirsche und Schweine: und wenn irgend eine hellenische Stadt reichlich mit Wasser versehen sei, so müsse man auch Phelloe dazu rechnen. Phelloe habe zwei Heiligthümer, das eine des Dionysos, das andere der Artemis. Das Bild der Artemis sei aus Erz gegossen, das

Digitized by Google

des Dionysos sei ein mit Kinnabari gefärbtes Agalma aus Holz. Wenn man sich von Aigeira aus nach dem Hafenplatz begebe, stoße man auf einen Tempel der Artemis Agrotera. So *Paus.* l. c. Phelloe lag bei dem gegenwärtigen Zakholi; s. *Puillon-Boblaye*, Recherch. géogr. sur les ruines de la Morée. p. 28. (*Krause.*)

PHELLON (*Φελλών*), Fluß in Triphylia bei Skilus, hieß früher Selinus. (*H.*)

PHELLOPLASTIK (Korkschneidekunst, Korkbildnerei), ist von Böttiger die Kunst genannt worden, Werke der Architektur aus Kork, in verjüngtem Maßstade, nachzubilden. Wer zuerst solche Korkmodelle ausgeführt hat, ist nicht mit Sicherheit bekannt; wahrscheinlich fällt die Zeit der Erfindung zwischen die Jahre 1770 und 1775; daß sie in Italien gemacht sei, darüber stimmen alle Nachrichten überein. Einige geben an, daß der Architekt August Rosa zu Rom um 1780 der Erfinder gewesen sei. In Teutschland beschäftigte sich der kurmainzische (nachher mit dem Titel eines Baurathes beehrte) Hofoffizeiant und Conditor Mey zu Erfurt, welcher die Kunstwerke aus Kork nur durch Erzählungen kennen gelernt hatte, von 1795 an, eifrig und höchst erfolgreich mit deren Nachahmung, und seine Arbeiten fanden eine Zeit lang solchen Beifall, daß sie mit hohen Preisen bezahlt wurden (z. B. der Triumphbogen des Septimius Sever, 27 Zoll lang, 12 Zoll breit, 22 Zoll hoch, mit 36 Dukaten; — das Pantheon, 32 Zoll lang, 24 Zoll breit, 20 Zoll hoch, mit 120 Dukaten; ꝛc.). Bis zum Jahre 1801 hatte Mey schon 77 Modelle von größern und kleinern, meist antiken Bauwerken verfertigt, und 52 davon abgesetzt; 29 Stück wurden allein von dem Herzoge von Mecklenburg-Schwerin erstanden. Seine größte und kunstvollste Arbeit ist eine Nachbildung der Ruinen des Schlosses zu Heidelberg, welche er in Gemeinschaft mit seinem Sohne (bairischem Ingenieurlieutenant) zu Aschaffenburg für den König von Baiern ausführte.

Der Kork eignet sich durch seine Weichheit (vermöge welcher er sich in alle beliebigen Formen schneiden und überhaupt sehr leicht bearbeiten läßt) besonders gut zum Modelliren, wobei er doch genügende Festigkeit und Zähigkeit besitzt, um nicht zu zerbrechlich zu sein. Seine Farbe und eigenthümliche Porosität sind Eigenschaften, durch welche er ausgezeichnete Tauglichkeit zur Nachbildung alter, von der Zeit gebräunter und zernagter Bauwerke erlangt. Die Bearbeitung dieses Materials ist in den Grundlagen höchst einfach, aber — wenn wahre Kunstwerke dargestellt werden sollen — höchst mühsam und zeitraubend. Die käuflichen Korktafeln müssen nach Farbe und Porosität sorgfältig sortirt werden, damit man jedem Theile eines Werkes sein naturgetreues Ansehen geben kann, ohne zu oft mit Pinsel und Farbe nachhelfen zu müssen. Man ebnet sie dann durch Pressen zwischen Holztafeln, hobelt sie ab (wobei das Hobeleisen fleißig mit Fett bestrichen werden muß), und gibt ihnen dadurch zugleich die Abstufungen der Dicke, welche für verschiedene Zwecke nöthig sind. Die Zertheilung und fernere Ausarbeitung wird mittels Laubsägen, Lochsägen, scharfer Messer, Grabstichel, Raspeln, Hobel, Preßformen von hartem Holz, Messing oder Eisen ꝛc. vollführt. Über das Verfahren im Einzelnen ist eine sehr gute Anweisung von einem Ungenannten unter folgendem Titel vorhanden: Felloplastik oder die Kunst Modelle von antiken Gebäuden in Kork darzustellen. (Gotha 1804.) (*Karmarsch.*)

PHELLOS und ANTIPHELLOS (*Φέλλος, Ἀντιφέλλος*), zwei zusammengehörige Städte in Lykien, die erstere Land-, die zweite Hafenstadt. *Strabon* XIV, 3, 666 *Cas.*: *ἐν δὲ τῇ μεσογαίᾳ χωρία Φελλὸς καὶ Ἀντίφελλος κτλ.* Auch dem Skylax ist Phellos schon bekannt (*Φελλὸς πόλις καὶ λιμήν.* p. 93 *Gron.* p. 298. *Gail.* Geogr. Gr. min. T. I). Antiphellos soll früher *Ἀβησσὸς* geheißen haben. Strabon (l. c.) gibt Antiphellos nicht ausdrücklich als Küstenstadt an: wol aber Ptolemäus (V, 9). *Plin.* II. N. V, 27. Funfzig Stadien davon lag die Insel Megiste mit der Stadt Limyra. *Scyl.*, Peripl. p. 299; s. *Steph. Byz.* s. v. *Plin.* XXXI, 47. Es gibt noch Münzen mit der Aufschrift *ΑΝΤΙΦΕΛΛΕΙΤΩΝ. Mionnet* Vol. III. p. 431. 433. (*Krause.*)

Phelonitis *Cheval.*, s. Licca.

PHELP, kleiner See im Alligatorswamp der Grafschaft Washington im nordamerikanischen Freistaate Nordcarolina. (*G. M. S. Fischer.*)

Phelypaea, s. Phelipaea und Hypolepis.

PHELYPEAUX, die französische Ministerfamilie, soll, nach dem Dafürhalten von Hieronymus Phelypeaux, dem Sohne des Kanzlers Pontchartrain, dem Vater des Ministers Maurepas, von bescheidenen Bürgersleuten aus dem Städtchen Montfort-l'Amaury herstammen, in dessen nächster Nähe auch ihre beiden Hauptbesitzungen, Pontchartrain und Maurepas, gelegen sind, die Familie im Allgemeinen und die Genealogisten hingegen führen als den Stammvater einen Jean le Picard dit Phelypeaux auf, welcher 1400 la Brosse-gastée und mehre andere Lehen besessen habe. Dessen Urenkel, Raimund Phelypeaux, Mitherr auf la Brillière, 1535, wurde der Vater Ludwig's, auf la Cave und la Brillière, der, Rath bei dem Präsidial von Blois, 1537, sich mit Radegundis Garraut verheirathete, und durch sie Vater von drei Töchtern und von fünf Söhnen, Raimund, Salomon, Paul, Jacob und Johann, geworden ist. Salomon, auf les Landes, Maitre des comptes zu Paris, 1633 — 1655, starb unvermählt in dem Alter von 81 Jahren, den 2. Oct. 1655. Von Paul entstammt die Linie in Pontchartrain. Jacob, Abt von Bourgneuf und l'Estrey, Parlamentsrath 1601, starb den 23. Oct. 1643. Johann, Graf von Buzançois, auf Ville-Savin ꝛc., bekleidete bei der Königin Maria von Medici die Stelle eines Secrétaire des Commandemens, von welcher er zu jener eines Maitre des comptes und Staatsraths aufstieg. Er starb den 23. Nov. 1660: seine einzige Tochter, Anna, heirathete den Grafen von Chavigny, den Staatssecretair Leo Bouthillier. Von den fünf Brüdern war der älteste, Raimund Phelypeaux auf Herbaut, la Brillière und le Verger, 1560 zu Blois geboren; Secrétaire de la chambre du roi 1590, Trésorier des parties casuelles 1591, Trésorier de l'épargne 1599, succedirte er, 5. Nov. 1621, seinem Bruder Paul in dem

Digitized by Google

Amte eines Staatssecretairs. Er erbaute das stattliche Schloß zu Herbaut, in Blaisois, mit der berühmten, von Kennern so sehr bewunderten Schloßcapelle, starb den 2. Mai 1629 und hinterließ aus seiner Ehe mit Claudia Gobelin, drei Töchter und drei Söhne, Balthasar, Ludwig und Anton. Balthasar setzte die Linie in Herbaut fort; dieser ist entsprossen Georg Ludwig Phelypeaux, Abt von Thoronet, der, Erzbischof von Bourges 1757, sein Leben den 23. Sept. 1787 beschloß, im Tode, wie im Leben, seinen Diöcesanen der Gegenstand der aufrichtigsten Verehrung. Das Einzige, was der böse Leumund ihm vorzuwerfen wagte, galt seinen Schulden, die er gemacht hatte, „pour faire r'bâtir des châteaux pour son imbecile de frère." Dieses imbécile Sohn ist nachmals der alleinige Erbe des Ministers, Grafen von Maurepas, geworden. Was Raimund's andern Sohn betrifft, so entstammte von Ludwig die Linie in la Vrillière, von der weiter unten; Anton endlich, auf le Verger, Intendant de justice in Bourbonnais, starb den 19. März 1669.

Von seinen zwei Söhnen war der ältere, Raimund Balthasar Phelypeaux auf le Verger, zeitig, etwa 1671, in Kriegsdienste getreten: als Inhaber des Regiments Dauphin-étranger empfing er den Rang eines Maréchal-de-camp. Im April 1698 wurde er als Envoyé extraordinaire bei den kurpfälzischen und kurcölnischen Höfen accreditirt, und sollte in Bonn vornehmlich die Restitution der wegen ihrer Anhänglichkeit an den Cardinal von Fürstenberg suspendirten Domherrn, dann ein Abkommen in Betreff der Rheinzölle suchen. Die Restitution wurde, da sie durch den Art. 44 des Friedensschlusses stipulirt, ohne Schwierigkeit durchgesetzt, die Unterhandlungen über die Zölle, bei welchen die Holländer intervenirten, schwebten noch, als Phelypeaux seine Ernennung zu einem wichtigern Gesandtschaftsposten empfing. Er traf zu Anfang Aprils 1701 in Turin ein, mit dem Auftrage, durch die Aussicht auf einen lockenden Tausch den Herzog für die französische Allianz zu gewinnen, ihm für die Abtretung von Savoyen, Nizza und Barcelonette den mailändischen Staat zu bieten. Der Herzog weigerte sich auf das Bestimmteste, das Erbe der Väter gegen fremdes Eigenthum wegzugeben, ergriff jedoch freudig den Vorschlag einer Vermählung seiner Tochter, der Prinzessin Marie Louise Gabriele mit König Philipp V. von Spanien. Nicht nur, daß Phelypeaux diese Verbindung, die in ihren Folgen von der höchsten Wichtigkeit sein konnte, zu Stande brachte, er schloß auch am 6. April 1701 mit Victor Amadeus einen Subsidienvertrag, vermöge dessen 4000 Piemontesen sich der französisch-spanischen Armee an der Etsch anzuschließen hatten. Der verzögerte Aufbruch dieser Truppen erweckte indessen zeitig Verdacht gegen die Aufrichtigkeit des Herzogs, und Phelypeaux, der selbst in dem Cabinet von Turin seine Spione hatte, gelangte in Kurzem zu der Überzeugung, daß man dort, um entschieden Partei zu ergreifen, die Ergebnisse des ersten Feldzugs abzuwarten gedenke. Seine Aufgabe ward es, des Herzogs Zweifel und Unschlüssigkeit zu besiegen und gegen seine verbindlichen Formen und seine spiegelglatte Festigkeit bestand nicht das von Victor Amadeus ergriffene Schaukelsystem. Jetzt endlich, am 23. Jul. 1701, wurde der projectirte Ehevertrag unterzeichnet, wobei nicht nur Phelypeaux, sondern auch ein spanischer Gesandter, der Marquis von Castel-Rodrigo, wirkten, und am andern Tage ging der Herzog zu Felde. Unter ihm sollte, vermöge seiner Instructionen, Phelypeaux als Maréchal-de-camp dienen, zugleich aber seine gesandtschaftlichen Verrichtungen fortsetzen; eine Cumulirung, welche den Geschäften wenig zusagte und den kriegerischen Diplomaten dermaßen den Spöttereien und Neckereien der Officiere, wie der Höflinge, aussetzte, daß Ludwig XIV. sich sehe bald genöthigt sah, seinen Gesandten auf die Verrichtungen im Cabinet zu beschränken. Die Feindseligkeiten hatten bereits den Anfang genommen, und es folgten ihrem Ausbruche Ereignisse, über welche Phelypeaux die höchste Unzufriedenheit bezeigt. Den unerwarteten Fortgang der kaiserlichen Waffen schreibt er doch vornehmlich der Unschlüssigkeit Catinat's zu, und der Eifersucht und den Zänkereien der übrigen Generale, Zänkereien, welche Villeroy's Eintreffen bei der Armee bis zum Äußersten steigerte. Zugleich mit dem Herzog (16. Sept. 1701), verließ auch Phelypeaux den Kriegsschauplatz, und wie er zeither der aufmerksamste Beobachter der Ereignisse im Felde gewesen, so wendete er jetzt wiederum eine gespannte Aufmerksamkeit den Verhandlungen in dem Cabinet zu. Mancherlei Projecte wurden vorgebracht, in der scheinbaren Absicht, die Allianz zu befestigen und enger zu schnüren; Phelypeaux erblickte darin eitel Blendwerk, einen bedrohlichen Ernst aber in den Anstalten für die Bewehrung der piemontesischen Festungen und in der Errichtung eines Regiments, was mit der bedrängten Lage der herzoglichen Finanzen kaum vereinbar schien. Die Correspondenz des Gesandten vom J. 1702 spricht den Fortgang seiner Besorgnisse aus, gleichwie sie von der unermüdlichen Thätigkeit seiner Spione zeugt. Endlich, Aug. 1703, gelangte er zu der Entdeckung, daß ein kaiserlicher Agent, der Graf von Aurésberg, sich in Turin befinde, auch bereits mehre Conferenzen mit des Herzogs Ministern gehabt habe. Hierüber berichtete er auf der Stelle nach Versailles und es erging von dort an Vendôme der Befehl, die piemontesischen Truppen zu entwaffnen (Sept. 1703). Um die Beleidigung zu erwiedern, ließ Victor Amadeus dem Gesandten eine Wache vor die Hausthüre stellen, um ihm jeden Verkehr mit dem spanischen Gesandten zu nehmen und noch andere, vielleicht zwar durch S. Simon übertriebene, Strenge gegen ihn ausüben zu können. Dieser Gefangenschaft endlich im Mai 1704 entledigt, kam Phelypeaux nach Versailles, um in einer langen Unterredung mit dem Monarchen sein Betragen zu rechtfertigen, wie er das schon vorher in einer von Antibes datirten Denkschrift versucht hatte[1]). Sie ist

1) S. Simon, des Zwistes mit dem Herzog von Savoyen gedenkend, schreibt: Phelypeaux était un grand homme, bien fait, de beaucoup d'esprit et de lecture, naturellement éloquent, satirique, la parole fort à la main, avec des traits et beaucoup d'agrément, et quand il le voulait, de force. Il mit ces talents en usage, et sans contrainte, pour se plaindre de tout ce qu'il

Digitized by Google

gedruckt unter dem Titel: Mémoire contenant les intrigues secrettes et malversations du duc de Savoye, avec les rigueurs qu'il a exercées envers M. Phelyppeaux, ambassadeur de France. (Bâle 1705. 18. p. 178.) Nach Lenglet-Dufresnoy hat diese Denkschrift dem Verfasser eine Art von Ungnade zugezogen, das ist aber unrichtig, im Gegentheil erhielt er sofort die durch Briord's Ableben erledigte Stelle eines Conseiller d'état d'épée, und am 1. Jan. 1709 das Gouvernement der Antillen. In dieser Stellung ist er auf Martinique unverehelicht gestorben, den 21. Oct. 1713. Über das Verhältniß zwischen diesem Raimund Balthasar und dessen jüngerem Bruder, dem Bischof von Lodève (seit 1690), Jacob Anton Phelypeaux, äußert sich S. Simon in der in der Note [3]) beigebrachten Stelle. Der Bischof von Lodève starb im April 1732.

Ludwig Phelypeaux, von den Söhnen Raimund's, des Staatssecretairs, der mittlere, Marquis von Tanlay, Graf von S. Florentin, Baron von Châteauneuf-sur-Loire, von la Brillière und Ervy-le-châtel, folgte, nachdem er seit dem 20. Aug. 1620 Mitglied des Staatsraths gewesen, dem Vater in dem Staatssecretariat, bekleidete zugleich, seit dem 1. April 1643, das Amt eines Prevôt und Maître des cérémonies des Ordres du roi, und starb zu Bourbon, den 5. Mai 1681, in dem Alter von 83 Jahren, davon er 62 in einer ganz mechanischen Wirksamkeit hingebracht hatte. Tanlay hat, was seine Frau, Maria Particelli, Tochter des Intendant des finances, ihm zugebracht, verkauft. Er hatte sechs Söhne, Ludwig, Balthasar, Michael, Augustin, Raimund, Peter, und eine in das Haus Rochechouart verheirathete Tochter. Peter, Baron von Ervy, Brigadier, Maistre-de-camp von Royal Dauphin étranger, starb 1691. Raimund, Graf von S. Florentin, starb als Oberstlieutenant bei Colonel-général, zu Mons, den 9. Aug. 1692, an den Folgen der in der Schlacht vor Steenquerque empfangenen Wunden. Augustin, Malteserritter 1647, führte als Capitaine eine Galeere, an deren Bord er 1673, auf der Höhe von Vigo, starb. Michael, Parlamentsrath, Abt von Nioeil, S. Lo und Abtie, Bischof von Uzès, 22. Nov. 1664, Erzbischof von Bourges 1676, starb zu Paris, 28. April 1694. Ludwig hatte die Survivance von seines Vaters Staatssecretariat seit 1648, mußte auf dieselbe aber 1669 verzichten, daher, nach des Vaters Ableben, das Amt an den zweiten Sohn gekommen ist, an Balthasar Phelypeaux, der bis dahin königlicher Aumônier, Abt von S. Vincent de l'Abtie und von Quinci, auch Parlamentsrath gewesen. Dieser Balthasar, Marquis von Châteauneuf (durch Creation vom Febr. 1671) und Thoré, Graf von S. Florentin, Herr von la Brillière, besaß, neben dem Staatssecretariat das Amt eines Greffier des Ordres du roi, und starb, urplötzlich beinahe, auf der Heimreise aus den Bädern von Bourbon, den 27. April 1700. Während er auf dieser Badereise begriffen war, hatte nicht sein Vetter Pontchartrain, sondern Barbezieux unterzeichnet, denn es waltete niemals eine rechte Einigkeit unter diesen beiden Linien der nämlichen Familie. Die Pontchartrain betrachteten es als einen Eingriff in ihre wohlerworbenen Rechte, daß Raimund Phelypeaux der Nachfolger seines Bruders Paul in dem Staatssecretariat geworden war, und dies Amt auf seine Kinder vererbt hatte [3]). Balthasar, von dessen Ministereigenschaften S. Simon nicht viel Aufhebens macht [4]), hatte Châteauneuf zu einem wahren Feensitze umgeschaffen. Seine Witwe, Maria Margaretha de Fourci, vermählt mittels Ehever-

avait souffert en Piémont, ou à Turin, ou à Cani, où il fut gardé étroitement, et où on lui refusait jusqu'au nécessaire de la vie. Ses derniers propos avec M. de Savoye furent assomants pour un prince qui se sentait autant que celui-là, et ses réponses encore plus piquantes, par leur sel et leur audace, aux messages qu'il lui envoya souvent depuis. Il dit même aux officiers qui le gardaient à Coni qu'il espérait que le roi serait maître de Turin avant la fin de l'année, que lui en serait fait gouverneur, qu'il y ferait raser d'abord la maison où il avait été arrêté, et qu'il y ferait élever une pyramide avec une inscription en plusieurs langues, par laquelle il instruirait la postérité des rigueurs avec lesquelles M. de Savoye avait traité un ambassadeur de France, contre le droit des gens, contre l'équité et la raison. Il avait fait une relation de ce qui s'était passé à son égard depuis les premiers événements de la rupture, très-curieuse et bien écrite, où il n'épargnait pas M. de Savoye, ni sa cour. Il en montra quelques copies, qui furent fort recherchées et qui méritent de l'être toujours. Le malheur de l'état, attaché à la fortune de la Feuillade, ne permit pas à Phelypeaux de jouir de sa vengeance, ni la longueur de sa vie de voir les horreurs dans lesquelles M. de Savoye finit la sienne. Ce Phelypeaux était un vrai épicurien, qui croyait tout dû à son mérite, et il était vrai qu'il avait des talents de guerre et d'affaires et tout possible par l'appui de ceux de son nom qui étaient dans le ministère; mais particulier et fort singulier, d'un commerce charmant quand il voulait plaire ou qu'il se plaisait avec les gens; d'ailleurs épineux, difficile, avantageux et railleur. Il était pauvre et en était fâché pour ses aises, ses goûts très-recherchés et sa paresse.

2) Plus savant, plus finement spirituel et plus épicurien, que son frère, plus aisé aussi dans sa taille, qui, par la tolérance de Basville, et l'appui de ceux de son nom dans le ministère, manialt fort le Languedoc depuis la chute du cardinal Bonzi. Il survécut son frère, entretenait des maîtresses publiquement chez lui, qu'il y garda jusqu'à sa mort, et tout aussi librement ne se faisait faute de montrer, et quelquefois de laisser entendre, qu'il ne croyait pas en Dieu. Tout cela lui fut souffert toute sa vie sans le moindre avis de la cour, ni la plus légère diminution de crédit et d'autorité. Il n'avait fait que cela toute sa vie, mais il s'appelait Phélypeaux. Il s'en fallait bien que le cardinal Bonzi, avec tous ses talents, ses services, ses ambassades, eût jamais donné le quart de ce scandale, et il en fut perdu. Ce Lodève ne sortait presque point de sa province, mourut riche et vieux, car il sut aussi s'enrichir, et laissa un tas de bâtards.

3) J'ai ouï plus d'une fois, erzählt S. Simon, le chancelier Pontchartrain reprocher à le Vrillière le vol de la charge de son père par son bisaïeul, et fort médiocrement en plaisanterie.

4) Châteauneuf était un homme d'une prodigieuse grosseur, ainsi que sa femme, fort peu de chose, bonhomme et servant bien ses amis. Il avait le talent de rapporter les affaires au conseil des dépêches, mieux qu'aucun magistrat; du reste la cinquième roue d'un chariot, parce qu'il n'avait aucun autre département que ses provinces, depuis qu'il n'y avait plus de huguenots. Sa considération était donc fort légère, et sa femme, la meilleure femme du monde, n'était pas pour lui en donner.

Digitized by Google

trags vom 20. Dec. 1670, ſtarb den 9. April 1711. Von ihren vier Kindern heirathete ihre Tochter, Katharina Thereſa, am 8. Mai 1692 den Herzog von la Feuillade, von ihren Söhnen wurde dem mittlern, Balthaſar, regulirtem Chorherrn von der Congregation de St. Geneviève, 1693 die Abtei Nioeil verliehen. Ein jüngerer Balthaſar war Brigadier und Oberſt eines Dragonerregiments, indeſſen der älteſte, Ludwig, Marquis von la Vrillière und Châteauneuf, Graf von S. Florentin, Baron von Ervy, geb. den 14. April 1672, auch noch Mittel fand, Nachfolger ſeines Vaters in dem Miniſterium zu werden. Dazu verhalf ihm die Prinzeſſin von Harcourt, „dont le métier était de faire des affaires depuis un écu jusqu'aux plus grosses sommes.“ Sie unterhandelte mit der Maintenon, und unter der Bedingung, daß Ludwig die Tochter des Grafen von Mailly, Franziska de Mailly, heirathe, wurde ihm das Staatsſecretariat am 10. Mai 1700 verliehen. Weil die Braut aber noch nicht völlig 18 Jahre alt war, wurde die Vermählung um einige Monate ausgeſetzt, zu vollkommener Zufriedenheit der Braut. Denn, obgleich ein Kind noch, fühlte ſie die Zumuthung als eine Beleidigung, einem Manne, wie la Vrillière, die Hand zu reichen [5]). Nichtsdeſtoweniger wurde die Ehe am 1. Sept. 1700 eingeſegnet [6]). Wenige Tage vorher, den 28. Auguſt, hatte der König auch die Stelle eines Ordensgreffier an la Vrillière vergeben: „il en avait grand besoin, pour le parer un peu.“ Denn durch das Staatsſecretariat genoß er bei Hof nur mäßigen Einfluß, und wahrhaft peinlich wurde ſeine Stellung durch die Liebſchaft ſeiner Frau — „qui, sans beauté, était jolie comme les amours, et en avait toutes les grâces — mit Ludwig Armand de Brichanteau, Marquis de Nangis, dem nachmaligen Marſchall. Das wäre ihm an ſich wol ziemlich gleichgültig geblieben, aber der ſchöne Nangis gefiel auch andern Frauen, namentlich der Herzogin von Burgund, und in der hierdurch veranlaßten Rivalität konnte die Frau des Staatsſecretairs ſich nicht verſagen, ihrer Nebenbuhlerin ihre Überlegenheit in höchſt indiscreter, zuweilen ſogar impertinenter Weiſe [7]) fühlen zu laſſen. Für die Eheleute la Vrillière konnten demnach die wiederholten Sterbefälle in dem königlichen Hauſe, von denen die Regentſchaft eine Folge war, als ein Glück gelten; es wurde auch Ludwig, hauptſächlich auf S. Simon's Betrieb, durch den Herzog von Orléans in dem Staatsſecretariat beſtätigt, „parce qu'il lui parut absolument sans consequence,“ und außerdem zum Secretair des Regentſchaftsconſeil beſtellt [8]). Nicht lange darauf erhielt er auch Sitz und Stimme bei dem Regentſchaftsconſeil, ohne daß ſich jedoch mit allem dieſem die Hoffahrt ſeiner Frau zufrieden gegeben hätte [9]). Ein Herzogshut ſchien ihr der einzig mögliche Erſatz für das ihrer vornehmen Herkunft angethane Unrecht, und ſolchen zu erreichen, ſetzte ſie alle erdenkliche Triebfedern in Bewegung. Aus dem Hauſe ihrer Mutter waren ihr Freunde und Vettern geblieben, die wegen ihrer Verwandtſchaft mit der Olbreuſe, Madame de Haarbourg, an dem hanöverſchen, jetzt großbritanniſchen Hofe Einfluß beſaßen. Um dieſen ihr zu Gebote ſtehenden Einfluß zu verſtärken, ließ ſie ſich in Verſtändniſſe mit dem Schweizer Schaub ein, einem Intriguanten, welcher als Zwiſchenträger des Cardinals Dubois mit dem londoner Cabinet, zu der genaueſten Kenntniß aller der nichtswürdigen Umtriebe jener Zeit, zu einer wahren Macht erwachſen war [10]). Als der Schweizer ſoweit gebracht war, daß er ſich in ſie verliebt, wurde ihm das Gelüſt nach einem Herzogthume vertraut, zugleich mit der Beſorgniß, für dergleichen Standeserhöhung Schwierigkeiten zu begegnen, welche zu beſeitigen, einzig des Königs von England Fürwort vermögen würde. Schaub fand in einer Heirath das ſicherſte Mittel, dieſe Fürſprache ſich zu erwerben, und brachte zu dem Ende eine Verſchwägerung mit der Gräfin von Platen in Vorſchlag. Dieſe, einſt die Geliebte König Georg's I., beherrſchte ihn gewiſſermaßen noch durch die Macht der Erinnerung, und von ihren drei Töchtern ſchien die mittlere, „belle et bien faite, mais sans aucun bien, comme toutes les Allemandes,“ für den Sohn la Vrillière in allen Beziehungen eine paſſende Partie. Über das Heirathsproject wurde ſofort durch einige in Hanover anſäſſige Refugiés mit der Familie von Platen verhandelt, während Schaub es ſich zur Aufgabe machte, zuvörderſt den Cardinal Dubois, und durch deſſen Vermittlung den Herzog von Orléans zu der Verleihung des gewünſchten Herzogtitels zu beſtimmen: ein ſolcher Titel, ſagte er dem Cardinal, ſei die Bedingung, von welcher die Einwilligung der Gräfin von Platen für den ihr gemachten Heirathsantrag abhänge. Denn wie ſehnlich ſie auch die Vermählung ihrer Tochter wünſche, ſo ſchulde ſie nicht

5) Elle se mit à pleurer et à crier qu'elle était bien malheureuse; qu'on lui donnât un homme pauvre, si l'on voulait, pourvu qu'il fût gentilhomme, et non pas un petit bourgeois pour faire sa fortune; elle était en furie contre sa mère et contre madame de Maintenon. On ne pouvait l'appaiser, ni la faire taire, ni faire qu'elle ne fît pas la grimace à la Vrillière et à toute sa famille qui accoururent la voir, et sa mère. Ils le sentirent tous bien, mais le marché était fait, et trop bon pour eux pour le rompre. Ils espérèrent que c'était enfance qui passerait, mais ils l'espérèrent vainement; jamais elle ne s'est accoutumée à être madame de la Vrillière, et souvent elle le leur a montré. 6) Ils la marièrent, la chancelière donna à dîner à la noce. Ils couchèrent dans l'appartement de la comtesse de Mailly, où madame la duchesse de Bourgogne s'en amusa tout le jour. 7) Madame de la Vrillière, en butte à Madame la Dauphine, triomphait d'elle en folle depuis bien des années sans ménagement. Il y avait eu jusqu'à des scènes, et Madame la Dauphine ne haïssait rien au monde tant qu'elle.

8) Pour en tenir le registre, signer les grâces des départements des autres Secrétaires d'état, et tout ce qui avait besoin de la signature d'un Secrétaire d'état, avec le temps celle des expéditions et des ordres secrets, l'autorité sur la police de Paris, enfin en très-peu de temps, il fut l'unique Secrétaire d'état en fonction. 9) Madame de la Vrillière, au bout de tant d'années de mariage, ne pouvait se consoler ni s'accoutumer à être madame de la Vrillière. 10) Pour s'amuser ou autrement il s'avisa de tourner autour de madame de la Vrillière. Il la voyait encore coquette au dernier point, et n'ignorait pas qu'elle n'avait jamais été cruelle. La dame s'en aperçut bientôt, elle ne s'en offensa pas, et fit si bien qu'elle le rendit amoureux tout de bon coeur, car elle était encore jolie.

minder wesentliche Rücksichten ihrem reichsgräflichen Stande; dabei werde sie in ihrer Foderung von König Georg und seinen Ministern aus aller Macht unterstützt. Kaum möchte eine Gefälligkeit zu erdenken sein, die dem befreundeten Hofe angenehmer wäre, als jene unerhebliche Deferenz für den Rangstolz einer teutschen Familie. Dubois, dem jede Gelegenheit erwünscht war, seine Anglomanie leuchten zu lassen, ging auf die Sache ein, und der durch ihn inspirirte Herzog von Orléans erlaubte den Ältern la Vrillière, ihr Gesuch vorzutragen, ertheilte auch hierauf eine so günstige Antwort, daß das Ehepaar in der Freude sein Geheimniß ausplauderte, bevor noch eine Entschließung gefaßt war. Sofort erhob sich großer Rumor in der betitelten Welt. Der erste war der Marschall von Berwick, der sich gegen die Profanation, wie er es nannte, des herzoglichen Titels erklärte. Seine Vorstellungen machten auf den Herzog von Orléans einen tiefen Eindruck, ohne doch eine bleibende Wirkung zu hinterlassen. Schneidender drückte S. Simon sich aus, und seiner Logik, verbunden mit den Lazi des Publicums, wußte der Machthaber nicht zu widerstehen. Das Vorhaben wurde einstweilen bei Seite gelegt, bald aber mit dem Cardinal Dubois für eine lange Reihe von Jahren begraben [11]). Die Heirath aber wurde vollzogen [12]) und la Vrillière, der Vater, verfiel neuer Lächerlichkeit, indem er den bevorstehenden Ausbruch eines Kriegs mit England für den Fall verkündigte, daß dem König Georg nicht gewährt werde, was er sich auf das Bestimmteste erbeten und ausdrücklich sich hatte versprechen lassen. Er, für seine Person, fügte der Staatssecretair hinzu, wasche seine Hände in Unschuld, er trage nicht die Verantwortlichkeit von diesem Kriege [13]). Als er, beinahe der erste, von dem Schlaganfall, der den Herzog von Orléans betroffen, Nachricht erhalten hatte, eilte er, um diese wichtige Neuigkeit dem König und dem Bischof von Fréjus, dann aber dem Herzog von Bourbon zu hinterbringen, demnächst begab er sich nach Hause, um ein Patent, worin besagter Herzog zum Premier-Ministre ernannt worden, zu entwerfen. Es fügte sich, daß in dem Augenblicke, wo bei Hof das Ableben des vormaligen Regenten gemeldet wurde, der Bischof von Fréjus den Herzog von Bourbon als den würdigsten Nachfolger des Verstorbenen ernannte. Der König gab zu diesem Vorschlage seine Genehmigung; rasch zog la Vrillière das projectirte Patent aus der Tasche und auf der Stelle konnte der neue Premier-Ministre vereidet werden. La Vrillière überlebte diesen Triumph nicht lange, er starb den 17. Sept. 1725 [14]), sein bedeutendes Vermögen hinterließ er in ziemlicher Unordnung, wiewol er, um seinen Verlegenheiten zu entgehen, sein prächtiges Hôtel [15]) in der Rue des Petits-champs, gegenüber der Place des Victoires, 1712, an den Grafen von Toulouse, und 1713 das Greffieramt des heil. Geistordens, „avec permission de conserver le cordon bleu," verkauft hatte.

Drei Kinder überlebten ihn: Ludwig, Maria Johanna, vermählte Gräfin Maurepas, und Louise Franziska, seit dem 21. Mai 1722 an Ludwig Hippolyt de Brehant, Graf von Plélo, verheirathet. Ludwig Phelypeaux, Graf von S. Florentin, Marquis von la Vrillière und Châteauneuf, Baron von Ervy-le-châtel, geb. den 18. Aug. 1705, wurde, en survivance, mit seines Vaters Zustimmung, zum Secrétaire d'état et des commandemens et finances de S. M. ernannt, 17. Febr. 1723, gelangte auch zu den Ämtern eines Commandeur-secrétaire des ordres du roi, 3. Aug. 1736, und eines Kanzlers der Königin, 17. Febr. 1743; Membre honoraire de l'Académie des sciences war er seit 1740. Am 1. Mai 1744 wurde er ermächtigt, für die Dauer der Abwesenheit des Königs, als er im Begriff stand, sich nach den Niederlanden zu erheben, „d'expédier, signer au nom de S. M. et contresigner toutes les lettres patentes et closes, les édits, déclarations, arrêts, depêches et expéditions qui avoient accoutumé d'être faites par son commandement, pour ses affaires, celles de l'état, des finances et du public, même dans les occurrences qui pourroient survenir, celles qui seroient passées, et sur lesquelles on ne pourroit attendre la résolution de S. M.," eine Vollmacht, die bei Gelegenheit der Feldzüge von 1745, 1746 und 1747 erneuert wurde. Staatsminister seit August 1751 gelangte S. Florentin durch das Ableben des Abbé de Pomponne zu der Würde eines Commandeur-chancelier, garde des sceaux des ordres du roi, et de Surintendant des deniers des mêmes ordres, Juni 1756; im Januar 1757 wurde er von der Acadé-

11) Si le cardinal Dubois et le duc d'Orléans eussent vécu, il aurait été duc. Mais le roi a dit: Il ne le sera jamais. La Cour a dit de M. de la Vrillière qu'il avait une duché-périe, au lieu d'une duché-pairie. (Journal de Paris par *Mathieu Marais*, avril 1724.) 12) Le marquis de la Vrillière a dit tout haut chez le roi: On dit tant de mal des femmes de ce pays-ci, que j'ai voulu prendre une bru en Allemagne. (*Math. Marais.*) 13) Ces propos, qui sentaient par trop les petites maisons, remirent dans les conversations de tout le monde son oncle paternel et son frère aîné, renfermés depuis longtemps. 14) La Vrillière était un peu gros, et singulièrement petit, il était vif, et ses mouvements tenaient de la marionette. Elevé dans les bureaux de son père, il en possédait la routine, obligeant, très-servable, fort poli, intérieurement glorieux, capable d'expédiant et de mécanique, liant et rempu au monde, femme d'honneur.

15) Das Hotel de la Vrillière, erbaut 1620, dient gegenwärtig der Bank; der anliegenden Straße ist der Name la Vrillière geblieben. Von dem Hotel heißt es in der Description nouvelle de Paris, p. *M. B.* 1685: Cet hôtel est un des plus beaux de Paris, et des mieux exposez à la vuë, à cause que la rue des Fossez est vis-à-vis. La porte, qui est soutenue de colonnes Doriques, avec deux grandes statuës assises sur les piés-d'étaux, qui sont au dessus. Le devant du logis est en terrasse, qui joint les deux ailes. La cour est parfaitement quarrée, et la face du bâtiment a toute la beauté, que l'on peut desirer, les ornemens qui y sont, étant distribuez avec une proportion très-juste. Pour les appartemens outre qu'ils sont ornez de dorure et de sculpture, les meubles en sont magnifiques; entre autres on y voit une tenture de tapisserie, qui represente les douze mois de l'année d'un dessin très-singulier. La Galerie est remplie d'excellens tableaux, des plus habiles maîtres. Il y en a un du Bassan qui est fort estimé, que tous les curieux admirent. Cette belle maison est du dessin de François Mansard.

Digitized by Google

mie des belles lettres zum Ehrenmitgliede erwählt, und am 18. Mai 1758, für die Dauer der Minderjährigkeit des Herzogs von Bourgogne, als des Großmeisters von dem Orden U. L. Frauen vom Berge Karmel und des heil. Lazarus, zum Administrator des Großmeisterthums bestellt. Von seiner ministeriellen Wirksamkeit ist aber wenig Erhebliches, Gutes gar nicht, zu berichten. Seine hauptsächlichste Thätigkeit hat er in der Ausfertigung von Lettres de cachet entwickelt [16]); sie gehört zu seiner Competenz, indem er 1749 das Departement des königlichen Hauses übernommen hatte. Ein Mann seines Gepräges, in Frivolitäten, Liebschaften und Verschwendung versunken, mußte jedoch einem König wie Ludwig XV., zusagen, und vielfältige Anerkennung hat er bei dem Monarchen gefunden. Als er in einer Jagdpartie, 1765, die linke Hand einbüßte, tröstete ihn ein königliches Handbillet, folgenden wesentlichen Inhalts: „vous n'avez perdu qu'une main, et vous en trouverez toujours deux chez moi à votre service." Besorgt wegen der Beibehaltung seiner Stelle, vernahm er aus dem Munde des Monarchen die beruhigenden Worte: „Il ne faut pas que vous me quitiez, vous avez trop besoin de moi, et moi de vous." Im J. 1770 erreichte der Graf von S. Florentin, was seinem Vater unerreichbar geblieben, er wurde zum Herzog von la Vrillière (in Blaisois) creirt, am 24. Dec. n. J. übernahm er interimistisch das durch die Ungnade des Herzogs von Choiseul erledigte Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, und stand demselben, bis zu der Ernennung des Nachfolgers, des Herzogs von Aiguillon, Juni 1771, vor. Mit König Ludwig XV. wurde jedoch la Vrillière's wesentliche Stütze begraben, seine Neigungen, sein Ruf paßten durchaus nicht zu den Ansichten Ludwig's XVI., ein Jahr war kaum vergangen, als er sich genöthigt sah, gänzlich aus dem Staatsdienste zu scheiden (Jul. 1775); für das Ministerium des königlichen Hauses wurde Malesherbes sein Nachfolger. Der verabschiedete Minister starb den 27. Febr. 1777 kinderlos, daher er seine Schwester, die Gräfin von Maurepas, als seine Haupterbin eingesetzt hatte. Wie er Zeitlebens den Witzworten eine Zielscheibe gewesen, so verfolgten sie ihn auch noch im Tode; namentlich wurde für ihn die folgende Grabschrift gedichtet:

Ci gît un petit homme à l'air assez commun,
Ayant porté trois noms, et n'en laissant aucun.

Dem Dichter zum Trotze hat er jedoch seinen Namen der Straße S. Florentin, zu Paris, hinterlassen: in dieser Straße erbaute er 1767 das später an den Herzog von Infantado und an Talleyrand, den Bischof von Autun, gekommene Hôtel. Seine Gemahlin, die Gräfin Amalia Ernestina von Platen, der Sage nach König Georg's I. von England Tochter, vermählt laut Ehevertrags vom 10. Mai 1724, den 28. Mai 1725, war ihm im Tode vorausgegangen, 15. Mai 1767. „Noble et douce Allemande, favorite de la reine [17]).

Die Linie in Pontchartrain wurde von Paul Phelypeaux gegründet, dem dritten Sohne von Ludwig und der Radegundis Garraut. Geboren zu Blois, 1569, war er 19 Jahre alt, als der Staatssecretair Revol ihn in seine Bureaux aufnahm, daß er die Geschäftspraxis erlerne. Als einer von Villeroy's Secretairen wird er 1594 genannt, 1600 stieg er zu dem Posten eines Secrétaire des commandemens de la reine empor. In dieser Eigenschaft machte er sich der Gebieterin so gefällig, daß sie sich verpflichtet fühlte, die Sorge für die Beförderung des unermüdlichen Dieners zu übernehmen. Auf Betrieb der Königin wurde Paul zum Staatssecretair ernannt, 21. April 1610; Heinrich IV. sagte ihm bei dieser Gelegenheit: „qu'il ne croyait pas pouvoir remplir ce poste d'une personne plus digne, plus fidèle et plus capable." Dankbar der hohen Gönnerin für die viele Güte, diente Paul ihr in den peinlichen Stunden der Regentschaft mit dem regsten Eifer. Er allein, in der babylonischen Verwirrung aller Begriffe von Pflicht und Ehre, in dem Gewühl der verschiedenartigsten Umtriebe, behielt jederzeit das Wohl des Staates im Auge, ohne irgend einen Zusatz von persönlichen Interessen. Unter Villeroy's Mitwirkung übernahm er 1615 den schwierigen Auftrag, den Prinzen von Condé zu besänftigen, gleichwie er 1616 gebraucht wurde, in den Conferenzen von Loudun die Stellung der Reformirten zu ordnen. Geleitet ausschließlich durch selbstsüchtige und factiöse Große, konnte diese mächtige Partei stündlich sich versucht fühlen, den Frieden des Reichs zu stören. Paul strengte alle seine Fähigkeiten an, um eine solche Explosion zu verhindern und seiner Geschäftserfahrung, wie dem Vertrauen, das seine Rechtlichkeit allen Parteien einflößte, gelang es, manche feindliche Absicht zu entwaffnen, manchen zürnenden und verletzenden Entschluß abzuwenden. Auch die Aussöhnung des Königs mit seiner Mutter, 1619, war großentheils sein Werk. Während der Belagerung von Montauban befand er sich in dem königlichen Lager, gleich so vielen andern, von dem Lazarethfieber ergriffen, ließ er sich nach Castel-Sarrazin transportiren, und daselbst ist er den 21. Oct. 1621 gestorben. Seine Witwe, Anna von Beauharnais, gest. den 20. Januar 1653, setzte ihm ein Monument in der Kirche von S. Germain l'Auxerrois zu Paris, wohin die Leiche übertragen worden. Daß Paul bereits die Herrschaft Pontchartrain besaß, wird unter Andern bewiesen durch den Titel seiner Mémoires concernant les affaires de France sous la régence de Marie de Medicis; contenant le détail exact des intrigues de la cour, des désordres et guerres dans

16) La Langeac vendait ouvertement les lettres de cachet, et tout ce qui dépendait du Saint-Florentin, dit aujourd'hui duc de la Vrillière. L'infame Phelypeaux, qui n'est connu que par des prostitutions abominables et des exactions sans nombre. Chronique secrète de Paris sous Louis XVI. (par l'Abbé *Baudeau*.)

17) Le seul privilège de faveur, dont Mde de S. Florentin fût en jouissance, était de se faire amener en chaise à porteurs jusqu'à l'entrée du grand cabinet, quand elle ne pouvait marcher, parce qu'elle avait des engelures; et la reine me dit un jour: Comprenez-vous et ne blâmez-vous point qu'elle ne m'ait jamais demandé nulle autre chose que cela? Le plus bel éloge du prince est la modestie du favori, lui répondis-je.

le royaume, et de tout ce qui s'y est passé de remarquable depuis 1610, avec un journal des conférences de Loudun, par P. Phélypeaux de Pontchartrain. Darin erzählt er in einfacher Klarheit, was er gesehen oder von glaubwürdigen Zeugen vernommen hat; Wohlwollen und Wahrheitsliebe bilden die Grundlage der Darstellung, aber nicht allzeit gelingt es dem Patrioten, der zwar auch ein Höfling, seinen Unwillen über den heillosen Misbrauch der öffentlichen Gelder, und über die noch heillosern Absichten der Parteiführer zu unterdrücken. Die Glanzstelle des Buchs ist der Bericht von Concini's Fall; lebhaft, dramatisch, ergreifend. Die erste Ausgabe (la Haye, 1720, 2 Bde. in 12.) erschien ohne den Namen des Verfassers. Petitot (16. und 17. Bd. der zweiten Serie) und Poujoulat (5. Bd. der zweiten Serie. S. 293 — 448) haben neue Abdrücke geliefert.

Paul's einziger Sohn, Ludwig I., zählte zur Zeit von des Vaters Ableben höchstens acht Jahre, gleichwol wurde ihm das erledigte Staatssecretariat verliehen, jedoch sollte während seiner Minderjährigkeit seines Vaters Bruder, Raimund Phelypeaux, die Verrichtungen des Amtes übernehmen. Dem Vormund gelang es aber, das Interim in dauernden Besitz zu verwandeln, der Neffe mußte sich mit einer Rathsstelle bei dem Parlament begnügen, 1637. Präsident an der Chambre des comptes, 1650, starb Ludwig den 30. April 1685, und hinterließ aus seiner Ehe mit Maria Susanna Talon, einer Tochter des Generaladvocaten Jacob Talon, zwei Söhne und zwei Töchter. Susanna, die ältere, an den Generaladvocaten Hieronymus Bignon verheirathet, starb den 24. März 1690. Der jüngere Sohn, Johann, geb. 1646, Staatsrath 1693, gest. den 19. Aug. 1711, wurde in seiner Ehe mit Maria von Beauharnais Vater von zwei Söhnen, von denen jedoch keiner männliche Nachkommenschaft hinterließ. Ludwig's älterer Sohn, Ludwig II. Phelypeaux, Graf von Pontchartrain, geb. den 29. März 1643, wurde am 11. Febr. 1661 in eine Rathsstelle bei dem Parlament von Paris eingeführt [18]). In einer so bescheidenen Sphäre bewegte sich der junge Mann, als die fortwährende Gährung in der Bretagne dem Lenker des Staatsruders, Colbert, die Nothwendigkeit darthat, für die erledigte Stelle eines ersten Präsidenten bei dem Parlament von Rennes einen Candidaten aufzufinden, der mit den erfoderlichen Kenntnissen genugsame Festigkeit verbinde, um den Anmaßungen des Gouverneurs der Provinz, des Herzogs von Chaulnes, zu begegnen, und das von diesem eingeführte Schreckenssystem, ohne Beeinträchtigung der königlichen Auctorität, zu beseitigen. Wie emsig aber der Minister suchte, der seinen Foderungen genügende Mann blieb unermittelt, bis nach vielen vergeblichen Consultationen Colbert's Vertrauter, Hotman, die Aufmerksamkeit des Conseils auf den Parlamentsrath Phelypeaux lenkte, der einzig durch seine Capacitäten dem Fürsprecher bekannt, dem Minister sogar ein Gegenstand der Abneigung gewesen war. Die Abneigung wich dem Bedürfnisse, und Pontchartrain wurde im Aug. 1667 dem Parlament von Rennes als erster Präsident vorgesetzt, nachdem er wegen seiner knappen Umstände längere Zeit unschlüssig geblieben war, ob er überhaupt dem Rufe folgen solle. Das Zureden seiner Freunde und pecuniaire Unterstützung besiegten zuletzt seine Zweifel, und zu guter Stunde gelangte er nach Rennes [19]). Allein mit dem Herzog von Chaulnes [20]) lebte er in stetem Unfrieden, ohne doch damit bei Hofe anzustoßen. Vielmehr wurde er 1687, auf Betrieb von Pelletier, dem Contrôleur général, zum Intendant des finances in der Weise ernannt, daß er die ganze Last der Finanzverwaltung zu tragen hatte, und im Sept. 1689 mußte er sich gefallen lassen, den Contrôleur général in seinem Amte abzulösen [21]). Zu Ende des J. 1690 wurde er auch noch an die Stelle des verstorbenen Seignelay, zum Staatssecretair für das Departement der Marine und der Kronjuwelen (d. i. des königlichen Hauses) ernannt, ihm auch zugleich die zeither von diesem Departement abgesondert gewesene Oberaufsicht der Akademien übertragen. Unter seinen Händen empfing hierauf die Académie des belles lettres eine veränderte Gestalt. Weil er von Seignelay's Attributen die Stutereien, verschiedene Fabriken und die Binnenfestungen an Louvois abgegeben hatte, mußte dieser dafür an ihn von seinen Provinzen Poitou und la Marche abtreten. In dem Maße aber, als die Geschäfte des Staatssecretariats sich mehrten, fand Pontchartrain die Last der Finanzen immer drückender, und um sich derselben zu entledigen, setzte er alle Triebfedern in Bewegung. In der That wurde einem Contrôleur für jetzt viel mehr zugemuthet, als er zu leisten vermochte. Erliegend einer drückenden Hungersnoth, hatte der Staat einen schweren Krieg gegen das vereinigte Europa zu bestehen, die ungeheuersten Anstrengungen wurden erfodert, um zu gleicher Zeit zu Land und zu Wasser den vielen Feinden widerstehen zu können, und weit entfernt, an eine Ausmerzung der vielen und verjährten Misbräuche in der Erhebung und Verwendung der Steuern, Hand legen zu dürfen — vorausgesetzt, daß er sie in ihrem ganzen Umfange er-

18) Quelqua simple conseiller aux requêtes du palais, et ne vivant point en amitié avec la Vrillière ni Châteauneuf, son fils, de qui seuls il pouvait tirer qualqua lustre, parce qu'il ne pouvait faur pardonner la charge de Secrétaire d'état, Pontchartrain, ué galant, et avec un feu et una grâce dans l'esprit, que je n'ai point vu dans aucun autre, si ce u'est en M. da la Trappe, ae distinguait dans les ruelles et les sociétés à sa portée, et plus encore par sa capacité, sa grande facilité et son assiduité au palais. Ja lui ai ouï dire bien des fois que son château en Espagne était, d'arriver, avec l'âge, à une place de conseiller d'honneur au parlement, et d'avoir une maison dans le cloître de Notre-Dame.

19) Pontchartrain y mit le parlement et la justice sur un pied tout différent qu'il u'avait été, fit toutes les fonctions d'intendant dans une province qui n'en souffrait point encore, mit tout en bon ordre et se fit aimer partout. 20) Qui n'était pas accoutumé qu'autres que lui, et les états dont il était le maître, se mêlassent de rien dans le pays. 21) Pontchartrain eut toutes les peines du monde à l'accepter, et au lieu de la reconnaissance qu'il devait à Pelletier de lui avoir fait faire un si grand pas, il lui en voulut mal, le lui déclara et ne put jamais le lui pardonner: bien estimable de craindre des fonctions si friandes pour tant d'autres, et qui portent avec elles les richesses, l'autorité et la faveur.

Digitized by Google

kannt haben sollte — wurde für den Minister die einzige Aufgabe vom Tag in den Tag zu leben, welche zu lösen, er nicht selten zu verderblichen oder kindischen Hilfsmitteln seine Zuflucht nahm. Dem Staate zu schwerer Belastung wurden neue Ämter ohne Zahl geschaffen und verkauft; der gesammte Adel des Reichs, der alte, wie der neue, wurde gezwungen, seine Wappen einregistriren zu lassen, und die Erlaubniß damit zu siegeln, durch eine Abgabe zu erkaufen, deren muthmaßlichen Ertrag die Finanzpächter bereits vorschußweise an die königlichen Cassen abgeführt hatten. Auch mit Adelsbriefen trieb das Ministerium einen schmutzigen Handel, in dem einen Jahre 1696, sind deren überhaupt 500, das Stück zu 6000 Livres, verkauft worden. Hingegen hat Pontchartrain sich der Einführung der Kopfsteuer aus allen Kräften, wiewol vergeblich, widersetzt, auch glücklich den königlichen Zehnten, der ebenfalls eine Erfindung von Basville, dem Intendanten und unumschränkten Gebieter von Languedoc, war, abgewendet [22]). Bei alle dem hatte er das Geheimniß gefunden, dem in seinen Anfoderungen unersättlichen Louvois zu genügen, und daneben das Zutrauen, einigermaßen sogar die Affection der Maintenon sich zu erwerben [23]). Der mächtigen Gunst versichert, wurden ihm jedoch die Mittel, um sich darin zu behaupten, beinahe noch drückender, als die unermeßliche, seinen Schultern aufgebürdete Last, und die Herrin wollte eine bedeutende Abnahme in der gewohnten Willfährigkeit ihres Clienten finden. Sie klagte das der Gräfin von Pontchartrain, und diese kluge Frau übernahm das Mittleramt zwischen den beiden verstimmten Mächten, meist mit Erfolg, sodaß um ihretwillen die Maintenon Widersprüche ertrug, die sie keinem andern hingehen zu lassen pflegte. Zuletzt aber trat dergleichen Mißstimmung so häufig ein, und in so ernstlichem Charakter; daß die Herrin eine wahre Sehnsucht verspürte, sich des unbequemen Contrôleurs durch seine fernere Erhebung zu entledigen. Boucherat, der Kanzler und Siegelbewahrer, starb den 2. Sept. 1699, und denselben Tag noch wurde das erledigte Amt an Pontchartrain vergeben. Bei dieser Gelegenheit sagte ihm der König: „Je voudrais avoir une place encore plus éminente à vous donner, pour vous marquer mon estime pour vos talents et ma reconnaissance de vos services.“ Als hierauf, zu Ausgang des folgenden Jahres, das Cabinet sich mit der Frage über das Testament von König Karl II. von Spanien beschäftigte, stimmte der neue Kanzler, entschieden, wie kaum ein anderer Minister, für die Annahme. Das günstigste Vorurtheil für seine gründliche Kenntniß des Auslandes erregte die bei dieser Gelegenheit von ihm aufgestellte Behauptung, daß die österreichischen Erbstaaten zusammengenommen nicht der unerheblichsten Provinz von Frankreich zu vergleichen seien. In den halb Calvinischen Grundsätzen des Parlaments aufgewachsen — „il en avait pris le bon sur les maximes de France à l'égard de Rome“ — konnte es ihm an Veranlassung zu Zwist mit den Bischöfen niemals fehlen. Hirtenbriefe, Andachtsbücher, Katechismen, waren bis dahin erschienen, ohne vorläufig dem königlichen Censor vorgelegt zu werden, das wollte er, im Interesse der größern Ausdehnung seiner obersten Censurbefugniß, abgeändert wissen, und es entspann sich ein Zwist, der zumal sich erhitzte, nachdem die Bischöfe von Chartres und Meaux genöthigt worden waren, an demselben Antheil zu nehmen. Sie fanden für ihre Ansicht wirksame Unterstützung [24]). Dagegen wandte der Kanzler allen Fleiß an, um den Anspruch der Bischöfe als eine Neuerung darzustellen, welche eine unerschöpfliche Quelle von Übeln und Mißständen abgeben müsse. Nach dem Geist der Zeiten hätte der König durch ein Wort die Streitfrage lösen können, ihm aber, der vermöge seiner Überzeugung von einer monarchischen Allgewalt im Herzen des Kanzlers Ansicht theilte, bangte vor dem Gedanken, sich der Maintenon und den Jesuiten mißfällig zu erzeigen. Er rieth demnach eine Verständigung an, die auch in der Weise erfolgte, daß die Bischöfe „la prétention aussi nouvelle que monstrueuse d'avoir l'autorité privative à toute autre, de permettre l'impression des livres concernant la religion“ aufgeben, dagegen sich das von Niemandem bestrittene Recht, dergleichen Schriften ebenfalls zu censiren, vorbehielten, sammt der Censurfreiheit für ihre eignen, die Religion betreffenden Schriften. Dieser Vertrag hat, indem er keine der streitenden Parteien vollständig befriedigte, noch den Bruch zwischen dem Kanzler und seiner vormaligen Gönnerin erweitert, seitdem arbeitete sie, um den Anstößigen dem König zu entfremden, unablässig. In der höchsten Noth des Staats, 1709, widersetzte sich Pontchartrain, wie er das auch als Contrôleur général gethan, aus aller Macht dem Vorhaben, von dem Publicum die freiwillige Einlieferung des Silbergeschirrs zu erzwingen: nicht nur wollte er in solcher Maßregel das Bekenntniß einer verzweifelten Lage erblicken, sondern er war auch der Meinung, daß der Ertrag dieser Spoliation in keiner Weise, im Vergleiche zu der Gehässigkeit, in Anschlag kommen könne. In der That würden nicht über drei Millionen einkommen, dagegen wenigstens die gleiche Summe in der Façon verloren gehen. Die Niederlage des Kanzlers, bei Gelegenheit der Abstimmung über die Maßregel, war nicht die einzige Widerwärtigkeit, die er in Folge der eingetretenen Veränderung in dem Regierungssystem zu tragen hatte. Ihn bekümmerten besonders die Gefahren, von denen er seinen Lieblingstraum, die sogenannte Freiheit der gallicanischen Kirche, bedroht sah, und in noch höherm Grade der wachsende Einfluß der Molinisten, dem entgegenzustreben er sich zu schwach fühlte, und den anzuer-

22) Pontchartrain eut horreur de deux impôts, que leur facilité à imposer et à augmenter rendrait continuels et d'une pesanteur extrême. 23) Le contrôleur général était de tous les ministres celui qu'elle courtisait le plus. Elle y avait un intérêt principal pour mille affaires qu'elle protégeait, et pour faire auprès du roi tout ce qui allait à éloigner ou à approcher à son gré les gens et les choses, parce que c'était lui d'ordinaire qui y avait la principale influence. Personne n'était si propre à cette sorte de manège que Pontchartrain.

24) Madame de Maintenon, de longue main assez peu contente du chancelier, gouvernée d'ailleurs tout à-fait par M. de Chartres, et raccommodée avec M. de Meaux, par l'affaire de M. de Cambray se déclara pour eux.

kennen und in Folge ſeiner Amtsverrichtungen zu legaliſiren, ihm unerträglich fiel. Zu der officiellen Unluſt geſellten ſich häusliche Unfälle. Zuerſt erdolchte ſich, Angeſichts ſeiner, zu Pontchartrain, in dem Schloßhofe der Viceammann von Alençon. Den Kanzler, der eben in den Wagen ſteigen wollte, hatte der Mann um die Reviſion eines verlorenen Proceſſes gebeten, und von ihm die in die mildeſten Ausdrücke eingekleidete Erwiederung vernommen, daß dergleichen unzuläſſig wäre, das Rechtsmittel der Caſſation nachzuſuchen ihm jedoch unbenommen bleibe. Bald darauf ſtarb die Kanzlerin, die würdige, liebreiche, zuverläſſige Ehegefährtin: ihren Verluſt ſchwer und nach Gebühr empfindend, flüchtete Pontchartrain in eine Zelle, die er ſich bei den Oratorianern erbaut hatte, und nachdem er einmal die Süßigkeit der Einſamkeit gekoſtet, war er von dannen nicht mehr fortzubringen. Ungern bewilligte ihm der König am 2. Jul. 1714 die nachgeſuchte Entlaſſung, ließ ihm jedoch den Rang und die Ehren eines Kanzlers von Frankreich, nebſt einer Penſion von 36,000 Livres. Von dieſer Penſion hat er aber nur Weniges bezogen, das Meiſte floß den Armen zu, denn Werke der Barmherzigkeit zu üben wurde für Pontchartrain, von ſeinem Eintritte in das Oratorium an, die dringendſte der Angelegenheiten, während er alle ſeine übrigen Augenblicke dem Gebete, der Betrachtung, oder einem nützlichen Buche widmete. In dieſem heiligen Leben wurde er einſt, für wenige Augenblicke, durch einen Beſuch Ludwig's XV. geſtört: der alte Villeroy glaubte dem jungen König eine wichtige Belehrung zu ertheilen, indem er ihn den Weiſen ſchauen ließ, der in der Vollkraft des Geiſtes ſich von der Welt und ihren Herrlichkeiten losgeſagt hatte, pour mettre un sage et saint intervalle entre la vie et la mort.“ Dreizehn Jahre hatte der Kanzler in ſeiner Einſamkeit zugebracht, als ſich Schwachheiten und Übel bei ihm einſtellten, welche einzig durch den Einfluß der ſorgfältigſten und liebreichſten Pflege erträglich werden konnten. Der Patient gab zu, daß man ihn nach Pontchartrain übertrage, und ſtarb daſelbſt den 22. Dec. 1727. Ohne allen Pomp, den hatte er ſich verbeten, wurde er zu Paris, in der Gruft ſeiner Ahnen, in der Pfarrkirche von S. Germain l'Auxerrois, beigeſetzt. S. Simon, der ſo wenig Gutes dem Nächſten nachzureden gewohnt, zeigt ſich unerſchöpflich in ſeinen Lobeserhebungen für den Kanzler [25]), der, was nicht überſehen werden darf, ſein Freund nicht nur, ſondern auch, als Janſeniſt, ſein Glaubensbruder war. Im Ganzen erſcheint Pontchartrain als ein zärtlicher Ehegatte und Vater, als ein treuer Staatsdiener, als ein gewiſſenhafter Richter, als ein Verächter des Mammons. Thévenir, der kinderloſe, reiche Speculant, hatte ihm ſein prächtiges Haus mit dem nicht minder prächtigen Hausrathe vermacht: der König ſelbſt rieth ihm, das Geſchenk, was dadurch doppelt werthvoll war, daß das Haus an jenes des Kanzlers anſtieß, nicht auszuſchlagen, nichtsdeſtoweniger hat dieſer das Legat ſich verbeten. Der Kanzler, als ein unterrichteter Mann, begünſtigte in aller Weiſe Gelehrte und Künſtler: mit Boileau lebte er in einer gewiſſen Intimität, und für J. B. Rouſſeau verwendete er ſich lebhaft in der Angelegenheit der Couplets. Zu Pontchartrain hat er viel und mit Geſchmack gebaut, auch die Herrſchaft bedeutend vergrößert. Seine Frau, die ebenfalls von S. Simon gefeierte [26]), Maria de Maupeou, vermählt 1668, ſtarb,

25) C'était un très-petit homme, maigre, bien pris dans sa petite taille, avec une physionomie d'où sortaient sans cesse des étincelles de feu et d'esprit, et qui tenait encore beaucoup plus qu'elle ne promettait. Jamais tant de promptitude à comprendre, tant de légèreté et d'agrément dans la conversation, tant de justesse et de promptitude dans les réparties, tant de facilité et de solidité dans le travail, tant d'expédition, tant de subite connoissance des hommes, ni plus de tours à les prendre. Avec ces qualités, une simplicité éclairée et une sage gaité surnageaient à tout, et le rendaient charmant en riens et en affaires. Sa prepraté était singulière et s'étendait à tout, et, à travers toute sa galanterie qui subsista dans l'esprit jusqu'à la fin, beaucoup de piété, de bonté, et j'ajouterai d'équité avant et depuis les finances, et, dans cette gestion même, autant qu'elle en pouvait comporter. Il en avouait lui-même la difficulté, et c'est ce qui les lui rendait si pénibles, et il s'en expliquait même souvent avec amertume aux parties qui la lui remontraient. Aussi voulut-il souvent les quitter, et ce ne fut que par ruses que sa femme les lui fit garder en lui demandant tantôt deux, tantôt quatre, tantôt huit jours de délai. Il avait lu assez pour être instruit de beaucoup de choses, à travers son application et son assiduité à ses fonctions, et son goût pour le monde, et la bonne compagnie.

26) C'était une femme d'un grand sens, sage, solide, d'une conduite éclairée, égale, suivie, unie, qui n'eut rien de bourgeois que sa figure; libérale, galante en ses présents et en l'art d'imaginer et d'exécuter des fêtes; noble, magnifique au dernier point, et, avec cela, ménagère, et d'un ordre admirable. Personne ne connaissait mieux la cour ni les gens qu'elle, et n'avait, comme son mari, plus de tours et de grâces dans l'esprit. Elle lui fut d'un grand usage pour le conseil et la conduite, et il eut le bon esprit de le connaître et d'en profiter: leur union fut toujours intime. Sa piété fut toujours un grand fonds de vertu qui augmenta sans cesse, qui l'appliqua aux lectures et à la prière, qui lui fit, quand elle put, embrasser toutes sortes de bonnes œuvres, et qui la rendit la mère des pauvres; avec cela gaie et de fort bonne compagnie, où tous deux mettaient beaucoup dans la conversation, et fort loin de bavarderie, et tous deux fort capables d'amitié et lui de servir et de nuire. Ce qu'ils ont donné aux pauvres est incroyable: madame de Pontchartrain avait toujours les yeux et les mains ouverts à leurs besoins, toujours en quête de pauvres honteux, de gentilshommes et de demoiselles dans le besoin, de filles dans le danger, pour les tirer de peril et de peine, en mariant ou en plaçant les unes, donnant des pensions aux autres, et tout cela dans le dernier secret. Outre de grandes sommes réglées aux pauvres de leur paroisse, en tous lieux ils étaient ingénieux à assister; et ce tour et cette galanterie qu'elle avait dans l'esprit, elle l'employait toute à secourir des personnes qui cachaient leurs besoins, qu'elle faisait semblant d'ignorer elle-même. C'était une grosse femme, très-laide et d'une laideur ignoble et grossière, qui ne laissait pas d'avoir de l'humeur qu'elle domptait autant qu'il lui était possible. Elle avait toute une communauté à Versailles de trente à quarante jeunes filles pauvres, qu'elle élevait à la piété et à l'ouvrage, qu'elle nourissait et entretenait de tout, et qu'elle pourvoyait quand elles étaient en âge. Elle avait fondé avec le chancelier et bâti un hôpital à Pontchartrain, où tant le spirituel et le temporel abondaient, où ils allaient souvent servir les

nach vielfältigen und langwierigen Krankheitsanfällen, an der Bruſtwaſſerſucht, den 12. April 1714.

Ihr einziger Sohn, Hieronymus Phelypeaux, Graf von Maurepas, wie er, bis ſein Vater Kanzler geworden war, hieß, war im März 1674 geboren. Parlamentsrath den 29. März 1692, erhielt er am 19. Dec. 1693 die Anwartſchaft auf ſeines Vaters Staatsſecretariat, das er vom 5. Sept. 1699 an übernahm, keineswegs zwar zum Vortheile ſeines Departements, des Seeweſens. S. Simon nimmt keinen Anſtand, ihn als denjenigen, durch welchen die Flotte zu Grunde gerichtet worden, zu brandmarken [27]). Namentlich ſoll Maurepas durch künſtlich erzeugte Hinderniſſe den Grafen von Toulouſe um die Früchte ſeiner beiden letzten Seeſiege gebracht haben. Der Graf wenigſtens war feſt entſchloſſen, ihn deſſen anzuklagen, der Fall des Staatsſecretairs demnach unzweifelhaft, wenn es ſeine Frau nicht auf ſich genommen hätte, den Zorn des Prinzen zu entwaffnen. Sie ſprach ſo eindringlich, ſie bat in ſolcher Demuth, daß der Admiral nachmals bekennen mußte, „qu'il n'avait jamais pu résister à la douceur et à la douleur de madame de Pontchartrain, et que, quelque résolution qu'il eût faite, les armes lui étaient tombées des mains, en considérant quel serait le malheur de cette pauvre femme entre les mains d'un cyclope (Hieronymus hatte durch die Blattern ein Auge verloren) furieux de sa chute, qui n'aurait plus rien à faire dans son délaissement que de la tourmenter.“ Der gütige Prinz ſchwieg, und das Geſchrei ſeiner Officiere erreichte nicht das Ohr des Königs. Pontchartrain aber machte es ſich, eingedenk des empfundenen Schreckens, zur Angelegenheit, die Marine eingehen zu laſſen, damit der Admiral nicht weiter verſucht werde, die Meere zu befahren. Dieſer hatte ſich nämlich in der Verhandlung mit der geplagten Frau ausbedungen, qu'à l'avenir le secrétaire d'état ne lui donnât pas lieu de rappeler l'ancien avec le nouveau.“ Der Graf von Toulouſe hat ſeitdem keinen Hafen, kein Schiff geſehen, nur einzelne Fahrzeuge entſchlüpften noch den Geſtaden, die jüngſt ſo mächtige Geſchwader ausgeſandt hatten, und Pontchartrain ſoll bei dem Verkauf oder dem Verſchleifen des überflüſſig gewordenen Schiffbaumaterials glänzende Geſchäfte gemacht haben. Mag jedoch ſeine Abſicht noch ſo ſtrafbar geweſen ſein, ſie wurde in ihren Folgen dem Staate, der kaum noch dem Kriege zu Lande gewachſen war, wohlthätig, wie das insbeſondere d'Argenſon anerkennt [28]). Am 28. Oct. 1709 wurde Pontchartrain zum Prévôt maître des cérémonies des ordres du roi ernannt, höchſt bedenklich dagegen wurde für ihn das Ableben des Dauphin, bei dem ſein Vater hoch in Gnaden geſtanden hatte [29]). Gleichwol ging die Gefahr vorüber, der Staatsſecretair arbeitete mehrmals

pauvres, et qui leur coûte plus de 200,000 livres, et de l'entretien duquel ils n'étaient pas quittes à 8 ni 10,000 livres par an. De tant de bonnes oeuvres il n'en paraissait que cet hôpital et sa communauté de Versailles, qui ne se pouvaient cacher, et dont encore on ne voyait que l'écorce. Tout le reste était enseveli dans le plus profond secret. Mais l'année 1709 la trahit. La disette et la cherté firent une espèce de famine. Elle redoubla ses aumônes, et, comme tout mourait de faim dans la campagne, elle établit des fours à Pontchartrain, des marmites et des gens pour distribuer des pains et des potages à tous venants, et de la viande cuite à la plupart tant que le soleil était sur l'horizont. L'affluence fut énorme. Personne ne s'en allait sans emporter du pain de quoi nourrir deux ou trois personnes plusieurs jours, et du potage pour une journée. Ce concours a eu bien des journées de trois mille personnes. Plus la donnée avait été nombreuse, plus le chancelière était aise et cela dura six à sept mois de la sorte. Le chancelier, ravi de faire aussi ses bonnes oeuvres, l'en laissait entièrement maîtresse. Leur union, leur amitié, leur estime, étaient infinies et réciproques. En tout ils ne furent qu'un.

27) Pontchartrain, secrétaire d'état de la marine, ne était le fléau, comme de tous ceux qui étaient sous sa cruelle dépendance. C'était un homme qui avait de l'esprit du travail, de l'adresse; mais gauche à tout, désagréable et pédant à l'excès, volontiers le précepteur grossier de tout le monde, au-prémement noir, et aimant le mal-précisément pour le mal; jaloux jusque de son père, qui s'en plaignait amèrement à ses plus intimes amis; tyran cruel de sa femme qui avec beaucoup d'esprit était l'agrément, la douceur, la complaisance, la vertu même et l'idole de la cour; barbare jusqu'avec sa mère; un monstre en un mot, qui ne tenait au roi que par l'horreur de ses délations de son détail de Paris, et une malignité telle qu'elle avait presque rendu d'Argenson bon. Un amiral était ne bête, et un amiral bâtard du roi son bourreau. Il n'y avait rien qu'il n'eut fait contre sa charge et pour l'empêcher de la faire; point d'obstacles qu'il n'eût semés sur son chemin; rien qu'il n'eut employé pour l'empêcher de commander la flotte, et, après, pour rendre cette flotte inutile, comme il y avait réussi l'année précedente de celle-ci. Il lui disputa tous ses honneurs, toutes ses distinctions, ses pouvoirs encore d'avantage, et lui en fit retrancher des autres et des autres qui, par leur nature et leur example, ne pouvaient être et n'avaient pas été contestés.

28) Pourtant au travers de ses défauts, on doit lui savoir gré d'une idée un peu tardive, mais dont le succès fut définitif. Après l'affaire de Vigo, M. de Pontchartrain proposa au roi d'armer en course, et de louer aux armateurs de Dunquerque et de Saint-Malo ce qui restait de navires à la marine royale. Nos batailles rangées n'étaient plus que des défaites. Cette innovation fit un tort considérable aux puissances maritimes, et devint un des motifs qui hâtèrent le plus la conclusion de la paix, en même temps qu'elle fut une epargne pour le trésor. 29) Aussi universellement abhorré qu'il était mathématiquement détestable, il avait encore trouvé le moyen de se faire également craindre et mépriser, d'user même la bassesse d'une cour la plus servile et de se brouiller avec les jésuites, tout en faisant profession d'intimité avec eux, en les maltraitant en mille choses, jusque-là qu'au lieu de lui savoir gré de l'inquisition et de la persécution ouverte qu'il faisait avec une singulière application à tout ce qu'il croyait sentir le jansénisme, ils l'imputaient à son goût de faire du mal. C'était la bête de la nouvelle Dauphine qui ne s'épargnait pas à lui nuire auprès du roi. Un soir que Pontchartrain sortait de travailler avec le roi, elle entra du grand cabinet dans la chambre. Madame de S. Simon la suivait avec une ou deux dames. Elle avise, auprès de la place où Pontchartrain avait été, de gros vilains crachats plein de tabac: Ah! voilà qui est effroyable! dit-elle au roi; c'est votre vilain borgne; il n'y a que lui qui puisse faire de ces horreurs là, et de là à lui tomber dessus de toutes les façons. Le roi la laissa dire, puis lui montrant madame de S. Simon, l'avertit que sa présence la devait retenir. Bah, répondit-elle, elle ne la dira pas comme moi; mais je suis sûre qu'elle en pense tout de même. Et qui est-ce qui en pense autrement? Là-dessus le roi sourit, et se leva, pour passer au souper. Le nouveau Dauphin n'en pensait guère mieux, ni tout ce qui l'approchait.

Digitized by Google

mit dem nrum Dauphin, was wnigſtens die Möglichkeit einer Ausſöhnung vorausſetzen ließ, und wurde aller Beſorgniſſe ledig durch das vorſchnelle Ende des Prinzen und ſeiner Gemahlin. Daß die Inſinuationen der Dauphine für den gegenwärtigen Fall keinrn Einfluß auf den Dauphin geübt hatten, wird man aus dem Grſchenke von 400,000 Franken erkrnnen, welche, ſobald nur der Staat 1713 wieder aufzuleben begann, Pontchartrain empfing, um damit die von der Marſchallin von Clerambault erkauften Güter bezahlen zu können. Dagegen war der Hrrzog von Orléans, beim Antritt drr Regentſchaft geſonnen, ihn aus dem Miniſterium auszuweiſen, und lediglich des alten Kanzlers prrſönliche und inſtändige Verwendung bewahrte den Sohn vor dieſer Schmach. Aber wenn auch in den Regentſchaftsrath eingeführt, ein Stimmrecht konnte Pontchartrain nicht erlangen, wie ſehr er deſſen auch in den ſtürmiſchen Sitzungen vom 1. und 2. Oct. 1715 bedurft hätte. Er wurde nämlich, zuerſt von drm Marſchall d'Eſtrées, dann von dem Grafen von Toulouſe der muthwilligen Zerſtörung der ſo bedeutend geweſenrn Marine, und des gröbſten in den Werkrn und Magazinen getriebenen Unterſchleifs bezüchtigt, und als er, wenn auch der Macht der Beweiſe ertiegend, eine Rechtfertigung verſuchte, wurden ihm die Worte zugerufen, die 80 Jahre ſpätrr für Robespierre verderblich werden ſollten: „vous n'avez pas de voix au conseil.“ Abermals ſchützte ihn gegen eine peinliche Unterſuchung der Einfluß ſeines Vaters, aber grgen die allgemeine Verachtung beſteht in die Länge kein Einfluß und keine Gewalt, und der Mann, der einſt ſo gedieleriſch, ſo gefürchtet gewesrn, ſank dergeſtalt, daß in dem Regentſchaftsrathe die Handhabung der Lichtſcheere ſeine einzige Brſchäftigung wurde. Zwei Monate noch vegetirte er in dirſer Weiſe, dann foderte der Herzog von Orléans, angetrieben durch die zahlreichen Gegner des Mannes, ſeine Abdankung; um ihm dieſe zu erleichtern, wurde ihm verheißen, daß das Staatsſecretariat auf ſeinen Sohn übergehen, und während drſſen Minderjährigkrit von la Vrillière ausgeübt werden ſolle. Pontchartrain beugte ſich vor der Nothwendigkeit, wie ſchwer er auch den Verluſt einer Beſoldung von 100,000 Livres — unabhängig von einer Penſion, die er als Miniſter bezog — empfinden mochte, Ende Novembrr 1715, und freudig begrüßten die Hauptſtadt, wie die Provinzen, die Botſchaft von einem längſt erſehnten Ereigniſſe [30]). Der einſt ſo einflußreiche Mann gerieth ſo vollſtändig in Vergeſſenheit, daß ſogar ſein Todestag unangemerkt blieb; nur die Jahrzahl 1747 vermögen wir anzugeben [31]). Pontchartrain's erſte Frau, Chriſtina Eleonora de la Rochefoucauld-Roye, verm. den 28. Febr. 1697, ſtarb den 23. Juni 1708, die zweite, Helena Roſalia Angelica de l'Audespine, wurde ihm den 31. Juli 1713 angetraut. Aus dieſer letzten Ehe hatte er zwei Töchter, davon die ältere, Marie Louiſe Roſalie, geb. im Juni 1714 am 12. Mai 1729, dem Marquis von Conflans, Maximilian Emanuel von Watteville, die andere, Helena Angelica Franziska, geb. im Mai 1715, am 18. Dec. 1730 dem Herzog von Nivernais, Ludwig Julius Mazarini-Mancini, vermählt wurde. Aus Hieronymus' erſter Ehe waren fünf Kinder gekommen. Der älteſte Sohn, Ludwig Franz, Graf von Maurepas, und eine Tochter, ſtarben in früher Jugend; von Johann Friedrich, dem zweiten Sohne, wird ſofort die Rede ſein. Paul Hieronymus Phelypeaux, Marquis von Chefboutonne, geb. den 25. April 1703, wurde als Knabe der Chevalier, in reifern Jahren der Marquis von Pontchartrain genannt, und war bereits am 4. Aug. 1703 in den Malteſerorden auf-

30) Depuis ce moment Pontchartrain demeura obscur au fond de sa maison, abandonoé de plus en plus. Il y vit encore dans la solitude et la plus parfait néant, toujours enragé de jalousie et do dépit contre sou fils qui lui rend des devoirs et rien de plus. Cet ex-bacha si rude ot si superbe occupe son néant à compter son argent et en semblables misères, at n'a presquo plus paru nulle part depuis, qui est ce qu'il a fait de mieux. Sa taille était ordinaire, son visage long, maffié fort lippu, degoûtant, gâté de la petite vérolo qui lui avait crevé un oeil. Celui de verre dont il l'avait remplacé, était toujours pleurant, et lui donnait une physionomie fausse, rude, refrognée, qui faisait peur d'abord, mais pas tant encore qu'il en devait falre. Il avait de l'esprit, mais parfaitement do travers, et avec quelques lettres et quelque teinture d'histoire, appliqué, sachant bien sa marine, assez travailleur, et le voulant paraître beaucoup plus qu'il ne l'était. Son naturel pervers, que rien n'avait pu adoucir ni redresser le moins du monde, perçait partout; il aimait le mal pour le mal, et prenait un plaisir singulior à en faire. Si quelquefois il faisait du bien, c'était une vanterie qui en faisait perdre tout le mérite, et qui devenait synonyme au reproche; encore l'avait-il fait acheter chèrement par les refus, les difficultés dont il était hérissé pour tout, jusquo pour les choses les plus communes, et par les manières de le faire qui piquaient, qui insultaient même. Avec cela noir, traître, ot s'en applaudissant; fin à scruter, à suivre, à appreudre et surtout à nuire. Pédant en régent de collége, avec tous les défauts et tout le dégoût d'un homme né dans le ministère ot gâté à l'excès. Son commerce était insupportable par l'autorité brutale qu'il y usurpait, et par ses infatigables questions; il se croyait tout dû, et il exigeait tout avec toute l'insolence d'un maître dur. Il s'établissait le gouverneur do la conduite de chacun, et il en exigeait compte. Outre qu'il était méchant, il était malin encore, et persécuteur jusqu'aux enfers. Avec qui que ce fût, maître de la conversation, interrompant, questionnant, prenant la parole et le ton, avec des ris forcés à tous moments qui donnaient envie de pleurer. Une expressiou pénible, maussade, pleine de répétitions, avec un air do superiorité d'état et d'esprit qui faisait vomir et qui révoltait en mêmo tomps. Curieux de savoir le dedans et le dessous do toutes les familles et des iotrigues, envieux et jaloux do tout, et dans sa marine comme un comite sur ses galériens. Aucun officier, même général, même pour des riens, n'était à couvert de ses sorties en pleine audience publique, et nul homme ni femme de la cour de ses airs d'autorité. Son délice était de tendre des panneaux, et la joie de son coeur de rendre de mauvais offices. En garde surtout contro son père et sa mère et leurs amis, et contre toutes les grâces et tous les plaisirs qu'ils pouvaient desirer do lui, il s'en piquait même pour ne pas paraître sous leur férule. L'importance lui tournait la tête, son ver rongeur était de n'être point mloistre. Le tyran do sa famillo et de ses familiers. Sa première femme, si parfaite en tout, en mourut à la fin à force do vertu. La seconde l'a vongée.

31) Co que je puis dire, c'est qu'il a fait sentir tous les dangers de l'hérédité dans les places de confiance et d'administration, et quo le public, loin de le regretter, se crut heureux d'en être débarassé à la mort de Louis XIV. (*Argenson.*)

Digitized by Google

genommen worden. Unterlieutenant bei der Gendarmencompagnie der Königin, den 1. Febr. 1719, Capitainlieutenant bei den Gendarmes anglais den 12. Sept. 1726, wurde er zum Brigadier befördert den 1. Aug. 1734, zum Maréchal-de-camp den 1. Jan. 1740, zum Generallieutenant den 1. Mai 1745. Er starb im April 1775. Sein Bruder, Karl Heinrich, war am 12. Aug. 1706 ebenfalls in den Malteserorden aufgenommen worden, gab aber das Kreuz zurück, um sich dem geistlichen Stande widmen zu können. Abt von Royaumont den 26. Nov. 1728, Doctor der Theologie den 2. April 1732, Grand-Vicaire des Erzbischofs von Bourges, wurde er am 23. Mai 1734 zum Bischof von Blois ernannt, er starb jedoch, vor der Besitznahme, den 24. Juni n. J. in dem Alter von 28 Jahren.

Johann Friedrich endlich, Graf von Maurepas und Pontchartrain, Baron von Beyne, geb. den 9. Juli 1701, hatte bei Lebzeiten seines ältern Bruders den Titel eines Grafen von Melleran, in Poitou, geführt. Als ein 14jähriger Knabe wurde er den 8. Nov. 1715 mit dem Staatssecretariat, welches sein Vater hatte niederlegen müssen, und welches, außer der Hauptstadt und dem königlichen Hause, über mehre große Provinzen sich erstreckte, in der Weise bekleidet, daß bis zu seiner Mündigkeit ein Vetter, la Vrillière, die Amtsverrichtungen übernahm. Im März 1718 wurde er in die Geschäfte eingeführt, doch blieb er, so lange als la Vrillière, der mittlerweile sein Schwiegervater geworden war, lebte, d. h. bis 1725, unter einer gewissen Aufsicht. Im J. 1723 wurde ihm das zeither seinem Departement entfremdete Seewesen zurückgegeben. Am 5. März 1724 wurde er zum Commandeur-secrétaire des ordres du roi ernannt, und am 11. Aug. 1725 von der Akademie der Wissenschaften zu einem Ehrenmitgliede erwählt. Im J. 1727 inspicirte er die Häfen der Bretagne, desgleichen Rochefort und la Rochelle, auch veranlaßte diese Reise einige vortheilhafte Neuerungen. Er eröffnete zu Paris eine Schule für den Schiffbau, aus welcher tüchtige Leute hervorgegangen sind, er sandte Officiere aus, um die Küsten aufzunehmen und Seekarten anzufertigen, er nahm in seine Bureaux Astronomen und Mathematiker auf, um betreffenden Falls ihrer Einsichten sich zu bedienen, wie dieses namentlich mit Buache und dem Marquis von Albert geschah. Diesem ward das Archiv der Marine anvertraut, jener als Geograph der Marine bestellt. La Condamine, Bouguer, Godin, Maupertuis, Clairaut, Lemonnier wurden beauftragt, durch ihre Messungen die Ansichten um die Gestalt der Erde zu berichtigen, Sevin und Fourmont bereiseten im Auftrage des Ministers Griechenland und den Orient, während Otter die Euphratländer und Persien durchstreifte, Jussieu in Peru botanisirte. Sogar bis zu den Ideen eines freien Handels soll der Minister sich verstiegen haben, wie er denn der ostindischen Gesellschaft das Monopol des Sklaven- und Kaffeehandels entzog, und hierdurch das Aufblühen der Colonien beförderte. Auch die Hauptstadt wurde nicht vergessen; Fontainen an mehren Punkten angebracht, Wasserleitungen, Cloaken, die Erweiterung einiger Quais, wie sie durch Sanitätsrücksichten geboten, konnten als wesentliche Verschönerungen gelten. Die Spielhäuser wurden geschlossen. Leider ist es nur Condorcet, der in seiner akademischen Gedächtnißrede diese löbliche Wirksamkeit auf des verblichenen Ministers Rechnung setzt. Ganz anders deückt sich wenigstens der besonnene Argenson aus [32]), daher ist kaum zu zweifeln, daß alles Gute, das aus jener ersten ministeriellen Wirksamkeit des Grafen Maurepas berichtet wird, irgend einem verständigen Commis angehört. Überhaupt sprechen in seltener Übereinstimmung alle Zeitgenossen von dem unverzeihlichen Leichtsinn des Ministers, von seiner completen Unfähigkeit oder unüberwindlichen Abneigung für jede ernste Beschäftigung. Einzig nach Vergnügungen haschend und doch in dem Kreise seiner Vergnügungen beengt, denn man versicherte, daß der unermeßliche, von der Gräfin von Maurepas auf das Ministerium geübte Einfluß vornehmlich als ein Surrogat für Entbehrungen zu betrachten sei [33]), verfiel der Minister auf Zerstreuungen, die in seiner Stellung vielleicht die allerverwerflichsten waren, weil sie den bedeutendsten Zeitaufwand erfodern. Er besaß die Gabe, Lächerlichkeiten aufzufassen und in Übertreibung darzustellen, welche, Affen und Kindern gemein, manchen Tropf in den Augen der Ältern und wol auch eines weitern Kreises zu den Ehren eines Wunderkindes erhoben hat. Diese Gabe auszubeuten, vereinigte der Graf sich mit Montesquieu und Caylus zu scheiftstellerischen Arbeiten, die zwar den obligaten Beifall des Hofs nicht verfehlen konnten, die aber gleichwol bei der Nachwelt von dem Witze und selbst von den Fähigkeiten der Triumvirn sehr bescheidene Begriffe erwecken müssen. Les Etrennes de la S. Jean, les Ecosseuses de bois und le Ballet des dindons sind von ihren Productionen die erheblichsten, und Argenson beurtheilt die beiden ersten Stücke halb tadelnd, halb lobend in der in der Note [34]) angegebenen Art. Diesem

32) Le jeune ministre de la marine est bien plus aimable que son père, mais encore moins instruit. Il se plait plutôt à faire des plaisanteries que l'on peut appeler des mievréries de jeune courtisan, que de vraies méchancetés et des noirceurs dont on assure que son père était capable. Mais il a connu de trop bonne heure les douceurs et les avantages du ministère, et il ne paraît pas qu'il sache encore quels en sont les devoirs et les principes. Il n'avait que dix-huit ans lorsque ses commis lui ont dit: Monseigneur, amusez vous, et laissez-nous faire. Si vous voulez obliger quelqu'un, faites-nous connaître vos intentions, et nous trouverons les tournures convenables pour faire réussir ce qui vous plaira. D'ailleurs les formes et les règles s'apprennent à mesure que les affaires et les occasions se présentent, et il vous en passera assez sous les yeux pour que vous soyez bientôt plus habile que nous. 33) In folgenden Zeiten hat seine Wiedereinführung in das Ministerium, durch Ludwig XVI., eine böse Zunge besungen:

Le Maurepas est triomphant,
Voilà ce que c'est que d'être impuissant.
Le roi lui dit en l'embrassant:
Quand on se ressemble,
Il faut qu'on s'assemble;
Faire nous tout sera décent,
Voilà ce que c'est que d'être impuissant.

34) Convenons que l'art de la plaisanterie a fait depuis quelque temps d'immenses progrès. Ces vers burlesques de Scarron, qui réjouissaient tant nos pères, choquent notre goût plus

ihrem hochbegabten Ehrenmitgliede verfehlte die Akademie der Wissenschaften nicht die Ehren eines Vicepräsidenten zu ertheilen, 1736, und am 6. Jan. 1738 wurde er an des Marschalls von Estrées Stelle in den Staatsrath aufgenommen. Bei dieser Gelegenheit heißt es von dem neuen Staatsminister: „Er steht anjetzo am königlichen Hofe in ganz besonderm Ansehen, und dürfte nach des alten Cardinals von Fleury Tode wol gar zu der Stelle eines Premierministers gelangen," wie denn auch unter demselben Jahre gesagt wird: „man prüfet indessen fleißig die Schultern des Grafen von Maurepas, ob sie fähig sind, nach des Cardinals Tode die Last der Regierung in Qualität eines Premierministers zu tragen. Das Aufnehmen des Grafen soll von der Marquise von Mailly herrühren, die immer noch bei dem Könige in großer Gunst und Hochachtung steht." Es war dies die älteste von den berühmten Schwestern von Mailly, welche an den Grafen Ludwig Alexander von Mailly, den Bruder jenes Mailly, verheirathet war, welche wir als Frau des Grafen von S. Florentin und folglich als die Schwiegermutter von Maurepas kennen. Diese Verschwägerung war dem Minister, den zwar die eine der Schwestern, die Herzogin von Châteaurour, nur M. Faquinet zu nennen pflegte, die wesentlichste Stütze, zumal sie ihm einen gewissen Einfluß auf des Königs Herzensangelegenheiten verschaffte. Daher finden wir ihn auch beauftragt, die Schwestern, die während Ludwig's Krankheit in Metz von dem Hoflager verwiesen worden waren, von der am Horizont ihnen wieder erschienenen Glückssonne in Kenntniß zu setzen. Der Götterbote traf sie in ihrem Verstecke zu Poissy und eröffnete ihnen, „welchergestalten Ihro Majestät über die unanständige Art, wie die Sachen vormals zu Metz gelaufen, sehr übel zufrieden wären, und Sie ersuchten beide Herzoginnen, ihre vorige Chargen wieder zu übernehmen und dem Könige von Neuem ihre Freundschaft zu schenken. Ihre Majestät würden es vor die größte Probe davon annehmen, wenn die Herzoginnen auf das förderlichste sich bei Hofe einfinden würden, und Sie würden sich eine besondere Freude daraus machen, ihnen die stärksten Zeichen des Schutzes, der Güte und der Freundschaft zu geben." Indessen auf diese Sendung und die darauf gefolgte Aussöhnung der Liebenden folgte in wenigen Tagen der Tod der Herzogin von Châteaurour, 8. Dec. 1744, ein herber Verlust für Maurepas. Er hatte kurz vorher die Häfen des Mittelmeeres besucht, und bei dieser Gelegenheit Schritte gethan, um den König von Sardinien der österreichischen Allianz zu entfremden. Von besserm Erfolge, als diese Unterhandlung, waren seine Vorkehrungen für die Sicherheit der Küsten, wie denn mehre Landungen der Engländer, mit namhaftem Verluste die bei Berre versuchte, abgetrieben worden sind. Im Juli 1736 hatte Maurepas das Ordenssecretariat an den Siegelbewahrer Chauvelin abgetreten, und dagegen das bisher von dem Kanzler Daguesseau bekleidete Schatzmeisteramt übernommen, 1. Aug. 1736; dieses Schatzmeisteramt verkaufte er im Februar 1743 an Orry, den Contrôleur-général. Genug jedoch von einem Ministerium, dem in seiner Futilität die Schlußkatastrophe entsprach. Maurepas mag von Anfang an der Pompadour darüber gegrollt haben, daß sie die Erbin der Mailly geworden, doch ließ die regierende Maitresse ihn das nicht entgelten. Ihre Langmuth scheint der Geck für Stumpfsinn gehalten zu haben, er wendete gegen sie seine geistigen Blitze [35]), und aufgemuntert in seinen Angriffen durch den Beifall der königlichen Familie, verstieg er sich endlich zu den berühmten Versen auf ein von der Favoritin dem königlichen Liebhaber gespendetes Bouquet weißer Rosen [36]). Für die tödtliche Beleidigung foderte die Pompadour von dem Könige Genugthuung, ohne zwar mit Bestimmtheit den Thäter angeben zu können. Ludwig's XV. Verdacht traf den Herzog von Richelieu, der jedoch in einem sehr ernsten Zweigespräche seine Unschuld betheuerte und sie zu beweisen sich stark fühlte. Das gelang ihm, indem ein verkäuflicher Kammerdiener oder Schreiber ihm das von der Hand des Ministers geschriebene und ausgebesserte Concept des Gedichtes überlieferte. Maurepas wurde nach Versailles gefodert; den Wagen besteigend, unter dem Thorwege des altväterischen Hôtel Phelypeaux, in der Straße von Grenelle, ertheilte er den Befehl, bis zu seiner Rückkehr Fenster und Laden in seinen Zimmern offen zu halten, damit die Feuchtigkeit ausziehe [37]). In Versailles erwartete seiner der Graf von S. Florentin, sein eigener Schwager, mit einer Lettre de cachet in der Hand. Nur die nöthige Zeit wurde ihm vergönnt, um schriftlich auf alle seine Ämter zu verzichten, 24. April 1749, und auf der Stelle mußte er die Fahrt nach Bourges, dem für ihn bestimmten Verbannungsorte, antreten. „Le premier jour j'étais piqué," so hat er nachmals erzählt, „le second j'étais consolé." Drei Jahre verlebte er in Bourges, dann, Juni 1752, wurde ihm erlaubt, der Hauptstadt sich zu nähern. Er erkaufte von dem Abbé Bignon das auf einer reizenden Seeinsel, neben Meulan, gelegene prächtige Schloß Ile belle, und beobachtete von dort, oder abwechselnd von Pontchartrain aus, umgeben von allen Genüssen des Reichthums, mit dem Auge eines fröhlichen Weltmannes, den Gang der Ereignisse. Wie zu erwarten, belustigten ihn vornehmlich die Capriolen derjenigen, die auf dem glänzenden Schauplatze seine Nachfolger geworden,

épuré. Il n'est point de faiseur de parodie pour l'opéra comique, qui ne fasse cent fois mieux que la fameuse Apothéose de la perruque de Chapelain. La plaisanterie était dans son enfance au siècle de Louis XIV. Le notre est arrivé à la perfection dans la bagatelle. Autant sommes-nous déchus dans le genre sublime, autant avons-nous marché dans le frivole. De nos jours aussi, la fatuité s'est déguisée sous les traits de la sottise, et la méchanté en niaiserie. M. de Maurepas a porté ce genre à la cour, et y a excellé. Avec des talens médiocres pour le ministère, il s'est fait passer pour un homme d'infiniment d'esprit.

35) Qu'elle avait été élevée à la grivoise, hat er ihr u. A. gesagt. 36)

La marquise a bien des appas,
Ses traits sont vifs, ses grâces franches,
Et les fleurs naissent sous ses pas;
Mais, hélas! ce sont des fleurs blanches.

37) Ganzer 25 Jahre sind sie, in allzu pünktlicher Befolgung der ertheilten Weisung, unverschlossen geblieben.

und mag er durch kleinliche Intriguen zu dem Sturze dieses oder jenes Machthabers beigetragen haben; denn mittels seines Schwagers übte er stets einen gewissen Einfluß auf das Ministerium, gleichwie des Königs Töchter ein wohlwollendes Andenken demjenigen bewahrten, welcher der Dolmetscher ihrer der Pompadour feindlichen Gesinnung zu sein gewagt hatte. Dieses Andenken wirkte als ein Talisman für die Lösung der Frage, wen Ludwig XVI. nach seiner Thronbesteigung zum Rathgeber für seine Unerfahrenheit sich erwählen solle. Die öffentliche Meinung erklärte sich für Machaut, die Wünsche der Königin waren für Choiseul, der Einfluß der Tanten wurde zu Gunsten von Maurepas verwendet, aus der Verbannung wurde dieser berufen, um das Ruder des Staatsschiffleins zu übernehmen. In dem an ihn gerichteten Schreiben, Mai 1774, sagt Ludwig XVI.: J'ai de grands devoirs à remplir, mais je n'ai que vingt ans, helas! je n'ai pas les lumières et l'expérience qui me seraient nécessaires, et de plus, je ne puis communiquer avec aucun des ministres, parce qu'ils ont tous vu le feu roi pendant sa dernière maladie. La certitude que j'ai de votre probité, de votre connaissance des affaires et de votre prudence m'engage à vous dire de venir m'aider de vos conseils. Revenez donc le plus tôt qu'il vous sera possible à la Muette où je vous attends.“ Nicht lange ließ der Geschmeichelte auf sich warten, als ein Freund wurde er empfangen und alsbald in die ihm bestimmte Wohnung eingeführt, die unmittelbar über die Gemächer des Königs angebracht und mit diesen durch eine verborgene Treppe verbunden war; jeden Morgen, sobald anzunehmen war, daß der Minister erwacht sein möge, bevor noch irgend einer der Höflinge sich zur Aufwartung eingefunden hatte, erstieg der König diese Treppe, um mit seinem Rathgeber die Angelegenheiten des Tages zu besprechen. Auch die Minister fanden sich regelmäßig ein, um mit Maurepas zu arbeiten, dann, ohne ein Portefeuille zu haben, präsidirte er im Staatsrathe. Als die dringendste aller Angelegenheiten galt für den Augenblick die Stellung des Hofs zu den obersten Gerichtshöfen. Nach vierjährigen Wirren, nach einem Widerstande, der nicht selten alle Kennzeichen der Empörung trug, waren die Parlamente von Paris und Rouen abgeschafft worden, und das Publicum, was Anfangs mit Lebhaftigkeit die Partei der durch solche Abschaffung verletzten Individuen und Familien ergriffen hatte, begann bereits einzusehen, daß die angefeindete Maßregel manche Vortheile verhieße, die Rechtssprüche des Parlaments Maupeou nicht widersinniger wären, als jene der außer Cours gesetzten Behörden, daß endlich die bestrittenen Befugnisse des alten Parlaments wol hinreichen möchten, um eine vernünftige Ausübung der höchsten Gewalt zu hemmen, daß sie aber himmelweit entfernt seien von jeder der öffentlichen oder persönlichen Freiheit förderlichen Tendenz. Bei einer solchen Richtung der öffentlichen Meinung konnte das Ministerium sich begnügen, ein fait accompli festzuhalten, aber Maurepas fand es noch bequemer, dem Geschrei derer, für welche die Misbräuche der alten Gerichtsverfassung ein goldner Boden gewesen war, nachzugeben. Er überredete den Monarchen, daß die Wiederherstellung der vormaligen Ordnung der Dinge das zuverlässigste Mittel sein würde, für eine angehende Regierung den Segen des Himmels und den Beifall der Nation zu gewinnen. In einem lit de justice, 12. Nov. 1774, wurde die Restauration der Parlamente ausgesprochen; vorher schon hatte Maurepas in dem Opernhause sich eingefunden, um in einer sentimentalen Scene den Dank für seine verdienstliche Wirksamkeit zu schlürfen. Auch des Parlaments Dankbarkeit ließ nicht lange auf sich warten. Am 3. December schon wurde der Anfang gemacht mit Remonstrationen und Protestationen, und in dem weitern Verlaufe der Fehde ließen die Minister, in der unwürdigsten Feigheit, sich von Position zu Position treiben durch die Anfoderungen derer, welche höchstens Verzeihung zu suchen befugt waren. Belohnungen empfingen diejenigen, die an dem Staatsoberhaupte sich versündigt hatten, zurückgesetzt wurden die Getreuen, belobt die Aufrührer, ermuntert die Undankbaren. Dabei klagten die Gegner wie die Diener des Hofs, die einen fanden, daß ihnen zu wenig Ehre angethan werde, die andern, daß man sie mit Unrecht bestrafe. „Tout cela est fort bien,“ scherzte Maurepas, „car personne n'est content.“ Wie das Parlament, so war der Krieg in Amerika eine Lebensfrage für die Monarchie geworden. In angeborenem Leichtsinn ergriff Maurepas die Partei der Rebellen, mit denen er großentheils durch Vermittelung von Intriguanten, wie Beaumarchais und der Marquis von Pezay, unterhandelt hatte. Beaumarchais, der Mensch, für welchen das Wort zweideutig nicht erfunden, war ganz eigentlich sein Vertrauter für geheime Expeditionen, z. B. um den Minister bedrohliche Schmähschriften aus den Händen von Verfasser oder Verleger, auf öffentliche Kosten, versteht sich, zu lösen. Gleich unfähig und gleich unwillig, mit administrativen Details sich zu befassen, war Maurepas genöthigt, einen großen Theil an subordinirte Collegen zu überlassen. Als ein solcher wurde durch ihn Turgot in Vorschlag gebracht: „man versichert mich, daß er nie Messe hört,“ wandte der König ein, „täglich ging der Abbé Terray zur Messe,“ erwiederte der Fürsprecher, hiermit alle Einwendungen beseitigend. Aber Turgot gewann in kurzer Zeit und in hohem Grade das Vertrauen des Monarchen, daß der alte Fuchs, seiner Schwachheit wohl bewußt, die Nothwendigkeit einsah, sich des Verdächtigen, in dem ihm ein Nebenbuhler erwachsen konnte, zu entledigen. Der Auflauf vom 3. März 1775, durch die hohen Fruchtpreise veranlaßt, und die mannichfaltigen, nicht immer glücklichen Neuerungen boten ihm die gesuchten Waffen, und Turgot wurde entlassen. Einen Augenblick war für den erledigten Posten Malesherbes in Aussicht genommen, da dieser aber noch mehr als Turgot dem Premierminister ein Gegenstand der Besorgniß war, mußte der Banquier Necker eingeschoben werden[38]). Aber Necker, die pedantische Ei-

38) Le vieux Maurepas, qui détestait le bon Turgot, s'ingénia du savoir-faire de ce marchand d'écus, pour en user au profit de sa rancune. Le roi avait résisté long-temps à lui faire ouvrir les portes de sa trésorerie, mais le vieux dictateur

telkeit und Rechthaberei in Person, ermüdete gar bald in der von dem Gönner geforderten Deferenz, und verscherzte den letzten Überrest von Gunst, als er, während der Conseilpräsident durch das Zipperlein an sein Bett geheftet war, dem Marschall von Castries das Ministerium der Marine zutheilen ließ. Necker's System anzufechten, dazu fühlte Maurepas weder die Fähigkeit in sich, noch auch den Muth, bei der allgemeinen Verblendung, welche die Folge der Beharrlichkeit war, mit der die Familie Necker die Verdienste ihres Oberhauptes anzupreisen wußte; der Minister begnügte sich, auf die Schwächen seines Gegners zu wirken. Necker's gereizte Eitelkeit verführte ihn zu Foderungen, die nach den Gewohnheiten des Hofs unzulässig, selbst beleidigend waren, und sein Fall war entschieden, 20. Mai 1781. Aller Nebenbuhler ledig, und gleichwol unfähiger als je, von der ihm verliehenen Gewalt zu Gutem oder Bösem Gebrauch zu machen, starb Maurepas den 21. Nov. 1781. „Ah je n'entendrai plus tous les matins mon ami nu-dessus de ma tête, sprach Ludwig XVI. in dem Ausdrucke der tiefsten Wehmuth. Strenger haben Marmontel [38]), Dumouriez in seinen Denkwürdigkeiten [40]) und der Verfasser der sogenannten Souvenirs de la Marquise de Créquy [41]) den Mann beurtheilt, doch, wie es uns scheint, das Maß der Gerechtigkeit überschritten. Als Maurepas, freilich nur ein ganz gewöhnlicher Mann, die oberste Leitung der Angelegenheiten übernahm — von seiner frühern kindischen Wirksamkeit soll nicht die Rede sein — hatte bereits die große Umwälzung in allen innern Beziehungen der Gesellschaft sich vervollständigt. Das französische Volk war in den Calamitäten und den heftigen Anstrengungen des 17. Jahrhunderts und der letzten drangvollen Periode Ludwig's XIV. aufgerieben oder entwürdigt worden, nicht minder die Casten, auf deren Sitten, auf deren Begriffen von Ehre und Treue, auf deren Stellung die Macht des Thrones beruhte; das französische Volk hatte die verderblichste Schule in den Orgien der Regentschaft durchgemacht und hatte sich darauf allmälig bis zu einer Verachtung der Persönlichkeit des Monarchen hinführen lassen. Diese Persönlichkeit war aber in dem von Richelieu skizzirten Frankreich, wie das Ludwig XIV. ganz richtig aufgegeiffen hat, der Staat. Den Staat fanden Ludwig XVI. und sein Mentor herabgesunken zu der vollsten Verachtung, und daß die höchste Gewalt aus dergleichen Verachtung nicht anders denn durch eine Krisis, durch eine Katastrophe, sich zu erheben vermöge, lehrt die Geschichte aller Zeiten. Für eine Katastrophe waren aber die Umstände noch nicht gereift, und ebenso wenig ergab sich die Möglichkeit einer Vermittelung. Aller materiellen und geistigen Macht entsetzt, und gleichwol in der Theorie das Bild des Absolutismus darstellend, hätte vielleicht die Regierung durch Concessionen ein Volk, dem gleich wenig bewußt war, was es wolle und was es vermöge, hinzuhalten versuchen können, aber es ist eine Wahrheit, daß durch Concessionen lediglich nur neue Begehrlichkeiten erweckt werden, und die Resultate der von Maurepas der öffentlichen Meinung dargebrachten Concessionen der Wiederherstellung der Parlamente, der Intervention zu Gunsten der Amerikaner, der Heranziehung Necker's, waren keineswegs geeignet, zu fernern Concessionen aufzumuntern. So begnügte sich Maurepas, mit oder ohne Bewußtsein, den Neigungen seiner trägen Gemüthsart entsprechend, die Dinge gehen zu lassen, wie sie eben gehen wollten, und wird man bei näherer Prüfung zugeben müssen, daß eine wesentliche Verschlimmerung der Angelegenheiten unter seiner Herrschaft nicht eingetreten ist. Volle zehn Jahre vergingen noch bis zum Eintritt der Schlußkatastrophe, 10. Aug. 1792, und selbst diese hätte noch zum Vortheil der höchsten Gewalt gewendet werden können. Die Gräfin Maurepas, Maria Johanna Phelypeaux, starb 1791, in dem Alter von 89 Jahren. Kinderlos, hatte sie gleichwol auf ihren Gemahl stets den überwiegendsten Einfluß geübt, auch ihr Hauswesen mit fester Hand regiert. Eine vorgefundene Schuldenlast von

y mit une persistance inconcevable, une persécution sans exemple. Il obtint premièrement son entrée dans le conseil des finances, et finit par en faire un ministre du roi Très-Chrétien. Devant Dieu soit son âme. Avec quatre élémens de perdition, tels que Veltaire et M. de Maurepas, M. Necker et Beaumarchais, comment voudrait-on que la révolution ne fût pas survenue.

39) Une attention vigilante à conserver son ascendant sur l'esprit du roi, et sa prédominance dans les conseils, le rendaient jaloux des choix mêmes qu'il avait faits; et cette inquiétude était la seule passion qui dans son âme eût de l'activité. Du reste aucun ressort, aucune vigueur de courage ni pour le bien ni pour le mal; de la faiblesse sans bonté, de la malice sans noirceur, des ressentiments sans colère; l'insouciance d'un avenir qui ne devait pas être le sien, peut-être assez sincèrement la volonté du bien public, lorsqu'il le pouvait procurer sans risque pour lui-même; mais cette volonté aussitôt refroidie dès qu'il y voyait compromis son crédit ou son repos: tel fut jusqu'à la fin le vieillard qu'on avait donné pour guide et pour conseil au jeune roi. 40) Ce misérable Maurepas perdit son maître qui l'avait pris pour son mentor; ne se montra que léger et persifleur, comme dans sa plus grande jeunesse; s'entoura d'une cour frivole; acheva d'égarer une jeune reine qui avait un grand caractère, et qu'il pouvait tourner vers le bien; séduisit les frères du roi par ses complaisances pour leur prodigalité, et acheva de ruiner la France et de rendre le gouvernement méprisable. Voilà l'homme qui a ouvert la boîte fatale d'où sont sortis toutes les calamités et tous les crimes des Français. Malheureux Louis, reine infortunée, c'est Maurepas qui est le premier auteur de votre martyre. S'il eût eu un coeur, s'il se fut pénetré de la grandeur des devoirs que lui imposait la confiance d'un jeune roi, vous vivriez encore, et si la France n'avait pas eu une constitution, sa moins son gouvernement eût repris de la dignité, et les peuples aussent béni le mentor d'un bon roi. Sa mort eût été un boubeur public si dans cette cour faible et corrompue, il se fût trouvé un seul homme de bien que Louis XVI. eût pu opposer au torrent de dépravations et de faiblesses qui ébranlaient son trône, et qui devaient bientôt le renverser. 41) Ce vieux ministre de la régence n'avait rien perdu de son ancienne légèreté et n'avait acquis aucune sorte d'expérience; il avait seulement augmenté de suffisance et de causticité, et

comme il se jugeait absolument nécessaire, il se montra d'une exigence intraitable. J'ai toujours pensé qu'il n'avait guère de religion, mais je crois bien qu'il avait de la bonne foi dans les transactions sociales et de la probité pécunisire. Il avait d'ailleurs une sorte d'instinct malicieux et d'esprit corrosif, à la manière des Broglio; et c'était du reste l'incapacité dans l'arrogance, et la fatuité dans la décrépitude.

Digitized by Google

eilf Millionen Livres war getilgt worden, ohne dabei dem Glanze, welchen die Sitten der Zeit foderten, Eintrag zu thun; namentlich hatte die Gräfin eine Dienerschaft von 113 Köpfen zu unterhalten. Aber ihr gebieterisches, ungestümes Wesen berührte zu Zeiten den Gemahl sehr unangenehm, z. B. als ihr der König eine Lieblingskatze, wegen des Unfugs, den sie in seiner Schlosserwerkstätte anrichtete, tadt schlug. Ganz Versailles ertönte von dem Jammergeschrei der Gräfin, Maurepas aber, der gezwungen war, in dem Ausdrucke des Schmerzes mit seiner gebietenden Ehehälfte zu rivalisiren, zugleich aber auch die dem Monarchen schuldigen Rücksichten zu bewahren, gerieth in eine Noth, in eine Seelenangst, wie er sie nimmer um eine verlorene Seeschlacht, um ein Hungerjahr empfunden haben würde. Die Ministerdynastie der Phelypeaux reicht in ununterbrochener Folge von 1610—1781, ein Zeitraum von 171 Jahren.

A. le Picard de Phélippeaux, auf der Schule wie zu Ptalemais, Napoleon's Antagonist, wird von der Biogr. univers. nicht für einen Phelypeaux gehalten, und darum durch die Orthographie unterschieden, wir finden jedoch den Zusatz le Picard überwiegend, und nehmen keinen Anstand, den jungen Mann von einem Zweige herzuleiten, der sich von dem Hauptstamme vor dessen Illustration abgesondert haben möchte. Gebaren 1768 in der Umgebung von Langle, in Paitau, fall Phelypeaux einer der ältesten Familien der Provinz angehört haben. Eines Officiers Sohn, wurde er zeitig nach Pont-le-ray auf die Kriegsschule gebracht, dann wegen seines Wohlverhaltens zu der militairischen Hochschule in Paris befördert, 1783. Da traf er mit Napoleon Banaparte zusammen, und zwischen den beiden einander durchaus entgegengesetzten, einzig in ihrer Hartnäckigkeit übereinstimmenden Naturen entspann sich von Stunde an eine Rivalität, die in ihren rohen Ausbrüchen nicht selten den Vorgesetzten zu schaffen machte. Doch scheinen diese Vorgesetzte im Allgemeinen für Phelypeaux gewesen zu sein. In den Prüfungen blieb er regelmäßig im Vortheil. Als dem Herkommen gemäß die vier besten Schüler dem Großmeister des Ordens U. L. Fr. vom Berge Karmel, dem Grafen von Provence, genannt werden mußten, damit er an zwei derselben das Ordenskreuz verleihe, befanden sich Phelypeaux wie Bonaparte auf der Liste, dieser als Nr. 3, jener als Nr. 2; Phelypeaux erhielt den Orden, der andere ging leer aus. Beide Nebenbuhler stellten sich dem Artillerieexamen, 1785, und wurden beide angenommen, doch so, daß Phelypeaux der unmittelbare Vormann blieb. Dem Regiment Besançon zugetheilt, befehligte er zu Paris, Juli 1789, eine der Batterien, die den auf der Place Louis XV. zusammenströmenden Pöbel auseinandergetrieben haben würde, wenn anders Bezenval, der fade Schwätzer, seiner Pflicht wahrzunehmen gewußt hätte. Wie so viele seiner Kameraden emigrirte Phelypeaux 1791, um bald darauf, in dem ersten Feldzuge des Revolutionskrieges, in der Armee der Prinzen, Brüder Ludwig's XVI., zu dienen. Nach der Auflösung dieser Armee trat er unter des Prinzen von Condé Fahnen, und stand in den Feldzügen von 1793 und 1794 als Gemeiner bei der adeligen Artilleriecompagnie, bis die reichlichern aus England fließenden Subsidien es erlaubten, mehre neue Regimenter, namentlich aus Kanonieren, die den republikanischen Fahnen valedirt hatten, ein Artillerieregiment zu errichten, und den Officieren dieser Waffe, bei der neuen Formation ihre Grade wiederzugeben. Kaum war Phelypeaux in seinen Officiersrang wieder eingesetzt, als er sammt zwei Kameraden, Duprat und Beaumanoir de Langle, commandirt wurde, in dem Innern von Frankreich, unter den Befehlen von le Veneur der königlichen Sache zu dienen. Die drei Abenteurer traten ihre gefährliche Fahrt am 15. Oct. 1795 an, verhielten sich einige Zeit ruhig in Orléans, um das Kriegstheater und die ihrer Partei zu Gebote stehenden Mittel zu studiren, und eröffneten sodann ihren Feldzug, indem sie drei Stunden von Orléans, am hellen Mittage, drei zu dem Hause des Grafen von Artais gehörige Emigranten, die auf l'Ile-Dieu waren ergriffen worden und jetzt nach Paris zum Tode geschleppt werden sollten, aus den Händen der unifarmirten Büttel befreiten. Nach diesem Probestück wandte Phelypeaux sich dem obern Berry zu, wo er sofort bedeutenden Einfluß erlangte, begünstigt hierin vornehmlich durch das Andenken, das der Erzbischof von Bourges, auf den er sich als seinen Vetter berief, dem Lande hinterlassen hatte. Zum Generaladjutanten ernannt im April 1796, nahm Phelypeaux an der Spitze einer verwegenen Schar den wichtigen Pasten Sancerre, und bestand einige glückliche Gefechte; die hierdurch veranlaßte Bewegung hätte zu bedeutenden Folgen erwachsen können, wenn nicht die endliche Unterdrückung der Vendée den Machthabern in Paris den größten Theil der Westarmee zur Verfügung gestellt hätte. Bald wurden die einzelnen royalistischen Corps aufgerieben oder zersprengt, Phelypeaux und seine beiden Freunde sahen sich daher abermals genöthigt in Orléans Zuflucht zu suchen. Während sie sich abmüheten, die Hoffnungen einer Partei zu beleben, welche bei dem Anblicke der sie bedrahenden unermeßlichen Streitkräfte der Verzweiflung nahe war, wurde Phelypeaux von republikanischen Saldaten, oder vielmehr Ausreißern, die meineidig seine Fahne verlassen hatten, erkannt, der Behörde bezeichnet und am 12. Juni 1796 eingekerkert. Peinlich, so darf man es wol nennen, befragt, verfiel er in Folge der Mishandlung, wie auch der übermäßigen Anstrengung, in eine tödtliche Krankheit; kümmerlich dem Tode entrannen, wurde er auf einen Karren geworfen und unter starker Bedeckung nach Baurges abgeführt. Da erwartete seiner ein Todesurtheil, vor dessen Folgen ihn jedach die liebreiche Geschicklichkeit einer Cousine zu bewahren wußte. Dem Kerker entführt, hielt Phelypeaux sich verborgen, bis er nach dem 18. Fructidor Mittel fand, das Gebiet der Republik zu verlassen und des Prinzen von Condé Armee am Bodensee zu erreichen, im Sept. 1797. Eben bereitete man sich dart zu dem Marsch nach Volhynien, dem zu folgen, Phelypeaux keinen Beruf fühlte. Lieber begab er sich nochmals in die dringendste Gefahr nach Paris, wo ihm alsbald die Lage des im Tempel eingekerkerten und nach ernstlicher bedrohten Sidney Smith ein Gegenstand ängstlicher Bekümmerniß wurde. Entschlos-

Digitized by Google

sen, um jeden Preis den Engländer zu retten, knüpfte er ein zärtliches Verständniß mit der Tochter des Kerkermeisters an, die viel auf des Vaters Gemüth vermochte; sie wurde angewiesen, in ihrem häuslichen Kreise von Besorgnissen, welche die Regierung wegen jenes ihr so wichtigen Engländers hege, und von einem Gerüchte zu erzählen, daß der Gefangene, zu seiner bessern Beaufsichtigung, nach einer Festung übertragen werden solle. Während in dieser Weise die Einleitung zu dem Geschäfte der Freundin überlassen blieb, verschaffte sich Phelypeaux ein Blanquet von dem Polizeiministerium, desgleichen gewann er einen Fischer, der am Rande des Meeres bereit sein sollte, ihn und seinen Begleiter aufzunehmen, und die beiden Reisenden der nächsten Station von Engländern zuzuführen. Als die Anstalten soweit gediehen, legte Phelypeaux die Uniform eines Polizeicommissairs an, und von vier zu Gendarmen umgestalteten Freunden begleitet, begab er sich nach dem Tempel. Das Blanquet hatte er zu dem Befehle, an den Vorzeiger den Engländer auszuliefern, verwandt; ohne Bedenken gehorchte der Kerkermeister der wohlbekannten Unterschrift, auch gab er sich noch dazu alle Mühe, um den Polizeicommissair zu beschwichtigen, der sich ungemein feindlich gegen den Engländer äußerte. Draußen hielt ein Cabriolet, das bestiegen Phelypeaux und sein Mann, und während die Gendarmen sich verloren, erreichten sie die Barrière und die daneben aufgestellte Postchaise; mit demselben Glücke gelangten sie zu den Küsten der Normandie und landeten an den Gestaden von Sussex. Von dem freudigsten Jubel wurden die beiden Flüchtlinge in London empfangen, und auch Sidney Smith verfehlte nicht, dem großmüthigen Retter seine Dankbarkeit zu bezeigen. Phelypeaux wurde zum Obersten ernannt und bald darauf beordert, den Commodore, welcher sich nicht mehr von ihm trennen wollte, zu seiner Station im Mittelmeer zu begleiten, und es gebührt ihm von allem demjenigen, was damals die britische Escadre ausrichtete, von dem Auffangen namentlich der großen, der französischen Armee in Syrien bestimmten, Convoi, ein wesentlicher Antheil. Aber der eigentliche Mittelpunkt der Kriegsereignisse sollte für den Augenblick Ptolemais werden. Der Commodore begriff die Nothwendigkeit, diesen Schlüssel zu Syrien gegen alle Anstrengung der Franzosen zu behaupten. Ihm leuchtete jedoch gleich sehr die Schwäche und Unbehilflichkeit einer türkischen Besatzung der Kriegszucht und Kriegskunst der Bezwinger von Italien und Ägypten gegenüber ein, und daß allein der einzige zugleich ihm beigegebene Artillerie- oder Ingenieurofficier Phelypeaux im Stande sein würde, ein gewisses Gleichgewicht zwischen Angriff und Vertheidigung herzustellen. Phelypeaux unterzog sich mit Freuden diesem bedenklichen Auftrage, er gewann aber auch gleich beim ersten Anblicke die Überzeugung, daß seine Ansichten von der Schwäche des Platzes weit hinter der Wirklichkeit zurückgeblieben seien. Soviel das innerhalb der wenigen ihm freigegebenen Tage möglich war, bemühte sich Phelypeaux, derselben abzuhelfen. Auf den Gedanken, die aus den Zeiten der Kreuzzüge herrührende verfallene und viel zu ausgedehnte Enceinte vertheidigen zu wollen, verzichtend, ersah er sich den höchsten Punkt derselben zu einem Kronwerk, einer Citadelle, die er in der größten Geschwindigkeit durch die zweckmäßigste Benutzung von allen Mauerfragmenten, von Schutthaufen, woran in einer türkischen Stadt niemals Mangel ist, durch die Hinzufügung von Erdaufwürfen, in wehrhaften Stand setzte. Hinter diesen unförmlichen Batterien brachte er seine Feuer an, während Keller und eingegangene Wasserleitungen sich in Minengalerien verwandelten. Bald erschien die ägyptische Armee zum Angriff, der sich in Ansehung des nun durch eine Postenlinie vertheidigten weiten Umfangs der Stadt als unwiderstehlich ergab. Als aber die Republikaner, durch diesen ersten Erfolg verlockt, der Citadelle mit der gleichen Leichtigkeit sich bemeistern zu können wähnten, empfing sie ein mörderisches, trefflich genährtes Feuer, das um so niederschlagender wirkte, weil die Belagerer aus dem Calibre der ihnen zugesandten Kugeln die Überzeugung gewinnen mußten, daß der gegen Ptolemais ausgesandte Zug von Belagerungsgeschütz den Feinden in die Hände gefallen und ihnen das wirksamste Mittel der Gegenwehr geworden sei. Die ganze Größe seines Unfalls übersehend, verzweifelte Napoleon nicht, durch Beharrlichkeit seinen Endzweck zu erreichen. Eine regelmäßige Belagerung à la Vauban wurde eingeleitet, die Arbeit bis zum Fuße der Escarpe getrieben, aber Phelypeaux verfiel auf die Idee der Contreapprochen, und führte mittels derselben einen unterirdischen Krieg, in dessen Laufe er zweimal der Belagerer vorgeschobene Werke in die Luft sprengte. Endlich langten die sehnlich erwarteten Hilfstruppen aus Rhodus, 12,000 Türken, an, ein letzter verzweifelter Sturm wurde abgeschlagen und es folgte die Aufhebung der Belagerung, 20. Mai 1799, den 62. Tag seit Eröffnung der Laufgräben. Ein lebhafter Ausfall, von Phelypeaux angeführt, beschleunigte den Abzug und drückte ihm beinahe den Charakter einer Flucht auf. Aber nur eben die Zeit, seine Sendung zu vollführen, hatte Phelypeaux gehabt: als kaum die Umgebung der Stadt von Feinden gesäubert, erlag er der übermenschlichen Anstrengung einer beinahe ausschließlich auf seiner Persönlichkeit beruhenden Vertheidigung: eine Brustentzündung, ein Lazarethfiebre, oder aber die Pest machte seinem Leben ein Ende. Er war ein Mann von der liebenswürdigsten Gemüthsart, eines gediegenen Sinnes, unterrichtet weit über die Grenzen seines Fachs. Als eine Merkwürdigkeit kann man betrachten, daß in den französischen Berichten von der Belagerung von Ptolemais der Name Phelypeaux nicht ein einziges Mal genannt wird. Des künftigen Imperators Unwille über eine Schulrivalität scheint in den Ergebnissen dieses Feldzugs neue Nahrung gefunden zu haben. (*v. Stramberg.*)

PHEME (*Φήμη*), die Sage, der Ruf. Wenn Hesiod (Werke und Tage v. 764 sq.) sagt, *Φήμη δ' οὔτις πάμπαν ἀπόλλυται, ἥντινα πολλοὶ λαοὶ φημίζουσι, θεός νύ τις ἐστι καὶ αὐτή*, daß kein Ruf ganz umkomme, den viele Völker verkünden, auch er sei gewissermaßen ein Gott, so meint er damit nicht, daß wirklich die Pheme eine der Göttinnen sei, sondern Nichts weiter als das teutsche Sprüchwort, Volkes Stimme Gottes Stimme.

Dagegen ist es gewiß, daß sie in Athen göttliche Ehre genoß und ein Altar ihr hier errichtet war und von Staatswegen ihr geopfert wurde: *Aeschin.* c. Timarch. p. 140 *εὑρήσετε καὶ τὴν πόλιν ὑμῶν καὶ τοὺς προγόνους Φήμης ὡς θεοῦ μεγίστης βωμὸν ἱδρυμένους.* Derselbe *παραπρεσβ.* p. 311: *τῇ μὲν Φήμῃ δημοσίᾳ θύομεν ὡς θεῷ.* *Pausan.* I, 17: *καὶ γὰρ Αἰδοῦς ἁγιώτατος βωμός ἐστι καὶ Φήμης καὶ Ὁρμῆς.* *Meurs.*, Athen. Attic. III, 2. (*H.*)

Phemeranthus (Ephemeranthus) *Rafin.*, s. Talinum.

PHEMIAI (*Φημίαι*), eine alte thessalische, in Thessaliotis gelegene Stadt in der Nähe von Arne, welche nach der Angabe des Hellanikos ihren Namen von Phemios, dem Sohne des Ampyr, erhalten haben soll. *Steph. Byz.* s. v.: *Φημίαι, πόλις τῆς Ἀρναίας, ἀπὸ Φημίου τοῦ Ἀμπυκος. Ἑλλάνικος ἐν πρώτῃ Δευκαλιωνείας.* Hoffmann, Griechenl. S. 299. Derselbe erwähnt diese oder eine andere gleichbenannte, ebenfalls von Phemios gegründete Stadt auch in Böotien. S. 604. (*Krause.*)

PHEMIOS (*Φήμιος*). 1) Der aus der Odyssee bekannte Sänger. Bei Homer heißt er *Τερπιάδης*, d. h. Sohn des Terpios; doch gab es bei den alten Auslegern auch eine Deutung, wonach es nur „herzerfreuend" *τερψίθυμος* bedeuten sollte. Bei diesen Commentatoren findet sich auch die Nachricht, daß er aus Lacedämon stammte und von da ebenso der Penelope nach Ithaka, wie sein Bruder, der ebenfalls Sänger war und von einigen Charias genannt wird, der Klytämnestra nach Mycenä gefolgt wäre; beide sollen auch in der Absicht in diese Orte gegangen sein, um sittliche Hüter und Warner dieser edlen Frauen zu sein. Bei Homer heißt er *αὐτοδίδακτος*, d. h. ein solcher, der von keinem Menschen die Kunst gelernt, dem zugleich auch der Gott selbst viele Gesangsweisen ins Herz gepflanzt hätte. Er wird dadurch vielmehr als ein solcher bezeichnet, der einer Dichterschule nur als Begründer derselben angehört haben konnte. Er war aber einer der Sänger, die mehr eine adlige und kriegerische als eine bürgerliche Poesie übten. Er lebte im Hause des Ulysses und nach dessen vieljähriger Abwesenheit sang er, durch Noth gezwungen, den Freiern und würzte ihnen das Mahl durch seinen Gesang. Dieser Umstand, daß er nur wider Willen den Freiern diesen Dienst geleistet hatte und sein Talent, welches es dem Ulysses selbst schmerzlich machen mußte, den Sänger zu tödten, rettete ihn, als von Ulysses die Freier erschlagen wurden. Er sang zur Phorminx und zwar einmal *νόστον Ἀχαιῶν*, d. h. das Lied von der Abfahrt der Achäer von Troja (vergl. *Plutarch*, De music. c. 3. p. 1132 B); dies und daß nach Homer der Gesang am meisten von den Sterblichen gepriesen wird, „welcher den Hörenden immer ertönt als der neueste ringsum," machen es wahrscheinlich, daß es überhaupt die trojanischen Begebenheiten waren, welche diese Classe von Sängern damals an den Tischen der Edlen sangen. Die Homerischen Stellen über ihn sind Od. I, 154. 326. XVII. 263. XXII, 330 sq. Bei ziemlich spälen Schriftstellern findet sich die Nachricht, es habe in Smyrna einen Schulmeister des Namens Phemios gegeben, der die Kinder in Grammatik und den übrigen Gegenständen geistiger Bildung unterrichtete; dieser habe die Mutter Homer's, Kritheis, dadurch ihn zu heirathen bewogen, daß er ihr versprochen hätte, ihren Sohn zu adoptiren und zu unterrichten. Um nun das Andenken an diesen seinen Lehrer zu erhalten, habe Homer dem Sänger der Penelope und der Freier diesen Namen gegeben. *Pseudo-Herodot.* Vit. Homer. c. 4. *Eustath.* ad Od. p. 1404. 16. 2) Lykophron (v. 13. 24) nennt so den Ägeus, dessen Sohn Theseus heißt bei ihm „des Phemios Sohn." Vergl. *Heyne*, Obss. in *Apollodor.* p. 342. 3) Einer der Freier der Helena. *Hygin.* F. 81. 4) Der Sohn des Ampyr, nach dem die Stadt Phemiá benannt sein soll. *Steph. Byz.* s. v. (*H.*)

PHEMONOE (*Φημονόη*). So soll die erste Pythia oder weissagende Frau des Apollon zu Delphi geheißen haben, der auch die Erfindung oder erste Anwendung des Hexameters beigelegt wird. (*Strab.* IX, 419. *Paus.* X, 5, 4.) Sie wird eine Tochter Apoll's genannt (*Plin.* N. H. X, 3), eine der Sibyllen nennt sie *Servius* ad *Virg.* Aen. III, 444. (*H.*)

PHEN oder PHENYL. Mit diesem Namen bezeichnet der französische Chemiker Laurent das organische Oxyd eines Hydrates, welches letztere er durch Behandlung von rectificirtem Steinkohlenöl mit Kalilauge erhält, bereits aber schon früher von Runge durch Behandlung des Steinkohlenöles mit Kalkmilch und Zersetzen der wässerigen Flüssigkeit dargestellt und als Carbolsäure beschrieben worden war. Laurent hat von dem hypothetischen Oxyd folgende Verbindungen abgeleitet, die nachstehend beschrieben werden.

Phenyl	$= C_{12} H_5 O.$
Phenylhydrat	$= C_{12} H_5 O, HO.$
Phenylschwefelsäure	$= C_{12} H_5 O, HO, 2SO_3.$
Chlorphenesäure	$= C_{12} H_2 Cl_3 O, HO.$
Chlorphenisäure	$= C_{12} H_3 Cl_2 O, HO.$
Chlorphenusäure	$= C_{12} Cl_5 O, HO.$
Bromphenisäure	$= C_{12} H_3 Br_2 O, HO.$
Nitrophenesäure	$= C_{12} H_3 (2NO_4) O, HO.$
Nitrophenisäure	$= C_{12} H_3 (3NO_4) O, HO.$

Phenylhydrat oder Carbolsäure findet sich in bedeutender Menge in demjenigen rectificirten Steinkohlentheeröl, welches zwischen + 150° und 200° C übergegangen ist. Es wird aus diesem Öl auf die Weise gewonnen, daß man es mit seinem doppelten Volumen mäßig starker Kalilauge oder Kalkmilch schüttelt, die wässerige Schicht von dem oben aufschwimmenden Öl abscheidet und erstere mit Salzsäure zersetzt, wobei sich das Phenylhydrat in Form eines schweren Öles abscheidet, welches zur weitern Reinigung entweder für sich oder unter Zusatz von 5% Kalihydrat der Rectification unterworfen wird; Anfangs geht ein Gemenge von Wasser und Phenylhydrat, später letzteres allein über. Das Phenylhydrat bildet sich aber auch nach Gerhardt bei der Zersetzung der Spiroylsäure und der spiroylsauren Salze

Digitized by Google

durch trockene Deſtillation und nach Stenhouſe bei der trockenen Deſtillation des Salicins mit der Hälfte ſeines Gewichts Kalk. Durch mehrmaliges Umkryſtalliſiren wird das Product der trockenen Deſtillation nach der einen oder andern Bildungsweiſe gereinigt; Gerhardt nannte es Phenol, Stenhouſe aber Salicon.

Das Phenylhydrat bildet nach Runge gewöhnlich eine farbloſe, ölähnliche, das Licht ſtark brechende, weder ſauer noch alkaliſch reagirende Flüſſigkeit, welche unter gewiſſen Umſtänden in oft zwei Zoll langen, bei + 15° C noch nicht ſchmelzenden Nadeln kryſtalliſirt, welche aber, ſelbſt in verſchloſſenen Gefäßen, aus unbekannten Gründen das Vermögen verlieren, ihre feſte Beſchaffenheit zu behaupten (Runge). Dieſe Kryſtalle werden, mit der Luft in Berührung gebracht, ſehr ſchnell flüſſig, ſodaß eine Spur Feuchtigkeit hinreichend zu ſein ſcheint, ſie flüſſig zu machen, da die flüſſige und die feſte Subſtanz beinahe dieſelbe Zuſammenſetzung haben (Laurent). Die Kryſtalle gehören wahrſcheinlich dem geraden prismatiſchen Syſtem mit rectangulärer Baſis an; ſie ſind bei + 18° von 1,065 (Laurent), bei + 20° von 1,062 ſpec. Gewicht (Runge), ſchmelzen bei + 34 — 35° C und ſieden bei + 187 — 188° (Laurent), 197,5° (Runge). Die geſchmolzene Subſtanz iſt farblos, durchſichtig, ölartig, im Geruch dem Bibergeil oder Kreoſot ſehr ähnlich und von brennend ätzendem Geſchmack. Das Phenylhydrat löſt Waſſer auf und iſt auch in geringer Menge darin, ſowie in allen Verhältniſſen in Alkohol und Äther und auch leicht in Eſſigſäure löslich. Es iſt in der Flamme entzündlich und brennt mit rußender Flamme, löſt in der Wärme ohne merkliche Veränderung Jod und Schwefel, welcher letztere beim Erkalten ſich wieder in rhombiſchen Octaëdern ausſcheidet, wird durch Chlor und Brom unter Entwickelung von Chlor- oder Bromwaſſerſtoff zerſetzt (ſ. unten), und durch Einwirkung von Salpeterſäure in Nitrophenesſäure und Nitrophenisſäure verwandelt (ſ. unten), bildet mit Schwefelſäure die Phenylſchwefelſäure (ſ. unten), läßt ſich ohne Zerſetzung über geſchmolzene Phosphorſäure rectificiren, wird durch feſte Chromſäure raſch zerſetzt, ſcheidet aus Queckſilberoxyd Metall aus, reducirt das Silberoxyd aus der ſalpeterſauren Löſung und entwickelt beim Zuſammenbringen mit Bleihyperoxyd unter ſchwachem Ziſchen Wärme; beim Erhitzen der Miſchung mit Waſſer wird unter Entfärbung des Oxydes eine gelbbraune bleioxydhaltige Materie gebildet.

Sehr intereſſant iſt das Verhalten des Phenylhydrates zu organiſchen Subſtanzen, welches, da es mancher nützlicher Anwendungen fähig iſt, hier ausführlicher angegeben werden muß.

Indigo löſt ſich bei + 100° mit hochblauer Farbe in Phenylhydrat zu einer Flüſſigkeit, die ſich ohne Veränderung mit Alkohol oder Äther vermiſchen läßt, aber ſich ſchon nach einigen Stunden entfärbt. Bernſtein und Caoutchoue ſind in Phenylhydrat unlöslich, aber Colophon löſt ſich darin vollſtändig auf und Copal zerfließt zu einem dicken fadenziehenden Firniß, welcher ſich in mehr Phenylhydrat vollkommen löſt, welches letztere an der Luft nach und nach entweicht und der Copal als ein glänzender, jedoch noch nach ſechs Monaten eine weiche Beſchaffenheit zeigender Überzug hinterbleibt.

Abgeſchnittene friſche Pflanzen verwelken in einer geſättigten wäſſerigen Löſung des Phenylhydrates ſehr ſchnell. Dieſe Löſung wirkt auch auf Blutegel und Fiſche ſehr giftig, indem dieſe in wenigen Minuten und ohne convulſiviſche Bewegungen darin abſterben; damit vermiſchtes Blut gerinnt augenblicklich und ins Auge geſtrichen verurſacht ſie heftigen Schmerz. Todte Thiere in die Löſung getaucht trocknen ein, ohne zu faulen, und faulendes Fleiſch oder faulende Fiſche, ſowie auch Menſchenexcremente, verlieren darin augenblicklich ihren Geruch; auch damit vermiſchter Harn iſt nicht der Fäulniß fähig. Schwaches Leimwaſſer wird durch die Löſung nicht getrübt, in concentrirtem aber eine milchige Trübung hervorgebracht, die durch Zuſatz von Waſſer wieder verſchwindet; trockener Leim quillt in der wäſſerigen Phenylhydratlöſung gar nicht auf, ſondern verwandelt ſich in eine zähe weiße Maſſe. Eiweiß bildet mit der Löſung ein Gerinnſel, welches ſich in einem Überſchuß von Eiweißwaſſer wieder löſt, beim Trocknen aber eine durchſichtige, hornartige Maſſe bildet. Milch wird durch die Löſung des Phenylhydrates nicht zum Gerinnen gebracht, jedoch ſcheiden ſich einige Flocken ab, und ſtark riechender Käſe wird unter Verluſt des Geruches weich und ſchmierig. Eine durch Kalkmilch enthaarte Thierhaut wird, wenn ſie in dieſer Löſung liegt, auf der Haarſeite weiß, beim Trocknen hornartig und durchſcheinend, und in Waſſer wieder weich und ſchlüpfrig, wie eine friſche Haut, iſt aber nicht mehr fäulnißfähig; ein nicht mit Kalk zubereitetes Hammelfell verhält ſich anders in dieſer Löſung, indem es dadurch eine lederartige Beſchaffenheit erhält und nun die Fähigkeit verliert, im Waſſer wieder weich und ſchlüpfrig zu werden; Schweinsblaſe wird darin weiß und beim Trocknen durchſichtig, aber ſpröder; rohes Rindfleiſch nimmt darin eine braune Farbe an und trocknet alsdann zu einer harten Maſſe ein, welche durch Kochen nicht weich wird. — In allen dieſen Fällen geht das Phenylhydrat eine Verbindung mit den thieriſchen Stoffen ein.

Das reine Phenylhydrat wirkt noch kräftiger auf die thieriſchen Stoffe; wird es auf die Haut gebracht, ſo entſteht ein Brennen, mit Waſſer benetzt erſcheint die Stelle weiß und erhaben, und ſie wird ſpäter glänzend, roth und ſchuppt ſich zuletzt ab. Mit Phenylhydrat befeuchtete Baumwolle auf den Schenkel gebracht, bewirkte ein Zuſammenziehen des Felles, nach 12 Stunden zeigte ſich dieſes wie am Muskel angeklebt, hatte eine ſchorfartige Härte und war wie abgeſtorben. Auf blutenden Wunden bringt es zwar eine Gerinnung hervor, ſtillt aber die Blutung nicht, wodurch es ſich von dem Kreoſot unterſcheidet, mit dem es ſonſt viel Ähnlichkeit hat. — Eichenſpäne in Phenylhydrat und dann in Salpeterſäure getaucht, erhalten Anfangs eine dunkelblaue Farbe, die ſehr bald in Braun übergeht und auch mit Salzſäure erſcheint.

Das Phenylhydrat verbindet ſich leicht mit den Metalloxyden und bildet mit den meiſten leicht lösliche Salze; es ſättigt die Alkalien vollſtändig, jedoch behalten die Salze eine alkaliſche Reaction auf die Pflanzenfarben.

Digitized by Google

Kalilauge verliert durch die Sättigung mit Phenylhydrat das Vermögen, das neutrale, gelbe, chromsaure Kali in basisches rothes Salz zu verwandeln und damit gesättigtes Ammoniak seine eigenthümliche Wirkung auf Kupferoxydsalze.

Phenylkali oder carbolsaures Kali, = $C_{12}H_5O + KO$?, entsteht beim Zusammenbringen des Phenylhydrates mit Kalium unter Wasserstoffgasentwickelung oder beim Vermischen des Steinkohlentheeröles mit einer höchst concentrirten Kalilauge und bildet eine krystallinische Masse, welche durch Waschen mit Äther gereinigt wird. Es ist weiß, krystallisirbar und leicht in Wasser und Weingeist löslich.

Phenylbaryl oder carbolsaurer Baryt, = $C_{12}H_5O + BaO + 2HO$, wird nach Laurent erhalten, wenn mit Phenylhydrat übersättigtes Barytwasser zur Austreibung des Überschusses gekocht und zuletzt im luftleeren Raume verdunstet wird, wo ein krystallinischer salzartiger Rückstand bleibt.

Phenylkalk oder carbolsaurer Kalk, nach Runge löst sich Kalkhydrat mit großer Leichtigkeit in Phenylhydrat unter Abscheidung von Wasser zu einem klaren Syrup, der sich in mehr Wasser vollständig löst; die Auflösung ist alkalisch und wird durch eingeleitete Kohlensäure theilweise zersetzt und im concentrirten Zustand durch Zusatz von Alkohol in weißen krystallinischen Körnern gefällt.

Phenylbleioxyd oder carbolsaures Bleioxyd. Wird Phenylhydrat mit Bleioxyd gekocht, so bildet sich eine dickflüssige Masse, die bei Berührung mit einem Tropfen Alkohol sogleich zu einer weißen, etwas in Weingeist löslichen Masse erstarrt; auch durch Ätherdämpfe wird die dickflüssige Masse fest, nimmt aber nach wenigen Augenblicken ihren frühern Zustand wieder an; bei Gegenwart von Wasser bleibt diese Masse aber flüssig. Die neutrale Verbindung ist flüssig, farblos, ölartig, in Weingeist löslich und zerfällt bei Zusatz von Wasser in Phenylhydrat und ein weißes basisches Salz, welches man als einen weißen, dem frischgefällten Chlorsilber ähnlichen Niederschlag beim Vermischen der Phenylhydratlösung mit basischem essigsaurem Bleioxyd erhält; diese basische Verbindung enthält auf zwei Äquivalente Phenylhydrat drei Äquivalente Bleioxyd, schmilzt beim Erhitzen für sich bei + 200° und wird in höherer Temperatur zersetzt.

Das Phenylhydrat läßt sich mit concentrirter Schwefelsäure in allen Verhältnissen mischen; eine Mischung aus gleichen Theilen löst sich nach Runge ohne Rückstand in Wasser und enthält nach Laurent Phenylschwefelsäure. Die wässerige Lösung wird mit kohlensaurem Baryt neutralisirt und die helle Flüssigkeit verdampft; die Salzmasse wird durch Krystallisation aus Alkohol gereinigt; der phenylschwefelsaure Baryt = $C_{12}H_5O + 2SO_3 + BaO + 4HO$ fällt aus der kochend gesättigten Lösung in Alkohol in Form eines weißen Breies nieder, welcher aus sehr kleinen mikroskopischen Nadeln besteht. Durch vorsichtige Zersetzung mit Schwefelsäure scheidet sich die Phenylschwefelsäure ab, welche sauer schmeckt und sich zu einem Syrup eintrocknen läßt. Durch Sättigen der Säure mit Ammoniak erhält man das phenylschwefelsaure Ammoniak = $C_{12}H_5O + 2SO_3 + H_4NO + HO$, welches in kleinen Flittern krystallisirt.

Durch Chlor und Brom werden aus dem Phenylhydrat mehre Zersetzungsproducte von saurer Natur gebildet, in denen eine gewisse Anzahl Wasserstoffäquivalente durch Chlor- oder Bromäquivalente vertreten ist (vergl. obige Tabelle).

Die Chlorphenesäure entsteht bei der ersten Einwirkung des Chlors auf Phenylhydrat. Sie ist von ölartiger Beschaffenheit, hat einen höchst durchdringenden Geruch, ist ohne Zersetzung flüchtig, löst sich nicht in Wasser, aber in allen Verhältnissen in Alkohol und Äther, und geht durch weitere Einwirkung von Chlor in die folgende Säure über; ihre Zusammensetzung ist oben angegeben.

Die Chlorphenisäure wird am einfachsten und in der größten Menge auf die Weise erhalten, daß man das zwischen 170 und 190° siedende Steinkohlentheeröl erst theilweise mit Chlor sättigt, dann das Gemisch der Destillation unterwirft und endlich in das Destillat, von dem die ersten und die letzten Antheile beseitigt worden sind, so lange Chlorgas leitet, bis das Ganze zu einer festen Masse erstarrt, die neben einer krystallisirbaren Substanz — Chloralbin — hauptsächlich aus Chlorphenisäure besteht und auf die Weise gereinigt wird, daß man sie mit Ammoniak und Wasser bis zum Sieden erhitzt, die Mischung filtrirt, das beim Erkalten sich ausscheidende Ammoniaksalz wieder in kochendem Wasser löst und die Lösung durch Salzsäure zersetzt. Die sich abscheidende Chlorphenisäure krystallisirt sowol aus den Auflösungen als auch beim Sublimiren in langen, seidenglänzenden, weißen Nadeln von der größten Feinheit; die in einem verschlossenen Gefäß geschmolzene Säure stellt bei gewöhnlicher Temperatur dem Schimmel ähnliche Nadeln dar; sie schmilzt bei + 44°, erstarrt beim Erkalten in geraden mikroskopischen Prismen mit rechtwinkliger Basis, siedet bei + 205° und ist ohne Zersetzung flüchtig. Sie hat einen durchdringenden, anhaltenden, widrigen und charakteristischen Geruch, löst sich sehr wenig in Wasser, aber wol in Alkohol und Äther, auch in Salzsäure und Schwefelsäure, bildet beim Erkalten der schwefelsauren Lösung eine aus Nadeln bestehende Masse und verwandelt sich bei der Einwirkung siedender Salpetersäure in eine gelbe, in Flittern krystallisirende Substanz und durch fortgesetzte Behandlung mit Chlor in Chlorphenussäure. Die bekannten Salze der Chlorphenisäure sind: chlorphenissaures Ammoniak = $H_4NO + C_{12}H_2Cl_3O$, krystallisirt in Nadeln und besitzt eine schwach alkalische Reaction; chlorphenissaurer Baryt scheidet sich beim Erkalten der gemischten kochenden concentrirten Lösungen von Chlorbarium und chlorphenissaurem Ammoniak in langen Nadeln aus; chlorphenissaurer Kalk, auf gleiche Weise wie das Barytsalz gewonnen, bildet einen weißen gallertartigen Niederschlag; chlorphenissaures

Digitized by Google

Kupferoxyd, durch Zersetzung des Ammoniaksalzes mit einem Kupfersalze gewonnen, stellt einen braunrothen Niederschlag dar, der sich in kochendem Weingeist löst; beim Erkalten dieser Lösung scheiden sich braune, glänzende Nadeln ab, welche schiefe Prismen mit rechtwinkliger Basis sind; chlorphenisfaures Nickeloxyd, wie das Kupfersalz zu erhalten, ist ebenfalls in Weingeist löslich; chlorphenisfaures Silberoxyd ist ein zeisiggelber Niederschlag

Die Chlorphenusſäure ist das letzte Product der Einwirkung des Chlors auf Phenylhydrat, aus dem dann — wie die Formel oben zeigt — aller Wasserstoff durch Chlor vertreten ist, und bildet sich nach Erdmann bei der Behandlung des Chlorisatins mit Chlor (gechlorte Chlorindoptensäure, Erdmann). Sie gleicht fast ganz der Chlorphenissäure, nur daß sie weniger schmelzbar und ihr Ammoniaksalz schwieriger löslich ist; mit den Metallsalzen gibt sie dieselben Niederschläge.

Die Bromphenissäure (Zusammensetzung siehe oben) wird gebildet und erhalten, wenn man zu Phenylhydrat so lange Brom setzt, als noch ein Aufbrausen stattfindet; zuletzt muß sie erwärmt werden, wobei viel Bromwasserstoffsäure als Gas entweicht. Nach dem Erkalten wird die braune Masse mit Ammoniak und Wasser gekocht, das beim Erkalten der filtrirten Lösung sich ausscheidende Ammoniaksalz wieder in kochendem Wasser gelöst, die Lösung durch Salzsäure zersetzt und die abgeschiedene Bromphenissäure durch Sublimation gereinigt. Sie krystallisirt in sehr dünnen, farblosen Nadeln, hat den Geruch der Chlorphenissäure, sublimirt in verschlossenen Gefäßen nicht bei gewöhnlicher Temperatur und löst sich weniger in Weingeist und Äther als die Chlorphenissäure. Das bromphenisfaure Ammoniak krystallisirt in Nadeln und gibt mit Chlorcalcium und Chlorbarium in Nadeln krystallisirende Niederschläge und mit essigsaurem Kupferoxyd einen rothbraunen, in Weingeist löslichen, mit essigsaurem Silberoxyd einen weißen und mit salpetersaurem Silberoxyd einen orangefarbenen Niederschlag. Die bromphenissauren Salze geben beim Glühen unter Entwickelung von Bromphenissäure einen Rückstand von Brommetall.

Durch die Behandlung des flüchtigen Steinkohlentheeröles mit gewöhnlicher Salpetersäure entstehen, je nach der Dauer der Einwirkung zwei verschiedene Säuren, von denen es Laurent wahrscheinlich gemacht hat, daß sie aus dem Phenylhydrat entspringen; es sind diese Säuren die beiden oben genannten, nämlich die Nitrophenesſäure und die Nitrophenissäure, welche die Elemente der Untersalpetersäure enthalten, ziemlich starke Säuren sind und mit den Basen charakteristische schöne Salze bilden.

Die Nitrophenesſäure bildet sich bei der ersten Einwirkung der Salpetersäure auf das Steinkohlentheeröl; jeder Tropfen Säure, welcher damit in Berührung kommt, erregt ein heftiges Zischen, ohne daß sich salpetrige Säure entwickelt. Man berritet die Säure auf die Weise, daß man zu 10 Theilen Steinkohlenöl, dessen Siedpunkt zwischen 160 und 190° liegt, in einer großen Porzellanschale 12 Theile gewöhnliche Salpetersäure in ganz kleinen Portionen und nicht eher wieder zusetzt, bis das jedesmalige Aufwallen vorüber ist; die Masse verdickt und erhitzt sich nach und nach so, daß es kaum nöthig ist, die Schale gegen das Ende der Operation zu erwärmen. Ist die Einwirkung der Säure beendigt, so wird die freie Salpetersäure durch Wasser von der gebildeten braunrothen Masse entfernt, diese dann mit Ammoniak und Wasser bis zum Sieden erhitzt, die Flüssigkeit schnell von einer dicken, braunen, Nitrophenissäure haltigen Masse abfiltrirt und das Filtrat der Ruhe überlassen. Nach 24 Stunden scheidet sich das Ammoniaksalz in Form einer festen, braunen, kaum krystallinischen Masse aus und wird durch mehrmaliges Auflösen und Umkrystallisiren aus heißem Wasser gereinigt, worauf man endlich die Lösung in kochendem Wasser durch die hinreichende Menge Salpetersäure zersetzt und die Flüssigkeit so rasch und heiß wie möglich filtrirt. Beim Erkalten scheiden sich blättrige Krystalle ab, die durch Umkrystallisiren aus heißem Weingeist gereinigt werden.

Die Nitrophenesſäure krystallisirt in weißlichgelben rectangulären Prismen, welche in dünnen Schichten fast farblos sind; sie schmilzt bei + 104° C und bildet nach dem Erkalten eine faserig-blättrige Masse; bei vorsichtiger Erhitzung lassen sich mehre Grane ohne Zersetzung sublimiren; sie ist geruch- und Anfangs fast geschmacklos, hat aber hintennach einen sehr bittern Geschmack, löst sich wenig in kochendem Wasser, schon in der vierfachen Menge Weingeist und leicht in Äther, krystallisirt aus der kochend bereiteten Auflösung in Salzsäure in farrenkrautähnlichen Blättern und färbt Haut, Haare, überhaupt alle Gewebe stark gelb. Die Nitrophenesſäure zerfällt beim raschen Erhitzen unter schwacher Verpuffung und Abscheidung von Kohle mit rother Flamme, wird in Flüssigkeiten, in denen sich Wasserstoff entwickelt, noch mit rosenrother, durch überschüssiges Ammoniak ohne Fällung ins Grün gehender Farbe aufgelöst, bildet mit Baryt und Eisenvitriol gleichzeitig zusammengebracht ein rothes, wahrscheinlich dem hämatinsalpetersauren Baryt analoges Salz, zerfällt durch kochende Salpetersäure mit großer Heftigkeit und unter Bildung von Nitrophenissäure und Wasser, wird von Brom auf eine ihrem Wesen nach noch unbekannte Weise zersetzt, von Chlor aber nicht merklich verändert und von gewöhnlicher Schwefelsäure ohne Zersetzung gelöst, während rauchende Schwefelsäure in der Wärme heftig und unter Gasentwicklung und Bildung einer neuen noch nicht untersuchten Säure einwirkt, die nitrophenesſauren Salze sind gelb oder orange, krystallisirbar und fast sämmtlich in Wasser löslich und ihre Lösungen färben die Haut stark gelb; bei einer wenige Grade unter dem Schmelzpunkt des Bleies liegenden Temperatur verpuffen sie schwach und in verschlossenen Gefäßen zersetzen sie sich mit Luftentwicklung; durch Salpetersäure, Salzsäure und Schwefelsäure werden sie zersetzt. Sie werden durch Sättigen der reinen oder kohlensauren Basen, oder durch doppelte Wahlverwandtschaft dargestellt. Nitrophenesfaures Kali = KO + $C_{12}H_3(2NO_4)$ O + HO, ist gelb, krystallisirt in glänzenden, sechsseit-

Digitized by Google

gen Nadeln, wird in gelinder Wärme ohne Gewichtsverminderung roth, zerfällt über 100°, indem es Krystallwasser entläßt und unburchsichtig wird, schmilzt in noch höherer Temperatur, und verpufft endlich, löst sich wenig in Wasser und sehr leicht in heißem Weingeist. Nitrophenesfaures Natron krystallisirt in gelben, seidenartigen Nadeln und ist ziemlich löslich. Nitrophenesfaures Ammoniak krystallisirt in ausgezeichnet großen, seidenglänzenden, gelben Nadeln und löst sich wenig in Wasser und noch schwieriger in Weingeist. Nitrophenesfaurer Baryt, $= BaO + C_{12}H_3(2NO_4)O + 5HO$, krystallisirt in großen Prismen, welche ganz die Farbe des chromsauren Kali haben, bei + 100° zwei und im luftleeren Raum noch drei Äquivalente Wasser verlieren und beim nochmaligen Lösen in der Mutterlauge und Krystallisiren entweder rothe Prismen oder gelbe Nadeln, aber immer von gleicher Zusammensetzung geben. Nitrophenesfaure Strontia krystallisirt aus der heißbereiteten und mit dem Ammoniaksalz versetzten Lösung des Chlorstrontiums in seidenartigen Nadeln. Nitrophenesfaurer Kalk, ebenso bereitet, bildet kleine nadelförmige Körner. Nitrophenesfaures Bleioxyd; wird zu einer kochenden Lösung von essigsaurem Bleioxyd eine kochende Lösung von Nitrophenesäure, beide in Weingeist gelöst, gesetzt, so krystallisirt ein ⅔ basisches Salz $= 3PbO + 2C_{12}H_3(2NO_4)O$ heraus; wird aber eine kochende und verdünnte Lösung von Bleizucker mit dem Ammoniaksalz zersetzt, so bildet sich ein halbbasisches Salz, $= 2PbO + C_{12}H_3(2NO_4)O$, welches gelb ist und stark verpufft; das Ammoniaksalz gibt mit den Salzen vom Kupfer, Kadmium, Magnesia, Mangan, Kobalt, Nickel und Quecksilberoxyd keine Niederschläge, fällt aber die concentrirte Lösung des salpetersauren Silberoxydes reichlich ziegelroth.

Die Nitrophenisäure ist das Endproduct der Einwirkung von Salpetersäure auf das Steinkohlenöl oder Phenylhydrat und wird auf die Weise gewonnen, daß man die Mutterlaugen vor der Bereitung der Nitrophenesäure durch Salpetersäure zersetzt, mit der zersetzten Masse die braune Substanz, welche bei der Bereitung der vorigen Säure entsteht, vereinigt und das Ganze in einer Schale mit gewöhnlicher Salpetersäure bis zum Sieden erhitzt. Der harzige Rückstand wird zuerst mit wenig Wasser ausgelaugt, dann mit Ammoniak gesättigt, das Filtrat abgedampft und das erhaltene nitrophenisaure Ammoniak zuerst zu wiederholten Malen aus Wasser und endlich aus Weingeist umkrystallisirt; die während des Erkaltens sich abscheidenden gelben Nadeln werden durch Salpetersäure zersetzt. Man kann auch die Nitrophenesäure einige Minuten lang mit Salpetersäure kochen, wo sie in Nitrophenisäure übergeht, die durch Auflösen in Weingeist und mehrmaliges Umkrystallisiren gereinigt wird.

Die Nitrophenisäure ist aber nichts anderes, als das bereits im Jahr 1788 von Hausmann bei der Einwirkung der Salpetersäure entdeckte und später von Welter näher untersuchte Indigbitter oder Welter's Bitter, welches erst von Liebig als eine eigenthümliche stickstoffhaltige Säure erkannt und elementarisch zerlegt wurde; er fand das Indigbitter, welches nun Picrinsäure, Picrinsalpetersäure oder Kohlenstickstoffsäure, Acidum picricum, nitropicricum, nitroxanthicum oder carbazoticum, benannt wurde, nach der Formel $C_{15}N_3O_{15}$ zusammengesetzt; später beschäftigte sich Dumas und nach diesem Marchand mit der Untersuchung der Picrinsalpetersäure; beide Chemiker erhielten in Beziehung auf die Zusammensetzung gleiche, aber von den Liebig'schen abweichende Resultate, nämlich die rationelle Formel $C_{12}H_2N_3O_{13}$, welche ganz mit der von Laurent später für dessen Nitrophenisäure gefundenen und oben angegebenen stimmt.

Die Picrinsalpetersäure bildet sich bei der Einwirkung der Salpetersäure auf Indigsäure, Salicin, Seide und sehr viele andere organische Stoffe und wird gewöhnlich auf die Weise dargestellt, daß man einen Theil gröblich gepulverten ostindischen Indig in 10—12 Theile kochende, in einem sehr geräumigen Gefäße befindliche Salpetersäure von 1,43 spec. Gewicht einträgt. Der Zusatz des Indigs muß in sehr kleinen Portionen erfolgen, da die erhitzte Salpetersäure so energisch darauf wirkt, daß bei größern Quantitäten nicht allein ein Überlaufen der aufschäumenden Flüssigkeit, sondern auch sogar eine Entzündung mit Flamme und Explosion stattfinden kann. Nachdem aller Indig in die Salpetersäure eingetragen ist, wird die gebildete rothbraune Flüssigkeit so lange kochend mit Salpetersäure vermischt, bis sich keine salpetrige Säure mehr entwickelt. Beim Erkalten schießt reine Picrinsalpetersäure in Krystallen an; sie wird nach dem Abgießen und Abtröpfeln der Mutterlauge in heißem Wasser gelöst, die heiße Lösung mit kohlensaurem Kali gesättigt, das beim Erkalten und Verdampfen anschießende picrinsalpetersaure Kali mehre Male aus Wasser umkrystallisirt und dann in heißem Wasser gelöst mit irgend einer Säure zersetzt, die mit Kali ein leicht lösliches Salz bildet; beim Erkalten der Flüssigkeit krystallisirt die Picrinsalpetersäure aus und wird nöthigen Falles durch Umkrystallisiren aus heißem Wasser gereinigt. — Reiner erhält man sogleich die Picrinsalpetersäure, wenn man nach J. W. Döbereiner Salicin in erhitzte Salpetersäure einträgt, nöthigen Falles die gebildete Flüssigkeit noch mit etwas Salpetersäure kocht und dann der Krystallisation überläßt.

Die Picrinsalpetersäure krystallisirt aus ihrer wässerigen Lösung in wenig glänzenden, hellgelben Blättern, aus verdünnter Salpetersäure aber in harten, glänzenden, octaëdrischen Krystallen, die jedoch beim Waschen mit Wasser matt werden und ihren Glanz verlieren; nach Laurent krystallisirt die Nitrophenisäure aus der wässerigen Lösung in sehr langen, rechtwinkligen Blättchen, bei denen die zwei kleinen Seiten durch vier andere Linien ersetzt sind, aus der weingeistigen und ätherischen in großen Platten von gleicher Form und bei sehr langsamer Verdampfung in zollangen, geraden, sechsseitigen, Prismen. Sie ist gelb, hat keinen Geruch, aber einen sehr bittern und sauren Geschmack, und löst sich wenig in Wasser, leichter in Alkohol und Äther und in ziemlicher Menge in diesen siedenden Flüssigkeiten, wenn sie keine Salpetersäure enthalten, wodurch die Löslichkeit vermindert wird. Sie schmilzt bei gelinder Erwärmung und ist

ohne Veränderung flüchtig, zerfällt aber beim raschen Erhitzen unter Verpuffung, welche auch beim vorsichtigen Erhitzen mit Phosphor oder Kalium eintritt. Chlor und Jod wirken nicht verändernd auf die Picrinsalpetersäure, selbst wenn diese in dem Gase jener Stoffe geschmolzen wird; auch Salpetersäure, Salzsäure und Salpetersalzsäure (Königswasser) wirken nicht darauf und concentrirte Schwefelsäure wirkt zwar lösend, aber die Lösung läßt beim Vermischen mit Wasser den größten Theil der gelösten Säure wieder unverändert fallen; diese Lösung entwickelt bei der Berührung mit Manganhyperoxyd eine große Menge salpetrige Säure. Die Picrinsalpetersäure soll giftig wirken.

Die Picrinsalpetersäure bildet meist gelbe, glänzende und krystallisirbare Salze; die in Wasser löslichen schmecken bitter und geben beim Vermischen mit Salpetersäure Picrinsalpetersäure in Krystallen. Sämmtliche Salze verpuffen beim Erhitzen und zwar die mit alkalischer Basis bei langsam steigender Erhitzung mit Explosion und starker Luftentwickelung. Die in Wasser löslichen Salze verlieren beim Kochen mit einem Überschuß von Kalilauge oder bei gleichzeitiger Einwirkung von Alkali und Schwefelwasserstoff ihre gelbe Farbe und werden braun; lösliche Schwefelmetalle damit erwärmt zerstören die Säure unter Ammoniakentwicklung, was auch geschieht, wenn ihre alkalischen Auflösungen mit Kalk und Eisenvitriol in Berührung gelassen werden, in welchem Falle eine blutrothe Flüssigkeit entsteht, welche Kalk, an eine neue Säure gebunden, gelöst enthält und mit Bleisalzen einen braunen, beim Erhitzen verpuffenden Niederschlag gibt, aus dem sich die Säure durch Schwefelwasserstoff abscheiden läßt; sie ist in Wasser schwerlöslich, leichter in Alkohol und gibt mit den Alkalien bitter schmeckende, blutrothe Auflösungen. Von den picrinsalpetersauren Salzen sind bekannt:

Picrinsalpetersaures Kali, = KO + $C_{12}H_2N_3O_{11}$ (oder $\overline{Pi}$), bildet gelbe, glänzende, mit Regenbogenfarben spielende Prismen, löst sich bei 16° C in 260 Theilen, aber viel leichter in kochendem Wasser, aus welchem es sich beim Erkalten als eine gelbe, aus feinen Nadeln verwebte und deshalb das Wasser fest zurückhaltende Masse abscheidet; aus einer weniger concentrirten Lösung scheidet es sich in Krystallen ab, die im reflectirten Licht ein Farbenspiel von Roth und Grün, aber keine andere Zusammensetzung haben. Es löst sich nicht in Alkohol; beim Erhitzen in einer Glasröhre, die an dem einen Ende verschlossen ist, schmilzt es zuerst und zersetzt sich dann mit einer Explosion, welche die Röhre in unzählige Trümmer zerschmettert, die mit Kohle überzogen sind. — Das picrinsalpetersaure Kali ist von Braconnot als Arzneimittel vorgeschlagen worden und soll sich gegen intermittirende Fieber wirksam gezeigt haben.

Picrinsalpetersaures Natron, = NaO + $\overline{Pi}$, krystallisirt gewöhnlich in feinen, hellgelben, seidenglänzenden Nadeln und ist bei + 15° in 20—24 Theilen Wasser löslich.

Picrinsalpetersaures Ammoniumoxyd, = $H_4NO + \overline{Pi}$, krystallisirt in schönen gelben, sechsseitigen Säulen, welche im Sonnenlicht prachtvoll alle Regenbogenfarben reflectiren, ist leicht löslich, schmilzt in gelinder Hitze unter Verlust von Ammoniak, während freie Säure sublimirt, und trennt beim raschen Erhitzen mit schwacher Verpuffung ab.

Picrinsalpetersaurer Baryt, = BaO + $\overline{Pi}$, krystallisirt in schönen gelben Prismen, welche fünf Äquivalente Krystallwasser enthalten, das sie bei 100—120° zum Theil verlieren, dann aber beim stärkern Erhitzen ungemein heftig mit helleuchtender, grüner, blendender Flamme abbrennen. Basischer picrinsalpetersaurer Baryt, = 2BaO + $\overline{Pi}$, bildet sich bei langandauernder Erhitzung des vorigen bei einer zwischen 350 und 370° liegenden Temperatur, ist dunkelbraun und völlig unlöslich, und wird erst bei einer zwischen 500 und 600° liegenden Temperatur, aber dann mit einer außerordentlich heftigen Explosion zersetzt.

Picrinsalpetersaure Strontia, = SrO + $\overline{Pi}$, bildet harte, sehr glänzende Krystalle, welche fünf Äquivalente Krystallwasser enthalten; es löst sich ziemlich in Wasser, aber nur schwer in kochendem, absolutem Alkohol, welcher ihm zuerst das Krystallwasser entzieht, wodurch die Krystalle trübe und undurchsichtig werden; es explodirt in der Hitze sehr lebhaft und im Dunkeln mit blendender, purpurrother Flamme; es hinterläßt beim gehörigen nicht bis zur Zersetzung gesteigerten Erhitzen wie das Barytsalz ein braunes, unlösliches, basisches Salz.

Picrinsalpetersaurer Kalk, = CaO + $\overline{Pi}$, enthält ebenfalls fünf Äquivalente Krystallwasser und verhält sich wie das Baryt- und Strontiasalz, aber ist weit löslicher. Picrinsalpetersaure Magnesia ist sehr leicht in Wasser löslich und scheint beim Krystallisiren ebenfalls fünf Äquivalente Wasser aufzunehmen; detonirt nach dem Verlust des Wassers sehr heftig.

Picrinsalpetersaures Kupferoxyd, = CuO + $\overline{Pi}$, bildet kleine, grüne, sehr stark glänzende Krystallnadeln, welche fünf Äquivalente Krystallwasser enthalten; es verwittert an der Luft, sintert bei einer andauernden Hitze von 110° unter Wasserverlust zusammen und schmilzt nach einiger Zeit zu einer braunen Masse, entläßt in noch höherer Temperatur unter Bildung eines basischen Salzes theilweise die Säure und detonirt zuletzt mit sehr schwacher Explosion, mit sehr dunkelrother Farbe und mit Entwicklung von salpetriger Säure, Blausäure und Cyan, und zugleich eine Flüssigkeit bildend, welche mit Boutier's Cyanyl verwandt oder identisch zu sein scheint.

Picrinsalpetersaures Kobaltoxydul, = CoO + $\overline{Pi}$, bildet deutlich bestimmbare, gelblichbraune Krystalle, welche ebenfalls fünf Äquivalente Wasser enthalten, schmilzt bei 100—110° unter Verlust des Wassers und detonirt in höherer Temperatur zischend, unter Umherschleudern und Sprühen der Masse, mit blendend weißem Lichte.

Picrinsalpetersaures Nickeloxyd, = NiO + $\overline{Pi}$, krystallisirt in zwei verschiedenen Formen, nämlich als hellgrüne, glänzende, schön ausgebildete Krystalle, welche acht Äquivalente Wasser enthalten und nur we-

Digitized by Google

nige Stunden beständig sind, und als gelblichbraune Efflorescenzen mit fünf Äquivalenten Wasser, die beim Erhitzen bis zu 160—180° bis auf ein Äquivalent entweichen; diese Efflorescenzen lösen sich leicht in Alkohol, woraus das Salz in dunkelbraunen Krystallen anschießt. Beim stärkern Erhitzen bildet sich ein basisches Salz, worauf es mit ziemlicher Heftigkeit und schöner, blendend weißer Flamme verpufft.

Picrinsalpetersaures Zinkoxyd, krystallisirt in ausgezeichnet schönen, gelben, durchsichtigen, aber sehr unbeständigen, dem zwei und zweiaxigen System zugehörenden Formen; ist zusammengesetzt:

im krystallisirten Zustand	$= ZnO + \overline{Pi} + 8HO$.
im Vacuum entwässert	$= ZnO + \overline{Pi} + 5HO$.
bei 100° C getrocknet	$= ZnO + \overline{Pi} + 2HO$.
bis zu 140° C erhitzt	$= ZnO + \overline{Pi} + HO$.

bei stärkerer Erhitzung entläßt es Säure und das letzte Äquivalent Wasser, und detonirt endlich mit sehr heller Flamme, aber ohne besondere Heftigkeit. Es löst sich leicht in Alkohol.

Picrinsalpetersaures Manganoxydul, zeigt ähnliche Erscheinungen wie das Zinksalz und scheint gleich diesem bei der Krystallisation acht Äquivalente Wasser aufzunehmen, von welchen es drei schon an der Luft verliert.

Picrinsalpetersaures Silberoxyd, $= AgO. + \overline{Pi}$, krystallisirt in goldglänzenden, sternförmig verwachsenen Nadeln, welche ihr Krystallwasser bei + 100° C entlassen; es ist in Wasser löslich und explodirt nicht beim Erhitzen, sondern brennt mit heftigem Zischen wie Pulver ab.

Picrinsalpetersaures Quecksilberoxydul bildet sich durch doppelte Zersetzung und schießt aus der kochend heißen Flüssigkeit beim Erkalten in kleinen, dreiseitigen, gelben Prismen, welche in 1200 Theilen kaltem Wasser löslich sind.

Picrinsalpetersaures Bleioxyd ist von Marchand besonders in verschiedenen Verbindungsverhältnissen untersucht worden; $2PbO + \overline{Pi} + HO$ wird erhalten, wenn zu dem Ammoniaksalz neutrales essigsaures Bleioxyd gesetzt wird; ein gelber, aus talgähnlichen, glänzenden Schüppchen bestehender Niederschlag, der durch Erhitzung und durch Schlag sehr heftig explodirt, $3PbO + \overline{Pi}$ wird erhalten, wenn man zu einer heißen concentrirten Lösung des Kalisalzes neutrales essigsaures Bleioxyd, das etwas Ammoniak enthält, kochend gießt; ein gelbrothes, krystallinisches Pulver, welches sich schwer oder fast gar nicht in kochendem Wasser löst und durch Schlag und Wärme sehr heftig explodirt, $3PbO + \overline{Pi} + 3HO$ wird erhalten, wenn man die Lösung des Ammoniaksalzes mit einer wenig angesäuerten Bleizuckerlösung vermischt und dann Ammoniak zusetzt; ein hellgelber Niederschlag, der beim längern Stehen krystallinisch wird und dann kleine, sehr glänzende, talgähnlich anzufühlende Schüppchen darstellt, welche nahe bei + 200°, aber nur schwierig durch den Schlag explodiren, $5PbO + 2\overline{Pi} + 8HO$, wird erhalten, wenn man die von dem vorigen Salz abgegossene Flüssigkeit kocht, von dem geringen Niederschlag abgießt und nach dem Erkalten wieder Ammoniak zusetzt; ein hellgelber Niederschlag, der schon bei + 180° sehr heftig explodirt, $5PbO + \overline{Pi}$, wird erhalten, wenn man nach dem Vermischen der Lösungen des neutralen essigsauren Bleioxydes und des picrinsalpetersauren Ammoniaks die zehnfache Menge des in letzterem enthaltenen Ammoniaks zusetzt; ein pulverförmiger Niederschlag, der beim Erhitzen nicht verpufft, sondern sprühend zu Bleisuboxyd verbrennt. Ein Doppelsalz von picrinsalpetersaurem und essigsaurem Bleioxyd wird nach Marchand erhalten, wenn man eine siedende klare Auflösung von picrinsalpetersaurem Kali mit neutralem essigsaurem Bleioxyd vermischt und noch heiß filtrirt. Beim Erkalten, sowie beim weitern Verdampfen, krystallisirt ein hellgelbes Salz heraus, welches durch Lösen in Wasser und Verdampfen in die nächsten Bestandtheile zerfällt und $= (3PbO + \overline{2Pi}) + (PbO + \overline{Ac}) + 8HO$ zusammengesetzt ist. (*Döbereiner.*)

Phenaco spermum *Endl.*, s. Urania.

PHENEBETHIS (*Φενέβηθις*), Stadt in Ägypten; ihre Einwohner hießen *Φενεβηθῖται*: zu ihr gehörte Horapollon. *Steph. Byz.* s. v. (*H.*)

PHENEOS (*ἡ Φενεός*), eine uralte arkadische Stadt in der Landschaft Azania, laut des Mythos einst von dem Autochthonen Pheneos gegründet (*Paus.* VIII, 14, 4). Diese Stadt lag 50 Stadien von den bekannten Berghöhlen oder Wasserschlünden (*βάραθρα*), deren Herstellung, ein Werk durch Menschenhände ausgeführt (*χειροποίητα*), dem Herakles zugeschrieben wurde. Diese Stadt war auch schon dem Homer bekannt (Il. II, 605). Ein Weg nach Pheneos führte über einen Berg, auf welchem die Grenzscheiden der Orchomenier, Pheneaten und Kaphyaten zusammenstießen (*Paus.* VIII, 13, 5). Auf diese Grenzmarken folgte ein tiefer Abgrund (*φάραγξ*), durch welchen der Weg nach Pheneos ging. Mitten in dieser Schlucht gelangte man an eine Quelle und am Ende derselben an den Ort Karyá (*Paus.* l. c.). Dann fährt dieser Perieget im folgenden Kapitel folgendermaßen fort: „Die Ebene der Pheneaten liegt unterhalb Karyá. Bei einer Überschwemmung soll einst das alte Pheneos ganz unter Wasser gesetzt worden sein, sodaß noch gegenwärtig an den Bergen die Zeichen sichtbar sind, bis zu welchen das Wasser gestiegen war. Von Karyá waren die Berge Oreis und Skiathis nur fünf Stadien entfernt. An jedem Berge ist ein Barathron, welches das Wasser aus der Ebene aufnimmt. Die Pheneaten geben vor, daß die Abzugsschluchten durch Menschenhände hergestellt worden sind, und Herakles soll sie ausgeführt haben, während er zu Pheneos bei der Laonome, der Mutter des Amphitryon, gewohnt habe. Denn Amphitryon sei ein Sprößling der Laonome und des Alkaios, Sohnes der Guneus, einer pheneatischen Frau, gewesen, nicht der Lysidike, Tochter des Pelops. Wenn nun Herakles wirklich bei den Pheneaten gewohnt habe, so möchte man wol glauben, daß er vom Eurystheus verfolgt früher nach Pheneos als nach Theben gekommen sei. Herakles grub also mitten durch die Ebene der Pheneaten

ein Bett für den Fluß Olbios, welchen andere Arkader Aroanios nennen. Die Länge dieses Grabens betrug 50 Stadien, die Tiefe 30 Fuß. Jedoch nimmt der Fluß gegenwärtig nicht mehr seinen Weg dadurch, sondern er hat sich wieder nach dem alten Bett hingewendet. Die Stadt liegt 50 Stadien von diesen *Βάραθρα* entfernt. Dieselbe hat eine ringsherum abschüssige, steile Akropolis. Nur weniges war auch noch durch Mauerwerk befestigt. Hier auf der Akropolis war auch ein Tempel der Athene Tritonia, wovon nur noch Überreste zu sehen sind (über den Cult derselben s. Müller, Orchom. S. 349). Hier erblickt man den Poseidon, mit dem Beinamen Hippios, aus Erz, welches eine Sage von Odysseus geweihet sein läßt. Odysseus habe nämlich seine verlornen Rosse im Gebiete der Pheneaten wiedergefunden und deshalb dieses Standbild des Poseidon Hippios hier aufgestellt." Dies widerlegt aber Pausanias als unzulässig, da der Erzguß zur Zeit dieses Heros noch nicht bekannt gewesen sei. Dann fährt er weiter fort (§. 6): „Wenn man von der Akropolis der Pheneaten hinabsteigt, stößt man auf eine Laufbahn (*στάδιον*), dann auf einen Hügel, ein Denkmal des Iphiklos, Bruders des Herakles und Vaters des Iolaos. Als Iphikles dem Herakles im ersten Kampfe gegen die Eleier und den Augeas beistand, wurde er von den Söhnen des Aktor und der Molione verwundet und nach Pheneos gebracht. Hier warteten und pflegten ihn der Pheneate Buphagos und seine Gattin Promne, und bestatteten ihn, nachdem er an der Wunde gestorben war. Und noch gegenwärtig wird hier dem Iphikles als einem Heros geopfert. Unter den Göttern verehren die Pheneaten den Hermes am Meisten und begehen ihm zu Ehren die Hermäen. Auch ist hier ein Heiligthum des Hermes und eine Statue aus Marmor. Diese ist von dem Athenäer Eucheir, dem Sohne des Eubulides, gearbeitet worden. Hinter diesem Tempel befindet sich das Grabmal des Myrtilos, welchen die Hellenen für einen Sohn des Hermes halten. Er soll dem Oinomaos als Wagenlenker gedient haben. So oft ein Bewerber der Hippodameia, Tochter des Oinomaos, kam (und nun das gewöhnliche Wettrennen veranstaltet wurde), trieb Myrtilos durch Kunstgriffe die Rosse des Oinomaos an, dieser aber tödtete den Freier, sobald er ihm nahe kam, durch den Wurfspieß. Auch liebte Myrtilos die Hippodameia selbst, wagte aber nicht als Bewerber aufzutreten und diente dem Oinomaos nur im Wagenrennen. Dem Pelops aber ermittelte er gegen ein Versprechen die Braut und wurde zum Verräther des Oinomaos. Als er aber den Pelops an das Versprechen und an den Eidschwur erinnerte, habe ihn dieser aus dem Schiffe ins Meer geworfen. Sein Leichnam sei ans Ufer getrieben worden und die Pheneaten haben ihn beerdigt, und bringen ihm noch jährlich des Nachts ein Todtenopfer. Auch haben die Pheneaten ein Heiligthum der Demeter Eleusinia, und begehen zu Ehren der Göttin ein Mysterienfest, indem sie vorgeben, daß auch bei ihnen Eleusinien auf dieselbe Weise wie zu Athen eingesetzt seien; denn nach einem Orakelspruch sei Naos, ein Enkel des Eumolpos, hierher gekommen. Bei diesem Heiligthum der eleusinischen Demeter findet man auch ein sogenanntes Petroma, zwei große an einander gefügte Steinmassen. Bei der jährlichen großen Feier der Weihen werden diese Steine geöffnet und Schriften herausgenommen, welche sich auf dieselbe beziehen. Diese werden nun den Eingeweihten vorgelesen und dann wieder in jenem Petroma verschlossen. Auch hörte Pausanias, daß viele Pheneaten in den wichtigsten Angelegenheiten bei dem Petroma schworen. Auf diesem Petroma war ein runder Deckel oder Aufsatz (*ἐπίθημα περιφερές*), welcher in der innern Seite das Bildniß der Demeter Kidaria enthielt (*Paus.* VIII, 15, 1 sq.). Nach einer Sage der Pheneaten war die Demeter auf ihrer Irrfahrt früher noch als Naos hierher gekommen. Denjenigen Pheneaten, welche sie in ihr Haus aufgenommen und bewirthet hatten, waren von ihr Hülsenfrüchte dargereicht worden, die Bohnen ausgenommen. Über diese Frucht hatte man einen *ἱερὸς λόγος*. Die Pheneaten Trisaules und Damithales, welche sie ebenfalls bewirthet, hatten ihr am Fuße des Berges Kyllene einen Tempel errichtet und hier Mysteriencult eingesetzt, welchen sie noch zu Pausanias' Zeit begingen. Dieses Heiligthum der Demeter Thesmia war etwa 15 Stadien von Pheneos entfernt. So Pausanias (l. c.) Begab man sich von Pheneos aus nach Pellene und Ägeira, so stieß man 15 Stadien von der Stadt auf einen Tempel des Apollon Pythios, von welchem zur Zeit des Pausanias nur noch Ruinen vorhanden waren und ein großer Altar aus Marmor. Hier opfern noch gegenwärtig, sagt Pausanias, die Pheneaten dem Apollon und der Artemis, und geben vor, daß Herakles dieses Heiligthum gegründet habe, als er Elis erobert. Auf demselben Wege lagen auch die Grabdenkmäler der Heroen, welche mit Herakles gemeinschaftlich gegen die Eleier gekämpft hatten und gefallen waren (*Paus.* VIII, 15, 3). Nicht fern vom Heiligthum des Apollon Pythios lag der Berg Krathis mit den Quellen des gleichbenamten Flusses. Auf diesem Berge war ein Tempel der Artemis Pyronia. Die Grenze des Gebietes der Pheneaten und der Stymphalier war die Bergspitze Geronteion (*Paus.* VIII, 16, 1. Vergl. *Steph. Byz.* s. v.). Westlich von Pheneos lag Klitor, nördlich Pellene und Ägeira; s. Mannert 8. Th. S. 441. Pheneos wird auch im Kriege der Römer mit Philipp von Macedonien erwähnt (*Liv.* XXVIII, 7). Gegenwärtig findet man nur noch geringe Überreste in der Nähe des Dorfes Fania; s. *Leake*, Trav. T. III. p. 135 sq. Dodwell 2. Bd. 2. S. 328. (*Krause.*)

PHENEOS (*Φενεός*), ein Eingeborner Arkadiens, nach welchem die Stadt gleiches Namens genannt sein soll (*Paus.* VIII, 14, 4). (*H.*)

PHENEUS (*Φηνεύς*), einer der Söhne des Melas, die Tydeus erschlug (*Apollod.* I, 8, 5, 3). (*H.*)

PHENIKI, hübsches Dorf im türkischen Paschalik Janina, welches Pouqueville in Berücksichtigung der pelasgischen Ruinen, welche er daselbst antraf, für das alte Phylake halten will. In der Nähe von Pheniki, zu welchem nur ein Weg für Fußgänger vorhanden ist, führt eine steinerne Brücke von drei Bogen über den Fluß von Kokino-Lithari, an welcher man vier Büsten in ägyptischem Style erblickt, die jedoch sehr verstümmelt sind.

Digitized by Google

In der Ebene zwischen Pheniki und Philates gräbt man Brunnen, welche einen sehr zerreibbaren, kreideartigen Mergel liefern*). (*G. M. S. Fischer.*)

PHENIX. 1) Jetzt Fluß von Chimara genannt, entspringt auf dem akrocerauniſchen Gebirge, welches man jetzt das Gebirge von Chimara und Japuria nennt, bildet mehre ſchäumende Cascaden, die man jetzt für Mühlen benutzt, und ſtürzt ſich bei Chimara in das adriatiſche Meer. Pouqueville vermuthet, daß die Pavla, welche ſich mit der Piſtrizza vereinigt, der Phenix (Phóniß) ſein möge. 2) Ein Fluß in Morea, welcher jetzt *Golá-Potamós* (Tholopotamos), d. i. Schlammfluß, wegen ſeines trüben Waſſers, genannt wird. Er entſpringt bei dem Dorfe Pilitza im mitternächtlichen Achaja und ergießt ſich in das Meer. Eine ſteinerne Brücke führt über denſelben †). (*G. M. S. Fischer.*)

PHENO (*Φηνώ*), die Tochter des Klytios aus Athen, wurde die Frau des ſikyoniſchen Königs Lamedon, des Sohnes von Koronos (*Paus.* II, 6, 3). (*H.*)

Phenyl, ſ. Phen.

Pheor = Peor = Baal-Peor, ſ. Bel. I, 8, 398.

PHERAE (*Φηραί*), eine alte bedeutende Stadt Theſſaliens, die ſüdöſtlichſte auf der pelasgiſchen Ebene, da wo der Othrys ſich an den Pelion anſchließt, ſüdlich in geringer Entfernung vom See Boibeis (*Strab.* IX, 5, 436 *Casaub.*: *ἡ δὲ Βοιβηὶς λίμνη πλησιάζει μὲν ταῖς Φηραῖς· συνάπτει δὲ καὶ τοῖς ἀπολήγουσι τοῦ Πηλίου πέρασι κτλ.*). Die Geſchichte der Stadt hebt mit der früheſten Zeit des thatenreichen Heroenlebens an. Strabon (l. c.) bemerkt, daß wie einſt Iolkos blühend und mächtig geworden, dann aber durch Parteifehden und tyranniſche Herrſcher wieder herabgekommen ſei, ſo auch Pherá. Skylax (p. 59. ed. *Gron.*) erwähnt ſie als die erſte Stadt *ἐν μεσογείᾳ* von Theſſalien. Die höchſte Macht und Blüthe erreichte dieſe Stadt durch den hier herrſchenden Dynaſten Jaſon, einen kriegskundigen und unternehmenden Fürſten. Xenophon (Hell. VI, 1, 4) läßt ihn durch den Pharſalier Polydamas bei den Spartiaten ſchildern als einen beſonnenen Feldherrn, der nichts verfehle, möge er durch Schlauheit, durch Schnelligkeit oder durch Gewalt ſeine Entwürfe ausführen. Er ſei fähig, ſich der Nacht wie des Tages zu bedienen, und wenn er eile, Frühſtück und Mittagsmahl in eins zu vereinigen. Ja er glaube nie eher ausruhen zu dürfen, als bis er an Ort und Stelle gekommen, oder bis er ausgeführt, was er im Sinne gehabt habe. Nach Ermordung deſſelben herrſchten Polydoros und Polyphron, welcher Letztere den erſtern, wie man glaubte, umbrachte (*Xen.* Hell. VI, 4, 33 sq.). Polyphron wurde dann durch Alexandros ermordet, welcher nun als Tagos von Theſſalien die Regierung übernahm. Allein auch er wurde bald durch ſeine Frau und deren Brüder getödtet, worauf Iſiphonos, der älteſte ſeiner Brüder, die Regierung übernahm. Er regierte noch, als Xenophon ſeine Hellenica ſchrieb (VI, 4, 37. *Cic.*, De divinat. I, 25). Während dieſer Zeit mochte die Macht der Stadt Pherá ſich noch behaupten, bald aber herabſinken. Die pheräiſche Reitermacht (*τὸ Φεραίων ἱππικὸν*) erwähnt Xenophon (VI, 4, 31). Jaſon war eben in der Muſterung derſelben begriffen, als er von ſieben Jünglingen überfallen und umgebracht wurde (*Xen.* l. c.). In den Kriegen der Römer mit den Königen Philipp von Macedonien und Antiochos von Syrien war Pherá mehrmals Schauplatz kriegeriſcher Ereigniſſe. Als der von den Römern bereits geſchlagene Philippos mit ſeinem Heere durch Theſſalien zog, verheerte er viele Städte dieſes ihm befreundeten Landes, um den Römern Nichts zu hinterlaſſen; die Menſchen nahm er mit ſich fort. Auch Pherá ſollte gleiches Schickſal haben. Allein der König wurde nicht in die Stadt gelaſſen, und hatte zu einer Belagerung keine Zeit zu verlieren; ſo blieb die Stadt unverſehrt (*Liv.* XXXII, 13). Der römiſche Feldherr hatte dann ſechs Meilen von Pherá ſeine Stellung genommen: der macedoniſche König ſchlug vier Meilen von dieſer Stadt ſein Lager auf. Es kam zu einem Reitertreffen, in welchem die Ätoler über die macedoniſche Reiterei ſiegten. Wegen der ungünſtigen Örtlichkeit zogen beide Heere nach Skotuſſa ab (*Liv.* XXXIII, 6). Daß die Stadt von Bäumen und Gärten umgeben war, leuchtet aus dieſer Stelle des Livius ein (Magnum utrisque impedimentum ad rem gerendam fuit ager consitus crebris arboribus, hortique ut in suburbanis locis et coarctata itinera maceriis et quibusdam locis interclusa). Von Antiochos, dem Könige von Syrien, wurde Pherá belagert und eingenommen, nachdem ſich die Pheräer nicht ohne Anſtrengung vertheidigt hatten (*Liv.* XXXVI, 9). Bald darauf aber wurde die Stadt ſammt der Beſatzung des Antiochus dem römiſchen Conſul Manius Acilius übergeben (*Liv.* XXXVI, 14). Von dieſer Zeit ab hielten es die Pheräer mit den Römern (*Liv.* XXXVI, 9), weshalb ihr Gebiet von dem Könige Perſeus verheert wurde (*Liv.* XLII, 56). Pherá hatte ſeine Akropolis, wie Pharſalos, gewiß um ſo mehr befeſtiget, als hier ſeit Jaſon ungeſtüme Tyrannen hauſten. Erwähnt wird dieſelbe von Diodoros (XX, 110). Mitten in der Stadt entſtrömte dem Boden die vielgenannte Quelle Hypereia (*Strab.* l. c.). Dieſe Quelle bemerkt man noch gegenwärtig am ſüdlichen Fuße der nahen Gebirgshöhe; ſ. Leake, Unterſ. in d. Transact. of the Royal Society etc. Vol. I. p. 154. Der Anker- und Stapelplatz von Pherá war Pagaſá, 90 Stadien von jener Stadt entfernt (*Strab.* IX, 5, 436 *Cas.*). Von dem gegenwärtigen Zuſtande dieſes Ortes und der daſelbſt befindlichen Ruinen hat Dodwell in ſ. Views and Descriptions of Cycl. or Pel. Remains in Greece and Italy pl. 61 eine Abbildung gegeben. Man bemerkt hier noch mächtige Überreſte von den Mauern der Akropolis von Pagaſá. Während der Kaiſerzeit muß die Stadt ſehr in Verfall gekommen ſein, da ſie von Hierokles im Verzeichniß der theſſaliſchen Städte gar nicht erwähnt wird; ſ. Mannert 7. Th. S. 586 fg. Auch gegenwärtig kennt man keine Spuren der Stadt, wodurch ſich ihre Lage noch genauer beſtimmen ließe. Vergl. Hoff-

*) Vergl. *Pouqueville*, Voyage dans la Grèce. T. I. p. 422. 443. T. II. p. 251.

†) Ib. T. I. p. 49 sq. T. III. p. 549.

Digitized by Google

mann, Griech. S. 299. 303. 312. Über Pherá in Messenien s. d. Art. Pharae. (*Krause.*)

PHERAEA (*Φεραία*), Beiname der Artemis von ihrer Verehrung in der theſſaliſchen Stadt Pherä. Unter dieſem Beinamen wurde die Göttin in Athen, Sikyon, Argos verehrt (*Paus.* II, 10, 7. XXIII, 5). Auf einer Inſchrift aus der Inſel Iſſa ſteht *Ἀρτέμιδι Φεραίᾳ*, C. Inscr. 1837. Böckh (ad h. l.) bezieht auf ſie mit Recht die Gloſſe des Heſychius *Φερία* (l. *Φεραία*) *Ἀθήνησι ξενικὴ θεός. οἱ δὲ τὴν Ἑκάτην.* Man ſieht aus dieſer Gloſſe, daß manche die Pheräa für die Hekate erklärt haben. Jedenfalls hatte ihr Cult in Athen etwas Fremdartiges. Vergl. über Artemis Pheräa *Callimachi* hymn. in Dian. 259 u. dazu *Spanh. Lycophr.* 1180 u. daſ. *Tzetz.* (*H.*)

PHERAEA (*ἡ Φεραία*), ein arkadiſcher Ort, am Fluß Erymanthos, auf dem Wege von Olympia über Harpinna nach Arkadien. Vergl. *Strab.* VIII, 336 sq. ſ. Hoffmann, Griech. S. 1181. (*Krause.*)

PHERAEMON (*Φεραίμων*), einer der Söhne des Äolus, der gemeinſchaftlich mit ſeinem Bruder Androkles über einen Theil Siciliens herrſchte (*Diod.* V, 8). Doch bieten die Handſchriften auch die Form *Φεράμων* und *Φερήμων* dar. (*H.*)

PHERANDROS (*Φέρανδρος*), ein mythiſcher Fauſtkämpfer, mit dem Herkules bei Einſetzung des olympiſchen Wettkampfs gerungen haben ſoll (*Zenob.* V, 49). (*H.*)

PHERAULAS (*Φεραύλας*), ein Perſer geringen Standes, dem Cyrus aber, dem Stifter der Monarchie, befreundet und bei ihm beliebt. *Xenoph.* Cyrop. II, 3. 7. VIII, 3, 2. (*H.*)

PHEREBOEA (*Φερέβοια*), nach Pherekydes eine der Gemahlinnen des Theſeus. *Athen.* XIII, 557 b. *Plutarch.* Thes. 29. (*H.*)

PHERECYADAE, nennt *Sil. Ital.* XII, 159 die Einwohner von Puteoli oder die Stadt ſelbſt: Pherecyadum muros. (*H.*)

PHEREKLES (*Φερεκλῆς*). So hieß 1) der Feind des Dichters Mimnermus. (*Athen.* XIII. 598 a.) 2) Ein Athener, aus dem Gau Themakos, in deſſen Haus nach Angabe ſeines Sklaven die Entweihung der Myſterien vorgefallen iſt. (*Andocid.* De myst. §. 17.) 3) Der attiſche Archon von Ol. 119, 1. 4) Derjenige, durch welchen Lyſander das Orakel in Dodona zu beſtechen geſucht hatte. *Plutarch.* Lysand. 25. (*H.*)

PHEREKLOS (*Φερεκλος*), Sohn des Harmonides, ein geſchickter Schiffsbaumeiſter, der auch das Schiff verfertigt hat, auf dem Paris die Helena entführte, was daher bei *Ovid.* Her. XVI. 22 Pherecleen puppis heißt. Er wurde von Merione erlegt. *Homer*, Il. V, 59 sq. *Lycophr.* 97. Nach Plutarch (Thes. 25) heißt bei Simonides auch der Steuermann, welcher das Schiff gelenkt, auf dem Theſeus mit den andern attiſchen Jünglingen nach Kreta ſchiffte, *Ἀμφισνάδας Φέρεκλος*; worauf ſich das erſte Wort bezieht, iſt ſchwer abzuſehen. (*H.*)

PHEREKRATES, einer der bedeutendſten Dichter der ältern attiſchen Komödie, über welchen zuletzt und am ausführlichſten Bergk (de reliq. Com. Att. Antiq. p. 284—306) und Meineke (Hist. crit. p. 66—86 und Fragm. Comic. Antiq. p. 252—360) gehandelt haben. Er war Athenienſer von Geburt und ſcheint der Zeit nach zwiſchen Kratin und Ariſtophanes geſtanden zu haben, ſodaß er jünger war als jener und älter als dieſer, alſo mit ſeiner Blüthe in die ſpätern Zeiten der Perikleiſchen Staatsverwaltung fiel, aber noch die Jugend des Alcibiades erlebte; ſ. bei *Athen.* XII. p. 535 B.:

> *οὐκ ὢν ἀνὴρ γὰρ Ἀλκιβιάδης, ὡς δοκεῖ,*
> *ἀνὴρ ἁπάντων τῶν γυναικῶν ἐστι νῦν.*

In der innern Kunſtgeſchichte der attiſchen Komödie iſt er dadurch beſonders wichtig, daß er eine Richtung weiter fortſetzte, die durch Krates zuerſt aufgekommen war und einen weſentlichen Fortſchritt dieſer poetiſchen Gattung bezeichnet. Nämlich Kratin hatte zwar der Komödie durch ſceniſche Ausſtattung und Einrichtung ungefähr dieſelben Dienſte gethan, wie Äſchylus der Tragödie, allein es ſcheint die perſönliche Satyre (die *ἰαμβικὴ ἰδέα*) noch dermaßen bei ihm überwogen zu haben, daß die Handlung darüber nur wenig dramatiſche Einheit und Sammlung hatte, in welcher Hinſicht die ſiciliſche Komödie der attiſchen lange voraus geweſen zu ſein ſcheint. Dieſem Mangel nun half zuerſt Krates ab, wie Ariſtoteles ſagt (Poet. V, 5): *τοῦ δὲ μύθους ποιεῖν Ἐπίχαρμος καὶ Φόρμις ἦρξαν. τὸ μὲν οὖν πρῶτον ἐκ Σικελίας ἦλθε. τῶν δὲ Ἀθήνησι Κράτης πρῶτος ἦρξεν, ἀφέμενος τῆς ἰαμβικῆς ἰδέας, καθόλου λόγους ἢ μύθους ποιεῖν:* wobei eine Rückwirkung der ſiciliſchen Komödie auf die attiſche wol nicht zu verkennen iſt. Dem Krates aber folgte Pherekrates, der unter jenem Schauſpieler geweſen, alſo auch wol in techniſcher Hinſicht von ihm gebildet war. So ſagt die wichtige alte Skizze einer Geſchichte der Komödie (p. XXIX): *Φερεκράτης Ἀθηναῖος — ὑποκριτὴς ἐλήλυκε Κράτητος. καὶ αὐ τοῦ μὲν λοιδορεῖν ἀπέστη, πράγματα δὲ εἰσηγούμενος καινὰ εὑρετικὸς μύθων γενόμενος.* Damit iſt nicht geſagt, daß er ſich der cenſoriſchen und bürgerlichen Satyre Kratin's und anderer Zeitgenoſſen ganz enthielt, ſondern nur, daß er die Handlung mehr abrundete und derartige Sujets erfand und bearbeitete, wie wir ſie aus Ariſtophanes kennen, wie Kratin ſie noch nicht gehabt haben kann, und wie wir ſie beim Pherekrates ſelbſt aus den Fragmenten und Titeln ſeiner Stücke leider nur ſehr mangelhaft nachzuweiſen vermögen. Die Zahl derſelben ſoll nach der angeführten Schrift 18, nach Suidas 16 geweſen ſein. Meineke weiſt 18 Titel nach, worunter indeſſen mehre Stücke ſind, welche ſchon alte Kritiker, namentlich Eratoſthenes, nicht für Pherekrateiſch anerkennen wollten. So wurden gleich die *Ἀγαθοί*, um die einzelnen Stücke in alphabetiſcher Folge durchzugehen, von Einigen dem Stratis zugeſchrieben. Über den Inhalt vermögen wir nicht zu urtheilen, es ſei denn, daß *ἀγαθοί* in dem ältern, politiſchen Sprachgebrauche für Adelige geſagt wurde, ſodaß vielleicht das Wohlleben der vornehmen Welt in Athen in dieſer Komödie parodirt wurde, in welcher Beziehung ſich die vorhandenen Fragmente wol verſtehen ließen. Die *Ἄγριοι* werden oft und immer als ein Stück des Pherekrates genannt. Es wurde nach Athenäos (V. p. 218 D.) Ol. 89, 4 aufgeführt. Die

Ansicht Heinrich's, der in einem Programme zum Protagoras des Plato (Kiel 1813) ein anderes Stück, den Chiron, mit diesen „Wilden" combinirt und dadurch eine nicht geringe Verwirrung herbeigeführt hat, weist Meineke (Hist. crit. p. 71 sq.) mit schlagenden Gründen zurück. Eine wichtige Andeutung über den Inhalt gibt Plato (Protag. p. 327 c.): *οὕτως οὖν καὶ νῦν, ὅστις σοι ἀδικώτατος φαίνεται τῶν ἐν νόμοις καὶ ἀνθρώποις τεθραμμένων, δίκαιον αὐτὸν εἶναι καὶ δημιουργὸν τούτου τοῦ πράγματος, εἰ δέοι αὐτὸν κρίνεσθαι πρὸς ἀνθρώπους, οἷς μήτε παιδεία ἐστὶ μήτε δικαστήρια μήτε νόμοι μηδὲ ἀνάγκη μηδεμία διὰ παντὸς ἀναγκάζουσα ἀρετῆς ἐπιμελεῖσθαι, ἀλλ' εἶεν ἄγριοί τινες ὥσπερ οὓς πέρυσι Φερεκράτης ὁ ποιητὴς ἐδίδαξεν ἐπὶ Ληναίῳ. ἢ σφόδρα ἐν τοῖς τοιούτοις ἀνθρώποις γενόμενος, ὥσπερ οἱ ἐν ἐκείνῳ τῷ χορῷ μισάνθρωποι, ἀγαπήσας ἂν εἰ ἐντύχοις Εὐρυβάτῳ καὶ Φρυνώνδᾳ*). Also der Chor, nach welchem die Stücke gewöhnlich den Namen haben, bestand in diesem aus halbwilden, menschenscheuen Personen einer Art von ursprünglicher Kraft- und Naturmenschen, in denen Pherekrates ohne Zweifel einen bestimmten Dogmatismus der Zeit, einen philosophischen oder politischen, hatte persifliren wollen. Auch unter den Fragmenten können mehre zur bestimmteren Charakteristik dieser wilden Männer benutzt werden, während andere verrathen, daß allerlei Misbräuche Athens dabei zur Sprache kamen. Die *Ἀντόμολοι* bezogen sich auf das von den Argivern mit Athen Ol. 89, 4 angeknüpfte und Ol. 90, 3 schon wieder gebrochene Bündniß, können also nicht wohl vor Ol. 90, 4 aufgeführt sein. Aus den Fragmenten folgt, daß u. A. von der Verschlechterung der Musik die Rede war. Die *Γρᾶες* waren wahrscheinlich alte Weiber, die wieder jung wurden, wie unsere Maler sie oft gemalt und die attische Komödie sie oft auf die Bühne gebracht hat. Der *Δουλοδιδάσκαλος* hatte seinen Namen von der Hauptperson, einem Sklavenfreund und Sklavenlehrer, der seine Leute mit pedantischer Sorgfalt über ihre Obliegenheiten instruirte, wobei wahrscheinlich das Raffinement damaliger Lebensweise, welche schon vieler Sklaven und sklavischer Leistungen bedurfte, das höhere Ziel der Komik war. Der *Ἐπιλήσμων ἢ Θάλαττα* hatte diesen zweiten Namen von einer damals bekannten Hetäre, die auch in einer Komödie des Diokles die Hauptperson bildete. Über das Stück *Ἰνὸς ἢ Νανηχίς*, d. h. der Ofen oder die Nachtfeier, läßt sich Nichts weiter sagen, als daß die natürlichen Misbräuche der nächtlichen Gottesdienste der Komödie manchen Stoff lieferten; vergl. *Meineke*, Fragm. Com. Nov. p. 192. *Κορινν*ὼ war wieder der Name einer Hetäre. Vater und Sohn buhlten in diesem Stücke um dieselbe Schönheit. Wie der Titel *Κραπάταλοι*, das sind eigentlich nichtsnutzige Dinge, zu verstehen ist, sieht man aus Pollux (IX, 83): *ὄνομα δέ τι νομίσματος καὶ κραπατάλους εἴτε παίζων εἴτε σπουδάζων Φερεκράτης ὠνόμασεν ἐν τῷ ὁμωνύμῳ δράματι. λέγει δὲ τὸν μὲν κραπάταλον εἶναι ἐν Ἅιδου δραχμήν, ἔχειν δ' αὐτὸν δύο ψωφίας* (so hat Meineke verbessert), *τὴν δὲ ψωφίαν εἶναι τριώβολον καὶ δύνασθαι ὀκτὼ κιχλίζους*: lauter aus nichtswürdigen Dingen fingirte Münzsorten. Also ein Unterweltsstück, wie man auch daraus sieht, daß Äschylus wie bei Aristophanes in den Fröschen als der alte Meister der Tragödie mitsprach; s. Schol. *Aristoph.* Pac. 748. *Ἄῆροι* hieß unter andern auch allerlei Flitterstaat der Frauen, wie bei den Lateinern Nugae, wonach sich der Inhalt dieses Stückes einigermaßen bestimmen läßt. Die *Μεταλλῆς* wurden von Eratosthenes dem Nikomachus zugeschrieben, von welchem nachher. Wahrscheinlich ist der Titel auf die lauriotischen Bergwerke zu beziehen, deren Arbeiter den Chor bilden mochten. In einem größern, bei *Athen.* VI. p. 268 E erhaltenen, Fragmente erzählt eine Frau, die aus der Unterwelt zurückkehrt, von den Herrlichkeiten des dortigen Wohllebens, wie es scheint, d. h. also der Seligen in Elysium, dessen Schilderungen bei Lucian verglichen werden können, der überhaupt in vielen Punkten die ältere attische Komödie vortrefflich commentirt. Die *Μέτοικοι* werden bald dem Pherekrates, bald dem Plato zugeschrieben. Die *Μυρμηκάνθρωποι* waren kleine, zwergartige Menschen, wie man aus *Eustath.* Opusc. p. 194. ed. *Tafel* sieht. Da indessen Deukalion in diesem Stücke mitspielte (*Athen.* VIII. p. 335 A.), so darf man wol annehmen, daß die Mythe von der Entstehung der Menschen zu Grunde lag, wobei Pherekrates die Äakossage von ihrer Genesis aus Ameisen, und die Deukalionssage, in welcher die Menschen gewöhnlich aus Steinen entstehen, combinirt hatte. Die *Πέρσαι* sind wieder unsicher. Es scheint der Luxus und das Wohlleben einer bestimmten Partei in diesem Stücke persiflirt zu sein, welche entweder politisch oder in ihren Sitten sich an Persien hielt. In einem größern Fragmente bei *Athen.* VI. p. 269 C. sprechen ein Anhänger des Reichthums und die Armuth mit einander. Diese hatte von den Reizen und Segnungen der Arbeitsamkeit gesprochen, worauf jener sagt: „Was bedürfen wir deines Pflugs, deiner Sichel, deines Ochsengespannes? Bei uns kommt der Überfluß von selbst aus den Quellen des Reichthums." Also das persische Gold, das so häufig die griechischen Angelegenheiten verwirrte, mochte auch hier der Gegenstand des Anstoßes sein. *Πετάλη* war eine damalige Hetäre. Die Fragmente geben sonst über den Inhalt dieses Stückes keine Ausbeute. Die *Τυραννὶς* scheint, soweit man nach dem Fragmente bei *Athen.* XI. p. 481 B. urtheilen darf, eine Weiberherrschaft ausgemalt zu haben. Der *Χείρων* wurde wieder vom Eratosthenes dem Nikomachus zugeschrieben, einem sonst unbekannten Dichter, der aber, wenn Chiron wirklich sein Stück war, um Ol. 92 geschrieben haben müßte (*Meineke*, Hist. crit. p. 75 sq. Fragm. Com. Antiq. p. 308), also in dem Verhältnisse zum Pherekrates vielleicht als dessen Sohn, Schauspieler oder Gehilfe zu denken ist. Das Stück selbst machte sich besonders mit dem Verfall der Musik zu thun. Plutarch (*de musica*, c. 30; vergl. *Nicomach.* Harm. II. p. 35 *Meib.*) führt ein größeres Fragment daraus an, wo die Gerechtigkeit

*) Vergl. *Themist.* Orat. XXVI. p. 323 C. ed. *Hard.* *αὐτοὺς δὲ ἴλιγγιᾶν πρὸς τὸ πλῆθος καθάπερ τοὺς Ἀγρίους, οὓς ἰδίδαξε Φερεκράτης.*

Digitized by Google

und die Musik im Dialoge auftreten, letztere in einem entstellten und verschändeten Aufzuge. Der erste, der sie um ihre alte Würde gebracht, antwortet sie der fragenden Gerechtigkeit, sei Malanippides gewesen, dann Phrynis, dann Kinesias, obgleich diese drei doch noch zu ertragen gewesen wären. Ganz schändlich aber sei Timotheus von Milet mit ihr umgesprungen, von dessen Willkürlichkeiten dann ausführlicher die Rede ist. Außerdem sind aus diesem Stücke mehre Parodien Hesiodischer Stellen erhalten. Es scheint, daß Chiron als Erzieher der Helden, besonders in der Musik, die Hauptfigur bildete, und daß jener Dialog zwischen Musik und Gerechtigkeit ein in derselben Weise eingelegter Act war, wie der zwischen der gerechten und ungerechten Rede in Aristophanes' Wolken. Endlich wird noch ein Ψευδηραχλῆς des Pherekrates citirt, von welchem Stücke aber nichts Genaueres bekannt ist. Wahrscheinlich bedeutet der Titel einen Strohrenommisten (s. *Meineke*, Fragm. Com. Nov. p. 225). Daß dieser Dichter reich an Erfindungskraft und geistreicher Darstellung war, lehrt schon diese Übersicht, und noch mehr tritt es bei genauerer Prüfung der einzelnen Fragmente hervor. Ebendeshalb heißt er bei Athenäus und Phrynichus ἀττικώτατος, was auf seine Sprache aber nicht in gleichem Maße angewendet werden kann, da in dieser noch jetzt manche Abnormitäten auffallen (*Meineke*, Hist. cr. p. 67), welche der lebendigen Volkssprache entlehnt sein mögen, aber doch der reineren Sprache, z. B. eines Aristophanes, fremd sind. Besonders reich an solchen außerordentlichen Wörtern und Wortformen sind die Fragmente der *Μεταλλῆς* und des *Χείρων*, was mit ein Grund gewesen sein mag, warum Eratosthenes diese Stücke dem Pherekrates absprach. Eine besondere Eigenthümlichkeit dieses letztern ist endlich noch ein nach ihm benanntes besonderes Metrum, welches erfunden zu haben er selbst sich in folgenden Zeilen rühmen soll:

Ἀνδρὸς πρόσεχετε τὸν νοῦν
ἐξευρήμασι καινοῖς,
συμπτίκτους ἀναπαίστους,

in dem Stücke Korianno, bei Hephästion u. A. s. *Meineke*, Fragm. V und *G. Hermann*, D. M. p. 434 u. 603. Es besteht dieses Metrum Pherecrateum aus einer Base und einem hyperkatalektischen Choriamben:

– ⏑ ⏑ | – ◡ ◡ – ⏑

wie in jenen Versen und bei *Horat.* Carm. I, 5, 3 grato Pyrrha sub antro. Aber auch schon bei frühern Dichtern findet es sich, wie bei Äschylus (Sept. in Theb. 301,

τοὶ μὲν γὰρ ποτὶ πύργους
παυδημεί, παυομιλεί
στείχουσιν· τί γένωμαι; u. s. w.

auch bei dem Komiker Krates (*Τολμ.* Fr. 1).

ποιμαίνεις δ' ἐπίπαγον
ῥιγῶντ' ἐν Μεγαβύζου·
δέξεται δ' ἐπὶ μισθῷ.

Also war Pherekrates nicht der Erfinder, sondern nur der häufige Gebrauch dieses Versmaßes bei ihm hat ihm wol jenen Namen verschafft. Auch scheint bei den Metrikern, die jene angezogenen Worte auf dieses Metrum bezogen, ein Misverstand zu Grunde zu liegen. (*Preller.*)

PHEREKYDES von Syros, einer von jenen Schriftstellern, die wegen ihres entfernten Zeitalters sowol als wegen des besondern Charakters ihrer Schriften in der jüngern Literatur zu sehr verschiedenen Vermuthungen und Überlieferungen Anlaß gaben. Aristoteles spricht von ihm (Met. XIII, 4 und XI, 7); mancherlei Notizen gibt Diogenes Laert. (I. cap. 11) mit Excerpten aus verschiedenen Schriftstellern, namentlich Aristoxenos, Theopomp, Eratosthenes und Hermippos. Außerdem hat Suidas einen ziemlich ausführlichen Artikel über ihn. Er war Sohn des Babys (*Φερεκύδης ὁ Βάβυος* bei *Strabo* X. p. 487, wonach schon Vossius den Text bei Suidas, Menage den bei Diogenes verbessert hat) und nach sichern Nachrichten van der Insel Syros oder Syra gebürtig (*Σύριος*), welche Überlieferung erst der Unverstand späterer Schriftstellee zu der Annahme entstellt hat, daß er Assyrier gewesen, woraus dann weiter ein zweiter Pherekydes, angeblich Astrolog, entstanden ist, den indessen schon Eratosthenes wieder gestrichen hat. Bei den Angaben über sein Zeitalter liegen, wie Müller (Fragm. Hist. gr. p. XXXIV) bemerkt (vergl. *Sturz.* p. 6 sq.), zwei verschiedene Berechnungen zu Grunde, deren eine ihn sieben Olympiaden früher setzte als die andere, und die nicht mit einander combinirt werden dürfen, wie namentlich Clinton gethan. Am sichersten setzt man ihn in das Zeitalter der sieben Weisen, insbesondere des Thales, welcher Zeit auch der gesammte schriftstellerische Charakter des Mannes, sowie die feststehende Tradition entspricht, daß Pythagoras sein Schüler gewesen. Unter den übrigen bei Diogenes Laert. gesammelten Lebensnachrichten sind diejenigen beachtenswerth, welche ihn nach Samos bringen [1]), als demjenigen Orte, wo in damaliger Zeit viel Bildung vereinigt war. Seine Persönlichkeit erscheint übrigens, wie die des Pythagoras, noch ganz umschleiert von dem Ruhm besonderer Heiligkeit und wunderbarer Kraft, wovon besonders Theopomp *περὶ Θαυμασίων* allerlei Erzählungen in Umlauf gesetzt zu haben scheint, die zum wenigsten eine ungewöhnliche Einsicht in mancherlei Naturerscheinungen verrathen. Von seinem Tode liegen wiederum sehr verschiedene Nachrichten vor, von denen eine besonders häufig wiederholte Tradition, die sich in den philosophischen und medicinischen Schulen fortpflanzte [2]), ihn an der Läusesucht sterben läßt, während er sich nach Andern von dem Felsen bei Delphi freiwillig herabstürzt, oder sonst auf wunderbare Art ums Leben kommt. Auch sein Grab wurde an verschiedenen Stellen gezeigt, besonders auf Delos [3]), doch gab es auch auf magnesischem

1) Vergl. *Hermipp.* ap. *Diog. L.* I, 117. Der hier erwähnte Krieg zwischen Ephesiern und Magnesiern ist derselbe, dessen auch Kallinos und Archilochos gedachten (bei Strabo), also die Zeit für den Philosophen Pherekydes zu früh. Wahrscheinlich liegt dabei die Verwechslung mit einem *Ἥρως Φερεκύδης* (Ruhmbringer) zu Grunde. 2) Die Tradition der Philosophenschulen knüpft sich an den sprüchwörtlichen Ausdruck *νοσεῖ φθεῖρα*, die Ärzte hatten eine vollständige Krankheitsgeschichte des Pherekydes; s. *Hippocrates* ap. *Sturz.* p. 15. 3) Hier begräbt ihn Pythagoras, eine Nachricht,

Digitized by Google

Gebiete ein Heroon des Pherekydes, und ganz besonderer Verehrung genoß er bei den Spartanern [4]). Seinen schriftstellerischen Charakter faßt Aristoteles (Met. XIII, 4) in den Worten zusammen: *ἐπεὶ οὔ γε μεμιγμένοι αὐτῶν καὶ τῷ μὴ μυθικῶς ἅπαντα λέγειν, οἷον Φερεκύδης καὶ ἕτεροί τινες*, d. h. er stand auf der Grenze von Mythologie und Speculation, in welcher Beziehung er sich dem Orphischen Charakter, dem Epimenides u. A. annähert. Ebendiese symbolisirende Weise, wie sie unter den ältern Philosophen am längsten die Pythagoreer festgehalten haben, mochte die Ansicht begründen, daß er aus phönikischen Schriften geschöpft, wie denn gewisse Figuren seiner Theogonie allerdings einen phönikischen Charakter hatten, namentlich das Schlangenwesen Ophioneus [5]), welcher sich indessen ebenso gut aus nationalgriechischen Vorstellungen ableiten läßt. Weiter wird von ihm überliefert, er habe die erste Schrift in Prosa verfaßt, ein Ruhm, den er indessen mit dem alten Chronikenschreiber Kadmos von Milet theilen mußte, der noch älter gewesen sein mag, dessen Schrift aber frühzeitig epitomirt sein soll und später für unecht galt, dahingegen bei der Schrift des Pherekydes durchaus kein Grund ist, an der Echtheit derjenigen, die man bis Diogenes Laert. verfolgen kann, zu zweifeln [6]). Endlich heißt es bei Suidas, Pherekydes habe zuerst die Metempsychose gelehrt und Pythagoras sei darin sein Schüler gewesen, was andere Schriftsteller weniger genau so ausdrücken, Pherekydes habe zuerst die Unsterblichkeit der Seele gelehrt, wie Cicero (Tusc. I, 16; de Divin. I, 50), Augustin (Ep. 137). Und sicher hat Pherekydes ein Dogma bereits ausgesprochen, zu welchem die Anerkennung eines geistigen, von der Materie unabhängigen, doch mit wechselnden Bildungen dieser verstrickten, Principes von selbst führen mußte. Auch die Überlieferung, daß Pythagoras mit Pherekydes in persönlicher Berührung gestanden, hat viel Wahrscheinliches, theils wegen der guten Zeugen, unter denen Aristoxenus obenan steht (bei *Diog. L.*, s. die übrigen bei *Sturz.* p. 8), theils weil damit übereinstimmt, daß Pythagoras neben der gewöhnlichen und wol auf seinen spätern Wohnsitz und die Hauptquelle seiner Bildung bezüglichen Überlieferung, die ihn nach Samos bringt, von Einigen ein Tyrrhener, von Andern ein Syrier genannt wird (*Clem. Alex.*, Strom. I. p. 129), was auf dasselbe hinausläuft, daß nämlich auch Pythagoras von der Insel Syros stammte: denn einen Tyrrhener hatte ihn Aristoxenus genannt *ἀπὸ μιᾶς τῶν νήσων, ἃς κατέσχον Ἀθηναῖοι Τυρρηνοὺς ἐκβαλόντες*, bei *Diog. L.* VIII, 1, was gewiß eben die Insel Syros war. Was die Schrift des Pherekydes betrifft, so dürfen wir voraussehen, daß sie dem alexandrinischen Zeitalter unverdächtig war. Sie wird oft genug erwähnt und excerpirt, daß man sich wenigstens über ihre Grundzüge nach Form und Inhalt ein klares Bild machen kann, s. *Diog. L.* I, 119: *σώζεται δὲ τοῦ Συρίου τό τε βιβλίον ὃ συνέγραψεν, οὗ ἡ ἀρχή· Ζὰς μὲν κτλ. — σώζεται δὲ καὶ ἡλιοτρόπιον ἐν Σύρᾳ τῇ νήσῳ.* Also jenes Buch und dieses Heliotropion waren die einzigen von ihm existirenden Monumente. Das letztere war eine Höhle auf Syros, nach welcher sich der Sonnenlauf periodisch abgrenzen ließ (wie nach der Grotte des Posilipp zu Neapel), wovon schon bei Homer die Rede ist, aber wahrscheinlich zeigte erst Pherekydes die wissenschaftliche Anwendung, s. *Sturz.* p. 32. Über Titel und Inhalt des Buches berichtet Suidas: *ἔστι δὲ ἅπαντα ἃ συνέγραψε ταῦτα· Ἑπτάμυχος ἤτοι Θεοκρασία ἢ Θεογονία, ἔστι δὲ θεολογία ἐν βιβλίοις δέκα, ἔχουσα θεῶν γένεσιν καὶ διαδόχους*, wofür wol *διαδοχάς* zu schreiben ist, denn diese Schrift behandelte die Entstehung der Götter und die verschiedenen auf einander folgenden Regierungen des Ophioneus, Kronos und Zeus. Theopomp (bei *Diog. L.* I, 116) bezeichnet den Inhalt so: *τοῦτον πρῶτον περὶ φύσεως καὶ θεῶν γράψαι.* Jene Titel und die Eintheilung in Bücher rührten vermuthlich von einer spätern Redaction her, die Überschrift *Ἑπτάμυχος* aber wird in *Πεντέμυχος* zu verändern sein, s. die unten anzuführende Stelle des Damascius [7]). *Μυχοί* sind die Winkel und Schluchten der sich bildenden Welt, in welchen sich die Naturkräfte sammeln, scheiden und mischen, woraus dann fünf Göttergeschlechter entstehen, was *Θεοκρασία* oder *Θεογονία* genannt werden konnte, weil die unsichtbaren Substanzen beim Pherekydes noch ganz nach epischgenealogischer Weise als Götter auftraten, die *γένεσις θεῶν* aber wesentlich eine *Κρᾶσις* dieser Substanzen war. Der Dia-

die mit der Erzählung bei Ätian (V, H. IV, 28) zusammenhänge, daß Apoll ihm die Krankheit gesendet, sodaß er wahrscheinlich im Apollinischen Heiligthum ein Heroon hatte. Nach andern Nachrichten war er auf Samos oder auf Syros begraben. Tertullian (de anima. c. 2) spricht von seiner göttlichen Verehrung.

4) *Theopomp.* ap. *Diog. L.* I, 117, *Plutarch.* Agis et Cleom. 10. *Ἐπεὶ Τέρπανδρόν τε καὶ Θάλητα καὶ Φερεκύδην ξένους ὄντας, ἔτι τὰ αὐτὰ τῷ Λυκούργῳ διειλέχθαι ᾠόντες καὶ φιλοσοφοῦντες, ἐν Σπάρτῃ τιμηθῆναι διαφερόντως.* Pelop. c. 21. *Φερεκύδην τε τὸν σοφὸν ὑπὸ Λακεδαιμονίων ἀναιρεθέντα καὶ τὴν δορὰν αὐτοῦ κατά τι λόγιον ὑπὸ τῶν βασιλέων φρουρουμένην.* Bei dieser Haut des Pherekydes, die der Haut des Epimenides, die man gleichfalls in Sparta bewahrte, zu vergleichen ist, liegt vermuthlich eine alte auf Sühnung und Reinigung bezügliche Schrift zu Grunde; s. *Nitzsch*, De Historia Homeri. p. 161 sq. Ähnlich *Steph. Byz.* v. *Ἀνθάνα — ὃν Κλεομένης ὁ Λεωνίδου ἀδελφὸς ἀντιὼν καὶ ἐκβέρας ἐγραψεν ἐν τῷ δέρματι τοὺς χρησμοὺς τηρεῖσθαι.* 5) *Philo Byblius* ap. *Euseb.* Praep. Ev. I, 10. p. 41. D. *παρὰ Φοινίκων καὶ Φερεκύδης λαβὼν τὰς ἀφορμὰς ἐθεολόγησε περὶ τοῦ παρ' αὐτῷ λεγομένου Ὀφιονέως θεοῦ καὶ τῶν Ὀφιονιδῶν. Suidas: αὐτὸν δὲ οὐκ ἔαχηκέναι καθηγητήν, ἀλλ' ἑαυτὸν ἀσκῆσαι, κτησάμενον τὰ Φοινίκων ἀπόκρυφα βιβλία*, was außer Eudocia auch *Arsen. Violet.* p. 467 wiederholt. Die Insel Syros verkehrte seit alter Zeit mit Phönikiern, Odyss. XV, 415 sq. Auf die Überlieferung, daß Pherekydes seine Weisheit aus Ägypten geholt (*Sturz* p. 10), ist gar nichts zu geben. 6) Strabo (I. p. 18) scheint das Buch des Kadmos für echt zu halten, aber s. *Dionys. Hal.* Judic. de Thucyd. c. 23. Eine Epitome des Kadmos war Bias, dem Prokonnesier, zugeschrieben, *Clem. Alex.* Strom. VI. p. 267 *Sylb.*, welcher bei *Diog. L.* IV, 7, 11 ein Zeitgenoß des Pherekydes genannt wird.

7) Sturz will entweder *Δεκάμυχος* oder *ἐν β. ἑπτὰ* lesen, um den Titel *Ἑπτάμυχος* und die zehn Bücher in Übereinstimmung zu setzen. Liest man *Πεντέμυχος*, so erklären sich die zehn Bücher von selbst. Göttling (Proleg. Hesiod. p. XII) hält *δύο ογία* für den ursprünglichen Titel.

Digitized by Google

lekt des Buches war ionisch; Pherekydes wird von Apollonius und Herodian wiederholt neben Hecatäus und Demokrit angeführt; s. *Apollon*, De Pronom. p. 82 C: *καὶ Φ. ἐν τῇ θεολογίᾳ καὶ ἔτι Δημόκριτος — συνεχέστερον χρῶνται τῇ ἐμεῦ καὶ ἔτι τῇ ἐμέο*, und p. 118 B: *ἔστι δὲ πιστώσασθαι καὶ τὸ ἀδιαίρετον τῆς εὐθείας* (der Pronominalformen *ἡμεῖς, ὑμεῖς, σφεῖς*) *παρ' Ἴωσιν ἐκ τῶν περὶ Δημόκριτον, Φερεκύδην, Ἑκαταῖον*. Für den Inhalt ist zunächst von besonderer Wichtigkeit, was Aristoteles (Met. XIII, 4) sagt: *Φερεκύδης καὶ ἕτεροί τινες τὸ γεννῆσαν πρῶτον ἄριστον ὑπέλαβον*. Also Pherekydes fing nicht mit einem dunklen, chaotischen Urgrunde an, sondern setzte gleich das Beste, was gewöhnlich den Schluß des Ganzen bildete, an die Spitze seiner Weltentwicklung, ein monotheistisches Streben, welches bei einem so alten Denker sehr merkwürdig ist. Dieses erste Zeugende und Beste ist sein Zeus, den er, wie es scheint, drei Mal auftreten ließ, zu Anfang, in der Mitte und am Schluß der Weltbildung, sodaß sich seine Vorstellung in dieser Beziehung den bekanntern Orphischen annäherte[8]). Er nannte ihn mit verschiedenen Namen, besonders *Ζῆς* oder *Ζάς*, s. das Fragment bei *Clem. Alex.*, Strom. VI. p. 264: *Ζάς ποτε φᾶρος μέγα κτλ.* und *Herodian. π. μονηρ. λέξ.* p. 6. 14, eine Stelle, die mit Vergleichung von Eustathius (ad Odyss. p. 1387, 27) so zu lesen scheint: *ὅτι δὲ ποικίλως εἴρηται ὑπὸ παλαιῶν ὁ Ζεὺς οὐκ ἀγνοῶ· καὶ γὰρ Δὶς καὶ Ζὴν καὶ Ζὰν καὶ Ζὰς καὶ Ζῆς παρὰ Φερεκύδῃ κατά τινα*, *ὑπὸ Βοιωτῶν καὶ Δεὺς καὶ Δάν*[9]). Neben dem Zeus standen als erstes materielles Princip die Erde, die er *χθών* oder *χθονία* nannte und erst in einer spätern Periode der Weltbildung *Γῆ*, und als formelles, in der Bedeutung der vollendenden Zeit, Kronos. So hieß es gleich im Anfange der Schrift nach Diogenes Laert. (I, 119): *Ζεὺς μὲν καὶ Κρόνος* (codd. *Χρόνος*) *εἰς ἀεὶ καὶ χθὼν ἦν· χθονίῃ δὲ ὄνομα ἐγένετο Γῆ, ἐπειδὴ αὐτῇ Ζεὺς γέρας δίδοι*[10]): wozu sich die besten Erklärungen finden bei *Hermias*, Irris. gentil. philos. 12: *Φερεκύδης μὲν ἀρχὰς εἶναι λέγων Ζῆνα καὶ χθονίην καὶ Κρόνον, Ζῆνα μὲν τὸν αἰθέρα, χθονίην δὲ τὴν γῆν, Κρόνον δὲ τὸν χρόνον· ὁ μὲν αἰθὴρ τὸ ποιοῦν, ἡ δὲ γῆ τὸ πάσχον, ὁ δὲ χρόνος ἐν ᾧ τὰ γινόμενα*: und bei *Probus* ad *Virgil.* Ecl. VI, 31: Consentit et Pherecydes, sed diversa affert elementa." *Ζῆνα*, inquit, *καὶ Χθόνα καὶ Κρόνον*, ignem ac terram et tempus significans, et esse aethera, qui regat terram, qua regatur tempus, in quo universa pars moderetur. Zeus also ist in dieser ersten Bedeutung die Elementarkraft des Urfeurigen (worauf es auch hinausläuft, wenn Jo. Lydus den Zeus des Pherekydes durch Sonne interpretirt), des Äthers, welcher mit seiner schöpferischen Kraft auf die Chthon, den passiven Urstoff, wirkt, aus welchem sich dann mit Hilfe der Zeit oder in der Zeit, wie Probus sagt, die ersten Grundbestandtheile der Welt absetzen. Dieses waren die Erde in der zweiten Bedeutung der *Γῆ* und der Okeanos, den Pherekydes *Ὠγήν* oder *Ὠγῆνος* nannte, das erste Feste und das erste Flüssige. Dahin gehören jene Worte bei Diogenes Laert. *Χθονίῃ δὲ ὄνομα ἐγένετο Γῆ, ἐπειδὴ αὐτῇ Ζεὺς γέρας δίδοι*, wo dieses die „Ehre geben" höchst wahrscheinlich die Ehe des Zeus mit der Chthon, die erste Berührung dieser Potenz durch das schöpferische Urfeurige, bedeutet, wodurch sie *παμμήτειρα* und das *ἕδος ἀσφαλὲς αἰεί* wird, wie Hesiod sagt, die *Ἑστία* der sich bildenden Welt, der allgemeine Mutterschoos und zugleich das feste Fundament aller fernern Naturevolutionen, wie die Erde diese doppelte Bedeutung in allen Theogonien der Griechen hatte. Dazu kommt die Angabe bei *Sext. Empir.* Pyrrh. Hypot. 3, 4. p. 126 ed. *Bekker*: *Φερεκύδης μὲν γὰρ ὁ Σύριος γῆν εἶπε τὴν πάντων εἶναι ἀρχήν.* Aber auch der Okeanos gehörte zu den ersten Hypostasen der Pherekydischen Weltbildung, und auch er kam in einer doppelten Bedeutung vor, in der des Urfeuchten und in der des allgemeinen Abgrundes, wie wir ihn weiterhin bei den Götterkämpfen kennen lernen werden. In jener physikalischen Bedeutung kennen ihn *Achilles Tat.* isag. ad *Arati* Phaenom. c. 3. p. 123 E ed. *Petav.*, *Tzetz.* ad *Lycoph.* 145 und Schol. *Hesiod.* Theog. 119[11]), welche übereinstimmend behaupten, beim Pherekydes sei wie beim Thales das Wasser das Uranfängliche und das erste Element gewesen und er habe es *Χάος* in dem eigentlichen Sinne des Feuchten (von *χεῖσθαι*) genannt, ein Widerspruch gegen jene andern Angaben, welcher sich am besten durch die obige Annahme erklärt, daß die *Χθών* des Pherekydes die Indifferenz des Festen und Flüssigen war, welche sich in ihrer besondern Bestimmtheit nach der Berührung durch das Urschöpferische zu den beiden Prototypen der Ge und des Okeanos aus ihr entwickelten. Über den Antheil des Kronos aber an dieser ersten Kosmogonie und zugleich über den fernern Fortgang derselben erhalten wir durch den Neuplatoniker Damascius Aufschluß, dessen historische Angaben wahrscheinlich von dem Peripatetiker Eudemos entlehnt sind, welcher dieselben aber durch eigne Erklärungen entstellt und auch in seinen Inhaltsangaben Manches zu überspringen scheint. Er sagt de principiis c. 124. p. 384 *Kopp*: *Φερεκύδης δὲ ὁ Σύριος Ζᾶντα* (Codd. *ζώντα* und *ζᾶν τα*) *μὲν εἶναι ἀεὶ καὶ Κρόνον* (cod. *Χθόνον*) *καὶ Χθονίαν, τὰς τρεῖς πρώτας ἀρχάς, τὴν μίαν φημὶ πρὸ τοῖν δυοῖν καὶ τὰς δύο μετὰ τὴν μίαν· τὸν δὲ Κρόνον* (cod. *Χρόνον*) *ποιῆσαι ἐκ τοῦ γόνου ἑαυτοῦ πῦρ καὶ πνεῦμα καὶ ὕδωρ, τὴν τριπλῆν οἶμαι φύσιν τοῦ νοητοῦ· ἐξ ὧν ἐν πέντε μυχοῖς διῃρημένων πολλὴν* (Monac. *πολλὴν ἄλλην*) *γενεὰν συστῆσαι θεῶν, τὴν πεντέμυχον* (so Cod. Monac. Ein anderer *πεντέμψυχον*) *καλουμένην, ταὐτὸν δὲ ἴσως*

8) *Ζεὺς πρῶτος γένετο, Ζεὺς ὕστατος ἀρχικέραυνος. Ζεὺς κεφαλή, Ζεὺς μέσσα* und ähnliche Orphische Verse. So heißt er in diesen auch *πρῶτος γενέτωρ καὶ Ἔρως πολυτερπής*, grade wie bei Pherekydes. 9) Vergl. *Bergk*, Zeitschr. f. A. 1841. S. 94. 10) Über *χθονία* s. *Lobeck*, Paralip. p. 318. Für *γέρας* will Fries (Gesch. der Philos. I. S. 93) *πέρας* schreiben, was aus mehr als einem Grunde unstatthaft ist.

11) *Achill. Tat. Θαλῆς ὁ Μιλήσιος καὶ Φερεκύδης ὁ Σύριος ἀρχὴν τῶν ὅλων τὸ ὕδωρ ὑφίστασαν, ὃ δὴ καὶ χάος καλεῖ — ὁ Φερεκύδης — παρὰ τὸ χεῖσθαι.* Vergl. *Göttling.* ad *Hesiod.* Theog. v. 116.

Digitized by Google

εἰπεῖν τὴν πεντέκοσμον. Also drei Inhaltsangaben und drei hinzugefügte Erklärungen: a) Die drei Grundprincipien, die hier in derselben Folge erscheinen wie bei Diogenes Laert., obgleich zu vermuthen, daß der Meinung des Pherekydes am meisten entsprechen würde die Folge *Ζεύς, Χθών, Κρόνος*. Durch seine Erklärung bestätigt Damascius den Satz, daß Zeus das Erste gewesen, verdreht aber die Lehre des alten Theologen, indem er in einen Emanationsproceß des Kronos und der Chthon aus dem Zeus verwandelt, was bei ihm einfach lautete: *Ζεὺς καὶ Κρόνος εἰς ἀεὶ καὶ Χθὼν ἦν*, d. h. von je her bestanden diese drei neben einander. b) Kronos bildet aus seinem Samen Feuer, Luft (*πνεῦμα*) und Wasser. Nothwendig ist dabei die erste Scheidung des Festen und Flüssigen in Gestalt der Ge und des Okeanos als bereits geschehen zu suppliren, und dieser Same des Kronos und seine Explication zu jenen drei Substanzen kann nur die Fortsetzung jenes von Zeus und der Chthon ausgehenden Processes gewesen sein, wie Probus sagt: esse aethera, qui regat terram, qua regatur tempus, in quo universa pars moderetur. c) Jene Elementarsubstanzen treten in fünf Winkeln aus einander, wahrscheinlich in ebenso vielen Mischungsverhältnissen, wobei immer eine das Vorherrschende ist. Nimmt man zu Feuer, Luft und Wasser noch Erde und Äther hinzu, so hat man die fünf Substanzen. Von den fünf Geschlechtern lassen sich drei mit Sicherheit bestimmen: 1) Das der Ogeniden, s. *Hesych. Ὠγενίδαι Ὠκεανίδαι· Ὠγὴν γὰρ Ὠκεανός*, eine Glosse, die sich mit größter Wahrscheinlichkeit auf Pherekydes bezieht. An der Spitze dieses Geschlechtes, bei deren Mischung das Feuchte vorherrschte, standen vermuthlich Ogenos und Tethys (s. *Lycophr.*, Alex. v. 231 mit der Note des Tzetzes); denn die Götter hatten beim Pherekydes wie in der gewöhnlichen Theogonie ihre Göttinnen zur Seite. 2) Die Ophioniden, s. *Philo Bybl.* ap. *Euseb.* Praep. Ev. I, 10. p. 41 D: *παρὰ Φοινίκων καὶ Φερεκύδης λαβὼν τὰς ἀφορμὰς ἐθεολόγησε περὶ τοῦ παρ' αὐτῷ λεγομένου Ὀφιονέως θεοῦ καὶ τῶν Ὀφιονιδῶν*. Wahrscheinlich war dieser Ophioneus, dem Eurynome zur Seite stand, ein chthonisches Wesen, sodaß in dem *μιχός*, aus welchem die Mischung dieses Geschlechtes hervorging, die chthonische Substanz vorgeherrscht hätte. 3) Die Kroniden unter Kronos und Rhea, welche letztere beim Pherekydes *Ῥῆ* hieß, *Herodian. π. μονηρ. λεξ.* p. 7, 5: *ἡ Ῥέα Ῥῆ κέκληται ὑπὸ τοῦ Συρίου*. Wurde dieses Geschlecht auf eine bestimmte Substanz zurückgeführt, so war dieses wahrscheinlich der Himmel (*Οὐρανίωνες*) oder der Äther. Auch läßt sich vermuthen, daß ein viertes und fünftes Göttergeschlecht das der Gestirne war, welche der alten Philosophie früh für Götter galten und in deren Mischung das Feuer vorgeherrscht haben wird, und das der Dämonen des irdischen Luftkreises, da Pherekydes jedenfalls bei seiner Lehre von der Metempsychose eines besondern Geschlechtes von Dämonen, welche in wechselnden Erscheinungsformen auf und unter und zunächst über der Erde ihr Wesen hatten, nicht entbehren konnte. Die von Damascius hinzugefügte Erklärung *ταὐτὸν δὲ ἴσως εἰπεῖν τὴν πεντέκοσμον* bezieht sich auf spätere Vorstellungen, die wenigstens eine entfernte Analogie geben [12]). Von der complicirten Symbolik, in welche der alte Weise seine ihm selbst wol noch dunklen Vorstellungen gehüllt hatte, gibt uns Porphyr (De antr. Nymph. c. 31) eine ausführlichere Probe: *καὶ τοῦ Συρίου Φερεκύδου μυχοὺς καὶ βόθρους καὶ ἄντρα καὶ θύρας καὶ πύλας λέγοντος καὶ διὰ τούτων αἰνιττομένου τὰς τῶν ψυχῶν γενέσεις καὶ ἀπογενέσεις*. Also ein Auftauchen und Wiederuntergehen, ein wechselndes Leben von Geistern in jenen Schluchten, Gruben, Höhlen, Thoren und Pforten, welche wol die schwebenden Gestaltungen der sich zugleich mit jenen Geistern bildenden und noch zwischen Form und Unform schwankenden Welt vorstellen sollten. Für den weitern Verlauf dieser Kosmo- und Theogonie ist eine Stelle bei Maximus Tyr. (Dissert. X. p. 174 *Rek.*) sehr wichtig: *ἀλλὰ καὶ τοῦ Συρίου τὴν ποίησιν σκόπει καὶ τὸν Ζῆνα καὶ τὴν Χθονίην καὶ τὸν ἐν τούτοις Ἔρωτα καὶ τὴν Ὀφιονέως γένεσιν καὶ τὴν θεῶν μάχην καὶ τὸ δένδρον καὶ τὸν πέπλον*: wo höchst wahrscheinlich die Hauptacte der Pherekydischen Weltentwickelung in derselben Folge, wie sie wirklich vor sich gingen, aufgezählt werden. Daß Zeus und Chthonia zuerst genannt werden, entspricht unserer bisherigen Darstellung; daß Kronos gar nicht genannt wird, beweist, daß seine Thätigkeit wenigstens nicht von solchem Belange gewesen sein kann, wie man nach der Stelle bei Damascius, wenn man die andern unberücksichtigt läßt, vermuthen sollte. Über den Eros gibt Proclus (in *Plat.* Tim. fol. 155) genauern Aufschluß: *καὶ ὁ Φερεκύδης ἔλεγεν εἰς Ἔρωτα μεταβεβλῆσθαι τὸν Δία μέλλοντα δημιουργεῖν, ὅτι δὲ τὸν κόσμον ἐκ τῶν ἐναντίων συνιστᾷς εἰς ὁμολογίαν καὶ φιλίαν ἤγαγε καὶ ταὐτότητα πᾶσιν ἐνέσπειρε καὶ ἕνωσιν τὴν διὰ ὅλων διήκουσαν*. Denn die Zeit konnte blos den Unterschied hervorrufen; zur Verschmelzung des Unterschiedlichen und der organischen Einigung des *Kόσμος* bedurfte es der Liebe, die aber, wohl zu merken, beim Pherekydes nur eine Metamorphose des Zeus, keine neue und eigne Hypostase war. Die Thätigkeit dieses Eros aber kann unmöglich erst nach jener Mischung, aus welcher die Göttergeschlechter hervorgingen, begonnen haben, denn wo Mischung und geschlechtliche Einigung ist, da hat Eros schon gewirkt. Seine Thätigkeit wird also als eine die des Kronos ergänzende aufzufassen sein, welche ebenso die *διαίρεσις* bewirken mochte, wie Eros die *μίξις*. Weiter die *γένεσις Ὀφιονέως*. Philo Bybl[ius] wollte dieses Wesen

12) *Plato* Tim. p. 55 C. und besonders die Epinomis p. 981 C. In der Kürze *Plut.* de def. orac. 23. *Ἀλλὰ μὴν ὑμεῖν τῶν γραμματικῶν ἀκούομεν εἰς Ὅμηρον ἀγόντων τὴν δόξαν, ὡς ἐκείνου τὸ πᾶν εἰς πέντε κόσμους διανέμοντος, οὐρανόν, ὕδωρ, ἀέρα, γῆν, ὄλυμπον. ὧν τὰ μὲν δύο κοινὰ καταλείπει, γῆν μὲν τοῦ κάτω παντὸς οὖσαν, ὄλυμπον δὲ τοῦ ἄνω πανός, οἱ δ' ἐν μέσῳ τριῖς τοῖς ἰδίοις θεοῖς ἀνεδάσησαν. οὕτω δὲ καὶ Πλάτων ἔοικε τὰ κάλλιστα καὶ πρῶτα σωμάτων εἴδη καὶ σχήματα συνεξιμῶν ταῖς τοῦ ὅλου διαφοραῖς πέντε κόσμους καλεῖν, τὸν γῆς, τὸν ὕδατος, τὸν ἀέρος, τὸν πυρός, ἔσχατον δὲ τὸν περιέχοντα τούτους, τὸν τοῦ δωδεκαέδρου πολύχυτον καὶ πολύτρεπτον, ᾧ μάλιστα δὴ ταῖς ψυχικαῖς περιόδοις καὶ κινήσεσι πρέπον σχῆμα καὶ συνάρμοττον ἀπέδωκε.*

aus der phönikischen Theogonie ableiten; Brandis nennt ihn den bösen Schlangengott, der zugleich mit den Dingen entstanden sei. Indessen braucht man zur Erklärung desselben weder im Oriente zu suchen, noch wird dem alten Theologen ein eigentlicher Dualismus, dessen Anfänge Brandis beim Pherekydes findet, zuzumuthen sein. Ophioneus scheint eine Zusammenfassung der Weltkräfte zu sein, welche in der populären Theogonie getrennt als Titanen, Giganten und Typhoeus vorkommen, welchen allen die Schlangenbildung gemeinsam ist (Gerhard, Die zwölf Götter Griechenlands. S. 11). Und auch sonst kommen ja diese Schlangenwesen als chthonische und autochthonische Wesen in der griechischen Sage nicht selten vor; daher Ophioneus wahrscheinlich gleichfalls eine Ausgeburt der Chthon war und zwar νόσφι Διός, wie Hera (nach Hymn. in Apoll. Pyth. v. 129 sq.) den Typhoeus aus der Unterwelt, im Zorne gegen Zeus, empfängt, eine Reaction jenes materiellen Urgrundes gegen die schöpferische Thätigkeit des Zeus. Er war der erste Weltherrscher, der nach heftigen Kämpfen von Kronos gestürzt wurde, s. *Celsus* ap. *Orig.* c. Cels. VI. p. 303 ed. *Spencer*: Θεῶν τινα πόλεμον αἰνίττεσθαι τοὺς παλαιούς, Ἡράκλειτον μὲν λέγοντα ὧδε —, Φερεκύδην δὲ πολλῷ ἀρχαιότερον γενόμενον Ἡρακλείτου μυθοποιεῖν στρατείαν στρατεία παραττομένην καὶ τῆς μὲν ἡγεμόνα Κρόνον ἀποδιδόναι, τῆς ἑτέρας δὲ Ὀφιονέα, προκλήσεις τε καὶ ἀμίλλας αὐτῶν ἱστορεῖ συνθήκας τε αὐτοῖς γίγνεσθαι, ἵν' ὁπότεροι εἰς τὸν Ὠγῆνον ἐμπέσωσι, τούτους μὲν εἶναι νενικημένους, τοὺς δ' ἐξώσαντας καὶ νικήσαντας τούτους ἔχειν τὸν οὐρανόν: mit welcher Angabe die folgenden Verse, welche Orpheus beim Apollon. (Rhod. Argon. I, 503 sq.) singt:

ἤειδεν δ' ὡς πρῶτος Ὀφίων Εὐρυνόμη τε
Ὠκεανὶς νιφόεντος ἔχον κράτος Οὐλύμποιο,
ὧς τε βίῃ καὶ χερσὶν ὁ μὲν Κρόνου εἴκαδε τιμῆς,
ἡ δὲ Ῥέης, ἔπεσεν δ' ἐπὶ κύμασιν Ὠκεανοῖο,

so genau übereinstimmen, daß man wol mit Zuversicht annehmen darf, daß dieser Dichter und andere Zeugnisse späterer Zeit, welche vom Ophion reden [13]), den alten Theologen von Syros vor Augen gehabt haben. Den Kampf der Kroniden und Ophioniden — ἡ θεῶν μάχη bei Maximus T. — hatte Pherekydes weit ausgemalt, ohne Zweifel wieder in allegorisch-symbolischer Haltung. Bei dem Vertrage, den die Götter schließen, könnte der heilige Tisch, den bei Pherekydes die Götter ὄνωρός nannten, vorgekommen sein [14]). Von dem Ausgange des Kampfes berichtet Tertullian (De coron. mil. 7): Saturnum Pherecydes ante omnes refert coronatum, Jovem Diodorus post devictos Titanas hoc munere a ceteris honoratum. Gewiß blieb aber auch beim Pherekydes Kronos nicht der letzte Herrscher, sondern dieser wurde wieder vom Zeus verdrängt, sodaß sich dieser endlich, der bisher nur neben andern Mächten und durch diese bedingt auf die Welt wirken konnte, der völligen Herrschaft über dieselbe bemächtigte und zur Gestaltung der sichtbaren Erscheinungen, sowie sie jetzt sind, schreiten konnte. Auf diese letzten Acte beziehen sich die Worte καὶ τὸ δέπαρον καὶ τὸν πέπλον bei Maximus T., welche durch ausführlichere Berichte anderer Referenten genauer erklärt werden. *Clem. Alex.* Strom. VI. p. 264: Φερεκύδης ὁ Σύριος λέγει· Ζὰς ποιεῖ φᾶρος μέγα τε καὶ καλὸν καὶ ἐν αὐτῷ ποικίλλει γῆν καὶ ὠγῆνον καὶ τὰ ὠγήνου δώματα, und (ibid. p. 272) aus Isidorus, dem Sohne des Basilides: ἵνα μάθωσι τί ἐστιν ἡ ὑπόπτερος δρῦς καὶ τὸ ἐπ' αὐτῇ πεποικιλμένον φᾶρος, πάντα ὅσα Φερεκύδης ἀλληγορήσας ἐθεολόγησε: wobei man festhalten muß, daß hier von der Erde und dem Okeanos als Theile dieser Welt der Erscheinungen die Rede ist, nicht von jenen alten Weltkräften. Die Allegorien jener Stelle hat schon Sturz der Hauptsache nach richtig erklärt. Die geflügelte Eiche ist der festgewurzelte, hoch gewipfelte, ewig bewegliche, in sich unerschütterliche Kern des Kósmos, um welchen Zeus den weiten und prächtigen Mantel wirkt, nach dem bekannten alten Bilde, s. *Lob.* Agl. p. 380 [15]). Der Mantel selbst ist das περιέχον, das die Welt umgebende Sichtbare, wie die Eiche der Kern. Die Stickereien des Mantels sind die einzelnen Erscheinungen, wovon nur die bedeutendsten genannt werden, Land und Meer, welche in jener anfänglichen theogonischen Welt dem ersten Festen und dem ersten Flüssigen entsprechen: τὰ Ὠγήνου δώματα erklärt Brandis durch die Quellen des Okeanos. Nach der gewöhnlichen Analogie griechischer Vorstellungen würden es die Enden der Erde sein, wo Okeanos und Tethys wohnen und wo die Quellen und Enden des Uranus, Pontus und Tartarus zusammentreffen. (Bölcker, Hom. Geogr. S. 86 fg.) Da man aber hier bestimmte einzelne Erscheinungen der sichtbaren Welt erwartet, so ist zu vermuthen, daß Ὠγήνου νάματα zu schreiben ist, in dem Sinne der Ausströmungen des Oceans, d. h. der Flüsse und Quellen auf der Erde [16]). Übrigens wird auch in der so beruhigten und geregelten Welt immer noch das Fluthen und Weben der dämonischen Kräfte fortgedauert haben, da Pherekydes ja die Metempsychose lehrte. Auf diese ist auch die wichtige, gewöhnlich übersehene Stelle bei *Orig.* c. Cels. lib.

13) Lykophron (Alex. v. 1192) nennt Zeus ἅλιαστα τῶν Ὀφίωνος θρόνων. Dazu Tzetzes: Πρὸ γὰρ Κρόνου καὶ Ῥέας Ὀφίων καὶ Εὐρυνόμη ἡ τοῦ Ὠκεανοῦ τῶν θεῶν ἐβασίλευον, οὓς Τιτᾶνας καλοῦσι. Κρόνος δὲ τὸν Ὀφίωνα καταβαλών, Ῥέαν δὲ τὴν Εὐρυνόμην καταπαλαίσασα καὶ ἐμβαλοῦσα τῷ Ταρτάρῳ τῶν θεῶν ἐβασίλευσαν· οὓς πάλιν Ζεὺς ταριχεύσας ἔσχε τὸ κράτος. Vergl. noch Schol. *Arist.* Nub. 247 und Schol. *Aeschyl.* Prom. v. 955. Auch bei Lucian (Tragodopodagra v. 99) kommt Ophion als Urherrscher vor. Einen Giganten Ophion kennt Claudian (de rapt. Proserp. III, 348. 14) *Diog. L.* I, 119: Ἔλεγέ τε ὅτι οἱ θεοὶ τὴν τράπεζαν ὄνωρον καλοῦσιν. Suidas: ὄνωρος κυρίως ἡ ἱερὰ τράπεζα. Ἔλεγε Φερεκύδης, ὅτι οἱ θεοὶ τὴν τράπεζαν ὄνωρον καλοῦσι. Vergl. *Tzetzes* ad *Lycophron.* 93. Schol. *Callim.* H. in Dian. 134. *Eratosth.* Catasterism. 39. Θυτήριον — ἐν ᾧ πρῶτον οἱ θεοὶ τὴν συνωμοσίαν ἔθεντο, ὅτε καὶ Κρόνον ὁ Ζεὺς ἐστράτευσεν.

15) Wobei auch die alte, von der Religion geheiligte Symbolik mitgewirkt haben mag, die Eiche als den Baum des Zeus zu denken, in welchem und aus welchem er wirke. 16) Il. XXI, 196. Ἐξ οὗπερ πάντες ποταμοὶ καὶ πᾶσα θάλασσα καὶ πᾶσαι κρῆναι καὶ φρείατα μακρὰ νάουσιν; vergl. Bölcker, Hom. Geogr. S. 95.

Digitized by Google

VI. p. 304 zu beziehen: *ταῦτα δὲ τὰ Ὁμήρου ἔπη οὕτω νοηθέντα τὸν Φερεκύδην φησίν* (Celsus) *εἰρηκέναι τὸ Κείνης δὲ τῆς μοίρας ἔνερθέν ἐστιν ἡ Ταρταρίη μοῖρα· Φυλάσσουσι δ' αὐτὴν Ζηνάτειρες Βορέου Ἅρπυιαί τε καὶ Θύελλα. ἔνθα Ζεὺς ἐκβάλλει θεῶν ὅταν τις ἐξυβρίσῃ*, wo jener Theil gewiß die Erde mit dem zu ihr gehörigen Luftkreise iſt, das eigenthümliche Gebiet der Seelenwanderung. Darunter iſt der Tartaros, über welchem die Harpyien und der Sturmwind Wache halten, ein ausdrucksvolles Bild der ewigen Unruhe, die dort unten herrſcht. Dahin wirft Zeus die Seelen, denn das bedeuten wol hier *οἱ θεοί*, welche freveln, welche dieſe Welt der Schönheit und Regel durch ihre Bosheit entſtellen. Alſo auch ſittliche Tendenzen waren ſchon mit der Metempſychoſe des Pherekydes verbunden. Scheint er doch auch die Enthaltſamkeit von Fleiſchſpeiſen im Pythagoreiſchen Sinne bereits gefodert zu haben; ſ. *Themist.* or. II. p. 38 A: *οὕτω δὲ ἄρα βασιλέως προμηθεῖται τὸ δαιμόνιον καθαρᾶς φυλάξαι καὶ δικαίου φόνου τὰς χεῖρας μᾶλλον ἢ Φερεκύδου καὶ Πυθαγόρου*. Womit wieder nothwendig die dritte Conſequenz der Lehre von der Seelenwanderung verbunden war, die Foderung einer *κάθαρσις* und beſtimmter Sühngebräuche, wie Pythagoras und Empedokles ſie lehrten und praktiſch übten. Daß auch Pherekydes zu Sparta in ähnlicher Weiſe aufgetreten und ſchriftliche Satzungen dort hinterlaſſen hatte, iſt nach den oben über ſeine Verehrung in Sparta beigebrachten Stellen zu vermuthen.

Pherekydes von Athen, unter den ältern Mythographen einer der angeſehenſten, wie ſchon die häufigen Excerpte aus ſeiner Schrift beweiſen. Bei Suidas bezieht ſich Folgendes auf ihn: *Φερεκύδης Ἀθηναῖος πρεσβύτερος τοῦ Συρίου, ὃν λόγος τὰ Ὀρφέως συναγαγεῖν. ἔγραψεν Αὐτόχθονας, ἔστι δὲ περὶ τῆς Ἀττικῆς Ἀρχαιολογίας ἐν βιβλίοις δέκα· Παραινέσεις δ' ἐπῶν· Πορφύριος δὲ τοῦ προτέρου οὐδένα δέχεται πρεσβύτερον, ἀλλ' ἐκεῖνον μόνον ἡγεῖται ἀρχηγὸν συγγραφῆς*: und in einem zweiten Artikel: *Φερεκύδης Λέριος, ἱστορικός, γεγονὼς πρὸ ὀλίγου τῆς οἱ' Ὀλυμπιάδος· ἔγραψε περὶ Λέρου, περὶ Ἰφιγενείας, περὶ τῶν Διονύσου ἑορτῶν, καὶ ἄλλα*. Eudocia wiederholt dieſe Notizen (p. 421). Daß Pherekydes von Leros und der von Athen identiſch ſind, hat ſchon Voſſius gezeigt (de Hist. Gr. p. 445): Accidit enim Pherecydi, quod est de aliis multis observatum, scilicet ut duas haberent patrias, unam naturae, ut ait Cicero, alterum civitatis. Wahrſcheinlich auf der Inſel Leros geboren, war er doch ſo eingebürgert in Athen, daß er meiſt *Ἀθηναῖος* heißt, wie bei Eratoſthenes (nach *Diog. L.* I, 119): *Ἐρατοσθένης δ' ἕνα μόνον καὶ ἕτερον Ἀθηναῖον γενεαλόγον*, bei Strabo (X. p. 487 B.) *ἐξ ἧς* (Σύρου) *Φερεκύδης ὁ Βάβυος ἦν, νεώτερος δέ ἐστιν ὁ Ἀθηναῖος ἐκείνου*, und ſonſt. In dieſen Worten iſt zugleich das richtige Verhältniß ſeines Zeitalters zu dem des Philoſophen gegeben, im Gegenſatze zu jenem bei Suidas ausgeſprochenen Irrthume, zu welchem die Anſicht Veranlaſſung gegeben haben mag, daß dieſer Pherekydes der erſte Proſaiker geweſen, gegen welche Anſicht Prophyr in jenen Worten bei Suidas ausdrücklich proteſtirt. Auch mag zu dieſer Verwechſelung der Umſtand beigetragen haben, daß der eine Pherekydes aus Syros, der andere aus Leros war, wie denn die beiden Gentilia *Σύριος* und *Λέριος* oft verwechſelt werden (ſ. *Sturz.* p. 56 sq.). Seine Blüthe wird von Suidas kurz vor Ol. 75 geſetzt, von Euſebius und dem Chronicon Paschale um Ol. 81, von Iſidor (Origg. I, 41) nach Herodot um die Zeit, wo Eſra das Geſetz geſchrieben habe, was gleichfalls auf Ol. 81 hinausläuft: wieder zwei verſchiedene Berechnungen, die um ſieben Olympiaden differirten und von denen Suidas derjenigen folgt, welche die Leute älter machte. Mithin lebte Pherekydes gleichzeitig mit Herodot und Hellanikus, und gehörte jener zweiten Hälfte der erſten Periode der griechiſchen Geſchichtſchreibung an, welche Dionys von Halikarnaß (de Thucyd. jud. c. 5) dadurch von den Allerälteſten unterſcheidet, daß er ſie nennt *τοὺς πρὸ τοῦ Πελοποννησιακοῦ γενομένους πολέμου καὶ μέχρι τῆς Θουκυδίδου παρεκτεινάντας ἡλικίας*. Daß Pherekydes ein hohes Alter erreicht, folgert man aus Pſeudo-Lucian (de Macrob. c. 22) *Ἑλλάνικος ὁ Λέσβιος ὀγδοήκοντα καὶ πέντε καὶ Φερεκύδης ὁ Σύριος ὁμοίως ὀγδοήκοντα καὶ πέντε*, und allerdings werden in jenem Zuſammenhange nur Hiſtoriker genannt, ſodaß auch hier *Λέριος* für *Σύριος* zu ſetzen wäre. Zuerſt in Jonien, denn in Athen war in jenen Zeiten die Wiſſenſchaft und der literariſche Verkehr ſo weit fortgeſchritten, die freiere Verfaſſung war in den Hauptſtaaten bereits ſo durchgebildet und der Zeit eingelebt, alle Quellen hiſtoriſcher Forſchung, Sagen, Monumente, Anſchauung nationaler Eigenthümlichkeiten und großartiger hiſtoriſcher Ereigniſſe floſſen ſo reichlich und gewährten in ſolchem Maße den Reiz der Neuheit, daß man bei der Menge damaliger Forſcher billig erſtaunt, nur den einen Herodot als wirklichen Hiſtoriker zu finden. Hecatäus hatte vor ihm, abgeſehen von ſeiner Sagenſchreibung, die Geographie und Völkerkunde begründet, Hellanicus hatte neben ihm weſentliche Verdienſte um Chorographie und Chronologie; Pherekydes, obgleich Athenienſer und Zeuge des großartigſten Aufſchwunges eines jugendlichen Staates, kann kaum zu den Hiſtorikern gerechnet werden. Er ſteckt noch ganz und gar in der Sagenſchreibung und iſt durch und durch *γενεαλόγος*, wie Eratoſthenes ihn ſehr bezeichnend nennt, und auch Dionys von Halikarnaß (Archaeol. I, 13): *ἕτερον ἄνδρα τῶν ἀρχαίων συγγραφέων παρασχόμενοι μάρτυρα, Φερεκύδην τὸν Ἀθηναῖον γενεαλόγων οὐδενὸς δεύτερον*. Dieſe Art von Mythographie war bis dahin noch meiſtens als Poeſie behandelt worden, obgleich das Poetiſche dieſem Inhalte längſt abgeſtorben und die epiſche Form nur noch die dürre Schale dürren Inhaltes war. Die Eöen Heſiod's waren der Art geweſen, hernach die Gedichte des Eumelos, Aſios, Kinäthon's und anderer Schriftſteller, von denen zuletzt Marckſcheffel (Hesiodi, Eumeli, Cinaethonis, Asii et Carminis Naupactii Fragm. [Lips. 1840]) im Zuſammenhange gehandelt. Vom Akuſilaos kannte man ſpäter ein ähnliches Werk in Proſa, aber dieſes galt für unecht, und ſo war denn Pherekydes der erſte, welcher das längſt zur Proſa Gewordene nun auch wirklich

Digitized by Google

in Prosa verhandelte. In dieser Beziehung wird er bei Strabo (I. p. 18) genannt: *πρώτιστα ἡ ποιητικὴ παρασκευὴ παρῆλθεν εἰς τὸ μέσον καὶ εὐδοκίμησεν· εἶτα ἐκείνην μιμούμενοι, λύσαντες τὸ μέτρον, τἆλλα δὲ φυλάξαντες τὰ ποιητικά, συνέγραψαν οἱ περὶ Κάδμον καὶ Φερεκύδην καὶ Ἑκαταῖον· εἶτα οἱ ὕστερον ἀφαιροῦντες ἀεί τι τῶν τοιούτων, εἰς τὸ νῦν εἶδος κατήγαγον ὡς ἂν ἀπὸ ὕψους τινός*, und bei Suidas: *Ἑκαταῖος — πρῶτος ἱστορίας πεζῶς ἐξήνεγκε, συγγραφὴν δὲ Φερεκύδης*[17])· *τὰ γὰρ Ἀκουσιλάου νοθεύεται*, in welchen Stellen sicher an den Genealogen Pherekydes, nicht an den Theologen zu denken ist. Was die literarischen Angaben bei Suidas betrifft, so ist zunächst die Notiz *ὃν λόγος τὰ Ὀρφέως συνωγαγεῖν* leider ganz zweifelhafter Art, da wir nicht wissen, welcher Pherekydes gemeint ist, und die Überlieferung selbst in unbestimmter Haltung auftritt. Im Folgenden heißt es in allen Texten, auch bei den neuesten Herausgebern der Fragmente unsers Schriftstellers: *ἔγραψεν Λιτύχδονας, ἔστι δὲ περὶ τῆς ἀττικῆς ἀρχαιολογίας ἐν βιβλίοις δέκα*, was unmöglich das Richtige sein kann, da ein Hauptwerk mythologisch-genealogischen Inhaltes in zehn Büchern allerdings sehr häufig citirt wird, die Fragmente aber die griechische Sage im weitesten Umfange berühren und von dem attischen Alterthum sehr wenig geben. Man hat sich auf verschiedene Weise geholfen, meistens so, daß man eine Verwechselung mit dem Komiker Pherekrates angenommen hat. Nämlich bei Etym. M. v. *Βοηδρομιών* wird nach der gewöhnlichen Namenserklärung dieses Monats Folgendes hinzugesetzt: *Φερεκύδης δὲ ἐν τοῖς Λιτύχδοαι διὰ τῆς φωνῆς σημεῖον, ἣν τὸ πρότερον ἀξύνετον οὖσαν εὗρε καὶ διήρθρωσεν*, wobei *Ἀπόλλων* oder *Ἰων* zu ergänzen ist. Hier hat bereits Sylburg *Φερεκράτης* schreiben wollen, was hernach Viele angenommen haben, allein eine Komödie dieses Namens ist sonst unerhört und die Übereinstimmung dieses Citates mit dem Artikel bei Suidas hätte das erstere gegen die Emendation schützen müssen. Das Einfachste scheint, die Interpunktion, sowie oben geschehen ist, zu verändern[18]), wodurch wir unter jenem Titel eine besondere Schrift oder einen Theil des größern Werkes erhalten, welcher über Attika handelt und in welchem auch jenes Citat beim Etym. M. und einige andere Stellen über Attika (Fr. 105 sq. bei Müller) ihren Zusammenhang finden. Die Annahme eines besondern Abschnittes über Attika ist um so natürlicher, da auch Melesagoras und Hellanicus Atthiden geschrieben hatten und Pherekydes Athenienser war; der Titel erklärt sich aus den besondern Ansprüchen Attika's auf Autochthonie. Der Name des Hauptwerks wäre denn bei Suidas *ἀρχαιολογίαι*, wofür bei denen, welche Bruchstücke daraus bewahrt haben, gewöhnlicher *ἱστορίαι* vorkommt, der Titel, unter welchem auch das Werk des Hecatäus gewöhnlich angezogen wird. Auf Originalität können diese Titel überall keinen Anspruch machen, da sie diesen ältern Schriften gewöhnlich erst durch die Redaction des alexandrinischen Zeitalters gegeben sind, und dazu noch die Laune der Citirenden kommt, welche bei den Alten weit von der pedantischen Genauigkeit unsers literärischen usus entfernt waren. Dann nennt Suidas noch die *παραινέσεις δ' ἐπῶν*, von denen sonst gar nichts verlautet, ebenso wenig wie von den Schriften über Leros, über Iphigenia und über die Dionysosfeste, welche Titel ganz das Aussehen haben, einzelne Abschnitte des genealogischen Hauptwerkes zu sein. Pherekydes schrieb ohne Zweifel im ionischen Dialekte oder in der ältesten Atthis, welche von jenem nicht weit entfernt war. In den Bruchstücken sind die Spuren des Originals gewöhnlich ganz verwischt, doch finden sich offenbare Spuren des ionischen Dialektes in den Citaten bei Schol. *Apollon.* III, 1178 und bei *Dionys. Hal.* Arch. I, 13. Für die eigenthümliche Wortform *βόα* für *βοῦν* wird unser Pherekydes angezogen bei Choeroboscus zu den Canones des Theodosius bei *Bekk.* Anecd. p. 1196. Die Fragmente sind wiederholt bearbeitet, von Sturz in einer ersten und zweiten Ausgabe, von Matthiä, bei *Wolf*, Anal. litter. I, 2. p. 321 — 331 und bei *Sturz*, Pherec. praef. ed. 2. p. XIII sq., und zuletzt von Müller in der pariser Ausgabe der Fragmente Historicorum Graecorum, unter welchen Sammlungen sich die beiden letztern durch bessere Anordnung und größere Vollständigkeit empfehlen, obwol durch Schubart (Ztschr. f. Alterthumsw. 1834. S. 1134) und Unger (Thebana Paradoxa. p. 349) noch Einzelnes nachgetragen ist. Bei der Anordnung der Fragmente kommt außer den Citaten mit bestimmter Angabe des Buches auch die Bibliothek des Apollodor zu Hilfe, welche gleichfalls in genealogischer Weise verfährt und in dieser Beziehung allerdings sich dem Werke des Pherekydes besonders angeschlossen haben mag, wenn sie gleich hin und wieder einen andern Gang nimmt, und ihr Material sicher aus sehr verschiedenen Schriftstellern, vorzüglich auch aus Hellanicus, zusammengetragen hat. Zur nähern Charakteristik des Pherekydischen Werkes, soweit sich darüber aus den größern Bruchstücken urtheilen läßt, möge Folgendes dienen. Gewöhnlich ist die Erzählung im höchsten Grade einfach und die stylistische Manier gleichfalls so kunstlos wie möglich; vergl. den ausführlichen Bericht über Danae und Perseus bei Schol. *Apollon.* IV, 1091 und 1515, auch die Stelle bei *Athen.* XI. p. 470 C. Doch haben diese alten Fabeln grade in dieser anspruchslosen Form des ältesten Chronikenstyls einen besondern Reiz, und es sind einige darunter, in welchen eine Fülle von Volkswitz steckt, wie besonders in der Sage vom Sisyphus, bei Schol. Il. VI, 153, und in anderer Weise ganz volks- und alterthümlich ist die vom Melampus bei Schol. Odyss. XI, 289. Auch die Geschichte von Kephalos und Prokris ist sehr gut erzählt, bei Schol. Odyss. XI, 320. Die einfach genealogische Manier leuchtet besonders in folgenden Beispielen durch, Schol. *Kurip.* Phoen. 53: *Φερεκύδης τὰ κατὰ τοὺς παῖδας Οἰδίποδος καὶ τὰς γημαμένας οὕτως ἱστορεῖ. Οἰδίποδι, φησί, Κρέων δίδωσι τὴν βασιλείαν καὶ τὴν γυναῖκα Λαΐου, μητέρα δ' αὐτοῦ, Ἰοκάστην. ἐξ ἧς γίνονται αὐτῷ Φρά-*

17) Über den Unterschied von *ἱστορία* und *συγγραφή* vergl. Creuzer, Fragm. Hist. p. 17 und Bekker, Anecd. p. 734. 18) Andere, aber viel mühsamere Besserungsversuche, bei Sturz, Pherecyd. p. 64.

στιωρ καὶ Λαόντος, οἳ θηήσαντο ὑπὸ Μινῳῶν καὶ Ἐργίνου. ἐπεὶ δὲ ἐναυτὸς παρῆλθε, γαμεῖ ὁ Οἰδίπους Εὐρυγάνειαν τὴν Περίφαντος, ἐξ ἧς γίνονται αὐτῷ Ἰοκάστη, Ἀντιγόνη, Ἰσμήνη, ἣν ἀναιρεῖ Τυδεὺς ἐπὶ κρήνης, καὶ ἀπ' αὐτῆς ἡ κρήνη Ἰσμήνη ἐκλήθη κτλ., wobei zugleich die Abweichung von der gewöhnlichen, durch die Tragödie so überwiegend populär gewordenen Fabel bemerkenswerth ist. Ebenso bei Schol. *Eurip.* Phoen. 1123: Ἄργος ὁ Διὸς γαμεῖ Πειθώ, τὴν Ὠκεανοῦ θυγατέρα, τοῦ δὲ γίνεται Κρίασος, τοῦ δὲ Ἐκεφαλίων καὶ Φόρβας· τοῦ δὲ γίνεται Ἄριστωρ, τοῦ δὲ Ἄργος, ᾧ Ἥρα ὀφθαλμὸν τίθησιν ἐν τῷ ἰνίῳ κτλ. Häufig ist die Anknüpfung an bestimmte Ortschaften in Griechenland, woraus man folgern darf, daß Pherekydes viele Localsagen gesammelt, z. B. bei Schol. *Pind.* Pyth. IV, 220. Schol. *Apollon.* I, 102. Schol. *Homer.* Il. II, 585 und die besonders charakteristische Stelle bei *Dionys. Hal.* Archaeol. I, 13: Πελασγοῦ καὶ Δηϊανείρης γίνεται Λυκάων. οὗτος γαμεῖ Κυλλήνην, Νηΐδα νύμφην, ἀφ' ἧς τὸ ὄρος ἡ Κυλλήνη καλεῖται· ἔπειτα, setzt Dionys hinzu, τοὺς ἐκ τούτων γεννηθέντας διεξιὼν καὶ τίνας τόπους ἕκαστοι τούτων ᾤκησαν, Οἰνώτρου καὶ Πευκετίου μεμνήσεται, λέγων ὧδε· Καὶ Οἰνωτρος, ἀφ' οὗ Οἰνωτροι καλέονται οἱ ἐν Ἰταλίᾳ οἰκέοντες, καὶ Πευκέτιος, ἀφ' οὗ οἱ Πευκέτιοι καλέονται οἱ ἐν τῷ Ἰονίῳ κόλπῳ: woraus zu sehen, wie Topographie und Localgeschichte der Völker und Sagen in jenes genealogische Schema eingereiht wurden. Ein gewisses Streben nach praktischer Moral findet sich in dem Fragmente bei Schol. *Pind.* Pyth. IV, 160, wo von Tityos gesagt ist: παράδειγμα τοῖς μετὰ ταῦτα γέγονεν, ὅπως ἂν μή τις τῶν δυνατῶν ἐπιθυμιῶν ὀρέγηται, vergl. auch Schol. Il. XIII, 302: πλείονα δὲ τολμῶντες ἀδικήματα κατὰ Διὸς προαίρεσιν ὑπὸ Ἀπόλλωνος διεφθάρησαν. Eine freiere Behandlungsweise der genealogischen Manier scheint Apollodor (I, 5, 2) anzudeuten, wo Pherekydes den Triptolemos einen Sohn des Okeanos und der Ge nennt, um die Allgemeinheit der durch jenen Heros verbreiteten Segnungen auszudrücken. Eine pragmatisirende Weise, die bei Hecatäus und Hellanicus, auch bei Herodot nichts Seltenes ist, findet sich in den Fragmenten nirgends, am ersten noch in dem Versuche, das Gelingen der Flucht des Theseus zu motiviren, bei Schol. Odyss. XI, 320. Auch ein Hinabgehen bis auf die geschichtlichen Zeiten, für welche sich z. B. Hellanicus schon bedeutend interessirte, trifft man in den Fragmenten des Pherekydes nur ausnahmsweise an, obgleich man ihn darüber auch nur selten consultirt haben mag. Indessen gehört dahin die wieder sehr charakteristische Stelle über die Ansiedelung des Miltiades auf dem Chersonnes bei *Marcellin.* Vit. Thucyd. §. 2: Φιλαίας δὲ ὁ Αἴαντος οἰκεῖ ἐν τοῖς Ἀθήναις· ἐκ τούτου δὲ γίγνεται Δάϊκλος, τοῦ δὲ Ἐπίλυκος, τοῦ δὲ Ἀκέστωρ, τοῦ δὲ Ἀγήνωρ κτλ. κτλ., τοῦ δὲ Μιλτιάδης, ὃς ᾤκισε Χερρόνησον. Außerdem die Notizen zur Geschichte der ionischen Colonien bei *Strabo* XIV. p. 632 C und beim Schol. *Plat.* p. 335 ed. *Bekker*, auch die von Darius und den Scythen bei *Clem. Alex.* Strom. V. p. 567, wenn anders diese wirklich unserm Pherekydes gehört. Von chronologischer Forschung, die mit der genealogischen sonst gern Hand in Hand geht, findet sich keine Spur, auch wird Pherekydes in dieser Beziehung nie angeführt. Es ist die bloße Mythographie in genealogischem Rahmen, das Behagen an der Sage als solcher, vielleicht aber auch mit praktischer Tendenz. Denn theils mag den vielen, damals noch blühenden, edlen Geschlechtern eine solche Zusammenstellung, in welcher sie ihre Stammbäume und deren Verzweigungen bis auf die Ursprünge Griechenlands und der Welt verfolgen konnten, recht willkommen gewesen sein, theils mochte das Werk des Pherekydes der ältern Zeit dieselben Dienste leisten, wie der spätern die Bibliothek Apollodor's; ein Sagenrepertorium wie dieses, in der ganzen Breite und Ausdehnung, welche das heroische und genealogische Epos allmälig genommen hatte [19]), war gewiß nicht blos den bildenden Künstlern, sondern auch den Dichtern viel zur Hand, vollends in der Zeit des Euripides, wo man oft schon die verlegenen Mythen aufsuchen mußte, um neu zu sein; vergl. Schol. *Eurip.* Phoen. 71, woraus man sieht, daß Euripides Pherekydes und Hellanicus consultirt hatte. — Die zehn Bücher, von denen Suidas spricht, finden sich in den Fragmenten zusammen. Bei Schol. *Apollon.* IV, 1091 wird zwar ein 12. Buch genannt, allein die Änderung ἐν τῷ β' für ἐν τῷ ιβ' ist ganz unbedenklich. Das erste Buch behandelte zunächst die theogonischen Sagen, daher bei Schol. *Apollon.* II, 1214 in einer Notiz über den Typhos Φερεκύδης ἐν τῇ Θεογονίᾳ genannt wird. Die erhaltenen Bruchstücke (1—13 bei Müller) berühren die Geburt des Apoll und der Artemis, des Äsculap, Aristäos, den Raub der Persephone, den Kampf mit dem Typhos u. A., im Allgemeinen dasselbe, was Apollodor (I. c. 1—6) bespricht, der aber in den folgenden Capiteln einen andern Gang nimmt. Bei Pherekydes war in dem ersten Buche, soviel wir wissen, auch noch der Stamm des Äakos und die Geschichte der Äaciden behandelt, und zwar, wie es scheint, die ganze Reihe herunter, bis zum Miltiades, dem Ansiedler des Chersonnes; in welchen Zusammenhang noch das bei Sturz und Müller übergangene Fragment bei Schol. V. Il. XV, 336 gehört: Φερεκύδης δὲ ἐν εω καὶ Μνασίας ἐν η' Ἀλκμάχην, welche die Mutter des Aias gewesen sei. Die am nächsten liegende Erklärung wäre freilich ἐν πέμπτῳ, aber da die Scholien des Cod. V bis jetzt nur mangelhaft edirt sind, fragt sich, ob nicht αὖ steht. Aus dem zweiten Buche wird einiges die Geschichte des Prometheus Betreffende angezogen; ganz besonders aber umfaßte dieses Buch die argivischen Fabeln, das γένος Ἰνάχου und τοὺς ἀπὸ Βήλου, also die Geschichte der Io (welcher vielleicht das Fragment von dem Adler des Prometheus bei Schol. *Apollon.* II, 1252 zu subsumiren, da ja Prometheus der Io ihren Weg anweist), des Danaos, der Pró-

19) Daß Pherekydes auf Homer oft Beziehung nahm, versteht sich von selbst. Vergl. Schol. Il. II, 592: Φερεκύδης ὁ Ἀθηναῖος τὸ μὲν ἔχτιστον χύριον ὄνομα παρέλαβεν, τὸ δὲ αἴτιον ἐπέθετον.

Digitized by Google

tiden, des Bellerophon, des Perseus, endlich die Geburt und Jugend des Herakles. Das dritte Buch behandelte die ἄθλα und überhaupt die Thaten und die gesammte Geschichte des Herakles. Zu den von Müller zusammengestellten Fragmenten (Nr. 31—39) ist hinzuzufügen Schol. *Lucian.* Alexandr. c. 4, mitgetheilt von Schubart (Zeitschr. f. A. 1834. S. 1134) und bei Jacobitz (Lucianus. Vol. IV. p. 139) von den Kerkopen: *ἀπ' αὐτῶν δὲ καὶ τὸ παροιμιαζόμενον Κερκώπων ἀγορά· ἀπελιθώθησαν δὲ οὗτοι, ὡς Φερεκύδης φησί,* wenn hier nicht *Φερεκράτης* zu schreiben ist. Aus dem vierten Buche ist nur wenig erhalten; wahrscheinlich aber war Pherekydes jetzt, nachdem er das Geschlecht des Belos bis zu den letzten Schicksalen der Herakliden hinab verfolgt hatte, zu dem des Agenor übergegangen. Das fünfte Buch schloß sich dem vorhergegangenen an, indem es die thebanischen Mythen vom Kadmos hinab verfolgte, darin auch die Geschichte des Dionysos, des Ödipus und seiner Familie u. A. Das sechste bis achte Buch umfaßte die äolischen Mythen. Aus dem sechsten sind verschiedene Nachrichten über Athamas, Phrixos, den Widder mit dem goldnen Vließe und dergleichen erhalten, ferner über das Geschlecht des Salmoneus, besonders den Neleus, endlich über das des Kretheus, was zum Jason und der Argonautenfahrt führte, die dieses Buch bis nach Kolchis gebracht zu haben scheint. Das siebente fuhr fort mit der Argonautenfahrt und ging darauf zu den andern Abkömmlingen des Kretheus über, zuerst zu dem Amythaon, dessen Söhne Bias und Melampus waren, über welchen letztern bei Schol. Odyss. XI, 289 ein recht bedeutendes Bruchstück erhalten ist, ein anderes aber auch in der Müller'schen Sammlung noch fehlt, nämlich dieses: Schol. Il. XIII, 663: *Φερεκύδης οὕτω γενεαλογεῖ, ἀπὸ Μελάμποδος Μάντιον, οὗ Κλεῖτον, οὗ Κοίρανον, οὗ Πολύϊδον. εἶτα Πολύϊδος, φησί, γαμεῖ Εὐρυδάμειαν τὴν Φυλέως τοῦ Ἀΐγλου, τῷ δὲ γίνονται Εἰχήνωρ καὶ Κλεῖτος, οἳ Θήβας εἶλον σὺν τοῖς Ἐπιγόνοις, ἔπειτα εἰς Τροίαν ἔρχονται σὺν Ἀγαμέμνονι· καὶ θνήσκει Εἰχήνωρ ὑπ' Ἀλεξάνδρου.* Ferner fielen in diesen Zusammenhang die Fabeln vom Admet, von Kephalos und Prokris, von Sisyphus ꝛc. Das achte Buch muß den Stamm des Äolus behandelt haben. Das Vorhandene betrifft meist die kalydonische Eberjagd. Im neunten und zehnten Buche endlich waren die arkadischen, laconischen und attischen Fabeln behandelt, wahrscheinlich in demselben Gange wie bei Apollodor. Die arkadischen schlossen sich an die beiden Geschlechter des Pelasgos und den weit verzweigten Stammbaum der Atlantiden, der auch die im Epos so hoch berühmten Häuser von Lacedämon und Mykene in sich begriff, ja durch die Elektra auch nach Troja und die Priamiden übersetzte, bei denen also der trojanische Krieg wieder seine Reihe fand. Auch die Sagen von den Abkömmlingen der Alkyone, dem Hyrieus, Nykteus, der Antiope und ihren beiden vom Zeus empfangnen Söhnen Amphion und Zethus ließen sich hier anreihen. Das Ganze beschlossen wol die attischen Fabeln, wo die Genealogie der Erechthiden, Thesiden, Neliden den natürlichen Faden hergab, an welchem sich auch noch die Gründungsgeschichten der ionischen Pflanzstädte abspinnen ließen. (*Preller.*)

PHERENDATES (*Φερενδάτης*), ein Perser, Sohn des Megabazos, Anführer der Saranger im Heere des Xerxes (*Herodot.* VII, 67). (*H.*)

PHERENIKE (*Φερενίκη*), ein nicht selten vorkommender griechischer Frauenname. Unter andern hieß so die Tochter des berühmten Rhodier Diagoras, die ihren Sohn Peisirrhodos nach Olympia geleitete und während dieser hier unter den Knaben im Faustkampfe auftrat, obgleich es Frauen in Olympia verboten war, bei den gymnastischen Übungen zuzusehen, dennoch, aber in männlicher Verkleidung, zuschaute. Man erließ ihr indessen die gesetzliche Strafe mit Rücksicht auf den Umstand, daß sie die Tochter eines olympischen Siegers wäre und ihre drei Brüder ebenfalls in Olympia als Kämpfer aufgetreten wären. Vergl. *Paus.* VI, 7, 2. *Aelian.* V. H. X, 1. (*H.*)

PHERENIKOS, aus Heraklea, ein epischer Dichter des hellenistischen Zeitalters, der Metamorphosen und ähnliche Fabeln in Versen behandelt hatte. Bei Athenäos (III. p. 78 B) wird eine Erzählung vom Ursprunge des Feigenbaumes und anderer Fruchtbäume aus ihm mitgetheilt, die wenig Phantasie und Geschmack verräth. Tzetzes (Chil. VII. 144) nennt ihn unter denjenigen, die von fabelhaften und ungeheuren Menschengestalten gehandelt hätten und führt einige Verse über die Hyperboreer aus ihm an, welche nach ihm von den Titanen entsprungen waren. Dieselben Verse finden sich auch bei Schol. *Pind.* Ol. III, 28. (*Preller.*)

Der Eigenname Pherenikos kommt öfter vor; z. B. hat Lysias für einen Pherenikos eine Vertheidigungsschrift geschrieben (Vergl. *Hoelscher* p. 206), u. a. s. Pape. (*H.*)

PHERES (*Φέρης — ητος*). 1) Einer der Söhne der Medea und des Jason (*Apollod.* I. 9, 28. 3. *Paus.* II, 3, 6. 2) Der Sohn des Kretheus und der Tyro, der Bruder des Äson und Amythaon, der Vater des Admet (der daher bei *Homer* Il. II, 763 *Φηρητιάδης* heißt, ebenso bei *Ovid.* Art. III, 19. Met. VIII, 310, während *Euripides* Iphig. A. den Eumelos, den Sohn Admet's, den Enkel des Pheres, so nennt), des Lykurg und der Eidomene, der mythische Gründer der thessalischen Stadt Pherä (s. d. Art.). Vergl. *Homer* Od. XI, 258. *Apollod.* I, 9, 11 u. 14. Schol. *Apollon.* I, 49. Seine Frau heißt bei Hygin (Fab. 14) Periklymene, die Tochter des Minyas. (*H.*)

PHERESITER oder PHERISSÄER (פְּרִזִּי d. h. vielleicht: Bewohner des offenen Landes, Bauern), ein alter Volksstamm des Landes Kanaan, der seine Sitze in dem Theile des Landes hatte, welchen später der israelitische Stamm Ephraim bewohnte, also im mittlern und nördlichen Palästina (s. Jos. 11, 3. 17, 15. Richt. 1, 4. 5). Die Pheresiter werden in der Patriarchengeschichte neben den Kanaanitern erwähnt (1 Mos. 13, 7. 34, 30., vergl. 2 Mos. 23, 23). Gewöhnlich werden die sechs Völkerschaften der Hethiter, Amoriter, Kanaaniter, Pheresiter, Heviter und Jebusiter zusammen genannt, 2 Mos. 3, 8. 17. 33, 2. 34, 11. 5 Mos. 20, 17. Jos. 9, 1. 12, 8. Richt. 3, 5; von sieben ist die Rede, nämlich mit

Hinzufügung der Girgasiter, 5 Mos. 7, 1. Jos. 3, 10. 24, 11; vergl. Nehem. 9, 8, wo nur die Heviter fehlen; zehn werden 1 Mos. 15, 20 erwähnt. Die Pheresiter wohnten noch im Lande zur Zeit des Salomo, der sie zinsbar machte, 1 Kön. 9, 20. Zuletzt kommen sie zur Zeit des Esra vor, Esr. 9, 1. (*E. Rödiger.*)

PHERETUS. So nennt Hygin (Fab. 239) den Sohn des Jason und der Medea, der bei Andern Pheres (s. d. Art.) heißt. (*H.*)

PHEREUS (*Φηρεύς*), einer der Söhne des Öneus, die im Kampfe mit den Cureten fielen. *Antonin. Liber.* 2. (*H.*)

PHERIAS, aus Ägina, siegte noch sehr jung in der 79. Olympiade in den Olympien im Ringen. *Paus.* VI, 14, 1. (*H.*)

PHERIKATI, Dorf auf dem westlichen Ufer des Achelous. In seiner Nähe befinden sich am östlichen Abhange des Sparton-Oros die Ruinen einer pelasgischen Ummauerung, welche Pouqueville (Voy. dans la Grèce tom. I. pag. 442) für das alte Phylace, (tom. III. pag. 158) für das alte Phoëtia oder Phytia gehalten wissen will. Vergl. den Art. Phenikl. (*G. M. S. Fischer.*)

PHERINUS, eine kleine feste Stadt, oder auch nur Castell in Thessalien, in Hestiäotis in der Umgegend von Gomphi. (*Liv.* XXXII, 14.) Im Kriege der Römer mit Philipp von Macedonien übergaben sich die Bewohner desselben, nach Gomphi's Einnahme, dem Ampnander. *Liv.* l. c. (*Krause.*)

PHERON (*Φερών*), nach Herodot (II, 111) der Sohn und Nachfolger des ägyptischen Königs Sesostris. Kriegerische Thaten, sagt Herodot, werden nicht von ihm erzählt, aber die eigenthümliche Weise, wie er erblindete und wieder sein Gesicht erhielt, verdiene Erwähnung. Erblindet sei er nämlich, nachdem er, ärgerlich über eine sehr starke Überschwemmung des Nils, in Übermuth eine Lanze in den Fluß geworfen hatte; zehn Jahre hatte die Blindheit gedauert; im eilften erhielt er einen Spruch des Orakels, daß die Zeit seiner Strafe erfüllt sei und er solle das Gesicht wieder bekommen, wenn er seine Augen mit dem Urin einer keuschen Ehefrau waschen würde. Er habe es nun zunächst mit dem Urin seiner eignen Frau, dann mit dem anderer Frauen versucht. Als er nun am Ende sein Gesicht wieder erhalten, habe er alle die Frauen, an deren Urin der Versuch verunglückt war, in eine Stadt bringen und sie allesammt der Stadt verbrennen lassen; diejenige aber, die ihm zur Wiedergenesung verholfen, geheirathet. — Der Name Pheron ist gleich Pharao (s. d. Art.). (*H.*)

Pheronia, s. Ferouia.

Pherotrichis *Decaisn.*, s. Matelea.

Pherrephassa. Pherrephatta, Phersephassa, Phersephatta, Phersephone, s. Persephone.

PHERSEPHONE, Tochter des (Mias, d. h. nach Heyne's Verbesserung) Minyas, Gemahlin des Amphion, Mutter der Chloris, welche Neleus heirathete. Schol. *Homer.* Od. XI, 281. (*H.*)

PHERUSA (*Φέρουσα*). 1) Eine der Nereiden. *Homer.* Il. XVIII, 43. *Hesiod.* Theog. 248. *Apollod.* I, 2, 7. 2) Eine der Horen nach *Hygin.* Fab. 183. (*H.*)

PHERUSA, Gattung von Polypen, welche der Flustra nahe verwandt, unter die Bryozoa thallopodia Ehrenberg's und zwar in die Familie der Celleporinen zu rechnen ist, nach Blainville zu den Polypen mit membranösem Stamme, Familie der Cellariecn, gehört, bei Lamarck unter den Polypen mit maschenartig gestellten membranösen Zellen (Polypiers à réseau) steht. Der Polypenstock der Pherusen hat im Allgemeinen viel Ähnlichkeit mit demjenigen der laubigen Flustern; er ist ästig, blattartig breitgedrückt, an den Seiten einfach unregelmäßig gelappt; die Lappen sind kurz, abgerundet; die Substanz der kurzen Frondes ist membranös, wenig kalkhaltig; ihre untere Seite ist ohne Zellen, glatt, glänzend, mit ästigen Furchen durchzogen, welche die Umfangslinien der auf der obern Seite stehenden Zellen bezeichnen. Die Zellen sind nach Oben cylindrisch, wie bei den Tubuliporen und ragen, sich nicht berührend, bis zur Hälfte über die Ebene der Frons heroor; in ihrer hintern Hälfte sind sie eckig oder doch zusammengedrückt, breiter als vorn und sich gegenseitig eng berührend, wie bei den Flustris; ihre Mündung ist unregelmäßig rundlich; sie stehen in schiefen Reihen. Der Polyp ist noch unbekannt. Benannt wurde die Gattung von Lamouroux Polyp. flex. (p. 117); bei Ellis und Esper erscheint die bekanntere Art noch unter Flustra. Sichtbar bildet Pherusa nebst der eben auch unvollkommen bekannten Elzerina (*Lamour.* Polyp. flex. p. 123. pl. II. fig. 3. *Blainv.* Man. Actinolog. p. 453. pl. LXXX. fig. 2. *Lamk.* Anim. sans vert. 2. édit. II. 239), das Verbindungsglied zwischen Flustra und Tubulipora. Beschrieben ist nur eine Art mit hinreichender Genauigkeit: Ph. tubulosa *Lamk.* Pol. flex. p. 119. n. 23. pl. II. f. 1. Expos. méthod. des Polyp. p. 3. pl. LXIV. fig. 12. 14. *Blainv.* l. c. *Lamk.* l. c. p. 240. = Flustra tubulosa *Ell. Soland.* p. 17. nr. 11. Esp. Pflanzenth. Suppl. I. t. 9. fig. 1. 2. Soll in Amerika, an den Küsten von China und nach Risso (Hist. nat. de l'Europe mérid. V. p. 316) bei Nizza vorkommen. Das Letztere ist darum unwahrscheinlich, weil, wie M. Edwards (ad *Lamk.* l. c.) richtig bemerkt, ein von Risso angezogenes Synonym sich auf die gemeine Flustra papyracea bezieht. Wir haben die Ph. tubulosa in ziemlicher Menge unter Bryozoen entdeckt, die um Port Natal gesammelt worden waren. (*E. Pöppig.*)

PHERUSA *Oken* (Handb. d. N. G. I, 377), eine noch nicht genau definirte Gattung von Röhrenwürmern aus der Familie der Amphitriteen, begründet auf Amphitrite plumosa *Müll.* (Zool. dan. III. 16. t. 90. fig. 1. 2. Prodr. nr. 2621), welche in dem norwegischen Meere vorkommt. Der Gattungscharakter ist: Körper drehrund, nach Vorn sehr verdickt, fast keulenförmig; Kopf nicht deutlich unterschieden; auf dem Munde ein Büschel Tentakeln und an den Seiten zwei lange Fäden; Füße auf allen Ringeln, zweiruderig, ohne Wimpern; Borsten lang, die vordern nach Oben gerichtet. (*Pöppig.*)

Phetros und Phetrusia, schlechte Schreibung für Patros und Patrusien (s. die Art.).

PHEUGARUM (*Φεύγαρον*), nach Ptolemäus (II, 11) eine Stadt der Dulgibini (*Δουλγοβίνιοι*) in Germania Magna (östlich von Paderborn), in welcher Gegend sich auch die *τρόπαια Δρούσου* (*Dio Cass.* L., 33) befunden haben sollen. *Ptolem.* l. c.; s. Mannert 3. Th. S. 557. (*Krause.*)

Phia (*Φία*), s. Pheia.

PHIALA, *Φιάλη* (Napf, Schale), ist der Name eines kleinen Bergsee's im nördlichen Palästina, von seiner Gestalt so benannt. Josephus sagt (jüd. Krieg. III, 10, 7): „Die Quelle des Jordan scheint das Paneum (nämlich eine Höhle, aus welcher das Wasser hervorfließt) zu sein. Das Wasser kommt aber unter der Erde hierher aus der Phiala, einem See, der an der Straße nach Trachonitis liegt, 120 Stadien von Cäsarea (Philippi), etwas rechts vom Wege. Dieser See hat den Namen Phiala von seiner runden Gestalt. Er hat immer gleich hohes Wasser, das weder sinkt noch steigt. Daß das Wasser des Jordan von dort kommt, erprobte zuerst der Tetrarch Philippus, indem er in die Phiala Spreu werfen ließ, welche bei dem Paneum wieder zum Vorschein kam." Die englischen Reisenden Irby und Mangles fanden im J. 1818 auf ihrem Wege von Damaskus nach Bâniâs, welcher Ort von dem alten Paneum den Namen hat, einen runden See von etwas mehr als einer engl. Meile im Umfange, an allen Seiten von abfälligen, reichlich mit Wald besetzten Bergen umgeben. Derselbe hat keinen sichtbaren Zufluß noch Abfluß [1]). Er führt jetzt den Namen Birket er-Râm, wie schon Seetzen bemerkt [2]). Nach einer Mittheilung des englischen Artisten Tipping [3]) gibt es östlich von Bâniâs zwei Seen. Der eine liegt ziemlich hoch, nördlich von Gubbâta, in der Mitte einer kleinen Ebene unter dem Gebel esch-Scheikh, ganz rund, aber im Sommer fast trocken; der andere, Namens Birket er-Râm, 1½ Stunde südlich von Megdel. Diesen letztern mag Josephus wirklich gemeint haben; aber nach den neuesten Untersuchungen der dortigen Gegend durch den amerikanischen Missionar Thomson [4]), scheint er einer irrigen Angabe zu folgen, oder jene Erzählung vom Tetrarchen Philippus durch selbst verschuldete Verwirrung auf einen falschen See übertragen zu haben, da Birket er-Râm so liegt, daß das Wasser unter dem tiefen, südlich von Bâniâs liegenden Thale weg und jenseits wieder aufwärts laufen müßte, um in der Höhle des Paneum zum Vorschein zu kommen. Auch scheint diese Quelle zu stark, um aus einem so kleinen und gar keiner Fluctuation unterworfenen See gespeist zu werden. Thomson besuchte den See, der nach seinen genauen Angaben etwa 1½ Stunde grade östlich vom Schlosse, und daher fast drei Stunden von dem Quell bei Bâniâs entfernt ist. Der Weg dahin führt über einen hohen Berg und dann quer über eine mit Lava bedeckte Ebene. Der See ist nach Thomson nichts anderes als die Mündung eines vollkommen runden Kraters und hat ungefähr drei engl. Meilen im Umfange. Die Seiten sind so steil, daß es schwer ist, zu dem Wasser zu gelangen. Doch scheint er nicht sehr tief zu sein. Thomson hält diesen See, Birket er-Râm, sicher für die Phiala, aber die Geschichte bei Josephus für eine Fabel. (*E. Rödiger.*)

PHIALEA, nennt Fries (Syst. myc. II. p. 116 — 153) die dritte Unterabtheilung der Pilzgattung Peziza. (*A. Sprengel.*)

PHIALIA, einige Zeit lang der Name der arkadischen Stadt Phigalia, nach *Paus.* VIII, 3, 2. V, 7. 39, 2; s. Phigalia. (*H.*)

Phialis *Spr.*, s. Balia.

PHIALO (*Φιαλώ*), die Tochter des Alkimedon, mit der nach der Sage der Phigalier Herkules einen Sohn Achmagoras zeugte. Mutter und Kind wurden von Alkimedon auf einem Berge ausgesetzt, durch Herkules aber gerettet. *Paus.* VIII. 12, 2. (*H.*)

PHIALOS (*Φιάλος*), der Sohn des Bukolion, nach welchem die Stadt Phigalia für einige Zeit den Namen Phialia erhielt; s. die Art. Phialia und Phigalia. (*H.*)

PHIARA, eine Stadt Kappadociens, 36 Millien von Sebastia in westlicher Richtung, und nur von dem Ptolemäus (V, 11) erwähnt; s. Mannert 6. Th. 2. Abth. S. 483 fg. Sickler 2. Th. S. 416. (*Krause.*)

PHIA-TAK [1]). Dieser in der Geschichte Siams merkwürdige Mann war von vornehmer, chinesischer Abkunft; 1769 stellte er sich an die Spitze der Siamesen, fiel über die, in Siam zurückgebliebenen Birmanen und ihre Anhänger her, ließ sie niederhauen und schwang sich auf den Thron. Muthig, verständig und von scharfer Beurtheilungskraft, wendete er nicht nur in dem genannten Jahre eine das Land bedrohende Hungersnoth glücklich ab, sondern unterdrückte auch bald nachher einen Aufstand, welchen ein von Ceylon zurückgekehrter siamesischer Fürst erregte, indem er ihn gefangen nahm und hinrichten ließ. Ebenso unterwarf er sich die Provinzen Piselnk (s. d. Art.) und Ligor, deren Statthalter sich während des Einfalles der Birmanen für unabhängig erklärt hatten; 1771 rüsteten sich die Birmanen von Neuem, um Siam wieder zu erobern, allein ihre Absicht scheiterte, da sich die in den Provinzen Martaban und Tavoy ausgehobenen Truppen empörten. Durch sein Glück wurde jedoch Phiatak in den letzten Jahren seiner Regierung launisch, abergläubisch und grausam, und zwar auf eine so auffallende Weise, daß man glauben konnte, er sei verrückt geworden. Dies entfremdete ihm seine Unterthanen so sehr, daß sie sich 1782 förmlich gegen ihn empörten. Der Cha-kri oder der höchste Kronbeamte rückte aus Kamboja, wo

1) s. *Irby* and *Mangles*, Travels in Egypte and Nubia, Syria and Asia Minor. (Lond. 1822.) p. 286 sq. 2) Seetzen in v. Zach's monatl. Correspondenz. 18. Bd. S. 343. 3) s. Bibliotheca Sacra, or Tracts and essays ... ed. *Edw. Robinson*. (New-York and London 1843.) Nr. 1. p. 13 sq. 4) Bibliotheca Sacra. Vol. III. Nr. 9. Febr. 1846. p. 190 sq.

1) Phia-tak ist das abgekürzte Phria Metak, d. h. Herr oder Statthalter von Metak, wie eine Provinz Siams an den Ufern des Lao heißt. Unrichtig schreibt Turpin diesen Namen Phaia-Thac und Syme ebenso irrig Pietickfing.

Digitized by Google

er eine Armee befehligte, gegen Bang-kok, entthronte den König und ließ ihn nach der in Siam gebräuchlichen Weise hinrichten [2]). (*G. M. S. Fischer.*)

PHIBALIS (*Φιβάλις*), ein Ort an der Grenze von Megaris und Attika, welcher daher bald zu diesem, bald zu jenem Staate gerechnet worden ist. Es wurden hier Feigen gebauet, welche sich vorzugsweise zum Trocknen eigneten; s. Schol. ad *Aristoph.* Acharn. v. 801. Hoffmann, Griechenl. I. S. 746. (*Krause.*)

Phibalis *Wallroth*, s. Peziza.

PHI-BESETH, richtiger PI-BESETH, פִּי־בֶסֶת, heißt bei dem Propheten Ezechiel (30, 17) die ägyptische Stadt Bubastus (s. d. Art.), wie denn schon die Septuaginta den letztern Namen dafür setzen. Ezechiel droht ihr den Untergang und nennt neben ihr in gleicher Beziehung noch andere Städte Ägyptens, nämlich Noph (Memphis), Zoan (Tanis), No (Theben), On (Heliopolis) ꝛc. Die Stadt hat ihren Namen von der katzenköpfigen Göttin Pecht (Pascht, Bubastis), welcher sie geweiht war *). Noch jetzt finden sich Ruinen der Stadt vor unter dem Namen Tell Basta (Hügel von B.); s. *Malus* in Descr. de l'Egypte, état moderne. III. p. 307. (*K. Rödiger.*)

PHICTI, diesen Namen führen zwei, zum griechischen Canton Argos gehörige Dörfer, von denen das eeste mit 25 Familien auch Dictys-cato, das zweite mit 30 Familien Dictys-Apano genannt wird †). (*G. M. S. Fischer.*)

PHIGALIA (*Φιγαλία*), eine uralte arkadische Stadt, deren Gründung auf den Phigalos, als Autochthon, aber auch als Sohn des Lykaon bezeichnet, zurückgeführt wird. Im Verlaufe der Zeit soll sie von dem Phialos, einem Sohne des Bukolion, Phialeia genannt worden sein, späterhin aber den alten Namen Phigalia wieder angenommen haben. Auch wird dieser auf die Nymphe Phigalia, eine der sogenannten Dryaden, bezogen. *Paus.* VIII. 39. 1. 2. Die Stadt liegt auf einer steilen Höhe: auch sind die Mauern an abschüssigen Felsen aufgeführt. Oben hat die Stadt ein gleichmäßiges, ebenes Areal (*Paus.* VIII, 39, 3). Wenn man sich der Bergstadt nähert, muß man nothwendig den Fluß Platanistos überschreiten und hat dann aufwärts steigend einen Weg von etwa 30 Stadien vor sich. (*Paus.* VIII, 39, 1.) Auch fließt der kleine Lymax an der Stadt vorüber und ergießt sich in den Neda, welcher auf dem Berge Kerausion seine Quellen hat. Die Quellen des Lymax konnte Pausanias (VIII, 41, 6) nicht ermitteln. Die Stadt hatte ein Heiligthum der Aetemis Soteira mit einer aufrechtstehenden Bildsäule der Göttin aus Marmor. Von diesem Tempel aus begannen ihre festlichen Aufzüge. Auch befand sich hier ein Gymnasion mit einer Statue des Hermes, welche mit einem Mantel angethan zu sein schien und nach Unten nicht auf Füßen stand, sondern in eine tetragone Gestalt auslief. (*Paus.* VIII, 39, 3. 4.) Ferner war hier ein Tempel des Dionysos aufgeführt, welcher bei den Einheimischen mit dem Prädicat Akratophoros bezeichnet wurde. Der untere Theil der Bildsäule des Gottes ist nicht sichtbar, bemerkt Pausanias, weil sie mit Lorbeer und Epheublättern bedeckt ist. Soweit man diese Statue sehen kann, ist sie mit Kinnabaris angestrichen. Der Kinnabaris aber wird von den Ibern, wie man sagt, zugleich mit dem Golde gewonnen. (So *Paus.* VIII, 39, 4.) Auf dem Markte der Phigalier stand die Bildsäule des Pankratiasten Arrhachion, von alterthümlicher Arbeit und besonders durch die alterthümliche Haltung ausgezeichnet. Die Füße standen nur wenig aus einander; die Arme und Hände aber waren am Leibe anliegend (bis an die Hüften) gebildet. Die Statue war aus Marmor gearbeitet und soll auch mit einer Aufschrift versehen gewesen sein, welche jedoch durch das Alter verwischt worden war. (*Paus.* VIII. 40, 1.) Arrhachion, ein Phigalier, hatte bereits vor der 54. Olympiade zwei Siegerkränze zu Olympia gewonnen und der dritte wurde ihm in der bezeichneten Festfeier als einem durch seinen Antagonisten unerlaubter Weise Getödteten zu Theil. (*Paus.* l. c. §. 2.) Auf dem Markte war auch ein Polyandrion zu Ehren der Oreithasier errichtet, und diesen Kriegern, welche sich für die Phigalier aufgeopfert hatten, wurde alljährlich gleich Heroen ein Opfer dargebracht. (*Paus.* VIII, 41, 1.) Da wo der Fluß Neda der Stadt am nächsten war, wurde jährlich den Knaben der Phigalier das Haupthaar geschoren und dem Flusse übergeben, welcher da, wo er dem Meere sich nähert, von Pausanias (§. 3) als schiffbar bezeichnet wird. Zwölf Stadien von der Stadt befanden sich warme Bäder, in deren Nähe sich der Lymax mit dem Neda verbindet. Bei diesem Zusammenfluß befand sich ein Heiligthum der Eurynome, welches von Alters her sehr heilig gehalten wurde und wegen der rauhen Örtlichkeit sehr unzugängig ist. Ringsherum sind viele dicht an einander stehende Cypressen angepflanzt. Das Volk der Phigalier glaubte, daß Eurynome nur ein Prädicat der Aetemis sei. Diejenigen aber, welche eine genauere Kenntniß der alten Mythologie und mythischen Traditionen sich verschafft hatten, hielten die Eurynome für eine Tochter des Okeanos, welche auch vom Homer in der Ilias erwähnt wurde. Nur an einem Tage wurde jährlich dieses Heiligthum geöffnet; außerdem war dies nicht gestattet. An jenem Tage aber fanden allgemeine und Privatopfer statt. Das Bildniß dieser Göttin konnte Pausanias nicht sehen, da er nicht grade an jenem Tage zugegen war. Allein er erfuhr von den Phigaliern, daß jenes Agalma oberhalb ein Weib, unterhalb einen Fisch vorstelle. (VIII, 41, 4.) Er bemerkt zugleich, daß eine solche Gestalt mit der Artemis Nichts gemein habe. Phigalia, fähret Pausanias fort, ist ringsum von Bergen umgeben, rechts von dem Gebirge Kotylion, links von dem Elaion. Das erstere ist von der Stadt gegen 40 Stadien entfernt und hier liegt der Ort Bassä, mit dem Tempel des Apollon Epikurios, an welchem selbst die

2) Personen aus Königlichem Geschlechte werden in Siam mit einer Sandelholzkeule erschlagen, dann in einen Sack gesteckt und in den Menam geworfen. Der Grund dieser Sitte liegt in dem Abscheu der Siamesen gegen das Blutvergießen.

*) *Rosellini*, Monumenti storici. II, 76. *Champollion*, Gramm. ägypt. p. 123. Bunsen's Ägypten. I, 468 und Taf. XI.

†) Vergl. *Pouqueville*, Voy. dans la Grèce. T. IV. p. 167.

Decke massiv ist. Unter allen Tempeln des Peloponnesos ist dieser zu Bassá, nächst dem zu Tegea, sowol durch die Schönheit des Steines als durch die Harmonie des Ganzen, der ausgezeichneteste. Er war von Iktinos, dem Erbauer des Parthenon, aufgeführt worden. Das 12 Fuß hohe Standbild des Apollon Epikurios befand sich zur Zeit des Pausanias auf dem Markte zu Megalopolis. (*Paus.* VIII, 41, 5.) Über diesen Tempel hat Stackelberg ein umfassendes Werk mit Abbildungen herausgegeben. Der zweite Berg Elaion zeichnete sich durch eine heilige Grotte der Demeter Melaina aus, deren Cult sich auf einen alten *ἱερὸς λόγος* bezog. Als aber einst das alte *ξόανον* der Göttin durch Feuer zu Grunde gegangen war und die Phigalier sich nicht weiter darum kümmerten, auch die gewöhnlichen Festlichkeiten vernachlässigten, trat Unfruchtbarkeit und Hungersnoth ein. Das Orakel zu Delphi gebot die Göttin zu besänftigen und ihr ihre alten Ehren wieder einzusetzen. Da wurde der Äginete Onatas beauftragt, ein Agalma der Göttin in der Gestalt des frühern Xoanon zu fertigen. Onatas nahm hierbei ein altes Abbild desselben zum Muster, mehr aber noch folgte er einer Traumerscheinung und führte so die Statue der Göttin in Erz aus. Zur Zeit des Pausanias war jedoch dieses Werk nicht mehr vorhanden. Nach der Aussage der Phigalier war ein Stück von der Decke der Grotte herabgestürzt und hatte dasselbe zertrümmert. (*Paus.* VIII, 42, 1—6.) Pausanias sah noch die Spuren des abgerissenen Felsenstückes. — Als einst die Lacedämonier in das Gebiet der Arkader eingefallen waren, wurden zunächst die Phigalier von ihnen besiegt und ihre Stadt belagert. Als es nahe daran war, daß die Stadt von jenen eingenommen wurde, suchten die Phigalier zu entkommen und die Feinde ließen sie nach einem Vertrage abziehen. Dies geschah im zweiten Jahre der 30. Olympiade, als der Lakonier Chion zum dritten Mal im olympischen Wettlaufe siegte. Die entkommenen Phigalier fragten nun zu Delphi an, auf welche Weise sie in ihre Vaterstadt zurückgeführt werden könnten. Die Pythia antwortete, wenn sie 100 Logaden aus Oresthasion an sich ziehen würden. Als die Oresthasier diesen Ausspruch vernommen, entstand bei ihnen ein großer Wetteifer um die Ehre, in die 100 Logaden aufgenommen zu werden, obgleich die Pythia hinzugefügt hatte, daß die Oresthasier sämmtlich fallen würden. Das Orakel ging in Erfüllung. Als sie die Besatzung der Lacedämonier angriffen, fielen sämmtliche Oresthasier im Kampfe, allein die Feinde wurden geschlagen und vertrieben, und den Phigaliern die Rückkehr in ihre Stadt bewirkt. (*Paus.* VIII, 39, 2 sq.) Daher den Oresthasiern das erwähnte Polyandrion auf dem Markte der Phigalier errichtet und ihnen, Heroen gleich, alljährlich Todtenopfer dargebracht wurden. Ein Polymarchion zu Phigalia wird von Polybios (IV, 79) erwähnt. Außerdem war diese Stadt noch durch ihre Psychagogoi oder Sühnpriester (*οἱ ψυχαγωγοί*) berühmt. Von ihnen wünschte auch der spartanische Feldherr Pausanias, welcher ein unschuldiges Mädchen aus dem Schlafe auffahrend und im Schreck ermordet hatte, gesühnt zu werden: aber vergebens. (*Paus.* III, 17, 8.) Daß die Stadt später ihre Macht und Bedeutung verloren hatte, kann man schon daraus abnehmen, daß das kolossale Standbild des Apollon Epikurios aus dem Tempel zu Bassá nach Megalopolis versetzt wurde. Von den Mauern der Stadt hat man gegenwärtig noch Überreste aufgefunden. Vergl. *Leake*, Trav. I. p. 490 sq. (*Krause.*)

PHIGALIA (*Φιγαλία*), eine Nymphe, die zu den Dryaden gerechnet wurde, nach der die Stadt gleiches Namens benannt sein soll. *Paus.* VIII, 39, 3. (*H.*)

PHIGALOS (*Φίγαλος*), nach Einigen ein arkadischer Eingeborner (Autochthon), nach Andern ein Sohn des Arkadiers Lykaon. Von ihm soll die Stadt Phigalia gegründet und deshalb nach ihm benannt sein. *Paus.* VIII, 29, 2. (*H.*)

PHIGAMUS (*Φιγάμος*), ein Fluß des pontischen Reiches, welcher 160 Stadien von Polemonion seine Mündung hatte. Zwanzig Stadien vom Flusse lag der Flecken Ameletos (*Ἀμηλητός, Ἀμελητός*). An der Mündung dieses Flusses lag ein mit ihm gleichbenannter Flecken; s. Mannert 6. Th. 2. Abth. S. 440. (*Krause.*)

PHI-HAHHIROTH, richtiger PI-HAHHIROTH, פִּי הַחִירוֹת, heißt eine Station der Israeliten auf ihrem Zuge aus dem Lande Gosen nach dem rothen Meere, und zwar die letzte, bevor sie durchs Meer gingen (2 Mos. 14, 2. 9. 4 Mos. 33, 7. 8). Nach der ersten dieser Stellen lag sie zwischen Migdol und dem Meere, Baal-Zephon gegenüber. Genauer läßt sich die Lage nicht bestimmen, als daß man sagt, der Ort sei etwas westlich oder südwestlich von dem heutigen Sues anzunehmen. Der Name würde, wenn er hebräisch wäre, „Mund der Höhlen" bedeuten können; aber vermuthlich ist es eigentlich eine ägyptische Benennung, nach Jablonsky (Opuscula II, 159) zusammengesetzt aus dem Artikel pi, achi Schilfgras und rôt wachsen, also: ein mit Schilfgras bewachsener Ort. Die Septuaginta behalten im 4 B. Mose den Namen bei (*στόμα Εἰρώθ*), im 2 B. Mose setzen sie dafür *ἡ ἔπαυλις* (Gehöft); Luther übersetzt: Thal Hiroth, und Grund Hahiroth. (*E. Rödiger.*)

PHIKEION (*Φίκειον*), ein Berg in Böotien, nördlich von Theben, in der Nähe des kopaischen See's, welcher gegenwärtig den Namen Fagá (*Φαγάς*) führt. Wahrscheinlich ist es derselbe Berg, welchen Strabon (IX, 2, 410 *Cas.*) Phoinikion nennt und in die Nähe von Onchestos setzt (*πλησίον δ' ἐστὶν Ὀγχηστοῦ ὑπὸ τῷ Φοινικίῳ ὄρει, ἀφ' οὗ καὶ μετωνόμασται Φοινικίς· τῆς δὲ Θηβάιας καὶ τοῦτο λέγεται*). Vielleicht bezeichnete Phikeion oder auch Phikion nur die höchste Spitze dieses Berges. Bei Hesiod (Scut. v. 33) heißt es: *Φίκιον ἀκρότατον προσεβήσατο μητίετα Ζεύς*, bevor er sich der Alkmene näherte. Vergl. *Aristides.* T. III. p. 610 ed. *Steph.* Auch wird dieser Berg als Aufenthaltsort der Sphinx bezeichnet, bevor sie durch Oidipus vernichtet wurde. (*Paus.* IX, 26, 2.) Apollodoros (III, 5, 8, 4) berichtet von der Sphinx: *μαθοῦσα δὲ αἴνιγμα παρὰ Μουσῶν ἐπὶ τὸ Φίκειον ὄρος ἐκαθέζετο καὶ τοῦτο προὔτεινε Θηβαίοις.* Vergl. *Steph. Byz.* s. v. *Leake*, Trav. in North. Greece. T. II. p. 214 sq. Der

Digitized by Google

Name Phoinikion bei Strabon (l. c.) würde sich auf die phoinikische Niederlassung beziehen; s. Kruse, Hellas. 2. Th. S. 530. O. Müller, Orchomen. S. 27. Hoffmann, Griechenl. 1. S. 535 und 424. (*Krause.*)

PHILA, eine Stadt in Thessalien, nördlich von der Mündung des Peneus und südlich von der nahe liegenden Stadt Heraklea, am Gebiete der Magneter. Auch wird sie als macedonische Grenzstadt am östlichsten Ausgange des Tempethales bezeichnet. Von Stephan. Byz. (XL, 2) wird sie als Bergfeste aufgeführt. Im Kriege der Römer mit dem macedonischen Könige Perseus kommt diese Stadt mehrmals zur Sprache: *Liv.* XLII, 67. XLIV, 2, 34. Perseus hatte hier eine feste Stellung genommen. *Liv.* l. c. (*Krause.*)

PHILA, ein öfters vorkommender griechischer Frauenname. Die bekanntesten sind: 1) Eine der verschiedenen Gemahlinnen von Philipp, dem Sohne des Amyntas, Könige von Macedonien. Sie war die Schwester des Derdas und Machatas (*Athen.* XIII, 557 c). 2) Die vortreffliche Gemahlin des Demetrius Poliorketes. Sie war die älteste Tochter Antipater's und wurde von ihrem Vater zuerst an Krateros (*Diod.* XVIII, 18) und als dieser im J. 321 v. Chr., Ol. 114, 4, in einer Schlacht gegen Eumenes gefallen war, alsbald an den damals noch sehr jugendlichen*) Demetrius verheirathet, der mit ihr den Antigonus Gonatas und die Stratonike, die Gemahlin des Seleucus und nachher seines Sohnes Antiochus zeugte (*Diod.* XIX, 59. *Plutarch.* Demetr. 31. 38. 53). Demetrius hatte sie mit Widerstreben geheirathet, da sie älter als er war und vielleicht auch nicht das Äußere besaß, was den sinnlichen Bräutigam hätte fesseln können. Sein Vater soll ihn zu der Heirath dadurch bestimmt haben, daß er ihm mit einer leichten Umänderung des Wortes *δουλευτέον* in *γαμητέον* den Euripideischen Vers (Phoeniss. v. 406) ins Ohr sagte: *ὅπου τὸ κέρδος, παρὰ φύσιν γαμητέον*, „wo es Nutzen bringt, da freie man wider Neigung auch" (*Plutarch.* Demetr. 14. 27). Sie zeigte sehr früh Reife des Verstandes und ein richtiges praktisches Urtheil, sodaß ihr Vater, der doch im Rufe stand, der klügste unter den damaligen Machthabern zu sein, sie als Mädchen über die wichtigsten Angelegenheiten zu Rathe zog. Dabei besaß sie etwas ungemein Versöhnendes, wodurch es ihr möglich wurde, öfters Unruhen in der Armee zu stillen, und sich in eines jeden Weise zu schicken; sie war wohlthätig, sodaß sie oft auf eigene Kosten die Töchter und Schwestern der Bedürftigen ausstattete, Viele, die in ungerechten Verdacht gerathen waren, rettete sie aus schweren Gefahren. Als sie schon mit Demetrius verheirathet war, schickte ihr Eumenes die Gebeine ihres ersten Mannes zur Bestattung (*Diod.* l. c.). Ihr zweiter Mann, obgleich er oft in den Armen von Buhlerinnen schwelgte, begegnete ihr doch aus Rücksicht auf ihre Verwandtschaft — für ihren sittlichen Werth war er wol ziemlich unempfänglich — mit besonderer Aufmerksamkeit. Durch sie suchte er sich mit ihrem Bruder Kassander zu verständigen, während er zu derselben Zeit mit Ptolemäus über seine Verheirathung mit dessen Tochter, Ptolemais, verhandelte (*Plut.* 32); wiederum war seine Ehe mit der Phila bei dem auf Kassander's Tod (v. Chr. 297, Ol. 120, 4) erfolgten Streit zwischen den Söhnen Kassander's kein geringes Motiv in den Augen der Macedonier, ihn (den Demetrius) zum Könige Macedoniens zu machen (*Plut.* 37) v. Chr. 294. Als er aber nach siebenjähriger Regierung dieser Herrschaft verlustig gegangen und nach Kassandrea entflohen war, vermochte die treue Gattin den Schmerz über sein Misgeschick nicht zu überwinden und indem sie an die Wiederkehr des Glücks verzweifelte, fand sie durch Gift den selbsterwählten Tod (*Plut.* 44) v. Chr. 287. Ihr zu Ehren errichtete Adeimantos aus Lampsakos, einer der Schmeichler des Demetrius, im attischen Gau Thria einen kostbaren Tempel der Aphrodite *Φίλα*, der *Φιλαῖον* hieß; vergl. *Boeckh*, C. I. Gr. T. I. p. 476. Ich schließe mit den Worten Niebuhr's (a. a. O. S. 224): „denn er war der Sohn der Phila, jener vortrefflichen Frau, deren Weisheit, Güte, Herzenstreue und Energie des Gefühls in dem schlechten Zeitalter, worin sie lebte, eine allgemeinere Erinnerung bei der Nachwelt verdient hätten, als sie genießt, zur Entschädigung für die Trübsale ihres edlen Lebens." 3) Phila, die Tochter des Seleucus und der Stratonice, welche mit Antigonus Gonatas verheirathet war (Vit. *Arat.* p. 431. ed. *Buhle.* *Ἦν δὲ [ὁ Γονατᾶς] υἱὸς Δημητρίου τοῦ Πολιορκητοῦ καὶ γυναῖκα εἶχε Φίλαν τὴν Σελεύκου καὶ Στρατονίκης θυγατέρα*). Die dritte war also zugleich die Enkelin und Schwiegertochter der zweiten. Auf diese Phila hat der Dichter Aratos Epigramme gemacht; *Suidas* s. v. *Ἄρατος — ἐπιγράμματα εἰς Φίλαν τὴν θυγατέρα Ἀντιπάτρου* (das ist ein Versehen; s. *Clinton* F. H. III, 499. *Droysen*, Hellenism. II, 179), *γυναῖκα δὲ Ἀντιγόνου*. 4) Phila, die Tochter des Demetrius Poliorketes und der Hetäre Lamia, nach *Athen.* XIII, 577 C. 5) Hießen so mehre Hetären, z. B. eine, welche eine Sklavin der vom Eleer Charisios nachher freigelassenen Hetäre Nikarete gewesen war (s. Neaer. 1351, 15. *Athen.* XIII, 593 F.). Diese ist es vermuthlich, welche der Komiker Philetärus bei *Athen.* 587 E. meint; dagegen war es, glaube ich, eine andere Phila, die der Redner Hyperides für schweres Geld gekauft, dann freigelassen und später als seine Freundin in seinem Hause in Eleusis unterhalten hatte. (*Athen.* 590 E.) · (*H.*)

PHILABROS, Sohn des Kyneas aus Eretria. Er hat mit seinem Landsmann Euphorbos Eretria an die Perser verrathen (*Paus.* VII, 10). Dagegen nennt ihn Herodot (VI, 101) Philagros, was jedenfalls richtiger ist. (*H.*)

PHILACTIS. Diese von Schrader (Ind. sem. hort. gotting. 1831) gestiftete Pflanzengattung gehört zu der zweiten Ordnung der 19. Linné'schen Classe und zu der Gruppe der Radiaten der natürlichen Familie der Compositae (Senecionideae Helianthеae Heliopsideae *Candolle*). Char. Der gemeinschaftliche Kelch glockenförmig, mit zwei Reihen dachziegelförmig über einander

*) Niebuhr (Kleine Schriften. S. 227) nimmt an, daß Demetrius damals erst 14 Jahre alt war.

Digitized by Google

liegender angedrückter Schuppen; der gemeinschaftliche Fruchtboden langgestreckt, kegelförmig, mit Grübchen und ablangen, zugespitzten, zusammengefalteten Spreublättchen versehen; die Achenien des Strahls unbehaart, dreikantig, außen mit dem stehenbleibenden, bandförmigen Corollensaume, innen mit einer starken, spitzen, gewimperten Granne gekrönt; die Achenien der Scheibe fehlschlagend, zusammengedrückt vierkantig, steifbehaart, mit vier ungleichen, scharfen, sternförmigen Grannen gekrönt. Die einzige Art, Ph. zinnioides *Schrad.* (l. c.). ist ein mexikanischer Halbstrauch mit gabeligen, drehrunden, zottigen Ästen, gegenüberstehenden, gestielten, breit-eiförmigen, langzugespitzten, dreifach-nervigen, feingesägten, angedrückt-zottigen Blättern, einzeln aus den Gabeltheilungen der Äste entspringenden Blüthenstielen, welche kürzer sind, als die Blätter, und gelben Blumen. (*A. Sprengel.*)

PHILADELPHEAE, nannte D. Don (in *Jameson's* Edinb. philos. Journ. 1826. Apr. p. 133) eine kleine dikotyledonische Pflanzenfamilie, welche Bartling (Ord. nat. pl. p. 319) mit den Onagrariae (s. d. Art. Onagrae) vereinigte. Allein die Philadelpheen weichen von den Onagreen ab durch die Anwesenheit des Eiweißkörpers in den mit einem Mantel (arillus) versehenen Samen; durch die größere Anzahl der Staubfäden, sowie durch ihre Tracht und schließen sich vielmehr an die Myrteen und Granateen an. Es gehören nur die drei Gattungen Philadelphus *Rupp.*, Decumaria *L.* und Deutria *Thunberg* hierher. (*A. Sprengel.*)

PHILADELPHEIA (*Φιλαδέλφεια*), eine beträchtliche Stadt im alten Lydien, höchst wahrscheinlich mit der ältern Stadt Kallabetos (*Καλλάβητος*) identisch, welche durch Attalos von Pergamum den neuern Namen erhielt. Diese Stadt lag an der Straße nach Sardes, welche über den Mäandros führte. Der Zug des Xerres ging daher an derselben vorüber und als der König hier einen ausgezeichneten Platanenbaum fand, beschenkte er ihn seiner Schönheit wegen mit einem goldnen Schmuck und übergab ihn einem seiner Krieger aus der Schar der sogenannten Unsterblichen. *Herodot* VII, 31. In derselben Stadt erwähnt Herodot (l. c.) Handwerker, welche aus Tamarisken und Weizen eine Art Honig zu bereiten verstanden. Zur Zeit des Herodot mochte sie noch keinen bedeutenden Umfang haben. Attalos Philadelphos gab ihr eine größere Ausdehnung und versetzte macedonische Ansiedler hierher. Strabon (XIII, 4, 628 *Cas.*) rechnet sie zum Gebiet von Mysien und nennt sie eine fortwährenden Erdbeben ausgesetzte Stadt (*πόλις Φιλαδέλφεια σεισμῶν πλήρης*). „Die Mauern gehen fortwährend aus einander und bald leidet dieser, bald jener Theil der Stadt. Daher wohnen nur Wenige in derselben. Die Meisten halten sich auf dem Lande auf und beschäftigen sich mit Ackerbau, da der Boden sehr fruchtbar ist. Aber auch über diese Wenigen, welche in der Stadt ausharren, muß man sich wundern (*ὅτι οὕτω φιλοχωροῦσιν*), da ihre Wohnungen so wenig Sicherheit gewähren. Noch mehr aber muß man sich über die Gründer der Stadt wundern" (daß sie nämlich eine solche Lage gewählt haben). So *Strabon* l. c. Hier begann die Gegend, welche durch feurigen, schwarzen, ausgebrannten und durch Vulkane verwüsteten Boden ausgezeichnet den Namen *ἡ Κατακεκαυμένη* führte und 50 Stadien in der Länge und 40 in der Breite umfaßte. Strabon, welcher dieselbe (l. c.) also beschreibt, ist ungewiß, ob man dieselbe Mysien oder Mäonien nennen müsse. Philadelpheia war 28 Mill. östlich von Sardes entfernt und 33 Mill. von Tripolis am Mäandros (Itinerar. *Anton.* p. 336. *Peut.* Tab.; s. Mannert VI, 3. S. 365.). Plinius (H. N. V, 30) nennt die Philadelpheni neben den Mäonii, welche er an den Fuß des Tmolus, an den Fluß Cogamus, setzt, was Mannert (6. Th. 3, 366) unrichtig auf die Stadt Philadelphia bezogen hat; s. auch *Ptolem.* V, 2. Im Mittelalter wurde Philadelphia die wichtigste Festung von Lydien und als dessen Schlüssel betrachtet. Obgleich sie von den Türken mehrmals erobert wurde, so gewannen sie doch die Griechen immer wieder, bis sie der siegreiche Bajazeth zum letzten Mal und für immer einnahm. Dies geschah im Jahr 1391. (Ducas Cap. 4. Mannert 6. Th. 3. S. 366.) Wir besitzen noch eine bedeutende Anzahl Münzen von Philadelphia, von denen sehr viele unter Sept. Severus, Caracalla, Alex. Severus, Gordianus Pius, Philippus Senior, Trajanus Decius, Herennius Etruscus geprägt die von dieser Stadt begangenen Festlichkeiten des Neokoren-Cultus zu Ehren der Kaiser bezeugen; s. *Mionnet*, Descr. d. med. T. IV. p. 103 sq. Suppl. T. VII. p. 405 sq. und *J. H. Krause*, *Nova.* s. civit. neoc. p. 37. Auch stand diese Stadt mit andern großen Städten in freundschaftlichem Verhältnisse, z. B. mit Smyrna, welches Verhältniß durch *OMONOIA* auf Münzen von Smyrna bezeichnet wird (s. *Mionnet* T. III. p. 250. n. 1416; s. *Krause*, Civit. neocor. s. aedit. p. 73). Auf andern Münzen von Philadelphia wird der *ΔΗΜΟC*, die *ΙΕΡΑ ΣΥΝΚΛΗΤΟΣ* und der *ΑΡΧΙΕΡΕΥΣ*, sowie ein Archon erwähnt (*Mionnet* l. c. *Eckhel*, Doct. num. III, 110 sq. *Damersan*. Rec. des med. p. 100.). Auch werden auf andern Münzen derselben die Städte Ephesus und Smyrna und die gegenseitige *OMONOIA* der Philadelphier mit jenen angegeben. (*Mionnet* l. c.) In der Offenbarung Johannis wird Philadelphia als eine der sieben Gemeinden genannt, an welche die Apokalypsis gerichtet ist. (l. v. 11. III, v. 7.) Noch gegenwärtig ist Philadelphia eine Stadt von ziemlich großem Umfange, obwol von schlechter Bauart. Sie ist an den Abhängen mehrer Hügel aufgeführt, hat griechische Einwohner und bauet guten Wein. Theilweise findet man die alten Wallmauern, welche wol durch Timur's verwüstenden Einfall zerstört werden mochten. Gegenwärtig heißt sie Allah-Shehr, d. h. Gottes-Stadt. Chandler (Reisen in Kleinasien. Cap. 74) gibt von ihr folgende Beschreibung: „Wir brachen um neun Uhr von Philadelphia nach Sardes auf. Zu unserer Linken lag der Tmolos, eine Reihe unebener, abgesonderter und saudiger Hügel, grün und anmuthig, ehedem mit Reben bedeckt, jetzt aber vernachlässigt. Hinter ihnen ragte ein hoher mit Schnee bedeckter Bergrücken hervor. Die Ebene an den Seiten des Hermos, der sie durchströmt, ist reich an Wasser, das von den Bergen

Digitized by Google

herabfließt. Nach einer Stunde hielten wir bei einem schönen Springbrunnen an. Die Cisterne war ein Sarkophag mit Blumenbändern ausgeschnitzt. An einem stand ΑΙΠΙΙΟΥ, und auf einem alten Begräbnißplatze dabei lagen verschiedene Marmorfragmente." Über die Umgegend und das nahe Gebirge Messogis, welches man übersteigen muß, bevor man an den Mäandros gelangt, vgl. *Lucas*, Second voyage. c. 33. D'Anville (3. Th. S. 61 fg.) hat Philadelphia unrichtig zur Provinz Katakekaumene gezogen, da doch Strabon diesen Distriet erst von Philadelphia ab anheben läßt (l. c.).

2) Eine zweite Stadt dieses Namens wird in Cilicia aufgeführt, welche jedoch nur geringe Bedeutung gehabt haben kann. In der spätern Zeit wird sie zu Isauria gerechnet. Sie lag im Innern der rauhen Cilicia (Cil. aspera) im Gebiete von Selentis (*Σελέντις*), nördlich von Aphrodisias, nicht fern von Diocäsaria. Philadelphia wird in der Notitia imperii p. 57 erwähnt. Vergl. *Cellar.* Orb. ant. II. p. 240. Mannert. 6. Th. 2. Abth. S. 90.

3) Wichtiger war eine dritte Stadt dieses Namens in Palästina, an der südlichsten Spitze von Cölesyrien, von Plinius (H. N. V, 16) noch zur Landschaft der Dekapolis gerechnet, worin ihm Cellarius (Orb. ant. II. p. 647) beipflichtet: Philadelphia autem sub Decapoli omnino censeri potest, quia ab ortu Palaestinae adjacebat in continio Peraeae et Arabiae. *Joseph.* de Excid. III, 4: *Ἔθνος ἀπὸ Φιλαδελφείας μέχρις Ἰορδάνου.* Eine unter Hadrian geprägte Münze hat die Aufschrift *ΦΙΛΑΔΕΛΦΕΩΝ ΚΟΙΛΗΣ CYP.* (*Spanheim.* de us. et praest. num. p. 896.) Wichtig ist die Angabe des *Steph. Byz.* s. v. *Τρίτη* (*Φιλαδέλφεια*) *τῆς Συρίας ἐπιφανὴς πόλις, ἡ πρότερον Ἀμμανα, εἶτ' Ἀστάρτη, εἶτα Φιλαδέλφεια ἀπὸ Πτολεμαίου τοῦ Φιλαδέλφου.* Wenn wir aus jener Münzaufschrift ersehen, daß diese Stadt zu Cölesyrien gehörte, so belehrt uns Stephanus, daß dieselbe in einem frühern Zeitalter andere Namen geführt hatte, bevor ihr der eines ägyptischen Königs zu Theil wurde. Den Namen Ammana finden wir auch bei Polybius, jedoch durch einen Zusatz erweitert: *Μετὰ δὲ ταῦτα, πυνθανόμενος, εἰς τὰ Ῥαββατάμανα τῆς Ἀραβίας καὶ πλείονς ἠθροισμένους τῶν πολεμίων, πορθεῖν καὶ καταιρέχειν τὴν τῶν προκεχωρηκότων Ἀράβων αὐτῷ χώραν* (V, 71). Also war der alte Name (Rabbath, Rabba, Rabbatamana, Rabath Bene Ammon, Amana) ein aus der Landessprache hervorgegangener. Die Stadt aber hat man für die alte Hauptstadt der Ammoniter gehalten (5 Mos. 3, 11), welche von dem Könige David erobert wurde (2 Sam. 12, 26). Ammana war demnach mit dem Volksnamen Ammon verwandt und aus ihm hervorgegangen (Rabbath Ammon, oder Rabbath Bene Ammon, auch blos Rabba (2 Sam. 27, 27. Jerem. 49, 2. Ezech. 21, 20. Rabba 2 Sam. 11, 1. Ezech. 25, 5). Hieronymus, der lateinische Interpres des Eusebius: Amman (*Ἀμμάν*), quae nunc Philadelphia, urbs Arabiae nobilis, in qua habitaverunt olim Raphaim, gens antiqua, quam interfecerunt filii Loth, habitantes pro eis in Amman. Dann Rabbath civitas regni Ammon, nunc Philadelphia, cujus meminit Hieremias. Die ältern Autoren, Strabon (XVI, 523), Ptolemäus (V, 15), Josephus (de bell. VII, 4), Stephan Byz. haben sämmtlich die ältere Form *Φιλαδέλφεια:* bei Spätern (Eusebius, Epiphanius) findet man die kürzere Form *Φιλαδέλφια*, welche in Worten dieser Art nicht selten durch die römische Sprache herbeigeführt worden sein mag. In der spätern Zeit scheint der alte Volksname wieder in sein Recht eingesetzt worden zu sein. Wenigstens nennt Abulfeda die Stadt nach ihrem alten, etwas veränderten Namen Aamman, redet hier von beträchtlichen alten Überresten und setzt sie an den Fluß Zerka (Tab. Syr. p. 91). Über die Topographie dieser alten Stadt gibt uns Polybius belehrende Auskunft, welchem der Name Philadelpheia noch unbekannt war. Antiochus von Syrien war auf seinem Eroberungszuge in diese Regionen gekommen und mehre Unterbefehlshaber des Ptolemäus waren freudig zu ihm übergegangen. Hierauf vernahm er, daß sich eine Menge Feinde zu Rabbatamana versammelt haben und von hier aus das benachbarte Land verwüsteten. Er beschloß also ohne Weiteres diese Stadt anzugreifen, obgleich sie eine sichere Lage auf Hügeln hatte (*ὥρμησε καὶ προεστρατοπέδευσε τοῖς βουνοῖς, ἐφ' ὧν κεῖσθαι συμβαίνει τὴν πόλιν*, V, 71). Er ging nun um die Stadt herum, betrachtete die Anhöhe, und fand nur an zwei Stellen Zugänge. Hier beschloß er die Stadt anzugreifen und stellte hier seine Belagerungsmaschinen auf. Die Leitung der Operationen übertrug er theils dem Nikarchos, theils dem Theodotos, wobei er selbst thätigen Antheil und die Oberaufsicht über das Ganze führte. Jene Beide wetteiferten mit einander in dem Angriffe der Mauern, und so geschah es, daß zu gleicher Zeit diese auf beiden Seiten zusammenstürzten. Allein obgleich sie hierauf Tag und Nacht ihre Angriffe fortsetzten, so wurde doch dadurch Nichts ausgerichtet, weil zuvor eine große Menge Vertheidiger in diese Stadt zusammengeströmt waren. Da zeigte endlich einer der Gefangenen einen unterirdischen Gang, durch welchen die hochliegende und an Wassermangel leidende Stadt sich mit hinreichendem Wasser versah. Antiochus ließ also diesen Gang fest vermauern. So wurden die Belagerten durch Wassermangel bald genöthigt, sich zu ergeben. Antiochus ließ nun den Nikarchos mit einer hinreichenden Besatzung hier zurück, sandte die zu ihm übergegangenen Feldherren Hippolochos und Keraos mit einer Truppenabtheilung von 5000 Mann nach Samarien hin, und er selbst richtete seinen Marsch mit der Heeresmacht nach Ptolemais, um hier Winterquartier zu nehmen (*Polyb.* l. c.). Wir sehen hieraus, daß diese Stadt der Ammoniter eine gute Lage hatte und nicht eben leicht einzunehmen war. Vergl. *Cellar.* l. c. Mannert 6. Th. 1. Abth. S. 320 fg. (*Krause.*)

Philadelphen, s. Mallet.

PHILADELPHIA. I. Im Alterthum, soviel als Philadelpheia (s. d. Art.).

II. In neuerer Zeit: Philadelphia. 1) Grafschaft des nordamerikanischen Freistaates Pennsylvanien, welche westlich von der Grafschaft Delaware und den Flüssen Derby und Cobbs, nordwestlich von Montgomery, welches

Digitized by Google

ehemals einen Theil derselben bildete, südwestlich von der früherhin gleichfalls zu ihr gehörigen Grafschaft Chester, nordöstlich vom Poquasin-Creek, der sie von der Grafschaft Bucks scheidet, und südlich und südöstlich vom Delawarefluße, welcher sie vom Staate Newjersey trennt, begrenzt wird. Der Flächenraum der Grafschaft wird von Ebeling [1]), nach welchem ihre größte Länge 4,76, ihre Breite höchstens 2,6 geographische Meilen beträgt, und von Hassel zu 6,59 □Meilen angegeben und enthält nach dem erstern Geographen, welchem Morse beistimmt, 89,600 Acres, nach dem letztern aber nur (im J. 1815) 74,654 Acres oder 37,833,437 □Fuß. Der Boden dieser starkbevölkerten und vortrefflich angebauten Grafschaft ist leicht, sandig, wellenförmig und nur hie und da mit kleinen Hügeln besetzt, von denen sich die bedeutendsten in dem Norden finden. Landeinwärts und im Nordosten besteht die oberste Bodenschicht aus einem, mit Sand gemischten, gelblichen Thone, oder aus dem rothen Jerseyboden. Im J. 1790 belief sich die Zahl der Einwohner in der Grafschaft, die der Hauptstadt und ihrer Vorstädte nicht mitgerechnet, auf 11,871, unter welchen sich 114 Sklaven befanden, sodaß auf der geographischen □Meile 1825 lebten, dagegen zählte man 1820 in ihr 136,273 Einwohner, welche eine City und 19 Townships bewohnten, und jetzt muß die letztere Zahl mindestens auf 350,000 angeschlagen werden, da die Menschenmasse hier in einem fortwährenden, sehr bedeutenden Steigen begriffen ist. Die Grafschaft hat 15 Friedensrichter, welche das Gericht der gemeinen Klagen und das Friedensgericht am 1. März, 1. Juni, 3. September, und 1. December halten, und sendet fünf Abgeordnete zur Generalversammlung. Die Hauptflüsse der Grafschaft sind der Delaware und der von Chester herabkommende Schuylkill, welche sich fünf englische Meilen unterhalb Philadelphia vereinigen und den Pawturat bilden, doch findet sich auf den besten, amerikanischen Karten der Name des Delaware bis zur Mündung des Flusses. Dieser, welcher innerhalb der Grafschaft den Frankfort und Pennepack aufnimmt, ist für Schiffe von 74 Kanonen bis Philadelphia, für Schaluppen 35 englische Meilen weiter hinauf bis Trenton und für Fahrzeuge von 8—9 Tonnen noch andere 100 Miles schiffbar. Die Fluth steigt bei Philadelphia, über welche Stadt sie noch sieben geographische Meilen hinaufreicht, 5—6 Fuß senkrecht und fluthet in einer Stunde ⅞ geographische Meile. Der Schuylkill bildet oberhalb der Stadt Philadelphia seinen zweiten großen Fall, zu dessen Umgehung man bereits gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts einen Kanal angelegt hat, und wurde im Jahre 1818 zugleich mit dem Lehi fahrbar gemacht. An ihm finden sich Porzellanerde und Kalkstein- und Marmorbrüche, welche letztere den Steinhauern Philadelphia's vorzügliche Steine liefern.

2) Hauptstadt der ebenerwähnten Grafschaft und des nordamerikanischen Freistaates Pennsylvanien. Sie liegt unter 39° 56′ 55″ nördl. Br. und 302° 58′ 15″ östl. L., oder nach dem Meridiane von Greenwich unter 39° 56′ 54″ nördl. Br. und 75° 73′ 45″ westl. L. auf der schmalsten Stelle einer vom Delaware und Schuylkill gebildeten Erdzunge, welche vor der Gründung der Stadt das Eigenthum dreier Schweden, der Gebrüder Swens Swensöner, war, und ist, wenn man dem Laufe der vereinigten Flüsse folgt, 110 und in südöstlicher Richtung 55—60 englische Meilen vom atlantischen Meere entfernt. Dagegen beträgt ihr Abstand von Passamaquoddy, dem östlichsten Theile der Seeküste in den vereinigten Staaten, 728, von Boston (südwestlich) 347, von Newyork (westlich) 958, von Baltimore (nordöstlich) 102, von Washington (ebenfalls nordöstlich) 144, von Savannah in Georgien 925 englische und von London 1000 Seemeilen. Angelegt wurde die Stadt im J. 1683 von dem berühmten William Penn, der sich dabei des ersten Landmessers der Provinz Thomas Holmes bediente, und zwar nach einem Plane, der sie zu einer der regelmäßigsten Städte der Welt gemacht haben würde, hätte man ihn im Laufe der Zeit nicht unbefolgt gelassen. Sie erhielt, ursprünglich nur zu einem Borough bestimmt, von ihrem Stifter den ersten Freiheitsbrief als City am 25. October (4. Sewtember) 1701 und ihr erster Mayor hieß Eduard Schippen. Am 4. Sept. 1774 fand hier die erste Generalversammlung der Colonien statt, am 4. Oct. 1775 erfolgte die Unabhängigkeitserklärung, worauf am 26. Sept. 1777 die Engländer Philadelphia in Besitz nahmen und es bis zum 18. Jun. 1778 behaupteten. Dieser kurze Zeitraum war für die Stadt äußerst verderblich, theils durch das Sinken der Sittlichkeit, theils dadurch, daß es wegen übergroßen Mangels an Feuerungsmaterial aller seiner schönen Baumpflanzungen beraubt wurde. Im J. 1789 erhielt Philadelphia seinen zweiten Freiheitsbrief und von 1790—1800 war es der Sitz des Präsidenten der vereinigten Staaten und der zu ihm gehörigen Regierungsbeamten, was sehr viel zur geistigen Erhebung der Stadt beitrug. An der Spitze der städtischen Angelegenheiten stehen der Mayor, Recorder, acht Aldermen und 16 Common-council-men, und der ganze Magistrat theilt sich in drei Collegien: 1) das der Aldermen, 2) das Select council und 3) das Common-council. Die Polizei handhabt der 1811 errichtete Districtcourt. Der Mayor, Recorder und die Aldermen sind zugleich Friedensrichter und bilden die Commission zur Untersuchung der Gerichtssachen (are justices of the peace and justices of oyer and terminer). Sie halten jährlich vier Sitzungen, in welchen sie von allen in der Stadt vorkommenden Verbrechen und Unbilden Kenntniß nehmen; außerdem sitzen zwei, von dem Mayor und Recorder ernannte, Aldermen wöchentlich am Montag und Donnerstag zu Gericht, um Sachen zu schlichten, welche eigentlich vor die Friedensrichter gehören. — In topographischer Hinsicht zerfällt Philadelphia in die obere (nördliche) und untere (südliche) Stadt, und bestand Anfangs nur aus der City oder der eigentlichen Stadt und den Northern Liberties oder nördlichen Freiheiten, welche, als außerhalb der Stadt gelegen, von der städtischen Gerichtsbarkeit be-

1) Vergl. Christ. Dan. Ebeling's ꝛc. Erdbeschreibung und Geschichte von Amerika. (Hamburg 1797. 4. Bd. Hier findet man auch die besten, ältern von der Grafschaft und der Stadt Philadelphia handelnden Werke verzeichnet.

Digitized by Google

reit sind und zur Grafschaft gerechnet werden. Jetzt aber, wo sich die Stadt in ihrem Norden und Süden weit über ihre ursprünglichen Grenzen ausgedehnt hat, besteht sie aus folgenden fünf Haupttheilen, nämlich 1) der City, welche, am rechten Ufer des Delaware liegend, einen Flächenraum von 37838293 □ Fuß einnimmt und 12 Wards oder Quartiere enthält, die Upper und Lower Delaware Ward, North und South Mulberry W., High-street, Chesnut und Walnut Ward, North, Middle und South Ward, Dock W. und New Market Ward genannt werden; 2) den Northern Liberties mit zwei Wards, East und Westnorthern Liberty, deren jedes wiederum einen Vorort oder Outpart besitzt. Sie erstrecken sich im Norden der Stadt weit am Delaware hinauf und gehören, wie gesagt, als Townships zur Grafschaft; 3) Southwark, im Süden der City mit zwei Wards, East und West-Southwark; in dem letztern befinden sich die Pulvermagazine der Stadt; 4) Moyamensink und 5) Passyunk, jedes mit einem Ward. Die Hauptstraßen der City, welche ziemlich ein oblonges Viereck bildet, dessen Seiten von Norden nach Süden eine, von Osten nach Westen aber zwei englische Meilen lang sind, laufen, ursprünglich neun an der Zahl, in der Richtung von Osten nach Westen vom Delaware zum Schuylkill, über welchen eine, 1813 erbaute, hölzerne und aus einem Bogen von 340 Fuß Spannung bestehende Brücke führt, werden jetzt in der Richtung von Norden nach Süden von 27 andern Straßen unter rechten Winkeln mit einer geringen Neigung nach Süden durchschnitten. Die erstere dieser letztern Straßen, welche vom Delaware an gezählt werden, wird Front-Street, die zweite Second-Street, die dritte Third-Street ꝛc. bis zur Broad-Street genannt. Die übrigen, auf diese folgenden Straßen bis zum Schuylkill, zählt man in umgekehrter Ordnung. Die Breite dieser Straßen war nach dem Grundrisse auf 30 Fuß berechnet, allein bei mehren ist dieses Maß weit überschritten worden und es haben z. B. Broad-, High- und Mulberry-Street (die breite, hohe und Maulbeerstraße) eine Breite von 113, 100 und 60 Fuß. Die Grundfläche, auf welcher die City steht, liegt ungefähr 40 Fuß über dem Delaware, welcher hier eine englische Meile breit ist und in dem die größten Schiffe selbst bei der niedrigsten Ebbe noch sieben bis acht Faden Tiefe finden; einige Straßen sind jedoch weit tiefer angelegt und leiden daher zur Zeit der Fluth und bei starkem Südwinde häufig durch das Austreten des Flusses, von dem auch die vielen sumpfigen Stellen in der Nähe von Philadelphia herrühren. So war Dock-Street, die einzige krumme Straße der City, welche 1784 angelegt wurde, früher ein Sumpf, während sie jetzt mit ihren Reihen lombardischer Pappeln zu den schönsten Straßen der Stadt gehört, und Water-Street oder die Wasserstraße, welche in dem alten Bette des Flusses zu liegen scheint und die nach dem Originalplane zu einem Fahrwege bestimmt war, um mittels desselben die Magazine und Werfte zu versorgen, zeichnet sich, wenige freie Plätze ausgenommen, durch schöne, hohe Häuser aus. Die Straßen sind meistentheils gut gepflastert und haben zu beiden Seiten zehn bis zwölf Fuß breite, aus Backsteinen gemauerte Bürgersteige. Rinnen und öffentliche Kanäle sorgen außerordentlich für die Reinlichkeit der Stadt; mehr als 700 Laternen erleuchten zur Nachtzeit alle Theile derselben und 100 Sprihen, deren jede von 60 Mann bedient wird, stehen für den Fall einer Feuersgefahr zu schneller Hilfe bereit. Nicht ganz dasselbe läßt sich von den Liberties und übrigen Vorstädten sagen; hier sind die Straßen meist äußerst unregelmäßig angelegt, auch trifft man noch viele Holzhäuser, welche aus der City immer mehr verschwinden, da es verboten ist, solche neu zu erbauen. Die Häuser selbst haben in der City größtentheils eine Höhe von zwei bis drei Stockwerken und sind meist ganz einfach, schlicht und ohne allen architektonischen Schmuck erbaut, sodaß sie, trotz ihrer Fenster vom schönsten, englischen Glase, durch allzu große Einförmigkeit ermüden. Unter den Squares und öffentlichen Plätzen, die sich nach dem Originalplan auf 184 belaufen sollten, die aber, da mehre derselben durch neu angelegte Straßen durchschnitten worden sind, jetzt bereits sich weit über 300 belaufen, von denen wiederum mehre durch Gassen und Alleen getheilt werden, zeichnet sich der große, ein vollständiges Viereck bildende Washingtonplatz vorzüglich aus.

Philadelphia, welches der Sitz eines Bischofs der anglikanischen Kirche ist, zählt für 22 Religionsparteien an 100 Kirchen und Bethäuser. Die größte Zahl der erstern besitzen die Presbyterianer und Episkopalen, dann die Lutheranee und Katholiken, indem die erstern 19, die zweiten 12, die dritten 5, und die vierten 4 Kirchen inne haben. Die eigentlichen, sowie die freien, fechtenden Quaker besitzen zusammen sieben Versammlungshäuser, die Wiedertäufer haben deren sechs. Außerdem besitzen die Universalisten, Methodisten, Schwenkfelder, mährischen Brüder und Andere Kirchen und Versammlungshäuser. Die Neger haben z. B. zehn Kirchen und die Juden eine Synagoge. Unter diesen Kirchen, von welchen mehre, namentlich die Episkopal-, sowie die teutsch-lutherischen und katholischen Kirchen, Glockenthürme und Orgeln besitzen, zeichnen sich besonders die erste Episkopalkirche, sowie die, an der Stelle der 1795 abgebrannten, errichtete teutsch-lutherische Kirche vorzüglich aus. Die Front der erstern enthält sechs Reihen korinthische Säulen, welche das Dach tragen und die letztere gilt für das schönste Gebäude dieser Art in den nordamerikanischen Freistaaten. Auch die 1810 erbaute Kirche Neujerusalem mit ihren gothischen Fenstern und dem moscheenartigen Dome mit einer Glaskuppel, sowie die Christkirche, in welcher Franklin begraben liegt, sind sehenswerth. Die übrigen öffentlichen Gebäude bestehen in dem Staatenhause, den Amthäusern (offices), den drei Stadt- und dem Grafschaftsgerichtshause, der Universität, der Halle der philosophischen Gesellschaft, dem Hospitale, dem Armenhause und Gefängnisse, den Gebäuden der öffentlichen Bibliothek und den verschiedenen Banken, den drei Theatern, von welchen das prächtige Theater in der Chesnut-Street (Kastanienstraße) 2000 Zuschauer zu fassen vermag, dem medicinischen Theater, dem Amphitheater, dem Laboratorium, den verschiedenen Kaufhäusern, dem Correctionshause und

Digitized by Google

dem Pulvermagazine. Das Staatenhaus wurde 1753 errichtet und seine Bauart verdient Bewunderung. Bei ihm befindet sich ein Garten, welcher ein ganzes Quartier einnimmt und mit schönen Alleen und Sandwegen geschmückt ist. Der frühere Gottesacker ist gleichfalls in einen öffentlichen Spaziergang mit herrlichen Baumreihen umgewandelt worden, doch nimmt unter den öffentlichen Vergnügungsörtern, deren Zahl sehr bedeutend ist, der Vauxhallgarten, in welchem auch häufig Feuerwerke abgebrannt werden, den ersten Rang ein und er wird am stärksten besucht. Das Gefängniß, dessen Zimmer zur Sicherung gegen Feuersgefahr mit steinernen Gewölben versehen sind, ist das größeste, schönste und festeste in den vereinigten Staaten. An dasselbe stößt ein Arbeitshaus, in welchem auf eine lobenswerthe Weise die Männer von den Frauen, die Schuldner von den Verbrechern getrennt sind. Für die letztern hat man auch Zimmer zur einsamen Einsperrung. Das Kaufhaus ist ein sehr weitläufiges Gebäude; es enthält 300 Säulen und Mittwochs und Sonnabends sieht man hier einen großen Reichthum von Lebensmitteln ausgestellt, welche größtentheils sehr billig verkauft werden, obgleich sonst der Lebensunterhalt in Philadelphia ziemlich kostbar ist, sodaß diese Stadt in dieser Hinsicht den theuersten Städten Englands Nichts nachgibt. Überhaupt hat Philadelphia mehre, für besondere Gegenstände bestimmte, Kaufhäuser und Marktplätze, z. B. für den Pferde-, Fisch- und Ziegelsteinverkauf. Das neue Bankgebäude wurde unter der Oberaufsicht Latrob's aus Marmor und nach dem Muster eines altgriechischen Minervatempels angelegt. Die östliche und westliche Seite desselben schmücken zwei Reihen hohe, feste Marmorsäulen.

Philadelphia ist Hinsichts der wissenschaftlichen, wohlthätigen und andere Zwecke beabsichtigenden Gesellschaften und Anstalten die erste Stadt Nordamerika's und verdient mit Recht dessen Athen genannt zu werden. Die bedeutendste Gesellschaft ist die am 2. Januar 1769 errichtete American philosophical society, der als Zweck die Beförderung allgemein nützlicher Kenntnisse vorliegt. Andere Gesellschaften sind 1) die Gesellschaft zur Beförderung politischer Untersuchungen, welche 1787 zusammentrat; 2) die Pennsylvanische Gesellschaft zur Vernichtung der Sklaverei. Sie nahm bereits 1774 ihren Anfang und wurde 1787 erweitert; 3) die Gesellschaft zur Erleichterung des Elends in den Gefängnissen; 4) die in dem zuletzt erwähnten Jahre errichtete Gesellschaft zur Ermunterung der Manufacturen und nützlichen Kenntnisse; 5) die philadelphische Gesellschaft zur Belehrung und Unterstützung der Einwanderer. Diese bildete sich 1794 und sah bald zwei andere Gesellschaften zu demselben Zwecke entstehen; 6) die sogenannte humane Gesellschaft, welche sich 1790 vereinigte. 7) die Ackerbaugesellschaft. Sie entstand 1785 und ihr Zweck ist die Beförderung des Landbaues, weshalb sie sich in Besitz einer reichen Sammlung von Mineralien und Modellen gesetzt hat. Außerdem gibt es noch eine Gesellschaft zur Errettung im Wasser Verunglückter, eine andere zur Beförderung des Seewesens, eine Linné'sche Gesellschaft, eine Friendly society, St. Andrews soc., German incorp. soc., St. George society, Hibernia soc., French benevolent soc., Provident soc., und endlich die Washington benevolent soc., welche ihre Sitzungen in der schönen Washingtonhalle hält, deren Saal 4000 Personen fassen kann. Außer den genannten Gesellschaften finden sich in Philadelphia eine große und acht untergeordnete Freimaurerlogen. An der Spitze der öffentlichen Anstalten steht die Pennsylvanische Universität, für welche das große, früherhin für den Präsidenten der Union bestimmte Gebäude angekauft wurde. Sie besteht aus zwei gelehrten Anstalten, von denen die eine die eigentliche Universität bildet. Diese hat zu Vorstehern einen Provost und einen Viceprovost und zerfällt in vier Facultäten: 1) Die der Künste mit vier, 2) die der Naturwissenschaften mit fünf, 3) die der Rechtsgelehrsamkeit mit einem und 4) die der Medicin mit sieben Professoren. An den Vorlesungen dieser letztern, welche 1780 errichtet wurde, nehmen gewöhnlich 500 Studirende Theil, von denen jährlich etwa 25 graduirt werden. Die Fonds der Universität liefern jährlich 2365 Pfund Sterling und sie besitzt einen großen philosophischen (philosophical, physikalischen)[2]) Apparat, welcher in neuern Zeiten mit bedeutenden Kosten sehr vermehrt und in jeder Hinsicht vervollkommnet worden ist. Die zweite zur Universität gehörige Anstalt — beide wurden 1791 incorporirt — umfaßt das Collegium, die Akademie und die Armenschulen Philadelphia's. Der Universität zunächst stehen 1) das 1737 gebildete und 1739 incorporirte College of physicians, 2) die Akademie der schönen Künste, welche 1803 und das Athenäum, welches 1815 entstand. Das letztere besitzt reiche Sammlungen, eine bedeutende Bibliothek gemeinnütziger Werke und ein Journalelesezimmer. Bei den teutsch-protestantischen Kirchen befindet sich die Francke'sche Akademie, d. i. eine grammatische Schulanstalt zur Erhaltung der teutschen Sprache. Philadelphia besitzt überhaupt eine sehr große Anzahl von Unterrichtsanstalten für beide Geschlechter, indem jede der frommen Gesellschaften meistens eine oder mehre Schulen unter ihrer Leitung hat, in welchen die zu ihr gehörigen Kinder im Lesen und Schreiben unterwiesen und mit den nöthigen Hilfsmitteln versehen werden. Den Unterricht bezweckt auch das bereits von Penn errichtete Seminar. Es führt den Namen „die Freunde der öffentlichen Schu-

2) Den Vorstand dieser Gesellschaft bilden ein Patron, ein Präsident, drei Vicepräsidenten, ein Treasurer (Schatzmeister), vier Secretaire und drei Curatoren. Sie zerfiel ursprünglich in folgende sechs Commitees oder Classen: 1) of Geographie, Mathematics, Natural-Philosophy and Astronomy. 2) of Medicine and Anatomie. 3) of Natural-History and Chemistry. 4) of Trade and Commerce. 5) of Mechanics and Architecture. 6) of Husbandry and American Improvements. Diesen sechs Classen wurde am 17. März 1815 noch eine siebente Classe of History, Moral-Science and General Literature hinzugefügt. Jedes Mitglied der Gesellschaft zahlt zehn Schillinge bei seinem Eintritte und eine gleiche Summe als jährlichen Beitrag. Vergl. Transactions of the American philosophical society, held at Philadelphia for promoting useful knowledge. Vol. II. (Philadelphia MDCCLXXXVI. p. V.) und Transactions of the Historical and Literary Committee of the American Philosophical society, held at Philadelphia for promoting useful knowledge. Vol. I. (Philadelphia 1819.)

Digitized by Google

len," deren eine große Anzahl von den bedeutenden Interessen der Capitalien, welche der Gesellschaft zustehen, unterhalten werden. Mit diesem Seminar ist die Sternwarte verbunden, welche gleichfalls einen reichen Apparat besitzt. Ein zweites Seminar, welches 1818 errichtet wurde, bildet Missionare für die Belehrung der afrikanischen Neger. — Unter den öffentlichen Bibliotheken Philadelphia's nimmt die bereits 1731 von Franklin gegründete und 1742 incorporirte Bibliothek den ersten Rang ein. Sie zählt jetzt an 40,000 Bände, ist mit einem Museum verbunden, besitzt ebenfalls einen bedeutenden philosophischen Apparat und steht, mit Ausnahme des Sonntags, jeden Wochentag zur Benutzung offen. Das Gebäude, in welchem sie aufgestellt ist, zeichnet sich durch eine schöne Bauart aus und an der Front desselben sieht man Franklin's Statue aus Marmor. Sie stellt den Weisen in Lebensgröße, in römischer Toga und ein umgekehrtes Scepter in der Rechten haltend, dar und ist ein Werk Lazzarini's in Carrara, welchen der Ritter William Bingham für den Preis von 500 Pfund mit ihrer Anfertigung beauftragt hatte, worauf er die literarische Gesellschaft mit derselben beschenkte. Die Zahl der Subscribenten bei dieser Bibliothek beläuft sich auf einige Hunderte, deren jeder einen jährlichen Beitrag von zehn Schilling entrichtet. Gegen eine Einlage und ein mäßiges Lesegeld werden Bücher aus dieser Bibliothek ausgeliehen. Andere größere Bibliotheken sind die der naturwissenschaftlichen Akademie und die der philosophischen Gesellschaft. Von diesen zählt die erstere über 6000, die zweite über 8000 Bände. Die Zahl der Leihbibliotheken ist sehr groß und fortwährend im Steigen; 1835 zählte man deren nahe an 100. Zwei Künstlervereine stellen jährlich ihre Werke aus und Peale's Museum enthält die reichste Naturaliensammlung in Nordamerika. Die große Zahl der Papiermühlen, welche sich in Philadelphia, sowie in Pennsylvanien überhaupt finden, befördern den Buchhandel und mithin den literarischen und artistischen Verkehr außerordentlich. Palmer [3]) zählte bereits 1817 60 Buchdruckereien, welche theils amerikanische Originalwerke und kritische Nachdrücke, theils Flugschriften, Zeitungen, Wochenblätter und Journale lieferten. Von den erstern erscheinen jährlich mehr als 300, von den letztern kamen zu Palmer's Zeit neun Tageblätter in 8000, neun Wochenblätter in 7000, vier der letztern zwei oder drei Mal wöchentlich in 4000 Exemplaren heraus und der Preis eines Tageblatts war für den Jahrgang 16 — 20 Gulden. Die gesammte Zahl der Druckbogen, welche jetzt, seit Palmer's Zeit sehr vermehrten, Druckereien liefern, soll sich wöchentlich höher als 700,000 belaufen. Die zahlreichen Kupferstechereien liefern Kupferstiche, Land- und Seekarten ꝛc., auch finden Buchhändlermessen statt.

Für die Kranken sorgt das Krankenhaus, mit welchem eine Klinik, ein anatomisches Museum, sowie eine Bibliothek verbunden sind [4]). Denselben Zweck hat das 1786 gebildete Philadelphia dispensary, eine medicinische Armenanstalt. Überhaupt liegt die Sorge für die Gesundheit der Stadt einem besondern Collegium, dem sogenannten Health Office, ob. Die Armen finden Aufnahme in dem 1751 errichteten Pennsylvania hospital, sowie in dem Armenhause, welches 6000 Personen beschäftigt und ernährt. Mit diesem ist eine Kranken-, Waisen- und Entbindungsanstalt verbunden. In dem Zufluchtshause (house of refuge) gewährt man 179 Personen ein Unterkommen und zwar den männlichen, wenn sie das 21., den weiblichen, wenn sie das 18. Jahr noch nicht überschritten haben. Andere Anstalten für die Versorgung der Armen sind West's, sowie das Christ-churchhospital, welches letztere hauptsächlich für die Episkopalen bestimmt ist. Für die Taubstummen ist eine eigene Anstalt vorhanden, in welcher diese, 60 an der Zahl, nach l'Epées und Sicard's Methode unterrichtet werden; auch besitzt Philadelphia eine Irren- und eine Blindenanstalt, sowie ein Correctionshaus.

Das Fabrik- und Manufacturwesen Philadelphia's ist sehr bedeutend. In der Stadt und den Vorstädten trifft man Seilerbahnen, welche jährlich an 1000 Tonnen Hanf verarbeiten, Brauereien, die jährlich mehr als 5000 Scheffel (Bushels) Gerste verbrauchen, ferner Zucker- und Haarpuderfabriken, Rum und Spritdestillationen, Krempel- und Manufacturen für irdenes Geschirr, Chocoladen-, Sens-, Angel-, Patentschrot-, Nagel-, Stahl-, Scheidewasser-, Salmiak-, Glaubersalz-, Ölfarben-, Bürsten-, Knopf-, Marokkoleder- und Pergamentfabriken. Weiter trifft man an Geschütz- und Glockengießereien, Kupferschmieden, Hutmachereien, Fabriken plattirter Waaren, Gold- und Silberschmieden, Kutschenfabrikanten, Kunsttischler, Schiffbauer ꝛc., welche man alle ganz speciell bei Ebeling für seine Zeit aufgezählt finden kann.

In Hinsicht des Handels steht Philadelphia Boston und Newyork jetzt zwar nach, übertrifft dagegen Baltimore. Der Hafen oder vielmehr die Rhede der Stadt im Delaware faßt über 300 große Fahrzeuge; er ist gegen Nordwinde geschützt, wird durch die kleine Insel Windmill begrenzt und nährt des süßen Wassers wegen keine Schiffs- oder Bohrwürmer. Hölzerne, bequeme, viereckige Werfte, welche, theils der Stadt, theils Privaten gehörig, weit in den Fluß hineinlaufen, sowie schöne Kaien längs des Ufers, befördern das Ein- und Ausladen der Waaren, und für Sicherheit und Ordnung sorgt das 1773 gestiftete Collegium der Hafenaufseher (Wardens of the Port), dessen sieben Mitglieder aus ihrer Mitte den Master Warden erwählen und die Lotsen beaufsichtigen. Ob sich nun gleich bei den erwähnten Werften starke Eisbrecher befinden, so sehen sich doch die von der See kommenden Schiffe genöthigt, im Winter, d. h. im Januar und Februar, wo der Fluß mit Eis bedeckt ist, an der neun Meilen südlicher liegenden kleinen Insel Reedy zu landen. In manchen Jahren zählte man nahe an 400 See- und über 3000 Küstenschiffe, welche in den Hafen

3) Vergl. *John Palmer*, A Journal of Travels in the United States of North America and in Lower Canada, performed the year 1817. (London 1818.) 4) Das berühmte, die Anstalt gehörende Gemälde West's, welches den, Kranke heilenden, Erlöser darstellt, befindet sich seit dem Jahre 1817 in einem eigenen Gebäude.

Digitized by Google

einliefen, und ausgeführt werden vorzüglich Weizenmehl (jährlich über 40,000 Fässer), Bauholz, Eisen, Kupfer, Getreide und Lebensmittel, mit welchen letztern Philadelphia hauptsächlich Westindien, die canarischen und azorischen Inseln versorgt. Doch findet man auch Schiffe der Stadt in den Häfen Englands, Frankreichs, Portugals, der Niederlande, Belgiens, Italiens und Smyrna's. Der Werth sämmtlicher Ausfuhrartikel, deren Tonnenzahl weit über 100,000 beträgt, soll sich jährlich höher als auf 13 Millionen Dollars belaufen, und 1831 brachte die Zolleinnahme 3,537,516 Dollar ein. Die Einfuhr besteht vorzüglich in Zucker und Kaffee, und auf dem Schuylkill erhält die Stadt ihren nöthigen Bedarf an Steinkohlen, Holz ꝛc. Wohlthätig für den auswärtigen wie für den Binnenhandel, welcher letztere hauptsächlich mit Pittsburg betrieben wird, wohin täglich über 60 Lastwagen abgehen, wirken die 1791 errichtete Staats-, die Pennsylvanische, sowie mehre andere Banken, eilf Assecuranzcompagnien, das Handelscollegium, sowie mehre andere hierher gehörige Anstalten. Selbst der Umstand, daß sich seit 1791 die Münze der Freistaaten, welche jährlich sieben Millionen Dollar ausprägt und seit 1829 in ein neues Gebäude verlegt worden ist, in Philadelphia befindet, ist nicht ohne Einfluß auf den Handel, für welchen auch das hier befindliche Oberpostamt wohlthätig wirkt. Für den Verkehr innerhalb der Stadt sind vorhanden 600 zweirädrige Fuhrwerke, 100 leichte Wagen (light waggons), 150 Kutschen, über 20 Phaëtons, 40 Karren und ebenso viele Coachies [5]). Die von Philadelphia abführenden Straßen werden fortwährend verbessert und die Landkutschen legen den 58 englische Meilen betragenden Weg nach Lancaster auf der neuen Drehkreuzstraße (turnpike-road) in eilf Stunden zurück.

Philadelphia leidet Mangel an gutem Trinkwasser und erhält seinen Wasserbedarf durch eine bereits 1719 begonnene, aber erst 1824 vollendete Wasserleitung, deren Errichtung einen Kostenaufwand von 1,443,586 Dollar verursacht hat, aus dem Schuylkill. Die für sie bestimmten Dampfmaschinen befinden sich in zwei, eigends zu diesem Zweck errichteten, Gebäuden und heben täglich 4½ Millionen Gallonen weit über 50 Fuß hoch. Die Lage der Stadt ist theils wegen der Nähe der Flüsse und Sümpfe, theils wegen der oft äußerst plötzlichen Abwechselung von Hitze und Kälte nicht die gesündeste. Fieber und andere Krankheiten sind häufig und von dem gelben Fieber wurde die Stadt 1699, 1741, 1762, am stärksten aber 1793 heimgesucht, in welchem letztern Jahre es drei Monate anhielt, nach Ebeling über 4000 Menschen wegraffte und den Handel fast fünf Monate lang unterbrach [6]). Eine Philadelphia eigenthümliche Krankheit ist das frühe Ausfallen der Zähne bei den Frauenzimmern. Diese gelten, so lange sie jung sind, im Allgemeinen für schön; sie hören jedoch auf dies zu sein, sobald sie Mütter werden und in den Jahren vorrücken. „Im 40. Jahre," sagt Weld, „ist es selten der Fall, daß man unter den Weibern, welche Kinder gehabt haben, noch ein schönes findet [7])." Das meist plötzliche Ausfallen der Zähne hat allgemeine Aufmerksamkeit erregt und ist ein Gegenstand zahlreicher Untersuchungen geworden. Man hat es verschiedenen Ursachen, vorzüglich aber dem übermäßigen Genusse von Zuckerwerk zugeschrieben, wahrscheinlich trägt aber der häufige und starke Gebrauch gesalzener Speisen die größere Schuld. Im Allgemeinen will man jedoch bemerkt haben, daß sich der Gesundheitszustand in Philadelphia in der neuern Zeit sehr verbessert habe, namentlich hat sich das gelbe Fieber nicht wieder gezeigt. Der Thermometerstand zeigt meist 72, oft aber auch 93 Grad.

In Hinsicht der Häuser- und Einwohnerzahl hat sich Philadelphia von jeher eines schnellen Wachsthums er-

5) Diese sind ein Nordamerika eigenthümliches Fuhrwerk. Der Rumpf derselben ist viel länger als bei den Kutschen, doch hat er dieselbe Gestalt. Vorn sind sie bis zu dem Fußboden ganz offen und der Fuhrmann sitzt auf einer Bank unter der Decke, welche von kleinen, in den Ecken angebrachten Stützen getragen wird. An jeder Thürseite sind die Coachies ebenfalls offen und zum Schutze gegen schlechtes Wetter dienen Courtinen (Vorhänge), welche an zu diesem Zwecke an der Außenseite angebrachten Nägeln befestigt sind und von der Decke herabgelassen werden. Im Innern des Raumes befinden sich zwei Sitze für die Reisenden, welche mit den Gesichtern nach den Pferden sitzen und die, wenn sie es wünschen, durch eine lederne Courtine von dem Fuhrmanne abgeschieden werden können. Die leichten Wagen haben dieselbe Einrichtung und sind für vier bis zwölf Personen berechnet.

6) Die ersten Spuren dieser Krankheit zeigten sich am 19. August des genannten Jahres, wo ein Mann erkrankte, welcher bereits am 20. starb. Die von Tage zu Tage wachsenden Verheerungen der Krankheit verbreiteten den furchtbarsten Schrecken; wer fliehen konnte, floh, alle Läden wurden geschlossen und es fehlte selbst oft an Händen, um die Todten zu beerdigen. Auffallend war es, daß das Fieber Kinder und alte Leute nur selten befiel, dagegen meistens solche hinwegraffte, welche sich innerhalb des 10. und 40. Lebensjahres befanden. Selbst viele Ärzte wurden ein Opfer dieser Pest. Es starben aber vom August bis zum October:

Von der evangelisch-lutherischen Gemeinde	625
— — Christkirche	167
— — St. Paulskirche	70
— — St. Petrikirche	107
— — ersten presbyterianischen Kirche	72
— — zweiten — —	128
— — dritten — —	105
— — ersten schottländischen Kirche	12
— — zweiten — —	33
— — St. Marienkirche	269
— — Dreieinigkeitskirche	52
— den strengen Quäkern	365
— — freien —	39
— — evangelisch Reformirten	252
— — mährischen Brüdern	13
— — Schweden	75
— — Taufgesinnten	50
— — Methodisten	32
— — Universalisten	2
— — Juden	2
in Kensington	164
in dem Töpfersacker	1289
Summa	3923

Vom 1. Aug. 1792 bis 1. Aug. 1793 zählte man 2511 Geburten und 1497 Sterbefälle. Vergl. Beiträge zur Geschichte der Medicin. 1. Bd. 2. Stck. (Halle 1795.) S. 87. 7) Vergl. Weld, Travels etc. Vol. I.

Digitized by Google

freut. Noch nicht ganz 100 Jahre nach ihrer Gründung zählte die Stadt ohne die Vorstädte bereits 6000 Häuser und 40,000 Einwohner; 1794 belief sich die Zahl der vollendeten Häuser auf 9000, die der in Angriff genommenen auf 400. Im J. 1800 zählte die City 41,220, die Grafschaft mit den zu ihr gehörenden Vorstädten 37,783 Köpfe, unter welchen sich 85 Sklaven befanden. Im J. 1810 war die Einwohnerzahl in Philadelphia auf 92,247 gestiegen und von 1820 bis 1830 vermehrte sie sich von 119,325 bis auf 167,821 Seelen, und man zählte 15,000 Häuser. Jetzt enthält Philadelphia über 20,000 Häuser und 230,000 Einwohner. Ursprünglich war Philadelphia der Hauptsitz der nordamerikanischen Quäker oder Freunde, welche sich immer noch bedeutender Vorrechte erfreuen; allein ihre Zahl steht jetzt nicht mehr in dem frühern Verhältnisse zu den übrigen Einwohnern, indem sie nur noch etwa den vierten Theil derselben bilden. Man darf dies jedoch nicht etwa einer Verminderung der Quäker zuschreiben, da sie sich vielmehr eher vermehrt haben, sondern dem außerordentlichen Zuströmen Andersdenkender. Denn man findet jetzt in Philadelphia außer den eingeborenen, von den ersten Ansiedlern abstammenden Amerikanern, welche man gewöhnlich Native-Americans zu nennen pflegt, Engländer, Irländer, Schottländer, Schweden, Teutsche (30,000), Franzosen (20,000) ꝛc. Wenige von diesen leben als Rentiers; die größere Zahl betreibt stets eine Kunst oder ein Geschäft und der Kauf und Verkauf von Ländereien bildet hier, wie in andern Gegenden Nordamerika's, einen Hauptgegenstand des Erwerbes. Bei dieser großen Mischung der Einwohner Philadelphia's kann die hier herrschende, außerordentliche Sittenverschiedenheit nicht befremden. Weld sagt in dieser Hinsicht: „Es ist eine nicht blos von Ausländern, sondern selbst von Bewohnern der andern nordamerikanischen Freistaaten gemachte Bemerkung, daß die Philadelphier sehr ungastlich und unhöflich gegen Fremde sind," und bemerkt dabei, daß in den höhern Gesellschaftskreisen Philadelphia's Stolz, Hochmuth und Prunksucht herrsche, sodaß es scheine, man würde es nicht ungern sehen, ja sich sogar glücklich fühlen, wenn sich ein Adels- oder Patrizierstand bildete, durch welchen die Mitglieder derselben in der That so sehr über die untern Volksclassen erhoben würden, als sie sich bereits über dieselben erhaben glaubten. Man hat ferner beobachtet, daß sich im Betragen der Philadelphier im Allgemeinen Kälte und Zurückhaltung zeige, gleich als fürchteten sie, daß man Etwas gegen sie im Schilde führe, und gerade hierdurch stoßen sie Fremde, vielleicht mehr, als sie es selbst wollen und wünschen, von sich ab und zurück. In den Privatgesellschaften zeigt sich eine gewisse traurige Einförmigkeit, neben welcher Scherz und Heiterkeit selten aufkommen können. Bei dem größern Theile der untern Volksclassen Nordamerika's überhaupt und vorzüglich Philadelphia's findet sich dagegen ein so großer Mangel an guten Sitten, daß Fremde dadurch in das höchste Erstaunen versetzt werden. Höflichkeit kann man hier durchaus nicht erwarten; man scheint zu glauben, daß diese mit der Freiheit unverträglich sei und daß es keinen andern Weg gebe, Fremde zu überzeugen, daß sie sich wirklich im Lande der Freiheit befinden, als daß man sich in ihrer Gegenwart grob und ungeschliffen betrage. Etwas vortheilhafter spricht sich John Palmer über die Philadelphier aus. Nach ihm sind sie solid und ordnungsliebend; selten fällt auf den Straßen, in den Wohn- und Gasthäusern eine die öffentliche Ruhe störende Handlung vor[8]), selbst die

8) Etwas anders würde Palmer's Urtheil ausgefallen sein, wenn er Philadelphia im Jahre 1844 besucht hätte, da in diesem es zu sehr traurigen Auftritten zwischen den katholischen Irländern und den Native-Americans kam. Die Veranlassung dazu gaben einige den Erstern nicht eben günstige Reden, welche in einer Versammlung der Letztern gehalten wurden. Die gereizten Irländer suchten die Versammlung mit Gewalt zu sprengen und wie es bei solchen Gelegenheiten zu gehen pflegt, so ging es auch hier zu. Man machte den Anfang mit Schimpfreden und Faustschlägen, griff dann zu Steinen und Knitteln, und ließ es unglücklicher Weise dabei nicht bewenden. Ein Irländer feuerte ein Gewehr ab und reizte dadurch die Native-Americans, auch von ihren Gewehren Gebrauch zu machen. Bald waren die schwächern Irländer genöthigt, sich in ihre Häuser zu flüchten; allein statt diese zu verschließen und sich ruhig zu verhalten, richteten sie jetzt ein so heftiges Feuer auf ihre Gegner, daß zehn bis zwölf derselben todt niedergestreckt, eine weit größere Anzahl aber mehr oder minder schwer verwundet wurden. Wüthend hierüber stürmten die Native-Americans diejenigen Häuser, aus welchen geschossen worden war, zündeten diese an und zwangen die Bewohner derselben, deren mehre in den Flammen ihren Tod fanden, nach einem zwei Meilen von Philadelphia entfernten Gehölze zu fliehen. Hierdurch noch nicht befriedigt, versammelten sich die Native-Americans am nächsten Tage von Neuem und die Folge davon war, daß sie mit verstärktem Hasse, mit Fahnen und Feldzeichen und wie zu einem Feldzuge gerüstet, nach Kensington, dem Hauptsitze der Irländer, zogen. Da sie wiederum mit Flintenschüssen empfangen wurden, so wütheten sie jetzt nicht mehr allein gegen die irischen, sondern gegen alle Katholiken überhaupt. Wo sich solche sehen ließen, da wurden sie mit Steinwürfen, Stockschlägen und Flintenschüssen begrüßt, und schrecklich war das Schicksal derer, welche sich mit den Waffen in der Hand ergreifen ließen. Man schleifte sie lebend an Stricken durch die Straßen und mißhandelte sie auf das Fürchterlichste. Bald gewährte Kensington das Bild einer mit Sturm eroberten Stadt. Die Häuser der reichen Katholiken wurden geplündert, verwüstet, niedergebrannt und der Erde gleich gemacht. Mehr als 50 derselben hatten dies Schicksal, selbst zwei der schönsten Kirchen mit den Priesterwohnungen, die Schulen und Waisenhäuser der Katholiken theilten es. Knaben von zehn bis zwölf Jahren zeigten sich beim Plündern und Feueranlegen am thätigsten. Zwei derselben waren es, welche die schöne Augustinerkirche von Außen und Innen in Brand steckten, indem der eine den Vorhang des geschlossenen Chorfensters, zu welchem er auf dem Rücken der Männer emporstieg, anzündete, der andere aber mit einer Axt die Gasröhre zerhieb, sodaß das brennende Gas bald das ganze Innere der Kirche in Flammen setzte. Die Flucht wurde jetzt allgemein; Viele waren froh, nur das nackte Leben und die Ihrigen retten zu können, denn den, dem Feuertode Entronnenen drohte meist noch der Tod durch die Hand ihrer wütenden Mitbürger, von welchen sie fortwährend mit dem Rufe: „Nieder mit den Katholiken! nieder mit der Herrschaft des Papstes!" verfolgt wurden. Auffallend war es, daß die Bürgermiliz diesen traurigen Ereignissen ganz ruhig zusah, ja daß es einer langen Berathung bedurfte, ehe sich die Officiere derselben entschließen konnten, den Befehlen ihres Generals zu folgen. So erschien der dritte Tag, ohne daß dem Wüthen des Pöbels im Geringsten wäre Einhalt gethan worden, und nur als dieser sich anschickte, auch die katholischen Kirchen der untern Stadt anzuzünden und die hier befindlichen Häuser der reichsten und vornehmsten Katholiken zu plündern, glaubten der Obersheriff und Mayor, welcher Letztere am Tage vorher durch Steinwürfe verwundet worden war, zu ernstlichen Maßregeln schrei-

Digitized by Google

Kinder benehmen sich sehr anständig. An Sonntagen sind die Kirchen gedrängt voll. Die Tracht beider Geschlechter ist völlig englisch; Alle setzen ihren Stolz in anständige Kleidung und höfliches Betragen. Der Luxus ist auch hier ungemein groß, hat sich aber der untern Volksclassen noch nicht so bemeistert, wie dies in Boston und Newyork der Fall ist. Die größere Zahl der Dienstboten besteht in Philadelphia aus eingewanderten Europäern, welche so lange in Dienstverhältnissen bleiben, bis sie sich etwas Geld gesammelt haben und diejenige Art von Unabhängigkeit erlangen können, deren jeder thätige Mensch in Amerika sich zu erfreuen vermag. Daher ist der Lohn solcher, die man nicht gern aus dem Dienste entlassen will, außerordentlich hoch. Das Dienen gehört überhaupt nach der Ansicht der Amerikaner nur für die Neger.

Die Umgegend von Philadelphia ist schön und gut angebaut. Nördlich liegt 1) Kensington am Delaware, in welchem starker Schiffbau getrieben wird. Jetzt gehört es zur Vorstadt East-Northern Liberty, deren Outpart das Dorf Harrowgate bildet, in welchem sich ein Gesunddrunnen und mehre schöne Landhäuser befinden. Denn sowie früher Wasserpartien auf dem Schuylkill, so gehören jetzt Landpartien und Aufenthalt auf dem Lande zu den vorzüglichsten Belustigungen der Philadelphier. 2) Germantown, ein schöner, stark bevölkerter Ort mit zwei teutschen Kirchen und mehren Landsitzen. Gegen Süden und etwa sieben englische Meilen von Philadelphia entfernt findet man Darby, einen kleinen netten Flecken am Schuylkill und vier Miles von der Stadt entfernt hat ein Herr Bartram einen botanischen Garten angelegt. Westlich und an demselben Flusse sind 18 engl. Morgen für einen öffentlichen Garten dieser Art angekauft. Wenn man sich Philadelphia auf dem Flusse nähert, so wird es erst in einer Entfernung von drei englischen Meilen sichtbar, da es eine mit Bäumen bestandene Landspitze bedeckt. Hat man diese, was nicht ohne Schwierigkeiten geschieht, umfahren, so sieht man von dem Flusse aus Nichts als einen verworrenen Haufen von hölzernen Magazingebäuden, von denen eins das andere drängt und deren vorzüglichste auf künstlich errichteten Terrassen liegen, sowie die weit in den Fluß hineinragenden Werfte. Hinter diesen und parallel mit dem Flusse läuft die bereits erwähnte Wasserstraße, hinter deren Häusern sich ein hoher Damm hinzieht, welchen man für das alte Ufer des Flusses hält. Dieser Damm beschränkt die Luft außerordentlich, doch sind bereits Vorkehrungen getroffen, diesem Übelstande abzuhelfen [9]). 3) Philadelphia, Township in der Grafschaft Rutland, Staat Vermont. 4) Philadelphia, Postort in der Grafschaft Monroe, Staat Alabama. 5) Philadelphia, Postort in der Grafschaft Hardin, Staat Kentuky, liegt in der Nähe des Ohio. (*G. M. S. Fischer.*)

PHILADELPHIA (Jacob). Unter den Männern, welche im vorigen Jahrhunderte ein mehr oder minder großes Aufsehen erregten, indem sie zum Theil durch das mystisch-magische Gewand, in welches sie sich zu hüllen wußten, nicht nur die Phantasie, sondern auch den Verstand selbst solcher, die eine hohe Stellung in der bürgerlichen, wie in der gelehrten Welt einnahmen, irreleiteten und misbrauchten, und in Hinsicht welcher wir nur die Namen St. Germain, Cagliostro, Mesmer, Casanova zu nennen brauchen, nimmt Jacob Philadelphia eine nicht unbedeutende Stellt ein. Nicht nur, daß alle Professoren der höhern Magie, sowie die gewöhnlichen Taschenspieler bis in den Anfang des jetzigen Jahrhunderts es sich zur Ehre rechneten, Schüler Philadelphia's zu sein, lebte und lebt zum Theil noch jetzt sein Name fort unter den verschiedenen Stämmen des teutschen Volkes, und wie an den Namen Faust (Fust) sich die wunderlichsten Sagen knüpfen, so war und ist dies auch noch bei Philadelphia der Fall. Es würde uns zu weit führen, wollten wir alle die Sagen erwähnen, deren Erzählung uns in den Jahren des Knabenalters so oft die kalten Stürme des Winters vergessen ließen, einige mögen genügen. Wie Faust bekanntlich auf einem Weinfasse zu dem Auerbachischen Keller in Leipzig hinaus ritt, so soll Philadelphia in Berlin zu gleicher Zeit zu vier Thoren hinausgefahren sein; eine andere Sage läßt ihn in Göttingen an dem Faden eines in die Luft geworfenen Bindfadenknäuls so hoch in die Wolken hinaufsteigen, bis er sich den Augen der gaffenden Menge entzog; eine dritte Sage berichtet das Wunderbarste über seinen Selbstwiederbelebungsversuch. Nach dieser befahl er seinem Diener, ihn (wir wissen nicht genau anzugeben, ob dies kurz vor, oder kurz nach seinem Tode geschehen sollte), in Stücken zu schneiden und zu hauen, und diese in ein mit aromatischen Kräutern gefülltes Faß zu spunden, indem er dann nach neun Monaten in das Leben zurückkehren werde. Unglücklicher Weise habe der Diener, von Neugierde getrieben, das Faß zu früh geöffnet und nun zwar ein völlig ausgebildetes, aber nach einigen Athemzügen verscheidendes Kind ge-

ten zu müssen. Sie verlasen daher eine außerordentliche Volksversammlung und der Beredsamkeit des ersten Advocaten von Philadelphia, Horace Binney, gelang es, diese zu dem Beschlusse zu bewegen, das Kriegsrecht in Kraft zu setzen und die Stadt der bewaffneten Macht zu übergeben. Diesem Beschlusse zufolge schlug der die erste Division der Pennsylvanischen Miliz befehligende Generalmajor in der Girardbank, welche in der dritten Straße liegt, sein Hauptquartier auf; auch der Gouverneur von Pennsylvanien, Sir D. R. Porter, traf von Harrisburg und Lancaster mit vier Compagnien Freiwilliger ein, und der Capitain der Dampffregatte Pinceton stellte 100 bewaffnete Matrosen zur Disposition. Sofort durchzogen Abtheilungen der Bürgermiliz die Straßen und besetzten alle Zugänge, welche zu den Kirchen, Schulen und Häusern der Katholiken führten; ja selbst Kanonen wurden, um diese zu schützen, an den Ecken der Straßen aufgeführt. Am Abend endlich erschien Seitens des commandirenden Generals in Folge der ihm von der höchsten bürgerlichen Gewalt des Staats und der Stadt übertragenen Macht der Befehl, nöthigen Falls Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, wobei jedoch den Officieren befohlen wurde, das Volk, ehe dies geschehe, anzureden und ihm eine raisonnable (vernünftige) Zeit, d. h. fünf Minuten, zum Rückzuge und Auseinandergehen zu gestatten. Diese kräftigen Maßregeln stellten Ruhe und Ordnung schnell wieder her. — Vergl. Illustrirte Zeitung. (Leipzig, den 6. Juli 1844.) S. 3.

9) Vergl. auch *Morse*, Geogr. Vol. I, und *Rees* Cyclopaedia etc. Vol. XXVII.

funden. Nur von der zweiten Sage sind wir im Stande, den wahrscheinlichen Grund ihrer Entstehung anzugeben. Philadelphia beabsichtigte im J. 1777 Vorstellungen in Göttingen zu geben. Da er sich nun diese für die damalige Zeit außerordentlich hoch bezahlen ließ [1]), so wollte der große Physiker Lichtenberg, der witzigste Kopf seiner Zeit, es verhindern, daß die Göttinger und namentlich die Studenten um ihr Geld kämen, und ließ daher in Philadelphia's Namen, dessen Ankündigungszettel beißend persiflirend [2]), ein Avertissement drucken und an allen geeigneten Orten anschlagen, in welchem sich der Künstler anheischig machte, die außerordentlichsten Dinge und besonders auch die angedeutete Luftfahrt auszuführen. Als nun Philadelphia nach Göttingen kam und bei Erblickung dieser Avertissements sogleich einsah, daß es unmöglich sei, das zu leisten, was ihn Lichtenberg hatte versprechen lassen, so reiste er auf der Stelle wieder ab und Lichtenberg hatte seinen Zweck erreicht. Die Folge dieser Avertissements, welche sich schnell überall hin verbreiteten, war nun, daß man — denn alles Gedruckte mußte ja wahr sein, zumal wenn es von einem Professor einer berühmten Akademie herrührte — unbedingt an Philadelphia's Wolkenfahrt glaubte, und zwar um so mehr, da die lustigen Studenten nicht grade geneigt waren, diese abzuleugnen [3]). Trotz dem war Philadelphia kein ganz gewöhnlicher Taschenspieler, wenigstens für seine Zeit, und seine fünf Hauptstücke gründeten sich auf Mathematik und Physik, weshalb auch der gelehrte Mathematiker Schmidt in Schulpforte sie alle erklären zu können glaubte, obgleich Philadelphia dies nur von vier zugeben wollte. Deshalb unterzeichnete er sich, wie dies auch in einem seiner Originalbriefe der Fall ist, gewöhnlich „Künstler der Mathematik" und sogenannte Taschenspielerkünste brauchte er nur als Vor-, Zwischen- und Nachspiele. Obgleich nun Philadelphia zu seiner Zeit ein nicht ungewöhnliches Aufsehen erregte, so haben wir doch über seine nähern Lebensverhältnisse nur sehr sparsame Nachrichten erhalten können. Nach diesen war er jüdischer Abkunft und wurde in Nordamerika zu Philadelphia in den ersten beiden Decennien des vorigen Jahrhunderts geboren. Späterhin trat er zum Christenthume über (nach einer andern Nachricht blieb er Jude bis an seinen Tod) und fügte deshalb den Namen Jacob dem seiner Geburtsstadt bei. Regen Geistes, wie er war, faßte er Neigung zur Mathematik, Physik und der Cabbala, und dies brachte ihn in die Nähe eines Herzogs von Cumberland, bei welchem er bis zu dessen Tode verblieb. Jetzt, um 1756 oder 1757, betrat er seine Laufbahn als Künstler der Mathematik und Magie, und zwar nicht ohne Erfolg, denn das gelehrte englische Magazin (Jahrgang 1758 und 1759) gedenkt seiner ziemlich ehrenvoll. In den nächstfolgenden

1) In einem Anschlagezettel Philadelphia's, der jedoch weder den Ort, noch das Jahr bezeichnet, für welche er bestimmt ist, heißt es: Nur drei Vorstellungen werden hierin dahier gegeben, bei welchen der Künstler zwei von seinen fünf Hauptstücken machen wird, dafür ihm in Wien 300 Thaler bezahlt worden. Zum Beschluß wird bemeldeter Künstler noch ein Nachspiel geben, welches der Taschenspielerei nachahmet. Und do er dahier „mehr Ehre als Interesse halber seine Kunststücke zeiget," so wird für das Billet nur 1 fl. 12 Kr. bezahlt ꝛc. Sollte eine geschlossene Gesellschaft seine Kunststücke in seinem Logchie allein zu sehen Belieben tragen: so bezahlt solche, wenn diese 40 Personen an der Zahl ist, 40 kleine Thaler; und würden sich auch mehr Personen über gedachte Zahl finden, so verbleibt dennoch der Preis 1 Fl. 12 Kr. für jede Person. Nur muß es ihm einen Tag vorher angezeigt werden, um alle Vorkehrungen machen zu können; weniger als 40 Personen aber wird keine Vorstellung gegeben. 2) Zum Beweise dieser Persiflage diene nur Folgendes. Philadelphia sagt in einer Ankündigung: Mit gnädigster Erlaubniß wird einem geehrten Publicum, und den Liebhabern mathematisch-physikalischer Künste hierdurch bekannt gemacht, daß Jacob Philadelphia seine Geschicklichkeiten, welche er auf seinen Reisen „durch alle vier Theile der Welt mit vieler Mühe erlernt hat, jetzt aus freier Hand mit einer nie gesehenen Geschwindigkeit und Accuratesse vorzuzeigen die Ehre haben wird. Er hat seine Wissenschaften an großen Höfen ꝛc. mit gnädigst bezeigtem Beifalle zu erweisen „die höchste Gnade gehabt." In Lichtenberg's Avertissement heißt es dagegen: Allen Liebhabern der übernatürlichen Physik wird hierdurch bekannt gemacht, daß vor ein paar Tagen der weltberühmte Zauberer Philadelphus Philadelphia, dessen schon Cardanus in seinem Buche (de natura supernaturali) Erwähnung thut, indem er ihn „den von Himmel und Hölle Benedeieten" nennt, allhier auf der ordinairen Post angekommen ist, ob es ihm gleich ein Leichtes gewesen wäre, durch die Luft zu kommen. „Es ist nämlich derselbe, der im Jahre 1482 zu Venedig auf öffentlichem Markte einen Knäul Bindfaden in die Wolken hinauf und daran in die Luft kletterte, bis man ihn nicht mehr gesehen." Er wird mit dem 9. Januar dieses Jahres anfangen, eine „Einen Thaler-Kunststücke" auf dem hiesigen Kaufhause, öffentlich-heimlich, den Augen des Publici vorzulegen und wöchentlich zu bessern fortschreiten, bis er endlich zu seinen 500 Louisdor-Stücken kommt. Es hat dieser die Gnade gehabt, vor allen hohen und niedrigen Potentaten aller vier Welttheile und noch vorige Woche auch sogar „im fünften," vor Ihrer Maj. der Königin Omeeta auf Otaheite mit dem größten Beifall seine Künste zu machen. — Nun folgt die Aufzählung der Einen Thaler-Stücke und bei dem 4. heißt es: Ein metaphysisches Stück, sonst gemeiniglich *Här*, meta physica genannt, worin er zeigt, daß wirklich etwas zugleich sein und nicht sein kann. Es fodert große Zubereitung und Kosten und gibt er es blos der Universität zu Ehren." Vergl. G. Chr. Lichtenberg's Vermischte Schriften ꝛc. (Göttingen 1801.) 3. Bd. S. 231 fg.

3) Nach einer weitern Ausführung dieser Sage fiel Philadelphia gliederweise aus der Luft herab und wurde von seinem Diener wieder zusammengesetzt. Etwas ganz ähnliches F. Valbaum (Historie der ost-indischen Insel Groß-Java ꝛc. [Leipzig 1754.] S. 170.), indem er sagt: Eduardus Mellon erzählte in Ant. Paulini's eröffnetem Cabinete ausländischer Merkwürdigkeiten (S. 245—249) folgendes Kunststück eines chinesischen Gauklers. Dieser nahm ein aufgewickeltes Knäul von einem Stricke, davon er das herabhängende Ende in der Hand behielt, und warf das Knäul mit einer solchen Gewalt in die Luft, daß es kein Mensch mit dem Gesichte mehr erreichen konnte. Hierauf kletterte er selbst mit großer Behendigkeit an dem Stricke hinauf, daß er in kurzer Zeit gleichfalls allen Zuschauern aus den Augen kam. Ich stand damals in größter Verwunderung und wußte nicht, was daraus werden sollte, bis ich inzwischen und alle Zuschauer neben mir sahen, daß ein Bein aus der Luft herunterfiel, welches ein anderer Goukler aufhob und in einen Korb warf. Wenige Zeit darauf fiel eine Hand herab und gleich nachher abermals ein Bein. Mit einem Worte, alle Glieder kamen solchergestalt aus der Luft gefallen und wurden in den Korb geworfen. Das allerletzte war der Kopf, welcher gleichfalls in den Korb kam, worauf selbiger umgekehrt wurde. Hierauf sahen wir von unsern Augen, wie alle diese Glieder zusammenkrochen und sich vereinigten, daß also ein vollkommener Mensch wieder daraus wurde, der wiederum stehen und gehen konnte, wie er vorher gethan, ohne daß man den geringsten Schaden an ihm bemerkt hätte, was ohne des bösen Feindes Hilfe gewiß nicht zugehen konnte.

Digitized by Google

zehn Jahren durchreiste er England, Irland, Portugal, Spanien, und im Jahre 1771 finden wir ihn zu Petersburg, wo er die Kaiserin Katharina II. dadurch in Schrecken setzte, daß er sich in ihrem Zimmer an eine Art von Galgen aufhängen und dann seine Glieder, Leib und Kopf stückweise herabfallen ließ und sich wieder zusammensetzte, worin die Note 3 ihre Erklärung finden dürfte. Andere schreiben das Ebenerzählte dem Pinetti zu. Katharina beschenkte nichtsdestoweniger Philadelphia reichlich, und auf ihren Befehl lud ihn ihr allmächtiger Günstling, der Graf Orloff, in dem letztgenannten Jahre zum Congreß nach Fokczany (Fokschany in der Walachei) ein, von wo aus er sich nach Constantinopel zu dem Sultan Mustapha III. begab. Am 18. und 24. August 1773 und späterhin gab er Vorstellungen in Wien, wo ihm vom kaiserlichen Hofe 300 Thlr. für seine Leistungen gezahlt wurden, sowie in Potsdam und Berlin, in welcher letztern Stadt er, wie wir bereits angedeutet haben, zum Ärger Friedrich's des Großen, der ihn nicht wohl wollte, zu vier Thoren zugleich hinausfuhr. Im Januar 1777 finden wir ihn in Göttingen, wo ihm Lichtenberg, wie wir sahen, einen bösen Streich spielte und im J. 1779 finden wir ihn in Strasburg, von welchem Orte er, wie aus einem seiner Briefe an einen Herren Hötzel in Köthen hervorgeht, nach Basel und der Schweiz reisen wollte *). In den Jahren zwischen 1790 bis 1795 verschwindet er für uns spurlos, vielleicht daß er in der Revolutionszeit in Frankreich, wie so mancher andere Teutsche, unbeachtet sein Leben verlor. Wenn er nicht auf Reisen war, hielt er sich seit dem Jahre 1773 gewöhnlich in Köthen auf, wohin er namentlich von Kehl aus eine bedeutende Summe an den genannten Hötzel sendete, von welcher dieser theils Schulden an eine Bauernamme, wie er sie nennt, wahrscheinlich die Mutter seiner Kinder, theils Hausmiethe ic. bezahlen sollte *). Er hatte einen Sohn und eine Tochter. Der erstere ist früh als Kind verstorben; die letztere, Johanna, lebt noch als Witwe des Tambours Creutzmann, vom Regiment Renouard, mit welchem sie sich 1803 verehelichte, hochbetagt in Halle an der Saale. Ihr Vater ist ihr Stolz; sie beschreibt ihn als schön und als einen großen Kinderfreund, der für sie, so lange er lebte, immer treulich gesorgt habe. Das plötzliche Verschwinden Philadelphia's hat vielleicht zu der von uns oben angeführten Sage Hinsichts seines Todes Veranlassung gegeben; nach einer andern Sage, die aus dem Munde eines alten Handwerkers fließt, dem aber leider das Aristotelische Wo? entfallen ist, soll er von den Bewohnern irgend einer Stadt in siedendem Öle, welches jedoch dem Evangelisten Johannes, nach Guericke's Kirchengeschichte, Nichts schadete, getödtet worden sein, weil er sie bei der Rückkehr aus der Kirche durch seine Zauberkraft der Kleider beraubt habe, sodaß sie nackten Leibes hätten nach Hause gehen müssen. (*G. M. S. Fischer.*)

Philadelphier, soviel wie Engelsbrüder, s. Gichtel.

PHILADELPHISCHE GESELLSCHAFT. Diesen Namen führt in der englischen Kirchengeschichte ein obscurer und unbeträchtlicher Verein von Mystikern, welchen gegen das Ende des 17. Jahrh. eine Schwärmerin, Namens Jane (Johanne) Leadley, stiftete, indem sie durch ihre Visionen, Prophezeiungen und Lehren Anhänger gewann, unter denen sich selbst einige Gelehrte befanden. Dies Weib war der Ansicht, daß alle Zwietracht unter den Christen aufhören und das Reich des Erlösers ein Reich der Liebe, der Eintracht und des Glückes werden würde, wenn die Christen ohne Berücksichtigung der kirchlichen Lehren und Einrichtungen, welche die einzelnen Confessionen trennen, ihre Seelen der Sorge des innern Führers überlassen wollten, um durch dessen göttliche Antriebe und Eingebungen belehrt, regiert und geleitet zu werden. Sie gab vor, einen göttlichen Befehl erhalten zu haben, die Ankunft dieser herrlichen Vereinigung der Heiligen zu verkünden, und bildete sich ein, daß die, von ihr gestiftete Gesellschaft das wahre Königreich Christi sei. Eine ihrer Hauptlehren war die, daß alle vernünftige Wesen endlich zur Vollkommenheit und zur ungetrübten Glückseligkeit gelangen würden. (*G. M. S. Fischer.*)

PHILADELPHISCHE STEINE. Mit diesem Namen belegen einige englische Schriftsteller Steine, welche in den Mauern der alten kleinasiatischen Stadt Philadelphia (s. d. Art.) gefunden und von Andern Christenknochen genannt werden. Es geht nämlich die Sage, daß die Türken die Stadt nach ihrer Eroberung befestigt und zu diesem Ende Mauern aus den Gebeinen der von ihnen erschlagenen Christen erbaut hätten. D. Smyth erwähnt diese Mauern als einen Beweis für die Grausamkeit der Türken; allein er ist im Irrthum, denn die von ihm darin gefundenen Knochen sind nichts als lockere, poröse, spathartige Steine, welche eine alte, in den Mauern befindliche Wasserleitung liefert. Sir Paul Ricaut *) brachte Stücken von diesen Knochensteinen nach England, und eine genaue Untersuchung ergab, daß diese Steine nichts waren, als verschiedene, meistens vegetabilische, incrustirte Körper, wie diese sich auch in der versteinernden Quelle zu Knaresborough in der Grafschaft York und in Karlsbad finden. Diese Körper sind oft in großer Menge durch Incrustation mit einander verbunden, ihre wahre Gestalt geht dadurch verloren und wird nur von einem scharfen Auge wieder aufgefunden.

(*G. M. S. Fischer.*)

PHILADELPHOS, Beiname 1) von Ptolemäos II., Könige von Ägypten; 2) von Attalos II., Könige von Pergamum; s. d. Art. Ptolemäer und pergamenisches Reich, III, 16, 490 fg. Der Name bezeichnet den seine Geschwister Liebenden. (*H.*)

PHILADELPHOS aus Ptolemais nennt *Athen.* I, 1, d einen der Deipnosophisten, und bezeichnet ihn als

4) Nach einem, von Basel unter dem 7. Aug. 1779 von Strasburg aus datirten Briefe sendete er an diesen Hötzel 50 Stück neue, fünf St. alte Doppellouisd'or, zwei St. Carolin und einen Dukaten. Davon sollte die gedachte Bauernamme 18 Louisd'or, seine Tochter den Rest nebst einer Medaille, welche ihm von dem Magistrat zu Schwäbisch-Hall verehrt worden war, erhalten.

*) Vergl. *P. Rycaut*, The present State of the Ottoman Empire in three Books (Lond. 1668.) Fol.

einen in philosophischer Speculation wie im Leben ausgezeichneten Mann. In den uns erhaltenen Theilen vom Werke des Athenäos wird übrigens seiner weiter nicht gedacht. Welcher von des Athenäos Zeitgenossen damit angedeutet werde, läßt sich nicht ausmitteln. (*H.*)

PHILADELPHUS. So nannte Rupp und nach ihm Linné eine Pflanzengattung, welche Tournefort mit dem Namen Syringa bezeichnete, aus der ersten Ordnung der 12. Linné'schen Classe und aus der natürlichen Familie der Philadelpheen. Char. Der Kelch kreiselförmig, mit dem Fruchtknoten verwachsen, mit vier- oder fünftheiligem Saume; vier oder fünf im Kelche eingefügte Corollenblättchen, welche länger sind als die im Kelchrachen stehenden Staubfäden; der Griffel vier- oder fünfspaltig mit ablangen Narben; die Kapsel vier- oder fünffächerig, vielsamig; die Mutterkuchen in den innern Winkeln der Scheidewände; die Samen sägemehlförmig, mit einem lockern, pergamentartigen, oben gezähnten Mantel (arillus) umhüllt (*Gärtner*, De fruct. t. 35). Die sechs bekannten Arten: Ph. coronarius, Ph. latifolius *Delile*, Ph. grandiflorus *Willdenow*, Ph. hirsutus *Nuttall*, Ph. Lewisii *Pursh* und Ph. inodorus *Miller*, sind, die erste im südlichen Europa, die übrigen in Nordamerika einheimische Sträucher. Ph. coronarius *Linn.* (wohlriechender Pfeifenstrauch, wilder, teutscher, welscher, falscher, Kron- oder Bastardjasmin, falsche Syringe, Kandelblüthe, Schkuhr, Handb. T. 131), ein drei bis sechs Fuß hoher, buschiger Strauch, mit gegenüberstehenden, elliptischen, zugespitzten, gelägten, unten kurzbehaarten, stark geaderten Blättern, endständigen vier- bis fünfblumigen Scheintrauben und weißen, wohlriechenden Blumen. Der wohlriechende Pfeifenstrauch, gewöhnlich Jasmin genannt, wird in Gärten als Zierstrauch verwendet, auch in einer kugelförmig-buschigen, kleinern, selten blühenden Abart (dem Zwergpfeifenstrauche, Ph. nanus *Miller*) und kommt im südlichen Europa verwildert vor, stammt aber wahrscheinlich aus dem südwestlichen Theile von Mittelasien, da er erst bei Athenäus nach Apollodor unter dem Namen φιλάδελφον als parthischer Strauch sich erwähnt findet. Die aromatischen Blumen (Flores Philadelphi, Syringae albae, s. Jasmini sylvestris) waren früher officinell und werden hin und wieder zur Verfälschung des Jasminöls gebraucht; die geraden Schößlinge benutzt man als Tabakspfeifenröhre. (*A. Sprengel.*)

PHILADELPHUS CORONARIUS *Lin.*, dessen Blumen als teutsche Jasminblumen, Vielrebenblumen, Flores Philadelphi s. Jasmini albi s. Syringae albae, als ein sogenanntes nervenstärkendes Mittel früherhin in Gebrauch waren. Sie haben einen starken, ziemlich jasminartigen Geruch, der, obgleich er von einem ätherischen Öle abhängig, durch das Trocknen bald verloren geht. Durch Destillation mit Wasser läßt sich das ätherische Öl des teutschen Jasmins nicht gewinnen, werden aber nach Buchner d. J. die frischen Blumenblätter auf die von Robiquet vorgeschlagene Weise mit Äther behandelt, so erhält man zwei Flüssigkeitsschichten, wovon die obere, goldgelbe, nach den Blumen riechende, bei sofortiger Destillation, ein sehr schwach nach den Blüthen riechendes Destillat, aber einen stark hiernach riechenden Rückstand gab, der aus einem gelben butterartigen Fette und etwas Flüssigkeit bestand, welche stark mit dem Arom geschwängert war, dieses beim Schütteln mit Äther an diesen vollständig abgab, und nach der vollkommenen Reinigung der ätherischen Lösung durch Chlorealcium eine wenig gefärbte Flüssigkeit darstellte, welche den intensivsten Jasmingeruch besaß und sich an der Luft sehr schnell verflüchtigte, wobei etwas Chlorealcium hinterblieb, welches beim Zerfließen an der Luft einige Tropfen des ätherischen Öles von goldgelber Farbe zeigte. (*Döbereiner.*)

PHILAE (*Φίλαι*), eine ägyptische Stadt auf einer Insel gleichen Namens in Thebais oder Oberägypten, nach Strabon hundert Stadien von Syene entfernt, welche Stadt als Vereinigungspunkt mit den äthiopischen Bewohnern von Meroe durch die Ptolemäer angelegt wurde. Strabon gibt über seine Reise hierher folgenden Bericht (XVII. 1, 818 *Cas.*): „Wir gelangten auf einem Wagen von Syene nach Philä, indem wir einen sehr ebenen Weg von hundert Stadien zurücklegten. Auf diesem ganzen Wege erblickten wir auf beiden Seiten an vielen Stellen einen großen, runden, ziemlich glatten Stein, ähnlich der kugelförmigen schwarzen und harten Steinmasse, aus welcher Mörser gefertigt werden, und zwar auf einem größern Steine ruhend, und auf jenem wiederum einen andern. An manchen Stellen lagen diese runden Steine auch einzeln für sich allein. Der größte hatte einen Durchmesser von zwölf Fuß, alle kleinern betrugen wenigstens die Hälfte dieses Maßes. Wir fuhren dann auf einem leichten geflochtenen Nachen (ἐπὶ πάκτωνος) nach der Insel über. Der πακτὼν ist ein aus Geflechten zusammengesetztes kleines Fahrzeug (σκαφίον, ὃσοι ἐοικέναι διαπλοκίῳ). Indem wir entweder in dem durch das Geflecht dringenden Wasser standen, oder auf querliegenden Bretern uns niedergesetzt hatten, gelangten wir ohne Furcht an die Insel; denn diese Fahrzeuge sind gefahrlos, wenn man sie nicht überladet." Jene Steine, jedenfalls in schwarzem Basalt bestehend, mochten dem besondern Cult einer Gottheit geweihet sein. Eine Beschreibung der Insel erhalten wir durch Seneca (Quaest. nat. IV, 2): Philae insula est aspera et undique praerupta: duobus in unum cuturis amnibus cingitur, qui Nilo mutantur et ejus nomen ferunt. Urbem totam complectitur. Hanc Nilus magnus magis quam violentus, egressus Aethiopiam arenasque, per quas iter ad commercia Indici maris est, praelabitur. Excipiunt eum cataractae, nobilis insigni spectaculo locus. Dieser Eigenthümlichkeit wegen hat Sicker (2. Th. S. 617) ihren Namen aus dem semitisch-hebräischen und arabischen Phalahh und Phálehe, „abscheiden, spalten, absondern," woher Phálahh, „ein abgeschnittenes Stück," hergeleitet. Forster hat hier die alte Völkerschaft Phul (Jes. 66, 19) finden wollen und פול nach dem Koptischen durch „hoher Wohnort" erklärt; s. d'Anville, Alte Erdb. 4. Th. S. 131. Auch Ptolemäus (IV, 5) und Plinius (H. N. V. 9) erwähnen diese Insel. Der Letztere aber gibt ihr eine unrichtige Lage, et ex adverso insulae IV Philae, DC M. passuum a Nili fissura,

unde appellari diximus Deltn; ſ. *Cellar.* Orb. ant. III. p. 86. Strabon (l. c.) bezeichnet Philá als eine von den Äthiopiern und Ägyptiern gemeinſchaftlich bewohnte Inſel, ſowie Elephantine, welcher ſie auch an Größe gleichkomme. Hier waren ägyptiſche Tempel. Auch wurde hier der äthiopiſche Vogel, welchen man als Falken (ἱέρακες) betrachtete, verehrt. Strabon (l. c.) fand aber dieſen Vogel keineswegs den übrigen Falkenarten ähnlich, ſondern viel größer und durch ſein buntes Gefieder von jenen ganz verſchieden. Man gab ihn für einen äthiopiſchen Vogel aus, und aus Äthiopien wurde ein anderer herbeigebracht, wenn der vorhandene umgekommen war. Dem Strabon wurde bei ſeiner Gegenwart ein durch Krankheit dahinſchwindender heiliger Vogel dieſer Art gezeigt. Herodot kannte die Stadt Philá noch nicht (II, 30). Unter den Ptolemäern erhob ſie ſich durch prächtige Anlagen, und unter der römiſchen Herrſchaft erſcheint ſie in vollem Glanze. Als Cornelius Gallus, von dem Kaiſer Auguſtus zum Präfectus Ägyptens ernannt, mit den benachbarten Arabern Krieg führte, hatten indeſſen die Äthiopier die Gelegenheit benutzt, waren mit einem Heere in Thebais eingefallen, hatten die nur in drei Cohorten beſtehende römiſche Beſatzung zu Syene angegriffen und bewältigt, und waren ſo Herren von Syene, Elephantine und Philá geworden, wo ſie die Bildſäulen des Kaiſers niederwarfen. Da rückte Petronius mit einem Heere von nicht vollen 10,000 Mann Fußvolk und 800 Reitern heran, und zwang die gegen 30,000 Mann zählenden Feinde, ſich nach Pſelche in Äthiopien zurückzuziehen. Als ſie hierauf ſeinen Geſandten keine genügende Antwort ertheilten, nöthigte er ſie zu einer Schlacht und beſiegte ſie völlig (*Strab.* XVII, 1, 820 sq. *Cas.*, welcher über die weitere Expedition des Petronius Bericht erſtattet). Nach der Angabe des Diodorus Siculus (I, 22) glaubten Einige, daß die Ruheſtätten des Oſiris und der Iſis nicht zu Memphis ſeien, ſondern auf einer Nilinſel bei Philá (*κατὰ τὴν ἐν τῷ Νείλῳ νῆσον, κειμένην μὲν πρὸς ταῖς καλουμέναις Φίλαις, ἔχουσαν δὲ προσηγορίαν ἀπὸ τοῦ συμβεβηκότος, ἱεροῦ πεδίον*). Hier ſcheint er dieſe Nilinſel von Philá ſelbſt zu unterſcheiden. Im Folgenden aber wird Philá ſelbſt als Begräbnißort bezeichnet (*ὅταν τις τὸν Ὄσιριν τὸν ἐν Φίλαις κείμενον ὀμόσῃ*, ibid.). Allein da dieſe Inſel in dieſer Beziehung als ἄβατος und nur für Prieſter zugänglich bezeichnet wird, ſo muß dieſelbe dicht an der Inſel Philá gelegen haben und mochte einen kleinen Appendix der letztern ausmachen. Hierin finden wir zugleich eine Erklärung der insulae IV Philae des Plinius (H. N. V, 10). Im 4. Jahrh. nach Chriſtus war Philá in Verfall gekommen. Diocletianus ſuchte der Inſel die alte Bedeutung wieder zu geben und gewährte den Blemmyes die umliegenden Gegenden zur Anſiedelung. Die Notitia Imperii erwähnt die legio prima Maximiana zu Filis, und es iſt wahrſcheinlich, daß dieſe durch Diocletian als Beſatzung zum Schutz der Grenze hierher verſetzt worden war. Auch im Itinerarium Antonini kommt Filae ſtatt Philae vor (ſ. Mannert 10. Th. 1. Abth. S. 236 fg.). Juſtinianus zwang die Einwohner dieſer Gegenden mit Gewalt, das Chriſtenthum anzunehmen, und die alten Tempel wurden in Kirchen verwandelt (*Procop.* bell. Pers. I, 19). Im 7. Jahrh. wurde Philá mit ganz Ägypten von den Sarazenen erobert. Gegenwärtig heißt die Inſel Dſcheſira el-Birbe, und die Ruinen der alten Stadt werden Heßa genannt; ſ. *Cellar.* III. p. 86. Mannert 10. Th. 1. Abth. S. 234 fg. Goſſelin (Geogr. des Grecs anal. p. 106) bezeichnet Philá als äthiopiſche Stadt und glaubt nicht, daß Strabon hierher gekommen ſei, da doch dieſer Geograph dies in einer Weiſe berichtet, welche nicht den geringſten Zweifel zuläßt. Unter den neuern Reiſenden in Ägypten hat Quatremère über Philá gehandelt (Mém. géogr. et hist sur l'Égypte. [Paris 1811.] I, 380. 384. II, 7). Er bemerkt hier in Betreff ihrer Lage: Elle forme la frontière de l'Égypte du côté de la Nubie etc. (*Krause.*)

PHILAEMON (*Φιλαίμων*), einer der Söhne des Priamos nach *Apollodor* III, 12, 5. (*H.*)

Philaeni. ſ. Philaenorum arae.

PHILAENIS, eine Dichterin von Leukas, welche, wie es ſcheint, zur Zeit des Sophiſten Polykrates, eines Zeitgenoſſen des Iſokrates *), lebte; denn man ſagte, daß dieſer die ihr zugeſchriebenen Gedichte boshafter Weiſe unter ihrem Namen herausgegeben hätte. Dieſelben waren ſehr unzüchtigen Inhaltes und ſcheinen eine Art Anweiſung zur Ars Amatoria im obſcönen Sinne des Worts enthalten zu haben, daher Chryſipp dieſes Gedicht und die Gaſtronomie des Archeſtratos zuſammen nannte. Äſchrion von Samos hatte dagegen in einer fingirten Grabſchrift auf die Philänis, welche in Choliamben gedichtet und durch Athenäus erhalten iſt, den Polykrates als Verfaſſer genannt; ſ. *Athen.*, Deipnosoph. V. p. 220 F, VIII. p. 335 B—E, X. p. 457 D. Die Choliamben des Äſchrion ſtehen auch bei Meineke in der Sammlung der Choliambendichter hinter *Babrii* Fabb. Aesop. ed. *C. Lachmann.* (Berolini 1845.) p. 137. (*Preller.*)

Übrigens kommt Philänis und das Diminutiv Philänion öfter als Frauenname vor, z. B. als Name einer Hetäre bei *Lucian.* Dialog. Meretr. VI. p. 220 Bip. (*H.*)

PHILAENORUM ARAE (*Φιλαίνων βωμοί*, Philaenorum aras), ein Ort in Afrika, welcher die Grenzſcheide des kyrenäiſchen und carthagiſchen Gebietes bildete. Die älteſte Nachricht finden wir hierüber bei *Scylax* p. 312 (ed. *Gail*, Geogr. Gr. min. T. I): *Τὸ δὲ βάθος τῆς Σύρτιδος ἔως τῶν Ἑσπερίδων πρὸς τοὺς Φιλαίνου βωμοὺς εἰς τὸν μυχὸν τοῦ κόλπου πλοῦς ἡμερῶν γ' καὶ νυκτῶν*; ſ. dazu *Gail.* Maße von Entfernungen gibt der Anonymi stadiasm. maris magni. p. 451. 453 (ed. *Gail.* T. II. Geogr. Gr. min.): *οἱ πάντες ὁμοῦ ἀπὸ Βερνικίδος ἕως Φιλήνων βωμῶν σταδ. β. ἀπὸ Φιλήνων βωμῶν ἕως Φιλίππου ἄκρας σταδ. ν.* Dann *οἱ πάντες ὁμοῦ ἀπὸ Φιλίππων βωμοῦ* (l. *Φιλήνων βωμοῦ*) *εἰς Λέπτιν τὴν Μεγάλην σταδ. ὀςτ'.* Dazu die

*) Vergl. *Bentley*, Opusc. p. 50 sq. *Meier*, Comment. III. de Andocidis q. fertur orat. c. Alcib. Ind. Schol. Hal. 1837. aest. p. XIII.

Digitized by Google

Herausgeber. Diese Maßangaben nach Stadien, von dem Anonymus auf einer Küstenfahrt gemacht, werden von Bail (Diss. de stadiasm. l. c. p. 414 sq. T. II) als genaue bezeichnet. Nach Polybios (III, 39, 2) herrschten die Karchedonier zur Zeit des zweiten punischen Krieges über alle nach dem Mittelmeer hin liegenden Landschaften Libyens von den Altären des Philänos an der großen Syrte bis an die Säulen des Herakles. Strabon (XVII, 3, 836 *Cas.*) setzt die *Φιλαίνων βωμοί* zwischen ein Emporion der Carthaginienser, Charax genannt, wo sie mit den Kyrenäern einen Tauschhandel trieben, und den festen Ort Automala, welchen er als *Φρούριον* mit einer Besatzung bezeichnet. Dann erstreckt sich nach einer Angabe das Gebiet der Nasamonen, eines lidyschen Volkes, welches Plinius (H. N. V, 4) an die Küste der Syrte setzt, bis an die bezeichneten Altäre (ibid.). Die Nasamonen erwähnt auch Herodot (IV, 182), dessen Berichte über Libyen Rennel (Geogr. syst. of Herodot. p. 640 sq.) beleuchtet. An einer dritten Stelle setzt Strabon diese *βωμοί* in die Mitte beider Syrten, oder gibt das zwischen jenen Syrten liegende Gebiet (III, 5, 71 *Cas.*: *Καὶ οἱ Φιλαίνων λεγόμενοι βωμοί, κατὰ ἴσην που τὴν μεταξὺ τῶν Σύρτεων γῆν*). Dann bemerkt er ebendaselbst, daß jene *βωμοί* nicht mehr vorhanden seien, der Ort aber diesen Namen beibehalte. Ptolemäus (IV, 3) setzt diese Altäre überhaupt als die Grenze von Afrika: *Φιλαίνων κώμη, ὑφ' ἣν οἱ ὁμώνυμοι βωμοί, ὅριον Ἀφρικῆς.* Plinius (H. N. V. 4) gibt folgenden Bericht: inde Syrtis major, circuitu DCXXV, adita autem CCCXII M. passuum. Inde accolit gens Nasipadum. In intimo sinu fuit ora Lotophagon, quos quidam Alachrons dixere, ad Philaenorum aras: ex arena sunt eae. Auch Orosius (I, 2) setzt diese arae, sowie Strabo zwischen beide Syrten (die große und die kleine); s. *Tzschucke* ad *Pomp. Mel.* I, 7, 1. p. 164 vol. III. P. I. Sallustius hat in die Geschichte des Krieges mit Jugurtha eine Episode über den Ursprung der bezeichneten Altäre eingewebt, deren Inhalt folgender ist: „Die Carthager und Kyrenäer geriethen zur Zeit ihrer Macht und Blüthe in gegenseitigen Krieg wegen Grenzstreitigkeiten. Ein großes ebenes Sandfeld, ohne Fluß, ohne Berg lag in der Mitte und eine bestimmte Grenzmarkung war nicht vorhanden. Nachdem sich beide Völker durch vielfache Fehden gegenseitig geschwächt hatten, kamen sie dahin überein, daß von beiden Seiten an einem bestimmten Tage Gesandte ausgehen sollten, und wo diese zusammenstoßen würden, da sollte fortan die Grenzmarke beider Reiche sein. Von Carthago seien zwei Brüder, Philäni genannt, ausgegangen und haben ihren Weg beschleunigt. Die Gesandten von Kyrene haben sich mehr Zeit genommen, ob durch Sorglosigkeit oder durch Zufall, ist ungewiß. Auch habe sie vielleicht ein ungünstiger Wind, oder die Wellen des Sandes wie des Meeres bewege und dem Wanderer die Augen bedecke, aufgehalten. Als nun beim Zusammentreffen die Kyrenäer einsahen, daß sie noch sehr weit zurück seien und bei ihrer Rückkehr Strafe fürchteten, beschuldigten sie jene Brüder, daß sie zu früh von Carthago ausgegangen, und suchten die ganze Angelegenheit in Unordnung zu bringen und ungültig zu machen. Da haben die Punier eine andere Bedingung gefodert, welche der Billigkeit gemäß sei. Die Kyrenäer haben nun vorgeschlagen, daß entweder die Carthager da, wo sie die Grenzmarke bestimmen wollten, sich lebendig begraben ließen, oder daß sie selbst, die Kyrenäer, unter gleicher Bedingung, zu einem ihnen beliebigen Orte fortschreiten würden. Die Philäni haben diesen Vorschlag angenommen, ihr Leben dem Staate zum Opfer gebracht und seien hier lebendig beerdigt worden. Von den Carthagern seien ihnen aus Dankbarkeit diese Altäre errichtet und andere Ehrenbezeigungen zu Hause erwiesen worden. (*Sallust.* bell. Jug. c. 79.) Valerius Maximus (VI. 6, Extern. §. 4) erzählt dies auf ähnliche Weise, läßt aber die beiden Punier mit absichtlichem Betruge früher ausgehen (perfidia praecucurrere, citra constitutam horam maturato gressu in longius promotis terminis). Wahrscheinlich hat er hier ein Beispiel der Punica fides finden wollen. Solinus (c. 30. sect. 27) bemerkt: Philaenis fratribus a laudis cupidine Grajum vocamen datum. Tzschucke (ad *Pompon. Mel.* I, 7, 1) hält jenen Namen für einen punischen, wie dies schon Perizonius angenommen. Pomponius Mela (l. c.) stimmt mit Ptolemäus überein: regio, quae sequitur a promontorio Metagonio ad aras Philaenorum, proprie nomen Africae usurpat. Ebendaselbst (§. 6) erzählt er die bereits mitgetheilte Geschichte dieser arae; s. dazu *Tzschucke* Vol. III. 1. p. 163. 197 sq. — *Silius Ital.* XV, 704: possessor harenae, qua celebre invicti nomen posuere Philaeni. Späterhin, unter einem der Ptolemäer, wurde ein Thurm, Euphrantas genannt, als Grenzmarke aufgeführt. (*Strab.* XVII, 3, 836 *Cas. Συνεχὴς δὲ ὁ Εὐφράντας πύργος ἐστὶν, ὅριον τῆς πρότερον Καρχηδονίας γῆς καὶ τῆς Κυρηναίας ὑπὸ Πτολεμαίων.*) Man hat übrigens über jene arae verschiedene Meinungen gehegt. Einige haben hierin blos Grabmäler erkannt, wie sie den 300 Spartiaten errichtet wurden (*Diod.* XI, 11). Corte (ad *Sallust.* Jug. c. 79 sq.) hatte angenommen, daß es zwei Berge oder Hügel auf Ebenen gewesen seien, was Sallust's Worte (l. c.) hinlänglich widerlegen, da jene arae auf Sandflächen lagen und hier durchaus keine Erhöhung einen admarkenden Grenzpunkt darbot. Wahrscheinlich haben ihm die Worte des Plinius (l. c. ex arena sunt eae) diese Meinung beigebracht. Auch kannte man in Griechenland eine Sage von einer Unholdin Lamia, welche in dieser Gegend hausen und den Armen der Mütter kleine Kinder entreißen sollte (*Diod.* XV, 41. Dazu *Wessel.*). — Cella fand auf seiner Reise die Stelle des oben erwähnten festen Ortes Automala wieder, traf hier Brunnen mit gutem Wasser, verfallene Häuser und große Steinmassen; s. Mannert 10. Th. 2. Abth. S. 115. Gegenwärtig soll die Stelle der arae den Namen Porto de Saba führen. *Oliverius* ap. *Tzschuck.* ad *Pomp. Mel.* l. c. p. 164. (*Krause.*)

PHILAEOS (*Φίλαιος*). 1) Der mythische Eponymos des attischen Gaues und Geschlechts der Philaidä: die meisten nennen ihn einen Sohn des Aias und einen Bruder des Eurysakes (z. B. *Herodot*, VI, 35. *Plut.*

Sol. 10), dagegen Pausanias (I, 35, 2) ihn einen Enkel des Aias und einen Sohn des Eurysakes nennt. 2) Ein Dichter nach *Photius*, Bibl. cod. 167. p. 115, a, 22 *Bekk.*, wo sich jedoch die Variante *Φίλιος* findet; *Meineke*, Qu. Sc. 2. verbessert: *Φιλέλλιος*. (*H.*)

PHILAGER, ein Rhetor aus Cilicien, Schüler des Lollianus, über den wir durch Philostrat (V. S. II. c. 8) allerlei erfahren. Er war sehr heftiger Gemüthsart, scharf und gallicht, was sich auch in seiner Gesichtsbildung aussprach. Einen seiner Zuhörer, welcher eingenickt war, soll er einmal vor Ärger auf den Kopf geschlagen haben. So zeichnete sich denn sein Vortrag durch Wärme aus, welche bis in sein Alter vorhielt, daher er für ein Musterbild der Schule des Lollianus galt. Er reiste weit herum und legte mit seinen Vorträgen überall Ehre ein; nur in Athen wollte es ihm nicht gelingen. Er trat hier nämlich mit großen Ansprüchen auf, kam darüber in Streit mit der Schule des gleichzeitigen und grade anwesenden Herodes Atticus, mußte sich von dieser nachweisen lassen, daß ein Vortrag, den er für eine Improvisation ausgab, schon früher von ihm gehalten war, und wurde auf die Weise blamirt. Als er nachher noch einen, übrigens gelungenen, Vortrag hielt, war er so grimmig, daß ihm die Stimme vor Galle versagte. Später stand er zu Rom dem Lehrstuhle der Rhetorik vor. Vgl. *Kaiser*, Philostr. Vitt. Sophi. p. 335 sq. (*Preller.*)

PHILAGONIA. Eine von Blume (Bydr. tot de Flor. van Nederl. Ind. V. p. 250) aufgestellte, noch unvollständig bekannte Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der vierten Linné'schen Classe (oder aus der vierten Ordnung der 22. Classe und aus der Verwandtschaft der Xanthoxyleen. Char. Die Blüthen diöcisch; der Kelch vierzähnig, vier Corollenblättchen; die Staubfäden mit den Corollenblättchen abwechselnd; die Antheren zweifächerig, auf dem Rücken befestigt; um den Fruchtknoten eine kaum bemerkbare, ringförmige Scheibe; die Narbe groß, schildförmig; die Kapsel vierfächerig, mit zweisamigen Fächern. Die einzige Art, Ph. procera *Blum.* (l. c.), ist ein hoher javanischer Baum mit gefiederten Blättern, lanzettförmigen, ganzrandigen, unbehaarten Blättchen und endständigen, breitheiligen Scheindolden. (*A. Sprengel.*)

PHILAGRIOS (*Φιλάγριος*). 1) Ein Redner der sogenannten rhodischen Schule, der sich zum Vorbild den Hyperides wählte, statt aber dessen Tugenden zu erreichen, nur trocken wurde. *Dionys. H.*, De Dinarch. p. 645. 2) Ein Arzt bei *Phot.*, Bibl. 221. p. 177, a 15. (*H.*)

Philagros, s. Philabros.

PHILAIDAI (*Φιλαΐδαι*), ein attischer Demos in der Phyle Ägeis und wahrscheinlich auch ein attisches Geschlecht (*γένος*). *Steph. Byz.* v. *Φιλαΐδαι, δῆμος τῆς Αἰγηίδος φυλῆς, ἀπὸ Φυλαίου τοῦ Αἴαντος υἱοῦ καὶ Ἀναιδῆς τῆς Κορωνοῦ τοῦ Λαπίθου*; s. *Boeckh.*, Corp. Inscr. T. I. n. 222. III, 115. (*Krause.*)

PHILALETHEN, oder Freunde der Wahrheit nannten sich die Mitglieder des 12. Grades der Freimaurerloge des amis réunis zu Paris. Diese Loge war im J. 1773 von dem großen Orient in Frankreich constituirt und hatte als Stifter Savalette de Langes, den Vicomte de Taoannes, Court de Gebelin, den Präsidenten d'Héricourt und andere. Die frühern Träumereien St. Martin's und die von ihm begünstigten chemischen und theosophischen Speculationen, sogar der Swedenborgianismus, fanden hier Anklang, aber zu den zehn Graden des St. Martinismus wurden zwei neue hinzugefügt, sodaß die Loge in zwölf Graden arbeitete, die zu je sechs die kleine oder niedere und die hohe oder obere Maurerei bildeten. Diese Stufen waren: 1) Lehrling, 2) Geselle, 3) Meister, 4) Auserwählter (les élus), 5) Schotte, 6) Ritter vom Orient, 7) Ritter vom Rosenkreuz, 8) Ritter vom Tempel, 9) unbekannter Philosoph, 10) erhabener Philosoph, 11) Geweihter und 12) Philaleth oder Meister aller Grade. Diese letztern standen an der Spitze der Loge und leiteten alle ihre Arbeiten mit unbeschränkter Vollmacht.

Wenn schon der Name, den sie sich gewählt hatten, hinlänglich den Gegenstand ihrer Untersuchungen bezeichnet, so deutete darauf noch mehr die praktische Thätigkeit, mit welcher sie die Erforschung der Wahrheit sich angelegen sein ließen. Zunächst brachten sie eine zahlreiche Sammlung von Schriften zusammen, die sich auf maurerische, hermetische und theosophische Systeme bezogen und gaben sich viel Mühe durch ausgebreiteten Briefwechsel mit allen Hauptstädten Europa's ihr Archiv mit wichtigen Documenten zu bereichern. Sie veröffentlichten mehre Schriften, die über ihre Zwecke und über ihre Ausbreitung Aufschluß gaben, namentlich Statuts et réglements particuliers de la R. L. des Amis Réunis à l'Or. de Paris (1774), die 1783 und 1788 einer Revision unterworfen und neu gedruckt wurden, desgleichen Instruction sur l'origine, l'administration et l'usage particulier de la L. des Philalèthes des Amis Réunis à l'Or. de Paris (1785) und einen Almanach maçonnique für das Jahr 1782, aus dem hervorgeht, daß sich bis zu dem angegebenen Zeitpunkte 20 Logen mit ihnen vereinigt hatten.

Nachdem in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts besonders in Teutschland wiederholt Zusammenkünfte der Freimaurer veranstaltet waren und namentlich 1782 der wilhelmsbader Congreß unter dem Vorsitze des Herzogs Ferdinand von Braunschweig die historischen Fragen über den Ursprung des Ordens sich zur Erörterung gestellt hatte, ohne zu einem genügenden Resultate zu gelangen, faßten die Philalethen 1785 den Entschluß, einen ähnlichen Convent nach Paris zu berufen. Wenn aber bei den frühern Zusammenkünften nur Brüder eines und desselben Systemes zur Berathung sich vereinigt hatten, so sollte hier kein Maurer, der die nöthigen Kenntnisse besitze und als solcher sich legitimire, ausgeschlossen sein; wenn man sich dort mehr mit Abfassung von Gesetzbüchern und äußern Ritualen beschäftigt hatte, so sollte hier die Wissenschaft selbst und das Lehrgebäude der Maurerei Gegenstand der Besprechung sein und hoffte dadurch, wenn auch nicht zur Entdeckung der Wahrheit selbst, doch zu dem Wege zu kommen, der darauf führt.

Digitized by Google

Das circulaire d'invitation à un convent fraternel des Francs-Maçons de tous les pays et réglines réunis à Paris wurde durch das conseil des Philalètes 1785 erlassen [1]) und nach allen Ländern geschickt. In Teutschland waren es besonders die hessischen und anhaltischen Provinzen.[2] Der Markgraf von Ansbach, Baron von Dalberg, Bode (in Weimar), Lavater, Forster (in Halle), Stark, Theden und Wöllner in Berlin, die man zur Theilnahme aufforderte [2]). Es waren darin sogleich die allgemeinen Grundsätze der Philalethen ausgesprochen, die das Dasein eines einzigen Gottes, die Unsterblichkeit und Immaterialität der Seele, die Strafen und Belohnungen in einem zukünftigen Leben und die Existenz einer so alten Wissenschaft, als die Menschen selbst sind, festhielten, außerdem aber den sogenannten geheimen Wissenschaften einen hohen Werth und große Bedeutung beilegten. Mit dem Circulare wurden die zehn Fragen vertheilt, deren Besprechung die Aufgabe sein sollte: 1) Quelle est la nature essentielle de la science maçonnique et quel est son caractère distinctif? 2) Quelle époque et quelle origine peut-on lui attribuer raisonnablement? 3) Quelles sociétes, quels corps ou individus peut-on croire l'avoir anciennement possédée? quels sont les corps par lesquels elle a successivement passé pour se perpetuer jusqu'à nous? 4) Quelles sociétés, quels corps ou individus peut-on croire en être, dans ce moment, ces vrais dépositaires? 5) La tradition qui l'a conservée est-elle orale ou écrite? 6) La science maçonnique a-t-elle des rapports avec les sciences connues sous le nom des sciences occultes ou secrètes? 7) Avec laquelle ou lesquelles de ces sciences a-t-elle le plus de rapport et quels sont ces rapports? 8) Quelle nature d'avantage doit-on attendre de la science maçonnique? 9) Quel est celui des régimes actuels qui seroit le meilleur à suivre, non comme coordination générale, mais comme le plus propre à faire aux disciples zélés et laborieux de prompts et utiles progrès dans la vraie science maçonnique? 10) Pourquoi, d'un accord général, tous les maçons appellent-ils *loge* leurs assemblées et le lieu dans lequel elles se tiennent? Quelle est l'origine et la vraie détinition du mot *loge*, du mot *temple* autre nom donné, par l'usage, au lieu de l'assemblée; de la phrase *ouvrir et fermer les travaux*, du mot *écossais* ou *d'écosse* pour les hauts grades; du mot de *Vénérable*, donné par les Français au maitre de la loge, et de celui de *maître en chaire*, donné par les Allemands? Wenn schon diese Fragen mit dem, was damals die Freimaurer vorzüglich beschäftigte, mit der Erforschung des Ursprunges ihres Ordens, seines Zusammenhanges mit andern Orden, seiner Geheimlehren und Zwecke übereinstimmten und dadurch wol geeignet waren, die Aufmerksamkeit der Brüder auf den Convent zu richten, wenn selbst die äußern Anordnungen über die Sitzungen durchaus keine Oberherrschaft der Philalethen, kein Verlangen, ihr System geltend zu machen und weiter auszubreiten, zeigen, so war doch die Theilnahme gering und von dem Erfolge erfährt man Nichts. Am 15. Febr. 1785 traten die Eingeladenen unter dem Vorsitze des Savalette de Langes zusammen, zwei Protokolle in teutscher Sprache durch den Baron von Gleichen aus Regensburg und in französischer durch den Marquis de Chefelebien wurden geführt, aber gleich der Anfang zeigte die verkehrte Neigung zu den geheimen Wissenschaften, indem man einen Betrüger wie Cagliostro nicht blos einlud zu den Sitzungen, sondern sogar an eine Annahme seiner ägyptischen Weisheit (er wollte ihnen Gott und die Engel zeigen, wenn sie vorher ihr Archiv verbrannt hätten) und an eine Unterwerfung dachte [3]) mit Duchanteau, Eteilla, Mesmer und St. Germain sich einließ und mehre Monate, bis zum 26. Mai, auf solche nichtsnutzige Dinge verwendete.

Ebenso geringen Erfolg hatte die für 1787 berufene Versammlung vom 8. März bis zum 26. Mai, die schon für den 15. Juli 1786 bestimmt, aber damals vertagt war. Sie fand in der Wohnung von de Langes statt, aber es war in den 29 Sitzungen so wenig Eifer bewiesen, daß sich der Vorsitzende darüber aussprach mit den Worten: Le peu de zèle du très-petit nombre de convoqués qui plus par considération de politesse et d'amitié que par un veritable intérêt, viennent rarement etc.

Mit dem Tode Savalette's hörte die Wirksamkrit der Philalethen auf; der Ausbruch der Revolution ließ sie (am 11. Juli 1792?) völlig zurücktreten. Die reichen Sammlungen von Büchern und naturwissenschaftlichen Gegenständen wurden verkauft. Die seltensten Schriften waren noch 1806 bei einem pariser Buchhändler, von dem sie das schottische philosophische System zu Paris für ihr Archiv ankaufte. Dorthin kam auch eine Abschrift der bei den beiden Conventen geführten Protokolle, welche Le Sage angefertigt hatte.

Vergl. Histoire de la fondation du grand orient de France. p. 191 — 194. Acta Latomorum I. p. 166. 171. 176. Was andere französische Werke, wie Dubreuil (Hist. des Fr. Maç. II. p. 103) oder die nach dem Französischen bearbeitete Freimaurerei von Acerrellos (III. S. 17) bieten, ist unbedeutend. (*Eckstein.*)

PHILAMMON (*Φιλάμμων*). 1) Einer der mythischen Sänger Thraciens. Seine Mutter Chione war an einem Tage von Apoll und Merkur umarmt worden, sie gebar Zwillinge, nämlich von Merkur den Autolykos, von Apoll den Philammon (*Ovid.* M. XI, 307). Andere sagen, daß seine Mutter Philonis, die Tochter des Deion, gewesen wäre (Schol. *Hom.* Od. XIX, 432. *Conon* 7) und ihr sei das begegnet, was von der Chione erzählt

1) Diese Schriften verzeichnet G. Kloß, Bibliographie der Freimaurerei. S. 326, wo ich nur ein avis au public sur la société des Philalètes de Lille, 1785. 4 S. in Quart vermisse. 2) Ein vollständiges Verzeichniß steht in den Acta Latomorum II. p. 92 — 97. Das Einladungsschreiben ist übersetzt in dem (wiener) Journal für Freimaurer. II, 1. S. 195 — 217.

3) Die weitschichtige Correspondenz geben die Acta Latomorum. II. p. 102 — 127.

Digitized by Google

worden. Hygin endlich (F. 161) nennt seine Mutter Leukone. Mit der Nymphe Argiope, die am Parnaß wohnte, zeugte er die Sänger Thamyris und Eumolpos (*Apollod.* I, 3. 3. *Paus.* IV, 33, 3. *Eurip.* Rhes. 901 ed. *Val.*), darum wird Eumolpos von Theokrit (XXIV, 108) Φιλαμμονίδας genannt. Nach Pherekydes (beim Schol. *Hom.* l. c.) hat Philammon zuerst Chöre von Jungfrauen eingerichtet, nach Pausanias (X. 7, 2) hat er in den Pythien im Gesange gesiegt. Daß der Delpher Philammon die Geburt der Latona, der Diana und des Apoll in seinen Liedern geschildert und zuerst Chöre im delphischen Tempel aufgestellt habe, meldet Plutarch (de music. III. p. 1132 B). Nach einer von Pausanias (II, 37, 2) bezweifelten Sage hat er den Geheimdienst der Lernäa eingerichtet. Nach Pherekydes (beim Schol. zu *Apollon. Rhod.* I, 23) war es Philammon und nicht Orpheus, der an der Argonautenfahrt Antheil nahm. 2) Ein berühmter athenienſischer Faustkämpfer, der in Olympia gesiegt und überhaupt seine Rivalen stets besiegt hat, vermuthlich aus der Zeit des Demosthenes; s. De coron. p. 331. 1. §. 319. *Aeschin.* c. Ctesiph. §. 189. *Eustath.* ad Il. XXIII. 1324, 57. *Suid.* s. v. (*H.*)

PHILANDER. 1) (Mythol.) Falsche Schreibung statt Phylander (s. d. Art.). 2) Philander von Sittewald. s. Moscherosch. (*H.*)

PHILANORION (Φιλανόριον), ein Ort im Gebiete der Argeier, von welchem Pausanias (II, 36, 2, 3) folgende Beschreibung gibt: Von Mases, einem Hafenorte der Hermioneer, führt ein Weg zur Rechten nach dem Vorgebirge Struthus (*ἐπὶ ἄκραν καλουμένην Στρουθοῦντα*). Von diesem hat man 250 Stadien über die Gipfel der Gebirge zurückzulegen, um nach dem Orte Philanorion zu gelangen und nach Boleoi, welcher letztere Ort nur in Haufen von Steinen bestehet. Von hier aus gelangt man in zwanzig Stadien nach Didymoi. Vergl. Hoffmann, Griechenl. I, 1229. 1264. (*Krause.*)

PHILANTHROP und PHILANTHROPIE. Philanthropos (Φιλάνθρωπος) heißt im Griechischen menschenfreundlich, mild, nachsichtig; Φιλάνθρωπα und Φιλανθρωπία werden Bewilligungen und andere Gnadenbezeugungen genannt. Die Neuern haben dem Worte wie seinem Gegensatz, dem Misanthrop, Bürgerrecht verliehen und bezeichnen damit den, der von reinem Wohlwollen für seine Mitmenschen beseelt in ihnen blos das Menschliche ohne irgend einen andern Nebenzweck ehrt. (*H.*)

PHILANTHROPIN. Es ist im achten Theile dieses Werkes (S. 8) ein eigener Artikel über das Innere und Äußere, den Geist und den Einfluß des von Basedow unter jenem Namen begründeten Erziehungsinstituts versprochen worden; wir wollen versuchen, in allgemeinen Umrissen ein Bild davon zu entwerfen, in dem gleiche Vertheilung von Licht und Schatten, d. h. eine unparteiische Darstellung jetzt erst möglich ist, wo keiner der Lehrer der Anstalt unter den Lebenden ist.

Durch eine Anzahl von theologischen Schriften hatte Basedow einerseits den Haß und die Verfolgung der orthodoxen Theologen, andererseits die Theilnahme aller Gebildeten und Aufgeklärten auf sich gezogen. Jene Erbitterung der Geistlichkeit und die polizeilichen Maßregeln der ihr blindlings folgenden Städte trieben den enthusiastischen Mann nur noch weiter in der Entwickelung seiner theologischen Ansichten und verschafften denselben eine so große Bedeutung, daß auch die nachfolgenden Plane zur Verbesserung der Erziehung um so leichter Eingang und fast allgemeinen Anklang fanden. Ostern 1768 erließ er sein Manifest an die Menschheit über ihre bevorstehende Errettung durch Erziehung und durch sein Elementarwerk. Die Pränumeration auf das letztere hatte raschen Fortgang, da Basedow Lärm zu machen und Aufsehen zu erregen wohl verstand, durch vorbereitende Schriften, durch periodische Mittheilungen, durch Lobpreisungen Anderer die Erwartungen spannte und überall den Mund, so zu sagen, recht voll nahm. Die Zeit war derartigen Unternehmungen vorzüglich günstig; Rousseau's Emil ward überall gelesen und die darin gelehrten Grundsätze standen mit dem damaligen Verfahren in Schule und Haus im grellsten Widerspruche. Allein nicht blos in der Theorie, nicht blos durch Schriften sollte jene Reform hervorgerufen, sondern auch praktisch dargestellt werden. Daher machte Basedow den Vorschlag „ein elementarisches Institut" zu errichten, wo seine ganze Lehrart in Ausübung gebracht, Kinder darnach unterrichtet und Schullehrer vorbereitet werden könnten, mit denen er in Kurzem ganz Teutschland zu versorgen hoffte. Seine Schule sollte eine Normalschule für alle andere werden. Philanthropinum, auch wol Philanthropium, sollte ihr Name sein, denn die Verbesserung der im hohen Grade verderbten Menschheit war das Endziel aller seiner pädagogischen Bestrebungen. Wo aber hätte dieselbe zweckmäßiger begonnen werden können als bei der Jugend, die sich grade damals in dem elendesten Zustande befand [1]). Daher galt es vor allen der physischen und der moralischen Erziehung größere Aufmerksamkeit zu schenken, die bisher neben der wissenschaftlichen fast ganz außer Acht gelassen war. Als Mittel dazu wurden empfohlen: 1) Den Zöglingen das Leben so angenehm zu machen, als es ohne Verzärtelung, ohne nachtheilige Verwöhnungen nur immer möglich ist. 2) Ein Verhältniß zwischen Schülern und Lehrern herzustellen, wie zwischen gütigen Ältern und folgsamen Kindern. 3) Wenig Strafen des Bösen, aber desto mehr Belohnungen des Guten. 4) Viel Freiheit der Kinder, aber in beständiger Gegenwart und Theilnahme liebender Lehrer. 5) Der wissenschaftliche Unterricht ist neben der physischen und moralischen Verbesserung des Menschen Nebensache und muß daher wesentlich erleichtert werden theils durch bessere Lehrmittel, theils durch zweckmäßigere Methoden.

Zur Ausführung solcher Plane bedurfte Basedow Geld, denn die bisher gesammelten 15,000 Thaler hatten sich nur auf das Elementarwerk bezogen. Er hatte sich 1772 nach Dessau begeben, wo ihm der edle Fürst eine Pension von 1100 Thalern aussetzte, die er neben der dänischen Besoldung von 800 Thalern erhielt. Hier sollte

1) Campe, Von der eigentlichen Absicht eines Philanthropins in den pädagogischen Unterhandlungen. S. 14 — 59.

Digitized by Google

die Anstalt errichtet werden, aber nicht etwa eine Schule mit gesicherten Einkünften und bedeutenden Fonds, sondern ein Pensionat, das sich durch freiwillige Beiträge und durch die Erziehungsgelder der Zöglinge erhalten sollte und das dadurch dem Vorsteher völlige Freiheit und Willkür in allen Einrichtungen gestattet. Angeblich hat die Theuerung den Beginn verzögert, denn erst 1774 wurde der Anfang mit dem Philanthropin gemacht; es erschien „das in Dessau errichtete Philanthropinum, eine Schule der Menschenfreundschaft und guten Kenntnisse, empfohlen von J. B. Basedow" und wurde darin gemeldet, daß am 27. December des genannten Jahres, dem Geburtstage des fünfjährigen Erbprinzen, das Institut begonnen habe[2]). Es sollte einstweilen drei Jahre dauern und dann aufhören, wenn die verlangte Summe von 22,000 Thalern nicht einkäme, in diesem Falle aber das bereits eingelaufene Geld zurückgezahlt werden. In den kosmopolitischen Kleinigkeiten wegen philanthropischer Seminarien (1775) entwickelte er seinen Plan weiter und in dem am 24. Juli 1775 ausgegebenen Blatte „an Kosmopoliten" setzte er die Summe der Beisteuer auf 10,000 Dukaten fest.

Verfolgen wir die äußere Geschichte des Instituts, so sehen wir bei der Errichtung nur Basedow und Wolke, der schon seit 1770 in Basedow's Hause gelebt und an dem Elementarwerke gearbeitet hatte, als Lehrer und außerdem einen jungen Mann, der erst zum Unterlehrer gebildet werden sollte, Namens Benzler. Da kamen in reinem Eifer für das Erziehungswerk Simon und Schweighäuser aus der Schweiz, nicht um als Lehrer einzutreten, sondern nur, um das Lehramt kennen zu lernen[3]). Durch eigene Übungen und wirkliches Lehren konnten sie ihren Zweck am leichtesten erreichen und ließen sich daher durch Basedow überreden, als Lehrer einzutreten und veranlaßten auch ihren Freund Kaufmann und einen Herrn Mohel, der erst spät wissenschaftliche Studien begonnen hatte, nach Dessau zu kommen. Um das Publicum anzulocken, ward vom 13—15. Mai 1776 ein Examen, als Paradestück, gehalten und nach der Vollendung Wolke, Simon und Schweighäuser von dem dessauischen Fürsten zu Professoren ernannt. Basedow, der sich von dem Erfolge die größten Hoffnungen gemacht und namentlich sichere Geldzuflüsse erwartet hatte, sah sich getäuscht und wurde darüber so mismuthig, daß er schon am 11. Juni 1776 Iselin zum Curator des Philanthropins berief[4]) und als dieser die Annahme einer solchen Stellung verweigerte, mit dem Feldprediger Campe in Unterhandlung trat. Am 5. December legte Basedow seine Stelle nieder und Campe übernahm mit einem Gehalte von 800 Thalern die Curatel[5]). So stand Basedow als Rathgeber da, Campe als Curator, neben ihnen die drei Professoren Wolke, Simon und Schweighäuser und vier Lehrer, Ehrmann, Mochel, Becker und Schmohl, zu denen noch einige Hofmeister und Candidaten hinzukamen.

Campe führte die Curatel bis Michael 1777. Während dieser Zeit kamen zwei neue Lehrer: Feder, ein Verwandter des berühmten göttingischen Professors dieses Namens, und Jahn. Mit Campe schieden auch am 20. October 1777 Simon und Schweighäuser aus[6]). Daß ein Misverständniß den ersten Anlaß zur Trennung gegeben hat, ist wiederholentlich angedeutet, worin aber dasselbe gelegen habe, läßt sich nicht ermitteln, aus Basedow's rechthaberischem Wesen und Mangel an Ausdauer und praktischem Geschick sehr leicht erklären. Basedow trat wieder die Leitung an als „Director der Lehre," d. h. von ihm allein hing die Methode und die Ordnung ab, in der die Wissenschaften gelehrt werden sollten, seinem Rathe und seinen Anordnungen hatte jeder Lehrer Folge zu leisten, er allein übernahm alle Verantwortung. Wolke ward zum Vicecurator gemacht und besorgte als solcher die Correspondenz, das Rechnungswesen, die Besuche der Fremden und gemeinschaftlich mit Basedow die Annahme neuer Lehrer, die dann der Genehmigung des Fürsten unterlag. Die Cassencuratel führte als fürstlicher Commissarius der Hofrath Hermann. Neue Lehrer traten hinzu, zunächst Professor Trapp von Altona und der Rector Neuendorf, der seine pädagogische Laufbahn auf dem Pädagogium zu Halle begonnen und dann mit seinem Freunde Fischer einen Ruf an die Martinischule zu Halberstadt angenommen hatte. Am Schlusse des Jahres 1778 kam Busse und um dieselbe Zeit der Kaufmann Huot und ein Erzieher aus der französischen Schweiz Namens Dutoit. Auch Trapp ging schon 1779 wieder weg, um die neu errichtete Professur der Pädagogik an der halle'schen Universität zu übernehmen. Voll Enthusiasmus für Basedow's Unternehmen legte Salzmann 1781 das Pastorat an der Andreaskirche zu Erfurt nieder, um als Religionslehrer und Liturg dem Philanthropin seine Kräfte zu widmen, gab aber, von dem schlechten Erfolge verstimmt und in dem Verlangen nach selbständiger Wirksamkeit das Amt auf und begründete 1784 die Anstalt zu Schnepfenthal, die noch jetzt seines Namens Gedächtniß bewahrt. Wolke, Salzmann, Neuendorf und Olivier, auf kurze Zeit auch Spazier und Matthison waren die letzten Lehrer der Anstalt, über die nach dem Jahre 1784 alle zuverlässigen Nachrichten fehlen. In diesem ging auch Wolke nach Petersburg, Neuendorf ließ sich bewegen als Schuldirector die Leitung der in Verfall gerathenen Anstalt zu übernehmen und sie ganz neu zu organisiren; Basedow selbst hielt sich meist in Magdeburg auf, wo er bekanntlich 1790 in seinem 66. Lebensjahre gestorben ist. Im J. 1793 hörte das von Neuendorf umgestaltete Institut gänzlich auf.

Auf eigene Hand hatte Basedow sein Werk begonnen und gleiche Unterstützungen wie bei dem Elementarwerke erwartet. Allein bis zu dem Examen waren nur

2) Basedow's Rede für das pädagogische Philanthropin in Dessau erschien 1775. 3) Sie gaben 1779 heraus: „Einiger am dessauischen Philanthropin abgegangener, Lehrer Gedanken über die wichtigsten Grundsätze der Erziehung", und sind auch Verfasser der 1775 von Iselin herausgegebenen Philanthropischen Aussichten edlicher Jünglinge. 4) Der Absagebrief vom 19. Juli 1776 steht in den Ephemeriden der Menschheit von diesem Jahre. 5) Das ganze dritte Stück des philanthropischen Archivs ist mit der Erzählung dieses Umstandes angefüllt.

6) Der Abschied wird in den pädagogischen Unterhandlungen S. 667 ausführlich erzählt.

1676 Thaler eingegangen und bis zum December 1776 überhaupt nur 2118 Thaler, sodaß an den verlangten 10,000 Dukaten noch eine große Summe fehlte. Dies Ergebniß würde Basedow's völligen Rücktritt veranlaßt haben, wenn er nicht 4000 Thaler, welche er aus eigenen Mitteln zugeschossen hatte, gern gerettet hätte. Da trat der Fürst von Dessau in's Mittel und versprach 12,000 Thaler in sechs Jahren an das Institut zu schenken, wovon ein Drittheil jedes Mal zur Abtragung der Basedow'schen Foderungen benutzt werden sollte. Hierzu kam eine Vermehrung der Einnahme aus der wachsenden Zahl der Pensionäre oder Philanthropisten, deren jeder 250 Thaler bezahlen mußte, ohne die nicht unbedeutenden Nebenkosten. Zur Zeit des Examens waren nicht mehr als 13 gewesen, im December 1776 war die Zahl auf 29 gestiegen, 1779 gar auf 50, über welche Zahl man wegen des Locales nicht gut hinausgehen konnte. Unter den Geschenken sind besonders die der Freimaurer und der Juden zu erwähnen, denn an jene, an „die ehrwürdigen, verbrüderten Bauleute des Rathhauses der Weltbürgerschaft, Salomon's Lehrlinge und des Sokrates" hatte sich Basedow, ohne selbst Freimaurer zu sein, mit besonderem Vertrauen und gutem Erfolge gewendet. Die vier Logen zu Hamburg bewilligten gleich Anfangs 500 Thaler, von Leipzig kamen 100, von Göttingen 25, von Neubrandenburg 30 Thaler und andere folgten diesem Beispiel. Die Judenschaft in Berlin, unter der sich besonders Mendelssohn für die Sache interessirte, schickte gleichfalls über 500 Thaler. Der Markgraf von Baden 1000 Dukaten, sodaß, wenn man alle Geschenke zusammenrechnet, nahe an 20,000 Thaler von den verschiedenen Wohlthätern des Instituts eingegangen sind [7]).

Der Fürst von Dessau ließ einen Theil des fürstlich Dietrich'schen Palais mit großen Kosten ausbauen und einen sehr geräumigen Saal zu den gottesdienstlichen Versammlungen einrichten, der am 29. Juni 1777 eingeweiht wurde [8]). Der Schloßgarten wurde zu einem Spiel- und Übungsplatze für die Jugend bestimmt und der unentgeltliche Besuch der Reitbahn gestattet. So bewohnten Trapp und drei Lehrer mit den ältern Zöglingen das ältere philanthropinische Gebäude, Wolke, Neuendorf nebst drei Lehrern und den kleinern Philanthropisten den benachbarten fürstlichen Palast, in dessen Garten sie nach Herzenslust säen und pflanzen konnten.

Die eigentlichen Zöglinge, die Pensionisten oder Philanthropisten, zahlten beim Eintritte 20 und jährlich für Lehre, Aufsicht und Unterhalt 250, zwei Brüder jedoch nur 400 Thaler. Sie trugen von gröberm und feinerm Tuch eine alltägliche und eine festtägliche Uniform und für den Sommer eine sehr wohlfeile von Leinwand. Das Haar wurde nicht frisirt, sondern abgeschnitten getragen, der Hals blieb unbedeckt. Sie waren unter steter Aufsicht der Lehrer, hatten aber durch die Theilnahme des Hofes viel Zerstreuungen, indem sie bald zur Tafel gezogen, bald zu Jagden eingeladen, oder andere Festlichkeiten ihnen veranstaltet wurden. Bald nach fünf Uhr standen sie auf, versammelten sich zu gemeinschaftlicher Morgenandacht und dem darauf folgenden Frühstück, und um 7 (des Winters um 8) Uhr begann der den ganzen Vormittag einnehmende Unterricht. Von 12—1 Uhr Tischzeit, von 1—2 Uhr mäßige Leibesübung, als Dreschen, Hobeln und Drechseln, dann von 2—7 Uhr (für die jüngern bis 6 Uhr) wieder Unterricht [9]).

Die religiöse Erziehung ging auf einen flachen Deismus hinaus; jeder Gottesverehrer, selbst der Jude und Muhammedaner, sollte an den Erbauungen ohne Anstoß Theil nehmen können, und nur zuletzt konnten die Geistlichen der verschiedenen Confessionen die Confirmation vollziehen und einen besondern Unterricht ertheilen. So sollten die schweren Religionsbegriffe für die eigentlichen Theologen bleiben, die Jugend aber um so empfänglicher für die herzbessernden Lehren werden. In Betreff der Katholiken erließen die Vorsteher am 20. Mai 1777 eine von dem Fürsten bestätigte Urkunde, daß in dem Institute kein Wort gelehrt werde, welches irgend einer christlichen Confession zuwider wäre und daß solche Kinder in besondern Stunden von einem Geistlichen unterrichtet und zu dem Besuche des öffentlichen Gottesdienstes angehalten werden sollten. Da aber wiederholt Stimmen laut wurden, daß die Zöglinge entweder ganz unwissend in den Religionswahrheiten erhalten, oder wol gar gegen Gott und Jesus oder wider ihre väterliche Religion eingenommen würden, so ließ man sich von den reformirten und lutherischen Geistlichen Zeugnisse ausstellen und machte sie in den Unterhandlungen S. 645 – 647 allgemein bekannt. Auch viele der Erbauungsreden wurden daselbst abgedruckt.

Für die Gesundheit des Körpers sorgte der öftere Aufenthalt in der freien Luft, Spiele und Spaziergänge, wozu die nahen Gärten und Wälder die angenehmsten und häufigsten Veranlassungen gaben. Darauf arbeitete man auch beim Tanzen, Reiten und Voltigiren hin. Den geheimen Sünden entgegenzuarbeiten trat eine frühzeitige Belehrung über die Zeugung ein [10]).

Hinsichtlich der intellectuellen Bildung versprach Basedow sehr viel. Die Jugend sollte mit Lust und ohne Zwang lernen, und der Vortrag dessen, was jedem Alter gemäß ist, leicht und angenehm gemacht werden. Fremde Sprachen, namentlich das quälende Latein, glaubte man im Spiel und bei Mittheilung gemeinnütziger Sachkenntnisse ihr bekannt machen zu können. In einem Jahre sollte eine genaue Kenntniß dieser Sprache, in vier Jahren überhaupt die Bildung erworben werden, die einer der tüchtigsten Bürger auf einer Universität braucht, um eine eigentliche Facultätswissenschaft studiren zu können.

7) Vergl. die neuesten Erziehungsbegebenheiten auf das Jahr 1780. S. 171 fg. und die pädagogischen Unterhandlungen. S. 97. 102. 311. 408 fg. 8) S. pädagogische Unterhandlungen. S. 311.

9) Die Tagesordnung theilt Raumer (Vorlesungen. II. S. 410—412, aus den Unterhandlungen. S. 625) mit. Genauer noch ist Neuendorf's Bericht über die Lebensweise der kleinern Philanthropisten in den Unterhandlungen (S. 613—621). 10) Wie dies geschah, zeigt der curiose Bericht in Fritzens Reise bei Raumer (II. S. 263) und Wolke's Aufsatz im zweiten Jahrgange der pädagogischen Unterhandlungen (S. 370).

Digitized by Google

Im aber alle Arbeit des Erlernens dreimal so kurz und dreimal so angenehm zu machen, als sie gemeiniglich ist, sollten die Lehrbücher der verschiedenen Wissenschaften in engen Zusammenhang gebracht und eine regelmäßige Fabrik von Schulbüchern im Interesse des Instituts begründet werden.

Welche Methode dies alles bei dem Unterrichte in den verschiedenen Fächern leisten sollte, wird sich am leichtesten bei einzelnen derselben zeigen lassen. Nehmen wir gleich die lateinische Sprache, deren Erlernung in der Regel als der Schrecken und die Plage der Jugend betrachtet wird, so haben die Anhänger Basedow's das schon von ältern Methodikern, wie Comenius und Ratichius, eingeschlagene Verfahren angenommen. Die Wörter lernte man durch Betrachtung von Bildern der Gegenstände, dann las man und erst zuletzt trat ein grammatikalischer Unterricht ein. Die jüngern Philanthropisten unterrichtete Wolke, indem er ihnen die Gegenstände auf den Elementarkupfern lateinisch nannte, Figuren vorzeichnete, Instrumente, Maschinen und Naturalien wies, auch selbst die verschiedenen Spiele, wie das Commandir- und das Versteckspiel, in dieser Sprache vornahm. So sprach man über nicht allzuschwierige Gegenstände lateinisch. Darauf folgte die Lectüre von Büsching's Liber latinus und Phädrus' Fabeln, wobei die Schüler angehalten wurden, die darin liegende moralische Lehre selbst herauszuziehen. Mit den Reifern wurden Basedow's chrestomathia historiae antiquae, einige Komödien des Terenz, Chrestomathien aus Horaz und Ovid, hierauf Cicero gelesen, und zwar zuerst eine Auswahl aus den Officien und Tusculanen, einige Briefe und Reden und zuletzt aus den rhetorischen Schriften, worauf dann grammaticae praecipua capita den in der Philosophie und Rhetorik schon etwas geübten Schülern mitgetheilt und dieselben soweit gebracht werden sollten, daß sie correct und elegant zu schreiben verständen. Für das Französische galt ein ähnliches Verfahren. Das Griechische ebenso zu lehren hat man gar nicht gewagt, ja man würde auch das Latein weggeworfen haben, wenn nicht die Nothwendigkeit dies zu lehren vorhanden gewesen wäre.

Viel zweckmäßiger verfuhr man bei der teutschen Sprache, wo von einem grammatischen Unterrichte mit Ausnahme einiger orthographischen Übungen gar nicht die Rede war. Dafür wurden Theile aus guten Schriftstellern gelesen und erklärt, schöne Stellen memorirt und declamirt, und wöchentliche Ausarbeitungen geliefert, deren Wahl den Zöglingen in der Art freistand, daß die Unschlüssigkeit über Form und Inhalt durch eine Abrede mit dem Lehrer wegfiel. Die Ausarbeitung eines jeden wurde laut vorgelesen und in Rücksicht auf Gedanken, Ausdruck und Grammatik beurtheilt, wodurch eine genaue Verbindung von Theorie und Praxis gegeben war.

Bei der Geschichte wurde Schröckh's Lehrbuch der Universalhistorie zum Grunde gelegt und daneben Millot's Éléments d'histoire générale gelesen. Weil aber das Lesen eine oberflächliche Kenntniß gegeben haben würde, so mußten die Schüler chronologische Tabellen anlegen und nach und nach die merkwürdigen Begebenheiten in dieselben eintragen. Für die Mathematik benutzte man die Lehrbücher von Ebert und Segner, für die Physik Errleben, für die Astronomie Schmidt's Buch von den Weltkörpern und hielt die Zöglinge an, mathematische Zeichnungen, Landkarten und architektonische Risse anzufertigen.

Die ersten Erfolge sollte das viel besprochene Examen zeigen, zu dem Basedow eine marktschreierische Einladung erließ. Es kamen von Berlin Nicolai und Teller, von Halberstadt Struensee, von Leipzig Platner und Zollikofer, von Magdeburg Resewitz und Schummel, von Potsdam Campe, Stroth aus Quedlinburg, Bode aus Hamburg, Rochow aus Rekahn — Männer, die wohl berufen waren, ein besonnenes Urtheil abzugeben. Verschiedene Berichte erschienen über dasselbe, zuerst von Basedow selbst im zweiten Stück des philanthropischen Archivs; ferner Fritzens Reise nach Dessau (Leipzig 1776), welche in einer sehr guten und einem Kinde wol angemessenen Weise von Schummel ganz zum Lobe des philanthropischen Treibens abgefaßt und als genaues Zeugniß von Wolke selbst anerkannt ist; gleichfalls zum Lobe der Anstalt Stroth's Bezeugung der Wahrheit von der öffentlichen Untersuchung des Philanthropins zu Dessau und endlich die mancherlei tadelnden Briefe eines unparteiischen Kosmopolita über das dessauische Philanthropin. Im Ganzen wurde zu wenig examinirt, zu viel gespielt und die beste Zeit mit verschiedenen Feierlichkeiten hingebracht. Weitere authentische Nachrichten über die Einrichtung liefert das philanthropische Archiv, welches mit dem dritten Stücke 1776 geschlossen wurde, die pädagogischen Unterhandlungen (1777 u. 1778), deren eigentlicher Herausgeber Wolke war.

Soviel aber mußte zugestanden werden, daß die versammelte Jugend größere Frische und Munterkeit und eine freudigere Lust am Lernen zeigte, als man damals in den meisten Schulen fand. Das freundlichere Verhältniß, in welches sich die für ihr Werk begeisterten Lehrer zu den Schülern stellten, die Abwechselung von Spiel und Arbeit, endlich auch die sogenannten Meritentafeln trugen dazu bei, Fleiß und Artigkeit zu fördern. Diese letztern waren wieder eine eigenthümliche Einrichtung des Philanthropins, den Ehrtrieb zu wecken und im Interesse der Erziehung zu benutzen. Jeder Lehrer war mit einer Anzahl von Billets versehen, von denen er nach Endigung jeder Lehrstunde an die Schüler vertheilte, mit deren Aufmerksamkeit, Fleiß und gesittetem Betragen er zufrieden gewesen ist; zugleich zeichnete er jede gute und jede schlechte Handlung, die er einen Schüler begehen sah, in seiner Schreibtafel auf. In dem alle Sonnabende gehaltenen Senate, dem außer den Lehrern auch einige ausgezeichnete Pensionisten beiwohnten, wurden die Billets in das große Hauptbuch eingetragen. Für 50 erhielt er einen goldnen Punkt auf der Tafel des Fleißes oder der Tugend und dieser wurde öffentlich nach beendigter Gottesverehrung bei seinem Namen eingeschlagen. In gleicher Weise wurden für Unfleiß und ungesittetes Betragen weiße Punkte auf der schwarzen Seite der Tafel eingeschlagen. Für 50 goldene Punkte auf der Tafel des

Fleißes wurde der Orden des Fleißes ertheilt, welcher in einem feuerfarbenen, mit einer schicklichen Devise verzierten Bande bestand und zwischen den Knopflöchern auf der Brust getragen wurde; auf gleiche Weise gab es einen Orden der Tugend, d. h. eine silberne Medaille, die bei feierlichen Gelegenheiten an einem weißen Bande um den Hals getragen wurde. Wie gefährlich eine solche Einrichtung sei, hat Campe wohl erkannt, Basedow aber nie einsehen wollen.

Neben den eigentlichen Philanthropisten bestanden die Famulanten, deren Zahl sich erst auf 12, später auf sieben belief, die theils auf Kosten des Fürsten, theils durch Unterstützung Rochow's erhalten wurden. Es war bei ihnen nicht die Ausbildung zum Lehrer bezweckt, sondern zu einem Hofmeister und Bedienten in solchen herrschaftlichen Familien, die über verwöhnte Knaben Aufsicht zu führen im Stande wären. Sie hatten in der Anstalt verschiedene Dienste zu leisten und wurden in Kleidung und Essen frei unterhalten. Allein die ganze Einrichtung hatte keinen Erfolg, und schon 1777 sah man sich genöthigt, die weitere Zusendung von Famulanten zu verbitten.

Die Empfehlung bedeutender Männer, wie z. B. Kant's [11]), die Pralereien Basedow's und der zur Mode gewordene Hang sich für das Erziehungswesen zu interessiren, hatte die allgemeine Aufmerksamkeit auf das Philanthropin gewendet und veranlaßte daher Nachahmungen an verschiedenen Orten, deren wichtigste ich in der Kürze aufzählen will.

1) Philanthropin zu Marschlins in Graubündten. Hr. von Salis hatte in Verbindung mit andern die Umgestaltung eines bereits bestehenden Pensionats beschlossen und war zu Basedow gereist, theils um dessen Erziehungsanstalten kennen zu lernen, theils um einen Director von ihm zu erhalten. Dieser empfahl ihm den Professor D. Bahrdt in Gießen, welcher eine so günstige Gelegenheit, aus seiner mislichen Lage zu kommen, freudig ergriff, sich auf die Pädagogik legte und durch einen kurzen Aufenthalt in Dessau die nöthige praktische Übung zu erlangen hoffte. Mehre Monate vergingen in nichtigen Versuchen und erst im September oder October 1775 wurde die Anstalt eröffnet mit 13 Lehrern, die in den verschiedensten Wissenschaften und Künsten Unterricht ertheilten. Bahrdt ließ den philanthropinischen Erziehungsplan oder eine vollständige Nachricht von dem ersten (?) wirklichen Philanthropin zu Marschlins (Frankfurt a. M. 1776) erscheinen, deren Gedanken und Plane Nichts als eine Nachahmung dessauischer Einrichtungen enthielten. Schon im folgenden Jahre löste sich das Verhältniß Bahrdt's zu Salis, jener verließ das Institut, das auch sofort wieder einging [12]). Bahrdt deutet an, daß die ungesunde Lage des Ortes dazu beigetragen habe, aber seine eigene Schuld verschweigt er.

2) Philanthropin zu Heidesheim. Im Juli 1776 trat Bahrdt, berufen von dem Grafen von Leiningen-Dachsburg, die Stelle als General-Superintendent und erster Prediger zu Dürkheim an der Hardt an, zu sehr eingenommen für philanthropinische Plane ruhte er nicht, bis ihm der Graf das leerstehende Schloß Heidesheim zur Errichtung eines neuen Philanthropins eingeräumt hatte. Im September 1776 ließ er die erste Nachricht an das Publicum von Errichtung des Leiningischen Erziehungshauses oder dem dritten wirklichen Philanthropin auf dem hochgräflichen Schlosse zu Heidesheim erscheinen. Es sollte zuerst ein Seminarium für Candidaten sein, die sich zu künftigen Lehrern ausbilden wollten (20 Karolin jährliche Pension), eine Schule für künftige Gelehrte, Kaufleute und Militairs (34 Karolin) und eine Anstalt für Famulanten, von welcher aber nicht gemeldet wurde, wie viel für sie jährlich verlangt wurde. Da die Anstalt keine andern Hilfsmittel hatte als die Pensionsbeträge der Zöglinge, an denen es bei Bahrdt's Aufschneiderei und der Leichtgläubigkeit des Publicums nicht fehlte, so mußte Bahrdt auf neue Quellen sinnen und er ahmte daher dasselbe nach, was auch die Dessauer bereits gethan hatten, und errichtete eine philanthropische Buchhandlung. Hier sollten alle guten und gemeinnützigen Bücher für wohlfeile Preise verkauft werden (wie dies möglich sein würde, hatte der unpraktische Mann nicht bedacht) und eine gelehrte Zeitung erscheinen, deren Abnahme den Mitgenuß jener Vortheile bedingte. Bei der Eröffnung der Anstalt, am 1. Mai 1777, waren 33 Philanthropisten da, von denen nur etwa 20 in dem Schlosse selbst, die übrigen in den benachbarten Dörfern wohnten; 20 Lehrer und Exercitienmeister waren angestellt, ein zahlreiches Dienerpersonal war erfoderlich; die Leitung jedoch konnte Bahrdt nicht selbst führen, weil er in dem einige Stunden entfernten Dürkheim wohnte. Der häufige Wechsel in den Lehrern, von denen manche sich als unbrauchbar zeigten, andere in mislliche Händel mit Bahrdt geriethen, der ungünstige Ausgang der industriellen Unternehmungen und andere Übelstände wirkten nachtheilig auf den Ruf der Anstalt und die Zahl der Zöglinge nahm immer mehr ab. Im November 1777 reiste Bahrdt nach Holland und England, um dort neue Zöglinge für sein Institut anzuwerben und kam wirklich am 1. März 1778 mit neun Eleven, denen noch andere nachfolgen sollten, im Philanthropin wieder an. Allein alle günstigen Aussichten schnitt der Reichshofrathsbeschluß ab, durch welchen Bahrdt von seinen Ämtern suspendirt und genöthigt wurde sich einen Zufluchtsort unter der freisinnigen Regierung Friedrich's II. in Preußen zu suchen [13]).

3) Die Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal wird in dem Art. Salzmann behandelt werden.

4) Anstalten, die ähnliche Plane verfolgten, wurden von Pfeffel in Colmar, Wolke in Petersburg, Trapp auf dem Hammerdeiche bei Hamburg, von Olivier, Feder und Spazier als Privatunternehmungen gegründet und verpflanzten das Gute des Philanthropins nach verschiedenen Gegenden Teutschlands, obschon sie das, was vorher ein

11) In der Königsberger Zeitung und daraus in den pädag. Unterhandlungen. S. 296. 12) Vergl. Die neuesten Erziehungsbegebenheiten auf das Jahr 1780. S. 335 — 362.

13) Vergl. Die neuesten Erziehungsbegebenheiten auf das Jahr 1780. S. 455 — 476. 605 — 634.

Digitized by Google

nt gewesen war, nun als Gewerbe behandelten und sonders auf die Leute speculirten, welche die bedeutenn Pensionssummen zu bezahlen im Stande waren.

(*Eckstein.*)

PHILANTHUS, eine von Fabricius aufgestellte Gatng der Hymenoptera aculeata fossoria (s. d. Art.), elche sich an den drei vollständigen Kubitalzellen der orderflügel am leichtesten von ihren nächsten habituellen erwandten, den Crabronen, unterscheiden läßt, übrins aber den großen Kopf, die kräftigen Oberkiefer, die rzen Fühler, den eiförmigen, nur selten gestielten Hinleib und den Fußbau mit ihnen gemein hat. Die drei zeichnenden Kubitalzellen kommen ferner den meisten ymen. acul. foss. zu, unterscheiden also Philanthus n ihnen nicht; sodaß nach dieser Seite hin andere Grenzerkmale zu suchen sind. Da bietet zuerst der längere, eitere und mit seiner hintern Hälfte an der Bildung r gesammten Rückenfläche Antheil nehmende Prothorar n gutes Merkmal an die Hand, die Sphegiden, ompiliden, Scolioden, Thynnoden und Mutilden als eine nach dieser Form des Prothorax zusamngehörige Gruppe von den übrigen Hym. acul. foss. trennen. Hier bleiben denn neben Philanthus noch Bembeciden, Nyssoniden, Larriden und Mellinden übrig, bei welchen allen der Prothorax kürzer keine abgesetzte Rückenfläche, sondern nur einen schief steigenden Halstheil bildet, und mit dem Rande desben sich an den vordern Rand des hier ganz vom Mehorax gebildeten Rückens anlehnt, stets unter der Höhe s Mesothorares verbleibend. Von den Bembeciden, elche durch die sichtbare Oberlippe den Vespiden sich schließen, leicht mittels des angegebenen Merkmals unscheidlich, trennen sich die Nyssoniden und Larriden enso bestimmt durch die in der Naht des Clypeus un an der Stirn eingelenkten Fühler von den Mellinin und Philanthiden, bei denen die Fühler höher hinf an der Stirn selbst eingelenkt sind, und endlich r Unterscheidung dieser beiden Gruppen dienen neben dern Merkmalen, die Fühler, welche dicker sind bei hilanthus und kürzer, obgleich ihr erstes Glied vergert und namentlich länger ist als das dritte, während Mellinus dieses Glied dem dritten an Länge nachsteht d die längern Fühler einen schlankeren Bau haben. iernach sind also die: Philanthidae diejenigen Hymeoptera fossoria aculeata, mit drei vollständigen Kubitalzellen, deren Prothorax kurz ist, sich als schmaler aum an den Mesothorax anlegt, ohne Antheil an der ückenfläche zu nehmen; und deren kurze Fühler auf der tirnmitte über der Naht des Clypeus stehen und mehr er weniger verdickt sind, wobei das erste Glied doch das itte an Länge übertrifft. Sie haben eine versteckte berlippe, kräftige Oberkiefer, kurze ovale Unterkiefer und ne kurze herzförmige Zunge; ihre Kiefertaster bestehen s sechs, ihre Lippentaster aus vier Gliedern, sind kurz, denförmig und ohne besondere Eigenheiten; die Nebenngen sind unentwickelt geblieben.

In diesem Umfange genommen, stellen die Philandae eine natürliche Gruppe dar, deren habituelle Merkmale in folgenden Eigenschaften liegen. Der Kopf ist sehr groß, breitet als irgend ein anderer Körpertheil und grade nach Unten am breitesten, was den großen starken Oberkiefern zugeschrieben werden muß. Das Kopfschild (epistoma s. clypeus) nimmt den ganzen untern Theil des Vorderkopfes ein, hat am Mundrande einen mittlern Vorsprung, deckt damit die kurze, stumpf vierzackige Oberlippe, und tritt mit einem Bogen gegen die Mitte der Stirn vor. Dieser Theil des Kopfschildes ist stärker gewölbt. Auch die Mitte der Stirn, welche an den Vorsprung des Kopfschildes stößt, nimmt an der Wölbung Antheil. Die Fühler stehen neben diesem gewölbten Theile der Stirn in ziemlich gleicher Entfernung von einander, wie von den Augen; sie bestehen beim Männchen aus 13, beim Weibchen aus 12 Gliedern, von denen die 11 oder 10 letzten eine länglich spindelförmige Geißel bilden, während das erste einen kurzen dicken Stiel und das zweite eine kleine stark abgesetzte Gelenkkugel darstellt. Die beim Männchen sind länger und schlanker. Die Netzaugen sind groß, länglich elliptisch, die drei Nebenaugen stehen dicht neben einander auf dem Scheitel. Der Thorax bildet ein längliches Oval, dessen vorderes breites oder stumpfes Ende der schmale gewölbte Saum des Prothorax einnimmt, während der längere, schmälere Metathorax sich zum Hinterleibe hinabzieht, der Länge nach seicht gefurcht ist, übrigens aber keine Kanten oder Leisten besitzt. Der oval spindelförmige Hinterleib besteht beim Männchen aus sieben, beim Weibchen aus sechs Ringen, ist am Grunde stark verengt, aber nur selten zu einem wahren Stiel verlängert. Die Beine und die Flügel bieten wenig bemerkenswerthe Eigenschaften dar, die Schienen haben kurze steife Stacheln, die Vorderfüße der Weibchen starke Grabborsten. Alle Krallen sind einfach. — Die Philanthiden leben an sonnigen Stellen sandiger Gegenden, woselbst sie Erdlöcher graben, Beute, die oft aus Honig sammelnden Insekten besteht, hinein schleppen, ihee Brut hineinlegen und verscharren. Sie selbst nähren sich vom Blüthenhonig und werden überall auf Schirmblumen gesehen, wo sie ihrer Nahrung nachgehen. Alle sind schwarz mit gelben Zeichnungen, die am Hinterleibe gemeiniglich vorherrschen. Ihre Flügel bleiben farblos, oder nehmen einen leichten bräunlichen Ton an.

Fabricius ließ alle Philanthiden in der einen Gattung Philanthus, welche er im Syst. Piez. mit 25 Arten ausstattete. Hiervon schied zuerst Latreille die Gattung Cerceris ab, sodaß die Gruppe damals in zwei Gattungen zerfiel. Kürzlich hat nun Dahlborn (in seinen Hymen. Europ. Vol. I. p. 187 sq.) drei neue Gattungen: Simblephilus, Anthophilus und Didesmus (antea Diamma) gegründet und die inzwischen von Spinola aufgestellte Gattung Nectanebus (Ann. d. l. soc. entom. 1838. 490) mit angenommen. Hiergegen ist Klug (Ber. üb. d. Verhand. d. k. preuß. Akad. z. Berlin. Febr. 1846. S. 41) mit der Bemerkung aufgetreten, daß zwar die Dahlborn'schen Gruppen sich nach dem Aderverlauf der Unterflügel rechtfertigen lassen, daß er aber ihre Gründung zu selbständigen Gattungen nicht für passend ansehe und daß die Gattung Simblephilus *Dahlb.* identisch

Digitized by Google

sei mit der schon 1810 im Magaz. d. naturf. Freunde zu Berlin von ihm selber aufgestellten Gattung Trachypus, welche er freilich damals weniger passend mit Mellinus verglich und dadurch Dahlborn verleitete, sie als eine, von seinem Simblephilus ganz verschiedene Form unter den Sphegiden (Hym. Europ. I. 15. 5) aufzuführen. Spinola rügte zuerst das Irrige jener Vergleichung (Ann. d. l. soc. ent. de Fr. 1841. 309) und wies die Verwandtschaft von Trachypus mit Philanthus nach. In der That ist sie auch so beträchtlich, daß lediglich ein deutlich gestielter Hinterleib und eine geringe Abweichung im Adernetz der Hinterflügel beide Formen unterscheidet. Dagegen sondern sich Cerceris und Philanthus sehr scharf und vielseitig von einander, ja lassen sich wieder als die Repräsentanten zweier besondern Gruppen der Philanthidae betrachten. Folgende sind ihre wesentlichsten Unterschiede:

I. Philanthidae genuini. Sie haben eine fein punktirte Körperfläche, kürzere, dickere Fühler, nierenförmig ausgebuchtete Augen, mit breitern Grabborsten versehene Vorderfüße beim Weibchen und eine fünfseitige zweite Kubitalzelle im Vorderflügel, welche an die Radialzelle unmittelbar stößt. Ihre Stirn ist nicht scharf gekielt, ihre Hinterleibsringe sind nicht für sich gewölbt, und die Hinterschenkel am Knie nicht erweitert. Dahin gehören:

1) Philanthus, ohne Stiel des Hinterleibes, aber mit einer Kreuzfigur des Flügelgeäders in der Mitte der Hinterflügel. Zu dieser Gattung gehören die Europäer; namentlich der Ph. apivorus, mit sechs vollständigen gelben Binden am Hinterleibe, die in der Mitte nur verengt sind, und zweistrahligem gelbem Fleck auf der Stirn zwischen den Fühlern beim Weibchen, aber drei gelben Strahlen an derselben Stelle beim kleinern Männchen; ferner die Asiaten und die meisten Afrikaner.

2) Anthophilus, hat denselben Hinterleib, aber die Adern der Hinterflügel bilden in der Mitte kein Kreuz, sondern die beiden Längsadern sind an derselben Stelle durch eine kurze Querader verbunden. Dahin gehören die Nordamerikaner, u. a. Phil. vertilabris *Fabr.*, dessen Vespa gibbosa und Ph. politus *Say*.

3) Trachypus *Kl.* (Simblephilus *Dahlb.*). Mit lang gestieltem Hinterleibe und Adernetz im Hinterflügel gleich der vorigen Gattung. Dahin Tr. Gomesii *Kl.* Ph. petiolatus. *Spin.* Ann. d. l. soc. ent. d. Fr. 1841. 121, und Zethus elongatus *Fabr.*

4) Nectanebus *Spin.* (Ann. d. l. soc. ent. de Fr. 1838. 490.) Wie Philanthus, aber die Fühler schlanker gebaut und die Radialzelle der Oberflügel stumpf, gleich der von Cerceris; das Kopfschild ähnelt auch mehr dieser Gattung und ebenso die Afterdecke. Der Verfasser beschreibt (a. a. O.) zwei Arten N. Fisheri und N. histrionicus.

II. Cerceridae. Körperfläche grob und stark punktirt, die Fühler länger, schlanker, am Grunde mehr genähert, die einzelnen Geißelglieder mehr abgesetzt. Die Augen ohne Ausbiegung am Innenrande. Die Stirn mit scharfem Längskiel; die Oberkiefer mit einem zweitheiligen Zahn in der Innenseite, die zweite Kubitalzelle der Vorderflügel klein, dreiseitig, durch einen Stiel mit der Radialzelle verbunden; der Hinterleib schlanker, die einzelnen Ringe selbständig gewölbt, der letzte Ring, bei beiden Geschlechtern, mit zwei erhabenen Längskanten, allein diese Kanten beim Weibchen viel deutlicher als beim Männchen. Die hintersten Schenkel am Knie erweitert, seitwärts scharf gerandet.

5) Cerceris *Latr.* Erstes Hinterleibssegment knotenförmig, ohne verlängerten Stiel, die übrigen zusammen länglich elliptisch. Die zahlreichen Arten bewohnen ebenso gut Amerika wie die ganze östliche Erdhälfte; gegen ein Dutzend Europäer sind bekannt und von Dahlbom zuletzt unterschieden. Eine der ausgezeichnetsten ist C. nasuta, bei welcher das Weibchen mit einem breiten abstehenden Lappen an der Stirn versehen ist, wie bei mehren verwandten Arten, von denen sich C. nasuta durch den ausgebuchteten Endrand dieses Lappens leicht unterscheidet. Ihre Hinterleibsbinden sind gelb, aber in der Mitte verengt oder unterbrochen und die Beine gelb mit schwarzen oder rothen Flecken an den Schenkeln. Bei der ähnlichen C. labiata ist der Stirnlappen nach Vorn breiter und scharfeckig gerundet. Die kleinern Männchen beider Arten haben die Stirnlappen nicht, wol aber erweiterte Franzensäume seitlich am Clypealrande.

6) Didesmus *Dahlb.* Wie Cerceris, aber der kurze kugelige Hinterleib wird von einem langen zweigliedrigen Stiele getragen. Ihre Arten sind Südamerikaner, z. B. D. Spinolae *Dahlb.* (Cerc. binodis *Spin.* Ann. d. l. soc. ent. 1841. 117.) Beiden Gattungen fehlt die Kreuzfigur im Adernetz der Hinterflügel. (*Burmeister.*)

PHILAON (*Φιλάων*), Sohn des Eberfis, Bruder des Gorgos, Königs von Salamis auf Cypern, genoß besondere Achtung im persischen Heere des Xerxes und wurde mit 30 Schiffen bei Artemisium von den Griechen gefangen genommen; *Herodot.* VIII, 11. (*H.*)

PHILARGYRUS. Unter den aus dem Alterthume uns erhaltenen Erklärern der Virgilischen Gedichte ist seit dem 15. Jahrhundert, zuerst durch Angelo Poliziano, ein Erklärer der Bucolica und Georgica bekannt geworden, der nach seinen Lebensverhältnissen und nach dem wahren Bestande seines Werkes noch immer zu den Problemen der Literaturgeschichte gehört. Schon der Name ist zweifelhaft. Die weit verbreitete Form Philargyrius erregte zuerst Anstoß bei Kaspar Barth (Adversar. XX. 2), weil ein von einem Laster, der *φιλαργυρία*, entlehnter Name griechischer Sitte durchaus widerstreite, und er zog deshalb den hinlänglich begründeten Sklavennamen Pilargurus vor, während er in den frühern Büchern (I. 17) der Form Philagrius nicht abgeneigt war. Allein die einzig richtige Form ist Philargyrus, für dieselbe spricht zunächst die handschriftliche Überlieferung bei Ursinus und Rutgers (Var. Lect. VI, 15); ebenso die Corruptel, welche neuerdings die Vossianischen Excerpte in Leyden und die berner Handschriften in Müller's Analecta Bernensia dargeboten haben, nämlich Junitius Flagrius, woraus sich als wahrer Name Junius Philargyrus ergibt. Und in der That ist dieser Name gar nicht selten im Alterthume; besonders bei Sklaven und Freige-

Digitized by Google

assenen, wofür z. B. bei Cicero (Epist. ad Fam. VI, 1, 17. ad Attic. IX, 15, 3), bei Isidor (Origg. I, 21) und in zahlreichen Inschriften bei Gorio T. I. p. 361. II. p. 454. III. p. 135) und andern die Belege sich finden. Aber grade jene Corruptel des Namens hat jüngst einen Vertheidiger an Fr. Osann gefunden, der in den Beiträgen zur griech. und röm. Literaturgesch. (2. B. S. 284 fg.) als Vornamen das seltenere Junilius, als Hauptnamen Philagrius aber nach der Schreibart des Zeitalters Filagrius als das Richtige aufzustellen sich veranlaßt gefühlt hat, zumal dieser Name in späterer Zeit häufig gefunden werde. Allein das Vorkommen dieses Namens gibt keinen Grund zu solcher Neuerung ab, da auch der hier angenommene Name noch dazu viel häufiger vorkommt; die Corruptel der leydener und berner Handschrift läßt sich leicht aus den Abkürzungen erklären, und ein Festhalten der ursprünglich überlieferten Form gar keinem Bedenken unterliegt.

Die Untersuchung über die Zeit, welcher er angehört, ist erst in der neuesten Zeit wesentlich gefördert. Ursinus meinte: quo tempore vixerit Philargyrius, etsi difficile sit affirmare, ex libri tamen inscriptione conici potest, floruisse imperatore Valentiniano, si modo Valentinianus Augustus eo titulo designatur. Illud certe constat eum non longe a Servii aetate afuisse et Virgilii chirographo usum esse, ut ex eius Commentario apparet. Wäre dies Letztere begründet, was Heyne sorglos nachgeschrieben hat (T. IV. p. 746), so würde er wenigstens vor den Antoninen gelebt haben, aber die Andeutungen über Lesarten zu Georg. IV, 141. 231, lassen nur die Benutzung älterer Werke vermuthen, wie er denn zu Georg. II, 332 wirklich die Auctorität des Celsus für eine Lesart anführt. Nicht minder schwach ist die andere Behauptung. Die berner Handschrift bietet die Aufschrift: Junilius Flagrius Valentiniano Mediolani, auch in den Vassianischen Excerpten steht dasselbe bis auf die Abkürzung Mediola. Aber Valentianus ist nicht Valentinian und ein pannonischer Kaiser wird niemals ein mailänder genannt werden können. Nichtsdestoweniger ist dieselbe Ansicht von Saxe (im Onomast. T. I. p. 471) beibehalten und auch Suringar und Osann nähern sich derselben. Der erstere nämlich (p. 97) fußt besonders darauf, daß Servius des Philargyrus und dieser des Servius nicht gedenke und macht darum beide Erklärer zu Zeitgenossen, ja Osann läßt den Philargyrus älter sein und vielfach von Servius ausschreiben, worin ihm schon Dübner (in der Zeitschrift für Alterth. 1834. Nr. 153) vorausgegangen war, der den Vertreter allegorischer Deutungen in den Eclogen, den Servius abweise, in unserm Philargyrus sucht. Solche Beweisgründe mögen die paradoxe Behauptung in den berliner Jahrb. 1836. Nr. 60, daß der Mann in das 15. Jahrh. gehöre, veranlaßt haben. Eine neue Untersuchung hat daher Wagner unternommen und dieselbe mit ebenso großer Gelehrsamkeit als Scharfsinn zu wichtigen Ergebnissen gefördert. Die genauere Prüfung des uns erhaltenen Werkes zeigt nämlich zur Genüge, daß Philargyrus ein Römer, nicht christlichen Glaubens gewesen sei und vor dem fünften Jahrh. gelebt habe. Römisches Selbstgefühl spricht sich besonders in den verächtlichen Seitenblicken auf die Griechen (ad Georg. III, 89, 391), das Festhalten an heidnischen Gebräuchen in den lebendigen Beziehungen auf dieselben als auf gegenwärtige (ad Georg. II, 394. Eclog. IV, 63. Georg. III, 391 und öfter) aus, und die Citationen, denen wir bei ihm so häufig begegnen, lassen uns eine Zeit erkennen, in der noch manche Werke der classischen Periode erhalten waren, wie (ad Eclog. VIII, 10) der Thyestes des Varius. Benutzen wir nun mit Wagner die Unterschrift der leydener Handschrift bei Suringar (p. 271): Haec omnia de commentariis Romanorum congregavi, id est Titi Galli et Gaudentii et maxime Junilii Flagrii Mediolanensium, so erhalten wir einen Römer aus Mailand, der um die Zeit des Servius, im vierten Jahrh., gelebt und seinen Commentar einem gelehrten Landsmanne, Valentianus, gewidmet hat.

Ist nun nicht zu zweifeln, daß er dieselben Quellen, die dem Servius offen standen, gleichfalls benutzt hat, so zeigt doch schon eine flüchtige Vergleichung viel eigenthümliche Gelehrsamkeit. Die Notizen über Bavius, über Cäsar's Buch ad Ciceronem, Cinna, Carnificius, Domitius, Varius sprechen dafür und der Indiculus scriptorum a Philargyro citatorum in *Fabricii* biblioth. Lat. Vol. I. p. 340, zeigt eine Belesenheit, die in späterer Zeit des gänzlichen Verfalls kaum zu erwerben gewesen wäre. Auch die Darstellung ist natürlich, einfach, correct, sogar gewählt*) und nur einzelne Ausdrücke erinnern an die schlechte Zeit. Die allegorischen Erklärungen und die kritischen Erörterungen sind aller Beachtung werth; die unglückliche Etymologie von hedera (ad Eclog. III, 39) haben auch andere gelehrte Grammatiker des Alterthums. Von seinen Vorgängern nennt er Aemilius Asper (ad Eclog. II, 70. Georg. IV, 453, 520) und Aruntius Celsus (ad Georg. II, 332. 479. III, 188. 296. 313.). Wie würden aber über den Werth seiner Arbeit noch günstiger urtheilen, wenn sie uns vollständig vorläge. Was in neuerer Zeit theils in Leyden, theils in Bern unter dem Namen des Junilius sich findet, läßt auf ein sehr umfangreiches Werk schließen, da z. B. von den leydener Scholien (ad Georg. I) nur die Bemerkungen (zu V. 58 und 295) mit unsern Auszügen übereinstimmen.

Aber selbst diese Bruchstücke sind richtig geschätzt worden. Rutgers (Var. Lect. VI, 15) hat ihn mit Vergnügen gelesen und lobt die astricta quaedam brevitas, sed talis tamen quae omittat nihil quod ad eruendum auctoris sensum facere videatur; Barth (Advers. L. 7) nennt ihn optimus interpres.

Die erste Ausgabe des Philargyrus gab Fulvio Orsini (Ursinus) 1587 zu Rom mit einigen andern Schriften heraus, aber diese editio princeps ist so selten, daß sie nur von wenigen Herausgebern hat benutzt werden

*) Für den einzigen Beleg Wagner's, der in der bekannten Kürze der Vergleichung besteht, hätte auch ein anderer (ad Georg. II, 162) nachgewiesen werden können.

können. Dann wiederholte sie Heinrich Commelin zu Heidelberg 1589, von wo sie in die Schrevel'sche Ausgabe (Lugd. Bat. 1646) übergingen. Die Sammlungen von Peter Daniel (Paris 1600. Genf 1636) enthalten den Philargyrus sehr fehlerhaft. In der großen Ausgabe Burmann's fehlt der Commentar nicht, ja es finden sich daselbst (T. I. p. LXXV) schätzbare Emendationen von Broekhuizens, die z. B. der neueste Herausgeber nicht benutzt zu haben scheint, wie denn Lion überhaupt zu flüchtig seine ganze Arbeit (Göttingen 1826) besorgt und nicht einmal die Lesarten der wolfenbütteler Handschrift ordentlich benutzt hat. Einzelne Beiträge zur Verbesserung des Textes liefern Rutgers (Var. Lect. VI, 15), Kasp. Barth (Advers. XX, 2. XXV, 21 und öfter im Statius), endlich Ph. Wagner, der in seiner Epistola ad Petrum Hofmann Peerlkamp sive commentationis de Junio Philargyro pars prior (Osterprogramm der dresdener Kreuzschule vom J. 1846), am gründlichsten über diesen Grammatiker gesprochen hat. Weitere Aufschlüsse müssen die Scholien in Leyden (sie sind nur zu dem ersten Buche der Georgica von Suringar [Histor. crit. scholiast. Latin. II. p. 92 — 100. 269 sqq.] herausgegeben) und die pariser Bruchstücke geben, von denen Dübner (in der Revue de philologie. I. p. 17) wiederholt gesprochen hat. (*Eckstein.*)

PHILASTRIUS [1]). Sichere Nachrichten über das Leben dieses siebenten Bischofs von Brixia können nur aus der Feierrede seines Nachfolgers Gaudentius und einigen Notizen des Augustin entnommen werden. Es wird hier von Philastrius gepriesen, daß er, wie Abraham, Vaterland und Freundschaft um Gottes willen verlassen, mit großem Eifer in der heiligen Schrift geforscht und dann die Priesterweihe empfangen habe. Dann sei er im ganzen römischen Reiche umhergereist und habe als eifriger Prediger des Wortes nicht blos gegen Heiden und Juden, sondern auch gegen Ketzer, vor allem gegen die Arianer die reine Lehre Christi vertheidigt. In solcher Thätigkeit weilte er lange in Rom, dann in Mailand, ehe Ambrosius dort Bischof wurde. Viel hat er dort mit dem Arianerhaupte Aurentius gestritten und wahrscheinlich die verbera und stigmata Domini nostri Jesu Christi empfangen, von denen Gaudentius redet. Einen festen und bleibenden Wirkungskreis fand Philastrius als Bischof von Brixia und wirkte hier überaus segensreich: einen reichen Ehrenkranz christlicher Tugenden flicht ihm Gaudentius und beruft sich für alle seine Lobsprüche auf der Brixienser Zeugniß und Erfahrung. Als seinen Todestag gibt er den 18. Juli an. Für das Jahr kommt eine wenigstens annähernde Bestimmung heraus, wenn wir erwägen, daß Philastrius im J. 381 auf der Synode von Aquileja gewesen (*Labbe*, Concil. II. p. 978), daß Augustin ihn bei Ambrosius in Mailand gesehen (Epist. ad Quod vult Deum. Opp. II. p. 622), daß er nach einer andern Rede des Gaudentius vor Ambrosius gestorben sein muß. So nehmen Viele 387 als Todesjahr an. Nach Ughelli's Angabe ist er acht Jahre Bischof von Brixia gewesen, ein bresciauischer Gelehrter erhöhet diese Zahl auf 30. Gewiß ist es und durch Gaudentius hinlänglich bezeugt, daß Philastrius gleich nach seinem Tode als Heiliger und Patron von Brescia geehrt zu werden anfing. Dreimal wurden seine Gebeine erhoben und transferirt: das erste Mal 838 unter dem Bischof Rampert aus der Kirche S. Andreas in die Domkirche der h. Maria, 1456 und zuletzt 1572. Lange Zeit war der 18. Juli in der Diöcese Brescia ein gebotener Feiertag [3]).

Die auf die Nachwelt gekommene Schrift [4]): Liber de Haeresibus, jedenfalls um 391 geschrieben (nach Gallandi zwischen 360 — 380) zerfällt in zwei Abschnitte. Der erste soll in 28 Capiteln die Sekten vor der Ankunft Christi umfassen, der andere in 122 Capiteln ergeht sich in den Häresien der eigentlich christlichen Jahrhunderte. Schon Augustin fällt in dem oben citirten Briefe das Urtheil, daß Philastrius dem Epiphanius (den er übrigens öfter gradezu übersetzt und excerpirt) an Gelehrsamkeit weit nachstehe, übrigens hätten beide das Wort Ketzerei anders definirt. Dennoch kam, wie schon aus Stellen Gregor des Großen erhellt, das Ketzerverzeichniß des Philastrius im Abendlande während des Mittelalters zu großem Ansehen [5]); der neueren Wissenschaft konnten die argen Schwächen des Werkes keinen Augenblick entgehen. Bellarmin erklärt ganz offen: Illud observandum est, multa a Philastrio inter haereses numerari, quae

1) Bei Gregor und in dem alten, unten zu erwähnenden, Brevier Philaster, in dem gleichfalls später zu nennenden akrostichischen Gedichte Filastrius. Schröckh (Kirchengesch. 9. S. 362) meint, der griechisch gebildete Name sei vielleicht aus dem lateinischen Filiaster ein Stiefsohn erwachsen. Cave sagt gradezu: Philastrius vel potius Philaster.

2) Ganz offenbar nach der Rede des Gaudentius ist das akrostichische Sapphische Gedicht componirt (Filastrius Brixiensis Praesul), das schon Rampert erwähnt. Die Andeutungen der Rede sind poetisch ausgeführt. z. B.:

Septimus sedis solio resedit
Brixiensis hic bonus et beatus
Nobilis prudensque, Philastrius qui
Nomine dictus.

Turribus quorum genitus hic fuit
Nullius ex nobis meminit, sapit neo;
Scimus hoc sed nos, Abraham beatum
Esse secutum etc.

Weit mehr wissen freilich die neun Lectionen eines alten Breviers Acta Sanct. Jul. IV. p. 383 sq. Danach ist Philastrius ein Spanier von edler und christlicher Geburt. Ein Engel befiehlt ihm sein Vaterland zu verlassen. Philastrius studirt in Athen und wird in Rom vom Papste zum Bischof geweiht. Ausführlich wird eine Disputation mit Aurentius beschrieben. Zu einem Spanier machen ihn übrigens, vielleicht auf dies Brevier gestützt, mehre italienische Gelehrte, auch Ughelli (Ital. Sacra. IV. p. 385). Cave hält ihn für einen Italiener, doch entbehren alle diese Behauptungen eine sichere Begründung. 3) Nach Einigen soll Philastrius die Acten der brixiensischen Märtyrer Faustius und Jovita, auch die Acten der heiligen Afra geschrieben haben. 4) Etwas übertrieben Schröckh (a. a. O. S. 384). Als er lebte, waren seine Fehler größtentheils ebenso sehr Fehler seiner Zeit und ihrer Vorurtheile als seine eignen. Nach seinem Tode hörte man bald völlig auf, auch die gröbsten derselben als Fehler zu betrachten und jede Meinung, die auf seiner furchtbaren Rolle stand, war noch tausend Jahre nach ihm ohne alle Widerrede eine Ketzerei.

Digitized by Google

vere haereses non sunt, ähnlich und noch schärfer äußern sich andere katholische (schon Sixtus von Siena, Du Pin, Labbeus u. A.) und protestantische Gelehrte, namentlich auch über die chronologischen Schnitzer. Der alte Ittig (Sel. Saec. II. cap. Hist. Eccl. Praef. §. 111) hat mit seiner Behauptung Recht: In exiguo Philastrii de haeresibus libello haud exiguus naevorum et lapsuum numerus occurrit, qui Scaligeri allamque censuram meruerunt. Was Ambrosius Rusconus in dem Triumphus Catholicae Veritatis (Venet. 1619) vertheidigend bemerkt, Philastrius habe solche Irrthümer nicht aus bösem Willen sich zu Schulden kommen lassen, kann nur dem Menschen und nicht dem Schriftsteller zu Gute kommen. Jene Fehler sind in der That oft so verwunderlich, daß man etliche mit den Bollandisten auf die Rechnung der Abschreiber oder auf ein völliges Durcheinanderfallen der Capitel setzen möchte [5]). Cerinthus lebte nach dem Carpokrates, Marcion wurde von dem Apostel Johannes widerlegt und hatte keine Paulinischen Briefe, ausgenommen die an Timotheus und Titus. Der Apologet Tatian hat nach der Verfolgung des Decius gelebt, die Ophiten vor Christus ꝛc.; viele Ketzereien scheinen gradezu vorhandenen Namen oder Bibelstellen nachgebildet zu sein, z. B. die Putevniten, welche tiefgegrabene Brunnen verehrten und aus denselben das Wasser des Heils zu schöpfen suchten, nach Jerem. 2, 13, die Vvrbvrianer, die sich im Koth der Lüfte wälzen, nach 2 Petr. 2, 22. Andere geben von einer gewissen Bornirtheit des Autors Kunde, welcher den Begriff der Ketzerei auf eine Weise extendirt, wie es wol nie sonst in der Kirche vorgekommen ist. Wer nicht glaubt, daß Noah nach der Sündfluth die Erde unter seine drei Söhne vertheilt hat — wee die Übersetzung des Aquila den LXX vorzieht — wer die Stelle Hohesl. 6, 8 von den 60 Königinnen, 80 Beischläferinnen ꝛc. des Salomo wörtlich nimmt — wer das Christenthum für weniger hält als Judenthum und Heidenthum ꝛc., der ist ein Ketzer. Man sieht, Philastrius, der sein ganzes Leben lang mit Ketzern gestritten und viel Böses von ihnen erduldet, verfiel, wenn er auf diesen Punkt kam, in Dvnquichotterien der ärgsten Art, wie ja wol die bravsten Leute solche schwache Stellen zu haben pflegen. Sein Ketzerregister macht öfters einen fast komischen Eindruck und erinnert an Rolle und Gesang des Leporello. Was sich irgend Gutes über sein Buch sagen läßt, hat Galeardus in den Prolegomenis seiner Ausgabe zusammengestellt; aber es ist für den Kritiker immer bedenklich, wenn der zu richtende Schriftsteller sein Landsmann und Schutzheiliger ist. Daß der vorsichtige Forscher in dem Wust verkehrter Notizen auch manche Goldkörner findet, versteht sich von selbst. Darstellung und Ausdruck haben „wenig Anziehendes," wie Bähr mild in seiner Literaturgeschichte der christlichen Theologie (II. S. 140) bemerkt und auf Funccius (de veg. L. L. senectute. X. §. 68) verweist [6]).

Die editio princeps erschien zu Basel 1528: *Philastrii* Episcopi Brixiensis Haereseon Catalogus, cui adjectus est Lanfranci libellus de Sacramento Eucharistiae adversus Berengarium (cura *J. Sichardi*). Diese Ausgabe wiederholt Basel 1539. Daraus z. B. in der Bibliotb. PP. Maxima Lugdunensis. V. p. 701—726. *Philastrii* Catalogus Haeresium pene omnium cum supplemento incerti auctoris edit. *Jo. a Fuchte.* (Helmst. 1611. 4., wiederholt 1621.) Cum emendationibus et notis *Jo. Alb. Fabricii.* (Hamb. 1721, voran eine Vita Philastrii, Auszug von Gaudentius. Cum *Jo. Alb. Fabricii* notis posthumis, variis lectionibus ex MS. Cod. Corbejensi et *Pauli Galeardi* Spicilegio ad notas *Fabricii* in *Aug. Maria Quirini* Collect. Veterum Patrum Eccl. Brixiensis. (Brixiae 1738. fol. p. 1—183.) Danach bei *Galland.* Bibl. PP. T. VII. p. 480 sq. [7]) (*Daniel.*)

Philateer, s. Philates (Philati).

PHILATES bei Pouqueville oder Philati bei teutschen Geographen, Hauptstadt des Villaïetis oder Cantons Scaloina in dem zum türkischen Sandschak Delfino (Deloino) gehörigen Lande der Chamiden (Chamouri), welcher jedoch häufig auch den Namen der Hauptstadt selbst führt. Diese liegt südlich von Delvino, südwestlich von Janina (Joanina) und acht Lieues von Parampythia am Westabhange des Pheniksgebirges, wo sich ihre großen Gebäude und schlanken Minarets zwischen Citronen- und Olivenhainen ausbreiten und vorzüglich wenn man aus dem Thale Keramista kommt, einen Anblick gewähren, der selbst die in Erstaunen setzt, welche sonst für alle Naturschönheiten, an denen Epirus so reich ist, gänzlich unempfindlich sind. Im J. 1814 zählte der Ort 420 Häuser, drei Moscheen, zahlreiche, öffentliche Bäder und unbedeckte Cisternen, die den Bewohnern das nöthige Wasser liefern, da es ihnen an Quell- und Flußwasser fehlt. Die Einwohner der Stadt oder die Philateer sowol wie die des Cantons — beide werden zu 8000—10,000 angeschlagen, konnten zu Pouqueville's Zeit für Ideale männlicher und weiblicher Schönheit gelten, die den berühmtesten Malern und Bildhauern des alten Griechenlands als herrliche Vorbilder für ihre Götter- und Heroenschöpfungen hätten dienen können. Zu den Muhammedanisch-albanesischen Schypetars gehörig, lebten sie lange Zeit frei, unabhängig und fast gesetzlos; die Phareneintheilung fand auch bei ihnen statt und sie trieben einigen Handel mit den ionischen Inseln; allein trotz der guten Aufnahme,

5) Wie wenn z. B. Cap. 112 behauptet wird, von Christus bis zu Philastrius seien 430 Jahre verstrichen. 6) Schröckh a. a. O. S. 382. Die lateinische Urschrift verräth eine sehr schlechte Schreibart, durch welche das oft leichte Geschwätz desto unausstehlicher wird.

7) Wer sich über Philastrius gründlicher unterrichten will, der findet in den Actis Sanct. Jul. IV. p. 383—395 das zusammen, was er braucht, unter andern jenes akrostichische Gedicht, die Rede des Gaudentius, den Bericht des Rampertus über die erste Translation, die Acten der zweiten Translation. Bei Schröckh (Kirchengesch. IX. S. 362—381) ein guter Auszug aus der Schrift des Philastrius. Außerdem wären zu nennen die Prolegomena des Galeardus, Du Pin (T. II. p. 244 sq.), Tillemont (T. VIII. p. 541—545), Gericus (T. XVII. p. 179 sq.), Geiller (T. VI. p. 739 sq.), Schönemann (Bibl. patr. lat. T. I. p. 536—547) und Stolle (Nachr. von Kirchenvätern ꝛc. S. 527—530).

die ihnen hier zu Theil wurde, haßten sie doch die Franzosen; auf Pouqueville wurden, als er sich das erste Mal in Philates [1]) aufhielt, zwei Mal Kugeln abgeschossen und seinen Bruder suchte ein gewisser Omar Poulemani zu erdolchen. Häufiger unternahmen jedoch die Bewohner von Philates, wie die von Janiari und Cokca, Raubzüge in das benachbarte Rumelien, und selten kehrten sie ohne reiche Beute zurück. Diesem Unwesen wurde gesteuert, als es dem Pascha von Janina, Ali Tebelen, gelang, sich im J. 1812 Thesprotien und auch die Philateer zu unterwerfen, welche ihm bis dahin den kräftigsten Widerstand geleistet hatten. Sein Gold entzweite und unterwarf sie. Viele derselben, denen der Verlust der Freiheit unerträglich fiel, traten jetzt in die Dienste des Vicekönigs von Ägypten, Mehemet Ali, der sich ihrer zur Bekämpfung der Wechabiten in Arabien bediente, wobei sie nicht ohne Ruhm fochten. Verderblicher wurde ihnen das Jahr 1814 durch die Pest. Diese wüthete 110 Tage lang bis in den Juni so schrecklich, daß es bald an Händen fehlte, um die Todten zu beerdigen und die Pferde und übrigen Thiere in den Ställen abzuwarten. Diese starben daher Hungers und trugen noch mehr dazu bei, die ohnedies schon verdorbene Luft völlig zu verpesten. Als daher endlich die Seuche aufhörte, waren von den 2800 Einwohnern, welche die Stadt vor ihrem Beginn zählte, nur noch 130 übrig. Auch hier zeigte sich der schädliche Einfluß des Aberglaubens. Bei dem Herannahen der Pest sandte Ali Pouquevillen nach Philates, um die Einwohner zu Vorkehrungen, vorzüglich zur Anlegung eines Lazareths, zu bewegen, allein die Bemühungen scheiterten an der Beredsamkeit eines fanatischen Derwisches. Dieser erklärte unter anderem: „Man müsse sich auf die Bresche stellen und sich nicht, wie die Franzosen, hinter den Gittern eines Lazareths verstecken. Komme die Pest, so sei es die Vorsehung, welche sie sende; Vorkehrungen gegen sie treffen, heiße sich dieser widersetzen." Man fand dies richtig und büßte schrecklich. — Der Canton Philates oder Scalona wird von dem Flusse Philates bewässert, welcher dem adriatischen Meere zueilt. Eine antike Brücke führt über ihn. Der Boden besteht aus einem fetten Schlamme, der mit Selenit und leichtem Scheuersande durchmengt ist. Aus mehren hier befindlichen Brunnen schöpft man einen kreideartigen, leicht zerreibbaren Mergel. Ackerbau und Viehzucht sind Hauptbeschäftigungen der jetzt friedlichen Einwohner, welche einen geringen Tribut entrichten [2]). (*G. M. S. Fischer.*)

PHILBERT. 1) Ph.-en-Mauges, St., Gemeindedorf im französischen Departement Maine und Loire (Anjou), Canton und Arrondissement Beaupréau, ist zwei Lieues von der letztern Stadt entfernt, besitzt eine Succursalkirche und zählt 332 Einwohner; 2) Ph.-sous-Gevrey, St., auch Belle-sous-Gevrey genannt, Gemeindedorf im französischen Departement Côte-d'or (Bourgogne), Canton Gevrey. Arrond. Dijon, zählt 175 Einwohner; 3) Ph.-sur-Bois-Sey, St., Gemeindedorf im Dep. Eure (Normandie), Canton Bourgthéroulde, Arrondiss. Pont-Audemer mit 184 Einwohnern; 4) Ph.-sur-Orne, St., Gemeindedorf im Ornedep. (Normandie), Canton Putanges, Arrondissement Argentan, hat eine Succursalkirche und zählt 374 Einw.; 5) Ph.-sur-Risle, St., Flecken und Gemeinde im Euredepartement (Normandie), Canton Montfort, Bezirk Pont-Audemer, ist drei Lieues von dieser Stadt entfernt, besitzt eine Succursalkirche und zählt 1034 Einwohner; 6) Ph.-des-champs, St., Gemeindedorf im französischen Departement Calvados (Normandie), Canton Blangy, Arrondissement Pont-l'Eveque. Von dem letztern Orte drei Lieues entfernt besitzt Philbert eine Succursalkirche und zählt nach Barbichon 747 Einwohner; 7) Ph.-de-Bouaine, St., Gemeindedorf im französischen Departement Vendée (Poitou), Canton Rocheservière, Arrondissement Bourbon-Vendée. Der Ort ist eilf Lieues von der letztern Stadt entfernt, besitzt eine Succursalkirche und zählt nach Barbichon 1694 Einwohner; 8) Ph.-du-Peuple, St., Gemeindedorf im französischen Departement Maine-et-Loire (Anjou), Canton Longué, Arrondissement Baugé. Von der letztern Stadt vier Lieues entfernt, besitzt Philbert eine Succursalkirche und zählt nach Barbichon 1074 Einwohner; 9) Ph.-du-Pontcharrault, St., Gemeindedorf im französischen Departement Vendée (Poitou), Canton Chantonnay, Arrondissement Bourbon-Vendée; 6¾ Lieues von Fontenay entfernt, besitzt der Ort eine Succursalkirche und zählt nach Barbichon 1438 Einwohner. (*G. M. S. Fischer.*)

Philbrick-Point, s. Neuhampshire.

PHILEA, eine der Danaiden. *Hygin.* F. 170. (*H.*)

PHILEAE, wird von Pomp. Mela (II, 2, 5) als eine Stadt am Pontus Eurinus erwähnt und neben Halmydesson und Phinopolis aufgeführt. Stephanus Byz. (s. v.) nennt Philea ein *χωρίον βιζάντιον*. Der Einwohner derselben heiße *Φιλεάτης*. Vergl. *Tzschucke* ad *Pomp. Mel.* l. c. 2. Bd. 2. Abth. S. 95 fg. (*Krause.*)

PHILEAS, aus Athen, ein Geograph, dessen Zeitalter sich nicht genau bestimmen läßt, der aber wahrscheinlich der ältern attischen Literaturepoche angehörte, da er nicht allein neben andern Autoren jener Zeit genannt wird, sondern auch der Charakter verschiedener aus seinen Werken erhaltener Notizen auf jene ältere Epoche hinweist, nach dem Vorgange von J. G. Voß (De Hist. Gr. III. p. 484 ed. *Westerm.*), dem sogar noch Ukert (Geogr. d. Gr. und Röm. I, 1. 113) beipflichtet. Man begnügte sich früher, ihn nach Dikäarch's angeblicher *ἀναγραφὴ τῆς Ἑλλάδος* (VI, 33) etwas vor die Zeit Dikäarch's, um den Anfang der Regierungszeit von König Philipp von Macedonien, zu setzen, bis Osann in einem besondern Aufsatze „Über den Geographen Phileas und sein Zeitalter" in der Zeitschr. f. Alterth. (1841. Nr. 77 fg.), über seine Zeit und den Umfang seines Werkes gründlicher gehandelt und Resultate gewonnen hat, deren innere Wahrscheinlichkeit auch die Gegenbeweise von Fabricius (in der

1) Schon früher ließ Ali Tebelen hier den französischen Generaladjutanten Rose verrätherischer Weise gefangen nehmen und nach Constantinopel abführen, wo er 1799 in den sieben Thürmen starb. 2) Vergl. *Pouqueville*, Voyage dans la Grèce an den im Index Tom. V angeführten Stellen.

Digitized by Google

Zeitschr. f. Alterth. 1842. S. 1252) nicht zu schwächen vermögen; vgl. die Replik von Osann in derselben Zeitschrift (1844. Nr. 116.) Unter andern Verfassern von Periplen und mit dem Zusatze *ὁ Ἀθηναῖος* wird Phileas genannt bei Menippus (Peripl. p. 157 ed. *Hoffm.*) und besonders bei Avienus (Or. marit. v. 42), wo dieser Schriftsteller sagt, er habe zu dem, was Sallust über den Pontus gesagt, Excerpte aus folgenden Schriftstellern hinzugefügt:

Hecataeus ietic quippe erit Milesius
Hellanicusque Lesbius, Phileas quoque
Atheniensis, Caryandeus Scylax,
Pausimachus Iade, prisca quem genuit Samos,
Quin et Damastes nobili natus Sige
Rhodoque Bacorus ortus, Euctemon quoque
Popularis urbis Atticae, Siculus Cleon,
Herodotus ipse Thurius, tum qui decus
Magnum loquendi est, Atticus Thucydides:

wo also alle uns bekannten Schriftsteller der ältesten Zeit angehören und besonders Phileas in der Umgebung von ausgemacht alten Autoren erscheint. Endlich sagt auch Macrobius (Sat. V, 20) von der Stadt Gargara am Ida: Nec Ephorus solus, dessen Worte er so eben angeführt, sed etiam Phileas *vetus scriptor* in eo libro, qui inscribitur Asia, ita meminit: *μετὰ Ἄσσον πόλις ἐστὶν ὄνομα Γάργαρα· ταύτης ἔχεται Ἀντανδρος*, wo Phileas sichtlich im Vergleich mit Ephorus, der sich vermuthlich auf ihn berufen hatte, ein alter Schriftsteller genannt wird. E. Fabricius konnte für die alte Meinung keine andern Gründe geltend machen, als die Ungenauigkeit und Unzuverlässigkeit des Macrobius und Festus Avienus. Osann hat dagegen den geringen Werth dieser Schriftsteller in Bezug auf kritische Behandlung ihrer Quellen nicht in Abrede gestellt, das Verfahren aber von diesem Grundsatz aus jeden einzelnen vorkommenden Fall zu beurtheilen, mit vollem Recht eine Akrisie genannt. Sein Periplus wird ziemlich oft citirt und scheint die damals bekannten Küstenländer umfaßt zu haben. Er zerfiel nach der alten, schon bei Hecatäus receipirten Eintheilung in zwei Abschnitte, Asien und Europa. In den noch vorhandenen Bruchstücken werden folgende Punkte berührt. Der thrakische Bosporus bei *Suidas* v. *Βόσπορος*, Schol. *Soph.* Aj. 870, und einem pariser Scholiasten zu Philostratos Bildern bei Osann, woraus ersichtlich, daß Phileas dabei die Fabel der Io behandelt hatte. Das arganthonische Vorgebirge bei Kios und Myrlea (bei Etym. M. p. 135, 28), wo für *Φιλέας* schon *Toup*, Emend. ad *Suid.* I. p. 82, *Φιλέας* hergestellt hat, Andere aber *Φιλητᾶς* wollten, vgl. jetzt auch *Meineke*, Anal. Alex. p. 120. Ferner gehört zu der Beschreibung der asiatischen Küste jene Stelle bei Macrobius über Assos, Gargara und Antandros, aus welcher man folgern darf, daß er hier von Norden nach Süden fortschritt, und ein Fragment über Kypros bei Etym. M. p. 117, 37: *Ἄδος, ποταμὸς τῆς Κύπρου· — Φιλέας δὲ πρῶτον βασιλέα Ἄδον Ἠοῖς ὄντα καὶ Κεφάλου, ἀφ' οὗ καὶ ὄρος τι ὠνομάσθη Ἀδῶον κτλ.*, vgl. *Meineke*, Anal. Al. p. 279 sq. Zur Abtheilung Europa dagegen gehörten folgende Punkte: Antheia, eine milesische Colonie an der thrakischen Küste des Hellespont, bei *Steph. Byz.* s. v., und die macedonische Stadt Andria bei demselben Schriftsteller (s. v.), wo *Φιλέας ἐν Περίπλοις* citirt wird. Ferner die Grenzbestimmung von Hellas beim Peneios und dem Gebirge Homole, worüber Phileas beim angeblichen Dikäarch (a. a. O.) angezogen wird, vgl. *Fuhr*, Dicaearch. Messen. quae supersunt. p. 367 sq. und Fabricius, in der Abh. über Skylax (Zeitschr. f. A. 1841. Nr. 132 fg. und 1844. Nr. 136 fg.), der aus der Übereinstimmung des Skylax mit Phileas hinsichtlich dieser Grenzbestimmung die Zeit dieses letztern zu fixiren sucht. Die Küsten von Griechenland selbst betrifft die Stelle bei Harpokrates und Photius (v. *Θερμοπύλαι.*): *Φιλέας δέ φησιν ἐν γῆς περιόδῳ* (uneigentlich für *περίπλῳ*) *Θερμοπύλας κληθῆναι, ἐπεὶ ἐκεῖ ἡ Ἀθηνᾶ θερμὰ λουτρὰ τῷ Ἡρακλεῖ ἐποίησε.* Über das thesprotische Ambracia citirt wieder Stephanus Byz. (s. v.) den Phileas, gleichfalls wegen der mythischen Begründung des Namens, *ἢ ἀπὸ Ἀμβρακίας τῆς Αἰγέου θυγατρός, περὶ ἧς Φιλέας.* Auch Italien war nicht ausgeschlossen, s. *Steph. Byz.* v. *Ἄβιδοι*, und den äußersten Punkt im Westen, welchen dieser Geograph berührt, gibt uns endlich die Nachricht bei Avienus (Or. marit. 685), wonach Phileas (hier Phileus genannt) von den Bewohnern des Rhodanus erzählte, sie hätten die Ansicht gehabt, daß dieser Fluß Europa von Asien trenne. Unbekannt ist die Stelle des Flusses *Νέις*, dessen Namen Herodian (*π. μονηρ. λεξ.* p. 6) aus Phileas erwähnt, s. Etym. M. p. 189, 41. 2) Ein kirchlicher Schriftsteller, über welchen Fabricius (B. Gr. T. VII. p. 306) ausführlicher handelt. (*Ph. H. Külb* und *Preller.*)

PHILEAS, ein Bildhauer, arbeitete mit Zeurippos; s. C. I. n. 1229. (*H.*)

PHILEKIA (*Φιλήκια*), nach anderer und wol richtigerer Lesart *Φηλίκια*, d. i. Felicia, wahrscheinlich eine römische Niederlassung von Ptolemaios im vierten Klima Teutschlands angegeben unter 39° Br., 48° 30′ L. Es lag nach Wilhelm im Lande der Quaden und zwar nach Mannert an dem Zusammenflusse der March und Thaya, bei Rabensberg; nach Kruse ist es Policka im chrudimer Kreise in Böhmen, oder auch Olmütz; doch ziehet er Policka vor. Nach noch Andern ist es Fülnek in Ungarn. Daß man es bald für Policka (sprich —zka), bald für Fülnek hält, beruhet nur auf der schwachen Ähnlichkeit der Namen. Man bedachte nicht, daß Policka rein slawisch, Fülnek rein ungarisch ist. Und mit der Bestimmung der Lage der von Ptolemaios angegebenen Orte, auf die sich Kruse viel zu Gute thut, ist es Nichts, wie schon längst dargethan ist. (*Aue.*)

PHILELPHUS (Franz), geb. am 25. Juli 1398 zu Tolentino in der Mark Ancona von unbekannten Ältern, beschäftigte sich schon in früher Jugend fleißig mit der alten Literatur. Er war kaum zwanzig Jahre alt, als ihm ein öffentliches Lehramt in Venedig angetragen ward. Die Liebe zur Freiheit bewog ihn, es abzulehnen. In Constantinopel, wohin er bald nachher reiste, ward die Bekanntschaft mit Johann Chrysoloras, der ihn in der griechischen Literatur unterwies, auch in anderer Hin-

sicht für ihn vortheilhaft. Verheirathet mit dessen Tochter Theodora, verdankte er seinem Schwiegervater eine Empfehlung an den kaiserlichen Hof. Zu mehren Gesandtschaften gebraucht kam er dadurch auch mit auswärtigen Höfen in Berührung. In der Aussicht, zu Venedig, wohin er 1427 zurückgekehrt war, ein öffentliches Lehramt zu erhalten, sah er sich getäuscht. Zwar erhielt er bereits im nächsten Jahre einen Ruf nach Bologna, verließ jedoch wegen der dort ausgebrochenen Unruhen diese Stadt bald wieder. Eine feste Anstellung mit einem Gehalt von 300 Goldgülden fand er bald nachher zu Florenz, wohin ihn der Kunst und Wissenschaft fördernde Cosmus von Medicis rief. Er fand dort eine wohlwollende und glänzende Aufnahme, zerfiel jedoch bald mit dem genannten Fürsten, von welchem er seitdem nur mit der größten Erbitterung sprach. In seinem eignen leidenschaftlichen und ehrgeizigen Charakter lag wahrscheinlich die Ursache jenes Misverständnisses, während er behauptete, von seinen Gegnern und Nebenbuhlern bei seinem Fürsten verleumdet worden zu sein. Unmuthig und entrüstet über den Sieg, den die Mediceische Partei in dem zu Florenz ausgebrochenen Bürgerkriege behauptete, verließ er 1434 die genannte Stadt. Abwechselnd lehrte er mehre Jahre zu Siena und Bologna, und hierauf zu Mailand, wo er sich am längsten aufhielt. Auch dort ward er nach dem Tode des Herzogs Philipp Maria Visconti (1447) in die politischen Unruhen verwickelt. Einen Gönner fand er an Franz Sforza, der ihn in seine Dienste nahm. Auch unter den Nachfolgern dieses Fürsten blieb er in Mailand, wo er, wiewol nicht ununterbrochen, den öffentlichen Lehrstuhl betreten zu haben scheint. Mit Cosmus von Medicis hatte er sich 1453 wieder versöhnt. Schmeichelhaft war für ihn um diese Zeit eine Einladung nach Neapel. Sie erging an ihn durch den König Alfons, der ihn mit Wohlwollen empfing und ihn sogar in den Ritterstand erhob. Auch das Oberhaupt der Kirche schien sich für den gelehrten und vielseitig gebildeten Mann lebhaft zu interessiren. Dem Papst Nicolaus V., der ihn bei der Durchreise durch Rom sehr ehrenvoll empfing, verdankte er ein Geschenk von 500 Dukaten. Die Gunst, in der er bei dem Herzoge von Mailand stand, benutzte er zur Befreiung seiner Verwandten in Constantinopel, die bei der Eroberung dieser Stadt durch die Türken in Sklaverei gerathen waren. Sie erlangten ihre Freiheit wieder durch eine Gesandtschaft, die der Herzog an Muhammed II. schickte. Mit ungeschwächter Geisteskraft erklärte Philelphus noch in hohem Alter Cicero's philosophische Schriften zu Rom, wohin ihn der Papst Sixtus V. gerufen und ihm einen Jahrgehalt von 500 Dukaten angewiesen hatte. Späterhin ging er, auf einen erhaltenen Ruf von Lorenz von Medicis, noch einmal nach Florenz, wo er jedoch bald nach seiner Ankunft am 31. Juli 1481 im 83. Lebensjahre starb.

Er war ein gelehrter und vielseitig gebildeter Mann, der sich die Ausbreitung der classischen Literatur sehr angelegen sein ließ. Für sein Lehrertalent spricht schon der Beifall, den er sich bis zum höchsten Alter erhielt. Aber auch als Schriftsteller zeigte er eine ungemeine Thätigkeit. Durch eine sehr ausgebreitete Correspondenz stand er nicht blos mit den berühmtesten Gelehrten seiner Zeit, sondern selbst mit Königen und Fürsten, mit Päpsten, Staatsmännern, Feldherren und andern ausgezeichneten Personen in fortwährender Verbindung. Seine Briefe, im 15. Jahrh. und zu Anfange des 16. durch wiederholte Ausgaben verbreitet, die indessen nicht alle gleich vollständig sind, wurden als Muster des Styls geschätzt, und behaupten noch heutzutage als schätzbare Beiträge zur Literär- und Culturgeschichte keinen geringen Werth, wenn man die leidenschaftlichen Urtheile über Personen abrechnet, die das Unglück hatten, ihm zu misfallen. Zu bedauern ist, daß seine Werke nie vollständig gesammelt [1]), und Einiges, unter andern fünf Bücher de morali disciplina, noch gar nicht gedruckt worden sind. Die Dialogen Platon's und Xenophon's scheinen ihm die Idee zu seinen Tischgesprächen gegeben zu haben [2]). Es sind Unterhaltungen über mancherlei Gegenstände der alten Literatur, Philosophie, Poesie und Kunst. Auch andere wissenschaftliche Gegenstände kommen darin zur Sprache. Styl und Darstellung erinnern an die Werke des Athenäus, die jedoch damals in Italien noch nicht bekannt waren. Nicht ohne Glück versuchte er sich in der Fabel. Sein Muster in dieser Gattung scheint Äsop gewesen zu sein, den er jedoch an Einfachheit und Natürlichkeit nicht erreicht. Unter dem Titel: Opus lyricum, Mediolani, entwarf er ein Gedicht, ursprünglich auf zehn Bücher berechnet, von denen jedes aus 1000 Versen bestehen sollte. Er vollendete jedoch nur die ersten fünf Bücher, die unter dem Titel: De musica auch gedruckt worden sind. Ob diese mit den zehn Büchern Oden, die er dem französischen Kanzler Guilleaume (Juvenal des Ursins) zueignete, ein und dasselbe Werk sind, läßt sich nicht mit Gewißheit bestimmen. In der Dedication erwähnt jedoch Philelphus, daß er in jener Odensammlung alles zur Musik Gehörige ausführlich besprochen habe. Den geringsten Werth unter seinen Schriften haben, außer seinen Satyren und andern Gedichten, seine Übersetzungen aus dem Griechischen [3]). (*Heinrich Döring.*)

PHILEMON. 1) Mythol. Die schöne Sage von Philemon und Baucis, die Ovid (VIII, 618—725) auf so reizende Weise erzählt, hat bei den Neuern und mit Recht großen Beifall gefunden, Franzosen, Engländer, Teutsche, wie La Fontaine, Dryden, Swift und Hagedorn, haben sie, jeder nach seiner Weise, um die Wette bearbeitet; man vergl. Hagedorn's poetische Werke. II. S. 199 fg. (Wien 1789.) Aus welcher Quelle aber Ovid selbst geschöpft hat, wissen wir nicht; indessen ein oder der andere alexandrinische Gelehrte mag die Sagen Phrygiens, wie ein anderer die Lyciens, gesammelt und Ovid

1) Die neueste Ausgabe führt den Titel: *Franc. Philelphi Epistolae, auctiores et emendat. stud. Nic. Stanisl. Menecii.* (Florent. 1745.) 2) Conviviorum Libri II de multarum ortu et incremento disciplinorum. (Paris 1552.), und in einigen andern Ausgaben. 3) Vergl. Jöcher's Allgem. Gelehrtenlexikon. 3. Th. S. 1512 fg. Erhard's Geschichte des Wiederaufblühens wissenschaftlicher Bildung. I. Bd. S. 241 fg. Gerber's Lexikon der Tonkünstler. 2. Bd. S. 124 fg.

Digitized by Google

seine Erzählung daher genommen haben; aber die schöne Ausführung ist gewiß Ovid's eignes Werk, sollte er auch, wie Ruhnkenius vermuthet hat, dabei die Hekate von Kallimachus vielfach benutzt haben. Der Schauplatz der Erzählung ist Phrygien. Zu der Zeit, als sich die Götter noch zuweilen herabließen, die Wohnungen der Sterblichen zu besuchen, fiel es einmal Jupiter ein, eine Reise auf der Erde zu machen. Wie immer bei ähnlichem Vorhaben war auch dies Mal der Götterbote Merkur sein Reisegefährte; beide legten allen Götterschmuck ab, und traten in der Tracht von schlichten Reisenden ihre Wanderung an. Sie waren weit herumgereist und sehnten sich, als der Tag sich neigte, nach Ruhe; sie klopften an vielen Häusern an, aber nirgends wollte man ihnen öffnen und Gastfreundschaft beweisen. Da erblickten sie in der Nähe der phrygischen Berge dort, wo später ein Lindenbaum und eine Eiche von einer Mauer umschlossen standen, eine unscheinbare mit Stroh und Rohr bedeckte Hütte, die von einem armen frommen Ehepaare bewohnt war; Mann und Frau standen jetzt schon im Greisenalter, aber unverändert war ihre Neigung zu einander; die Hütte, in der sie als junges Paar zusammengelebt hatten, war dieselbe, welche sie jetzt im Alter bewohnten; sie waren ihrer immer nur zwei, ohne Diener und Dienerin. Sie schämten sich aber nicht ihrer Armuth und ertrugen mit Heiterkeit die Entbehrungen derselben. Als die beiden Götter unter ihr niedriges Dach traten, wurden sie von dem Paare mit Freundlichkeit empfangen; geschäftig bereiteten sie ihren Gästen einen Sitz, schafften Feuerwerk herbei, daß auf dem Herde ein helles Feuer brannte, rüsteten ein höchst einfaches und frugales Mahl aus, und bis es zu Stande kam, vertrieben sie ihnen die Zeit mit Erzählungen und stärkten ihre Glieder durch ein warmes Bad. Tisch und Tischgeräth waren so dürftig und einfach wie ihre Gerichte. Aber unverkennbar war ihr guter Wille, ihre Bereitwilligkeit; man sah ihren Blicken an, wie lieb und willkommen ihnen ihr Besuch war; sie wollten auch die einzige Gans, die sie besaßen, für sie schlachten, aber ihre Gäste litten es nicht. Fleißig sprachen sie dem jungen Weine zu, den ihnen ihre Wirthe vorsetzten, und zum großen Erstaunen derselben wurde das Gefäß nie leer, sondern immer voller. Da beruhigten die Fremden das erschrockene Paar, indem sie sich ihm zu erkennen gaben. Sie erklärten ihm, die ganze Nachbarschaft würde alsbald für ihre schlechte Gesinnung bestraft werden. Das Paar sollte darum eiligst die Hütte verlassen und ihnen auf die Höhen der Berge nachfolgen. Beide thaten, wie ihnen geheißen war, und nachdem sie mühsam die Höhe erreicht hatten, sahen sie, wie sie sich umblickten, die ganze Nachbarschaft in einen See verwandelt, nur ihre Hütte stehen bleiben, sich aber mit einem Mal in einen kostbaren Tempel verwandeln. Die beiden Götter richteten nun an sie die Aufforderung, ihnen ihre Wünsche mitzutheilen. Philemon unterredete sich darauf kurze Zeit mit seiner Gattin und trug dann als ihren gemeinsamen Wunsch den Göttern die Bitte vor, für ihre Lebzeit zu Priestern des neuen Tempels bestellt zu werden, dann aber, weil sie bisher so einträchtig gelebt hätten, auch in demselben Augenblick vom Leben zu scheiden. Die Götter gewährten ihnen ihr Gesuch, und nachdem sie noch mehre Jahre gemeinsam des Tempels gewartet hatten, wurden sie, als sie eben einem Tempelbesucher die Schicksale und Merkwürdigkeiten des Gotteshauses erzählt hatten, wie sie grade beide vor den Stufen des Tempels standen, in Bäume verwandelt, er in einen Eichen-, sie in einen Lindenbaum, und die nachbarlichen Bäume blieben lange Zeit Gegenstand der Verehrung für die Vorübergehenden. (*H.*)

2) Künstler. Ein Gemmenschneider dieses Namens kommt auf Gemmen öfter vor; s. *Sillig* C. A. s. v. (*H.*)

3) Schriftsteller. Philemon, der Komiker, Sohn des Damon, war nach Strabo (XIV. p. 671) aus Soli in Cilicien gebürtig, sodaß er ein Landsmann Chrysipp's gewesen wäre, nach Suidas u. A. stammte er aus Syrakus, jedenfalls ist er früh nach Athen gekommen und war dort vollkommen eingebürgert. Seine Lebenszeit setzt der Letztere unter Alexander; indessen reichte sie viel weiter hinab, wie aus dem Folgenden klar wird. Er ist nämlich sehr alt geworden, die Angaben schwanken zwischen 96 und 101 Jahren. Nach Diodor starb er Ol. 129, 3, nach Älian (bei *Suid.* s. v. *Φιλήμων*) während des Krieges zwischen Athen und Antigonus. Nimmt man nun an, daß er 99 Jahre alt geworden, so wäre er Ol. 105, 1 geboren, und hätte die ganze reiche Periode von der letzten Blüthe Athens bis zur macedonischen und hellenistischen Zeit durchlebt. Menander, sein größerer Nebenbuhler auf der damaligen attischen Bühne, war Ol. 109, 3 geboren und starb 52 Jahre alt Ol. 122, 3; Philemon also war allerdings älter als Menander (*Suidas*: *βραχὺ Μενάνδρου πρότερος*), lebte aber nichtsdestoweniger bedeutend länger. Auch das erste Auftreten Philemon's fällt früher, nämlich gegen das Ende von Ol. 112, dahingegen Menander's erste Komödie Ol. 114, 3 aufgeführt wurde, für das Alter des Dichters verhältnißmäßig außerordentlich früh, aber doch um acht Jahre später, als Philemon sich der Bühne gewidmet hatte. So muß also der Letztere für den ältesten Dichter der neuen Komödie und für deren eigentlichen Begründer gelten, soweit nämlich von einer Begründung die Rede sein kann; denn die Elemente der neuern Komödie, d. h. die vorherrschende Beschränkung auf den Stoff der Komik, den das private und sociale Leben darbot, und die größere Abrundung und Verwicklung der Handlung in dramatischer Hinsicht, wobei Chor, künstliche Metrik, höherer poetischer Schwung der Sprache aufgegeben wurden, diese Elemente hatten sich schon in der mittlern und zum Theil selbst in der alten Komödie vorgefunden, sodaß Philemon und Menander nur das Verdienst haben, sie zur Hauptsache gemacht und in soweit eine neue Gattung begründet zu haben. Namentlich wird ein Stück des Aristophanes, der *Κώκαλος*, als dasjenige genannt, an welches diese Dichter angeknüpft hätten; s. Anon. in Vit. Aristoph. p. XIII: *πρῶτος δὲ καὶ τῆς νέας κωμῳδίας τὸν τρόπον ἐδίδαξεν ἐν τῷ Κωκάλῳ, ἐξ οὗ τὴν ἀρχὴν λαβόμενοι Μένανδρός τε καὶ Φιλήμων ἐδραματούργησαν*, und den genauern Bericht bei *Clem. Alex.* Strom. VI. p. 267 *Sylb.*: *τὸν μέντοι Κώκαλον*

Digitized by Google

τὸν ποιηθέντα Ἀφαρεῖ τῷ Ἀριστοφάνους υἱεῖ (durch diesen kam des Vaters Stück zur Aufführung) Φιλήμων ὁ Κωμικὸς ἐπαλλάξας ἐν Ὑποβολιμαίῳ ἐκωμῴδησεν, d. h. der Kokalos enthielt die wesentlichen Elemente der neuern Komödie und das erste Stück, worin diese zur selbständigen, eigentlichen Gattung gediehen und gewissermaßen in normaler Bedeutung hervortraten, war der Ὑποβολιμαῖος des Philemon, über dessen Aufführungszeit wir leider Nichts wissen [1]). Zur völligen Verständigung über das Verhältniß des Kokalos zur neuern Komödie aber dient endlich der Zusatz der Vita *Aristoph.*, Aristophanes habe in diesem Stücke, das eins seiner letzten war und zu einer Zeit gedichtet wurde, wo persönliche Angriffe polizeilich verboten waren, ein neues Interesse dadurch gewonnen, daß er φθορὰν καὶ ἀναγνωρισμὸν καὶ τἄλλα πάντα ἃ ἐζήλωσε Μένανδρος darin angebracht habe: also die gewöhnlichen Verwicklungen eines Liebes- und Familienromans, Verführung, Wiederfinden einer verlornen Tochter, die dadurch eine Freie wird, Heirath: wie diese Momente in der Handlung der neuern Komödie die gewöhnlichen waren. Mag übrigens Philemon's Ὑποβολιμαῖος immerhin das Stück gewesen sein, in welchem diese neue poetische Gattung zuerst die Herrschaft auf der Bühne gewann, so haben die Alten doch sicher Recht, dem ältern Dichter den jüngern Menander hinsichtlich des Ruhmes der Erfindung und Begründung an die Seite zu setzen, so sehr wirkte dieser durch sein überlegenes Genie zur Vervollkommnung dieser Kunstkomödie; und so geschieht es bei *Diomedes* lib. III. p. 486: tertia aetas fuit Menandri et Philemonis, qui omnem acerbitatem Comoediae (die persönliche Satyre, die nur ausnahmsweise vorkam) mitigarunt atque multiplicia (eine verwickelte Handlung, mit dem charakteristischen Merkmale der πλοκή durch Intrigue, Umstände ꝛc.) Graecis auctoribus sequuti sunt (d. h. wie griechische Grammatiker berichten). Die Zahl der Komödien Philemon's wird von Suidas auf 90, von Diodor Siculus (XXIII, 7 und Anon. π. Κωμῳδ. p. XII) auf 97 angegeben (σώζεται δὲ αὐτοῦ δράματα ἑπτὰ πρὸς τοῖς ἐννενήκοντα). Jetzt kennt man nur 53 Titel, darunter mehre unsichere. Philemon war zu seiner Zeit auf der attischen Bühne sehr beliebt, wie denn selbst Menander nicht recht neben ihm aufkommen konnte, was man nachmals den Ränken Philemon's zuschrieb (*Gell.* N. A. XVII, 4): Menander a Philemone, nequaquam pari scriptore, in certaminibus comoediarum ambitu gratiaque et factionibus [2]) saepenumero vincebatur. Eum cum forte habuisset obviam, Quaeso, inquit, Philemon, bona venia, dic mihi, cum me vincis, non erubescis? Indessen wollen wir zur Ehre des attischen Publicums annehmen, daß auch gewisse Vorzüge mitwirkten, und das mag besonders eine größere Popularität Philemon's gewesen sein, da Menander, soweit wir noch über ihn urtheilen können, eine mehr aristokratische Haltung hatte, daher es erst einer Rückwirkung der Gebildeten und feinern Gesellschaft bedurfte, um seinen Komödien die außerordentliche Anerkennung zu verschaffen, die sich besonders bei Plutarch (Aristoph. et Menandr. comp.) so lebhaft ausspricht: Gewiß ist, daß in den größern Fragmenten Philemon's eine außerordentliche Lebendigkeit und viel Witz und Eleganz vorliegt, auch jene praktische Lebensweisheit, die so vielen Resten jener Dichtungen, besonders den durch Stobäus bewahrten, eigenthümlich ist; indessen mochte Menander ihn nicht blos durch Anlagen, sondern auch durch Bildung übertreffen, die grade bei diesem eine sehr ausgewählte gewesen zu sein scheint. Als allgemeine Charakteristik Philemon's verdienen folgende Worte des Apulejus (Flor. 16) eine besondere Beachtung: Poeta fuit hic Philemon, mediae Comoediae scriptor [3]). Fabulas cum Menandro in scena dictavit certavitque cum eo, fortasse impar, certe aemulus. Nam quod eum etiam vicit saepenumero, pudet dicere. Reperias tamen apud ipsum multos sales, argumenta lepide inflexa, agnatos lucide explicatos [4]), personas rebus competentes, sententias vitae congruentes, joca non infra soccum, seria non usque ad cothurnum. Rarae apud illum corruptelae et, uti errores, concessi amores [5]). Nec eo minus et leno perjurus et amator fervidus et servulus callidus et amica illudens et uxor inhibens et mater indulgens et patruus objurgator et sodalis opitulator et miles proelintor [6]), sed et parasiti edaces et parentes tenaces et meretrices procaces. Also das vorherrschende Interesse seiner Handlungen waren Liebesgeschichten; die gewöhnliche Verwicklung bestand in außerordentlicher Störung und Wiederherstellung der Familiengliederschaft, und die stehenden Figuren waren die aus Plautus und Terenz so wohlbekannten, wie Apulejus sie aufzählt. Daß Menander während der Zeit, als beide concurrirten, manchen Einfluß auf ihn hatte, und die Art der Concurrenz sieht man daraus, daß beiden viele Titel gemeinsam sind: Ἀδελφοί, Ἀγροῖκος, Ὑποβολιμαῖος, Φάσμα u. A., sowie auch aus dieser Anekdote bei Athenäus (XIII. p. 594 D.): ὅτε δὲ καὶ Μένανδρος ὁ ποιητὴς ἤρα Γλυκέρας, κοινὸν ἐνεμεσήθη δί. Φιλήμονος γὰρ ἑταίρας ἐρασθέντος καὶ χρησθὴν ταύτην ὀνομάσαντος διὰ τοῦ δράματος, ἀντέγραψε Μένανδρος ὡς οὐδεμιᾶς οὔσης χρησθῆς. Der-

1) So urtheilt Meineke. Bergk (bei *Meineke*, Fragm. Com. Antiq. p. 1091) besteht auf einer Verwandtschaft beider Stücke dem materiellen Inhalte nach, ita ut alter ab altero poeta multa sit mutuatus. Das ist wahrscheinlich, aber die Verwandtschaft der dramatischen Form im Zusammenhange dennoch die Hauptsache. 2) Daß auch das alte Theater dergleichen Umtriebe wohl kannte, sieht man aus *Alciphron.* Ep. III, 71.

3) Manche seiner Stücke mögen mehr in die mittlere Komödie eingeschlagen haben. Seinem Wesen nach aber gehörte Philemon ganz der neuern an. 4) Argumenta lepide inflexa sind μῦθοι πεπλεγμένοι in dem durch Aristoteles begründeten Sprachgebrauche, die agnati lucide explicati gehen auf das gewöhnliche Motiv des ἀναγνωρισμός. 5) Dies ist zu verstehen: Verführungen, φθοραί, kommen selten bei ihm vor; meistens beruht das, was man etwa an seinen Liebschaften tadeln könnte, auf Irrthum. Nämlich ein junger Mensch liebt eine Sklavin, eine Hetäre, die sich später als eine Freie ausweist u. dgl. 6) Meineke will gloriator. Indessen diese renommistischen Milites pflegen beständig von Krieg und Schlachten zu sprechen und können deshalb ebenso wol proeliatores als gloriosi genannt werden.

Digitized by Google

gleichen Polemik mag in den Prologen abgemacht sein, wie bei den römischen Komikern. Daß übrigens auch Philemon gelegentlich besiegt wurde, sagt folgende Erzählung bei Stobäus (Serm. XXXVIII. p. 232): *οὐκ ἀηδῶς Φιλήμων. ἡσσημένου*[7] *γάρ ποτε αὐτοῦ καὶ ἀπαλλαχότος, ἀστείως συναντῶντές τινες· Ὡς εὐημέρησας, ἔφασαν, Φίλημον. Ὑμεῖς μὲν οὖν, φησίν, οἴεσθε οὕτω τεθαμμένοι· ἐγὼ μὲν γὰρ ἀεὶ ἀγαθὸς ὢν διατελῶ. Τί οὖν; ἐπὸ χειρόνων φυγαδεύεσθαι οὐ παροινία.* Es scheint nach dieser Stelle, daß der Dichter wegen dieser Niederlage Athen auf einige Zeit verließ. Jedenfalls machte er gelegentlich eine Reise nach Osten, die aber auch durch die Einladung des Ptolemäus nach Alexandrien, von welcher bei Alciphron (Ep. II, 3) die Rede ist[8], veranlaßt gewesen sein kann. Wir wissen von dieser Reise durch eine Erzählung bei Plutarch (de ira cohib. c. 9), wo die Verfahrungsweise des Magas, des Königs von Kyrene, Bruders des Ptolemäus Philadelphus, gegen Philemon gerühmt wird. Dieser hatte in einer seiner Komödien von ihm gesagt:

Παρὰ τοῦ βασιλέως γράμματ' ἦκει σοι Μάγα.
Β. Μάγας, κακόδαιμον, γράμματ' οὐκ ἐπίσταται

und solche Witze pflegten sich durch die ab- und zureisenden Fremden, auch in geschriebenen Exemplaren der Komödien, von Athen aus, dem Mittelpunkte der Intelligenz, reißend schnell zu verbreiten. Als Philemon nun auf seiner Seefahrt durch einen Sturm an die kyrenäische Küste geworfen wurde, ließ Magas einen Soldaten an den Dichter herantreten, ihm mit nacktem Schwerte den Hals berühren und sich dann höflich entfernen. Dann schenkte er ihm Kinderspiel, Würfel und Ball, und beförderte ihn weiter. Dieser Spott aber über den ausländischen König und seine Bildung ist charakteristisch, nicht blos in der Hinsicht, daß also die neuere Komödie die persönliche Satyre doch noch nicht ganz aufgegeben hatte (*Meineke*, Hist. crit. p. 436 sq.), sondern auch für das damalige Athen, welches seinen Principat in Sachen der Bildung, der Sitte und des Geschmacks mit Eifersucht festhielt und deshalb auf seinem Theater einen Spott über ausländische Barbarei bei Staaten, Völkern und Königen gern anhörte. Dahin gehört auch der Witz, den Philemon sich über einen Tiger erlaubte, welchen Seleukus als besondere Merkwürdigkeit nach Athen geschickt, s. *Athen.* XIII. p. 590 A und *Meineke*, Philem. et Menand. ed. maj. p. 372. Gestorben ist Philemon in einer anmuthig bedeutungsvollen Weise, wovon besonders Älian bei Suidas (v. *Φιλήμων*) und Apulejus (a. a. O.) berichten[9]. Er sei in seinem hohen Alter noch völlig gesunden Leibes und Geistes und mit einer Komödie beschäftigt gewesen, von welcher er drei Acte schon vollendet, oder, wie Apulejus erzählt, einer Versammlung von Freunden und andern Theilnehmenden bereits vorgetragen hatte. Den Rest hatte er für eine Sitzung versprochen, zu welcher sich eine große Menge versammelt hatte, die aber lange umsonst auf den Dichter wartete. Endlich suchte man ihn in seiner Wohnung auf und fand ihn sanft entschlafen, noch im Dichten und dichterischen Nachsinnen auf dem Lager hingesunken. Jacebat incumbens toro, similis cogitanti. Adhuc manus volumini implexa, adhuc os recto libro impressum, sed enim jam animae vacuus, libri oblitus et auditorii securus. Bei Älian ruht er von seiner Dichterarbeit aus, sieht im Traume die neun Musen aus seinem Hause schreiten, vollendet sein Drama, und entschläft dann sanft und schmerzlos. Von Portraitbüsten und einer sitzenden Statue, wo er als kräftiger Greis dargestellt ist, s. die Nachweisungen bei Meineke (ed. maj. p. XLVII.). Unter seinen Komödien sind zwei uns am besten bekannt, nämlich die in Nachdichtungen des Plautus erhaltenen: der *Ἔμπορος*, den Plautus in seinem Mercator umgearbeitet hat (Prolog. 8), und der *Θησαυρός*, der dem Trinummus desselben Dichters zu Grunde liegt (Prolog. v. 18 sq.). Solche Bearbeitungen römischer Dichter pflegen ziemlich frei zu sein, indessen dürfen wir doch die Anlage und Ausführung beider Stücke in der Hauptsache dem Philemon vindiciren, wie denn auch unter dessen Fragmenten besonders auf den Trinummus mehre sich noch mit Sicherheit beziehen lassen, s. *G. Herm.* praef. ad Trin. p. XXVI. Sie sind beide vortrefflich, die Verwicklung natürlich und geistreich, die Entwicklung lebendig, die Charakteristik vorzüglich. Der Mercator ist mehr ein Theaterstück, wo es vorzüglich auf drollige Bühneneffecte abgesehen ist; der Trinummus aber ist in jeder Hinsicht ausgezeichnet und verräth eine solche Meisterschaft der Composition, dabei soviel Ruhe und Weisheit der Lebensanschauung, daß man ihn deshalb den reifern Jahren des Plautus zuzuschreiben pflegt, was wir mit besserm Rechte von der Copie auf das Original, nämlich auf den *Θησαυρός* Philemon's, übertragen dürfen. Die übrigen Titel und Fragmente wollen wir nach Anleitung des Inhaltes, soweit er erkennbar ist, wenigstens einigermaßen systematisch zu ordnen suchen. Hinsichtlich der Prologe Philemon's ist zunächst das größere Fragment bei Stobäus (Eclog. Phys. I. p. 70 und 284 ed. *Heeren*) interessant:

οὐ οὐδὲ εἰς λήθην οὐδὲ ἓν ποιῶν
οὐδ' ἂν ποιήσων οὐδὲ πεποιηκὼς πάλαι,
οὔτε θεὸς οὔτ' ἄνθρωπος, οὗτός εἰμ' ἐγώ,
Ἀήρ, ὃν ἄν τις ὀνομάσειε καὶ Δία.
ἐγὼ δ', ὃ θεοῦ 'στὶν ἔργον, εἰμὶ πανταχοῦ,
ἐνταῦθ' ἐν Ἀθήναις, ἐν Πάτραις, ἐν Σικελίᾳ,

7) *Libb.* ἥσσων ἦσαν οὐ. *Gaisf.* ἡσσαμένου. *Meineke*, Fragm. Com. Nov. p. 52. Forsan ἡγωνισμένου. Derselbe nimmt Menand. et Philem. ed. maj. XLIII auf Veranlassung dieser Stelle eine längere Übersiedelung nach Soli in Cilicien an. 8) Wobei sich wieder die Ansicht des damaligen Publicums über Menander und Philemon ausspricht. Die Anerbietungen des Königs an jenen seien weit glänzender gewesen, heißt es. 9) Eine andere Überlieferung berichtet, daß er als echter Komiker vor Lachen gestorben sei. Ein Frühstück ist ihm bereitet, ein Esel tritt herzu und frißt es auf. Der Dichter lacht, ruft seinen Sklaven, er solle dem unberufenen Gaste doch Wein setzen, lacht noch mehr und erstickt endlich am Gelächter; s. *Ps. Lucian.* Macr. 25. *Valer. Max.* IX, 12. *Suidas* u. A. Nach Plutarch (An seni s. resp. g. c. 3) wären Alexis und Philemon bei einer Aufführung im Theater und gekrönt eines plötzlichen Todes gestorben.

Digitized by Google

ἐν ταῖς πόλεσι πάσαισιν, ἐν ταῖς οἰκίαις
πάσαις, ἐν ὑμῖν πᾶσιν· οὐκ ἔστιν τόπος,
οὗ μὴ 'στιν Ἀφ' ὁ δὲ παρὼν ἅπαντα χοῦ
πάντ' ἐξ ἀνάγκης οἶδε παντα χοῦ παρών.

Zu welchem Stücke diese Verse[10]) gehörten, ist nicht bekannt; daß aber Philemon seine Prologe gern solchen allegorischen Personen in den Mund legte, lehrt auch der Vergleich des Trinummus, wo der Überfluß und der Mangel den Prolog haben, und auch der Dialog im Mercator ist reich an derartigen Personificationen, s. V, 2, 4 sq. 26 sq. Was die Handlung selbst betrifft, so lassen sich wenigstens die stehenden Charakterfiguren, von denen Apulejus in der angezogenen Stelle spricht, noch ziemlich nachweisen. Die gewöhnliche Bedingung der komischen Ehe, die zänkische und eifersüchtige Ehefrau, die auf die Mitgift pocht und den Pantoffel führt, findet sich theils im Mercator, theils lehren verschiedene Fragmente, in welchem Sinne bei Philemon von der Ehe und den Ehefrauen die Rede zu sein pflegte, vgl. Fragm. incert. LXXVI — LXXVIII, CII, CV und CVI; ap. *Meineke*. Daß die Hetären nicht fehlten und nur ausnahmsweise gut, d. h. uneigennützig in ihrer Liebe, waren, lehrt die Notiz bei Athenäus (XIII. p. 594 D); die reizende Sklavin, die dem Sohne und dem Vater den Kopf verrückt, zeigt der Mercator. Den verschwenderischen, aber doch von Gemüth gutartigen Sohn des reichen Vaters und seinen beständigen Begleiter, den verschlagenen Sklaven (servus peculiaris), auch den für Geld zu allen Dingen bereiten Sykophanten, finden wir im Trinummus. Der militairische Abenteurer, der sich im ausländischen Kriegsdienste Geld und Beute erworben, und sich nun mit seinen eignen Prahlereien speist, während der pfiffige Parasit mit seinen unverschämten Schmeicheleien aus seiner Tasche lebt, und die Mädchen nur etwa um seines Geldes willen ihn zulassen; denn gewöhnlich ist er ebenso roh und gemein, als verliebt, diese Lieblingsfigur der neuen Komödie war ohne Zweifel die Hauptrolle des *Στρατιώτης*[11]), aus welchem bei Athenäus (VII. p. 288 D) ein größeres Fragment voll von Leben erhalten ist, wo ein Koch, der in diesen Stücken gleichfalls sehr häufig auftrat, mit innigster Selbstbefriedigung von einem Gerichte spricht, das er eben hat auftragen lassen und welches alle Gäste in Entzücken versetzte. Überhaupt scheint die hervorstechende Eigenschaft dieses Miles die Freßsucht gewesen zu sein, da wenigstens das Fragment bei Stobäus (Flor. LII, 8) mit seiner derben Komik:

στρατιῶτα τοῖς ἄνθρωποι, καὶ πιοίμενε
ὥσπερ λιτρίον, ἵν' ὄναρ ᾖ καιρὸς νυδῆς

vermuthlich auch dahin gehört. Gewiß hatte man ihm, während er sich den Tafelfreuden hingab, einen argen Streich gespielt. Auch der *Αἰτωλός* war wahrscheinlich so ein miles mercenarius. Der Parasit spielte die Hauptrolle ohne Zweifel im *Μετιὼν ἢ Ζωμίον*, wo das *μετιέναι* ebenso gut von dem dem Geruche des Bratens nachgehenden Parasiten verstanden werden kann, als (mit Meineke) von einem Liebhaber, der sich um sein Mädchen bemüht, in welcher Bedeutung es Alexis gebraucht (bei *Athen.* XIV. p. 642 D). Ein anderes Stück hieß in ähnlichem Sinne *Παρεισιών*[12]), woraus wieder abgerissene Reden eines seiner Kunst frohen Koches erhalten sind (bei *Athen.* XII. p. 516 F und IV. p. 170 F). Wieder andere Charakterbilder verrathen die Titel: *Ἀγροῖκος*, d. i. der Bauer (rusticus) im Gegensatze des gebildeten, aber auch überbildeten Städters: *Ἀγύρτης*, worin sicher der Aberglaube der Zeit, welcher der Komödie vielen Stoff lieferte, verspottet wurde, wie in dem Fragmente bei *Clem. Alex.* Strom. VII. p. 302 *Sylb.*: *Βαβυλώνιος, Σάρδιος, Σικελικός, Θηβαῖοι*, worin wahrscheinlich ausländische Sitte und Weise, lydische und babylonische Weichlichkeit, böotische Plumpheit und Dummheit persiflirt wurden: *Πιττοκοπούμενος*, d. i. das Beispiel einer raffinirten Weichlichkeit und Unsitte, wie sie sich besonders in den immer mehr zur Gewohnheit werdenden Warmbädern in Athen und sonst bei den Griechen häufig vorfand; s. *Meineke*, Philem. ed. maj. p. 376: *Φιλόσοφοι*, ohne Zweifel eine Verhöhnung der Philosophen verschiedener Secten, die schon damals im attischen Publicum von den Seiten bekannt waren, wie sie später, freilich in gesunkenen Zeiten und in noch stärkern Farben, bei Lucian und Alciphron erscheinen: *Ἀποκαρτερῶν*, vermuthlich ein Verliebter, der mit freiwilligem Hungertode droht: *Αὐλήτης*, der Flötenspieler, auch beliebte Figuren der komischen Bühne; s. *Meineke*, Hist. crit. p. 482: *Εὔριπος*, der Wetterwendische, Unbeständige, denn so nannte man Menschen, die so schwankend waren, wie die Strömungen des Euripos: *Μοιχός*, der Buhle, der wahrscheinlich in flagranti abgefaßt und dann bei Androhung der bekannten Strafe gezwungen wurde, den Wünschen des Liebespaares nachzugeben: *Ἀνανεουμένη*, die Verjüngte, eine Alte, die durch Zauberei wieder jung geworden, ein mehrfach wiederholtes Thema der attischen Komödie: *Ἐξοικιζόμενος*, der Umsiedler; Alexis hatte einen *Εἰσοικιζόμενος* gedichtet: *Ἐπιδικαζόμενος*, d. h. einer, der eine sogenannte *ἐπίδικος*, eine Waise, deren Vater ohne Testament verstorben war, nach attischem Rechte in gewissen Fällen zu heirathen berechtigt oder gezwungen war: *Ἀναγκαλυπτήρια, Γάμος*, Stücke, worin ein Hochzeitsschmauß eine Hauptscene bildete: *Ἀδελφοί*, aus welchen ein größeres Fragment bei *Athen.* XIII. p. 569 D erhalten ist, das in sehr lebendiger Sprache die Vorzüge der Soloniſchen, Einrichtung öffentlicher Häuser anpreist: *Ἀνδροφόνος*, der Mörder, oder auch der Spitzbube, in welchem Sinne dieses Wort in einem Fragmente des Komikers Euphron (bei *Athen.* IX. p. 377. v. 10) gebraucht wird: *Ἀπόλις*, der Verbannte: *Ἁρπαζομένη*, die Geraubte: *Ἐγχειρίδιον*, das Notizenbuch, welches vielleicht zur

10) Cobet (Observat. crit. in *Platon.* comici Reliq. p. 180) will sie dem Plato vindiciren. Vergl. *Meineke*, Fragm. Com. Nov. p. 875. 11) Wenn anders dieser Titel und das Fragment nicht Philemon dem Jüngern gehört, wie Schweighäuser vermuthet; s. *Meineke* l. c. p. 28.

12) Vergl. *Philippides* ap. *Athen.* p. 262 A. *Ῥωμοχολαχτέων καὶ παρεισιῶν ἀεί.*

Digitized by Google

Wiedererkennung eines verlornen Kindes half, oder sonst auf eine Weise zur Lösung der Handlung diente: Ἐφέδρῖται, die Spieler eines ἐφεδρισμὸς genannten Spieles; s. *Meineke* ed. maj. p. 365: Ἔφηβος, Συνέφηβος, junge Leute, die noch im Ephebenstande in die Verwicklungen einer Liebesgeschichte geriethen: Ἥρως, Θυρωρός, Ἰατρός, Καταψευδόμενος, Κοινωνοί, Titel, die zu unbestimmt sind, als daß man eine Vermuthung über den Inhalt der so benannten Stücke aufstellen dürfte. Dasselbe gilt von Μύστις, Νέαιρα, Namen von Sklavinnen oder Hetären, von den Stücken Νόθος und Ὑποβολιμαῖος, von den Titeln Νεμόμενοι, Νύξ, Παγχρατιαστής (darin wol eine Prügelscene), Παιδάριον, Παῖδες, Παννύχρις, von den nach der Abkunft der weiblichen Hauptrollen benannten Κορινθία, Πενχὴ ἢ Ῥοδία, von der Χήρα, vom Πτερύγιον (etwa die Schleppe oder der Shawl zu übersetzen), vom Πυῤῥός (wol der Rothkopf), Πυρφόρος, den Συναποθνήσκοντες und endlich dem Φάσμα [13]), wenn die Verwickelung dieses letzten Stückes nicht vielleicht eine ähnliche war wie die uns wohl bekannte des gleichbetitelten Menandrischen. Zweifelhaft sind aus verschiedenen Gründen der Κόλαξ, der Παλαμήδης und die Μορμιδόνες. Unter den größern Fragmenten sind die meisten, wie in dieser Literatur gewöhnlich, entweder rein sententiös, oder sie handeln von Tafelfreuden, je nachdem sie entweder durch Stobäus oder durch Athenäus erhalten sind. Unter den erstern sind mehre ganz vortreffliche, z. B. die Charakteristik des wahren δίκαιος ἀνήρ bei Stobäus (Flor. IX, 22), die des Weitschweifigen bei demselben (Flor. XXXVI, 18), es könne Jemand, wenn er auch nur zwei Sylben sage, μαχρός sein, und ein Anderer wieder, soviel er auch sage, werde nie μαχρός, z. B. Homer, und so noch viele andere gute und gescheute Sprüche. Manche dieser Stellen sind unsicher, wegen der häufigen Namensverwechselung von Φιλήμων, Φιλέαχος, Φιλητᾶς, Φιλιστίων und überhaupt der gleichartig anfangenden Namen; s. *Meineke* ed. maj. p. IX. *Osann*, Philem. Reliq. p. 319. So ist es zu erklären, daß eine Sammlung von Sprüchen σύγχρισις Μενάνδρου καὶ Φιλιστίωνος überschrieben ist, in welcher es offenbar auf eine Zusammenstellung von Menander und Philemon abgesehen war, eine Compilation, die übrigens aus sehr später Zeit stammt und nur Excerpte aus Stobäus, aber einem vollständigern Stobäus, als wir jetzt besitzen, zu enthalten scheint. Der Sentenzenjagd dieser spätern Literatur und der herkömmlichen Form von Ansammlungen solcher Sachen unter den Namen der beiden Komiker ist es denn auch zuzuschreiben, wenn von christlichen Schriftstellern hin und wieder Betrachtungen als vom Philemon ausgehend angezogen werden, die ihm unmöglich gehört haben können, wenn nicht etwa ganze Stücke von Solchen, die christliche Weisheit verbreiten wollten, unter seinem Namen geschrieben wurden. Bearbeitet sind die Fragmente Philemon's theils in den Ausgaben des Stobäus, Athenäus ꝛc., dann aber auch frühzeitig besonders und zwar vereinigt mit denen anderer dramatischer Dichter, namentlich Menander's. So gab schon H. Stephanus Comicorum graecorum Sententias heraus (Paris 1569), die indessen nur aus den zunächst liegenden Quellen gesammelt waren. Ihm folgte Hugo Grotius in den Excerptis ex Tragoediis et Comoediis Graecis (Paris 1616), mit vollständigerer Sammlung, sorgfältigerer Bearbeitung und einer besonders schönen und noch immer höchst ausgezeichneten lateinischen metrischen Übersetzung. Dann bearbeitete Joh. Clericus (Amstelod. 1709) die Fragmente Philemon's und Menander's, ohne anderes Verdienst, als daß er durch die Schlechtigkeit seiner Arbeit dem großen Bentley Veranlassung gab, sich dieser kostbaren Überbleibsel der attischen Komödie anzunehmen. Er schickte unter dem Namen Phileleutherus Lipsiensis ein Heft von Emendationen an P. Burmann, einen eifrigen Gegner von Clericus, die dieser auch nicht säumte bekannt zu machen (Traj. ad Rhen. 1710, nachher Cantabrigine 1714). Gegen Bentley schrieben damals Joh. Corn. de Pauw und Jac. Gronovius, gegen jenen d'Orvillius. Außerdem haben sich verschiedene andere Gelehrte mit diesen Fragmenten beschäftigt, in neuester Zeit besonders F. Jacobs und Meineke, welcher letztere eine Bearbeitung dieser Bruchstücke zuerst unter folgendem Titel bekannt machte: *Menandri* et *Philemonis* Reliquiae. Edidit *Aug. Meineke*. Accedunt *R. Bentleji* in Menandrum et Philemonem emendationes integrae. (Berolini 1823.) Neuerdings sind diese Fragmente auch in Meineke's Bearbeitung sämmtlicher Reste der attischen Komödie erschienen, in den Fragm. Comoediae Novae (Berol. 1841), wo die Übersetzungen von Hugo Grotius mit abgedruckt sind, aber nicht jene Emendationen Bentley's, wie denn die größere Ausgabe auch sonst durch ausführliche Bearbeitung vieler in der zweiten Sammlung nicht berührter Fragen ihren eigenthümlichen Werth behält.

Andere Schriftsteller desselben Namens sind folgende: 1) Philemon der Jüngere, auch ein Dichter der neuen Komödie, der Sohn des berühmten, der nach Suidas 54 Komödien hinterlassen hätte, dessen Stücke aber gewiß zeitig mit denen seines Vaters in ein corpus verschmolzen wurden. Ausdrücklich unter seinem Namen (Φιλήμων νεώτερος) kommen nur zweimal Stellen vor, einmal bei Athenäus und einmal bei Stobäus; s. *Meineke*, Fragm. Com. Nov. p. 68. 2) Verschiedene Grammatiker, namentlich: a) Φιλήμων ὁ Κριτικός, von welchem eine eigenthümliche Bearbeitung des Homerischen Textes wiederholt in den Scholien des Cod. Venetus A (zu Il. II, 258 und zu Il. XVI, 467) angezogen und Σύμμικτα εἰς Ὅμηρον von Porphyr Quaest. Hom. 8) [14]) citirt werden. b) Φιλήμων ὁ Ἀθηναῖος,

13) Über das Fragment daraus bei Athenäus und Macrobius vergl. Schneidewin Zeitschr. f. A. 1843. Nr. 60.

14) Eine wichtige Stelle, wo über die vielen Fehler geklagt wird, die sich in die Texte der Historiker Herodot, Thucydides, Philistos und andrer Prosaiker, auch in die der Dichter, namentlich Homer's, eingeschlichen hätten; s. *Villoison*, Anecd. Gr. II, p. 138, nach welchem dieser Philemon conevus Alexandri war.

ein von Athenäus oft benutzter Schriftsteller über seltene Wörter attischen Sprachgebrauchs und andres Verwandte. Ἀττικαὶ λέξεις werden von ihm genannt *Athen.* III. p. 76 F, Ἀττικαὶ φωναί. XI. p. 483 A, Ἀττικὰ ὀνόματα ἢ γλῶσσαι. XI. p. 468 E. Anderswo heißt es: Φ. ὁ Ἀθηναῖος ἐν τῷ περὶ Ἀττικῶν ὀνομάτων. oder ὀν. ἢ γλωσσῶν, XI. p. 469 A, 473 B, XIV. p. 646 C, 652 F. Endlich ein erstes Buch παντοδαπῶν χρηστηρίων (χρηστήρια sind utensilia) bei *Athen.* III. p. 114 D und ohne Titel der Schrift ib. I. p. 11 D. Wahrscheinlich hieß das ganze Werk Ἀττικαὶ λέξεις, γλῶσσαι oder ὀνόματα und zerfiel in verschiedene Abschnitte (περὶ παντοδαπῶν χρηστηρίων u. s. w.), deren einzelne Artikel in alphabetischer Folge behandelt wurden. Genaue Kunde der attischen Verhältnisse verräth besonders XIV. p. 652 F, Kenntniß der römischen Sprache III. p. 114 D. Demselben Philemon gehört sicher auch das Citat bei Etym. M. p. 563, 32 sq. c) Philemon, der Lehrer Maximin's d. J., nach *Capitolini* vit. Maximin. jun. c. 1. d) Philemon, der Verfasser eines Λεξικὸν τεχνολογικόν, welches aus einer pariser Handschrift zuerst von C. Burney (London 1812) und dann von F. Osann (Berl. 1821) herausgegeben ist. Der Vers. sagt in einem Vorworte, daß sein Werk an die Stelle eines ähnlichen von dem Grammatiker Hyperechius (der Text hat Ὑπερεχίον. Da aber Suidas wiederholt und auch Tzetzes den Verfasser Ὑπερέχιος nennen, so kann über den wahren Namen kein Zweifel sein) treten solle, welches er nennt: ἡ τοῦ Ἀλεξανδρέως Ὑπερεχίον ὀνομάτων τεχνολογία κακοτεχνικῶς συντεθεῖσα. Dieses sei in artiger Sprache und bündig, aber in unbequemer Anordnung des Stoffes abgefaßt, daher er seine Arbeit nach den acht Redetheilen ordnen und ihr die Form eines Lexikons geben wolle (σύνταγμά τι κατὰ στοιχεῖον, οἱονεὶ Λεξικὸν τῶν ὀκτὼ μερῶν τοῦ λόγου, σύνταξιν καὶ τεχνολογίαν τινὰ γραμματικῆς περιέχον), wobei er sich übrigens möglichster Kürze und Einfachheit befleißigt habe. Wir besitzen aber von den acht Büchern, die dieses Werk einst gehabt haben muß, nur das erste περὶ ὀνομάτων, vollständig, von dem zweiten, περὶ ὀνομάτων, blos den Anfang. Hyperechius von Alexandrien lebte unter Marcian, war mit dem Orion Lehrer der Eudocia, wurde von dem Kaiser Leo verbannt und schrieb τέχνην γραμματικήν, περὶ ὀνομάτων, περὶ ῥήματος καὶ ὀρθογραφίας, s. *Suidas* s. v. Ὑπερέχιος und Λέων, und *Tzetzes*, Chil. X, 305, 57. Philemon hat also das Werk dieses Gelehrten, das zu seiner Zeit noch im Gebrauch war, den geringern Bedürfnissen seiner Zeit gemäß umgearbeitet, und, mag er ihm auch eine bequemere Form gegeben haben, vom Inhalte gewiß das Beste und Wichtigste weggelassen, denn das von ihm jetzt Vorliegende ist sehr dürftig und auch die benutzte Literatur sehr unbedeutend. Lebte Hyperechius um die Mitte des 5. Jahrhunderts, so dürfen wir diesen Philemon immerhin etwa ins 7. setzen. Sein Buch ist wieder vom Etymologicum Magnum stark excerpirt, denn es ist durchaus wahrscheinlicher, daß diese Compilation den Philemon benutzte, als umgekehrt. Noch später hat Varinus seinen Eklogen das Meiste daraus einverleibt. Nichtsdestoweniger sind die vorhandenen Stücke wenigstens in literärgeschichtlicher Hinsicht interessant. Woher der Rest attischer Wörter, den Osann aus einem florentiner Manuscript, wo dieses Bruchstück den Namen Philemon's führt (Philem. p. 287—301), herausgegeben, stammen möge, ist bei dem verkümmerten Zustande dieser Excerpte und der großen Unzuverlässigkeit solcher Überschriften schwer zu sagen. (*Preller.*)

PHILEMON, der Empfänger des bekannten kleinen Paulinischen Schreibens, das ihn bittet, den entlaufenen Sklaven Onesimus wieder zu Gnaden anzunehmen, nach Kol. 4, 9, vergl. mit Phil. V. 10, ein Bürger von Kolossä und wahrscheinlich ein angesehener und wohlhabender. Es wird eine κατ' οἶκον αὐτοῦ ἐκκλησία erwähnt: er besaß also ein großes, mit einem geräumigen Saale versehenes Haus, das er zu den Andachtsversammlungen hergeben konnte, oder — eine unwahrscheinliche Muthmaßung von Eichhorn — er hatte als bedeutender Fabrikant eine Menge und zwar christlicher Arbeiter, die zusammen eine kleine Gemeinde bildeten. Auch andere Züge deuten auf Reichthum und behagliche Wohnlichkeit: Paulus bestellt sich bei Philemon Herberge (V. 22); vielen Brüdern erwies Philemon Wohlthaten und nahm sie gastfreundlich auf (V. 5. 6. 7). Theodoret (Interpr. Ep. Phil. im Anf.) sah dies gastfreundliche Haus noch zu seiner Zeit: ἡ οἰκία δὲ αὐτοῦ μέχρι τοῦ νῦν φαίνεται μεμένηκεν.

Die Worte V. 19 ἵνα μὴ λέγω σοι ὅτι καὶ σεαυτόν μοι προσοφείλεις hat man gewöhnlich so ausgelegt, daß Philemon von Paulus selbst zum Christenthume bekehrt sei. Das mußte nun — folgerte man weiter — da Paulus nie zu Colossä gewesen, an einem andern Orte Kleinasiens geschehen sein. Daher würde denn auch die Bekanntschaft mit andern apostolischen Männern und Begleitern des Paulus, mit Aristarch, Demas, Marcus, Lucas, Timotheus, stammen, welche den Philemon grüßen lassen (V. 24. 25). Aber der ganzen Annahme, daß Paulus nie in Colossä gewesen sei, die an sich schon unwahrscheinlich ist, liegt nur die eine Stelle (Kol. 2, 1) zu Grunde, wo man genöthigt zu sein glaubt, die Worte καὶ ὅσοι οὐχ ἑωράκασι τὸ πρόσωπόν μου ἐν σάρκι — — auf ὑμῖν καὶ τῶν ἐν Λαοδικείᾳ zurück zu beziehen. Daß dies durchaus nicht so nöthig, daß es sehr wohl möglich sei, daß Paulus hier dreierlei Personen bezeichnet, um die er besorgt ist, darüber vergleiche Näheres bei H. A. Niemeyer, in der Recension des Commentars von Junker zu dem Briefe an die Kolosser, Röhr, Predigerbibliothek. Jahrg. IX. 4. St. S. 636, und Dav. Schulz, In den Studien und Kritiken. Jahrg. 1829. S. 537. So werden wir durch Nichts an der Annahme behindert, daß Paulus, der bei seinen Reisen durch Phrygien gewiß den großen Städten nicht aus dem Wege gegangen ist, den Philemon zu Colossä kennen gelernt und für Christus gewonnen habe. Eine nähere Gemeinschaft beider Männer, eine amtliche gemeinsame Thätigkeit will man daraus schließen, daß Paulus im Eingange ihn seinen συνεργός nennt. Credner (Einl. I. S. 407) bemerkt indessen nicht unrichtig, daß der Apostel dies Wort aller-

Digitized by Google

dings ſonſt von ſolchen gebrauche, die ihn auf ſeinen Reiſen und in ſeinem apoſtoliſchen Wirken unterſtützten, hier aber, wo es darauf angekommen ſei, den Philemon ganz zu gewinnen, dieſe der herablaſſende, ein freundſchaftlich genähertes Verhältniß bezeichnende Ausdruck nicht urgirt werden, ſodaß es ungewiß bleibe, in welcher Weiſe ſich das Wirken des Paulus und Philemon berührt hätten. Und — möchten wir hinzufügen — war denn Philemon in ſeinen Werken handreichender Liebe, in ſeinem thätigen Glauben nicht auch im ſchönen Sinne ein *συνεργός* des Apoſtels? Hieronymus glaubt an ein Kirchenamt des Philemon, Ambroſiaſter dagegen behauptet, daß Philemon, als er Pauli Brief empfangen, Laie geweſen ſei.

Zuſammen mit Philemon grüßt Paulus im Eingange die Appia, die *ἀγαπητή*, und den Archippus, ſeine *συστρατιώτης*. Daß dieſe Perſonen mit Philemon in genauer Verbindung geſtanden haben und für die Unterſtützung der apoſtoliſchen Bitte nicht unwichtig geweſen ſein müſſen, liegt auf der Hand. Appia wird gewöhnlich als Gattin bezeichnet, Archippus als Sohn. Der Apoſtel wollte ſich bei ſeiner Fürbitte in einer häuslichen Angelegenheit zugleich an alle Hauptperſonen des Hauſes nach ihrer Rangordnung wenden. Bertholdt erregt gegen die letztere Annahme das Bedenken, daß nach Kol. 4, 17 Archippus der Vorſteher der koloſſenſiſchen Gemeinde geweſen zu ſein ſcheine, daß man aber ſchwerlich den Sohn dem noch verdienſtvollern Vater vorgezogen haben würde. Vielen werden dieſe Zweifel nicht eben gewichtvoll erſcheinen. Chryſoſtomus und Theodoret nennen die Appia die Frau des Philemon, den Archippus nennt freilich Chryſoſtomus nur einen Freund des Philemon.

Der Charakter des Philemon erſcheint nach dem Sendſchreiben als ein ſehr ehrenwerther, als der eines thätigen Chriſten, eines Biedermannes, gegen den dem „alten Paulus" das Herz aufgeht und auf deſſen liebevolles Gemüth er Häuſer baut. Credner findet in Philemon Goldoni's gutmüthigen Pottrer (a. a. O. S. 406.). „Eine richtige Charakteriſtik des Philemon darf nicht, wie gewöhnlich geſchieht, von den Lobſprüchen ausgehen, welche unſer Brief ertheilt. Die vom Apoſtel angewandten Mittel der Überredung laſſen auf einen aufbrauſenden, leicht beleidigten Charakter ſchließen, über welchen freundliche Überredung und Zeitgewinn Alles vermochten." Übrigens iſt das vorhandene Material viel zu gering, um Philemon vollſtändig zu zeichnen: dennoch haben viele ſich mit behaglicher Breite an dies Geſchäft gemacht und erinnern zuweilen an den Engländer, der über den „luſtigen" Mann der Shakſpeariſchen Amme eine Monographie ſchrieb.

Die kirchliche Tradition läßt den Philemon zu Laodicea geboren werden. Dann kennt ſie ihn als Biſchof von Coloſſä. Conc. Apost. 7, 46. Pſeudo-Dorotheus als Biſchof von Gaza, wohin er Miſſionsreiſen unternommen haben ſoll. Unter Nero, als Andronicus Statthalter war, ſtirbt Philemon als Märtyrer. Philemon, Appia und Archippus ſtehen zuſammen als discipuli Pauli am 22. November im Kalender.

Über den Brief an den Philemon im Beſondern ſiehe Paulus und Pauliniſche Briefe. (*Daniel.*)

Philenor, ſ. Philenorion.

PHILENORION (*Φιληνόριον*), eine Stadt in Böotien, in der Arnaia (*Ἀρναία*), deren Gründung auf den Philenor, den Sohn des Aitolos, zurückgeführt wird. *Steph. Byz.* s. v.; ſ. Hoffmann, Griechenl. I. S. 604. (*Krause.*)

PHILEROS, ein Ort in Macedonien, in der Nähe von Theſſalonike, nach *Steph. Byz.* s. v.; ſ. Hoffmann, Griechenl. I. Th. S. 116. Auch Plinius (H. N. IV, 17) erwähnt dieſen Ort: in ora sinus Macedonici oppidum Chalastra et intus Phileros, Leto, medioque flexu litoris Thessalonica liberae conditionis. (*Krause.*)

PHILES (Manuel), ein griechiſcher Dichter, geboren zu Epheſus [1]) um das Jahr 1275 [2]), kam frühzeitig nach Conſtantinopel und erhielt daſelbſt von dem bekannten Hiſtoriker und Philoſophen Georg Pachymeres ſeine gelehrte Bildung [3]). Über die Familie, aus welcher er herſtammt, findet ſich keine nähere Nachricht, doch ſcheint ſie nicht grade zu den niedrigſten gehört zu haben, da dem Namen des Philes in den Handſchriften gewöhnlich der Titel *Κύρος* (Herr, Sire) beigefügt wird, und er ſelbſt bei dem Hofe Zutritt hatte, den er aber nur dazu benutzt zu haben ſcheint, um den Machthabern durch die gemeinſten Schmeicheleien Gnadenbezeigungen und Wohlthaten abzubetteln. Er verſchmähte es nicht, in ſeinen Gedichten von dem Kaiſer Lebensmittel, und zwar gleich einem treuen Hunde die Brodkrumen, die von der kaiſerlichen Tafel abfallen [4]), und Kleider zur Bedeckung ſeiner Blöße zu verlangen [5]), und kann wahrhaft als ein unübertreffliches

1) Vergl. *J. B. Cotelerii* Monumenta Ecclesiae gr. (Paris 1686. 4.) Tom. III. p. 675. 2) Wir folgen hier der wohlbegründeten Anſicht Gottlieb Wernsdorf's, des Herausgebers der kleineren Gedichte des Philes, welche ſich hauptſächlich auf die Überſchrift des Gedichts von den Eigenthümlichkeiten der Thiere, die an Michael Paläologos den Jüngern (*εἰς Κύρον Μιχαὴλ Παλαιόλογον τὸν νέον*) gerichtet iſt, ſtützt. Dieſer jüngere Michael Paläologos wurde im J. 1295 von ſeinem Vater Andronikos zum Mitregenten angenommen und ſtarb im J. 1321. Manche (wie Cave und Oudin), welche den Dichter etwas älter machen wollten, nahmen an, der genannte Michael ſei Michael VIII. Paläologos, welcher bis zum J. 1282 regierte; ſie überſahen aber nicht nur den Beiſatz *τὸν νέον*, ſondern auch, daß Michael in dem Gedichte, welches ihm gewidmet iſt, *αὐτοκράτωρ* (Beherrſcher) der Römer und *πατρὸς αὐτοκράτορα ἡλίκιος ἄναξ* genannt wird; denn wie kann man den Vater Michael's VIII., des Uſurpators, welcher dem unmündigen Johann Laskaris die Krone entriß und auf die Familie der Paläologen übertrug, Beherrſcher der Römer nennen? J. Ph. d'Orville's Behauptung (Observat. Miscellan. [Amstelod. 1739.] Vol. II. p. 425), daß Philes erſt in die zweite Hälfte des 14. Jahrh. zu ſetzen ſei, beruht auf einem Irrthum, indem er in der Dedication des erwähnten Gedichtes *Μανουήλ* ſtatt *Μιχαὴλ* las, ohne zu bedenken, daß die Geſchichte keinen jüngern Manuel Paläologos kennt. 3) Philes redet ihn ſelbſt in dem Gedichte auf ſeinen Tod (v. 6) Lehrer! (*ὦ διδάσκαλε*) an. 4) Carmen de Elephante. 15. 16:

Θέλω γὰρ εἶναι φιλοδέστατος κύων
Ὁρῶν ἐν αὐλῇ τῆς τραπέζης τὰς ψύχας.

5) Carmen de Bombyce. 40—43:

Καὶ τῶν ἔλων ἄρασθε κοσμήτορ φυλῶν

Muſter eines hungrigen Poeten gelten, der ſein ohnehin geringes Talent zum Erwerbe ſeines Lebensunterhaltes herabwürdigt. Und doch reichten ſeine kriechenden Schmeicheleien nicht hin, um ihn vor dem Zorne des Kaiſers, Andronikos, wie es ſcheint, den er in ſeiner Chronographie, vermuthlich einem Panegyrikus, durch eine zweideutige Äußerung beleidigt hatte, zu entgehen; er mußte in das Gefängniß wandern [6]) und wurde erſt wieder aus demſelben entlaſſen, als er mündlich und ſchriftlich einen Eid leiſtete, daß es nie ſeine Abſicht geweſen ſei, gegen ſeinen erhabenen Beherrſcher etwas Anzügliches zu ſagen. Philes verließ nie die Reſidenzſtadt, wo er mit dem Logotheten (Finanzbeamten) Johannes Phakraſes und dem ſeiner Gelehrſamkeit wegen berühmten Maximos Planudes in freundſchaftlichen Verhältniſſen lebte; Prieſter oder Mönch ſcheint er nicht geweſen zu ſein, ſondern ein Privatmann, der mühſam von dem Ertrage ſeiner Gedichte lebte, oder ein untergeordneter und wenig geachteter Hofdiener. Er ſtarb um das Jahr 1340. — Seine Werke haben einen ſehr untergeordneten Werth und viele derſelben verdienen kaum geleſen zu werden [7]). Sie ſind entweder in jambiſchen Senaren, jedoch ohne ſtrenge Beobachtung des Sylbenmaßes, oder in ſogenannten politiſchen Verſen geſchrieben [8]); eine Geſammtausgabe derſelben beſitzen wir noch nicht; die kleinern ſammelte Gottlieb Wernsdorf theils aus ältern Abdrücken, theils aus Handſchriften, und gab ſie mit einer guten Einleitung, einer lateiniſchen Überſetzung und Anmerkungen heraus [9]). Das bedeutendſte und geleſenſte aller Werke des Philes iſt das didaktiſche Gedicht von den Eigenthümlichkeiten der Thiere (*περὶ ζώων ἰδιότητος*), welches aus beinahe 2000 jambiſchen Senaren beſteht, wahrſcheinlich um das Jahr 1310 verfaßt und dem jüngern Michael Paläologos dedicirt iſt. Es zerfällt nach der Anzahl der darin behandelten Thiere in 103 Abſchnitte, gibt aber nur wenig Neues, da die meiſten Bemerkungen, welche es über die Natur der Thiere, ihre gegenſeitige Zuneigung oder Zwietracht und ihren Nutzen in der Arzneikunde enthält, aus Älian, Appian und Galen entlehnt ſind. Die erſte, jetzt ſehr ſeltene und, da die Handſchrift, welche ihr zu Grunde liegt, verloren iſt [10]), um ſo werthvollere Ausgabe des griechiſchen Textes lieferte der Biſchof Arſenius von Monembaſia (jetzt Mengeſche) unter dem Titel: *Τοῦ σοφωτάτου Φιλῆ στίχοι ἰαμβικοὶ περὶ ζώων ἰδιότητος.* (Venetiis 1533.); einen ſchönen Abdruck nebſt der erſten lateiniſchen, von Gregor Berßmann verfertigten metriſchen Überſetzung beſorgte Jo. Camerarius (*Philæ* sapientissimi versus jambici de Animalium proprietate. [Lipsiæ 1575. 4.), erlaubte ſich aber, da er das eigenthümliche Versmaß in ein rein jambiſches verwandeln zu müſſen glaubte, ſehr willkürliche Änderungen, die auch in den weniger ſchön ausgeſtatteten Nachdruck, welchen der Buchdrucker H. Commelin (Heidelberg 1596.) veranſtaltete, und in die von Jac. Lectius beſorgte Sammlung der griechiſchen Epiker (Poetae graeci veteres carminis heroici scriptores. [Colon. Allobrog. 1614.] Fol. Tom. II. p. 210 sq.) übergingen. J. Cornelius de Pauw ſtellte den urſprünglichen Text nach der Ausgabe des Arſenius und einer Bodleianiſchen Handſchrift wieder her und bereicherte denſelben aus der letztern durch 270 ungedruckte Verſe, in welchen unter Andern der Panther, der Elephant, der Katoblepas, der Fuchs, der Hirſch, der Seefiſch Adonis, die Purpurſchnecke und der Nautilus beſchrieben werden, die aber ſpätere unechte Zuſätze zu ſein ſcheinen. Pauw's Ausgabe (*Philæ* de animalium proprietate, ex prima editione Arsenii et libro Oxoniensi restitutus a *J. Corn. de Pauw*, cum ejusdem animadversionibus et versione latina *Gr. Bersmanni*. Accedunt ex eodem libro Oxoniensi non pauca hactenus inedita. [Trajecti ad Rhen. 1730. 4.]) iſt indeſſen ſehr unfleißig gearbeitet und die beigefügten Anmerkungen haben äußerſt geringen Werth [11]). Nur den freilich mit größerer kritiſcher Umſicht geſtalteten Text nebſt der lateiniſchen Überſetzung enthält die neueſte Ausgabe in den Poetae bucolici et didactici ab *C. Fr. Ameis*, *J. S. Lehrs* et *Fr. Dübner*. (Parisiis 1846.) Eine nach den noch vorhandenen zahlreichen Handſchriften [12]) kritiſch gearbei-

Περιστελεῖς γὰρ ἄνδρα γενναῖον φίλον
Ὃν οὕτως ἡ κλώψ ἀπεγύμνωσε χρόνος,
Ὡς ὑπὸ λιχνῆ τῷ φύσει πάντων φθόρων.

6) J. A. Fabricius (Bibliotheca graeca. T. VI. p. 710) glaubt in Folge eines Mißverſtändniſſes, Philes ſei in die Verbannung geſchickt worden; dieſer ſpielt aber ſelbſt in einem Gedichte (X, 1 nach Weensdorf's Ausgabe) auf ſeine Gefangenſchaft an. 7) Wernsdorf beginnt die Vorrede zu ſeiner Ausgabe der kleinern Werke des Philes ängſtlich mit den Worten: Facturusne operae pretium sim, si Manuelis Philae carmina ediderim, nec satis scio, nec, si sciam, dicere ausim. 8) Eine gründliche Unterſuchung der von Philes gebrauchten Versmaße lieferte K. L. Struve in ſeinen grammatiſchen und kritiſchen Bemerkungen über einige Stellen griechiſcher Schriftſteller. 16. Abth. (Königsberg 1820.) 9) Die Ausgabe führt den Titel: Manuelis Philae carmina graeca, maximam partem e codicibus Augustanis et Oxoniensibus nunc primum in lucem producta, aliqua etiam iterum publicata; omnia nunc in unum, excepto poemate de animalibus, collecta, emendata, latine interpretata et annotationibus illustrata: accedit ignoti Poetae antiquioris carmen in S. Theodorum ex Augustano codice nunc primum editum; praemittitur dissertatio de Philae vita, aetate et scriptis, cura *Gottl. Wernsdorfii*. (Lips. 1768.)

10) Notices et extraits des manuscrits de la bibliothèque du roi. Tom. V. p. 625 sq. 11) Acta Erudit. Lips. 1730. p. 277. *Jo. Ph. d'Orville*, Critica vannus in lanues *J. Corn. Pauwii* paleas. (Amaterd. 1737.) p. 6 sq. und in den Observ. Miscellan. Tom. II. p. 696; wo man auch (p. 385—388 u. 425—450) das Bruchſtück *περὶ Ναυτίλου* abgedruckt findet. 12) Vgl. über mehre Manuſcripte des Philes: *A. G. Camus*, Notice de quatre Manuscrits grecs contenant les vers de Manuel Philè sur les traits propres aux animaux, et des différentes éditions du même ouvrage de Philè (in den Notices et Extraits des MSS. Tom. V. p. 623—648), Variantes du Poëme de Philè sur les animaux, tirées de l'édition princeps, des manuscrits de la Bibliothèque nationale et du Manuscrit du Panthéon, comparées avec le texte de l'édition donnée par *J. C. de Pauw*. (Ibid. Tom. V. p. 648—677. Tom. VII. P. II. p. 419 sq.) *A. M. Bandini*, De codicibus manuscriptis poematum minorum Philae et variae lectiones ad Philae carmen de animalium proprietate (in deſſen Catalogus codd. gr. Bibliothecae Mediceae Laurentianae, Florent. 1764. Fol. Tom. II. p. 119 sq.) De tribus codicibus manuscriptis poematum minorum Philae (in dem Al-

Digitized by Google

tete vollständige Ausgabe aller Werke des Philes wäre sehr zu wünschen. Von den kleinern Gedichten desselben sind bis jetzt bekannt gemacht worden: „Auf den Elephanten" (*Εἰς τὸν ἐλέφαντα*) in 381 Versen, zuerst griechisch herausgegeben von J. A. Fabricius (Bibliotheca gr. T. VII. p. 699 — 709) und nach ihm mit einer lateinischen Übersetzung von G. Wernsdorf (in dessen Ausgabe der kleinern Gedichte des Philes, p. 248 — 299). Einige Literarhistoriker [12]) haben dieses Gedicht dem Philes absprechen und einem ältern Dichter aus der Zeit Leo's VI. (welcher im J. 911 starb) zuschreiben wollen, weil in dem ersten Verse desselben das Wort *λέον* vorkommt [13]), der Zusammenhang zeigt aber, daß dieses hier nicht „Leo," sondern „Löwe" bedeute; außerdem widerstreben Sprache und Versmaß einer so frühen Zeit. — „Von dem Seidenwurme" (*Περὶ σηροσκώληκος*) in 43 Versen; zuerst herausgegeben von J. Ph. d'Orville (in den schon erwähnten Observation. miscellan. T. VI. p. 166) und nach ihm von G. Wernsdorf (l. c. p. 300 — 305). — „Von den Pflanzen," wie es scheint, nur Fragmente (353 Verse) eines größern botanischen Gedichtes; die noch vorhandenen Abschnitte behandeln die Kornähre, den Weinstock, die Rose und den Granatapfel; zuerst herausgegeben von G. Wernsdorf (l. c. p. 93 — 129). Der Abschnitt von der Rose findet sich auch in *Manuelis Philae* duo carmina nunc dota, herausgegeben von Birger Thorlacius (Hafniae 1813) und in dessen Opuscula academica. (Ibid. 1813. T. III. p. 49.) Thorlacius kannte seltsamer Weise Wernsdorf's Ausgabe nicht und hielt deshalb das Fragment für ungedruckt. — „Dramatische Ethopoiie" (*Ἠθοποιία δραματική*), ein um das J. 1336 verfaßtes, über allen Begriff elendes und sich durch 965 Verse fortschleppendes Lobgedicht auf den Megas Domestikos (Befehlshaber des Heeres), Kantakuzenos, welcher sich im J. 1346 selbst auf den Thron schwang. Es hat die Form eines Dialogs zwischen dem Verfasser und der Vernunft (*νοῦς*) und läßt nach einander alle Tugenden, die Klugheit, Tapferkeit, Gerechtigkeit, Milde ꝛc., auftreten; zuletzt erscheint Kantakuzenos selbst und stattet dem Verfasser seinen Dank ab. Die Ethopoiie wurde zuerst herausgegeben von G. Wernsdorf (l. c. p. 130 — 235). — „Auf den Kaiser" (*Εἰς τὸν αὐτοκράτορα βασιλέα*), wahrscheinlich Andronikos II. Palälogos, ein jämmerlicher Panegyrikus in 100 Versen; zuerst herausgegeben von G. Wernsdorf (l. c. p. 66 — 72). — „Auf den unglücklichen aussätzigen Mönch, der in Pege begraben liegt" (*Εἰς τὸν κακοπαθῆ μοναχὸν λαβόντα τὸν κείμενον ἐν τῇ Πηγῇ*), ein mattes Gedicht in 64 Versen, worin die Geduld eines armen Mönches, der in der wunderthätigen Quelle, welche sich in der Vorstadt der Blachernen in der Kirche der heil. Jungfrau bei dem nach ihr benannten Kloster Pege befand, sich von dem Aussatze befreien wollte, aber an seinem unheilbaren Übel starb; zuerst herausgegeben von G. Wernsdorf (l. c. p. 51 — 65). — „An den Kaiser, als ihm zur Abwehr des wegen der Chronographie auf ihm lastenden Verdachts, der Eid auferlegt wurde" (*Πρὸς τὸν αὐτοκράτορα, ὅτε ἐπὶ χρονογραφίᾳ μεταβληθεὶς ἀπῃτήθη ὅρκον περὶ ἀσφαλείας*), der schon oben erwähnte, in 32 schlechte Verse gebrachte Schwur; zuerst herausgegeben von Joh. Honter (in *Theodori Prodromi* Epigrammata. [Basil. 1536.]) und nach diesem von G. Wernsdorf (l. c. p. 242 — 247.). — „Grabschrift auf Georg Pachymeres," den bekannten Geschichtschreiber und Philosophen, welcher um das J. 1310 starb, in 100 Versen; zuerst herausgegeben von Leo Allatius (Diatribe de Georgiis. p. 373), nach diesem von J. A. Fabricius (Bibliotheca gr. T. X. p. 718) und G. Wernsdorf (l. c. p. 314 — 325). — „Grabschrift auf Joannes Phakrases," des Dichters schon weiter oben erwähnten Freund, in 40 Versen, aber nicht vollständig; zuerst herausgegeben von Leo Allatius (l. c. p. 375), nach diesem von J. A. Fabricius (l. c. p. 542) und von G. Wernsdorf (l. c. p. 326 — 331). — Funfzehn Epigramme auf verschiedene Personen und Gegenstände, zuerst einzeln bekannt gemacht von J. A. Fabricius (Bibliotheca gr. T. VII. p. 711 — 714), Leo Allatius (Excerpta varia gr. sophistar. ac rhetor. [Rom. 1641.] p. 399), Lambecius (Comment. de bibl. Caesar. [Vindob. 1665.] Fol. T. III. p. 184), C. du Fresne du Cange (Constantinopolis Christiana. [Paris. 1680. F.] lib. IV. cap. 1 et 15) J. B. Cotelier (Monument. eccles. gr. [Paris 1686. 4.] T. III. p. 520), und gesammelt von G. Wernsdorf (l. c. p. 236 — 241. 306 — 313. 336 — 338). — Von ungedruckten Gedichten des Philes werden genannt: eine Grabschrift auf Asanina, ein nicht näher bekanntes Frauenzimmer [14]), — Tetrastichen auf die Psalmen [15]), — mehre jambische Gedichte in einer Handschrift des Escurial [17]), — Epigramme auf mehre Reden des Gregorios von Nazianz (*στίχοι ἰαμβικοὶ εἰς τοὺς λόγους τοῦ θεολόγου*) [18]), — ein Tetrastichon auf die heilige Jungfrau (*τετράστιχον εἰς τὴν ὑπεραγίαν θεοτόκον*) [19]), — Canon in Nicolaum [20]), — ein historisches Gedicht von den Thaten des Protostrators Michael Glaba, welches sich in einer Handschrift der königl. Bibliothek zu Paris befindet und dessen Herausgabe sehr zu wünschen wäre [21]), — ein Gedicht von den Monaten, über dessen Inhalt nichts Näheres bekannt ist [22]). — Sehr zu bedauern ist der Verlust der Chronographie des Philes, welche ihn in so große Unannehmlichkeiten brachte und vielleicht einiges Licht auf die Geschichte seiner Zeit werfen würde. — Mehre unter des Philes Namen gedruckte Gedichte gehören ihm nicht an, wie schon von Wernsdorf und Andern [23]) dargethan wor-

gem. lit. Anzeiger. 1801. S. 305 — 309; vergl. *Beck*, Comment. societ. philolog. Lips. Vol. I. P. I. p. 181 sq.)

13) *Ph. Labbe*, Nov. bibl. Manuscript. (Paris 1653. 4.) Supplem. IV. p. 201. *C. Oudin*, De scriptoribus eccles. Tom. III. p. 842. *J. Ph. d'Orville*, Miscellan. observat. Tom. II. p. 431. 14) *Αὐτόχρηστος μέγιστε, τοῦ γένους λέον.*

15) *Wernsdorf*, Praefat. in *Philes* Opp. 16) *Lambecii* Comment. de bibl. Caes. T. V. p. 117. 17) *Cotelier*, Monument. eccl. gr. T. III. p. 675. 18) *Lambecius* l. c. T. III. p. 184. 19) Ib. T. VIII. p. 466. 20) *Leo Allatius*, Lib. contra Hottingerum, p. 179. 21) *J. A. Fabricii* Bibliotheca gr. T. VI. p. 322. 22) *E. Le Moyne*, Varia Sacra, (Lugd. Batav. 1685. 4.) T. I. p. 524. 23) Praefatio in Phi-

den ist; es sind folgende: Grabschrift auf die Kaiserin Irene (*Ἐπιτάφιον εἰς Εἰρήνην Βασιλίδα*), herausgegeben von J. A. Fabricius Bibl. gr. T. VII. p. 713); diese Irene war aber die Gemahlin des Kaisers Johannes Komnenos, gewöhnlich Kalojohannes genannt, und starb im J. 1124, mehr als hundert Jahre vor der Geburt des Philes; — eine Grabschrift auf Alexios und Johannes, zwei in früher Jugend verstorbene Söhne des Sebastokrator Isaak Porphyrogennetos (*Εἰς τοὺς παῖδας τοῦ Πορφυρογεννήτου καὶ Σεβαστοκράτορος κυρίου Ἰσαάκου*), herausgegeben von J. A. Fabricius (Biblioth. gr. T. VII. p. 714); da aber kein Sebastokrator Isaak zur Zeit des Philes lebte, so kann auch diesem das Gedicht, welches wahrscheinlich in die erste Hälfte des 13. Jahrh. zu setzen ist, nicht angehören; — ein satyrisches Gedicht von 102 Versen auf eine alte Bublerin (*κατὰ φιλοπόρνου γραός*), herausgegeben von Bieger Thorlacius in *Manuelis Philae* duo carmina anecdota (Hafniae 1813.); es gehört dem Theodoros Prodromos an, unter dessen Namen es auch in den besten Handschriften vorkommt. (Vgl. über Manuel Philes und seine Schriften *J. A. Fabricii* Bibliotheca graeca. T. VII. p. 695 — 715. Ed. nov. T. VIII. p. 617 sq. *C. Oudin*, Commentarius de scriptoribus ecclesiasticis. T. III. p. 841 — 843. G. Wernsdorf's Vorrede zu seiner Ausgabe der kleinern Gedichte des Philes, und Fr. Schöll's Geschichte der griechischen Literatur. 3. Bd. S. 90 — 92.) (*Pk. H. Külb.*)

PHILESIA. Diese von Commerson (*Jussieu* gen. p. 41) so benannte Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der sechsten Linné'schen Classe und aus der natürlichen Familie der Smilaceen hat zum Charakter: eine mit Stützblättchen versehene, glockenförmige Blumendecke, deren äußere Fetzen kurz und zugespitzt, deren innere Fetzen lang und stumpf sind; im Grunde der Blumendecke eingefügte, an der Basis mit einander verwachsene Staubfäden mit beweglichen Antheren; einen einfachen Griffel mit drei Narben; eine fast dreikantige, vielsamige Beere. Die einzige Art, Ph. buxifolia *Willdenow* (Sp. pl. *Lamarck* illustr. t. 248), wächst an der Magelhaensstraße als ein ästiger Strauch vom Ansehen des Buchsbaums mit hin- und hergebogenen Zweigen, gestielten, eiförmigen Blättern, zweizeilig-schuppigen Blüthenstielen und großen Blumen. (*A. Sprengel.*)

PHILESIOS. 1) Ph. aus Achaja, Feldherr beim griechischen Heere des jüngern Cyrus; s. *Xenoph.* Anab. III, 1, 47. 2) Ph. aus Eretria, ein Bildhauer von unbekannter Zeit; er hatte zwei Stiere von Erz verfertigt, den einen für seine Mitbürger, den andern für die Corcyräer, die beide als Weihgeschenke in Olympia standen (*Paus.* V, 27, 9). (*H.*)

PHILETAEROS (*Φιλέταιρος*), ein öfters vorkommender griechischer Eigenname; vergl. C. I. Gr. Nr. 165. Roß, Die attischen Dem. Nr. 154. Am bekanntesten sind 1) der Stifter der pergamenischen Dynastie; s. diese Encykl. III, 16. S. 351 fg. Nach ihm sind vermuthlich das Fest Philetäreia, was in Cyzicus begangen wurde, und der Philetäreische Fuß genannt; s. ebend. S. 355. 2) Der Sohn von Attalus I., der Beudee von Eumenes II., König von Pergamum; vergl. ebend. S. 369. In einer Inschrift von Cos, welche Prof. Roß im 2. Heft seiner Hellenika herausgegeben hat, Nr. 20, b, steht *Ἐπιγγχανούσης τῆς Φιλεταίρου ἱερείας*, wobei es zweifelhaft bleibt, ob damit die Frau als Tochter oder als Priesterin des Philetäos bezeichnet wird. Wäre das Letztere der Fall, so könnte man annehmen, daß dem Stifter der Dynastie ein besonderer Gottesdienst mit eignen Priesterthümern geweiht war, wie ja ihm zu Ehren das Fest Philetäreen begangen wurde. (*H.*)

PHILETAEROS, ein Dichter der mittlern Komödie, Zeitgenosse des Hypereides und Diopeithes, welchen letztern Meineke für den Vater Menander's hält. Es werden von ihm folgende Stücke genannt: *Ἀδωνιάζουσαι* und *Ἀντύλλος*, beide unsicher, da bei ersterm eine Verwechselung mit Philippides nahe lag, letzteres aber auch dem Nicostratus zugeschrieben wird. Ferner *Ἀσκλήπιος*, *Ἀταλάντη*, *Ἀχιλλεύς*, *Κορινθιαστής*, d. h. der Kuppler, von *κορινθιάζομαι* in der von Stephanus Byz. (v. *Κόρινθος*) angegebenen Bedeutung, *Κυναγίς* nach dem Namen einer Hetäre, *Λαμπαδηφόροι*, *Μελέαγρος*, welches Stück vielleicht mit der Atalante identisch war, *Μῆτις*, *Οἰνοπίων*, welcher auch dem Nicostratus zugeschrieben wurde, *Τηρεύς*, *Φίλαυλος*. Dazu kommt aus Suidas noch ein sonst nicht erwähntes Stück *Κέφαλος*, welches sich mit der Prokris des Eubulos vergleichen läßt. Nach den Fragmenten zu urtheilen scheint dieser Dichter sich besonders mit Hetären, Parasiten und Derartigem befaßt zu haben. Vgl. *Meineke*, Hist. crit. Com. Gr. p. 349, und Fragm. Comoed. Med. p. 292 — 300. (*Preller.*)

PHILETAS, aus Sybaris, siegte Ol. 41 in Olympia im Faustkampfe der Knaben, welcher damals zum ersten Mal daselbst veranstaltet wurde. *Paus.* V, 8, 10. (*H.*)

PHILETAS, aus Kos, Dichter und Grammatiker, dessen Name *Φιλητᾶς* zu schreiben ist; s. *Choerob.* ap. *Bekk.* Anecd. p. 1222. Er gehört jener ältern Periode der Alexandrinischen Literatur an, wo philologisches Studium und eigne Production noch Hand in Hand gingen und wo unter der Pflege wissenschaftlich gesinnter Fürsten und durch das Studium der classischen Musterwerke besserer Zeiten sich in den leichtern Gebieten der Poesie noch einmal Bedeutendes gestaltete. Daß er von Kos gebürtig war und sein Vater Telephos hieß, wird in den Hauptstellen über ihn bei Suidas, Strabo u. A. wiederholt erwähnt. Der Vater wird gewöhnlich mit dem gleichnamigen Grammatiker verwechselt, welcher, von Geburt ein Pergamener und Verfasser eines encyklopädischen Werkes, das er *γραμματικός* betitelt hatte, eines andern über die Homerische Rhetorik (Proleg. *τῶν στασ.* ap. *Walz* Rhet. Gr. VII, 1. p. 5, 23) und verschiedener Anderer war, die Suidas (s. v. *Τίλεφος*) aufzählt, zur Zeit des Hadrian und der Antonine lebte, wie er denn auch bei Schol. Il. X, 53 gegen Didymus oder Aristarch

---

les Carm. §. XI. Notices et extraits etc. T. VIII. P. II. p. 151. Fr. Schöll, Geschichte der griechischen Literatur, übersetzt von M. Pinder. (Berl. 1830.) 3. Th. S. 92.

Digitized by Google

polemisirt. Philetas verdankte seine Richtung auf das grammatische Studium der Alten also keineswegs diesem Vater, sondern seiner Zeit und wol auch seinem Vaterlande, welches damals, theils von sich selbst aus, theils durch die Nähe des damals literärisch recht bedeutenden Rhodos angeregt, manche talentvolle Leute gebildet zu haben scheint. Ein Rhodier hieß Philetas bei Einigen nach Schol. *Theocr.* VII, 40: *ὁ δὲ Φιλητᾶς Κῷος τὸ γένος ἢ ὡς ἔνιοι Ῥόδιος*, was jedenfalls auf längern Aufenthalt auf der benachbarten Insel deutet. Aber auch von dem Leben auf Kos entwirft Theokrit (Idyll. VII) ein sehr heiteres Bild. Es bestand dort damals ein Verein von mehren jüngern Dichtern, dem auch Theokrit angehörte, der auf Kos so heimisch war, daß Einige ihn einen Koer nannten (*Suidas* v. *Θεόκρ.*), in demselben Sinne, wie Philetas ein Rhodier hieß. Es war ein Leben, getheilt zwischen poetischen und ländlichen Genüssen, zu welchen die fruchtbare Insel aufforderte, deren Hirten, wie die Siciliens und Lakonika's, den bukolischen Gesang pflegten. Theokrit gedenkt in jenem Gedichte des schon berühmten Philetas, welcher der jüngern Dichter Vorbild war, v. 39:

οὐ γάρ πω καθ' ἑμὸν νόον οὔτε τὸν ἐκ Σικελίδαν νίκημι τὸν ἐκ Σάμω οὔτε Φιλητᾶν ἀείδων, βάτραχος δὲ ποθ' ἁρπέδας ὡς τις ἐρίπαν,

woraus die spätern Grammatiker nach ihrer Weise gleich ein Schülerverhältniß gebildet haben (*Θεοκρίτου γένος* in den Ausgaben des Theokrit und Grammat. Coislin [Fol. 176] *Φιλητᾶς ὁ διδάσκαλος Θεοκρίτου*). Auch hat Philetas selbst in seinen Gedichten sein Vaterland besungen; wenigstens bemerken die Scholien zu Theokrit's Id. VII, v. 6, wo von der baumumschatteten Quelle Burina [1]) die Rede ist, auch Philetas gedenke dieser Quelle in dem Verse:

δάσσατο δ' ἐν προχοῇσι μελαμπέτεος Βορίνης,

welche Quelle man sich etwa wie die in der Nähe Ithaka's, welche die Odyssee beschreibt, zu denken hat. Auch wußten die Koer ihren Landsmann wohl zu schätzen, da sie ihm eine Statue setzten, nach Hermesianax (bei *Athen.* XIII, 71 und 75):

εἰδῶ δὲ καὶ τὸν ἀοιδόν, ὃν Ἑρμησιάναξ πολίτην Κῷοι χάλκειον θῆκαν ὑπὸ πλατάνῳ, Βαιτίδα μολπάζοντα θοὴν, περὶ [2]) πάντα Φιλητᾶν Ῥήματα καὶ πᾶσαν ῥιπτόμενον λαλιήν,

auf welche Verse wir wiederholt zurückkommen werden. Das Zeitalter des Philetas wird von Suidas sehr ungenau dahin angegeben, daß er ihn unter Philipp und Alexander leben läßt. In diese Zeit mag seine Jugend gefallen sein; die reifern Jahre aber verbrachte er in Alexandrien unter Ptolemäus Lagi, der ihm das Vertrauen schenkte, ihn zum Lehrer seines Sohnes, Ptolemäus II. Philadelphus zu machen (Suidas, Eudocia). Über seine Zeitgenossen geben die biographischen Notizen über Arat eine gute Übersicht, bei *Buhle* T. I. p. 3: *συνήκμαζε δὲ* (Arat) *Ἀλεξάνδρῳ τῷ Αἰτωλῷ καὶ Καλλιμάχῳ καὶ Μενάνδρῳ καὶ Φιλητᾷ* und T. II. p. 442, Arat habe geblüht *ἐν τοῖς χρόνοις κατὰ Φιλάδελφον τὸν βασιλέα· συνήκμαζε δὲ Ἀλεξάνδρῳ τῷ Αἰτωλῷ καὶ Φιλητᾷ καὶ Διονυσίῳ τῷ φιλοσόφῳ εἰς Ἀθήνας μεταβεβηκότι.* Es war eine in literärischer Hinsicht reiche und lebhaft bewegte Zeit damals und Alexandrien der Mittelpunkt, wo Bibliothek und Museum und der Hof der Ptolemäer vielen dieser Männer eine feste Stellung gaben, während andere ab- und zugingen. So Theokrit, der in Syrakus lebte, aber in Alexandrien, wie seine Adoniazusen zeigen, wohl zu Hause war; vgl. Argum. ad Idyll. VII: *ἐπιγράφεται τὸ μὲν εἰδύλλιον τοῦτο Θαλύσια, τὰ τὰ πράγματα ἐν Κῷ· ἐπιδημήσας γὰρ τῇ νήσῳ ὁ Θεόκριτος ὅτε πρὸς Πτολεμαῖον εἰς Ἀλεξάνδρειαν ἦλθε*, was wahrscheinlich um dieselbe Zeit geschah, als auch Philetas sich nach Alexandrien begab. Auch Hermesianax gehört in diesen Kreis, gleichfalls ein jüngerer Freund des Philetas, dessen er in seinen Liedern gedachte, wie des Hermesianax wieder Nikander, dessen Anrede in den Theriacis aber nicht auf unsern Philetas bezogen werden darf, obgleich auch er mit diesem in persönliche Berührung gekommen sein mag; Schol. *Nicand.* Ther. 3: *ὁ Ἑρμησιάναξ φίλος τῷ Φιλητᾷ καὶ γνώριμος ἦν* (welches letztere Wort Schüler bedeutet), — *οὐ δύναται δὲ Νίκανδρος μνημονεύειν τούτου διὰ τῆς προσφωνήσεως, διὰ τὸ τὸν Φιλητᾶν πρεσβύτερον εἶναι Μενάνδρου· καὶ αὐτὸς δὲ ὁ Νίκανδρος μέμνηται τοῦ Ἑρμησιάνακτος ὡς πρεσβυτέρου ἐν τῷ περὶ τῶν ἐκ Κολοφῶνος ποιητῶν.* Endlich ist auch Zenodot von Ephesos zu nennen, der Gründer einer, freilich noch etwas wilden Kritik und zugleich Dichter, welcher auch ein Schüler des Philetas genannt wird, zu dem er den Jahren nach in einem ähnlichen Verhältnisse gestanden haben mag wie Theokrit, *Suid.* v. *Ζηνόδοτος Ἐφέσιος, ἐποποιὸς καὶ γραμματικός, μαθητὴς δὲ τοῦ Φιλητᾶ, ἐπὶ Πτολεμαίου γεγονὼς τοῦ πρώτου, ὃς καὶ πρῶτος τοῦ Ὁμήρου διορθωτὴς ἐγένετο καὶ τῶν ἐν Ἀλεξανδρείᾳ βιβλιοθηκῶν προῆστη καὶ τοὺς παῖδας Πτολεμαίου προὔστη*, in welchem Artikel wahrscheinlich mit Bernhardy Ptolemäos I. vom Ptolemäos Philadelphos zu verstehen ist, demjenigen, welchen Philetas gebildet hatte. Die sonstigen Nachrichten über Person und persönliche Thätigkeit des Philetas sind sehr lückenhaft. Aus Plutarch (an seni sit ger. resp. c. 15) sieht man, daß Philetas von Jugend auf kränklich und von zärtlicher Leibesbeschaffenheit war; daß er wirklich auch Veranlassung zu einer politischen Wirksamkeit gehabt, möchte Referent weniger aus dieser Stelle folgern. Seiner Kränklichkeit aber wird auch sonst gedacht, und zwar mit Übertreibungen, welche den Philetas sogar zu einer komischen Person gemacht haben. So erzählen Älian (V. H. IX, 14) und Athenäus (XII. p. 552 B), Philetas, der Dichter von Kos, sei so zart und dünn gewesen, daß er, um nicht bei jeder Gelegenheit umgestoßen oder von einem starken Winde umgeblasen zu werden, Sohlen von Blei in seinen Schuhen getragen habe. Zweifelnd setzt Älian hinzu: Wenn

1) *Βοίρεναν* gibt Meineke. Nach Andern hieß sie *Βοίρεια* (*βοῦς* und *ῥέω* i. q. *πολύῤῥους*), Mitaner von Kos nannte sie *Βίττης*. In dem folgenden Verse haben die gewöhnlichen Texte *αἰλαμπέτεος* und *βορίβλης*. 2) Bergk (Zeitschr. für A. 1844. S. 764) liest *διερὴν πυρί*, d. h. *διερήνας πυρί*.

er wirklich so ohnmächtig gewesen wäre, daß er dem Winde keinen Widerstand hätte leisten können, wie er denn im Stande gewesen wäre, eine solche Last mit sich herumzutragen? Es ist aber sehr verkehrt, das für baare Münze zu nehmen, was die Komödie in Umlauf gebracht, die selbst in ihrer letzten Periode die Tendenz, bekannte Personen ins Lächerliche zu ziehen, noch nicht aufgegeben hatte. Denn daß jene Nachrichten aus dieser Quelle stammen, sieht man aus Älian (V. H. X, 6), wo es heißt, wegen zarter Körperbeschaffenheit seien zu komischen Personen geworden Sannyrion, der komische Dichter, Meletos, der Tragiker, Kinesias, der Dichter cyklischer Chöre, und Philetas, der elegische Dichter (*ποιητὴς ἐξαμέτρων*, wofür mit Ruhnken [ad *Hermes.* Eleg. v. 77] und Meineke [Anal. Alex. p. 351] *πενταμέτρων* zu schreiben ist). Die drei ersten kommen wirklich in einem sehr drolligen Fragmente des Aristophanes *ἐν Γηρυτάδῃ* vor, bei *Athen.* XII. p. 551, wo die Dichter, um eine Gesandtschaft in den Hades an ihre Collegen zu senden, grade jene drei ausschicken, als *ἄνδρας ἀδοφοίτας*, wie der Dichter sagt, bei welcher Gelegenheit ihnen diese Worte mit auf die Reise gegeben werden:

ὡς αφόδρ' ἐπὶ λεπτῶν ἐλπίδων ἀχεῖτ' ἄρα·
τούτους γάρ, ἢν πολλῷ ξυνέλθῃ, ξυλλαβὼν
ὁ τῆς διαφθόρας ποταμὸς οἰχήσεται.

Unser Philetas ist offenbar von späterer Hand zu dieser Gruppe hinzugesetzt, als Repräsentant der Epiker, wie Sannyrion die Komödie, Meletos die Tragödie, Kinesias den Dithyrambus repräsentirte; von wem und bei welcher Gelegenheit, ist schwer zu sagen: es muß genügen zu wissen, daß auch in der neuern attischen Komödie persönliche Anspielungen, besonders auf Dichter, Philosophen und überhaupt literärische Notabilitäten, nichts Außerordentliches waren; s. *Meineke*, Hist. Crit. Com. p. 438. Brachte doch auch der Komiker Strato, der der jüngern Komödie angehört, gelegentlich das grammatische Werk des Philetas auf der Bühne zur Sprache; s. *Meineke* l. c. p. 427 sq. Übrigens bestätigen die Kränklichkeit des Philetas auch die noch vorhandenen Nachrichten von seinem Tode. Athenäus nämlich (IX. p. 401 E) erzählt, und Suidas und Hesychius bestätigen es, daß der Koer Philetas *ζητῶν τὸν καλούμενον ψευδολόγον τῶν λόγων* gestorben sei, *ἰσχνὸς γὰρ πάνυ τὸ σῶμα διὰ τὰς ζητήσεις γενόμενος ἀπέθανεν, ὡς τὸ πρὸ τοῦ μνημείου αὐτοῦ ἐπίγραμμα δηλοῖ·*

Κεῖνε Φιλητᾶ εἰμί· λόγων ὁ ψευδόμενός με
ὤλεσε καὶ νυχιῶν φροντίδες ἐξανίαι,

eine Nachricht, die auf ein arbeitsames Leben, aber auch auf eine ebenso schwächliche Geistes- als Leibesconstitution schließen läßt, von welchen jene vielleicht dem Alter zu Gute zu halten. Denn wahrscheinlich befand sich jenes Denkmal mit der Inschrift zu Alexandrien, etwa im Museum, wenn es anders nicht dieselbe Erzstatue zu Kos war, von welcher wir schon den Hermesianax vernommen. Seine literärische Thätigkeit war, wie bei den meisten Dichtern damaliger Zeit, eines Zeitalters, welches man mit Recht dem des Petrarca und des Politian verglichen hat, zugleich eine poetische und eine philologische, daher Strabo (XIV. p. 657) von ihm sagt: *Φιλητᾶς ποιητὴς ἅμα καὶ κριτικός* (Suidas *γραμματικὸς κριτικός*), welches letzte Wort neben *γραμματικὸς* damals dieselbe Bedeutung hatte wie unser Philolog, nur daß *κριτικός* mehr ein Schriftkundiger im ästhetischen Sinne des Wortes ist, der sich auf die Schönheiten der classischen Literatur versteht, aber zugleich mit dem Nebenbegriffe der Ausscheidung des Unechten. Kallimachus, Eratosthenes, Apollonius Rhodius, Arat, Nicander, Alexander Ätolus machten es ebenso; ja es lag in der Nothwendigkeit der Zeiten, daß man so verfuhr. Als Hauptgattung seiner poetischen Thätigkeit wird allgemein die Elegie bezeichnet (Suidas: *ἔγραψεν ἐπιγράμματα καὶ ἐλεγείας καὶ ἄλλα*), und zwar wurde er von den spätern Kunstrichtern allgemein den besten Mustern dieser Dichtungsart beigezählt und von seinen Zeitgenossen nur Kallimachus ihm vorgezogen; s. *Quintil.* Inst. Orat. X, 1, 58: Tunc et elegiam vocabit in manus sumere, cujus princeps habebitur Callimachus; secundas confessione plurimorum Philetas occupavit; und Proklus in der Chrestomathie, bei *Phot.* p. 319 b ed. *Bekk.*: *λέγει δὲ καὶ ἀριστεῦσαι τῷ μέτρῳ* (*τῷ ἐλεγείῳ*) *Καλλίνόν τε τὸν Ἐφέσιον καὶ Μίμνερμον τὸν Κολοφώνιον, ἀλλὰ καὶ τὸν Τηλέφου Φιλητᾶν τὸν Κῷον καὶ Καλλίμαχον τὸν Βάττου.* In dieser Stellung neben Kallimachus erscheint er auch als Vorbild der römischen Elegie, die sich zum Theil in stofflicher Hinsicht, noch mehr aber rücksichtlich der metrischen Form, vorzüglich an diesen Mustern des hellenistischen und alexandrinischen Zeitalters ausbildete, welche den Römern sowol der Zeit und dem Zeitgeiste nach am nächsten standen, als auch durch eine eigenthümlich weiche, mit Einmischung von reimartigen Klängen und Assonanzen der neuern Versbildung sich annähernde Behandlung des elegischen Versmaßes zur Nachahmung reizten, s. *Hertzberg*, De imitatione poetarum Alexandrinorum, *Propert.* Vol. I. p. 186 — 210. Namentlich ist Properz voll vom Lobe des Philetas, den er sich neben Kallimachus zum Muster seiner eignen Dichtung gesetzt; s. II, 34, 31:

Tu sattus Musis meliorem [3]) tuliere Philetam
Et non inflati somnia Callimachi.

III, 1, 1:

Callimachi Manes et Coi sacra Philetae,
In vestrum, quaeso, me sinite ire nemus.

III, 3, 51:

Talia Calliope lymphisque a fonte petitis
Ora Philetaea nostra rigavit aqua.

Vergl. auch III, 9, 43 und IV, 6, 2. Und zwar war es vorzüglich die Liebeselegie, welche den Philetas beschäftigte, daher Ovid ihn unter den Liebesdichtern zu nennen pflegt, Art. Amator. III, 329 sq.

Sit tibi Callimachi, sit Coi nota poëtae
Sit quoque vinosi Teïa Musa senis,

3) So Hertzberg. Die Manuscr. haben Musis memorem oder memorem Musis. Bergk (Zeitschr. für A. 1844. S. 764) schlägt vor: Tu sattus *Meropem* (für Coa) Musis imitere Philetam.

und Remedia, Amor. 759 sq.

Callimachum fugito: non est inimicus Amori,
Et cum Callimacho tu quoque Coë noces.

Vergl. auch *Statius*. Silv. 1, 2, 252 sq. Philetas besang in diesen Gedichten eine Schöne, die sein Herz füllte, wie das des Antimachus die Lyde, des Kallimachus seine Hydippe, wie Hermesianax voll von seiner Leontium war, Gallus von der Lycoris, Tibull von der Lydia, Properz von der Cynthia ꝛc. Das Mädchen des Philetas hieß Bittis oder Battis, denn der Name steht nicht ganz fest. Hermesianax in den oben angeführten Versen nennt sie *Βαττίς* und dieses scheint in der That die richtige Form, s. *Hertzberg*, Quaestion. Propert. p. 207, bei den römischen Dichtern aber ist die andere Form die gewöhnliche, wie bei *Ovid*, Trist. I, 6, 1:

Nec tantum Clario Lyde dilecta poetae,
Nec tantum Coo Battis amata suo est,

und ex Ponto III, 1, 57:

Nec te nesciri patitur mea pagina, qua non
Inferius Coa Battide nomen habes.

Daneben auch die Form Batto oder besser *Βαττώ* (vgl. Corp. Inscr. No. 2236 und 2661 b), wenn anders die treffliche Conjectur Lachmann's zu *Propert.* II, 34, 31, in den angeführten Versen, die wenigstens vor allen übrigen den Vorzug verdient, begründet ist:

Tu Battus memorem Musis imitere Philetam,
Et non inflati somnia Callimachi.

Ob Philetas eine eigne Sammlung von Gedichten, die sich auf diese Jugendliebe (da Bittis eine Koerin war) bezogen, unter dem Namen der Geliebten herausgegeben, wie Bach vermuthet, muß dahin gestellt bleiben; leider ist unter den erhaltenen Bruchstücken dieses Dichters, deren überhaupt nicht viele sind, kein einziges, was sich mit Sicherheit auf diese Liebeslieder beziehen ließe, wozu noch die Schwierigkeit kommt, daß die überlieferten Titel seiner Gedichte wenigstens nach ihrem Umfange und Inhalte unverständlich sind. Für die Liebesgedichte [4]) würde noch am ersten der Titel *Παίγνια* passen, aus welchen Stobäus in seiner Blumenlese, dem wir die meisten Fragmente des Philetas verdanken, zwei Mal einige Verse anführt. Denn *παίγνια* sind zwar im Allgemeinen scherzhafte Gedichte, wie denn mit diesem Namen eine sehr verbreitete poetische Gattung, die sich in die verschiedensten Gebiete der komischen Literatur verbreitet, bezeichnet wird (vgl. *Ebert*, Dissert. Sic. p. 213. *Meineke*, Hist. Crit. Com. p. 408. *Weichert*, Poett. Latin. reliq. p. 38 sq. *Jahn*, Persius. p. LXXXIV sq.), doch scheinen in der Elegie nach dem, was Jacobs (Animadv. ad Anthol. Gr. VI. p. 388 sq.), Bach (Fragm. Philet. p. 39) und Hertzberg (Quaestt. Propert. p. 208 sq.) darüber bemerken, auch lusus poetici, carmina amatoria ohne eigentlich komische Färbung mit diesem Titel benannt zu sein. Möglich daß Philetas in spätern Tagen und bei kränklicher Leibesbeschaffenheit unter dieser etwas kühlen Überschrift gesammelt herausgegeben hat, was er in jüngern Jahren, als er noch in Kos lebte, seiner Liebe gesungen hatte. Die erhaltenen Verse sind bei *Stob.*, Floril. LXXXI, 4:

οὐ μέ τις ἐξ ὀρέων ἀπαφίδιος ἀγριαώτης
αἰρήσει κλήθρην αἰρόμενος μακέλην,
ἀλλ' ἑπέων εἶδώς κόσμον καὶ πολλὰ μογήσας,
μίθων παντοίων οἶμον ἐπισταμένος.

wo gewiß mit Heinrich, Jacobs u. A. anzunehmen, daß jener Baum redend eingeführt wurde, die Assonanz aber κλήθρην — μακέλην, als etwas der alexandrinischen Poesie Eigenthümliches zu bemerken ist; vergl. die aus Philetas gesammelten Beispiele bei Bach (Fragm. *Phil.* p. 27), die aus Phanokles bei Bergk (Ztschr. für A. 1841. S. 94), und über dieses Streben nach klingendem Wohllaute bei den Alexandrinern überhaupt Hertzberg (Quaestt. Propert. p. 200 sq.). Die andere Stelle ist bei *Stobaeus* CXXIV, 10:

ἐκ δυμοῦ κλαῖσαί με τὰ μέτρα καί τι προσηνὲς,
εἰπεῖν μεμνῆσθαί τ' οὐκ ἔτ' ἐόντος ὅμως.

welche Worte noch am ersten an die Bittis gerichtet gewesen sein könnten. Außerdem werden ἐπιγράμματα genannt bei Suidas und Stobäus; indessen fragt es sich, ob diese nicht mit den Pägnien oder andern elegischen Gedichten identisch waren; s. *Meineke* ap. *Bach.* p. 272. Wenigstens scheint das erste der beiden Bruchstücke bei *Stobaeus*, Floril. CXXIV, 11, wo seit Brunck und Jacobs für *Φιλέα Φιλητᾶ* geschrieben wird, an die zuletzt angeführten Verse des Pägnion anzuknüpfen:

οὐ κλαίω ξείνων σε φιλαίτατε, πολλὰ γὰρ ἔγνως
καλὰ, κακῶν δ' οὐ σοὶ μοῖραν ἔνεμε θεός.

Das andere (ib. LIX, 5) gibt ein Bruchstück der prägnanten Schilderung eines Sturms:

γαῖαν μὲν φαίνουσι θεοὶ ποτε, νῦν δὲ πάρεστιν
λαίψηρῶν ἀνέμων μοῦνον ὁρᾶν τέμενος.

Außerdem werden zwei mythologische Gedichte angeführt, von denen das erste leicht verständlich ist, das andere aber schwierig zu deuten. Jenes, was *Δημήτηρ* betitelt war, von dem wir den Titel und drei benannte Bruchstücke denselben Excerpten des Stobäus verdanken, enthielt ohne Zweifel die Klage der Ceres um das verlorene Kind, also dasselbe Motiv, was auch Schiller bearbeitet. Die Bruchstücke sind bei *Stob.* CIV, 11:

νῦν δ' αἰεὶ πέσαω, τὸ δ' ἄπεστι κἄλλο νοεῖς,
πῆμα, κακοῦ δ' οὔπω γίγνεται ἡσυχίη.

und ebenda. CXXIV, 26:

ἀλλ' ἔτ' ἐπὶ χρόνος ἦλθ', ὃς ἐκ Διὸς κλυτὰ πέσσειν
ἔλαχε καὶ πενθέων φάρμακα μοῦνος ἔχει,

und gleich darauf diese Verse:

καὶ γάρ τις μελέων χορεσσάμενος κλαυθμοῖο
κήδεα δειλαίων εἶλεν ἀπὸ πραπίδων,

welche drei Bruchstücke ziemlich demselben Zusammenhange entlehnt sind, wo die leidende Mutter, als die Götter sie trösten wollten, sagte: Jetzt muß ich meinem Gram unausgesetzt nachhängen; der Tröstende dann aber, wie es

4) Auf sie ist wol auch *Plutarch*, Pericl. c. 2 zu beziehen, aus welcher Stelle man zugleich abnehmen kann, wie hoch sie im Alterthume geschätzt wurden.

ſcheint, ſie auf die Alles lindernde Zeit (vorher *πέασιν πένθη*, *fovere luctum*, jetzt in der andern Bedeutung) und auf die in der menſchlichen Natur begründete Nothwendigkeit, ſich endlich ſeines Schmerzes zu entäußern, verwieſt. Das zweite mythologiſche Gedicht war *Ἑρμῆς* betitelt, und war ganz in Hexametern gedichtet, wie neuerdings Meineke (Anal. Alex. p. 350) gegen die frühere Annahme, daß es theils in Hexametern, theils im elegiſchen Versmaße geſchrieben geweſen ſei, durchgeführt hat. Über den Inhalt ſind wir ziemlich vollſtändig unterrichtet, nur bleibt es unklar, welchen Antheil Hermes, nach welchem doch das ganze Gedicht ſeinen Namen führte, an der Handlung hatte, wenn nicht etwa ein anderer Grund den Dichter zu dieſer Überſchrift beſtimmte. Parthenius nämlich gibt Erotica c. 2 unter der Überſchrift *περὶ Πολυμήλης* und *ἱστορεῖ Φιλητᾶς Ἑρμῇ* folgenden proſaiſchen Auszug des Gedichtes. Odyſſeus kommt auf ſeinen Irrfahrten auf dem Meere bei Sicilien und der tyrrheniſchen Küſte zum Äolus auf der Inſel Meligunis, der ihn gaſtlich aufnimmt und ſich die Abenteuer vor Troja und bei der Rückkehr von Troja erzählen läßt. Dem Helden ergibt ſich die Tochter des Gaſtfreundes, Polymele, welche, als jener endlich mit dem Winde, den Äolus ihm geſchenkt, davon geſchifft iſt, im Andenken des Geliebten ihren Schmerz in vielen Thränen ausläßt. Da beſtraft Äolus den Odyſſeus aus der Ferne, die Polymele aber gedenkt er zu beſtrafen. Doch es liebt ſie ihr Bruder Diores, der ihr Verzeihung vom Vater und ſich die Vermählung mit ihr auswirkt. Alſo ein Liebesroman, der ſich an die alte epiſche Sage anlehnt, aber dieſe im Geiſte des Romans umbildet, wie von den Dichtern dieſer Zeit, Phanokles, Kallimachus u. A., nicht ſelten geſchieht; wohin aus der römiſchen Poeſie auch die Epiſode von der Liebe des Äneas zur Dido in Virgil's Äneis gehört. Bei dem Gedichte des Philetas lag der zehnte Geſang der Odyſſee zu Grunde, wo Äolus zwölf Kinder hat, ſechs Söhne und ſechs Töchter, die unter einander vermählt ſind, immer ſchmauſend beim wirthen Vater. Einen ganzen Monat, ſagt Odyſſeus, habe ihn Äolus gaſtlich beherbergt

καὶ ἑξῆμαρ ἔναιον,
Πίον, Ἀργείων τε νέας καὶ κῆδος Ἀχαιῶν·
καὶ μὲν ἐγὼ τῷ πάντα κατὰ μοῖραν κατέλεξα.

Zugleich mochte dem Philetas die Geſchichte der Nauſikaa und die der verlaſſenen Ariadne vorſchweben. Das abermalige Unglück des Odyſſeus wurde hier zur Rache des gekränkten Vaters; dahingegen Philetas die Vermählung des Bruders mit der Schweſter beibehielt, worauf die alexandriniſche Hofſitte Einfluß gehabt haben mag. Die Erzählung der troiſchen Geſchichten und die Klage der verlaſſenen Jungfrau (eine Einwirkung des Gedichtes auf Virgil's Äneis iſt dabei kaum zu verkennen) wird den Dichter vorzüglich beſchäftigt haben. Die vorhandenen Fragmente gehören alle zu der Erzählung des Odyſſeus, bei *Stob.* Floril. CXVIII, 3:

ἀφραδὲς Ἄτης[5])
ἦνεσα, τὴν οὔπω τις ἐναντίον ἦλθεν ἐόντος.

5) Vergl. *Meineke*, Anal. Alex. p. 350.

und Eclog. phys. V, 4. p. 156 ed. *Heer.*

ἰσχυρὰ γὰρ ἐπικραιεῖ ἀνδρὸς ἀνάγκη,
ἣ δ' οἷά' ἀθανάτους ἐποδείδιεν, οἵ τ' ἐν Ὀλύμπῳ
ἐκτοσθεν χαλεπῶν ἀχέων οἶκον ἐκέκτηντο,

an welchen Stellen der Titel *Φιλητᾶ Ἑρμοῦ* hinzugefügt iſt. Endlich noch folgende, welche wegen des Versmaßes mit Sicherheit auch auf dieſes Gedicht bezogen werden darf, bei *Stob.* Florll. CIV, 12.

ἦ μὲν δὴ πολέσσι περὶ χρῆναι χαλεποῖσιν,
θυμέ, γαληνιὴ δ' ἐπιείσεται οἷά τὸν ὄσσον,
ἀμφὶ δέ τοι νέαι ἀλλὰ ἀνίαι τετρίχωσιν.

— Mit dem Hermes pflegte man ferner auch noch dieſe Stelle bei *Strab.* III. p. 168, ein altes Gloſſem zu ſeiner Beſchreibung der baleariſchen Inſeln, zu combiniren: *σχοῖνον εἶδος μελάγχρωνος, ἐξ οὗ πλέκεται τὰ σχοινία· καὶ Φιλητᾶς δὲ ἐν Ἑρμηνείᾳ*

λευγαλέος δὲ χιτὼν πεπινωμένος· ἀμφὶ δ' ἀρωὴ
ἴξυς εἰλῆται κόμμα μελαγχράϊνον,

ὡς σχοίνῳ ἐζωσμένοι, wobei gleich einige Nachbeſſerungen dieſes Textes bei Meinke (Anal. Alex. p. 348 sq.) aufgenommen ſind. Man las für *Ἑρμηνείᾳ* entweder *Ἑρμείᾳ* oder *ἐν Ἑρμῇ*, oder *ἐν Ἑρμῇ ἐλεγείᾳ* oder *ἐν Ἑρμῇ λέγει*, allein beiweitem gerathener iſt es, mit Meinke (l. c.) für dieſes Fragment ein ganz anderes Gedicht anzunehmen, welches im elegiſchen Versmaße gedichtet war, dahingegen Hermes in Hexametern. Wie das verdorbene *ἑρμηνείᾳ* oder *ἑρμενείᾳ* zu verſtehen, wird freilich ungewiß bleiben, ſo lange nicht neue Hilfsmittel hinzukommen[6]). — Dieſes ſind unter den poetiſchen Überbleibſeln die mit beſtimmten Titeln angeführten Bruchſtücke des Philetas, und auch ſonſt wiſſen wir von keinen andern Gedichten. Denn die angeblichen Jamben des Philetas, welche wiederholt bei Stobäus (Floril. LXVIII, 20. LXXXI, 2. XCVII, 19. Appendix Vol. IV. p. 31. ed. Lips. Eclog. Phys. I, 5), auch bei Athenäus (II. p. 43 F) und Heſychius (v. *Σείζης*) vorkommen, beruhen ſicherlich auf der beim Abbreviren gleich anfangender Namen ſehr leichten Verwechſelung ſeines Namens mit dem des Philemon oder andrer Komiker; ſ. *Meineke*, Prael. ad Menandr. p. IX sq. Außerdem iſt auch von bukoliſchen Gedichten des Philetas die Rede geweſen, aber auch dieſe beruhen auf Nichts, da die Verſe bei Moſchus (Idyll. III, 94 sq.), wo unter mehren bukoliſchen Dichtern, die den Tod des Bion beklagen, auch Philetas genannt wird, anerkanntermaßen von Muſäus interpolirt ſind, und zwar nach Anleitung der früher aus Theokrit (Idyll. VII) angeführten Verſe, aus welchen höchſtens gefolgert werden darf, daß Philetas in ſeinen Elegien neben der Liebe auch die ſchöne Ländlichkeit beſungen. So blieben nur noch die unbenannten Fragmente

6) Meineke in der Bearbeitung des Euphorion p. 16 der Anal. Alex. vermuthet, daß der Titel *Ἑρμείας* geweſen, der Eigenname eines Freundes, wie ſolche Titel von Gedichten in jener Zeit mehrfach vorkommen. Er ſetzt p. 351 hinzu: Possis etiam *Φιλητᾶς ἐν Ἰλογεῖ α*, i. e. *Ἰλογείων πρώτη*. Sed vana haec sunt somnia. Id unum praeterea moneo, Philetae versus neque ad Ulyxen spectare neque ad Balearium incolarum habitum, sed describi iis Achaemenidem aliquem vel Philoctetem.

übrig, die leider alle so abgerissen sind, daß eine nähere Beziehung derselben auf eins der obigen Motive nicht nachweisbar ist. Wir führen sie gleichfalls an, theils zur nähern Charakteristik des Dichters, theils damit die poetischen Fragmente, von denen der größte Theil bereits vorgekommen, in diesem Aufsatze gleich alle vereinigt sein mögen. Strabo (VIII. p. 346), wo er von abgekürzten Wortformen spricht, führt diesen Vers des Philetas an:

δμωΐδες εἰς ταλάρους λευκὴν ἄγουσιν ἔρι.

Athen. II. p. 71. A und *Antigon. Caryst.*, Histor. Mirab. c. 8 zur Erklärung des Wortes *κάκτος* folgendes Distichon:

γηρύσαιτο δὲ νεβρὸς ἀπὸ ψυχὴν ἀλέασα,
ὀξείης κάκτου τίμμα φυλαξαμένη.

wo *νεβρὸς* für das Gebein des Thieres steht, aus welchem man Flöten zu machen pflegte. Ferner *Athen.* VII. p. 327 sq. aus Hermippos, um zu erhärten, daß ein gewisser Meerfisch, *ὕχης* genannt, schwierig zu fangen sei:

οὐδ' ὕχης ἰχθὺς ἰσχανος ἐξέφυγε

und V. p. 192 E wegen des Wortes *θρήσασθαι*:

θρήσασθαι πλατάνῳ λασίῃ ὕπο ....

wo Heinrich *λασίῃ* für *γαίῃ* geschrieben hat. Ein größeres Fragment ist wieder durch Stobäus (Floril. CIV, 15) erhalten, klagende Verse, welche wahrscheinlich zur Demeter gehörten, aber stark verdorben sind:

τῷ οὔ μοι πολέων γαίης ὕπερ οὐδὲ θαλάσσης,
ἐκ Διὸς ὡραίων ἐρχομένων ἐτέων,
οὐδ' ἀπὸ μοῖρα μελέῳ κακῶν φέρει, ἀλλὰ φέρουσιν
ἔμπεδα, καὶ τοῖσιν ἄλλα προσαυξάνεται [7]).

Ferner fügt *Antigon. Caryst.*, Hist. Mirab. c. 23, zum Belege der Ansicht, daß die Bienen aus dem Aase der Rinder entständen, das Nachfolgende hinzu: *ᾧ καὶ φαίνεται Φιλητᾶς προσέχειν ἱκανῶς ὢν περίεργος. προσαγορεύει οὖν αὐτὰς βουγενεῖς λέγων·*

βουγενέας Φαμενὸς προσερήσατο μακρὰ μέλισσας,

wo *Bergk*, De Com. Att. p. 129 den Eigennamen statt des gewöhnlichen *Φάμενος* restituirt hat; vergl. Welcker, Gr. Trag. S. 769, der Zusatz *ἱκανῶς ὢν περίεργος* aber die mannichfaltige Gelehrsamkeit ausdrückt, die Philetas nach alexandrinischer Weise besaß. Ferner hat Stephan v. Byzanz (s. v. *Φλιοῦς*) ein Distichon von ihm bewahrt, zum Belege der Tradition, daß der Gründer dieser Stadt ein Sohn des Dionysos gewesen:

Φλιοῦς γάρ πόλις ἐστί, Διωνύσου φίλος υἱὸς
Φλιοῦς ἦν αὐτὸς δείματο λευκόλοφον.

Ebenso die Scholien zum Theokrit (zu Id. II, 120) verschiedene Verse, wo von den Äpfeln die Rede ist, die Aphrodite dem Hippomenes aus dem Kranze des Dionysos gegeben und welche Atalante zur Liebe bewegten:

τά οἱ ποτε Κύπρις ἑλοῖσα
μῆλα Διωνύσου δῶκεν ἀπὸ κροτάφων,

und zu Id. VII, 6 über den Quell Burina, welcher Vers schon oben angeführt ist. Ferner Etym. M. p. 602, 40, um zu beweisen, daß die angesetzte Sylbe *νη* zuweilen dem Begriffe des damit zusammengesetzten Wortes mehr Intension gibt, die beiden Worte *νηχυτον ὕδωρ*. Endlich deutet folgende Stelle auf eine gelegentliche Behandlung einer erotischen Episode der Argonautensage, Schol. *Apoll.* IV, 1141, *ἱστέον δὲ ὅτι οὗτος μὲν* (Apollonius) *τὸν γάμον τοῦ Ἰάσωνος καὶ τῆς Μηδείας γενέσθαι φησὶν ἐν τῷ τῆς Μάκριδος ἄντρῳ, Φιλητᾶς δὲ ὁ Τηλέφου* (so Bach für *ἐν Τηλέφῳ*) *ἐν τῇ τοῦ Ἀλκινόου οἰκίᾳ*, sodaß also die Argonauten auch bei Philetas über Scheria heimkehrten [8]). Was schließlich die prosaischen Schriften unsers Autors betrifft, so waren sie grammatischen Inhalts und beschäftigten sich mit den nämlichen Untersuchungen, die damals die Literaten überhaupt so vielfach beschäftigten, mit Homerischen Studien und der Glossenerklärung, d. h. der lexikalischen Erforschung seltener und alterthümlicher Wörter, welche nicht mehr geläufig waren und deren Verständniß daher einer gelehrten Erklärung aus Localdialekten oder sonst entlegenen Quellen bedurfte. Aus den Homerischen Studien haben die Scholien und Eustathius zur Ilias einige Notizen erhalten (bei Bach S. 81 fg.), woraus man sieht, daß Philetas den Text exegetisch sowol als kritisch sehr frei behandelte, in welcher Beziehung Zenodot in seine Fußstapfen getreten sein mag. Aristarch hatte eine besondere Schrift gegen Philetas verfaßt (Schol. Venet. Il. II, 111), wie denn auch jene Notizen durch Vermittelung des Aristarch, dessen Noten uns wieder aus zweiter und dritter Hand überkommen sind, erhalten sein mögen. Wichtiger und zu seiner Zeit sehr angesehen scheint das Werk über die Glossen gewesen zu sein, welches Athenäus oft anzieht (III. p. 114 E. XI, p. 467 C. p. 467 F. p. 495 E. p. 496 C. p. 498 A. XIV. p. 646 D. p. 645 D. XV. p. 678 D) und zwar unter dem Titel *Ἄτακτα*, während es der Scholiast zu *Apollon. Rhod.* IV, 989 *ἄτακτοι γλῶσσαι*, das Etym. M. p. 330, 39 aber einfach *γλῶσσαι* nennt. Jener Titel bezeichnet die freiere, collectaneenartige Ordnung, in welcher es abgefaßt war, wobei zum Vergleiche das Werk des Aristonikos *περὶ ἀσυντάκτων ὀνομάτων* dienen mag; s. *Suidas* p. 729 *Bernh.* und Etym. M. p. 401, 6. Daß es ein Hauptwerk in seiner Art war, beweisen wiederholte Anspielungen damaliger Dichter. So ließ der Komiker Strato es sogar auf der Bühne von einer seiner Personen citiren, bei *Athen.* IX. p. 383, vergl. *Meineke*, Fragm. Com. nov. p. 545 sq. Ein gelehrt thuender Koch stellt seine Fragen und Foderungen für die Küche in allerlei seltenen und hochpoetischen Wörtern:

ἔλεγεν ἄλλα ῥήματα
τοιαῦθ' ἃ μὰ τὴν γῆν οὐδὲ εἷς ἤκουσεν ἄν,
μίσυλλα, μοίρας, δέπυχ', ὀβελούς, ὥστε με

7) Wahrscheinlich: *τὼς οἴμοι πολέων γαίης ὕπερ ἠδὲ θαλάσσης, ἐκ Διὸς ὡραίων ἐρχομένων ἐτέων, οὐδ' ἀπὸ μοῖρα κακῶν μελέῳ φέρει, ἀλλὰ μένουσιν ἔμπεδα, καὶ τοῖσιν δ' ἄλλα προσαυξάνεται.*

8) Der gewöhnlich unter den Fragmenten des Philetas angeführte Vers bei Etym. M. p. 135, 26 gehört dem Euphorion und für *Φιλέας* wird besser *Φιλέας* geschrieben. Dahingegen fehlt den Sammlungen das Fragment bei Il. Schol. II. XXI, 180: *καὶ κὶν Ἀθηναίης δολιχαόρου*, was Bergk anführt (Zeitschr. f. A. 1841. S. 88), der noch Andres über Philetas in petto zu haben scheint.

τῶν τοῦ Φιλητᾶ λαμβάνοντα βιβλίων
σκοπεῖν ἕκαστα τί δύναται τῶν ῥημάτων,

woraus man zugleich sieht, daß dieses Werk auch viele Homerische Glossen enthielt, daher man annehmen möchte, daß auch die Homerischen Studien des Philetas in keinem andern Werke als den *Ἀτάκτοις* enthalten waren. Wenigstens beruht der von Bach (S. 80) angenommene Titel *περὶ τῆς Ὁμηρικῆς ἐτυμολογίας* auf gar Nichts. Unter den Alten deutet auch Hermesianax in den oben angezogenen Worten *περὶ πάντα Φιλητᾶν ῥήματα καὶ πᾶσαν ὀνόμενον λαλιήν* auf dieses Werk, sowie auch Krates Mallotas in dem Epigramm auf Euphorion (Anthol. Pal. IX, 318) *καὶ τὰ Φιλητᾶ* (wie Dobree für *Φιλήτρα* geschrieben hat; vergl. *Meineke*, Anal. Alex. p. 7 sq.) *ἀτρεκέως ᾔδει*, was für den nach verlegenen Ausdrücken haschenden Euphorion sehr charakteristisch ist. Auf unsere Zeit sind aus diesem Werke, wie überhaupt aus den zahlreichen ähnlichen Forschungen der Zeit durch wieder und immer von Neuem wiederholte Excerpte nur wenige Erklärungen gekommen, zu deren Sammlung bei Bach (S. 71—79) außer Athenäus noch Hesychius und einige andere Grammatiker beigesteuert haben, und woraus man sieht, daß eine Hauptquelle für die Erklärungen des Philetas die Localdialekte gewesen. Vergl. noch *Meier*, Index Schol. Hal. 1842—1843. p. X. Über die angeblichen *Ναξιακά* des Philetas s. unter Phileteas. Sammlungen der Fragmente mit den gewöhnlichen Bevorwortungen gibt es von Kayser (*Philetae* Coi Fragmenta. [Gottingae 1793.]) und von Bach (*Philetae* Coi, *Hermesianactis* Coloph. atque *Phanoclis* Rell. [Hal. Sax. 1829]). Um die Emendation der Fragmente sind außerdem verdient Heinrich (Observatt. in auctores vet. [Hanov. 1794.] p. 50—58) und Jacobs (Animadv. in Anth. Gr. I, 1. p. 387—395). Die wichtigsten Fragmente auch bei Schneidewin (Delectus I. p. 142—147). Andere Literaten oder sonstige Personen mit Namen Philetas zählt Bach (p. 19 sq.) auf. Es sind Philetas von Samos, von welchem die Anthologie zwei Epigramme bewahrt hat, Philetas von Ephesos, von dem die Scholien zu Aristophanes (Aves 963) eine Notiz über die Sibylle geben, ein Arzt Philetas, dessen Galen gedenkt, und Philetas von Sybaris, der Ol. 41 als Knabe im Faustkampfe gesiegt hatte.

(*Preller.*)

PHILETOR, ein Trojaner, Vater des Demuchos, der deshalb Philetoride heißt bei *Hom.* Il. XX, 457. (*H.*)

PHILEURUS nannte Latreille (gen. Crust. et Insect. II, 103) eine Gattung der Scarabäiden aus der Lamellicornienfamilie (s. d. Art.), welche er damals durch die stark gezähnten hornigen Unterkiefer und die langen, spitzen, außen zahnlosen Oberkiefer von ihren nächsten Verwandten, der Gattung Oryctes *Ill.*, zu unterscheiden suchte. Gegenwärtig zum Range einer besondern Unterfamilie: Phileuridae, emporgestiegen, haben sich die frühern Gattungscharaktere als nicht sicher genug erwiesen, weshalb die Form des Unterlippengerüstes, als besonders charakteristisch, an deren Stelle getreten ist. Dieses hat nämlich bei den Phileuriden eine auffallende Breite, ist an den Seiten, da wo die Taster sitzen, nicht ausgebuchtet, und verdeckt mit seinem Seitenrande die Gelenkung der Taster ganz. Dazu kommt, daß der Zungentheil nicht vom Kinne abgesetzt ist, sondern beide allmälig in einander übergehen. Auch hat das Kinn gewöhnlich scharfe Leisten, Kanten oder Vorsprünge und einen Quereindruck am Ende auf dem Zungentheile. Solche Charaktere bezeichnen eine Gruppe von Käfern, welche man den *Xylophilis* (s. d. Art.) unter den Lamellicornirn beizählt, und wohin außer Phileurus noch die Gattungen Trionychus *Dej.*, Cryptodus *M. L.*, Trioplus *Burm.*, Actinolobus *Westw.* und Syrichthus *Kirb.*, gehörrn. Phileurus ist die Hauptgattung, deren zahlreiche Arten auf beiden Halbkugeln vorkommen, indessen auf der westlichen zahlreicher und größer werden, überhaupt aber nur wärmern Klimaten angehören. Sie sind flach gewölbt, sehr glänzend polirt, stark punktirt, auf den Flügeldecken gestreift, unten nicht immer borstig behaart, haben abrr besonders kräftige Beinr, deren Füße an dem ersten Gliede der vier hintern einen langen scharfen Endstachel zeigen, welcher dir Gattung leicht kenntlich macht. Die meisten Arten haben zwei kurze Hörner oder Höcker auf der Stirn neben den Augen und alle eine einfache Endspitzr am Clypeus, aber die zahnlosen Oberkiefer kommen nur den meisten Arten, nicht allen, zu. Einige zeigen einen tief der Länge nach gefurchten Prothorar mit Randhöckern; bei andern ist er gleichmäßig polsterförmig gewölbt. Die Arten der alten Welt pflegen nur einen mittlern Höcker auf der Stirn zu besitzen. Die Farbe aller ist schwarz, seltener braun oder gar rothbraun; sie leben im fauligen Holze und ernähren sich von dessen Säften; bei Tage pflegen sie in ihren Verstecken zu bleiben und nur des Abends umher zu fliegen. Fabricius kannte drei Arten: Ph. didymus, valgus und depressus, welche er zu Geotrupes rechnete; im fünften Bande mrines Handbuch der Entomologie beschreibe ich deren 27.

(*Burmeister.*)

Philhellenen, s. Griechischer Aufstand, Griechischer Befreiungskrieg.

PHILI, Dorf im türkischen Ejalet Janina. In der Nähe desselben und des Indge Kara-su, an welchem es liegt, vermuthet Pouqueville (Voyage dans la Grèce. T. II. p. 339) das von Demetrius, dem Sohne des Antigonus Gonatas, gegründete Phila (s. d. Art.), welches nach ihm nicht, wie der Byzantiner Strphanus will, an den Ufern des Peneus, sondern in dem Thale des Rhedias lag, welcher jetzt Venetico heißt. (*G. M. S. Fischer.*)

PHILIA, ein Vorgebirge und Ausgang des Hämus in den Pontus Eurinus. Der Name dirses Ausganges wird von den meisten alten und neuern Geographen gar nicht erwähnt; s. Mannert 7. Th. S. 5. Dazu die Karte. Sickler, Alt. Geogr. I. Th. S. 483. (*Krause.*)

PHILIADAS, von Megara, ein sonst nicht bekannter Dichter, welcher die Grabschrift auf die gegen die Perser gefallenen Bürger von Thespiä verfaßt hatte, d. h. wol auf dir bei den Thermopylen gebliebenen. *Steph. Byz.* v. *Θέσπεια* hat diese Verse erhalten, aus ihm *Eustath.* ad Il. II. p. 201, 40, und von diesen sind sie

Digitized by Google

auch in die neueren Anthologien übergegangen, z. B. bei *Jacobs*, Appendix Epigramm. Nr. 94. (*Preller.*)

PHILIADAS, aus Messenien, und vielleicht Tyrann Messeniens; seine Söhne Neon und Thrasylochos bezeichnet Demosthenes (de cor. §. 295. p. 324) als Verräther ihres Vaterlandes an Philipp, in einer Stelle, um deretwegen der Redner von Polybius (XVII, 14, 3) getadelt wird. (*H.*)

PHILIBERT. Herzoge von Savoyen. 1) Philibert I., der Jäger genannt, der älteste Sohn des Herzogs Amadeus IX. von Savoyen, und Jolantha's, der Tochter des Königs Karl's VII. von Frankreich, war erst sechs Jahre alt, als sein Vater den 28. März 1472 starb, ward daher zwar der Nachfolger desselben, aber unter der Vormundschaft seiner Mutter, welche sich auf die Absicht und den ausdrücklichen Willen ihres verstorbenen Gemahles berief, und sich zum Vormund und zur Regentin erklärte. Die Zwistigkeiten und Unordnungen, welche sich bereits bei dem Leben des Herzogs Amadeus IX., aus Ursache seiner Krankheit, gezeigt hatten, wuchsen nun noch mehr. Die die Regentschaft übernehmende Jolantha fand nämlich wieder großen Widerspruch. Der Herzog von Burgund, Karl der Kühne, welcher bei seinem schweren Kriege wider Frankreich und die Schweizer sich allenthalben in Vortheil zu setzen strebte, gründete seine Bewerbung um die savoyische Regentschaft auf ein geheimes Bündniß, welches die Herzogin Jolantha aus Mistrauen gegen ihren eignen Bruder, den König Ludwig XI. von Frankreich, mit dem Herzoge von Burgund geschlossen hatte. Andern Theils suchte der König von Frankreich, als Oheim des unmündigen Philibert, um so mehr Vormund und Regent zu sein, je mehr er besorgte, daß der schon allzu mächtige Herzog von Burgund Savoyen zu seiner Vergrößerung benutzen möchte. Die Herzogin Jolantha hatte zwar viel Liebe für ihren Bruder, den König von Frankreich, aber noch größere für ihre Kinder, und unterhielt deshalb immer einen geheimen Briefwechsel mit dem Herzoge von Burgund. Die drei Vaterbrüder des jungen Herzogs Philibert, Graf Jacob von Romont, Graf Philipp von Bresse, und Bischof Peter von Genf, konnten es nicht ruhig geschehen lassen, daß die Regentschaft der Willkür auswärtiger Fürsten überlassen würde, aber auch ebenso wenig den Gedanken ertragen, die Regentschaft in den Händen ihrer Schwägerin zu sehen, gegen welche sie voll Neid und Argwohn erfüllt waren, daß sie als Französin und Schwester des Königs schädliche Neuerungen vornehmen oder zugeben möchte. Aber auch die drei Brüder selbst konnten nicht mit einander übereinkommen, wer von ihnen an der Spitze der Regierung stehen sollte. Der Graf Philipp von Bresse, als der Kühnste, wagte es zuerst, mit dem Grafen von Cominges nach Piemont zu gehen, um einen Versuch zu machen, ob sie nicht die Piemontesen auf ihre Seite bringen könnten. Aber ihr Versuch mislang, weil ganz Piemont für die Herzogin eingenommen war. Graf Philipp von Bresse mußte daher unverrichteter Sache nach Savoyen zurückkehren, besprach sich mit dem Grafen von Romont, und beide kamen überein, und beschlossen, daß sie sich der Person des jungen Herzogs Philibert bemächtigen wollten. Ihn hatte seine Mutter nach Chambery gebracht. Aber diese erfuhr das Vorhaben ihrer Schwäger, den jungen Herzog in Chambery aufzuheben, noch zu rechter Zeit, und so mislang der Streich, indem die Herzogin mit Philibert'en nach Montmelian floh. Nun nahmen der Graf von Romont und der von Bresse die Maske ab, riefen ihren Bruder, den Bischof von Genf, herbei, und belagerten in förmlicher Empörung die Festung Montmelian. Die Herzogin, den Savoyarden mistrauend und den Muth verlierend, capitulirte mit den Belagerern, und willigte ein, daß die streitige Frage wegen der Regentschaft durch die Stände von Savoyen entschieden, und daß indessen der Graf von Entremonts Befehlshaber von Montmelian bleiben sollte. Die Thore dieser Festung wurden geöffnet. Aber die drei Vaterbrüder des jungen Herzogs Philibert, ihr Wort brechend, bemächtigten sich der Person desselben, und führten ihn nach Chambery in Verwahrung. Seine Mutter, die sich getäuscht sah, entfloh nach der Dauphiné und trug, um Hilfe ersuchend, von dort ihre Beschwerden dem Könige Ludwig XI., den Herzogen von Burgund und von Mailand, und dem Markgrafen von Montferrat vor, und erhielt auch von allen Seiten her Versicherungen einer ernstlichen Unterstützung. Nun konnten die drei Vaterbrüder des Herzogs Philibert leicht begreifen, daß sie, wenn auch die Flamme eines Bürgerkrieges aufloderte, doch nicht im Stande sein würden, einer solchen Gewalt Widerstand zu leisten. Sie vermieden daher den schon angefachten Bürgerkrieg, und gaben ihr Vorhaben um so leichter auf, da die Grafen Jacob und Philipp ungern ihren Bruder, Johann Ludwig, Bischof von Genf, zum Theilnehmer haben wollten, weil es von ihm bekannt war, daß er von einigen, den Grafen von Romont und von Bresse missälligen Günstlingen sich beherrschen ließ. Sie willigten also endlich ein, daß der Herzogin Jolantha die Regentschaft und die Besorgung der Erziehung des jungen Philibert verbleiben sollte. Jedoch ward die Bedingung gemacht, daß sie bei wichtigen Angelegenheiten den Bischof von Genf, Vaterbruder des jungen Herzogs, zu Rathe ziehen sollte. Zu den Umständen, welche die Regierung Philibert's, dessen Mutter und Vormünderin man von vielen Seiten die Regentschaft zu erschweren suchte, sehr unruhig und unglücklich machten, gehörte, daß Johann Ludwig von Savoyen, Bischof von Genf, als das Haupt des Staatsraths sein Vertrauen in zwei Männer, von welchen jeder in der Pension eines auswärtigen Fürsten stand, setzte, nämlich in Johann von Montcheny, Commandeur vom heil. Anton von Ranvers, welcher ganz von dem König Ludwig XI. abhängend, seinen Herrn auf französische Seite zu lenken bemüht war, und in Chisseyn, welcher, im Solde des Herzogs von Burgund stehend, seinen Herrn auf burgundische Seite zu ziehen suchte. Die Grafen Jacob von Romont und Philipp von Bresse, misvergnügt, daß sie von der Theilnahme an der Regierung ausgeschlossen sein sollten, hofften, über

Digitized by Google

ihren Bruder, den Bischof von Genf, leicht Meister werden zu können, wenn sie ihm jene beiden Männer von seiner Seite rissen. Sie bereiteten sich hierzu durch eine Zusammenkunft in Annecy vor, zogen einige Barone an sich, und erwarteten Truppen aus Frankreich und dem Lande von Vaud. Mit ihnen wollten sie (im J. 1474) die beiden genannten festsetzen. Der Herzogin, welche hierüber sehr unruhig ward, versicherte der Bischof, daß er Alles in guter Ordnung erhalten wolle; er rathe ihr aber an, den Prinzen (seinen Brüdern, ihren Schwägern) nicht zu trauen; sie bedrohten, sagte er, zwar nur zwei seiner Vertrauten, suchten aber im Grunde Unruhen im Staate zu stiften. Die beiden Günstlinge des Bischofs beförderten endlich ihr Unglück selbst. Chissey, welcher den Montcheny stürzte, erbitterte hierdurch den König Ludwig XI. von Frankreich so, daß dieser dem Montcheny befahl, er solle ihm den Chissey gefangen zuschicken. Dem zufolge ward dieser von jenem in Genf in seinem Bette überfallen und nach Frankreich geschickt. Der Herzog von Burgund hingegen setzte den Pontverre, einen Bruder des Montcheny, fest, um eine Geisel für den Chissey zu haben. Im Castell Montcallier [1]), im J. 1475, ward das Bündniß, welches Jolantha, um sich gegen etwanige neue Anfechtungen zu sichern, zwischen dem Herzoge von Burgund und dem Herzoge von Mailand, dessen Tochter Bona mit dem jungen Herzog Philibert vermählt ward, unterhandelte, geschlossen. Aber die Herzogin genoß dieser scheinbaren Ruhe nicht lange, da sie an dem Kriege des Herzogs von Burgund wider die Schweizer, welche der König von Frankreich aufgewiegelt hatte und unterstützte, Antheil nehmen mußte. Sie ward nämlich durch den so wichtigen Verlust für das Haus Savoyen, daß die Schweizer, Jacob'en von Savoyen, Grafen von Romont, in dem burgundischen Kriege sein ganzes Land hinweggenommen hatten, in die Nothwendigkeit gesetzt, den Herzog von Burgund mit 4000 Mann zu unterstützen. Diese wurden aber, nebst den Burgunden, von den Eidgenossen geschlagen. Karl der Kühne suchte nun bei Savoyen um neue Verstärkung an, und erhielt auch ungeachtet des Widerspruches des französischen Hofes noch 4000 Mann. Aber auch diesen ward, noch ehe sie zu dem Herzoge von Burgund stoßen konnten, eine Niederlage beigebracht. Der Herzog selbst verlor die Schlacht bei Murten. Nun sah Jolantha sich genöthigt, Lausanne eilig zu verlassen. Es ward von den Eidgenossen eingenommen. Die Herzogin ging nach Gex. Genf jedoch rettete sich dadurch aus dem Sturme, daß es den Anführern der Schweizer 24,000 Gulden zahlte. Um von Seiten des Hauses Savoyen sicher zu sein, entwarf der Herzog von Burgund, welcher fürchtete, die Herzogin werde das bisherige gute Vernehmen aufheben, und an Ludwig XI., dessen Verhältnisse sich durch die Niederlagen Karl's des Kühnen sehr geändert hatten, sich anschließen, den boshaften Plan, sich der Personen der Herzogin und ihrer Kinder, vornehmlich des Herzogs Philibert, zu bemächtigen und sie nach Burgund zu führen, kam dem zufolge in Person mit dem Grafen von Romont nach Gex, stellte sich hier, als ob er den Rückmarsch seiner Truppen nach Burgund decken wollte, und lud die Herzogin höflich ein, daß sie, um den Feindseligkeiten der Eidgenossen auszuweichen, in die Grafschaft Burgund (nach Hochburgund) kommen möchte. Aber aus nicht ungegründetem Mistrauen lehnte sie diese Einladung ab, und nahm ihren Weg nach Genf. Doch hier lauerte Olivier de la Marche, welchen Karl der Kühne mit geheimen Befehlen zu diesem Zwecke abgeschickt hatte, bei dem Thore auf sie, hielt sie mit dem Prinzen Karl, ihrem zweiten Sohne, und ihren zwei Töchtern an, und führte sie bei der Nacht bis nach Rouvers im Herzogthume Burgund (Niederburgund). Der älteste Sohn, Philibert, war auch bereits gefangen, aber sein Erzieher, Gioffredo von Rivarolo, ein Piemonteser, entriß ihn den Händen der Räuber [2]); und so rettete auch Ludwig von Villette den jüngsten Prinzen Jacob Ludwig von Savoyen, während daß die Officiere der Herzogin Regentin sich mit den Burgundern herumschlugen. Karl der Kühne empfing den Olivier de la Marche mit unzufriedener Miene, weil der älteste Sohn und Herzog, Philibert, auf dessen Gefangennehmung doch sein Auftrag vornehmlich ergangen war, entkommen war. Der Bischof von Genf und Menthon waren zwar, sobald sie von jenem Unglück Nachricht erhielten, sogleich zu Hilfe gekommen, aber Olivier war mit denen, die er erbeutet, glücklich entronnen. Der Bischof von Genf führte den Herzog Philibert und dessen Bruder Jacob Ludwig nach Genf, und von hier nach Chambery. König Ludwig XI. von Frankreich sandte sogleich den Admiral von Frankreich, Ludwig von Bourbon, und den Statthalter von Dauphiné, Johann von Daillon, ab, daß sie die drei Stände von Savoyen versammeln und sich mit ihnen berathschlagen sollten, was man im Betreff der Regentschaft und Vormundschaft des Herzogs Philibert zu thun hätte. Die Stände waren um so mehr bestürzt, je mehr sie fürchteten, in eine noch größere Verlegenheit zu gerathen, wenn der König den Gedanken faßte, sich auf diese Weise der Person des Herzogs zu versichern, wie Karl der Kühne es versucht hatte. Gleichwol konnte man sich nicht wohl an jemand anders, als an den König von Frankreich, den Oheim des Herzogs Philibert, wenden. Daher sandten die Stände den Grafen von Bresse und den Bischof von Genf an den König nach Rouen, mit der Bitte, daß er den Her-

1) In demselben Castell und auch noch in demselben Jahre (1475) unterzeichnete die Herzogin Jolantha, als Vormünderin des jungen Herzogs Philibert, mit Zuziehung der Räthe, eine merkwürdige Verordnung, und machte sie bekannt, nämlich diese, daß es erlaubt sei, die Lehen frei zu veräußern, anstatt daß dieselben sonst nur an Blutsverwandte überlassen und verkauft werden durften; s. *Guichenon*, Histoire Généalogique de la Royale Maison de Savoye. Le Blanc. a. 8. p. 204.

2) Philipp von Comines, der nicht nur Zeitgenosse, sondern auch Augenzeuge und persönlicher Theilnehmer an jenen Begebenheiten war, beschreibt sie alle (s. dessen Mem. Lib. V. c. 4) und im Auszuge in *Ph. Cominaei* Comment. Lib. VII. (Francofurti 1584.) p. 532. 533.

zog Philibert und die Stände in seinen Schutz nehmen möchte. Johann von Montchenu, welcher nach Frankreich geflohen war, leistete hierbei gute Dienste. Der König, dem Nichts erwünschter sein konnte, als Savoyen dem Einflusse des Herzogs von Burgund entzogen zu sehen, übertrug die Vormundschaft über den Herzog von Savoyen dem Philibert von Grolée, Herrn von Luys in Bugey, die Regentschaft aber diesseit der Gebirge dem Bischof von Genf, und in Piemont dem Grafen von Bresse [3]). Der Herzog Philibert und sein Bruder Johann Ludwig von Savoyen wurden dem König übergeben. Dieser bewirkte auch bei dem Bischof von Genf und bei einem Rhodiserritter, von welchem der Bischof ganz abhing, daß ihm (dem Könige) Chambery und Montmelian überlassen ward. In Montmelian, zu dessen Überlassung der Bischof von Genf den Statthalter von Montmelian, Georg von Menthon, zwingen mußte, befand sich der ganze Schatz und die Kleinodien der Herzogin Regentin Jolantha. Philipp von Savoyen, Graf von Bresse, als Statthalter von Piemont, ließ den Secretair du Puy, den vertrautesten Diener der Herzogin Jolantha, in Haft setzen. Diese war unterdessen auf dem Schlosse zu Rouvers, bei Dijon, in Verwahrung. Doch hatte sie alle Bequemlichkeit und ward von ihren eignen Leuten bedient. Jedermann durfte sie besuchen, und die Wache, welche bei ihr war, zeigte sich nachlässig, und hatte vor ihrem Fürsten, dem Herzoge von Burgund, nicht mehr die Furcht, welche seine Diener und Soldaten vormals vor ihm zu haben pflegten. Unter den Besuchen, welche Jolantha annahm, warteten ihr besonders der Marquis von Rotelin und ein Herr von Chateauguyon, welche um ihre Töchter warben, auf. Hierdurch erhielt sie Gelegenheit, den Secretair Cavorret an ihren Bruder, den König, zu schicken. Zwar wußte sie wohl, daß der König gegen sie kalt war: aber sie hatte niemanden anders sonst, an den sie sich hätte wenden können. Da Jolantha nicht schreiben konnte, stellte sie Cavorret'en zum Zeichen der Vollmacht einen Ring zu, welchen ihr der König am Tage ihres Beilagers gegeben hatte. Ludwig XI., argwöhnisch gegen alles, was burgundisch gekleidet war, ließ Cavorret'en als einen Spion des Herzogs von Burgund festnehmen, und setzte sich in den Kopf, er müßte den Ring gestohlen haben. Die Herzogin, von dem Secretair keine Nachricht bekommend, schickte ihren Hofmeister, welcher Hofmeister des Gioffredo von Rivarolo gewesen war, an den König. Zur nämlichen Zeit sandten auch die Stände den Claude von Seyssel, Herrn von Aix, an den König mit der Bitte, daß er sich wegen Befreiung der Herzogin verwenden möchte. Claude von Seyssel, welche zuerst am französischen Hofe ankam, ward der Retter des Lebens des Cavorret, indem er dem Könige versicherte, daß er Secretair der Herzogin sei, und keineswegs in burgundischen Diensten stehe. Durch die Unterhandlungen beider Gesandten bewogen, gab der König das Versprechen, daß er sich seiner Schwester annehmen, sie nach Savoyen zurückführen lassen, ihr ihre Kinder und Plätze wiedergeben, und sie in ihr voriges Ansehen einsetzen wollte. Sogleich schickte der König den Karl von Amboise, Herrn von Chaumont, mit 300 Lanzen ab, und gab der Herzogin durch den Cavorret vorläufig Nachricht davon. Chaumont, welcher mit seinen Leuten des Nachts bei Rouvre ankam und sich ein geheimes Verständniß in dem Platze verschafft hatte, schlich sich in Rouvre ein, und führte Jolantha'n mit ihrem Sohne Karl und ihren Töchtern glücklich davon. Der König, welcher, um den Ausgang dieser Sache abzuwarten, nach Tours gegangen war, empfing seine Schwester an dem Thore des Schlosses du Plessis du Parr, führte sie in sein Zimmer und ließ ihr alle Höflichkeit erzeigen. Sie hielt sich hier acht Tage auf, und erlangte von dem Könige das schriftliche Versprechen, daß er sie, ihren Sohn, den Herzog, und ihre Staaten wider alle, auch gegen den Herzog von Burgund, schützen wollte, und war selbst Zeuge, wie der König, im Betreff der Zurückgabe der Festungen Chambery und Montmelian, die nöthigen Befehle ertheilte: Der Secretair du Puy, ebenfalls aus seiner Verhaftung entwischt, eröffnete ihr noch vor ihrer Abreise, daß der Graf von Bresse sich schwerlich zur Verzichtleistung auf die Statthalterschaft von Piemont entschließen würde. Jolantha, welche deswegen mit dem Könige sprach, erhielt die Antwort, daß es unschicklich sein würde, wenn er, der König, der dem Grafen jenen Posten ertheilt, ihm denselben wiedernähme, doch wollte er sich nicht dawider setzen, falls die Herzogin den Grafen durch andere Mittel dahinbringen könnte, der Statthalterschaft von Piemont zu entsagen. Dem zufolge ließ die Herzogin durch den du Puy an den Herzog von Mailand, als Schwiegervater des Herzogs Philibert, schreiben, daß er, um den Grafen von Bresse zum Abzuge zu nöthigen, die Hauptplätze von Piemont angreifen möchte. Der Herzog von Mailand, mit einem zahlreichen Heere ins Feld rückend, zog vor Vercelli. Aber es öffnete ihm die Thore nicht. Da jedoch einige andere Orte durch die mailändischen Truppen geplündert wurden, befürchtete der Erzbischof von Turin, daß der Herzog von Mailand die Eroberung von ganz Piemont beabsichtige, und bewaffnete einige Truppen, um sich fürs Erste möglichst zu widersetzen, und beredete den Grafen von Bresse, daß er, um das Verderben des Landes zu vermeiden und allen Vorwand zum Kriege abzuschneiden, die Regierung niederlegen möchte, da die Herzogin Regentin bereits wieder auf freiem Fuße sich befinde und alle Augenblicke anlangen könnte. Unter der Bedingung, daß die mailändischen Truppen sich zurückzögen, gab der Graf von Bresse die Regierung auf. So ward das Land von den fremden Truppen befreit. Jolantha langte an, und übernahm den 16. Febr. 1477 die Regentschaft wie-

3) Oder seinem Bruder, dem Grafen von Romone, denn die Geschichtschreiber sind hierüber nicht einig. Nach Denina (Geschichte Piemonts; übers. von Fr. Straß. S. 635—636) ist der Graf Jacob von Romont Regent und wird von dem Herzog von Mailand bekriegt; nach Joh. Fr. le Bret (Fortsetzung der allgem. Welthistorie. 46. Th. 1. Bd. S. 25. 26) spielt der Graf Philipp von Bresse diese Rolle.

Digitized by Google

der ohne weitern Streit. Die Gemüther heiterten sich auf, und das Land gewann nach und nach eine andere Gestalt. Aber auch dieses Mal war die Ruhe von keiner längern Dauer, denn im folgenden Jahre (1478) starb die Herzogin Regentin zum großen Leidwesen des Hofes, und ihr Tod erregte neuen Streit über die Staatsverwaltung; denn der Herzog war zur Übernahme der Regierung noch zu jung, da er erst zwölf Jahre zählte. Doch die Bewerber verglichen sich bald. Auf der Versammlung, welche man zur Verhütung neuer Auftritte von Seiten der Prinzen von Geblüt zu Rumilly hielt, ward beschlossen, daß man den König von Frankreich wegen seiner Meinung befragen sollte. Während dessen aber verordnete man sechs Edelleute von Savoyen, und sechs von Piemont, welche als Räthe in allen Fällen entscheiden sollten. Jenem Compromiß zufolge ernannte der König von Frankreich, der das in ihn gesetzte Vertrauen sehr wohl aufnahm, den Grafen de la Chambre zum Statthalter von Savoyen und Piemont, und als Erzieher des Herzogs Philibert sandte er den Herrn de Grolée-Luys. Durch die Regentschaft des Grafen de la Chambre war das Land nicht erleichtert, da er seinen Privatleidenschaften alles aufopferte, sich durch seine Gewaltthätigkeiten verhaßt machte, und vornehmlich mit denen von Coni verdrießliche Händel anfing. Der König von Frankreich, an welchen die Beschwerden hierüber durch den Secretair du Puy gebracht wurden, schickte an den Bischof von Genf geheime Befehle, daß er die Regentschaft übernehmen und an den Herrn de Grolée-Luys, daß er den jungen Herzog in die Dauphiné führen sollte. Der Bischof von Genf ging nun nach Turin, traf aber den Herzog in Chambery an, den der Herr de Grolée-Luys unter dem Vorwande einer Jagdpartie nach der Dauphiné führte. Der Graf de la Chambre erhielt von dem, was vorging, Nachricht, eilte dem Herzoge nach, fand ihn in Yenne am Fuße des Berges Chat, drang in das Haus des Generalschatzmeisters von Savoyen, Alexander von Richardon, wo der Herzog logirte, ein, nahm den bei demselben befindlichen Herrn de Grolée-Luys, welchen er nach Leville in la Maurienne schickte, mit Bewilligung des Herzogs Philibert gefangen; denn er stellte diesem vor, daß er (der Herzog) in Frankreich als wie ein Gefangener sein würde, vermochte ihn nach Savoyen zurückzukehren, und führte ihn nach Annecy, wo sich der Graf von Genf befand. Hier ward beschlossen, den Bischof von Genf, welcher sich hatte zum Statthalter von Staatswegen ernennen lassen, aus Piemont zu verjagen und den Grafen de la Chambre wieder einzusetzen. Man brachte auch ein Heer von etwa 10,000 Mann zusammen, und überstieg mit ihm den Mont Cenis. Bei diesem Heere befand sich auch der Graf von Bresse, der Bruder des Bischofs von Genf; denn er fürchtete ihn als Regenten von Savoyen mehr, als daß er ihn als Bruder liebte. Der Herzog Philibert und der Graf de la Chambre blieben in Turin, und schickten die übrige Mannschaft wider Vercelli. Hierher hatte der Bischof von Genf den Claudius von Savoyen, Herrn von Raconis, als Befehlshaber gesandt, und dieser gab sich um so mehr Mühe, den Platz zu erhalten, weil er ihm für Geld, das er dem Herzoge Philibert geliehen hatte, verpfändet worden war. Der Bischof von Genf begab sich nach Mailand, um daselbst wo möglich Hilfsvölker zur Entsetzung von Vercelli zu erhalten. Der König von Frankreich, aufgebracht über das Verfahren des Grafen de la Chambre wider den Bischof von Genf und über die Verachtung seines Ansehens, die er durch Gefangennehmung des Herrn de Grolée-Luys, den Gouverneur des Herzogs Philibert, bewiesen, sandte heimlich an den Grafen von Bresse ein Schreiben, in welchem er sein Misfallen über den Grafen de la Chambre aussprach, und ihn bat, daß er diesen, der an allem Schuld sei, gefangen setzen sollte. Um seine Absicht zu maskiren, zeigte der König öffentlich eine große Unzufriedenheit mit dem Grafen von Bresse darüber, daß er sich in dem Heere, welches seinen eignen Bruder, den der Hof von Frankreich zum Administrator der Staaten von Savoyen ernannt, befände, und sandte den von Comines bis nach Macon, von wo aus dieser dem Grafen von Bresse drohen ließ, daß er sein Land plündern werde, wenn er die Belagerung von Vercelli nicht verließe, sich nicht sogleich nach der Dauphiné verfügte, und Baugai und einige andere Schlösser des Landes nicht in die Hände des Königs zurückgäbe. Margaretha von Bourbon, Gräfin von Bresse, welche das Geheimniß nicht wußte, beschwor den von Comines, daß er den König von seinem Vorhaben, den Grafen von Bresse zu unterdrücken, abbringen möchte. Da der von Comines auf Nichts hören wollte, setzte sich die Gräfin in den Stand, sich zu vertheidigen, und den Krieg auszuhalten. Während dessen gewann der Graf von Bresse, in welchen man am Hofe des Herzogs von Savoyen kein Mistrauen setzte, unter der Hand einige Officiere der Truppen, stellte sich, als wenn er bei Pignerol auf die Jagd gehen wollte, ließ den Herzog Philibert und den Grafen de la Chambre in Turin, und brachte mit Hilfe des Bischofs von Vercelli und des Abtes von Pignerol 1500 Mann zusammen. Mit ihnen zogen sie vor Turin. Am Morgen traten der Graf von Bresse und Thomas, Markgraf von Saluzzo, in das Zimmer ein, in welchem der Herzog Philibert I. und der Graf de la Chambre schliefen. Zu diesem sprach Thomas: „Herr de la Chambre, Ihr seid Gefangener des Königs von Frankreich!" Der Graf von Bresse sagte zu seinem Neffen, dem Herzoge, daß er hierin nach den Absichten des Königs von Frankreich zum Besten des Staates gehandelt habe, und daß seinen (des Herzogs) Unterthanen die Gefangennehmung des de la Chambre, der sich ihnen verhaßt gemacht, die größte Freude gewähren werde. Der Graf von Bresse, welcher voraussah, daß, wenn bekannt würde, daß der Graf de la Chambre im Gefängniß wäre, die Vercelli belagernden Truppen den Marschall de Miolans verlassen würden, schrieb an Raconis, den Gouverneur von Vercelli, und empfahl ihm sein Möglichstes zu thun, den Marschall festzunehmen. Aber der, welcher den Brief trug, wurde ergriffen und zum Marschall geführt.

Digitized by Google

Dieſer ſandte nun ein ſicheres Geleit an Raconis, und bat ihn, daß er zu ihm kommen möchte. Der Befehlshaber von Vercelli, welcher den Tag vorher Vorſchläge von Bedingungen gemacht hatte, unter welchen er den Platz übergeben wollte, die aber von de Mialans verworfen worden waren, glaubte, daß de Miolans eine Unterredung in dieſer Angelegenheit haben wollte, und ging ins Lager: Hier vertraute ihm der Marſchall unter dem Siegel der Verſchwiegenheit die Neuigkeit von der Gefangennehmung des Grafen de la Chambre an, zeigte ihm den aufgefangenen Brief, und bat ihn, daß er ihm zum Frieden mit dem Biſchofe von Genf verhelfen möchte. Der Befehlshaber von Vercelli war ſehr erfreut über jenes unerwartete und glückliche Ereigniß. Die Feſtſetzung des Marſchalls kannte er aber nicht ausführen, da dieſer ihn beobachten ließ, bis er in den Platz zurückgekehrt war. Die folgende Nacht brach der Marſchall das Lager ab und floh in das Thal van Aoſta. Der Biſchof von Genf begab ſich nach Turin, und ward auch vom Herzoge gütig empfangen. Der Graf de la Chambre ward nach Veillane gebracht, ihm der Proceß gemacht, und ſeine Güter wurden confiscirt. De Grolée-Luys hingegen ward wieder freigelaſſen. Als einige Zeit nachher der König nach Lyon kam und den Herzog zu ſprechen wünſchte, ſo führte ihn der Graf von Breſſe nach Grenoble, wo beide Fürſten ſich unterredeten. Der Herzog beſtätigte auf das Geſuch des Königs das Gouvernement von Savoyen auf ein Jahr dem Biſchof von Genf, und gab das von Piemont dem Grafen von Breſſe. Der Biſchof reiſte auch ſogleich ab, und der Graf van Breſſe blieb bei dem Herzog. In Lyon, wohin Philibert dem Könige folgte, vergaß dieſer Nichts, um den Fürſten zu ergötzen. Es wurden dort Jagdpartien, Turniere und Ringelrennen gehalten, Übungen, welche der Herzog leidenſchaftlich liebte, welche Leidenſchaft ihm aber den Tod brachte. Durch die heftigen Anſtrengungen auf der Jagd zog er ſich eine Erhitzung und durch ſie eine Krankheit zu, durch welche er den 22. April 1482 in einem Alter von 17 Jahren ſein Leben verlor. Dies iſt die gewöhnliche Erzählung. Viele Schriftſteller hingegen behaupten, daß er an Gift geſtorben ſei, ohne jedoch anzudeuten, auf weſſen Veranſtaltung es geſchehen [4]). Philibert ward ſehr von ſeinen Unterthanen bedauert wegen der großen Eigenſchaften, die anfingen, ſich in ſeiner Perſon kund zu thun [5]). Da er keine Kinder hinterließ, ſo folgte ihm ſein Bruder Karl in einem Alter von 14 Jahren.

2) **Philibert II.**, der Schöne, war der älteſte Sohn des Herzogs Philipp von Savoyen, ward dieſem als damaligem Grafen von Breſſe von ſeiner erſten Gemahlin Margaretha von Bourbon, den 10. April 1480 geboren und am franzöſiſchen Hofe erzogen. Ungeachtet er erſt vierzehn Jahre alt war, wohnte er doch, ſeinen Vater begleitend, dem Feldzuge des Königs Karl's VIII. von Frankreich gegen Neapel bei, und nahm nachher auch Theil an der Unternehmung gegen Genua, und bewies ebenſo viel Klugheit als Muth. Er war bereits mit Jolantha von Savoyen, der Tochter des vormaligen Herzogs Karl's I. von Savoyen, vermählt, und ſtand in einem Alter von ſiebenzehn Jahren, als ſein Vater den 7. Nov. 1497 ſtarb, und er ihm in der Regierung folgte. Von dem Kaiſer Maximilian I., welchem er auf ſeinem Zuge nach Piſa einige Truppen zugeſandt hatte, erhielt er im J. 1498 die Belehnung mit ſeinen Staaten. Ein Jahr nach dem Regierungsantritte Philibert's folgte dem Könige Karl VIII. von Frankreich Ludwig, Herzog von Orléans und Herr zu Aſti, auf dem franzöſiſchen Throne, und wollte ſeine Anſprüche auf das Herzogthum Mailand geltend machen. Daher gab er ſich viele Mühe um die Abſchließung eines Bündniſſes mit dem Herzoge Philibert II. von Savoyen, weil ſolches Bündniß zur Erreichung ſeiner Abſicht nothwendig war. Das Bündniß ward von Seiten Ludwig's XII. unterhandelt durch deſſen Staatsminiſter, den in ebendieſen Tagen zum Cardinal erhobenen Erzbiſchof von Rouen, Georg von Amboiſe, und von Seiten des Herzogs durch den Grafen de la Chambre, den angeſehenſten Mann am Hofe von Savoyen, deſſen man ſich bereits unter der vorigen Regierung in den wichtigſten Angelegenheiten bedient hatte. In dem durch beide Bevollmächtigte den 22. Febr. 1498 zu Caſtel Rinaldo geſchloſſenen und unterzeichneten, und nachher von dem Herzog im Mai und vom Könige im Juni des folgenden Jahres (1499) ratificirten Vertrag [6]), geſtand der Herzog den Truppen des Königs, welche zur Zeit der Ratificirung des Vertrags im Begriffe waren, nach Italien aufzubrechen, den freien Durchzug durch ſeine Staaten zu, und verſprach ihnen die nöthigen Lebensmittel gegen Bezahlung zu liefern. Dagegen ſetzte ihm der König Ludwig XII. eine jährliche Penſion von 22,000 Lire, und ſeinem (Philibert's II.) Halbbruder, einem natürlichen Sohne Philipp's von Breſſe, dem ſogenannten Baſtard von Savoyen, Renat, eine von 10,000 Lire aus. So oft der König in Perſon zur Anführung der Truppen nach Italien kommen würde, ſollte ihm gleichfalls nebſt ſeinem ganzen Gefolge der Durchzug und die Beſetzung gewiſſer Feſtungen zu ſeiner Sicherheit geſtattet ſein. Auch ward feſtgeſetzt, daß die Unterthanen des Herzogs in die Kriegsdienſte des Königs treten dürften. Wofern der Herzog perſönlich an dieſem Kriege theilnehmen, und dem Könige dienen wollte, ſo ſollte ihm dieſer den Befehl über 200 gewappnete Reiter und die Ernennung der Officiere derſelben überlaſſen. Nach der Eroberung Mailands ſollte der Herzog Philibert von dieſen Staaten die ihm bequem gelegenen Städte und Plätze, welche bis auf 20,000 Dukaten abwürfen, erhalten, und der König ſie ihm und ſeinen Nachkommen garantiren, ſowie überhaupt ihn und ſeine Staaten in beſondern Schutz nehmen. Bei der Ratification des Vertrags ent-

4) *Ludov. della Chiesa*, Istor. di Piemonte. p. 215. 5) Daniel, Histoire de France. T. VIII. (à Amsterdam 1742.) p. 401—403.

6) Bei *Guichenon*, Hist. Généal. de Savoye, und im Recueil des traités. T. I. p. 811.

Digitized by Google

sagte Ludwig XII. für sich und seine Nachkommen allen Ansprüchen, welche die Krone Frankreichs auf die savoyischen Staaten machen könnte. Außer den großen Pensionen, welche, wie wir oben bemerkt, Philibert und sein Halbbruder von Frankreich erhielten, mußten von diesem auch noch Pensionen an verschiedene Personen des savoyischen Hofes gezahlt werden. Dagegen sorgte Herzog Philibert mit vieler Achtung für die Franzosen, als sie ankamen, und den König selbst nahm er in Turin mit großer Pracht auf und begleitete ihn nach Mailand, und war in dessen Gefolge, als er seinen glänzenden Einzug in Mailand hielt. Die savoyischen Truppen machten auch den ganzen Feldzug mit und erwarben sich Ehre. Als die Mailänder sowol mit den Franzosen, die in Mailand bei dem Welfen Trivulzo zurückgeblieben waren, unzufrieden, als auch darüber aufgebracht waren, daß Trivulzo als Oberhaupt der Welfen die Ghibellinen, welche größtentheils Anhänger des vertriebenen Herzogs Ludwig Moro von Mailand waren, unterdrückte, und laut ihre Wünsche für die Rückkehr des Herzogs durch den Ausruf: „Moro! Moro!" äußerten, befanden sich noch zu Mailand, oder wenigstens im Castell 200 gewappnete Reiter unter den Befehlen eines savoyardischen Edelmanns, Kaspar's, Herrn zu Consinge. Als dieser die Nachricht erhielt, daß Trivulzo im Rathhause bekämpft und gleichsam belagert wurde, bahnte er sich mit 60 von seinen Leuten einen Weg mitten durch den wüthenden Haufen der Belagerer, befreite ihn glücklich, und führte ihn in das Castell. Von da zog sich Trivulzo, nachdem er das Castell von Mailand hinlänglich versorgt hatte, nach Mortara, wo er sich besser vertheidigen zu können hoffte. Philibert II. erwarb sich durch sein kluges Benehmen das große Verdienst, daß er seine Unterthanen vor den widrigen Folgen der damals entstandenen Kriege bewahrte und Piemont nur wenig litt, und von den Erschütterungen nicht ergriffen ward, welchen die italienischen Staaten damals ausgesetzt waren. Aber Philibert's ruhige und glückliche Regierung währte nicht lange. Als seine erste Gemahlin, Jolantha Louise, eine Tochter des Herzogs Karl I. von Savoyen und der Bianka von Montferat, gestorben war, beirathete er zum zweiten Male in Brüssel Margaretha [7]) von Österreich, die 300,000 Thaler Morgengabe erhielt. Dieser seiner jungen und neuen Gemahlin zum Vergnügen stellte er in seinem Schloßhofe, in welchem wenige Jahre vorher der berühmte Ritter Bayard in ähnlichen Kämpfen geglänzt hatte, ein Turnier an, benutzte die Muße, welche ihm der jetzt in Piemont herrschende, auf die Freundschaft und das Bündniß Savoyens mit Frankreich gegründete Friede, und seine Verschwägerung mit dem Kaiser Maximilian I. gewährte, seine Neigung zu Lustspielen, Turnieren und Jagden zu befriedigen, begab sich im Herbste ebendieses Jahres (1504) nach Bugey, um sich in den Wäldern von Lanieu, bei Pont d'Ains, mit der Jagd zu ergötzen, und trank hier nach der heftigsten Erhitzung auf der Jagd von dem eiskalten Wasser der Quelle S. Bulba. An den Folgen dieses Trunkes starb er den 10. Sept. 1504 zu Pont d'Ains in dem nämlichen Zimmer, in welchem er geboren war. Viele standen in der Meinung, daß er vergiftet worden, ohne daß sie jedoch den Urheber der so schwarzen That zu errathen vermochten, falls nicht etwa sein auf ihn erbitterter natürlicher Halbbruder, der Bastard von Savoyen, Renatus, gegründeten Verdacht erregen konnte. Philibert's Leichnam ward nach Brou bei Bourg en Bresse gebracht, und ihm daselbst ein Denkmal errichtet. Da er von beiden Gemahlinnen keine Kinder hinterließ, so folgte ihm sein Bruder Karl III. in der Regierung [8]).

(*Ferdinand Wachter.*)

PHILIBERT, letzter Fürst von Orange oder Oranien, aus dem Hause Chalons [1]), und berühmter Schicksalsgenosse des Herzogs Karl von Bourbon, ist ebenso merkwürdig durch seine unversiegbare Rache gegen Frankreich, als glänzend durch die frühe Entwickelung seiner ausgezeichneten Talente, welche ihn frühzeitig und schnell alle Grade von militairischen Würden durchlaufen ließen und darin zu einer bedeutenden Höhe befördern halfen. Einziger Sohn des Fürsten Johann II. von Orange aus zweiter Ehe mit Philiberte von Luxemburg, Tochter des Grafen Anton von Brienne, war er kaum drei Wochen alt, als er seinen Vater am 9. April 1502 durch den Tod verlor und unter die Vormundschaft seiner klugen und umsichtigen Mutter kam, welche seine Erziehung mit vielem Geschick und großer Sorgfalt leitete. Durch die Verhältnisse des verstorbenen Vaters mit dem königlich französischen Hofe innigst befreundet, wurde Philibert nebst seiner einzigen Schwester Claudia, die ihm an Jahren voranging, nach zurückgelegten ersten Kinderjahren zu König Ludwig XII. von Frankreich und Anna von Bretagne gebracht, welche ihnen mit derselben Sorgfalt, wie es im älterlichen Hause geschehen war, ihre weitere Ausbildung gaben. Letztere hatte dem fürstlichen Knaben schon in seiner Wiege die Würde eines Statthalters der Bretagne ertheilt, wo seine Mutter einstweilen seine Stelle vertrat, gleichwie diese auch die Besitzungen ihres Sohnes, wofür sie unbeschränkte Vollmacht hatte, mit Gewissenhaftigkeit und Einsicht verwaltete und dabei so viele Festigkeit und Kühnheit entwickelte, daß ihr die gesammte Nachbarschaft die verdiente Bewunderung nicht versagen konnte. Im J. 1511 übernahm sie auch für ihren Sohn die Erbschaft von dessen verstorbenem Vetter Theobald von Chalons, und das Jahr zuvor siegte sie durch festes Auftreten bei der neuen Bischofswahl zu Orange über den Eigensinn des heiligen Stuhles. Minder glücklich aber war sie gegen die verdeckten und ungerechten Ansprüche des

7) Sie hatte in der ersten Ehe den Johann von Castilien, den Sohn des Königs Ferdinand, gehabt, und machte sich nach dem Tode ihres zweiten Gemahls, des Herzogs von Savoyen, als Statthalterin in den Niederlanden berühmt.

8) *Guichenon* l. c. Le Bret, Forts. der allgem. Welthist. 36. Th. 1. Bd. S. 34. 35. Denina, Geschichte Piemonts. S. 666 — 668. 671. 673. 684. 685.

1) Dieses Chalons ist die an der Saone in Burgund gelegene alte Herrschaft.

Digitized by Google

Königs Franz I. von Frankreich an die begründeten Fürstenrechte ihres Sohnes, sodaß dieser auswärts sein Stück zu versuchen sich veranlaßt fand, wozu ihm die Heirath seiner Schwester Claudia mit dem Grafen Heinrich von Nassau den Weg bahnte.

Durch den Tod Königs Ludwig XII. und seiner Gemahlin Anna von Bretagne hatten sich die Gesinnungen gegen das Fürstenhaus Orange am pariser Hofe dergestalt verändert, daß Philibert beim Auftreten des neuen Königs Franz I. denselben verlassen und nach Hause zurückkehren mußte. Gleich darauf nahm der Parlamentshof des Dauphinats aus einem Erlasse des Königs gegen alle Veräußerungen der Krongüter im verflossenen Jahrhunderte Gelegenheit, gedachtes Fürstenthum, wenn auch nicht als königliche Domäne einzuziehen, so doch in seinen Hoheitsrechten vorerst zu beschränken. Franz, der diesen Maßregeln vermuthlich seine geheime Zustimmung schenkte, suchte den jungen Fürsten und dessen Mutter, die sich gegen diese Gewalt sträubten, Anfangs zwar äußerlich zu beruhigen und das Parlament vor weitern Eingriffen zu warnen; als aber Philibert im J. 1517 zur Zeit der Taufe des Dauphin mit stattlichem Gefolge nach Paris kam, um dem Könige seine Dienste anzubieten, setzte ihn Franz in aller Hinsicht empfindlich zurück, versagte ihm die Achtung, welche er dem Prinzen zu erweisen schuldig war, und entzog ihm sogar die Wohnung wieder, die ihm der Hof anfänglich eingeräumt hatte, damit eine fremde Botschaft darin Platz nehmen sollte. Tief gekränkt verließ Philibert die französische Hauptstadt und warf sich unbedenklich in die Arme Erzherzogs Karl von Österreich, welcher seinen Schwager Heinrich von Nassau außerordentlich begünstigte und durch diesen auch wol von seinem Schicksale unterrichtet worden sein mochte.

Philibert täuschte sich nicht, er fand in dem Erzherzoge, nachmaligem Kaiser, eine mächtige Stütze und überhaupt bei ihm mehr Schutz und Vortheil als bei Franz. Überdies war er im Reiche Karl's V. schon ansässig und bei dem Ausbruche der Feindschaft zwischen diesem und Franz I. hatte er ohnehin das Für und Wider zu überlegen und bei der Parteiwahl hier wie dort ein Großes auf das Spiel zu setzen. Karl riß ihn aus aller Verlegenheit und fesselte ihn schon am 17. Mai 1518 durch Ertheilung der Statthalterschaft über die Grafschaften Burgund und Charolais und des Befehls über 50 gepanzerte Reiter und 100 Bogenschützen zu Pferde nebst einem ansehnlichen Jahrgelde. Nun suchte zwar der König von Frankreich des jungen Fürsten gereizte Stimmung dadurch zu besänftigen, daß er dessen volle Souveränität durch ein öffentliches Patent vom 14. Juli 1519 anerkannte, im Stillen aber ließ er geschehen, daß das Parlament im Dauphinate fortfuhr, das Fürstenthum Orange von der Krone vollends abhängig zu machen. Diese Hinterlist bestärkte Philibert in dem Vorsatze, sich ans Erzhaus Österreich immer enger anzuschließen, worüber er denn nun nicht nur das genannte Fürstenthum, sondern auch seine Güter im Dauphinate, in Burgund, in Champagne und in der Bretagne verlor. König Franz ließ alle seine Besitzungen im französischen Reiche einziehen; Karl V. hingegen versprach ihm einen weit größern Ersatz. Zuvörderst gab er ihm, nach Lapise, die Grafschaft S. Pol, die Herrschaft Oise und andere Gebiete in Flandern.

Beim Ausbruche des Krieges mit Frankreich im J. 1521 verrichtete Philibert unter seinem Schwager Heinrich von Nassau, der kaiserlicher General war, mit Auszeichnung seine ersten Waffenthaten in der Picardie, dann bei der sechsmonatlichen Belagerung Tournai's. Mit dem goldenen Vließe geschmückt ging er hierauf nach Spanien und diente an den Pyrenäen als Befehlshaber des spanischen Fußvolkes unter dem Connetabel von Castilien. Mit diesem wagte er im December 1523 einen Einfall in Frankreich und drang bis Bayonne vor, dann wieder zurückgekehrt half er zu Eingange des J. 1524 die Belagerung Fuenterabia's, welchen festen Platz er zuvor schon mit berennt hatte, glücklich beenden. Im Vertrauen des jungen Kaisers immer mehr befestigt, wurde er im Sommer desselben Jahres von demselben auserwählt, den kaiserlichen Feldherrn Karl von Bourbon und Marchese von Pescara, die so eben den bekannten unglücklichen Einbruch in Frankreich unternahmen, wichtige Weisungen zu überbringen und vermuthlich unter ihnen auch seine kriegerische Laufbahn fortzusetzen. Eine Fregatte sollte ihn von der spanischen Küste in die Nähe des kaiserlichen Lagers bringen, welches grade bei der Küstenstadt St. Laurent aufgeschlagen war und auf die Artillerie wartete, welche Hugo von Moncada zu Wasser zuführen sollte; aber fast vor den Augen des kaiserlichen Heeres hob der französische Seefeldherr Andreas Doria jenes Fahrzeug auf, in welchem sich Philibert mit seinen Depeschen befand. Der Fürst, welcher das unausweichbare Misgeschick noch zeitig merkte, hatte indessen seine wichtigen Briefschaften an eine Kanonenkugel befestigt und in's Meer gesenkt. Die Feinde überlieferten ihren Gefangenen dem Könige Franz, welcher ihn im Schlosse Lusignan in Poitou einsperren ließ [2]). Bisher schon Erzfeind der Franzosen und ungestüm in seinen rachgierigen Gefühlen geworden, konnte er nun auch im Gefängnisse seine wahren Gesinnungen nicht verbergen, sondern beschrieb zum Zeitvertreibe die Wände seines Zimmers mit den stärksten Beleidigungen gegen diese Nation. Ein Waffenglück derselben konnte ihn bis zur Verzweiflung traurig und ein Unglück außer sich vor Freude machen.

Endlich erlöste ihn der madrider Vertrag vom 14. Jan. 1526 zwischen Kaiser Karl V. und König Franz I. von Frankreich aus dieser fast zwei Jahre langen Schmach. Der 29. Artikel dieser Abkunft setzte fest, daß Fürst Philibert bis zum 15. Februar gedachten Jahres unentgeltlich in Freiheit gesetzt, und der 37. schrieb vor, daß er in die vollen Rechte seiner Fürstenwürde und in den gesammten Umfang seiner französischen Besitzungen zurückversetzt werden sollte, nebst Bezahlung der Geldsoderun-

2) So behaupten Brantôme und Gaillard; Lapise hingegen versetzt des Prinzen Gefangenschaft in den Thurm zu Bourges und Münch sogar nach Tours.

gen, die sein Haus aus den Zeiten Ludwig's XII. und Anna's von Bretagne her zu machen hatte [3]). Die Freiheit bekam der Fürst allerdings wieder, seine von Franz entrissenen Güter aber nicht, weil dieser Monarch nicht gesonnen war, alles das wieder herauszugeben, was er zu thun im madrider Vertrage versprochen und beschworen hatte. Daher geschah, daß er auch, als ihm Kaiser Karl Auftrag ertheilte, das Herzogthum Burgund in seinem Namen in Besitz zu nehmen und dasselbe in der Eigenschaft eines Statthalters zu verwalten, nach du Bellay's Versicherung, auf dem Wege dahin unverrichteter Dinge wieder umkehren mußte. König Franz brachte vielmehr bald nach seiner persönlichen Befreiung aus der spanischen Gefangenschaft seine Angelegenheiten durch den Abschluß der heiligen Liga wieder zum Kriege mit dem Kaiser, und als Georg von Frundsberg im November 1526 mit einer ansehnlichen Kriegsmacht zur Bekämpfung der Feinde seines Kaisers nach Italien aufgebrochen war, sehnte sich auch Philibert, der sich damals in den Niederlanden aufhielt, ebenfalls dahin, um seinen Durst nach Waffenthaten zu stillen. Er hoffte den ergrauten teutschen Krieger, dessen Bekanntschaft er auf seinem ersten Kriegszuge in der Picardie gemacht hatte, noch in Trient einholen zu können, als er sich mit seinem reisigen Zeuge zu Lande auf den Weg machte. Da aber die nächste Straße durch die Klausen im Hochgebirge äußerst unsicher und gefahrvoll war, sandte er seine Begleitung wieder zurück und schlug, als verkleideter gemeiner Büchsenschütze, einen Umweg über die tyroler Alpen nach Oberitalien ein. In diesem Aufzuge schlich er sich durch die Feinde und über den Gardasee nach Quistella, wo er am 1. Dec. 1526 das Lager Frundsberg's glücklich erreichte. Langsam durchzogen beide nun das Gebiet von Mantua bis Guastalla hinab und gelangten zu Ende des Christmonats bei Piacenza an, wo sie 14 Tage lang lagerten und mit dem Feinde öfters kleine Gefechte bestanden. Philibert scharmuzirte täglich mit demselben, berennte das Thor gedachter Stadt und warf einst auch einen nächtlichen Ausfall mit Erfolg zurück. In solchen Gefechten wurde er einstmals am Kopfe verwundet, ein anderes Mal entging er nur mit Mühe der Gefangenschaft. Am 12. Febr. 1527 vereinte sich Karl von Bourbon, der von Mailand kam und längst ersehnt war, mit den teutschen Landsknechten Frundsberg's. Im Lager bei Fiorenzuola wurde der Heerzug nach Rom beschlossen, theils um am heiligen Vater, der zu Frankreich hielt, Rache zu nehmen, theils um das unruhige Kriegsvolk in der reichen Weltstadt bezahlt zu machen.

Philibert von Orange wurde Generallieutenant des Herzogs von Bourbon, welcher den Oberbefehl hatte, und nebst dem Marchese del Guasto noch besonders angewiesen, 5000 Spanier zu Fuß und acht Fähnlein leichte Reiter zu führen. Am 22. Februar wurde das Lager abgebrochen und das Heer in Bewegung gesetzt. Zu Anfange Märzes stand es bei S. Giovanni in der Gegend von Bologna, und verharrte daselbst auch einen ganzen Monat, durch Meuterei der Auflösung nahe gebracht, während sich Philibert, Bourbon und Frundsberg unter Gefahr ihres Lebens unsägliche Mühe gaben, den Aufruhr der Krieger zu stillen. Da nun der Kaiser wohl zufrieden zu sein schien, daß sein Heer auf Rom ziehe, sich dort bezahlt mache und dem Feinde den Frieden vorschreibe, so halfen auch die Gegenanstalten des Vicekönigs von Neapel und des Papstes Clemens VII., welche mit einander zur Abwendung des drohenden Ungewitters einen Vertrag abgeschlossen hatten, im Geringsten Nichts; der kaiserliche Oberfeldherr erkannte sie nicht an und ging gern in das ungestüme Verlangen seiner Truppen ein, den Weg nach Rom weiter fortzusetzen. Auf der Straße nach Bologna setzte Philibert mit seinen Pferden durch den Reno, überfiel ein vom Feinde besetztes Kloster und jagte vier feindliche Fähnlein aus dem Felde. Bei Imola warf er einen Ausfall der päpstlichen Truppen zurück, und auf dem Marsche durch das Gebirge nahm er etliche kleine Plätze mit Sturm und brannte sie nieder. Im Kampfe mit Hunger, dem Feinde und anderm großen Ungemache gelangte das Heer am 5. Mai vor Rom an und traf sogleich Anstalten zum Sturme, der am 6. früh Morgens begann. Karl von Bourbon fiel im ersten Anlaufe durch den Schuß einer Hakenbüchse; Philibert, in seiner Nähe stürmend, ließ den Sterbenden mit einem Mantel bedecken und dessen Tod verheimlichen, bis die Truppen Muth und Ausdauer genug bewiesen hatten, daß sie der Verlust ihres Oberfeldherrn nicht mehr entmuthigen konnte. Allerdings schnaubten sie nun vor Wuth nach Rache [4]), und der Fürst von Oranien setzte unter den größten Anstrengungen den Sturm glücklich fort, die Römer warfen, als sie den anhaltenden Ungestüm der Feinde merkten, ihre Waffen weg, flohen nach allen Seiten hin, um ihr Leben zu retten, und Papst und Cardinäle hatten kaum soviel Zeit, in die Engelsburg flüchten zu können. Hier wollten die Sieger sofort mit Clemens unterhandeln, allein auf baldigen Entsatz rechnend, wies er alle Vergleichsvorschläge zurück, worauf die Kaiserlichen die ganze Stadt ohne Mühe in Besitz nahmen und sich alsdann der Plünderung überließen. Es fielen gegen zehn Millionen Goldes an Werth in ihre Hände. Der Fürst von Oranien war außer Stand, oder besaß noch nicht Ansehen genug, um der wilden Leidenschaft der Krieger Einhalt zu thun. Übrigens verschmähete auch er nicht, sich durch Beute zu bereichern; denn er schickte zwölf mit geraubten römischen Schätzen beladene Maulthiere seiner Mutter, welche sich damals in der Freigrafschaft Burgund aufhielt; unterwegs aber fielen die Kostbarkeiten dem Herzog von Savoyen in die Hände, welcher, auf mehrmals wiederholte Beschwerden, der Fürstin Philiberte späterhin nur Einiges davon wieder heraus gab.

Nach der allgemeinen Sage rief das kaiserliche Heer den Fürsten Philibert nach Karl's von Bourbon Falle

3) Vergl. *Dumont*, Corps diplomat. IV. P. I. p. 406. 408.

4) Carne, carne; sangue, sangue; sierra, sierra; Bourbon, Bourbon! war nach Brantome die Losung beim Sturme.

einstimmig zu seinem Führer aus, wenigstens wollte es weder dem Vicekönig von Neapel (Lannoy), der zwei Male nach Rom kam, noch dem Marchese del Guasto, noch endlich Hugo von Moncada — der alte Frundsberg war auf dem Marsche nach Rom unterwegs krank zurückgeblieben — gehorchen. Hingegen fand nach guten Nachrichten der Feldhauptmann Alarcon besseres Gehör bei den Truppen, als die übrigen kaiserlichen Kriegshäupter, welcher auch eine Zeit lang, besonders während Philibert's Abwesenheit von Rom, den Oberbefehl übernahm, bis der Kaiser verfügt hatte, daß der Herzog von Ferrara das Obercommando übernehmen und Philibert von Orange als Generallieutenant ihm zur Seite stehen sollte, wenn aber beide fehlten, war Alarcon bevollmächtigt, an ihrer Statt einzutreten; da aber der Herzog von Ferrara mit den Franzosen und Florentinern zu schaffen hatte, so fiel dem Fürsten von Oranien mit kaiserlicher Zustimmung der Oberbefehl über das in Rom stehende Heer ausschließlich zu.

Bevor jedoch diese Anordnungen sich fast von selbst entwickelt hatten und vom Kaiser gebilligt worden waren, mag allerdings wahr sein, daß der junge Fürst von Oranien vom Kriegsvolke zum obersten Befehlshaber auserwählt wurde bis auf weitern kaiserlichen Bescheid, da er mit seinen Eigenschaften sich die Liebe der Krieger anzueignen verstand. Er mochte auch zugesagt haben, ihre Soldansprüche zu vertreten; indessen befand er sich, im Rausche des Sieges von dem ungestümen Kriegerhaufen fortgerissen und von dessen Launen abhängig, in nicht geringer Verlegenheit ob des Papstes Person, an welchem er ohne ausdrücklichen Befehl Karl's V. keine Gewalt auszuüben wagte. Die Engelsburg, in welcher sich Clemens VII. mit seiner Geistlichkeit eingeschlossen hatte, belagerte er allerdings unausgesetzt. Er hatte die Zimmer des Papstes im Vatican inne, die übrigen Theile dieses Palastes bezogen die andern Kriegshauptleute. Mittlerweile machte der geängstigte Papst Versprechungen, in deren Folge Philibert das Kriegsvolk etliche Male auf dem Campofiore versammelte und sich mit ihm deshalb berieth; man traute aber dem schlauen Kirchenfürsten nicht und fürchtete Betrug von ihm. Es erfolgte also blos die gänzliche Entwaffnung der Bürger; und als zehn Fähnlein welscher Knechte, gegen 2000 Mann stark, aus Neapel angekommen waren, schloß Philibert die Engelsburg enger ein und ging mit dem großen Haufen dem zum Entsatze anrückenden Herzoge von Urbino entgegen, der sich aber bald wieder zurückzog; hierauf legte sich der junge Fürst selbst wieder vor die Engelsburg und wurde am Kopfe, wenn nicht am Schenkel verwundet, ließ aber gleichwol die Belagerung fortsetzen und den heiligen Vater am 5. Juni zu einem Vergleiche nöthigen. Clemens VII. mußte jetzt mehr bewilligen, als er früher zu versprechen sich geweigert hatte. Er sollte nun 400,000 Scudi in verschiedenen Fristen zahlen, den Kaiserlichen mehre Städte in Oberitalien und in der Nähe von Rom, die sich noch hielten, nebst einer Anzahl vornehmer Geistlichen als Unterpfand so lange überliefern, bis die Bedingungen des Vertrags erfüllt sein würden. Auch der Papst selbst blieb bis dahin ihr Gefangener. Diese Maßregeln waren ganz im Sinne des Kaisers, wie dies die neuesten Entdeckungen von Ranke bestätigen. Es kostete aber Mühe, das gierige Kriegsvolk damit zufrieden zu stellen, da es dem Handel nicht traute. Es kam zu einer Empörung, welche dem Vicekönig von Neapel und dem Marchese del Guasto, die inzwischen herbeigekommen waren, lebensgefährlich wurde und sie zur Flucht zwang. Binnen einem Tage wurde von den Hauptleuten die Ruhe wieder hergestellt und den 7. Juni öffnete die Engelsburg ihre Pforten. Spanische und teutsche Soldaten besetzten nun die Burg, worin Sebastian Schärtlin und Ferdinand Alarcon befehligten. Der Letztere erhielt die Aufsicht über des Papstes Person, Philibert nahm die Geiseln, welche die reichsten Prälaten waren, in seine Verwahrung. Da aber der Papst manche seiner eingegangenen Verbindlichkeiten auch mit dem besten Willen nicht erfüllen konnte, so wurden die Truppen abermals schwierig, und weil sich Philibert bei ihnen verbürgt hatte, nun aber besonders wegen rascher Geldzahlung in Verlegenheit gerieth, so mußte er eilends aus Rom fliehen. Die Einen sagen, er habe die Heilung seiner Wunde oder die einreißende Pest, die Andern, die nöthigen Anordnungen zu Siena zum Vorwande seiner Flucht genommen. Er begab sich allerdings mit 150 Pferden dahin. So war denn das wilde Kriegsvolk, dem der zurückgebliebene Alarcon durch die Finger sah, sich selbst überlassen, und holte nun, in Gesellschaft der von Neapel herbeigekommenen Verstärkung, durch Plünderung in Rom und in der Umgegend nach, was und wo es etwa bisher noch verabsäumt worden war. Der Vicekönig vermied in unmittelbare Berührung wieder mit den Kriegerhaufen zu kommen, del Guasto wurde zwar an sie abgeschickt, konnte sich aber auch lange nicht mit ihnen verständigen, während sie den Papst und die übrigen Geiseln mit neuen Zahlungscapitulationen quälten. Endlich wurde am 26. November ein neuer Vertrag mit dem Papste durch kaiserliche Bevollmächtigte abgeschlossen, wonach er zwar seine Freiheit erhalten sollte, was aber noch verzögert wurde, besonders wegen neuer Geldzahlungen an die Truppen, die nach Reisner nicht unterließen, ihn fort und fort zu quälen, nachdem die Wächter der Geiseln durch Trunk überlistet und diese entführt worden waren. Der Papst selbst entwich in der Nacht vom 9 — 10. December aus seiner Haft, die in den letzten Tagen sehr gelind war, vermuthlich im geheimen Einverständnisse der spanischen Officiere, wenn ihm gleich der neue Vicekönig von Neapel, Hugo von Moncada, gram war, weshalb er eben die öffentliche ehrenvolle Lossung nicht abwartete. Clemens VII. floh verkleidet nach Orvieto, wo sein Aufenthalt in der That bewilligt worden war, und hinterließ seine Hauptstadt zu Grunde gerichtet.

Philibert von Orange war bis zu diesen Begebenheiten von Rom fern geblieben, und hatte zu Eingange Winters sein Lager zu Galeria bezogen; nach des Papstes Erledigung aber verlangte er, nach Reisner, sicheres

Geleit von den Kriegerhaufen, das er auch erlangte und nun wieder in Rom erschien, ohne sie jedoch gänzlich unter seine Zucht bringen zu können. Der Herzog von Ferrara hatte unterdessen die kaiserliche Partei verlassen und war zu den Franzosen übergetreten. Als nun ein großes französisches Heer unter Lautrec's Führung inmittels den Kirchenstaat betreten hatte und geraden Wegs auf das Königreich Neapel losging, bemühte sich der Fürst von Orange, ihm sein Kriegsvolk entgegen zu führen; allein ohne völlige Bezahlung seiner rückständigen Löhnung wollte es Rom durchaus nicht verlassen. Die Vertröstungen von Neapel her blieben unerfüllt, und am 14. Jan. 1528 kam es zu einem sehr bedenklichen Auflaufe, sodaß Philibert und Konrad von Bemelberg sich ins Mittel schlagen und persönlich Geld auswärts suchen und bringen mußten. Man sagt, der Papst habe die Summen hergegeben. Hierauf musterte der Fürst die Kriegermasse und fand sie durch Pest, Ausschweifungen und Ausreißen fast um das Doppelte geschwächt. Er zählte nur noch 8000 — 11,500 Mann verschiedener Waffengattung, die er nicht ohne große Mühe am 17. Februar aus Rom ab gegen den Feind führte. Ohne Geschütz leiteten Philibert und sein Generallieutenant del Guasto das Heer durch die Terra di Laboro bei Sierra-Capriola vorbei bis nach Troja, wo sie sich dem Feinde, der inzwischen mit Hilfe der Venediger sich von den Abruzzen Meister gemacht hatte, entgegenstellten. Vermuthlich hatte der Fürst von Orange, wenn wir den Nachrichten bei Ferreras trauen dürfen, eine ansehnliche Heerverstärkung erhalten, sodaß er etwa 25,000 Mann, jedoch ohne Geschütz, dem beiweitem überlegenen Feinde gegenüber stellen konnte. Er vermied absichtlich eine Feldschlacht, ebenso Lautrec, der nur durch einen Bach von ihm getrennt und sonst mit hinlänglichem Geschütze versehen war. Jener verschanzte sich vortrefflich und ließ nur kleine Gefechte zu. Als die Franzosen auch Verstärkung an sich gezogen hatten, fingen die Lebensmittel im kaiserlichen Heere an zu mangeln, und da es demselben immer noch an Geschütz fehlte, führte es Philibert unter dem Schutze eines Nebels in der Nacht des 21. März auf der Straße nach Neapel vorsichtig ab, nachdem er eine Abtheilung von Truppen zur Vertheidigung der Stadt Melfi abgesendet hatte. Es war die größte Vor- und Umsicht nöthig, da die Neigung zu den Franzosen in diesem Reiche allenthalben vorherrschend war, und ebendarum durfte die kaiserliche Streitmacht nicht aufs Spiel gesetzt werden. Auf dem Rückzuge erhielt Philibert Verstärkung und in Benevento stieß Moncada selbst mit 3000 Mann und einigem Geschütze noch zu ihm, und schlug vor, den Feind abzuwarten und ihm eine Schlacht zu liefern, um das Gerücht zu vernichten, die Kaiserlichen flöhen vor den Franzosen und räumten ihnen gutwillig das Königreich ein; Oranien aber und seine Generale hielten dies für unräthlich, und zogen vor, die Hauptstadt, der nicht zu trauen war, in kaiserlichem Gehorsam zu erhalten. Nachdem die französischgesinnte Stadt Ariano ausgeplündert worden war, rückte das Heer über Atripalda ungestört, da sich die feindliche Hauptmacht mit Eroberung Melfi's und anderer Städte beschäftigte, bis nach Neapel, wo die Bewohner im Einverständnisse mit del Guasto die Aufnahme der Truppen verweigerten, Philibert aber durchdrang so, daß die ganze Macht aufgenommen wurde. Ein Theil davon kam in die Häuser, der andere auf die Straßen zu liegen. Sofort wurden, wenn auch Philibert mit den spanischen Generalen nicht im besten Vernehmen stand, die eifrigsten Anstalten zur nachdrücklichen Vertheidigung der Hauptstadt getroffen. Noch vor Ablauf Aprils erschien auch Lautrec mit seiner ganzen Macht vor Neapel, und es kam sofort zu Gefechten mit den Belagerten. Von der See her umzingelte Philippino Doria mit acht Galeeren die Stadt, während die venetianische Flotte im Anzuge war, ihm Beistand zu leisten. Sobald dies der Vicekönig Moncada vernahm, beschloß er den genueser Seefeldherrn anzugreifen und zu vertreiben, ehe diese große Verstärkung herbeikäme. Er konnte aber nicht mehr als sechs Galeeren zusammenbringen, denen er noch alle Schifferbarken beifügte, deren er nur immer habhaft werden konnte, und weil Lautrec, der von dieser Rüstung Nachricht erhalten hatte, dem Seefeldherrn Verstärkung zusandte, fand der Vicekönig seinen Feind dergestalt gefaßt, daß das sechsstündige Treffen in den Gewässern zwischen Amalfi und Salerno am 28. Mai gleich Anfangs für ihn unglücklich ablief und mit einer gänzlichen Niederlage endete. Nur zwei Galeeren entkamen der feindlichen Gewalt und flohen nach Neapel, wo der zurückgebliebene Fürst von Oranien inzwischen Ordnung hielt und den Capitain der einen flüchtigen Galeere sofort aufhängen ließ, worauf der andere mit seinem Fahrzeuge die Flucht ergriff und zum Feinde überging. Moncada war in der Seeschlacht gefallen und alle andere kaiserliche Officiere in Gefangenschaft gerathen, unter diesen der Marchese Alfons del Guasto, der mit geheimer Eifersucht dem Fürsten von Oranien öfters im Wege gestanden hatte; und da auch Moncada eben nicht günstig gegen ihn gesinnt gewesen war, so bahnten noch sein Tod und seine Niederlage dem Oranier desto sicherer den Weg zu höhern Würden und zu umfangreicherm Wirkungskreise, während sie dem bereits von den Franzosen schwer beleidigten Genueser Andreas Doria, der seines Neffen Philippino Siegestrophäen in seine Gewalt bekam, den nächsten Anlaß gaben, sich von den Franzosen zu trennen, auf des Kaisers Seite überzutreten und zur Rettung Neapels mitzuwirken. Sobald die venetianische Flotte, welche mittlerweile herbeigekommen war, aber vorzog, die Küstenstädte Calabriens für sich zu erobern, ebendeshalb sich bald wieder zurückgezogen hatte, war der Hafen Neapels, wenn auch nicht ganz wieder frei, weil eine französische Flotte in seiner Nähe erschien, so doch hinlänglich gesichert, daß Doria Lebensmittel hineinschaffen konnte. Bevor aber diese Erleichterung eintrat, hatte Philibert zur Linderung der bereits entstandenen Noth alle unnütze Mäuler aus der Stadt entfernt und seine leichte Reiterei beseligt, auf Streifzügen Lebensmittel einzusammeln. Auf diese Weise wurden mit dem Belagerungsheere fort-

Digitized by Google

während Gefechte unterhalten; Krankheiten zeigten sich zwar in der Stadt, in weit größerm Grade aber im französischen Lager, wozu sich bald Hungersnoth gesellte. Philibert, dem nun alle Gewalt in die Hände gegeben war, mattete durch größere und kleinere Ausfälle den geschwächten Feind vollends ab, und versetzte ihn endlich selbst innerhalb seiner Verschanzungen in eine Art von Belagerungszustand. Binnen einem Monate war das französische Heer von 25,000 Mann dienstfähiger Leute bis etwa auf 4000 Mann herab zusammengeschmolzen, seine vornehmsten Officiere waren entweder an der Pest gestorben, oder lagen krank darnieder; aus Frankreich kam keine ausreichende Hilfe und die erschienene schlug eine von Philibert ausgesendete Truppenabtheilung. Lautrec selbst starb um die Mitte Augusts und der unfähige Markgraf von Saluzzo übernahm den Heerbefehl. Schon hatten die Kaiserlichen ihre Streifereien bis Capua, Nola, Sarno, Pozzuoli und Aversa hin ausgedehnt, als sich die Franzosen, die zu Folge eines teutschen Berichts nunmehr kaum 1000 Mann noch zählten, entschlossen, ihr Vorhaben aufzugeben und sich in der Stille zurückzuziehen. Dies geschah am 29. August 1528. Philibert, davon unterrichtet, eilte ihnen nach, vernichtete die Nachhut, schlug das Mitteltreffen, und nur die Vorhut mit dem Markgrafen von Saluzzo entkam nach Aversa, wo sogleich auch der Fürst von Oranien erschien. Er beschoß die Stadt und zwang am folgenden 30. August den am Knie verwundeten Markgrafen zu einer schmählichen Capitulation. Ihr zufolge wurden Saluzzo und alle Officiere Kriegsgefangene, die gemeinen französischen Soldaten wurden entwaffnet und mit Bedeckung aus Italien verwiesen; die Italiener, die zu ihnen hielten, durften innerhalb eines halben Jahres nicht gegen den Kaiser dienen, Stadt und Schloß Aversa, Geschütz, Munition und Lebensmittel darin wurden nebst andern Gütern dem Sieger überliefert. Endlich sollten auch alle Plätze im Königreiche Neapel, welche die Franzosen und deren Partei inne hatten, den Kaiserlichen übergeben werden; der Markgraf von Saluzzo, der an seinen Wunden in Neapel starb, hatte jedoch nicht die Macht, daß dieser letztern Bedingung überall Folge geleistet wurde.

In den Abruzzen stand noch eine Heerabtheilung unter Lorenzo da Ceri und dem Fürsten von Melfi, die sich beim Andrange der Kaiserlichen in etliche Seestädte zurückzogen, aus welchen sie nicht leicht vertrieben werden konnten; die Venediger behaupteten andere Seeplätze und andere französische Parteigänger, meistens aus abtrünnigen neapolitanischen Fürsten bestehend, setzten den Krieg in den Apenninen und in Apulien fort, in der Hoffnung, durch ein mächtiges Heer der Liga verstärkt zu werden. Zur Abschreckung ließ Philibert mehre gefangene Vasallen zu Neapel und an andern Orten öffentlich hinrichten, Andern, die nicht in seiner Gewalt waren, entzog er das Vermögen und die Güter durch Beschlagnahme, um zum Theil damit seine Soldaten, die ansehnliche Soldrückstände zu fodern hatten, zu befriedigen. Gleichwol aber geriethen die Abruzzen wieder in vollen Aufruhr, Aquila drohte abzufallen und in Apulien griffen die Venediger um sich. Philibert traf nun mit Hilfe des wieder zu ihm zurückgekehrten Marchese del Guasto, Ferdinand's von Gonzaga und Alarcon's die kräftigsten Anstalten in verschiedenen Richtungen hin, um der wachsenden Gefahr mit Erfolg zu begegnen. Der Krieg dauerte also, nicht ohne Glück für die Kaiserlichen, mit dem Reste der Franzosen, den Venedigern und Rebellen, welche der zuletzt in Barletta zusammengedrängte hohe Adel des Königreichs unterstützte, lebhaft fort bis zum Damenfrieden, der den 5. Aug. 1529 zu Cambray geschlossen wurde und dem Kampfe in Neapel zum Vortheile des Kaisers ein Ende machte.

Der Kaiser, welcher sich bisher dem Fürsten von Oranien in mehrfacher Hinsicht erkenntlich bewiesen hatte (so erhob er ihn nach Lapise an Monrada's Stelle zum Vicekönige von Neapel und zum Herzoge von Gravina, während er sich bei der Confiscation des Vermögens der ungehorsamen neapolitanischen Vasallen mit Nachsicht Karl's V. auch selbst bedacht haben soll), vergaß dennoch im gedachten Frieden seinen rastlosen Feldherrn nicht und bedingte sich im 38. Artikel desselben aus, daß dem Fürsten von Orange auf den Grund des madrider Vertrags alle Besitzungen in Frankreich wieder zurückgegeben werden sollten, die ihm Franz I. abgenommen und bisher noch nicht restituirt hatte [5]). Dieser aber zögerte, und als Karl V. unaufhörlich in ihn drang, gab er wenigstens das Fürstenthum Orange wieder her, welches ein kaiserlicher Bevollmächtigter für Philibert in Besitz nahm. Die übrigen Herrschaften des Hauses Chalons in Frankreich jedoch zögerte der König fortwährend, wieder abzutreten, zumal da der Fürst selbst sich von seinem Posten in Italien nicht entfernen konnte. Denn inzwischen hatte sich der Papst mit dem Kaiser völlig ausgesöhnt und Fürst Philibert wurde von ihnen ausersehen, die Florentiner, welche sich während des Papstes Gefangenschaft von der Herrschaft der Mediceer frei gemacht hatten, zu züchtigen und diesem Hause, dem Clemens VII. angehörte, zu unterwerfen. Schon zu Eingange des Jahres 1529 war ihm der kaiserliche Befehl zugegangen, diejenigen Cardinäle, die noch in seinem Gewahrsam waren, freizulassen, und dem heiligen Stuhle nicht nur die noch besetzten Städte zurückzugeben, sondern auch in jeder Hinsicht Schutz und Beistand zu gewähren. Geschah dies auch, so kam ihm die Expedition gegen Florenz jetzt eben nicht gelegen; er unterzog sich dem gemeinschaftlichen Befehle ungern, ließ es auch, nach den Versicherungen Ferreras', den Kaiser merken, und aus andern Quellen wissen wir, daß er seine Unzufriedenheit im Laufe des Feldzugs sogar den Florentinern nicht verbarg. Der Grund dazu ist indessen nicht bekannt. Nach Ranke bezweifelte er die Rechtmäßigkeit der Ansprüche des Papstes auf Florenz, und Brantome will sogar behaupten, Clemens VII. hätte ihm außer der Stadt und dem Gebiete Avignon und der Grafschaft Venaissin noch seine Nichte und wahre Erbin des Hauses Medicis, Katharine, welche Erdtochter

5) Dumont, Corps diplomat. T. V. P. II. p. 14.

Digitized by Google

des Herzogs Lorenz von Medicis war, zur Gemahlin versprochen, damit sein Project eifrig betrieben, nämlich der gedachten Prinzessin Halbbruder Alexander, der ein natürlicher Sohn von Lorenz oder gar vom Papste selbst war, zur erblichen Herrschaft über Florenz verholfen werden sollte. Nun aber war Katharine erst kaum eilf Jahre alt, durch ihre Mutter Magdalena von Boulogne und Auvergne mit dem Könige von Frankreich verwandt und Erbin ansehnlicher Besitzungen daselbst, und Franz I. hatte sie nach Gaillard auch bereits seinem zweiten Sohne Heinrich II., damals noch Herzog von Orleans, zugedacht, wie er sie denn auch mit Begünstigung desselben Papstes vier Jahre darnach wirklich mit diesem vermählte. Wie viel Wahres an jenem Heirathsprojecte des Papstes mit seiner Nichte und Philibert gewesen sein mag, läßt sich in Ermangelung glaubwürdiger Nachrichten nicht bestimmen. Des Kaisers Zustimmung wäre dazu nöthig gewesen, und läßt sich auch der große Unterschied in Jahren an beiden fürstlichen Personen übersehen, so kann doch dabei vorausgesetzt werden, daß Katharina in diesem Falle blos ihre vom Vater geerbten Ansprüche auf Urbino behalten und die mütterlichen ganz und gar verloren haben würde, weil König Franz diese Heirath gewiß nicht begünstigt, so wenig der Kaiser sie als unkluge Verbindung gern gesehen hätte, da sie für ihn eine neue Quelle von Hader mit Frankreich geworden, gleichwie Philibert selbst dadurch weder zur Aussöhnung mit dem Könige Franz, noch zur vollständigen Restitution seines väterlichen Erbtheiles gelangt wäre. Es mag also sein Unmuth gegen erwähnten Feldzug in andern verfehlten Aussichten, oder aber in einem Hasse gegen die Mediceer, wenn nicht im Mitleide mit den Florentinern seinen Grund gehabt haben, während bekannt ist, daß auch der Marchese del Guasto dieselben gern geschont hätte, wenn der kaiserliche Befehl nicht entgegen gewesen wäre.

Wie nun dem auch sei, Philibert bildete zwei Heerhaufen; der eine blieb unter Alarcon zur Bewachung des Königreiches Neapel zurück, wo der Cardinal Colonna einstweilen zum Vicekönig bestellt wurde, den andern führte der Fürst selbst als oberster Feldherr von Aquila, dem Sammelplatze der Truppen, gegen die Florentiner. In Rom, wo er den 31. Juli 1529 eintraf, unterhandelte er lange mit dem zur Eile treibenden Papste wegen Subsidiengelder, Geschütz und Hilfsmannschaft, und als er diese Foderungen zur Genüge erfüllt sah, mußte er dem heiligen Vater noch versprechen, Ispella und Perugia zu erobern und ihm zu unterwerfen. Dies geschah denn auch, Ispella wurde durch einen raschen Angriff bald zur Übergabe gezwungen und Malatesta de' Baglioni, welcher Perugia besetzt hielt, wehrte sich bis zum 10. September, ehe er den Platz übergab. Er erhielt freien Abzug und sogar Erlaubniß, den Florentinern dienen zu können. Hierauf überschritt der Fürst von Orange die toscanische Grenze, nahm Cortona und Arezzo, und erfüllte das ganze Arnothal mit Furcht und Schrecken; alsdann unterwarfen sich ihm Castiglione, Fiorentino, Firenzuola und Scarperia. Inzwischen hielt ihn die Langsamkeit der Sieneser, die ihn mit Geschütz zu unterstützen versprochen hatten, so lange auf, daß die Stadt Florenz sich in den besten Vertheidigungsstand setzen konnte. Indessen bedurfte der Fürst auch noch der Verstärkung in mehrfacher Hinsicht; mit 15,000 Mann hatte er den Feldzug eröffnet, und als er vor Florenz erschien, zählte sein Heer, darunter viele angesehene Italiener, die sich ihm angeschlossen hatten, gegen 40,000 Mann, wovon fast zwei Drittheile zur Belagerung gedachter Stadt und der Rest zur Bezwingung der übrigen toscanischen Plätze und der Streifparteien im Felde verwendet wurde. Lucca und der Kaiser sendeten neben Siena das nöthige Geschütz.

In Florenz lagen 8000 Mann Besatzung und die Festungswerke waren sehr vervollkommnet worden, als die ernsthafte Belagerung Eingangs November begann. Am 10. dieses Monats griff der Fürst von Orange in der Nacht die Stadt zum ersten Male an. Der Versuch blieb ohne Erfolg, glücklicher dagegen war der Angriff auf das kaiserliche Lager in der Nacht des 11. Decembers. Die Kaiserlichen aber nahmen Pietra-Santa, Mutrone, Pistoja, Prato und andere Plätze, während sich daneben im Arnothale und um die Hauptstadt eine Menge kleiner Gefechte fast ununterbrochen entspannen, in welchen sich auf Seiten der Florentiner der Abenteurer Franz von Ferrucci besonders auszeichnete. Bis zum Eingange des Jahres 1530 war Florenz von allen Seiten hart bedrängt; am 5. Mai erfolgte von dieser Stadt aus unter Anführung ebendesselben Baglione Malatesta, der von Perugia hierher hatte frei abziehen dürfen, ein so trefflich geordneter Angriff auf Oraniens Lager, daß dieser zum Weichen würde gezwungen worden sein, wenn die Feinde sich mit mehr Mannschaft, als sie wirklich mit sich führten, versehen hätten. Aus ähnlichen Gründen blieb der Ausfall am 10. Juni ebenfalls ohne Vortheil. Inzwischen hatte Philibert Volterra, Empoli und Lastra nehmen lassen, Borgo.S. Sepolcro fiel ihm am 23. Juni zu, dahingegen ging die Stadt Volterra, deren Festung sich ohnehin noch gehalten hatte, durch Überrumpelung an Ferrucci wieder verloren, und wenn sie auch der Marchese del Guasto und Don Diego de Sarmiento abermals belagerten, mußten sie zu Ende Juni's ihr Vorhaben doch wieder aufgeben. In Florenz selbst waren außer Pest und Hungersnoth noch Spaltungen unter den Häuptern des Volks entstanden; im kaiserlichen Lager stellte sich außer der Geldnoth, weil Fürst Philibert große Summen von den päpstlichen Subsidien an den „geschwinden Spieler" Konrad Heß verlor, auch die alte Zwietracht zwischen Oranien und del Guasto wieder ein. Schrieen die Truppen nach Geld, so kam der Fürst in nicht geringe Verlegenheit. Er war dieses Krieges überdrüssig und sehnte sich, wie Reisner behauptet, nach dessen Ende. Bald aber fand er selbst das Ziel seiner öfters angegriffenen ruhmvollen Laufbahn ganz unerwarteter Weise.

Nachdem die Verstärkung, welche ein Abt der bedrängten Hauptstadt zuführen wollte, von den Kaiserlichen geschlagen worden war, setzten die Florentiner ihre letzte Hoffnung auf den kühnen Ferrucci, der einer Verabredung

Digitized by Google

zufolge, mit einem in verschiedenen Orten zusammengerafften Heerhaufen von etwa 3000 Mann zu Fuß und 4—500 Mann zu Pferde das kaiserliche Lager angreifen, während gleichzeitig ein Ausfall aus der Stadt versucht werden sollte. Eine Krankheit Ferrucci's, den ein Fieber vierzehn Tage lang in Pisa aufhielt, verzögerte die Ausführung dieses Anschlags, der mittlerweile an Oranien verrathen wurde, und Malatesta ließ sich inzwischen auch durch päpstliche Versprechungen soweit gewinnen, daß der verabredete Angriff von der Stadt aus unterblieb. Als nun Philibert den Rücken gedeckt sah, brach er mit überlegener Mannschaft gegen den Abenteurer auf und stieß, nachdem er die mitgenommenen 1000 Spanier aus Groll gegen del Guasto auf dem Marsche wieder in's Lager zurückgeschickt hatte, am 2. Aug. 1530 auf ihn in den Gebirgen Pistoja's bei S. Marzello oder Gavinana [6]). Sofort entspann sich ein hartnäckiger Kampf, während dessen der feindliche linke Flügel, der zuerst angegriffen wurde, die Oberhand zu bekommen drohte: da stellte sich der Fürst von Orange, als er dies bemerkte, an die Spitze der Seinen, drang, durch Wort und Beispiel belebend, hitzig auf den Feind ein und fiel von zwei Büchsenkugeln getroffen im Handgemenge, seine Truppen aber rissen im schweren Kampfe den Feinden den Sieg aus den Händen und nahmen auch ihre Anführer gefangen. Um den gefallenen Fürsten zu rächen, dessen Leiche zur Verbergung des Verlustes von einem seiner Freunde auf dem Schlachtfelde bedeckt worden war, stieß sein Liebling, der Calabrese Maramaldo, den schon schwer verwundeten Ferrucci sofort vollends nieder, Giampaolo degli Orsini ließ er aber am Leben. Das ganze feindliche Heer war vernichtet, und Florenz, aller Hilfe beraubt, ergab sich acht Tage nach diesem Ereignisse. Philibert's Leiche, die vor des Feindes Mishandlungen während des Treffens nicht geschützt werden konnte, wurde aufgesucht und nach Pistoja gebracht. Von da gelangte sie in's Zelt des Marchese del Guasto, welcher, allen Neid unterdrückend, sie unter tiefer Trauer des Heeres in ein benachbartes Karthäuserkloster schaffen ließ, wo sie 14 Tage stehen blieb, und alsdann in einer mit schwarzem Sammet ausgeschlagenen Sänfte in Begleitung der Dienerschaft des Verblichenen über Bologna in die Freigrafschaft Burgund — überall bei feierlichem Empfange in den Städten, welche der Trauerzug berührte — und endlich in die Kirche St. Désiré zu Lons-le-Sauniers, einer seiner Herrschaften, gebracht wurde, wo die Beisetzung auf Anordnung der Fürstinwitwe, Philiberte, mit großen Umständen und vieler Pracht erfolgte. Des Fürsten Herrschaften und Ansprüche gingen zu Folge einer letztwilligen Verfügung, welche er zuerst den 3. Mai 1520 zu Corunna, dann zu Nozeroi den 8. April und zu Brüssel den 24. Sept. 1521 getroffen hatte, auf den einzigen Sohn seiner verstorbenen Schwester, Rainer (Renat) von Nassau über, der auch sofort Besitz davon und von den dem Verstorbenen angeborenen Titeln nahm.

Von Körper groß, stark und rüstig besaß Philibert noch vorzügliche Gewandtheit und Tapferkeit, womit sich tüchtige Feldherrntalente vereinbarten, die ihn unter der Gunst der Umstände gegen die mangelnde Reife der Jahre rasch zu dem Range erhoben, in welchen er sich zuletzt gestellt sah. Sein Lobredner Lapise schlägt seine Tugenden zu hoch an, da er seine Fehler verschweigt. Der junge ruhmbegierige Fürst würde ein großer Feldherr geworden sein, wäre er länger am Leben geblieben. Seine jugendliche Hitze aber bedurfte immer noch einer kaltblütigen Leitung. Während sein Ehrgeiz Zwiespalt und Unverträglichkeit zwischen ihm und seinen Mitbefehlshabern erregte, erhoben ihn seine Leutseligkeit und Freigebigkeit zum Lieblinge der gemeinen Soldaten. Gegen sie verrieth er keinen Stolz, theilte alle Gefahren und alles Ungemach mit ihnen und vergaß sonst im Felde, daß er ihr Oberbefehlshaber war und wurde ebendadurch ein Opfer seiner ritterlichen Tapferkeit. Man gibt ihm große ehrgeizige Plane in den Sinn, deren nur Karl von Bourbon fähig war; erwiesen sind sie aber keineswegs, so wenig sich nachweisen läßt, ob sie denn wirklich auch in ihm zu klarem Bewußtsein und festem Vorsatze gereift waren. Eigennutz ist ihm indessen keineswegs abzusprechen, ergebene Treue und aufrichtiger Dienst gegen den Kaiser hielten ihn aber offenbar in bescheidenen Schranken, daher ihn auch Karl V. in tadelnswerthen Fällen mit Schonung behandelte. Nur im florentiner Kriege, wo er die Vortheile des Hauses Medicis zum Besten eines Bastards erkämpfen sollte und wo seine wahren Bestrebungen noch verhüllt geblieben sind, war er zum Verdrusse des Papstes nicht immer der gewissenhafte und wachsame Feldherr, als welchen er sich außerdem bewährt hatte. Im Übrigen hinterließ Philibert, der unvermählte Fürst, eine natürliche Tochter, Johanna von Chalons, welche Rainer von Nassau mit einem jährlichen Einkommen von 1500 Gulden versorgte [7]). (*B. Röse.*)

PHILIBERTIA. Eine von Kunth (*Humboldt, Bonpland* et *Kunth* nov. gen. et sp. 3. p. 195. t. 230) gestiftete Pflanzengattung aus der zweiten Ordnung der fünften Linné'schen Classe und aus der natürlichen Familie der Asklepiadeen. Char. Die Corolle krug-radförmig, zehnzähnig, mit abwechselnd größern und kleinern Zähnen; die Krone doppelt: die äußere im Grunde der Corolle, ringförmig, ungetheilt, fleischig; die innere auf der Spitze des Gynostegiums, fünfblätterig; das Gynostegium (die Säule, welche die Stempel enthält) oberhalb zweispitzig.

6) Dieses Datum haben die Quellen bei Leo, alle Andere nehmen dafür den 3. August an.

7) Benutzt wurden: *La Pise*, Histoire des Princes et principauté d'Orange. *Brantôme*, Oeuvres complètes, nouvelle édition. 1822. T. I. *du Bellay*, Commentarii de rebus Gallicis. Historia Herrn Georgen vnnd Herrn Caspars von Frundsberg, von Xb. Reißner (Frankfurt 1572). *Gaillard*, Histoire de François I., roi de France. T. I—III. *Ferreras*, Histoire générale d'Espagne, T. IX. Robertson's Geschichte Kaisers Karl V. 2. Band. *Leti*, La vie de l'Empereur Charles V. T. I. Arnoldi's Geschichte der oranien-nassauischen Länder ꝛc. 2. Band und Münch's Geschichte des Hauses Nassau-Oranien. 3. Band nebst Leo's Geschichte der italienischen Staaten 5. Band und Ranke's teutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation. 2. u. 3. Band.

Digitized by Google

Die einzige Art, Ph. solanoides *Kunth* (l. c.), ist ein im tropischen Südamerika einheimischer, sich windender Strauch mit gegenüberstehenden, herzförmig-ablangen, unten wolligen Blättern und doldenförmigen, zottigen, weißen Blüthen. (*A. Sprengel.*)

PHILIDOR, ein Beiname der musikalischen Familie Danican, die vorzüglich um 1700 in Paris blühete. Die meisten derselben standen in königlichen Diensten.

André Michel Danican, aus der Dauphiné gebürtig, um 1620 unter Ludwig XIII. Hoboist und Kammermusiker. Diesem wurde der Name Philidor auf folgende Weise zu Theil. Der König hatte auf seinen Reisen einen Meister auf der Oboe, Namens Philidor, gehört, der vorzüglichen Eindruck auf ihn gemacht hatte. Als er darauf in Paris seinen Hoboisten Danican hörte, soll er ausgerufen haben: Ich habe einen zweiten Philidor gefunden! Seitdem führte diese Künstlerfamilie den Ehrennamen fort. Dieser Mann hatte zwei Söhne, die sich beide in der Kunst auszeichneten. Der älteste,

André Michel Danican-Philidor, war Meister auf dem Fagott und gleichfalls königlicher Kammermusiker, welcher mehre Werke für sein Instrument stechen ließ und Ludwig XIV. widmete. Seine Stelle an der Kapelle erhielt er 1658 und wurde 1716 mit einer Pension in den Ruhestand gesetzt. Er begab sich nach Dreux und verheirathete sich daselbst zum zweiten Male, aus welcher Ehe viele Kinder hervorgingen. In der ersten Ehe hatte er drei Söhne, die alle Musiker wurden. Unter diesen zeichnete sich der älteste aus

Anne Danican-Philidor, welcher an der königlichen Kapelle als Flötenbläser angestellt wurde, setzte auch Vieles für sein Instrument. Am merkwürdigsten hat er sich durch Gründung des Concert spirituel in Paris gemacht, welches er mit königlicher Bewilligung 1726 stiftete. In ihrem Beginn waren diese Concerte wirklich geistliche, ja es war die Erlaubniß dazu nur unter der Bedingung gegeben worden, daß eben nur geistliche Musik in ihnen zur Darstellung gebracht werden dürfe; dazu stand das Concert spirituel unter der Akademie der Musik, oder der Direction der Oper, welcher der Unternehmer der geistlichen Concerte jährlich 6000 Liv. zu entrichten hatte, eine Abgabe, auf welche fortwährend gedrungen wurde. Der Begründer dieser Concerte, welcher seinen Freibrief dazu am 17. März 1725 ausgefertigt erhalten hatte, übergab die Einrichtung schon 1728 den Herren Simard und Monret, welcher Letztere von dem Unternehmer der Anstalt zum Musikdirector gewählt wurde. Dabei aber, daß nur geistliche Musik hier aufgeführt werden sollte, blieb es nicht lange; immer mehr wich man nach und nach von dieser Bestimmung ab, sodaß das Concert spirituel nach den Zeiten der Revolution allen andern gewöhnlichen Concerten in Hinsicht auf die Wahl der vorzutragenden Stücke so ziemlich gleich ward.

François Danican-Philidor wird von Walther als Componist zweier Musikalienhefte für die Flöte genannt, die zu Paris veröffentlicht wurden. Wahrscheinlich ist er ein Bruder des vorigen, ein Sohn der ersten Ehe des zweiten unter den hier genannten.

André Danican-Philidor, ein Sohn zweiter Ehe des Fagottisten Michel Philidor, war geboren zu Dreux am 7. Sept. 1726. Als Kapellknabe (Page de la Musique) empfing er Unterricht vom Kapellmeister Cumbra, hatte schon 1737 das Glück, eine Motette seiner Composition vor dem Hofe aufgeführt zu hören, welche des Königs Beifall erhielt. Aus der Schule entlassen erwarb er sich seinen Unterhalt mit Stundengeben und Notenabschreiben in Paris. Jedes Jahr wandte er sich an den Hof zu Versailles und ließ dort eine seiner neuen Motetten hören. Man fand seine Fortschritte bedeutend. Zeichnete er sich nun immer mehr in der Tonkunst aus, so machte er sich doch auch noch durch eine große Meisterschaft im Schachspiele bemerkenswerth. Er entschloß sich daher 1745 zu einer großen Kunstreise, auf welcher er sich als Musiker und als Schachspieler zugleich sehen und hören lassen wollte. Holland, England und Teutschland wurden mit Gewinn von ihm besucht. In London gewann er Geld als Schachspieler und Musiker; besonders durch den Druck seines Werkes 1749: Analyse des échecs, auf welches man sehr zahlreich unterschrieb. In Teutschland, namentlich in Berlin, wo er nur als Schachspieler sich bewundern ließ, indem er drei Spiele gegen Meister zu gleicher Zeit, und zwar mit verbundenen Augen gewann, bildete er sich durch Anhören und Studiren teutscher Werke; ja er soll nach Andern sogar den Satz dort gründlich studirt haben. Erst im J. 1754 kehrte er nach Frankreich zurück, wandte sich abermals an den Hof und ließ zu Versailles ein Lauda Jerusalem aufführen. Der Geschmack der Königin hatte aber den Hof nur für französische Compositionsart umgestimmt, und da man sein Werk mehr in italienischer Manier componirt fand, schüttelte man den Kopf und ließ ihn unbeachtet. Diese Misstimmung gegen ihn hielt eine gute Zeit lang an, denn als er 1757 dem damaligen Operndirector Rebel eine Oper seiner Arbeit übergab, lieferte ihm dieser das Stück bald wieder in seine Hände mit der Bemerkung, man wolle keine Arien in die Oper eingeführt haben. Und grade einige Arien, die er zu den Pilgern von Mekka für die komische Oper gesetzt hatte, schlugen im J. 1758 so durch, daß der Director Corbi ihm die Composition einer ganzen Oper übertrug, Blaise le Savetier, welches Werk 1759 lebhaften Antheil erregte (nach Gerber). L'Huitre et les Plaideurs folgte noch in demselben Jahre; le Soldat Magicien, 1760; le Jardinier et son Seigneur, 1761; le Maréchal ferrant, 1761, welcher außerordentlichen Beifall fand und über 100 Mal hinter einander gegeben wurde; Sancho Pança, 1762; le Bucheron, 1763 und in demselben Jahre les Fêtes de la Paix; le Sorcier, 1764; Tom-Joues, 1765, Anfangs ausgepfiffen, darauf gern gehört und geschätzt; Ernelinde, 1767, im großen Opernhause aufgeführt. Das Buch von Poinsinet war schlecht, und der damals viel geltende blinde Marquis von Senneterre hielt die Musik für ganz vortrefflich, nur an eine ärmliche Reimerei verschwendet. La

Digitized by Google

Borde, dem freilich nicht in Allem zu vertrauen ist, behauptet, diese Oper habe den rechten Zeitpunkt der Veränderung des Geschmacks auf diesem Theater herbeigeführt, sodaß die neue Compositionsart, welche die fremden Professeurs in der Folge auf dieses Theater gebracht, nichts Anderes sei, als eine Nachahmung Philidor's. Man sieht wenigstens aus dieser leicht erklärbaren Behauptung, warum mehre spätere Franzosen auf diese Oper (mit dem schlechten Buche) soviel hielten. Im J. 1769 wendete sich André Philidor wieder dem italienischen Theater zu und brachte le Jardinier de Sidon; le Jardinier supposé, 1770; la nouvelle Ecole des Femmes. 1771; le bon Fils, 1772; le Navigateur, 1773; les Femmes vengées, 1775. — Dabei pflegte der Mann auf Kosten eines Schachclubs in London jährlich eine Reise dorthin zu thun, welche Gelegenheit er nie versäumte, der Hauptstadt der Insel seine Composition in einem großen Concerte vorzuführen, wovon er bedeutenden Nutzen zog. Im J. 1779 ließ er dort sein anderwärts bereits aufgeführtes und wohl aufgenommenes Carmen seculare zu Gehör dringen, welches noch 1787 zu Paris in Partitur herauskam, desgleichen seine kleine Operette: La belle Esclave. — Seine Oper Persée gelangte in Paris 1780 zur Darstellung; Zemire et Melide zu Fontainebleau; l'Amitié au Village, 1785; Themistocle (ernst) 1786. Von diesen Opern, welche alle (nach Gerber's Angabe) zu Paris in Partitur gestochen worden sind (?), wurden auf teutschen Theatern übersetzt gegeben: der Hufschmied; der Gärtner von Sidon; der Soldat als Zauberer; Tom Jones; Hanns der Schuhflicker; der verkleidete Gärtner; Sancho Pansa; der erste Schiffer. — Übrigens unternahm der als Schachspieler berühmte Mann auch im J. 1795 noch seine jährliche Reise nach London und siegte in seinem Schachclub noch über zwei der besten dortigen Spieler, gegen welche er zu gleicher Zeit mit verbundenen Augen zog. Da man ihm aber auf der Polizei den Paß zur Rückreise verweigerte, weil man ihn für politisch verdächtig hielt, konnte wol der Unwille, den er darüber empfand, seinen Tod in London beschleunigen. Er starb daselbst am 31. Aug. 1795. — Im nächsten Jahre, 1796, wurde in Paris seine noch nicht zu Gehör gebrachte Oper, Bellsaire, unter Gretry's Direction, aufgeführt. — Die Urtheile über ihn sind sehr verschieden. Edeling in seiner musikalischen Bibliothek (hamburg. Unterhaltungen) sagt: Philidor, der in Berlin die Musik studirt hatte, und die italienische ebenso gut kannte, suchte seinen Nationalgeschmack zu verbessern, ohne ihm das Eigenthümliche zu nehmen. Er bearbeitete seine Arien in einer freiern Manier und nicht nach dem gewöhnlichen italienischen Leisten. Reichthum an Einfällen, stark und feurig in Gemälden und angenehm in seinen Melodien, zeichnen seine gute Seite. Was an ihm misfällt, ist, daß er sich manchmal vom Dichter verleiten läßt, ins Spielende zu fallen, öfter unverständliche Verwirrung seiner Stimmen in Terzetten und Chören, und sein syllabarisches Geplaudere in komischen Arien. Gerber selbst dagegen, nicht in seinem Lexikon der Tonkünstler, weder dem alten, noch dem neuen, sondern im 16. Jahrg. der allgem. musikal. Zeitung. S. 875, schreibt über ihn so: Statt daß die meisten Componisten heutiges Tages die Kirchenmusik zur Theatermusik herabziehen, schrieb dieser Künstler seine Operetten im Kirchenstyle; seine fugirten Finalen muß man wenigstens in Ehren halten. — Zuviel ist, wenn es in neuern Werken heißt: Er ist mit Duni, Monsigny und Gretry als Begründer der französischen komischen Oper zu betrachten, ein Vorbild (?) der besten teutschen Componisten. — Busby im 2. Th. s. Geschichte. S. 352 (Übers. von Michaelis) läßt sich so vernehmen: Philidor und Monsigny waren in dem gewagten Unternehmen, den französischen Styl mit dem italienischen zu vereinigen, so glücklich, eine Anzahl ihrer derartigen Opern auf das italienische Theater zu bringen und mit Beifall aufgenommen zu sehen. Im J. 1770 (etwas ungenau) bewies Philidor's Ernelinde seine Fähigkeit, den alten französischen Opernstyl zu verlassen (war schon früher und selbst in frühern Opern geschehen). Sein geschwindes Tempo der Recitative und die lebhaften Arien (im italienischen Geschmacke), mit denen er die Auftritte schloß, gewannen allmälig seine Zuhörer und erregten bei der Wiederholung des Stückes großen Beifall. — Aus allen diesen Urtheilen ergibt sich, daß er zu den Männern gehört, die starken Antheil an einer nothwendigen Umwandlung des französischen Geschmacks in der Musik hatten, der sich jedoch in einer so bewegten Zeit, wie die damalige, vorzüglich in Frankreich, noch lange nicht feststetzen konnte. — Die Frau André Philidor's, eine gebornе Richer, deren Vater Componist und deren Brüder Musiker waren, blühete um 1770 als eine ausgezeichnete Sängerin am Concert spirituel.

Pierre Danican-Philidor, der zweite Sohn des ältesten André Michel Danican, des Oboisten, welcher den Beinamen Philidor erhielt. Auch Pierre war Meister auf der Oboe und königlicher Kammermusiker, dem gleichfalls Compositionen, namentlich für die Flöte, zugeschrieben werden. Seine beiden Söhne, einer als Fagottist, der andere als Oboist, waren mit ihm an der königlichen Kapelle. Der vorher genannte François wird von Manchen für seinen Sohn genommen und ihm, oder dem Vater noch die Composition eines Pastorale und l'Amour vainqueur, zugetheilt. Eine genauere Untersuchung dieser nicht sehr einflußreichen Dinge für die Geschichte der Musik überlassen wir denen, die den Quellen nahe leben. Indessen ist es unsere Pflicht, die von dem Berichteten abweichenden Darstellungen anzugeben, welche *F. J. Fétis* in T. VII. p. 222 — 227 seiner Biographie universelle des Musiciens (1841) bekannt gemacht hat, um deren Bestätigung oder Berichtigung sich Bottée de Toulmon, jetziger Bibliothekar des Conservatoriums der Musik zu Paris, ein neues Verdienst erwerben könnte, damit die immer noch hin und wieder scheinbaren Unsicherheiten gehörig ausgeglichen würden. Wir behalten die Reihenfolge des Herrn Fétis bei, wobei wir die von dem Vorigen abweichenden Behauptungen besonders hervorheben.

Der Stammvater dieser Familie hat keine veränderte Angabe erlitten. Dagegen wird der älteste Sohn derselben Michel genannt, geboren zu Paris um 1635, welcher um 1658 als Hoboist, wie der Vater, an der

königlichen Kapelle stand. Ihm werden, nach der handschriftlichen Sammlung seines zweiten Bruders, die Compositionen eines Ballets: Diane et Endymion, und zweier Opern: La princesse de Crète, und le Mariage de la grosse Cateau zugeschrieben. Er hatte zwei Söhne, Michel (also der dritte Michel) und François, und eine Tochter, Fanchon, welche als königliche Sängerin frühzeitig starb. La Borde hat sich in seinen Angaben Verwechselungen zu Schulden kommen lassen. Der Bruder Michel (des Zweiten) wird

André genannt, seit etwa 1671 königlicher Violist (Violaspieler), wurde um 1703 für einen Veteran erklärt und erhielt den Titel eines königlichen Noteur und Aufsehers der Musik der Kapelle und der königlichen Kammer, starb zu Versailles 1727. Wichtig für Geschichte der Musik wird seine handschriftliche Sammlung von Musikwerken genannt, die er Ludwig XIV. widmete, welche in die Bibliothek des pariser Conservatoriums der Musik gekommen ist, wovon leider mehre Bände verloren gegangen sind. Alles steht in Partitur mit Anzeige der Instrumente. Der Inhalt wird angegeben und auf ausführlichere Notizen im 10. Bande der Revue musicale p. 9—13 verwiesen. Der Mann hatte zwei Söhne: Pierre und Jacques.

Michel (also der Dritte dieses Namens), ältester Sohn Michel des Zweiten, geb. zu Paris um 1675. Dieser war der Fagottist, in seinem 18. Jahre in der Kapelle als solcher angestellt und 1702 zum königlichen Kammermusikus ernannt. In Pension gesetzt 1724, ließ er sich in Dreux nieder, wo er sich zum zweiten Male verheirathete, aus welcher Ehe ihm der nachmals berühmte François André geboren wurde. Aus der ersten Ehe hatte er drei Söhne, nämlich Anne, und zwei andere, davon einer Paukenschläger in der Kapelle war, und der letzte ein unbedeutender Fagottist, welcher frühzeitig an einer Brustkrankheit starb. — Der Vater Michel componirte ein Pastorale, dessen Balletmusik zu Amsterdam 1703 bei Stephan Roger herausgegeben wurde unter dem Titel: L'Amour vainqueur, pastorale, chantée devant S. M. le 13. Août 1702, composée par le fils aîné de Philidor aîné. Einige andere Compositionen desselben befinden sich im 35. Bd. der Sammlung seines Onkels. Gestochen wurde noch ein Heft Stücke für Fagott zu Paris. Er starb in Dreux um 1730.

François, der jüngere Bruder Michel des Dritten, war Flötist an der Kapelle Ludwig's XIV., und hat zwei Hefte Sätze für sein Instrument zu Paris herausgegeben; auch in der Sammlung seines Onkels befinden sich einige Stücke von ihm. Wahrscheinlich starb er vor 1720.

Pierre, ältester Sohn des André, Bratschist an der königlichen Kapelle seit 1722, und componirte Einiges, was sich in der Sammlung seines Vaters findet, gab auch ein Heft Flötensonaten (Duetten) heraus. Sein Bruder Jacques war 1722 königlicher Hoboist; von seinen Compositionen kennt man Nichts.

Anne, ältester Sohn Michel's des Dritten, geb. zu Paris gegen 1700, componirte sehr früh Balletmusik, welche in der Sammlung seines Onkels stehet; 1722 in die königliche Kapelle versetzt, als Bratschist. Im J. 1725 hatte er den Plan, das Concert spirituel (religiöse und Instrumentalmusik) zu errichten, was den Beifall des Hofes fand; er erhielt die Vergünstigung unter der Bedingung, der großen Oper jährlich 6000 Livres zu zahlen, in einem der Säle des Schlosses der Tuilerien. Das erste fand am Palmsonntage am 18. März 1725 statt. Dies Privilegium trat er der Académie royale de musique für eine beträchtliche Summe 1728 ab.

Es folgt nun François André, der Sohn Michel des Dritten aus der zweiten Ehe, geb. zu Dreux am 7. Sept. 1727 (oder nach Andern 1726). Alle bisherigen Nachrichten über ihn, nach La Borde, werden mit Irrthümern untermischt angegeben, welche nun berichtigt werden sollen (das Richtige werden wir übergehen). Mit der so frühzeitig componirten Motette ist es Nichts, weil vor dem zehnten Jahre Niemand in die Schule der Pagen aufgenommen wurde; Campra würde auch eine Motette eines zehnjährigen Knaben nicht zur Aufführung gelassen haben. Ob er schon 1745 als Schachspieler habe reisen wollen, ist ebenfalls ungewiß, da er erst in Holland sein Talent dafür recht ausbildete. Binnen 16 Jahren seit seinem Austritt aus der Schule that er Nichts für die Kunst, die ihm auch wenig äußere Gunst erwies, sodaß er vielleicht nicht blos seine Lust, sondern auch seinen Gewinn im Schachspiele suchte. Der in London nach La Borde (einem Schüler André Philidor's) 1749 herausgegebenen Analyse du jeu d'échecs widerspricht Fétis, weil er eine so frühe Ausgabe trotz aller Mühe nicht vorfand. Aus wichtigern Gründen erscheint ihm die Composition der Ode Dryden's über die Macht der Harmonie 1753 fabelhaft, weil weder Burney, noch die übrigen Schriftsteller Englands auch nur das Geringste davon erwähnen, so sehr sie übrigens nach den unbedeutendsten Notizen haschen. Fétis findet es viel wahrscheinlicher, André habe sich damals nach Holland zurückgezogen, um sich der Schulden wegen vor seinen Gläubigern zu retten. Die nach Philidor's Rückkehr nach Paris (im Novbr. 1754) für die komische Oper les Pèlerins de la Mecque 1758 componirten wenigen Sätze werden gleichfalls zu den Erfindungen oder Irrungen La Borde's gerechnet, weil in diesem Jahre auf keinem Theater in Paris eine Oper dieses Namens aufgeführt worden sei. André's erstes theatralisches Werk war also Blaise le savetier (aufgeführt am 9. März 1759). Selbst seine 1766 geschriebene Messe, welche am Jahrestage der Todtenfeier Rameau's aufgeführt wurde, fand man sehr schön. — André reiste 1777 nach London und ließ dort seine Abhandlung über das Schachspiel drucken, welche Fétis für die erste Ausgabe hält, nach welcher später so viele Übersetzungen gemacht wurden. — Sein Carmen saeculare des Horaz (1779) ist geringer, als seine bessern Opern. Vor Allen bleiben uns die drei Michel des Herrn Fétis, statt der gewöhnlichen zwei, zweifelhaft. (*G. W. Fink.*)

PHILINAS, einer der funfzig Söhne des Ägyptos, nach *Hygin.* Fab. 170. (*H.*)

PHILINE (Φιλίνη) ist wie Philinna, Philinnion und Philinnis ein bei den Griechen öfters vorkommender

Frauenname; wir heben nur hervor die Tänzerin Philinna oder Philine aus Larissa in Thessalien, mit welcher der König Philipp von Macedonien den Aridäus zeugte (*Athen.* XIII, 557 c. 578 a. *Photius* bibl. LXIV, 23) und die Philine die Mutter des Dichters Theokrit (*Theocr.* ep. 3). Auch hat der Komiker Axionikos eine Komödie unter dem Titel Philinna, und der Verfasser von Parodien Hegemon aus Thasos eine antiker Form sich anschließende Komödie Philine geschrieben. (*H.*)

PHILINOS von Agrigent (Φιλῖνος ὁ Ἀκραγαντῖνος), der den Feldzug des Hannibal gegen Rom mitmachte, hatte die Kriege Carthago's gegen Rom mit einseitiger Vorliebe für jenen Staat geschrieben, wie sein Zeitgenosse Fabius für Rom. Polybius erwähnt seines Werkes und charakterisirt dasselbe Hist. I. c. 14 und 15, wo unter Andern διὰ γὰρ τὴν ἄγνοιαν καὶ τὴν ὕλην εὐνοιαν Φιλίνῳ μὲν πάντα δοκοῦσιν οἱ Καρχηδόνιοι πεπράχθαι φρονίμως, καλῶς, ἀνδρωδῶς, οἱ δὲ Ῥωμαῖοι τἀναντία, Φαβίῳ δὲ τοὔμπαλιν τούτων. Die Beispiele des c. 15 beweisen das allerdings hinlänglich; Philinus hatte im Eingange des zweiten Buches die Belagerung von Messana durch Carthaginenser und Syrakusaner beschrieben und behauptet, die Römer seien bei wiederholten Ausfällen geschlagen worden, womit aber der nun folgende Rückzug jener beiden Mächte und die Fortschritte der Römer im grellsten Widerspruche standen: und so, setzt Polybius hinzu, lasse sich Philinus durch das ganze Werk hindurch finden. Ein anderes Beispiel gibt Polybius (III, 26), wo der Inhalt des zwischen Carthago und Rom geschlossenen Vertrages nach Philinus der ist, daß die Römer Sicilien, die Carthaginenser aber Italien unberührt lassen sollen, die Römer aber diesen Bund dadurch brechen, daß sie nach Sicilien übersetzen. Andere Citate dieses Historikers sind bei Diodor (Lib. XXIII, S. ed. Bip.), wo Philinus für die Angaben über den Bestand des Heeres genannt wird, mit welchem Hanno nach Sicilien übersetzt, und Lib. XXIV, 3, wo derselbe den Verlust der Carthaginenser bei einer Seeschlacht größer als Andere angegeben hatte. Endlich schreibt Cornelius Nepos (vit. Annib. c. 13): Hujus (Annibalis) bella gesta multi memoriae prodiderunt, sed ex his duo, qui cum eo in castris fuerunt simulque vixerunt, quamdiu fortuna passa est, Philaenius et Sosilus Lacedaemonius. Atque hoc Sosilo Annibal literarum graecarum usus est doctore. Diesen Sosilus fertigt Polybius sehr kurz ab (III, 20, 5); daß aber bei Cornelius Nepos Philinus zu lesen, hat schon Ger. Jo. Vossius gesehen. Derselbe findet, wie Niebuhr (R. Gesch. 3. Th. S. 672), den Grund der Feindseligkeit des Philinus gegen die Römer in dem Schicksale Agrigents, seiner Vaterstadt, obwol es näher läge, diesen Grund in dem nahen Verhältnisse des Griechen zum Hannibal zu finden, dessen Siegeslaufbahn er als Augenzeuge mitmachte und dessen Thaten er vermuthlich beschrieb, als das Schicksal noch nicht für Rom entschieden hatte (simulque vixerunt quamdiu fortuna passa est). Wie Vieles sonst noch aus dem jedenfalls sehr beachtenswerthen Geschichtswerke des Philinus in die Tradition übergegangen, läßt sich nicht ermessen; nur daß hin und wieder, besonders bei Diodor, der einseitig parteiische Eifer für Carthago seinen Urheber verräth, wie z. B. in Diodor's Erzählung (XXIV. Exc. 2) von der ganz unmenschlichen Wuth der Familie des Regulus gegen die punischen Gefangenen (vergl. Niebuhr, R. Gesch. 3. Th. S. 706). Demselben Philinus schreibt Müller (Fragm. Hist. Gr. p. XLVIII) die Schrift περὶ Φοινίκης zu, die bei Suidas (v. Φίλιστος ἢ Φίλιστος) erwähnt wird und dem Philistos allerdings wol nicht gehört hat. Jenes geschichtliche Werk mag etwa aus drei Büchern bestanden haben, von welchen das erste beim Timäus anknüpfte, das zweite den ersten und ein drittes vielleicht die Thatsachen des zweiten punischen Krieges beschrieb.

Ein attischer Redner Philinus, Zeitgenoß des Demosthenes und Lykurg, wird erwähnt bei Demosthenes (c. Midiam p. 566. §. 161): καὶ συντριήραρχος ἦν μοι Φιλῖνος ὁ Νικοστράτου. Harpokration kennt drei Reden von ihm: 1) Die gegen einen Vorschlag Lykurg's (s. *Nissen*, De Lycurgo. p. 84 sq.) gerichtete πρὸς Σοφοκλέους καὶ Εὐριπίδου εἰκόνας, v. Ἑστιατικά. 2) Eine Rede gegen Dorotheos, welche auch dem Hyperides zugeschrieben wurde, v. ἐπὶ κόρῃς. 3) Κροκωνιδῶν διαδικασία πρὸς Κοιρωνίδας, v. Κοιρωνίδαι (vergl. *Athen.* X. p. 425 B), welche letztere von Andern dem Lykurg zugeschrieben wurde. Bei *Clem. Alex.* Strom. VI. p. 266 *Sylb.* wird der Eingang einer Rede von ihm angeführt, der dem einer Demosthenischen Rede sehr ähnlich ist; vergl. *Ruhnken*, Hist. cr. p. 75 sq. Westermann, Gesch. der griechischen Beredsamkeit. §. 54, 29.

Noch ein anderer Philinus, der über Pflanzengeschichte geschrieben zu haben scheint, wird bei *Athen.* XV. p. 681 F. und 682 A genannt *). (*Preller.*)

Mehre andere dieses Namens, die grade nicht schriftstellerisch bedeutend waren, nennt Pape im Wörterbuche der griechischen Eigennamen i. W. (*H.*)

PHILIOS. 1) Beiname des Zeus als Beschützers der Freundschaft, der unter diesem Namen in Megalopolis verehrt wurde; s. *Paus.* VIII, 31. 2) Eigenname mehrer Personen, z. B. wird ein Philios Sohn des Aristonikos aus Kypros in einem Epigramm genannt. (*H.*)

PHILIPP. Die der alten Geschichte angehörigen Personen dieses Namens suche man unter Philippos und Philippus.

I. Kaiser. Philipp von Schwaben, der jüngste Sohn des Kaisers Friedrich I. und der Beatrix, der Tochter des Grafen Rainald von Burgund, war, wie Albert von Stade [1]) sagt, noch ein kleiner Scholare, als seine

*) Nicht zu entscheiden ist, welchem Φιλῖνος das Citat bei Cramer (Anecd. Oxon. p. 82, 8 Φιλῖνος δὲ πᾶσαν ὥραν τῆς νυκτὸς ἀμοιγὸν εἶπε κτλ. gehört.

1) Chronicon ap. *Schilterum*, Script. Rer. Germ. p. 290. Mit Albert von Stade stimmt Guntherus Ligurinus, welcher sein poetisches Werk über die Thaten des Kaisers Friedrich I. kurz nach dem im J. 1177 geschlossenen venetianischen Frieden verfaßte, und dieses innerhalb fünf Monaten ausgearbeitete Werk sowol dem Kaiser als dessen sämmtlichen Söhnen ungefähr um die Jahre 1178 bis 1184, oder auch noch etwas später, zueignete, und Philipp (Lib. I.

Mutter im J. 1185 ſtarb. Da ihn ſein Vater zum Geiſtlichen beſtimmte, ſo iſt das gleichzeitige Gerücht nicht unwahrſcheinlich, daß er die Abſicht mit ihm hatte, ihn auf den päpſtlichen Stuhl zu ſetzen, oder durch ſeinen Nachfolger im Kaiſerthume ſetzen zu laſſen; hierdurch würde allerdings das hohenſtaufiſche Haus auf den höchſten Punkt der Macht, den es erreichen konnte, geſtellt worden ſein. Philipp war Kleriker, aber ohne Weihe [2])! Zu ſeinem Unterhalte wurden ihm mehre eingezogene Krongüter und Güter, welche von Biſchöfen und Äbten zu Lehen gingen, angewieſen [3]). Er ward von ſeinem älteſten Bruder, dem Kaiſer Heinrich VI., als dieſer nach Apulien heerfahrtete, um von da aus Sicilien zu erobern, dahin mitgenommen [4]). Im Palaſte von Palermo fand man Irene'n, die Tochter des Kaiſers Iſaak von Conſtantinopel, Witwe Roger's, des älteſten Sohns des Uſurpators Tankred. Philipp verliebte ſich in ſie [5]). Kaiſer Heinrich VI. gab ſie dieſem ſeinem Bruder zur Frau und ihm zu Lehen Spoleto und Toscana und die ganze Herrſchaft der Mathildis. Beides geſchah im J. 1195 [6]). Als Herzog von Toscana belagerte Philipp den 1. Juli des genannten Jahres Perugia [7]). Als Herzog Konrad von Schwaben im J. 1196 ſtarb, gab ſein Bruder, der Kaiſer Heinrich, Philippen das Herzogthum Schwaben, und ſandte ihn von Toscana nach Teutſchland. Als Philipp nach Schwaben kam, feierte er zu Pfingſten bei Augsburg an dem Gunzinlech geheißenen Orte ein großes Feſt, auf welchem er das Schwert nahm, oder mit andern Worten waffenfähig gemacht oder zum Ritter geſchlagen ward und hierauf herrlich ſeine Hochzeit mit Irenen beging [8]). Von ſeinem Bruder, dem Kaiſer, ward er berufen, daß er aus Italien des Kaiſers Sohn, Friedrich, nach Teutſchland führen ſollte, damit er, welcher von den Fürſten zum Könige gewählt war, von dem Erzbiſchof von Cöln geſalbt würde [9]). Philipp übertrug ſeine Geſchäfte im Betreff des ganzen Herzogthums Schwaben dem Biſchof Diethelm von Conſtanz. Seiner Gemahlin Irene gab er ihren Sitz auf der Burg Schweinhauſen, nahm 300 Panzer oder Ritter zu ſich, und überſtieg die Alpen. Als er bis nach Rom gekommen, hörte er, daß ſein Bruder, der Kaiſer, geſtorben, und kehrte nach Toscana [10]) zurück. Hier weilte er, damit ſich die Seinigen erholen möchten, auf dem bei Viterbo gelegenen Schloſſe Mons Flasci (Monteſiascone), wo er von dem Tode ſeines Bruders ſichere Nachricht erhielt. Über Heinrich's VI. Tod frohlockte man in Italien. Philipp und ſeine Leute hatten große Nachſtellungen zu erdulden. Es brach in jenen Gegenden ein Aufruhr, vornehmlich gegen die in Italien befindlichen Teutſchen, aus. Daher wurden ſelbſt in dem genannten Schloſſe einige von dem Geſinde des Herzogs Philipp, namentlich ein Dienſtmann, Friedrich Edler von Tanne, erſchlagen. Philipp konnte wegen der feindſeligen Geſinnungen der Italiener das Geſchäft, ſeinen Neffen nach Teutſchland zu führen, nicht ausführen, ſondern der Knabe blieb in Sicilien zurück. Nicht ohne große Gefahr entkamen Philipp und ſeine Schar aus Italien, welches er eilig verließ. Zunächſt begab er ſich nach Augsburg. Nach Teutſchland zurückgekehrt bemühte er ſich durch Briefe und ſeine Geſandten bei allen Reichsfürſten ſehr, daß ſie den jungen Kaiſersſohn Friedrich, welchem ſie bereits Treue geſchworen, zum Könige und ihn (Philipp), den Vatersbruder deſſelben, zu deſſen Vormunde haben möchten. Aber ſie antworteten: „Wir haben ihm geſchworen, als er noch nicht getauft war, und daher brauchen wir den Eid nicht zu halten [11]). Und wie kann auch ein Kind König ſein? Auch hatten wir ihn darum nur zu unſerm Könige gewählt, damit wir nicht mit ſeinem Vater, unſerm Oberherrn, zerfallen möchten." Unter dieſen Umſtänden mißglückte es Philippen, die Reichsfürſten zu bewegen, daß ſie den jungen Friedrich zum Herrn und Könige, und ihn zum Vormunde deſſelben, bis er zum geſetzlichen Alter käme, haben möchten. Die Fürſten beſtanden hartnäckig auf der Wahl eines An-

---

ep. *Reuberum*, Veter. Scriptt. ex edit. *Joannis* p. 452) auf folgende Weiſe anredet:

Ultima magnifici, sed non minus inclita proles
Principis, oblatum pueritii suscipe dextra
Munus, et his gaudens allude Philippe libellis,
Quod tibi venturi promittere nomen honoris
Rite queam: Comitemne vocem, Regemne, Ducemne,
Pontificemne magis: si quippe est fama, verendum
Disposuisse patrem: cujus praesagia nunquam
Fellere fata solent, rerumve incognitus ordo,
Quidquid eris, nobis jam magnus es atque verendus,
Jam te non puerum, sed sacre tempora mitra
Velatum celsa residentem fingo cathedra.

Daher können die Inſchriften alter Grabſteine, nach welchen Philipp 45 Jahre alt geweſen, als er im J. 1208 ermordet ward, nicht gleichzeitig oder rückſichtlich überhaupt nicht echt ſein, denn dieſer Angabe nach wäre Philipp ſchon im J. 1163 geboren worden, wie Girolamo Bardi (Vittorie Navale, ottenuta dalla Republica Venetiana, contro Othone, figliuolo di Frederico imperadore, per le restitutione di Alessandro Terzo, Pontifice Massimo venuto a Venetia [in Venetia 1584.] p. 40 e 41) aufſtellt.

2) Laudunense Chronicon ap. *Bouquet*, Recueil des historiens des Gaules et de la France. p. 707. 3) Vergl. v. Rünau, Leben und Thaten Friedrich's I. S. 211. 212 und v. Raumer, Geſchichte der Hohenſtaufen. 2. Aufl. 2. Bd. S. 228. 229. 4) Chronographus Weingartensis, De Romanis Imperatoribus. Ex MS. Codice exeuntis saeculi XII. ap. *Hess*; Monumentorum Gueificorum Pars Historica. p. 69. 5) Poetiſcher geſtaltet es Petrus d'Ebulo (Carmen de Motibus Siculis. p. 132), welcher Roger's Mutter ſagen läßt:

Nec mihi Graeca Nurus prodest, dulcissime fili,
Quam nec adhuc viso fronte Philippus amet.

Unbegründet iſt die Annahme eines Neuern, daß Kaiſer Iſaak Angelus von Conſtantinopel, als er im J. 1190 Frieden mit dem auf ſeinem Kreuzzuge ſich befindenden Kaiſer Friedrich I. ſchloß, ſeine Tochter mit Philipp, dem Sohne des Kaiſers Friedrich, verlobt habe: ſ. v. Raumer a. a. O. 2. Bd. S. 438. 6) Chronographus Weingertensis. p. 69. 70. 7) Chronicon Urspergense. (Argentorati 1609.) p. 232.

8) ſ. v. Raumer a. a. O. 2. Bd. S. 577. 9) Chronographus Weingartensis. p. 70. *Otto de S. Blasio*, Chronicon. c. 44 ap. *Ussermannum*, Monum. res Aliem. illustr. T. II. p. 503. Chron. Weingartense ap. *Hess*. l. c. p. 75. 10) Hier in ſeinem Herzogthum zog ſich Philipp vor den Nachſtellungen der Italiener nach Monteſiascone zurück. Gesta Innocentii III. n. XX, verglichen mit dem Continuator Chronographi Weingartensis p. 71. 72 und dem Chron. Ursp. p. 233. 11) Daß Philipp dieſe Antwort von den Reichsfürſten erhalten, erzählt er ſelbſt in ſeinem Briefe an den Papſt Innocenz III. Ep. 136.

Digitized by Google

dem zum Könige, aber verschiedene wollten verschiedene wählen. Während Philipp durch Gesandte und Briefe unterhandelte, begab er sich persönlich sogleich nach den obern Rheingegenden und feierte Weihnachten (1197) auf der Reichsfestung Hagenau, wo er mit den Amtleuten und Dienstmannen und einigen von den Fürsten und Baronen des Landes, welche hierher kamen, eine geheime Berathung hatte. Daselbst befand sich der Bischof Konrad von Strasburg, welcher auch dem Herzoge Philipp Begünstigung und Beistand zur Erlangung des Kaiserreiches versprach, aber es brach, da Philipp's Bruder, der Graf Otto von Burgund, den Bruder des genannten Bischofs fing und ihn aufhängen ließ, bald die verderblichste Zwietracht zwischen dem Bischof von Strasburg und Philipp aus, wie wir weiter unten angeben. Da Philipp, wie wir hier weiter bemerken, die Reichskleinodien als die Krone und das Kreuz und anderes dazu Gehörige in seiner Gewalt hatte, wollte er das Reich behaupten, weil er sich nicht für gesichert hielt, wenn das Reich an einen Andern überging, und so er selbst und sein kleiner Brudersohn alles ihres Erbes beraubt würden. Die Reichsschätze, welche Philipp in Hagenau fand, vertheilte er freigebig. Die Erzbischöfe von Cöln und Trier versicherten, daß die Königswahl ihnen zukäme, hielten im J. 1198 Berathung mit dem Herzoge Bernhard von Sachsen und andern Bischöfen, Grafen und Edlen in großer Anzahl zu Andernach. Hierher schickte auch Philipp seine Gesandten, um eine Königswahl zu verhindern, weil einige Fürsten abwesend waren, namentlich der Erzbischof Konrad von Mainz von dem Kreuzzuge noch nicht heimgekehrt war, und weil die Fürsten dem Sohne des Kaisers Heinrich den Eid geleistet. Die in Andernach versammelten Fürsten setzten allen Fürsten einen am Sonntage Oculi mei (1198) in Cöln zu haltenden Hof an, und beriefen dahin den Herzog Berthold von Zähringen, welchen sie zu wählen beschlossen hatten. Philipp schickte wieder seine Gesandten nach Cöln, um zu verhindern, daß eine Königswahl zu seinem Nachtheil stattháttе. Auch versicherten Einige, daß deshalb dem Erzbischof von Trier 2000 Mark versprochen worden seien. Als zu diesem Hofe nur wenige kamen und daher dieses Geschäft nicht zu Stande gebracht werden konnte, ward ihnen verkündet, daß die östlichen Markgrafen nebst dem Herzoge Bernhard von Sachsen und dem Erzbischofe von Magdeburg und andern Fürsten der obern Gegenden in Erfurt [12]) zum Behufe der Wahl eines neuen Königs zusammengekommen wären. Sie sandten alsbald den Erzbischof von Constanz und andere geehrte Männer an die Fürsten, welche sich versammelt hatten, und verlangten, daß sie nicht in ihrer Abwesenheit eine Wahl halten, sondern mit ihnen an bestimmtem Orte zusammentreffen sollten, um mit ihnen einen geschickten und Gotte würdigen Kaiser und Voigt der Kirche zu wählen. Aber als die Gesandten in Thüringen anlangten, war daselbst die Wahl schon geschehen. Es hatten nämlich die Erzbischöfe von Magdeburg und Salzburg, die Herzoge von Sachsen und andere einen Tag zur Unterredung zu Ichterhausen in Thüringen angesetzt. Auf dieser Versammlung zur Zeit der Mitfasten (1198) waren erschienen der Erzbischof Ludolf von Magdeburg, die Bischöfe Eberhard von Merseburg, Timo von Bamberg und andere Bischöfe mehr, die Herzoge Ludwig von Baiern und Bernhard von Sachsen, Markgraf Dietrich von Meißen, Graf Siegfried von Orlamünde und andere Grafen. Auch kam dahin Herzog Philipp von Schwaben. Nachdem sie Berathung gehalten, faßten sie den Beschluß, den Herzog Philipp von Schwaben zum Vertheidiger des Reiches zu wählen, bis sein Neffe, des Kaisers Sohn, der schon vordem sowol von Philipp als den übrigen Fürsten zum Könige gewählt war, nach Teutschland käme. Nachdem die Unterredung aufgelöst war, begaben sie sich nach der Stadt Mühlhausen [13]), wählten den Herzog Philipp zum Könige, versprachen ihm Unterthänigkeit, und gingen aus einander. Unter denen, welche ihn hier zum Könige wählten, waren nicht blos die Schwaben und Sachsen, die Baiern und Böhmen, sondern auch viele Fürsten der Rheingegenden. Er brachte die ihn wählenden durch reichliche Geschenke, Lehen und Versprechungen dazu. Die Erzbischöfe von Trier und Cöln, über die Wahl Philipp's sehr unwillig, sagten, daß niemals ein König auf sächsischer Erde von diesen Fürsten gewählt worden sei und wandten sich wieder an den Herzog Berthold von Zähringen. Diesen hatten auf der Versammlung in Cöln seine Rathgeber von der Einwilligung in die Wahl seiner abgeredet wegen des Widerspruchs der östlichen Fürsten und wegen der bereits geschehenen Wahl des Kaisersohnes, und er hatte versprochen, hierüber einen Entschluß zu fassen. Als er von den zu Cöln Versammelten hinwegging, gab er Geiseln, und versprach, daß er am festgesetzten Tage zurückkehren wolle. Jetzt gaben die Erzbischöfe von Cöln und Trier dem Herzog Berthold das Wort, daß, wenn er wiederkäme, ein Heer mitbrächte, und am angesetzten Tage wieder in Andernach erschiene, sie ihn ohne allen Zweifel zum Könige wählen würden. Dieses versprach er auch selbst und leistete einen Eid, und gab Geiseln, und verhieß Geld. Namentlich ließ er dem Erzbischof von Cöln durch seine Gesandten vieles darbieten, und versprach noch mehr. Daher war es den Bischöfen und der andern Menge, welche sich in Andernach versam-

12) So nach Godfrid von Cöln; nach dem Chronicon Montis Sereni hatte diese Zusammenkunft auf den Gefilden Erfurts statt, nach dem Chronicon Halberstadense (ap. *Leibnitz.* Script. T. II. p. 140) in Arnstadt, wohin also das Arnisperk des Otto von S. Blasien zu verbessern, und nach dem Chronicon S. Petri Erfurtense in Ichterhausen. Man braucht nicht verschiedene Zusammenkünfte wegen dieser verschiedenen Angaben anzunehmen, sondern sie sind so zu vereinigen: Die Zusammenkunft hatte in Ichterhausen, welches nur eine Stunde von Arnstadt liegt, statt, deshalb nennen entferntere Schreibende diesen bekanntern Ort; da Ichterhausen aber auch nur drei Stunden von Erfurt entfernt liegt, so nennen wieder Andere diese allbekannte Stadt.

13) So nach *Otto S. Blasii* p. 505 und dem Chronicon Urspergense p. 254; der Continuator Chronographi Weingartensis p. 72 nennt Nordhausen, und setzt nicht wie Otto von St. Blasien die Versammlung zu Arnsperc oder Arnsperch, wie sie Arnstadt nennen, vor der Versammlung zu Nordhausen oder richtiger Mühlhausen, sondern nach derselben.

Digitized by Google

melt hatten und ihn sehnsuchtsvoll erwarteten, ganz unerwartet, daß sich das Gerücht verbreitet, Berthold habe sich mit dem Herzoge von Schwaben vereinbaret, und damit er auf das Reich und die Wahl verzichtete, von ihm 11,000 Mark und das Herzogthum Schwaben angenommen. Gewiß ist, daß Berthold sich durch Geld und Lehen von Philippen zum Rücktritt bewegen ließ. Wegen seines Geizes hatte Berthold denen, die wählten, sehr geldreich geschienen, aber eben wegen seines Geizes war er auch verzweifelt, die Ausgaben zur Erlangung des Reichs bestreiten zu können, und ließ von Philipp zum Zurücktritte durch Geld und Lehen sich bewegen. Er leistete Philipp den Vasallen- und Unterthaneneid. Philipp's Gegner, die Erzbischöfe von Cöln und Trier, rächten sich nun an Berthold'en dadurch, daß sie die Geiseln, die er ihnen gestellt, so lange zurückhielten, bis er ihnen das versprochene Geld gezahlt hätte [14]). Aber hierzu war er zu geizig und er löste seine Neffen, welche er in Cöln, wegen der Ausgaben als Bürgen eingesetzt hatte, nicht los. Philipp gewann durch Geschenke fast alle Fürsten [15]), namentlich die Prälaten und Fürsten von Franken, Sachsen, Schwaben, Baiern und Thüringen [16]), setzte sich in den Besitz der Reichsstädte und Reichsschlösser, ließ sich huldigen, und nahm den königlichen Titel an. Mit der Krone auf dem Haupte rückte er in der Woche nach Ostern [17]) (1198) nach Worms vor. In den untern Gegenden suchte er die Edeln Lothringens zu gewinnen. Unter ihnen neigte sich zu ihm Walram, der Sohn des Herzogs Heinrich von Limburg, und erhielt von ihm das Reichsschloß Berinstein. Um den Herzog von Böhmen, den er auch gewonnen, sich geneigter zu machen, ihm Hilfe zu leisten, gab er ihm den Königstitel, und ließ ihn in seiner Gegenwart in Boppard krönen. Der Erzbischof Adolf von Cöln für sich und im Namen des Erzbischofs von Mainz, welcher noch abwesend war und ihn bevollmächtigt hatte, alle seine Geschäfte zu ordnen, und der Erzbischof von Trier [18]) und der Pfalzgraf Heinrich bei Rhein, nebst vielen Edeln, wählten Otto'n von Braunschweig, den zweiten Sohn Heinrich's des Löwen, zum Könige. Otto hielt sich damals in Poiton auf, welches ihm sein Oheim, der König Richard von England, geschenkt hatte. Dieser unterstützte ihn auch mit seinen Schätzen, als er zum Könige gewählt worden war. Otto sammelte ein Ritterheer und eilte nach Aachen, um sich salben zu lassen. In diese Reichsstadt hatte Philipp eine Schar seiner Ritter zur Bedeckung gelegt, und unter diesen tapfern und edeln Männern befanden sich namentlich Walram, der Sohn des Herzogs Heinrich von Limburg, und der Truchseß Heinrich von Waldburg. Otto belagerte Aachen und nahm es nur mit großer Anstrengung und einem Aufwande von 70,000 Mark den 10. Juli (1198) ein, und ward den 12. des genannten Monats von dem Erzbischof Adolf von Cöln zum Könige gesalbt und gekrönt, auf den Kaiserthron gesetzt und zum Kaiser ausgerufen. Walram auch kam bei Otto'n zu Gnaden und empfing die Berinburg, welche er von Philipp erhalten hatte, zum Zeichen der Versöhnung. Aber der Erzbischof von Cöln hielt dieses nicht sicher für das Land, erstürmte die genannte Burg und zerstörte sie. Daher fiel Walram von Otto ab und wandte sich wieder zu Philipp, und war in den folgenden Kämpfen, durch welche Teutschland litt,

14) *Otto S. Blasii* p. 505. 15) Chron. Ursperg. p. 254. 16) Nämlich die Grafen Thüringens, nicht aber der Landgraf. In dem Briefe (Epist. XIV) an den Papst Innocenz, in welchem die, welche Philipp gewählt, dieses anzeigen, werden zu Anfange des Schreibens diejenigen aufgeführt, welche es gethan, die Erzbischöfe von Magdeburg, Trier und Besançon, der Bischof von Eichstädt, Freisingen, Augsburg, Constanz, Worms und Speier, der Erwählte von Brixen, der Bischof von Hildesheim, der kaiserliche Kanzler, die Äbte von Fulda, Hersfeld, Tegernsee, Elwangen, der König von Böhmen, die Herzoge von Sachsen, Baiern, Österreich, Merane und Lothringen, die Markgrafen von Meißen, Brandenburg, Mähren, Rumesberg und andere Edle des ganzen Teutschlands. Diese hier Obgenannten richten das Schreiben, welches Datum Spirae V. Calend. Junii datirt ist, an den Papst Innocenz, sagen, daß sie Philipp zum Kaiser des römischen Hofes gewählt, und mit ihrem König Philipp in Nürnberg einen Hof gefeiert, und in Kurzem mit ihm nach Rom zur Krönung kommen wollen. Besonders merkwürdig ist, daß der Erzbischof von Trier mit an der Spitze steht. Philipp hatte also auch ihn gewonnen. Am Schlusse werden diejenigen hinzugefügt, welche Gesandte und Briefe an die obengenannten geschickt, und ihrem Herrn den Unterthanen- und Vasalleneid geleistet (qui etiam Domino nostro fidelitatem fecerunt et hominium), und deren Namen sind: der Patriarch von Aquileja, der Erzbischof von Bremen, die Bischöfe von Verden, Halberstadt, Merseburg, Naumburg, Münster, Osnabrück, Bamberg, Passau, Chur, Trident, Metz, Toul, Verdun, Lüttich, der Pfalzgraf Otto von Burgund, der Herzog von Zähringen, der Herzog von Kärnthen, der Herzog von Bilet, der Markgraf von Landsberg, der Markgraf von Botburg, der Pfalzgraf von Tuing (Tübingen) und sehr viele andere Grafen und Edle, deren Namen hier verschwiegen werden. 17) In Albia paschalibus sagt Gedfrid von Cöln (bei *Freher*, Script. Rer. Germ. T. I. p. 164). Über die Krönung selbst s. *Arnoldus Lubicensis*, Chron. Slavorum. Lib. V. c. 2. ap. *Leibnitz*, Script. Brunsv. T. II. p. 711.

18) So wird gewöhnlich nach dem Zusammenhange, in welchen Otto von S. Blasien, Godfrid von Cöln, Arnold von Lübeck und andre Otto's Wahl zum Könige erzählen, angegeben. Ob aber der Erzbischof von Trier ihn wirklich mitgewählt hat, ist zweifelhaft; es ist aber wahrscheinlicher, daß er Otto's Wahl nur mit eingeleitet und dann von Philipp gewonnen sich zurückgezogen hat. Doch der ungenannte Verfasser des Fragmenti Historici (ap. *Urstisium*, Germ. Hist. P. II. p. 36) sagt ausdrücklich: Iade (nämlich von Unterelsaß) procedens (Philipp) curiam Maguntiae cum suis fautoribus in assumptione B. Mariae (nämlich im J. 1198) habuit, ubi a pluribus principibus solenniter (ein Theil der Fürsten hatte ihn, wie derselbe Verfasser weiter oben erzählt, auch bei oder zu Frankfurt erwählt, aber nicht so feierlich) electus a *Trevirensi episcopo, qui jam relicto alio etiam hunc elegerat*, una cum Tarentano archiepiscopo, qui loco Maguntinensis archiepiscopi accitus erat, inunctus est. Soviel ist gewiß, daß das Schreiben der Fürsten Teutschlands an den Papst Innocenz (bei *Schaten*, Annalium Paderborn. P. I. Edit. II. p. 643), in welchem sie dem heiligen Vater melden, daß sie Otto zum Gipfel des römischen Reiches gewählt, und durch die Hand des Erzbischofes Adolf von Cöln zu Aachen mit der Krone und dem Diadem des Reichs geziert, blos folgende Unterschriften enthält: † Ego Adolphus Coloniensis Archiepiscopus elegi et subscripsi. † Ego Gerardus Inden. Abbas elegi et subscripsi. † Ego Heribertus Werdin. Abbas elegi et subscripsi. † Ego Henricus, Dux Lotharingiae, qui et Brabantiae, Marchio Romani, Imperii elegi et subscripsi. † Ego Henricus de Kuke, consensi et subscripsi. † Ego Thietmarus Mindensis, Episcopus elegi et consecrationi cooperatus fui. † Ego Widekindus, Corbejensis Abbas elegi et subscripsi.

Digitized by Google

Anführer. Philipp schloß den 29. Juli (1198) ein Bündniß mit dem Könige Philipp August von Frankreich, ein Bündniß, daß er ihm Helfer gegen alle Feinde desselben, namentlich gegen den König Richard von England, dessen Neffen Otto, und den Grafen Balduin von Flandern und den Erzbischof Harnulf (Adolf) von Cöln, sein wollte [19]). Wider den Willen seines Freundes, des Königs von Frankreich, wollte Kaiser Philipp Niemanden, weder einen Geistlichen noch Laien, aus Frankreich zurückhalten, und der König von Frankreich sollte sich so oft, als er wollte, an dem Grafen von Flandern im Betreff des Landes, welches er im Kaiserreiche sowol in Lehen, als in Herrschaft hatte, rächen dürfen. Da der Graf Otto von Burgund, der Bruder Philipp's, den Bruder des Bischofs von Strasburg gefangen und durch Aufhängen getödtet hatte, verwüsteten der Bischof von Strasburg und der Graf von Dachsburg dem Herzog Philipp von Schwaben all das Seinige, und plünderten ihm in Schwaben alles bis zur Reichsburg Hagenau. Dafür suchte Philipp Elsaß mit Heeresmacht (im J. 1198) heim, verdarb alles Getreide in der Ernte, erstürmte Molsheim, verbrannte es, und nahm nur den Kirchhof allein in Übergebung, eroberte die Heldenburg bei Strasburg, zerbrach den Kirchhof zu Epfig, fügte allen Leuten des Erzbischofs von Strasburg und des Grafen von Dachsburg, welche Anhänger des Königs Otto waren, Schaden durch Raub und Brand zu, und verwüstete das ganze untere Elsaß. Von da ging er nach Mainz, wo er mit seinen Anhängern einen Hof hielt, und seine Wahl zum Könige auf feierliche Weise wiederholt ward. Nach der einen Angabe ward zu Mariä Himmelfahrt, nach der andern am Feste der Geburt Mariä [20]) (1198) Philipp in Mainz von dem Erzbischofe von Tarentaise, mit Einwilligung des mainzer Klerus und des Domcapitels, ohne Präjudiz des Erzbischofs Konrad von Mainz, welcher abwesend war, in Gegenwart des Erzbischofs von Trier und vieler andern Bischöfe und Fürsten unter großer Feierlichkeit zum Könige gesalbt und zum Kaiser ausgerufen. Daselbst ging auch die Königin mit königlichem Diademe, jedoch nicht coronirt, sondern circulirt [21]), einher. Als griechische Kaiserstochter vermehrte sie Philipp's Ansehen in Teutschland sehr. Zu Anfange des Octobers belagerte König Philipp, nachdem er ein sehr zahlreiches Heer gesammelt, mit dem Könige von Böhmen und andern seinen Helfern, die Ufer der Mosel, da er hinüber in die untern Gegenden gehen und das cölner Erzstift verwüsten wollte. Aber König Otto und der Erzbischof von Cöln, welche die Kriegsmacht der Gegenpartei zusammengezogen, schlugen das Lager auf dem andern Ufer auf. Auch waren die Bürger von Cöln mit einer großen Ausrüstung von Schiffen dahingekommen. Es schwebte die Schlacht in Ungewißheit, da die oben sich Befindenden nicht zu den Untern, und die Untern nicht zu den Obern hinüber zu gehen wagten. Endlich faßten König Philipp und die Seinigen den kühnen Entschluß und unternahmen es, hinüber zu setzen. Ihnen widerstanden die Lothringer im Flußbette. Hier ward von beiden Theilen mit unentschiedenem Erfolg und auf beiden Seiten mit großem Verluste gekämpft, bis die Nacht das Treffen trennte und die Lothringer am folgenden Morgen zu ihrem Lager zurückkehrten, indem sie es nicht für sicher hielten, in geringer Zahl mit einer zahllosen Menge zu kämpfen. Als Philipp und die Seinigen dieses sahen, gingen sie sogleich über den Fluß und ließen, weil Philipp, ungeachtet er stärker an Kriegsmacht war, lieber mit List siegte, sich mit den Lothringern, welche sich bei Andernach gesammelt hatten und sich mit ihnen schlagen wollten, in keine Schlacht ein, sondern verwüsteten ringsum alles mit Feuer. Namentlich wurden Rinmagen und Bonn nebst vielen anliegenden Dörfern verbrannt; und es war Niemand, der den Wüthenden und Verwüstenden sich entgegenstellte, indem die Leidenden oder Bedrohten sich in die befestigten Orte zurückzogen, sodaß jene bis fast zwei tausend Schritt von Cöln kamen. Unter vielen Greueln, welche die Wüthenden verübten, war auch dieser, daß sie eine von ihren Kleidern beraubte Nonne mit Honig bestrichen und in Bettfedern wälzten, und die so zu einem rauchen Ungeheuer Gemachte auf ein Pferd setzten mit dem Gesichte nach dem Schweife desselben gekehrt. Als sie dieselbe so einige Tage zu empörender, doch zugleich lächerlicher Schau herumgeführt hatten, ward die Sache endlich dem Könige Philipp bekannt. Er ließ alle dieses Verbrechens Schuldigen dem kochenden Wasser übergeben. Als sie zur Genüge im cölner Erzbisthume gewüthet hatten, zogen sie, ohne daß sie Jemand in die Flucht schlug, nach Hause, verbrannten auf dem Wege Andernach, und der König von Böhmen kehrte in sein Land zurück. Aus den Verwüstungen und Greueln, welche die Böhmen im J. 1203 in Thüringen verübten, läßt sich schließen, daß sie sich auch bei der Verheerung des Erzstiftes Cöln im

19) s. Confoederatio Philippi Suevi, Romanorum Regis, et Philippi Augusti Regis Galliae, Wormatiae III. Kal. Jul. 1198 (ap. *Leibnitz*, Cod. Juris Gent. P. I. p. 6). Dieses Bündniß erwähnt auch *Rigordus*, De Gestis Philippi Augusti, Franc. Regis, ad an. 1198 (ap. *Pithoeum*, Hist. Franc. ab an. Chr. 900 ad an. 1295. p. 200), indem er bemerkt: Philipp, Herzog von Schwaben, der Bruder des Kaisers Heinrich, behauptete den größten Theil des Kaiserreiches. Wider ihn hatte Otto, der Sohn des Herzogs von Sachsen, zu Helfern: den König Richard von England, seinen Oheim, den Grafen von Flandern, den Erzbischof von Cöln, und ward zu Aachen zum Könige gekrönt. Der König der Franken, Philipp, aber verbündete sich mit dem bereits genannten Philipp, Könige von Teutschland und Herzog von Schwaben, indem er (der König von Frankreich) hoffte, durch ihn den Grafen von Flandern sich unterwerfen und dem Könige von England leichter widerstehen zu können. Otto Tilberiensis (Otia Imperialia, Decisio II. c. 19 ap. *Leibnitz*, Rer. Brunsvic. T. I. p. 943) redet den König Otto an: Metuens rex Francorum Philippus strenuitatem avunculi tui (nämlich des Königs Richard von England) majestate tuae coleitudinis ad inaccessibilem potentiam adjuvari, Philippum, Henrici fratrem, Ducem tunc Sueviae velut suae cogitationis instrumentum, movet ad vindicandum regnum. 20) Chron. Sampetrinum Erfurtense ap. *Mencke*, Rer. Germ. Script. T. III. col. 233.

21) Ibi quoque Regina regio diademate non tamen *coronata* sed circulata processit, sagt Arnold von Lübeck (S. 711). Sie hatte nämlich statt einer Krone einen von dem einen bis zu dem andern Ohre gehenden Reif um das Haupt.

Digitized by Google

October 1198 hervorthaten. Sie wollten nämlich, wie Arnold von Lübeck sagt, damals nie eine Heerfahrt unternehmen, wenn sie nicht freie Gewalt hatten, das Heilige zu schänden und gegen die Gotte Dienenden zu wüthen. Philipp war, wie der genannte Geschichtschreiber bemerkt, von sanftem Charakter, war aber in jene unglücklichen Verhältnisse des innern Krieges verwickelt, begreiflicher Weise von seinen Helfern, wenn er sie nicht verlieren wollte, abhängig. Daher läßt auch der Verfasser des lauterberger Zeitbuches bei dem Verheerungszuge die Böhmen die Hauptrolle spielen, indem er zum J. 1198 erzählt: „Ottokar, König von Böhmen, mit dem Könige Philipp verbündet, kam mit einem Heere nach Mainz, ging über den Fluß Mosel, vertrieb den König Otto, der die Furt desselben besetzt hatte, mit Gewalt, und plünderte die Stadt Bonn und die übrigen Städte und das Angrenzende." Cäsarius von Heistenbach (Lib. V. c. 37. p. 309) sagt, daß unter Walram's Anführung Andernach, Bonn und sehr viele andere Städte verbrannt worden seien. Dieser und Ottokar spielten also in Philipp's Heere die Hauptrollen. Daß Philipp diejenigen, welche jenen Frevel mit der Nonne trieben, so hart bestrafte, that er in frommer Aufwallung, oder, wie Godfrid sich ausdrückt, im Eifer Gottes oder der Gottesfurcht; denn Philipp war, wie wir am Ende dieses Artikels bei der Schilderung seines Charakters näher angeben werden, ein sehr frommer Herr. Nach Philipp's Abzuge aus dem Erzbisthume Cöln im J. 1198 unterwarf sich König Otto in den untern Gegenden Alles, soviel er konnte, brachte die Bischöfe, Grafen und Edeln Lothringens auf seine Seite, foderte und erhielt von ihnen Eidschwüre der Treue und Unterthanenschaft, aber diese Eide waren unzuverläßig und untreu, denn die meisten von ihnen hielten die Lüge oder den Meineid für Nichts, und scheuten sich nicht, gegen ihr Gewissen zu handeln. Mit dem Munde zwar leisteten sie die Eidschwüre, und schworen dem Könige Otto Treue, aber ihr Herz war weit von ihm entfernt, da es bei dem Könige richtiger zu sein schien, als bei ihm. Otto kam auch nach Sachsen, ging gen Goßlar, und griff diese und die umliegenden Städte an, um sie zu erstürmen. Aber König Philipp kam dazu, und Otto mußte von seinem Vorhaben abstehen [22]). So hatte Philipp, der stärker an Macht war, in Teutschland die Oberhand. Zu Weihnachten (1198) hielt er feierlichen Hof in Magdeburg. Zu diesem Hof kam außer vielen andern Fürsten auch Bischof Gardolf von Halberstadt, in welchen wiederholt alle gedrungen waren, und den endlich der Bischof Konrad von Hildesheim, der Kanzler des kaiserlichen Hofes, der Blutsverwandte des Königs Philipp, bewogen, und widmete sich dem Dienste des Königs Philipp. Dieser feierte Weihnachten zu Magdeburg mit großer Pracht, und ging an diesem Tage mit den königlichen Kleidern und kaiserlichem Diadem bezeichnet feierlich einher. Ihm folgte die Königin mit dem königlichen Gewand auf das Herrlichste geziert, von der Äbtissin Agnes von Quedlinburg und Judith, der Gemahlin des Herzogs Bernhard von Sachsen und einer Schar anderer Frauen auf das Zierlichste und Schönste begleitet. Die Bischöfe, mit den Pontificalibus angethan, geleiteten auf der einen Seite den König und die Königin. Herzog Bernhard von Sachsen trug das Schwert vor, sowie auch die übrigen Fürsten, die Grafen und Barone jeder das Seine zu der Feierlichkeit beitrug. Das Ganze ordnete auf die einsichtsvollste Weise Konrad, der Kanzler des kaiserlichen Hofes. Walther von der Vogelweide singt:

Diu krone ist elter, danne der künig Philippes al,
Da mugent ir alle schowen wol ein wunder bi,
Sin keiserliches houbet zimt ir also wol,
Das si ze rehte nieman guoter scheiden sol,
Ir deweders da das ander niht en swachet.
Si lachent beide ein ander an,
Das edelgesteine wider den jungen suessen man;
Die ougenweide sehent die fürsten gerne.
Swer nu des riches irre ge,
Der schowe, wem der weise ob sime nake ste,
Der stein ist aller fürste leitesterne.

* * *

Es gieng eines tages, als unser herre wart geborn
Von einer maget, die er im ze muoter hat erkorn,
Ze Megdeburg der künig Philippes schone,
Da gieng eins Keisers bruoder und eins Keisers kint
In einer wet (Kleidung), swie doch die namen drige sint,
Er truog des riches zepter und die krone,
Er trat vil lise, im was niht gach,
Im sleich sin hohgeborne Künigiane nach,
Rose ane dorn, ein tube (Taube) sunder gallen,
Diu zuht was nlener anderswa;
Die Diuringe und die sahsen dienten also da,
Das es den wisen mueste wol gevallen.

Nach dem mit den Fürsten Sachsens auf dem zu Magdeburg gehaltenen Hoftage entworfenen Plane belagerte Philipp im J. 1199 [23]) mit einem zahlreichen Heere die Stadt Braunschweig mit vieler Ritterschaft, und engte sie ein. König Otto war zu jener Zeit abwesend, aber sein Bruder, der Pfalzgraf Heinrich, behauptete die Stadt mit Standhaftigkeit. Doch drangen die Gegner in die Stadt selbst in der Gegend des Klosters des heiligen Ägidius ein, und besetzten die Brücke. Die Belagerten in der Stadt waren auf der andern Seite derselben beschäftigt, wo König Philipp mit dem stärkern Theile der Heeresmacht zu sein schien. Jetzt, als sie von dem Einbruche der Feinde hörten, wandten sie sich plötzlich hierher, und schlugen sie in die Flucht. Räuberisch Gesinnte brachen während dessen in das Kloster des heiligen Ägidius ein und plünderten es, wurden aber von dem herbeieilenden Kanzler Konrad vertrieben. Einige Tage ward die Belagerung der Stadt mit verstärkter Anstrengung fortgesetzt. Aber die darin Befindlichen hatten Überfluß an Lebensmitteln, die Belagerer litten Mangel daran, denn die Leute Otto's, welche draußen Wachen aufstellten, hielten sich auf Felsen und in Thälern und Wäldern versteckt, und brachen hervor, und nahmen die Wagen, welche von verschiedenen Orten und Städten Proviant für Philipp's Heer herbeifuhren, hinweg, indem sie die Bedeckung

22) Godfrid von Cöln a. a. O. S. 265.

23) So nach dem Chron. Halberstadense l. c. p. 141, nach Albert von Stade (p. 298) im Jahre 1200.

Digitized by Google

erschlugen oder fingen. Die östlichen Ritter sehnten sich, als die Vorräthe erschöpft waren, nach Hause, und Philipp war gezwungen die Belagerung aufzuheben, und er that es, nachdem ein Waffenstillstand oder eine Art Friede unter gewissen Bedingungen geschlossen war [24]), und sie zogen, ohne Ehre erworben zu haben, hinweg, und griffen die Stadt nicht weiter an. Bei dem Abzuge nämlich überfiel sie ein furchtbares Unwetter, sodaß sie alles, namentlich Pferde, Waffen, Geräthschaften ꝛc. auf dem Wege zurücklassen mußten. Solche Unordnung herrschte bei Aufhebung dieser Belagerung, daß der Troß nicht angehalten ward, zu thun, was ihm oblag, sondern plünderte. Glücklicher war Philipp in dem nämlichen Jahre (1199) in Elsaß, in welches er wieder mit Heeresmacht zur Zeit der Ernte eindrang. Er verdarb alles Getreide, zerstörte viele Burgen des Bischofs von Strasburg und des Grafen Albert von Dachsburg, und belagerte Strasburg selbst. Die durch Belagerung bedrängten Bürger der genannten Reichsstadt, deren Vorstädte verbrannt worden waren, sahen, daß sie nicht länger widerstehen konnten, und nahmen Philipp als ihren Herrn in die Stadt. Auch ward endlich durch die Vermittelung des Herzogs Berthold von Zähringen, und vieler anderer Fürsten, zwischen dem Könige und dem Bischofe von Strasburg folgender Friedensvergleich geschlossen, daß Philipp und sein Bruder Otto alle Lehen, welche Letzterer und ihr Vater von dem Bisthume gehabt hatten, auf alle Weise frei aufließen, und der Bischof dem Könige zur Behaltung des Steuerruders des Reichs nach Kräften behilflich sein sollte. Auch im Sommer 1199 rückte König Otto mit seinem Heere dem Erzbischof von Cöln und seinem künftigen Schwiegervater, dem Herzog von Brabant, welcher ihm seine Tochter verlobt hatte, zu Hilfe, verbrannte einen Theil von Coblenz und einige Dörfer, und ging nach Boppard. Da hier einige Fürsten und Edle jener Gegenden, welche ihn gerufen und ihm durch Schreiben und Gesandte Beistand verheißen hatten, nicht zu ihm kamen und nicht auf seine Seite traten, und dem Heere die Lebensmittel ausgingen, kehrte er mit ihm heim. Als König Philipp dieses in Kenntniß brachte, ging er mit Rittern nebst ihrem Gefolge, und mit Wagen und Schiffen mit Lebensmitteln über Mosel, zog wieder hinab, und verwüstete und brannte aus das Erzstift Cöln nach Belieben. Gegen ihn sammelte der Herzog von Brabant ein übergroßes Heer an Rittern und Fußvolk in Verbindung mit den Grafen des Landes. Alle waren bereit, entweder die Feinde von ihrem Gebiete abzuhalten, oder für das Vaterland zu fallen. Philipp zog sich, ohne jedoch verfolgt zu werden, eilig zurück. Während aller dieser Vorgänge schöpfte man gegen den Erzbischof Konrad von Mainz, welcher im vorigen Jahre (1198) von Jerusalem über Italien, wo er, als er von der zwischen Philipp und Otto im Reiche entstandenen Zwietracht gehört, sich zögernd aufgehalten hatte, nach Teutschland zurückgekehrt war, Argwohn, und er ward verleumdet, weil er sich der Geschäfte nicht mit kräftigerer Hand annahm, da es ihm doch so schwer, ja unmöglich war, allen Fürsten sich entgegen zu stellen und gegen ihren Willen und ihre Zustimmung über das römische Reich zu verfügen. Konrad war um so mehr gelähmt, je parteiischer und ungerechter der Papst Innocenz III. gegen Philipp, welchem doch der größte Theil der Fürsten Teutschlands anhing, verfuhr. Philipp war [25]) oder sollte [26]) von dem Papste Cölestin, dem unmittelbaren Vorgänger des Papstes Innocenz III., in den Bann gethan worden sein, weil er als Herzog von Toscana gewaltthätige Hände gegen das Erbe des heiligen Petrus ausgestreckt hätte [27]). In Teutschland befanden sich die apulischen Bürger, welche Kaiser Heinrich VI. hatte blenden lassen. Innocenz wollte

24) Conditione tamen quadam pacis interposita, obsidio soluta est.

25) Wie Innocenz III. behauptete. Er schreibt (in Epistola ad Sutrinum, Episcopum et Abbatem S. Anastasii, L. I. Epist. n. XXV. p. 13): Philippus Dux Suevise propter invasionem ac detentionem patrimonii beati Petri et nostri excommunicationis fuerat vinculo innodatus. Derselbe (in Deliberatione super facto imperii de tribus electis n. XXIX. Registri de negotio Imp. p. 698: Fuit Philippus juste ac solenniter per praedecessorem nostrum (nämlich durch den Papst Cölestin) excommunicationis sententia innodatus, quia B. Petri patrimonium partim per violentiam occuparat, partim damnificarat incendiis et rapinis, et super hoc commonitus semel et iterum per fratres nostros satisfacere non curarat. 26) Dagegen sagt Philipp selbst (in Literis ad Innocentium III. n. CXXXVI. Registri de negotio imperii. p. 748: Pater sanctissime, quod nos putamur a quibusdam aemulis nostris fuisse excommunicationi innodati ab antecessore vestro, nunquam verum esse, scitote, et tantum praesumimus de mira honestate vestra et prudentia, quod si super hoc testimonium vestrum invocaremus, vos hujus rei diceretis nos innocentes, quod utique vere dicere possetis. Der Verfasser des diese Zeiten betreffenden Theils des Chron. Ursperg. p. 233 234 oder nach näherer Bezeichnung *Burchardus*, Historia Friderici Imperatoris Magni hujus nominis primi. Recens edidit *Christmann* (Ulmae 1790). p. 110. 111 sagt: Tunc coepit Papa frivolis insistere objectionibus et exceptionibus, quatenus ipsum (nämlich Philippen in Behauptung des Reiches) impediret, sententiam objiciens ei excommunicationis (nam cum in Tuscia gereret adhuc principatum, dicebatur, quod Coelestinus, Praedecessor suus ipsum excommunicaverit) sane ut plus indevotum posset eum comprobare, si non ejus monitis acquiesceret, misit Episcopum Sutrinum ad repetendum ab eo vades de Apulia, quos olim frater ipsius Henricus Imperator jusserat exocularl, at Ipse Philippus, ut erat mansuetus et benignus, cum audisset de sententia excommunicationis, petivit humiliter ab eodem legato absolvi, insuper vades praefatos domino Papae remisit, quo circa Papa ut odiosum plus redderet Philippum, Comites illos caecos et viros nobiles et personatos fecit demonstrari multis in curia Romana existentibus. Ego quoque in minori aetate et saeculari vita adhuc eo tempore constitutus Romae vidi eosdem. 27) Innocentius III. (in Deliberatione super facto imperii de tribus electis n. XXIX. Registri de negotio Imperii p. 700) sagt: Philippus olim patrimonium ecclesiae sibi usurpare contendens, Ducem Tusciae et Campaniae se scribebat, asserens, quod usque ad portas urbis occeperat potestatem, et etiam illa pars urbis, quae trans Tyberim dicitur, ejus erat jurisdictioni concessa. Derselbe (in Epistola ad Philippum Augustum, Gallorum Regem l. c. n. LXIV. p. 717): Philippus terra illa, quam pater ejus et frater occuparverant, non contentus ad alind patrimonium Petri, quod pacifice praedecessores nostri possederant, manus violentas extendit, et Ducem Tusciae et Campaniae scribere se praesumsit, asserens, quod usque ad portas urbis, ita quod in Trans-Tyberim etiam ducatus occeperat potestatem.

sie und namentlich den Erzbischof von Salerno befreien, und wollte, wenn Philipp sie losgäbe, ihn von dem Bann loszählen, und zwar, um es ihm bequem zu machen, damit er nicht selbst zu dem apostolischen Stuhl zu reisen brauchte, durch seinen Legaten. Er sandte deshalb den Bischof von Sutri und den Abt von S. Anastasio nach Teutschland. Philipp begab sich zu ihnen nach Worms, und gelobte, wie es bei Absolutionen gewöhnlich war, in die Hand des Bischofs bei der heiligen Stola, mit welcher dessen Schultern bekleidet waren, daß er die Bedingungen, welche ihm der Papst Innocenz III. wegen Loslegung von dem Banne auferlegte, halten wollte, erhielt von dem Bischofe von Sutri die Absolution und gab ohne Lösegeld den Erzbischof von Salerno und die andern apulischen Bürger, welche in Teutschland gefangen gehalten wurden, frei. Der Papst Innocenz III. würde mit diesem Hergange ganz zufrieden gewesen sein, wenn Philipp sich nicht hätte zum Könige wählen lassen. Er gab den Befehl zur Absolution desselben, als er dieses noch nicht wußte. Als seine Gesandten in Teutschland ankamen, fanden sie Philipp von einem Theile der Fürsten zum Könige gewählt. Ein umsichtigerer Legat, als der Bischof von Sutri würde nun mit der Absolution Philipp's gezögert und sich neue Verhaltungsbefehle bei den veränderten Umständen erbeten haben. Aber der Bischof von Sutri dachte an Nichts, als den Auftrag des Papstes [28]) zu erfüllen, erntete nun aber keinen Dank von ihm, sondern ward bestraft, indem der Papst nun die Loszählung des Königs Philipp vom Banne nicht gelten lassen wollte, sondern behauptete, es wären die von dem Papste vorgeschriebenen Formalitäten nicht beobachtet worden, namentlich sei die Loszählung nicht öffentlich geschehen, und Philipp habe die Gefangenen nicht vor, sondern erst nach der Absolution losgelassen [29]). Der Papst wollte nämlich die Wahl des Königs Philipp dadurch am gründlichsten vernichten, daß er vorgab, Philipp habe als ein Excommunicirter nicht gewählt werden können. Da sich nämlich die Anhänger beider Könige bei dem Papste um die Anerkennung desjenigen, den sie gewählt, bemühten,

28) Innocentius III. (in Literis ad Episc. Sutrinum et Abbatem S. Anastasii. T. I. Epistol. L. I. n. XXIV. p. 13): Discretioni vestrae per apostolica scripta mandamus, quatenus Salernitano Archiepiscopo libertati pristinae restituto et recepto a Duce (nämlich dem Herzog Philipp) juxta formam ecclesiae juramento, quod super omnibus, pro quibus ab ecclesiae fuit communione amotus, mandatis apostolicis, omni dolo et excusatione postpositis, debeat obedire, munus absolutionis ipsi auctoritate freti apostolica impendatis. 29) Innocentius III. (in Registro de negotio imperii, n. XXI. p. 695): Cum bonae memoriae Coelestinus Papa praedecessor noster Philippum pro temeritate sua excommunicationis sententia publice innodasset, et nuntii nostri, quos pro liberatione venerabilis fratris nostri salernitani Archiepiscopi quondam in Teotoniam miseramus, datam sibi formam a nobis in absolutione ipsius, qui jam se Regem fecerat nominari, minime servavissent, contra quam nihil agere poterant, idem profecto Philippus et excommunicatus fuerat electus in Regem, et adhuc excommunicationis sententia tenebatur adstrictus. Derselbe (n. XXIX. p. 698. 699): Videtur aliquibus, quod Philippus nondum ait ab excommunicationis vinculo absolutus, cum quondam Sutrinus Episcopus in absolutionc ipsius formam non servaverit sibi datam, cum forma data eidem fuerit haec ut pro absolutione — — salernitani Archiepiscopi, quem nocte absolutionem ipsius mandabamus ab ergastulo suae captivitatis absolvi, si laborem itineris veniendi ad sedem Apostolicam relaxaret, et postmodum recepto ab eo publice secundum formam ecclesiae juramento, quod super iis, pro quibus excommunicatus fuerat, mandato nostro pareret, munus ei absolutionis impenderet: sed ipse nondum Archiepiscopo absoluto et nullo ab eo juramento recepto, non in publico, sed clam ipsum absolvere de facto solummodo, quia de jure non potuit, est conatus, propter quem ejus excessum, cum ipsum rediens recognoverit, ab Episcopatu remotus in monasterio diem clausit. Vergl. n. XXXIII. p. 704. Mit den Briefen des Papstes Innocenz III. muß auch das zusammengestellt werden, was die Gesta Innocentii III. n. XXII. p. 6 haben; denn hieraus geht deutlich hervor, daß, als der Papst dem Bischof von Sutri den Auftrag gab, am römischen Hofe noch nicht bekannt war, daß Philipp zum Könige gewählt worden war, indem der Hergang auf folgende Weise erzählt wird: Quia vero Coelestinus Papa praedecessor suus (nämlich des Papstes Innocenz III.) excommunicaverat praefatum Philippum, Ducem Suaviae, dum esset Dux Tusciae, propter invasionem et devastationem apostolici patrimonii, et excommunicationem illam publicari fecerat etiam Henrico Imperatori, hanc formam dedit super ipsius absolutione, praefato Episcopo et Abbati, ut quia superioris sententia per minorem relaxari non potest, et ob hoc oporteret eundem Philippum accedere ad sedem apostolicam absolvendum, ipsi tamen hoc modo remitterent ei laborem itineris, si praefatum Archiepiscopum liberaret, et recepto secundum formam Ecclesiae juramento, quod super omnibus, pro quibus excommunicatus fuerat, mandatis apostolicis obediret, absolutionis ei beneficium exhiberent. *Illi ergo in Teutoniam procedentes invenerunt supradictum Philippum a quibusdam Principibus electum in Regem.* Qui ad Guarmatiam ad ipsos accedens, de facto se fecit absolvi, non publice, sed occulte, nec praestito juramento secundum formam ecclesiae, sed promissione facta per stolam. Aber es war ja die Angelobung bei der Stola des Priesters, wenn ein Excommunicirter absolvirt ward, in der römischen Kirche ganz gewöhnlich. So z. B. sagt Papst Gregor VII. in seinem Schreiben an die Teutschen über den excommunicirten König Heinrich IV. (bei *Bruno*, Saxonici belli Historia ap. *Freher*, Rer. Ital. Script. T. I. p. 125): Hoc (nämlich daß König Heinrich dem Papst Gehorsam und Beistand leisten wollte) idem etiam postea a confratribus et legatis nostris, Humberto Praenestino Episcopo et Geroaldo Ostiensi Episcopo, quos ad illum misimus, ad poenitentiam susceptus in illorum manus per sanctas stolas, quas in collo tenebant, repromittendo confirmavit. Gregor VII., welcher der römischen Kirche Nichts vergab, setzt in der Folge seines Schreibens nicht das Mindeste an dieser Formalität aus, sondern erkennt die Gültigkeit dieser Absolution an, und klagt darüber, daß Heinrich das, was er bei den heiligen Stolen angelobt habe, nicht gehalten habe. Gregor VII. excommunicirte Heinrichen wieder, sagte aber nicht, daß die Absolution von der frühern Excommunication ungültig gewesen, weil Heinrich's Angelobung bei den heiligen Stolen geschehen. Der Bischof von Sutri hatte also das Verfahren, welches die römische Kirche gebilligt, beobachtet, hatte aber nicht klug gehandelt, daß er Philipp auch dann absolvirte, als er ihn von einem Theile der Teutschen Fürsten zum Könige gewählt fand, und nun nicht erst die weitern Befehle des Papstes abwartete. Deshalb bestrafte ihn dieser dadurch, daß er Zeit seines Lebens sich außerhalb seiner (des Bischofes von Sutri) Besitzungen aufhalten mußte; s. Gesta Innocentii III. p. 6. Er ward aus seinem Bisthume verbannt und in ein Kloster auf einer Meerinsel gethan; s. *Burchardus*, Vita Friderici I. p. 101. Chron. Ursperg. p. 254. Wenn, wie wir weiter unten sehen werden, die Cardinallegaten Hugolinus und Leo sich durch des Königs Philipp große Geschenke geschmeidig machen ließen, so läßt sich vermuthen, daß der klugr Philipp auch bei dem Bischofe von Sutri gleiche Mittel angewandt hat.

Digitized by Google

so unterließ Innocenz III. nicht, den Schiedsrichter zu spielen, und erließ sein Schreiben über die drei Erwählten. Von Friedrich sagte er, daß es nicht fromme, daß er, obgleich gewählt, das Kaiserreich erhalte, weil dadurch das Königreich Sicilien mit dem Kaiserreiche vereinigt, und durch diese Vereinigung die Kirche in Verwirrung gerathen würde; denn die übrigen Gefahren zu geschweigen, würde er (Friedrich) wegen der Würde des Kaiserreiches der Kirche den Unterthanen- und Vasalleneid, wegen des Königreichs Sicilien, nicht schwören wollen, so wie sein Vater sich dessen geweigert habe. Wider Philipp wandte der Papst ein, daß dieser von dem Geschlechte der Feinde der Kirche, als der beiden Heinrich IV. und V., und Friedrich's I., abstamme. Auch Philipp's Bruder Heinrich VI. und Philipp selbst habe bereits der Kirche vieles zuwider gethan; würde daher er (der Papst) sich ihm nicht widersetzen, so würde dieses nicht anders sein, als einem Rasenden die Waffen in die Hände geben. Würde jetzt Philipp seinem Bruder folgen, sowie zuvor der Sohn dem Vater in dem Kaiserreiche nachgefolgt, so würde es den Anschein gewinnen, als wenn er dasselbe nicht durch die Wahl, sondern durch die Erbfolge erlangte, und auf diese Weise würde dasjenige, was doch nur von dem Gutdünken abhängen sollte, erblich, vornehmlich darum, daß nicht nur Friedrich sich seinen Sohn zum Nachfolger bestimmt, sondern auch Heinrich VI. das Nämliche vorgehabt habe. Hierzu komme noch, daß Philipp, als er gewählt worden, excommunicirt gewesen, und seine Absolution durch den Bischof von Sutri deshalb ungültig sei, weil dieser dabei die ihm vorgeschriebene Form nicht beobachtet habe; weshalb Philipp auch noch jetzt excommunicirt sei. Ferner habe sich derselbe eines Meineides dadurch schuldig gemacht, daß er zuvor dem jungen Friedrich den Eid der Treue geleistet, und nun selbst nach dem Reiche trachte. Was Otto betreffe, so stehe diesem zwar entgegen, daß er von einer mindern Zahl von Fürsten, als Philipp, gewählt worden; auch scheine es sich nicht zu ziemen, daß er (der Papst) ihm blos aus Haß gegen einen Dritten geneigt sein wolle, und nicht vortheilhaft zu sein, da Otto's Partei die schwächere sei. Da aber ebenso viel oder noch mehr von denjenigen, welchen die Kaiserwahl zukomme [30]), für Otto übereingestimmt, als für Philipp, man auch berücksichtigen müsse, ob die gewählte Person tauglich sei, oder nicht, Otto aber unstreitig tauglicher sei, als Philipp, und wenn man nach dem Willen Gottes handele, man Niemanden fürchten müsse, so sollten die Fürsten sich entweder selbst unter einander vereinigen und einmüthig eine taugliche Person wählen, oder aber die Sache dem Schiedsrichterspruche des Papstes überlassen, welcher Otto's nothwendig darum geneigt sein müsse, daß dieser nicht allein für sich der römischen Kirche treu und ganz ergeben sei, sondern auch von väterlicher und mütterlicher Seite von solchen, welche ihr ganz ergeben gewesen, abstamme. Man habe schon längst seine Zuflucht nehmen sollen zu dem apostolischen Stuhle, für welchen diese Angelegenheit vornehmlich und zu endlicher Entscheidung [31]) gehöre: vornehmlich [32]), weil er (der apostolische Stuhl) das Kaiserreich von dem Orient auf den Occident übertragen; zu endlicher Entscheidung [33]), weil er die Krone des Kaiserreiches bewillige. Mit diesen Betrachtungen begnügte sich der Papst nicht, sondern richtete auch an einzelne Fürsten, z. B. an den Markgrafen von Landsberg, den 15. Dec. 1198, und an den Markgrafen von Meißen, Gesuche, durch welche er die Fürsten zu bewegen suchte, es nicht mit dem Könige Philipp, sondern mit Otto zu halten [34]). Aber die Fürsten, welche Philipp gewählt oder rücksichtlich nachher anerkannt hatten, gaben dem Papste nicht so leicht Gehör, sondern sandten vielmehr ein Bittschreiben an ihn, daß er den König Philipp zum Kaiser krönen möchte [35]). Innocenz III. ermahnte sie noch einmal, daß sie den die Kirche und das Reich verwirrenden Zwist beilegen möchten, sonst werde er sich genöthigt sehen, sich für den, dessen Verdienste und Tauglichkeit ihm am größten erschienen, zu erklären, da durch jeden Verzug die Gefahr vermehrt werde. Mit den Reichsfürsten ging Innocenz III. schonender um, als mit dem Könige Philipp, und führte in der Antwort, welche er dessen Gesandten in einer feierlichen Cardinalssitzung gab, den Gedanken aus [36]), daß, da die Fürsten die Gewalt nur auf Erden und die Priester auch im Himmel haben, die weltliche Macht, wo sie gewagt habe, der Kirche zu widerstehen, zerschmettert worden sei von der Rotte Korah bis auf unsere Tage. So habe Innocentius II. über Anaklet, so Lothar über Konrad, so Alexander III. über Friedrich I. gesiegt; so sei jetzt die Kirche durch Gottes Gnade einig und mächtig, im Reiche aber um ihrer Sünden willen Spaltung und Krieg. In dem Schreiben, in welchem Innocenz III. von dem Erzbischofe Konrad von Mainz ein Gutachten über die Zustände Teutschlands sich erbittet, sagt er doch am Schlusse, der Erzbischof werde gewiß künftig die Entscheidung des apostolischen Stuhles annehmen, und hierzu alle Bischöfe und Prälaten seines Sprengels anhalten. Der Erzbischof von Mainz und der Markgraf Bonifacius von Montferrat, welcher auch nach Teutschland gekommen war [37]), wandten vereint viele Mühe an, um den im Reiche durch die Wahl Philipp's und Otto's zu Königen entstandenen Zwiespalt zu beseitigen, und wenn sie nicht bewirken könnten, daß einer der beiden dem andern weiche, mit dem Rathe der Fürsten ein Friede auf fünf Jahre festgesetzt, und während dessen daran gearbeitet würde, daß er dem andern wiche [38]). Aber es kam im J. 1200 nur ein Waffenstillstand bis auf Martini zu Stande, und zwar blos unter den Fürsten der obern und untern Rheingegenden sowol von der Partei Philipp's, als von der

30) Verum cum tot vel plures *ex his, ad quos principaliter spectat Imperatoris electio*, in eum (nämlich Otto) *consensisse* noscantur, quot in alterum (nämlich Philipp) *consenserunt*. Innocentius III. in Deliberatione super facto Imperii de tribus electis. u. XXIX. Registri de negotio Imperii. p. 700.

31) Principaliter et finaliter. 32) Principaliter. 33) Finaliter. 34) s. F. Wachter, Thüringische und obersächsische Geschichte. 2. Th. S. 225. 3. Th. S. 387. 35) s. Sünig's Reichsarchiv. 4. Th. S. 1519. 36) s. v. Raumer a. a. O. 2. Bd. S. 631. 632. 37) Gesta Innocentii a. LXXXIII, p. 44. 38) Godfrid von Cöln S. 206.

Otto's. Unter den Fürsten Sachsens, welche theils Philipp, theils Otto anhingen, ward kein Waffenstillstand geschlossen. Der Erzbischof von Mainz, welcher jene Waffenruhe vermittelt hatte, sagte den Fürsten die Haltung eines Hofes zwischen Andernach und Coblenz an [39]). Er sollte den nächsten Freitag nach dem Feste des heiligen Jacobus des Apostels stattfinden. Zu kommen versprachen von Seiten Philipp's die Erzbischöfe von Trier und Salzburg, die Bischöfe von Freisingen, Basel und Strasburg, die Herzoge von Meran und Zäringen, und der Markgraf von Landsberg, und von Seiten Otto's der Erzbischof von Cöln und die Bischöfe von Münster, Lüttich, Utrecht und Paderborn, der Abt von Corvei, der Herzog von Brabant und der Graf von Flandern. Die Vermittlung zwischen beiden Theilen übernahm der Erzbischof Konrad von Mainz [40]). Aber dieser starb unterdessen, als er von Ungarn, wo er zwischen Bela's Söhnen, Hemmerad und Andreas, den Frieden vermittelt hatte, zurückkam, im Gebiete von Passau. Der Bischof dieser Stadt, Wolfer, brachte die Leiche nach Mainz, und begab sich, um Frieden zwischen den Königen Philipp und Otto zu stiften, auf den zwischen Andernach und Coblenz angesagten Hoftag. Zu dieser Unterredung verfügten sich die Erzbischöfe von Cöln und Trier, der Bischof Hermann von Münster, der Abt Widekind von Corvei, und sehr viele andere. Aber was sie hier beriethen, hatte keinen Fortgang. Während dessen entstand in Mainz ein schwerer Tumult. Die Mehrzahl der Chorherren wählten nämlich zu Gunsten und nach dem Willen des Königs Philipp, welcher sich, damit ein tauglicher Erzbischof der mainzer Kirche vorgesetzt würde, selbst dahin begeben hatte, den Bischof Lupold von Worms. Die drei [41]) übrigen Domherren, unter welchen sich der Propst Sigfrid befand, sagten, daß wegen der Gegenwart des Königs Philipp die Wahl nicht frei sei, gingen aus der Stadt Mainz nach Bingen, und wählten hier einen aus ihrer Mitte, nämlich den Propst Sigfrid. König Philipp ertheilte Lupold, welchen sämmtliche Domherren mit Ausnahme dreier, gewählt hatten, sogleich die Regalien. Auf Philipp's Befehl und von ihm begünstigt kam Lupold mit starker Heerschar nach Bingen und vertrieb Sigfriden und seine zwei Wähler daraus. Sigfrid begab sich mit den Seinigen zum Könige Otto, erhielt von diesem die Regalien, und ging, auf dessen Ansehen und Truppen gestützt, mit Heeresmacht nach Bingen zurück, erstürmte es, nahm viele von Lupold's Leuten und Anhängern gefangen, und Lupold selbst entwischte nur mit der größten Mühe. Um seine Grenzen zu erweitern, zog Philipp, nachdem er ein gewaltiges Heer, zu welchem der Erzbischof von Cöln, der Pfalzgraf bei Rhein und Sigfrid und ihre Verbündeten Hilfstruppen gestellt, zusammengezogen hatte, in die obern Gegenden, und gelangte bis Würzburg [42]). Während Otto durch die Waffen zu siegen suchte, hatte er nicht unterlassen, dem Papste vorzustellen, daß es dringend nothwendig sei, daß der apostolische Stuhl sich bestimmter für ihn erkläre, hierdurch seine Anhänger befestige und seine Gegner umstimme und schrecke; denn einen Kranken könne der Arzt wol heilen, aber keinen Gestorbenen von den Todten auferwecken [43]). Daher schrieb Innocenz endlich an Otto: Da wir Deine Durchlauchtigkeit auf Einrathen unserer Brüder mehr ehren wollen, als in der Welt ein weltlicher Fürst geehrt werden kann, so nehmen wir kraft der Autorität Gottes, welche uns in dem heiligen Petrus verliehen ist, dich zum Könige auf, und befehlen, daß hinfüro dir die königliche Ehrfurcht und Gehorsam erwiesen werde, und werden dich, nachdem Alles vorausgegangen ist, was nach dem Rechte und der Gewohnheit vorausgehen muß, zur Empfangung der Krone des römischen Reiches rufen, und sie dir mit Hilfe des Herrn mit den Händen unserer Demuth feierlich verleihen [44]). Den 8. Juni 1201 schwor Otto in Nyps dem Papste Innocenz und dessen Nachfolgern einen Eid, durch welchen er angelobte, daß er die Besitzungen, welche die römische Kirche bereits wieder gewonnen habe, ihr frei und ruhig lassen und ihr zu Erhaltung derselben treulich beistehen wolle; diejenigen aber, welche sie noch nicht wieder gewonnen habe, werde er erwerben und nachmals beschützen helfen, oder ihr, falls sie in seine Hände kommen sollten, ohne Schwierigkeiten überantworten. Dahin gehöre alles Land von Radikofani bis Ceperano, das Exarchat, die Städte [45]) Rimini, Pesaro, Fano, Osimo und Ancona, die Mark Ancona, das Herzogthum Spoleto, die Landschaften der Markgräfin Mathildis, die Grafschaft Bertinoro und alle übrigen dazu gehörigen Lande, sowie sie in vielen Privilegien der Kaiser seit der Zeit Ludwig's [46]) verzeichnet seien. Otto werde ferner seinem Herrn Innocenz und dessen Nachfolgern zur Erhaltung und Vertheidigung des sicilischen Reiches Beistand leisten; auch wolle er nach dem Rathe und der Weisung des Papstes sich im Betreff der lombardischen und tuscischen Angelegenheiten, und in Beziehung auf das gute Herkommen, welches man dem römischen Volke erhalten oder erweisen müsse, richten. Desgleichen werde er dem Rathe und der Weisung des Papstes in Hinsicht des mit dem Könige von Frankreich zu schließenden Friedens Folge leisten. Im Falle die römische Kirche wegen Otto's Erhebung zum Kaiser in Krieg geriethe, so werde er nach Erfoderung der Nothwendigkeit ihr zu Hilfe kommen. Endlich machte sich Otto verbindlich, alles Obige, sobald er die Kaiserkrone empfangen habe, nochmals eidlich und schriftlich zu erhärten [47]). Nachdem Otto diesen Eid der Unterthänigkeit geleistet, kam

39) Annales Corbeienses ad an. 1200. 40) Otto IV. in Epistola ad Innocentium III. n. XX. Registri de negotio imperii. p. 694. 41) *Burchardus* l. c. p. 121. 42) Godfrid von Cöln S. 267.

43) Otto IV. in Epistola ad Innocentium III. n. XX. Registri de negotio imperii. p. 694. 44) Innocentius III. in Epistola ad Ottonem. n. XXXII. Registri de negotio imperii. p. 702. 45) Nämlich die Pentapolis geheißenen fünf Städte. 46) Nämlich des Frommen. Das Decretum „Ego Ludovicus." durch welches der genannte Kaiser der römischen Kirche viele Staaten schenkt oder bestätigt, ist unecht, wie Pagi und andere erwiesen haben. Auf dieses untergeschobene Decret aber fußten die Päpste. 47) Vergl. v. Raumer a. a. O. 2. Bd. S. 638. 639.

der Cardinal Guido[48]), Bischof von Präneste, um das Fest der Apostel Petrus und Paulus (1201) nach Cöln, und erklärte hier, sowie auch zu Corvei (1201) und zu Mastricht (1202), Otto zum Könige. Nach Cöln zu einer Unterredung lud er im J. 1201 alle Bischöfe des teutschen Reichs, und befahl kraft apostolischer Autorität denen, die kamen, daß sie Otto gehorchen sollten. Die aber nicht gehorchen wollten, excommunicirte er. Vor Guido erschien auch der von zwei Domherren zum Erzbischofe von Mainz gewählte Sigfrid, ward von ihm zum Priester und Bischofe geweiht, und ging mit Guido's und des Königs Otto's Empfehlungsbriefen nach Rom und ward von dem Papste durch Ertheilung des Pallii bestätigt. Sogleich bei seiner Ankunft in Cöln hatte der genannte päpstliche Legat verkündigt, daß Philipp und alle und jeder seiner Anhänger von dem apostolischen Stuhle excommunicirt seien. Philipp war nämlich als offenbarer Beschützer Markward's von dem Papst von Neuem üt den Bann gethan. Markward war nämlich von Kaiser Heinrich VI. als Markgraf in die Mark Ancona eingesetzt worden. Innocenz aber maßte sich, als er den päpstlichen Stuhl bestiegen, sogleich der Mark Ancona wieder an. Die Reichsfürsten hatten den Papst um Wohlwollen für Markward, als Vasallen Philipp's, gebeten. Aber vergebens! Jetzt, da Innocenz III. Philipp und alle seine Anhänger excommunicirt und sich offen und bestimmt für Otto als König erklärt hatte, jetzt nahmen die Reichsfürsten[49]), da ihre frühern bittweise vorgetragenen Vorstellungen Nichts gefruchtet hatten, eine entschiedene, dem Papst seine unrechtmäßigen Eingriffe in ihre Rechte mit kräftiger Darstellung vorhaltende Sprache an[50]), und entwickelten, wie unrecht der Papst gehandelt habe, indem sie unter anderem Folgendes bemerkten: „Die Heiligkeit und der Alles fromm pflegende Vatersinn des römischen Stuhles, erlaube ihnen auf keine Weise, anzunehmen, das ganz Unschickliche, was der Bischof von Präneste, des Papstes angeblicher Gesandter, im Betreff der römischen Königswahl gethan habe, sei aus den Beschlüssen der bewunderungswürdigen Klugheit des Papstes hervorgegangen, oder von der ehrwürdigen Versammlung der Cardinäle gebilliget worden." Sie hielten dem Papste und seinem Cardinalcollegium weiter vor: „Wee hätte je von einer Kühnheit gehört gleich dieser? Welcher wahrhafte Zeuge könnte für eine Anmaßung angeführt werden, von welcher Geschichte, Urkunden, ja sogar die Fabel zeither schwieg? Wo habt ihr gelesen, ihr Päpste! wo habt ihr gehört, ihr Cardinäle! daß eure Vorgänger oder deren Gesandten sich bei der Wahl eines römischen Königs als Wähler, oder gar als abwägende und prüfende Richter eingemischt hätten? Ihr könnt, wir wissen es, keinen beweisenden Fall aufführen." Sie fuhren fort: „Im Betreff der Papstwahl sei es dagegen allerdings den Kaisern vorbehalten gewesen, daß ohne ihre Dazwischenkunft und ihr Gutheißen, dieselbe nicht habe gehalten werden dürfen, allein die Freigebigkeit der Kaiser, welche alle Zeit auf die Vermehrung der Ehre Gottes und seiner Kirche bedacht gewesen, habe dieses Recht der Kirche Gottes aus Ehrerbietigkeit nachgelassen, wie man ganz deutlich aus der Constitution des ersten[51]) Heinrich's ersehe, wo es unter andern heiße, daß keiner der kaiserlichen Gesandten der Papstwahl einige Hinderniß in den Weg legen sollte[52]). Wenn die weltliche Einfalt oder Einfalt der Weltlichen dasjenige Gut, welches sie von Rechtswegen gehabt, aus andächtiger Ehrfurcht hingegeben, wie könne die päpstliche Heiligkeit ihre Hand nach solchen Gütern, die sie niemals gehabt, ausstrecken? Als Reichsfürsten könnten sie die Kränkung der Rechte des Reichs nicht gleichgültig ansehen; sie eröffneten daher dem Papste mit Schmerzen, daß der Bischof von Präneste als sein Legat sich ganz gegen alle Rechte in die Wahl des römischen Königs gemischt, auch sehen sie gar nicht ein, was für eine Person er dabei habe vorstellen wollen; wenn es die Person eines Wählenden gewesen, warum er nicht gewartet, bis alle zugegen gewesen; warum er denjenigen Theil der Fürsten, welcher der zahlreichste und würdigste sei, hintangesetzt habe, statt sich ihnen in gebührendem Gehorsam anzuschließen?" Wie habe er eine Gelegenheit suchen dürfen, um in Abwesenheit derselben die Wahrheit desto leichter in Lüge, und die Tugend in ein Verbrechen umzuwandeln? Habe er die Person eines

48) Guido Praenestinus in Literis ad Innocentium III. n. LII. Registri p. 710. 49) Die Reichsfürsten, welche Philipp gewählt hatten, verwenden sich bei dem Papste Innocenz III., in dem Schreiben, in welchem sie ihm die getroffene Wahl melden, für Markwarden auf diese Weise: Monemus insuper et precamur, ut dilecto amica nostro devoto et fideli Domini nostri Regis Philippi M. Marchioni Ancbon. Duci Ravenn. Procuratori regni Siciliae, Imperialis aulae Senescalco in negatiis Domini nostri Apostolicam praestetis benevalentiam et favorem, nec resistentibus ei praebeatis adjutaris, sicut de Vestra confidimus Sanctitate certissime scientes, quod omnibus viribus, quibus possumus, Romam in brevi cum ipso Domino nostro divinitate propitia veniemus pra Imperatoriae coronationis dignitate ipsi sublimiter obtinenda. 50) Namentlich die Erzbischöfe von Magdeburg und Bremen, die Bischöfe von Worms, Passau, Regensburg, Constanz, Augsburg, Eichstädt, Havelberg, Brandenburg, Meißen, Naumburg und Bamberg, die Äbte von Fulda, Hersfeld und Kempten, der König von Böhmen, die Herzoge von Sachsen, Österreich, Meran, Zäringen, der Statthalter von Burgund, der Landgraf von Thüringen, die Markgrafen von Mähren, Meißen und Brandenburg, die Grafen von Orlamünde, Somerschenburg, Brene, Wettin u. s. w. Sie sagen: „Die Vernunft kann nicht begreifen und die treuherzige Einfalt nicht glauben, daß Verwirrung irgend eines Rechtes von derjenigen Seite entstehen sollte, wo allein dasselbe bisher unerschüttert schien? Oder wer wäre so harten oder verkehrten Sinnes, zu meinen, der Aberglaube entspringe da, wo die Heiligkeit ihren Sitz hat? Denn durch göttliche Anordnung und nicht nach menschlicher Entscheidung ist Rom, einst der Mittelpunkt des Aberglaubens, zum Mittelpunkte des Glaubens erhoben worden; aber alle mögen inbrünstig beten, daß das Ende sich nicht wieder in den Anfang verwandele, daß man sagen müsse, das Omega sei zum Alpha zurückgelegen; vergl. v. Raumer a. a. O. 2. Bd. S. 640 fg.

51) Nämlich nach Kaisern gezählt, nach der Zählung der Könige Heinrich II., oder mit dem andern Bezeichnungsnamen der Heilige. 52) Doch gaben die Reichsfürsten oder vielmehr der Verfasser des Schreibens dem Papste zu viel zu, denn durch Heinrich's Urkunde, welche in diesem Punkte mit der des Kaisers Otto I. ganz gleichlautend ist, werden die Rechte der Kaiser im Betreff der Papstwahlen vielmehr bestätigt, als aufgehoben. Vergl. M. J. Schmidt, Geschichte der Teutschen. 2. Th. 11mer Ausg. v. 1784. S. 618. 619.

Richters spielen wollen, wie könne er meinen, daß es eines solchen würdig sei, eine Partei ungehört zu verdammen? Auch habe er die Person eines Richters nicht vertreten können, denn wenn die Wahl des römischen Königs in sich zerrissen oder zwistig ausgefallen, so gebe es keinen obern oder höhern Richter, durch dessen Spruch sie ergänzt werden könne, sondern sie müsse durch die freiwillige Übereinkunft der Wählenden zusammengelöthet [53]) werden. Der Mittler zwischen Gott und den Menschen, Jesus Christus als Mensch, habe die Ämter der Gewalt eines jeden durch eigenthümliche Handlungen und Würden unterschieden oder gesondert, sodaß sowol der Gott Dienende keineswegs sich in weltliche Sachen verwickeln, als auch hinwiederum derjenige, welcher in weltliche Geschäfte verwickelt wäre, nicht den Anschein haben sollte, den göttlichen Dingen vorzustehen. Jede Ausdehnung dieser Ansprüche würde wechselseitig sein müssen, und jedem Theile Schaden bringen. Deshalb möge der heilige Vater den Bischof von Präneste für sein Vergehen bestrafen, Philipp, den die Reichsfürsten einhellig zum Könige erwählt haben, und der gleich ihnen dem apostolischen Stuhle zu Rom den gebührenden Gehorsam verspreche, anerkennen, und ihm, wie es des Amtes des Papstes sei, die kaiserliche Krönung bewilligen." Durch dieses Schreiben der Anhänger des Königs Philipp ward der Papst Innocenz III. zu dem Antwortschreiben an den Herzog Berthold von Zäringen bewogen, welches unter der Benennung Venerabilem eine Stelle in der Decretaliensammlung des Papstes Gregor IX. erhalten hat. In diesem Antwortschreiben [54]) sucht Innocenz III. sein Verfahren zu beschönigen, indem er sagt: Gleichwie er den Fürsten das Recht, einen Kaiser zu wählen, nicht streitig mache, so müßten auch die Fürsten anerkennen, daß das Recht, die erwählte Person zu prüfen, ihm gehöre, als dem, der sie salben und krönen müsse, denn dies sei insgemein hergebracht, daß wer einem die Hände aufzulegen habe, ihn auch vorerst zu prüfen habe. Sein Legat, der Bischof von Präneste, habe weder selbst gewählt, noch wählen lassen, noch die Stelle eines Richters, sondern blos das Amt eines Verkündigers [55]) vertreten, indem er blos verkündiget, daß die Person des Herzogs (Philipp's) unwürdig sei, das Reich zu erhalten, die Person des Herzogs Otto hingegen tauglich. Hierauf wiederholt der Papst die Gründe gegen Philipp, die wir oben angeführt haben, namentlich diesen, daß er excommunicirt sei, und die Gründe für Otto. Das Schreiben konnte natürlich auf die Reichsfürsten keinen Eindruck machen, weil es wahrheitswidrige Dinge enthielt, denn um nur eines zu gedenken, so war die Wahl Otto's unter der Leitung des Bischofs von Präneste in Coroci wiederholt worden [56]), und in Cöln hatte er alle excommunicirt, welche sich Otto widersetzen würden. Je härter Innocenz verfuhr, desto enger schlossen sich die meisten Anhänger Philipp's an diesen an, so z. B. hatte dieser auch eine gute Stütze an dem Erzbischof von Besançon [57]). Nicht minder erklärte der König Philipp August von Frankreich, als ihm Innocenz III. meldete, daß er sich für Otto entschieden habe, „er (der König von Frankreich) wundere sich, daß der Papst alle Wohlthaten vergesse, welche Frankreich seinen Vorfahren erzeigt habe; er wundere sich, daß der Papst den widerrechtlich erwählten Otto, den Feind seines [58]) Reiches, mit dem größten Eifer unterstütze, und dabei doch wiederholt versichere, daß es auf sein (des Königs von Frankreich) Wohl bedacht sei. Diese unüberlegte Erhebung Otto's gereiche nicht blos ihm (dem Könige von Frankreich), sondern allen katholischen Königen zur Schande; und so gleichgültig auch er (der König von Frankreich) bisher alle von dem Papste herrührende Beschwerden ertragen habe, so werde er doch nie etwas dulden, was offenbar seine und seines Reiches Ehre untergrabe. Darauf, daß der Papst wiederholt eingewendet, Philipp von Schwaben sei ein Feind der Kirche, möge er (der Papst) nicht zurückkommen, da er (der König von Frankreich) ihm schon oft schreiben und sagen lassen, daß er bereit sei, für Philipp Bürgschaft zu leisten." Innocenz III. nahm wieder in der Antwort auf dieses Schreiben zu seiner gewohnten Waffe, nämlich zu der Unwahrheit, seine Zuflucht, indem er unter anderem sagte: Otto, welcher mit Philipp August nahe verwandt sei, habe, daß er wider ihn nie feindlich verfahren wolle, um so leichter versprochen, da Otto von dem Könige Johann von England nicht unterstützt werde. Aber König Johann hielt sein dem Könige Philipp August gegebenes Versprechen [59]) nicht, sondern foderte im Herbste 1202 die Geist-

53) Wörtlich zusammengenähet oder zusammengestickt, nämlich Romanorum enim Regis electio, si in se scissa fuerit, non est superior judex, cujus ipsa sententia integranda, sed eligentium voluntate spontanea *consuenda*. Regist. de negot. imp. n. LXI. 54) Regist. etc. n. LXII. p. 715. 55) Denunciatoris. 56) Die Annales Corbeienses zum J. 1201 sagen: In curia solemni Corbeiae Otto Rex electus, Philippo rejecto. Den Hof, wo dieses geschah, hatte Guido angesagt, wie er in dem Schreiben an den Papst Innocenz III. (n. LII. Registri p. 700) erzählt: Cum Ottone ingressi Coloniam principes quosdam ibidem die praefixa recepimus. — — Accepto consilio ab his, qui honorem ecclesiae ac vestrum diligunt, in conspectu omnium, qui convenerant, literis vestrae sanctitatis Regi et de ipsius receptione et approbatione cunctis exhibuimus, et cum de caetero auctoritate vestra publice denuntiavimus Regem et semper Augustum, excommunicatis omnibus, qui se ei ducerent opponendos. Quia factum hoc necesse erat melius solidari, aliud colloquium apud Corbeiam indiximus, quod ad taxatum terminum accedentes coram iis, qui ibidem convenerunt, eodem modo (nämlich wie in Cöln) processimus.

57) Innocentius III. (in Epistola ad Episcopum Lingonensem, n. LXXI. Registri de neg. Imp. p. 721): Bisuntinus Archiepiscopus cum ab ecclesia Romana, cui tenetur juramento fidelitatis adstrictus, nulla debuerit ratione divertere, vel ab ea quomodolibet dissentire, ipse, ex quo ei patenter innotuit super negotio imperii nostrae beneplacitum voluntatis, non solum se ipsi opponere non expavit, verum etiam nobilem virum Philippum Ducem Sueviae ad Burgundiam devastandam deduxit, et ipsum tanquam Regem catholicum processionaliter in ecclesia recipiens Bisuntina, ei fecit a suis tamquam legitimo Regi honorem et reverentiam exhiberi. 58) Des Königs von Frankreich. 59) Nämlich in dem Frieden mit dem Könige Philipp August von Frankreich hatte König Johann von England, Richard's Nachfolger, versprechen müssen, daß er Otto weder mit Gelde noch mit Leuten, weder durch sich, noch durch einen andern ohne Rath

Digitized by Google

lichen seines Reiches öffentlich zu Beiträgen für Otto auf, und dieser erklärte sich im folgenden Jahre bereit, mit dem Könige Philipp von Schwaben einen Waffenstillstandzur Bekriegung des Königs Philipp August von Frankreich einzugehen[60]). In Teutschland glaubte der päpstliche Legat, Guido, am besten für Otto zu wirken, wenn er Fürstenversammlungen hielt, und auf ihnen Otto auf eine immer feierlichere Weise als König verkündigte, wie im J. 1202 in Mastricht geschah[61]), wo sich der Erzbischof Adolf von Cöln und einige andere Fürsten versammelten, und über die dringendsten Staatsgeschäfte verhandelten, vornehmlich Frieden zwischen dem Herzog von Brabant und dem Grafen von Geldern stifteten[62]). Die päpstlichen Gesandten erfreuten ihren Herrn, Innocenz III., durch die schriftliche Nachricht: „von Philipp und seinen wenigen oder wankelmüthigen Anhängern höre man kaum etwas mehr; es sei denn, daß Philipp durch die Ungnade Gottes alles mislinge, und er kein Heer zusammenbringen könne, während Otto nächstens mit 100,000 Bewaffneten ins Feld ziehen werde, denen zu widerstehen Keiner für möglich halte[63])." Aber Philipp war nicht unthätig, wenn er auch in Teutschland damals kein Heer im Felde erscheinen ließ, sondern er ordnete die constantinopolitanischen Angelegenheiten mittels der Kreuzfahrer[64]), und zwar auf folgende Veranlassung und folgende Weise. Isaak Angelus war durch die von seinem Bruder Alexius Angelus geleitete Empörung gefangen, und auf dessen Befehl, geblendet, im kaiserlichen Palaste in Haft gehalten worden. Als Alexius Angelus sich auf dem Throne befestigt hatte, entließ er, weil er sich der großen Gütigkeit erinnerte, welche sein Bruder während seiner Regierung gegen ihn bewiesen hatte, denselben aus dieser Haft, und wies ihm an der Küste in der Nähe der Hauptstadt eine Wohnung an. Um wieder zu seiner vorigen Würde zu gelangen und sein unstreitiges Recht auf die Kaiserkrone zu behaupten, unterhielt Isaak nun eine Kundschaft mit den Lateinern, und mittels derselben mit seiner Tochter Irene, der Gemahlin des Königs Philipp von Teutschland, welchen er zum Erben des ihm entrissenen Kaiserreiches adoptirte, und von dem er nun beständig Hilfe zur Wiedererlangung desselben hoffte[65]). Irene, welche bei ihrem Gemahle viel galt, machte ihrem Vater zu einem baldigen und mächtigen Beistande Hoffnung. Nun entfloh ihr Bruder, der junge Alexius, welcher auch der Haft entlassen, sich am Hofe seines gleichnamigen Vatersbruders befand und ihn auf dem Kriegszuge gegen einen Empörer, den Protostrator Manuel Kamytzes begleitete, aus dem kaiserlichen Lager zu Damokrania. Nach der Flucht seines Sohnes ward Isaak, welcher bisher Gelegenheit gefunden hatte, Briefe an seinen Tochtermann Philipp zu befördern, wieder nach Constantinopel ins Gefängniß gebracht. Sein Sohn entkam auf einem pisanischen Schiffe glücklich nach Ancona, begab sich von hier nach Rom, und suchte Hilfe bei dem Papste Innocenz III. Aber dieser haßte den Hohenstaufen Philipp zu sehr, als daß er sich hätte des Schwagers desselben annehmen sollen. Er gab ihm daher eine diesem Umstande gemäße, ausweichende Antwort, und setzte sich vielmehr mit dem Verfolger Isaak's und des jungen Alexius, mit dem damaligen Kaiser, Alexius in Verbindung, und meldete ihm in einem Schreiben vom 20. Nov. 1202[66]), daß der junge Alexius vorher zu ihm gekommen und er ihm eine Antwort gegeben, wie ihm am vortheilhaftesten geschienen, und Alexius nun zu seinem Schwestermanne, Philipp, geeilt sei. Alexius kam zu diesem im J. 1201, und ward von ihm ehrenvoll empfangen[67]). Philipp faßte den Plan, seinen Schwager auf den Thron von Constantinopel zu heben mittels des Heeres der Kreuzfahrer, von welchen die Vornehmsten der Markgraf von Montferrat, der Graf Balduin von Flandern, die Grafen von Blois und von St. Paul waren. Diese befanden sich im J. 1202 in Venedig, um mit Hilfe dieses Freistaates ihren Kreuzzug bequemer ausführen zu können. Alexius ging nun von Teutschland wieder nach Italien und zwar nach Verona, und unterhandelte von hier aus mit den Kreuzfahrern und den Venetianern. Die Gesandten, welche König Philipp ohne Verzug an die Fürsten des Kreuzheeres sandte, hatten den Auftrag, diese zu bitten, daß sie, weil des Alexius Vater und er selbst des Kaiserreiches auf schlechte Weise beraubt seien, mit Alexius in das Reich von Constantinopel gehen, und zur Eroberung desselben ihm durch Rath und That behilflich sein möchten. Die Fürsten des Kreuzheeres legten diese schwierige Sache dem Legaten des Papstes, dem Cardinal Peter, welcher kurz darauf nach Venedig kam, zur Beurtheilung vor, und suchten durch dessen Vermittelung um die Erlaubniß des Papstes zur Abschließung eines Vertrages mit dem jungen Alexius nach[68]). Auch hatte der Markgraf Bonifacius von Mont-

und Einwilligung des Königs Philipp August beistehen wollte; s. den Vertrag bei *Rymer*, Foedera I. p. 117—119.

60) Vergl. v. Raumer a. a. O. 2. Bd. S. 641—645. 61) Philippus Notarius (in Epistola ad Innocentium III. n. LII. p. 170. 62) Godfrid von Cöln S. 268. 63) Vergl. v. Raumer a. a. O. 2. Bd. S. 639. 64) Das Chronicon Mantis sereni (ap. *Mencke*, Rer. Germ. Script. T. II. p. 219) sagt zum J. 1203: Constantinopolis a peregrinis S. sepulchri et Venetianis, *ordinatione Philippi regis*, propter socerum Ipsius regem a Graecis expulsum, obsessa, capta, praedaque ejus inter victores divisa est. Der Verfasser des lauterberger Zeitbuchs faßt dieses zu kurz zusammen. Durch Anordnung des Königs Philipp hatte der Kreuzzug in den Jahren 1202 und 1203 eine andere Richtung erhalten. Aber König Philipp beabsichtigte nicht die Besitznahme Constantinopels durch die Lateiner, sondern nur die Erhebung seines Schwagers Alexius auf den griechischen Kaiserthron. König Philipp war mit den constantinopolitanischen Angelegenheiten schon beschäftigt, bevor Alexius nach Teutschland kam, wie Burchardus (p. 124) bemerkt: Venerat ante eum (nämlich vor dem jungen Alexius) quidam nobilis princeps Graecorum volens percipere regnum Reginae (nämlich das Reich von Constantinopel im Namen der Königin Irene), quem cum deprehendissent fraudulenter laborare, primum jussit eum Rex (nämlich König Philipp) captivum teneri, sed interventu Reginae cito absolvit eundem. Qui veniens in Graeciam coepit regnum sibi vindicare, quem post haec in brevi Graeci strangulatum suffocaverunt.

65) *Otto de S. Blasio* p. 503. 66) Epist. Innoc. III. ed. *Bréquigny* et *la Porte du Theil* T. I. p. 190. *Raynaldi*, Annal. eccles. ad an. 1202. §. 35. 67) Nach dem zuletzt genannten Briefe des Papstes Innocenz III. 68) Gesta Innocen-

Digitized by Google

ferrat, als er sich in Rom befand, die Gesinnung des Papstes über die byzantinischen Angelegenheiten von fern erforscht, aber auch gefunden, daß der Papst nicht dazu geneigt war [69]), denn sein Haß gegen den Hohenstaufen Philipp war zu groß, als daß er sich mit dem Gedanken befreunden konnte, dessen Schwager auf dem Throne von Constantinopel zu sehen. Unter andern Verhältnissen würde dem Papste die Eroberung des von den schismatischen Griechen besessenen Constantinopels durch die römisch-katholischen Lateiner ein lockendes Ziel seiner herrschsüchtigen Bestrebungen gewesen sein. Da die Fürsten des Pilgerheeres den Papst nicht geneigt fanden, den Schwager des Königs Philipp zu unterstützen, so schickten sie Gesandte zu diesem nach Teutschland, und unterhandelten mit ihm. Während dessen langte auch mit dem Kreuze bezeichnet einer der Anhänger des König Philipp's, der Bischof Konrad von Halberstadt, den 15. August (1202) in Venedig an [70]), sowie auch der Graf Berthold von Katzenellnbogen und viele andere Wallfahrer aus den teutschen Ländern Theil nahmen. Im December (1202) kamen die Bevollmächtigten des Königs Philipp mit den Abgeordneten der Fürsten des Pilgerheeres nach Zara, wo sich dieses damals befand. In der Versammlung, welche in dem Palaste, in welchem der Doge Dandalo von Venedig seine Herberge genommen hatte, gehalten ward, ließ König Philipp durch die genannten Botschafter dem Dogen von Venedig und sämmtlichen Baronen des Pilgerheeres Folgendes entbieten: „Er will zu euch den Bruder seiner Gemahlin senden, welchen er der Hand Gottes, der ihn vor dem Tode bewahren wolle, und eurem Schutze vertrauensvoll übergibt. Da ihr euch bewaffnet habt zum Kampfe für Gott, Recht und Gerechtigkeit, so ziemt es euch wol, wenn ihr es vermöget, denen ihr Erbe wiederzugeben, welche desselben durch Gewaltthätigkeit beraubt worden sind." Sie fuhren fort, der in seine Rechte wieder eingesetzte Alexius werde das Reich von Byzanz dem apostolischen Stuhle zu Rom unterwerfen, und den Venetianern und Pilgern zu gleichen Theilen 200,000 Mark Silber geben, Lebensmittel nach ihrem Bedürfnisse liefern. Auch werde er entweder in eigner Person mit ihnen nach Ägypten ziehen, oder falls sie solches lieber wollten, auf seine Kosten 10,000 Mann für die ägyptische Unternehmung ausrüsten, und während eines ganzen Jahres zu ihrer Verfügung stellen, sowie auch Zeit seines Lebens beständig 500 Mann jenseit des Meeres zur Vertheidigung des heiligen Landes auf seine Kosten unterhalten [71]). Am Schlusse ihrer Rede versicherten die Abgeordneten, daß ihnen die Vollmacht ertheilt sei, unter diesen für das Pilgerheer vortheilhaften Bedingungen im Namen des Königs Philipp und des Prinzen Alexius das Bündniß auf vollkommen bindende Weise abzuschließen. Bei der Berathung, welche hierüber die Barone des Pilgerheeres den folgenden Tag hielten, erklärte der Abt von Vaux de Sernay, daß es den Pilgern nicht gebührte, sich in die Angelegenheiten des byzantinischen Reiches zu mischen, und aufs Neue mit christlichem Gelde zum Kriege gegen Christen sich dingen zu lassen, sondern daß sie vielmehr die Obliegenheit hätten, ihren Zug nach Syrien fortzusetzen. Andere Geistliche dagegen, namentlich der Abt von Locedio, bemühten sich darzuthun, daß die byzantinische Sache den Zwecken der Kreuzfahrt angemessen wäre. Dem Abte von Vaux de Sernay, welcher bei seiner Meinung beharrte, traten andere Äbte und Geistliche und selbst manche Ritter bei. Aber der Markgraf Bonifacius von Montferrat und die Grafen Balduin von Flandern und Hennegau, Ludwig von Blois und Chartres, und Hugo von St. Paul, an die Vorstellungen derjenigen, welche die Ansicht des Abtes von Vaux de Sernay vertheidigten, sich nicht kehrend, gingen mit den ihnen anhängenden Baronen in die Herberge des Dogen von Venedig. Hierher wurden die Bevollmächtigten des Königs Philipp und des Prinzen Alexius berufen, die Urkunden des Vertrages von beiden Seiten vollzogen, und die Bevollmächtigten versprachen, daß 14 Tage nach Ostern (1203) Prinz Alexius sich im Heere der Pilger einfinden werde. Von Seiten der Kreuzfahrer beschworen diesen Vertrag nur der Markgraf von Montferrat und die drei genannten Grafen, Balduin, Ludwig und Hugo, und acht französische Barone; alle übrigen verweigerten den Eid. Der Papst ermahnte die Kreuzfahrer schriftlich, daß sie sich in die byzantinischen Angelegenheiten nicht mischen sollten. Die Barone des Pilgerheeres ließen sich aber nicht von der beschlossenen Unternehmung abbringen, weil sie erkannten, daß der Grund der Mißbilligung ihres Vorhabens, welche Innocenz III. in seinen Briefen aussprach, blos in den damaligen Mißverhältnissen des römischen Stuhles mit dem Könige Philipp, Isaak's Schwiegersohne und des jungen Alexius Schwager, lag, und weil sie nicht glauben konnten, daß Innocenz III. weniger Ursache habe, die schismatischen Griechen zu hassen, als seine Vorfahren. Daher zog das Pilgerheer vor Constantinopel. Der Kaiser, der ältere Alexius, floh den 18. Juli 1203 daraus, und Isaak ward aus dem Kerker wieder auf den Thron gehoben. Die Barone richteten eine Gesandtschaft an den Kaiser Isaak, und dieser genehmigte den Vertrag, den König Philipp und der junge Alexius mit dem Pilgerheere abgeschlossen hatten. Alexius ward nun in Con-

tili c. 83. p. 41. Daselbst wird auch erzählt, jedoch es nur als ein Gerücht angegeben, nämlich durch dicebatur bezeichnet, daß der Markgraf von Montferrat, als er (im J. 1199) von Frankreich durch Teutschland reiste, mit dem Könige Philipp eine Unterhandlung gehabt habe, daß er bewirken wolle, daß dessen Schwager Alexius von dem christlichen oder dem Kreuzheere nach Constantinopel zur Erlangung des Kaiserreiches zurückgeführt werde.

69) So nach Villehardouin (De la conquête de Constantinopl. p. 35. 36), welchem auch Wilcken (Gesch. der Kreuzzüge. 5. Th. S. 175. 176 folgt. Nach Nicetas versprach Alexius dem Pilgerheere den Beistand von 50 dreiruderigen Schiffen. Wenn Nicetas sagt, daß die Angelegenheit des jungen Alexius nicht nur durch Briefe des Königs Philipp, sondern auch durch Briefe des Papstes von Rom den Wallfahrtbrüdern empfohlen worden sei, so zeigt er sich in letzterer Beziehung nicht wohl unterrichtet. 70) Warum König Ottokar von dem Könige Philipp, dem er doch die Krone verdankte, abgefallen, s. in der allgem. Encykl. 3. Sect. 7. Th. S. 478.

71) Das Nähere über diese Heerfahrt des Königs Philipp s. in der allgem. Encykl. 3. Sect. 6. Th. S. 250.

stantinopel eingeführt, und den 1. August (1203) gekrönt, nachdem ihn sein Vater durch die Mitwirkung des Pilgerheeres zum Mitregenten angenommen hatte. So triumphirte in dieser Angelegenheit König Philipp über die Gegenbestrebungen des Papstes Innocenz III. Aber in Teutschland machte ihm der Wankelmuth seines Verwandten, des Landgrafen Hermann von Thüringen, viel zu schaffen, welchem der König Ottokar von Böhmen beistand [72]). König Philipp, der im J. 1203 eine Heerfahrt [73]) nach Thüringen that, mußte sich in Erfurt einschließen, entkam nur des Nachts durch Flucht zu seinen treuen Anhängern, den Markgrafen von Meißen und von Landsberg. Der Cardinalbischof Guido, der Legat des Papstes, hatte durch viele Drohbriefe versucht, den Erzbischof Ludolf von Magdeburg von Philipp ab und auf Otto's Seite zu ziehen. Da aber diese Bemühungen fruchtlos waren, so rief er im J. 1203 das Heer der Thüringer und der Böhmen, nebst andern, welche dem Könige Otto beistanden, zur Unterdrückung des Erzbischofes herbei. Diese Heeresmacht lagerte sich an der Grenze der Städte Merseburg und Halle, plünderte neun Wochen lang die ganze anliegende Landschaft, und fügte den Gottesäckern, Kirchen und den kirchlichen Personen entsetzlichen Schaden und viele Schmach zu. Eine solche Furcht aber hatte sich Aller bemächtigt, daß sie sich nicht einmal in der Feste Magdeburg sicher glaubten, sondern das Ihrige nebst Frau und Kind in die überelbischen Gegenden brachten. Als aber eines Tages ein Theil der Feinde, um zu plündern und zu fouragiren, über die Fuhne oder Füne gegangen, stießen an der Grenze der Burg Landsberg auf der Seite nach Zörbig zu Graf Otto von Brena und der Graf Ulrich von Wettin mit wenigen gewappneten Gefährten auf sie, und erschlugen 400 von ihnen, und unter diesen war einer von hoher Geburt, dessen Fall sie sehr bejammerten. Die übrigen wurden in die Flucht geschlagen. Seit dieser Niederlage hörten sie auf, herumzustreifen, und die Böhmen gingen in ihr Land zurück, und auch König Otto begab sich nach Cöln. Schmerzlich für den König Philipp mußte es sein, daß der Sieger in der Schlacht bei Zörbig, Graf Otto von Brena, bald darauf, nämlich den 23. December (1203), starb. Der päpstliche Legat Guido hatte den Erzbischof Ludolf von Cöln zu sich beschieden, und gegen ihn viele Schmähungen ausgestoßen, indem er ihm Ungehorsam vorwarf, und ihn einen wahnsinnigen Greis nannte. Aber der Erzbischof war ein ungemein gelehrter Mann, und wußte sich gegen alles, was man gegen ihn vorbrachte, zu vertheidigen. Guido vermochte Nichts gegen ihn auszurichten, excommunicirte ihn deshalb, und kehrte mit dem Könige Otto nach Cöln zurück, nachdem er den Übrigen erlaubt, in ihre Heimath zu gehen. So wirkten zugleich die Standhaftigkeit des magdeburger Erzbischofes und die Niederlage der Böhmen zum Abzuge derselben zusammen. Im J. 1204 zog König Philipp mit einem Heere nach Sachsen, um die von dem Könige Otto erbaute so feste Burg Herlingsberg, von welcher aus die Goßlaer viel Beschädigungen, namentlich durch Abschneidung der Zufuhr, durch Zerstörung der Silberhütten, durch Gefangennehmung der Kaufleute ꝛc., erlitten, zu zerstören und die Bürger von der Unterdrückung zu befreien. Als aber Philipp in Kenntniß brachte, daß Otto mit großer Heeresmacht ihm entgegenrücke, berathschlagte er mit den Seinigen, und ging zurück, indem er es für besser hielt, für jetzt zu weichen, als unglücklich mit dem Feinde zu kämpfen. Mit seiner gesammten und seiner Helfer Macht zog Philipp im Juli (1204) nach Thüringen, zwang den Landgrafen Hermann, sich zu unterwerfen, und die von diesem zu Hilfe gerufenen Böhmen mußten aus Thüringen entweichen. Nachdem Philipp hierauf seine Gegner entlassen hatte, ging er mit den Seinigen nach Goßlar zurück. Als König Otto eine Schlacht gegen ihn zu schlagen unternahm, ging sein Bruder, der Pfalzgraf Heinrich, zu Philipp über [74]), leistete ihm den Eid der Treue und erhielt die Voigtei Goßlar. So stellt den Gang der Ereignisse das lauterberger Zeitbuch dar. Doch befand sich nach einer Urkunde in den Orig. Guelf. III. 632 Pfalzgraf Heinrich den 25. Aug. 1204 in dem Lager des Königs Philipp vor Weißensee. Sein Übertritt zu diesem muß also früher stattgehabt haben, als nach Philipp's siegreicher Heerfahrt in Thüringen, und Heinrich hat, wie sich schließen läßt, zur Bezwingung des Landgrafen Hermann beigetragen. Daß Heinrich seinen Bruder im Lager bei Burgdorf verließ, hierzu war die nächste Veranlassung, daß Heinrich zu seiner Sicherung und Schadloshaltung für die Kosten, die er als Helfer seines Bruders bereits aufgewendet, von ihm die Festungen Braunschweig und Lichtenberg verlangte, aber nicht erhielt. Überdies war ihm von Philipp beständig gedroht worden, daß er die Pfalzgrafschaft bei Rhein verlieren sollte [75]). Diese ward ihm nun durch seinen Übertritt zu dem König Philipp gesichert, und er erhielt überdies die Voigtei von Goßlar. Aber noch wichtiger für Philipp war, daß nach dessen siegreicher Heerfahrt in Thüringen der Erzbischof Adolf von Cöln, von welchem sich schon früher das Gerücht verbreitet hatte, daß er zu Philipp übergehen würde [76]), und mit welchem, weil der Erzbischof Neuerungen im Zoll- und Münzwesen anfing, nicht für die Sicherheit der Kaufleute in seinem Lande sorgte, und sie überdies noch mit ungewöhnlichen Foderungen beschwerte, König Otto bereits im J. 1202 Streitigkeiten gehabt hatte, diesen im J. 1204 verließ, und durch die Vermittelung des Erzbischofs von Trier und der Bischöfe von Speier und Constanz [77]) in Andernach für den Kö-

72) Vergl. F. Wachter, Thüringische und obersächsische Geschichte. 2. Th. S. 228. 229. 3. Th. S. 387. Godfrid von Cöln S. 274. 73) Über Philipp's zweite Heerfahrt nach Thüringen s. die allgem. Encykl. 2. Sect. 6. Th. S. 25 und 3. Sect. 7. Th. S. 478. 479.

74) So nach dem Chron. Montis Sereni. col. 220. Nach Arnold von Lübeck fälle der Übertritt des Pfalzgrafen Heinrich zu dem Könige Philipp früher. 75) Arnold von Lübeck S. 714. Von des Pfalzgrafen Heinrich's Übertritt zu dem Könige Philipp redet auch Innocentius III. (in Epistola ad Moguntinum Archiepiscopum et Episcopum Hildesiensem. n. CXX. Registri p. 742. 743 und in Epistola ad Henricum Palatinum. n. CXXI), wo er ihm die bittersten Vorwürfe mache. 76) Innocentius III. in Epistola ad Coloniensem Archiepiscopum. n. LXXX. Registri. 77) Auch war der listige Graf Wilhelm von Jülich bei Gewinnung der

nig Philipp gewonnen ward, indem dieser ihm, damit er ihm den Herzog von Brabant und die übrigen Edlen Lothringens zu seinen Getreuen machte, 10,000 Mark gab. Auch gab er ihm Saalfeld und anderes dem Erzstifte Genommenes wieder und verhieß noch mehr. Der Erzbischof, den Eid, den er Otto geleistet, und die Excommunication durch den Papst nicht scheuend, kam nebst dem Herzoge von Brabant nach Martini (1204) zu dem festgesetzten Tage zu Philipp nach Coblenz, und leistete nebst dem Herzoge von Brabant dem zuletztgenannten Könige den Eid der Treue. Auch erfüllte nun dieser seine Verheißungen, indem er dem Erzbischofe einen jährlich 600 Mark Einkünfte gewährenden Hof zu Lehen gab, und ihn reichlich mit Gold und Silber, kostbaren Kleidern und Pferden beschenkte. Alle seine Anhänger stattete er in Coblenz mit guten Kleidern[78]) aus. Daselbst sagte er auch allen Fürsten, die anwesend waren, einen zu Epiphanias Domini zu Aachen zu haltenden Hof an, und der Erzbischof von Cöln versprach, ihn daselbst zum Könige zu weihen und zu salben[79]). Der König Philipp zog, wie er angeordnet hatte, am festgesetzten Tage (1205) mit sehr vielen Reichsfürsten nach Aachen. Hier kam ihm der Erzbischof von Cöln mit der größten Zurüstung entgegen. Nachdem der König mit den Seinigen berathschlagt hatte, legte er, damit die Fürsten die freie Wahl nach der alten Einrichtung nicht verlören, den königlichen Namen und die Krone nieder, und bat, daß er einmüthig von Allen gewählt würde. Dieses geschah auch, und er ward nebst seiner Gemahlin Irene von dem Erzbischofe von Cöln geweiht und gesalbt. Zu der nämlichen Zeit befanden sich der Erzbischof Sigfrid von Mainz und der Bischof von Cambrai in der Nähe von Cöln, und bedrohten für diese ungerechte Weihung, wie sie es nannten, den Erzbischof von Cöln mit der Excommunication. König Otto lag krank darnieder und war seiner Helfer beraubt. Von dem apostolischen Stuhle zu Richtern bestellt, kamen der Erzbischof von Mainz und der Bischof von Cambrai nach Cöln, und verkündigten in der Kirche des heiligen Petrus des Apostels vor dem Klerus und dem gesammten Volke, daß Erzbischof Adolf von Cöln excommunicirt sei, und befahlen in allen Conventualkirchen und Pfarreien der Stadt, daß er jeden Sonntag und jeden Feiertag excommunicirt würde. Auch hatten sie von dem Papste dieses im Auftrage, daß wenn Adolf sich nicht binnen Monatsfrist nach ihm gemachter Denomination nach Rom zur Leistung von Genugthuung verfügte, seines Amtes entsetzt und die ganze Pfründe verlieren sollte. Die Burg Hostade ward von dem Könige Otto und den Cölnern belagert, aber nachdem Geiseln gegeben worden, unberührt verlassen. Zu der nämlichen Zeit hielt König Philipp einen zahlreich besuchten Hof zu Speier. Daselbst führte der Erzbischof Adolf Klage über die Cölner, und Philipp sagte, nachdem die Fürsten Gericht darüber gehalten und ein Urtheil gefällt hatten, und auf Bitten und Anreizen des Erzbischofs und der Anhänger desselben allen Fürsten, welche anwesend waren, eine Heerfahrt gegen Cöln an. Da Adolf sich an die Excommunication und den Befehl des Papstes nicht kehrte, so entsetzten die von dem Papste ernannten Richter, nämlich der Erzbischof Sigfrid von Cöln und der Bischof von Cambrai, am Tage der Blutzeugen Gervasius und Prothasius in der Domkirche zu Cöln vor dem zusammengerufenen sämmtlichen Klerus und Volke in Gegenwart des Königs Otto, ihn des erzbischöflichen Amtes und der Würde, und befahlen mit päpstlicher Autorität, daß man einen andern Erzbischof wählen sollte. Nachdem hierauf der Propst von Bonn, Bruno von Sengenbach, zum Erzbischof gewählt worden war, brachen zwischen beiden Erzbischöfen, dem abgesetzten und dem neugewählten, im ganzen Erzstifte schwere Fehden aus, sodaß Raub, Mord und Brand furchtbar wütheten. Die Bürger von Cöln wurden von der Burg Deuz aus, welche von Pfeilschützen und Rittern des Grafen Adolf von Berg, welcher ein Anhänger des Königs Philipp und des Erzbischofes Adolf war, besetzt war, hart bedrängt und eingeengt, vornehmlich dadurch, daß der Rhein oben und unten mit Schiffen verschlossen ward, damit der Stadt die Zufuhr an Lebensmitteln und Waaren abgeschnitten ward. Die Pfeilschützen des Grafen Adolf griffen aus großen Schiffen mit Bollwerken, welche sie mitten in den Rhein stellten, die Cölner an. Diese dagegen richteten andere Schiffe her, fuhren häufig hinüber, und bestürmten den Grafen Adolf in seiner Burg Deuz. Nach dem Feste der Geburt Mariä (1205) ging König Philipp mit einem sehr großen Heere an die Mosel, erschien am Michaelisfeste vor den Mauern der Stadt Cöln, und begann sie zu bestürmen. Den folgenden Tag schlug er am obern Theile der Stadt sein Lager auf, und bestürmte sie den ganzen Tag. Die aber, welche darin waren, leisteten tapfern Widerstand. Als Philipp fünf Tage lang die Stadt bekämpft hatte und Nichts ausrichtete, sondern großen Verlust an den

früheren Anhänger Otto's, namentlich des Erzbischofes von Cöln, für Philipp sehr thätig, indem Arnold von Lübeck (p. 726) bemerkt: Wilhelmus igitur Comes ipsum Archiepiscopum et omnes nobiliores ita praestigiis suis circumvenit, ut omnes Othoni renunciaverint, et in partem Philippi se inclinarint.

78) Die Geschenke an kostbaren Kleidern spielten im Mittelalter eine große Rolle. 79) Es ward nämlich dem Könige Philipp vorgeworfen, daß er nicht am rechten Orte und von dem rechten Erzbischofe gekrönt sei, indem Innocentius III. (in Epistola ad ecclesiasticos et saeculares principes Alemanniae. n. XX. p. 655) bemerkt: Opponebatur contra Philippum, quod nec ab eo, qui potuit, nec ubi debuit, fuerit coronatus, cum Tarantasiensis Archiepiscopus tanquam extraneus, et ad quem id minime pertinet, evocatus, ei regni praesumpserit imponere diadema. Noch deutlicher setzt dieses der Autor Gestorum Innocentii III. (n. XXII. p. 6) aus einander, indem er sagt: Philippus fecit se inunci et coronari non Aquisgrani, sed Maguntiae, nec a Coloniensi Archiepiscopo, sed a Tarentasiensi, quia nullus Archiepiscoporum Teutoniae id facere attentavit. Sed nec aliquis Episcoporum, qui fuerunt in illa coronatione praesentes, pontificalibus indui praesumpserunt, praeter solum Sutrinum. Dieses war einer der Punkte, warum der Bischof von Sutri bei dem Papste in so große Ungnade fiel. Philipp konnte für sich anführen, daß Mainz als Krönungsort nicht ganz unrecht war, da Heinrich II. und Konrad III., die doch sicher für rechtmäßige Könige galten, dort gekrönt waren. Philipp hätte, als er sich in Mainz krönen ließ, von dem Erzbischofe dieser Stadt gekrönt werden sollen. Aber dieser war von seiner Wallfahrt noch nicht heimgekehrt. An seiner Statt mußte daher ein anderer Erzbischof die Krönung verrichten.

Digitized by Google

Seinigen, vornehmlich auch an Pferden erlitt, hob er die Belagerung auf, rückte mit dem ganzen Heere vor Neuß, und bestürmte es so gewaltig, daß die, welche darin waren, an ihren Kräften verzweifelten und sich ergaben. Sie übergaben die Stadt auf Philipp's Befehl dem Erzbischof Adolf, stellten ihm Geiseln, und gelobten, ihm zu gehorchen. Philipp durchzog unter Verwüstungen das ganze Land, und ging zurück. Zu gleicher Zeit wurden in Cöln Briefe des Papstes vorgezeigt, in welchen befohlen ward, daß die Invasoren der Kirchen excommunicirt und ihr ganzes Land mit dem Interdicte belegt werden sollte. Aber hierdurch wurden die, welche im Erzstifte Cöln bei Gelegenheit der Fehden zwischen den beiden Erzbischöfen, als ihre Anhänger Räubereien trieben, nur noch mehr erbittert, wütheten nun erst recht gegen die Geistlichkeit, eigneten sich ihre Höfe und Landgüter zu, und nahmen ihre Einkünfte zwei Jahre hindurch an sich, sodaß die Kirchen in die größte Armuth geriethen, indem die Geistlichen, um sich zu ernähren, die von Alters her aufbewahrten Ornate an Gold und Silber und Edelsteinen verkaufen mußten. In dem ersten Theile des Jahres 1216 rückte König Philipp wieder mit einem Heere in die untern Gegenden hinab, und durchzog, nachdem der Erzbischof Adolf mit den Grafen und den übrigen Edeln des Landes zu ihm gestoßen war, das ganze Erzstift Cöln nach seinem Belieben, indem er sich Alles unterwarf. König Otto und Bruno, welcher kurz zuvor von dem Erzbischof Sigfrid von Mainz zum Erzbischof von Cöln ordinirt worden war, befanden sich in Cöln. Zugegen waren zwei von dem Könige von England gesandte britannische Bischöfe; Otto und Bruno rückten mit 400 Rittern und 2000 Streitern aus Cöln, in der Absicht, sich mit Philipp zu schlagen. Aber durch den Verrath Heinrich's von Limburg, welchen König Philipp durch Geschenke für sich gewonnen, folgten sie ihm bis zu der Burg Wassenberg, wurden so in sumpfige Stellen geführt, von den Feinden umringt, begannen zu fliehen, und wurden von den Gegnern verfolgt. Alles, was sie mit sich gebracht hatten, wurde eine Beute der Sieger. Auch fingen diese sehr viele Ritter. König Otto warf sich mit dem Erzbischof Bruno in die Burg Wassenberg; da sie aber sogleich von den Feinden ringsum eingeschlossen ward, ging Otto des Nachts heimlich hinaus, und entkam mit drei Gefährten. Der Erzbischof Bruno aber ward daselbst gefangen und dem Könige Philipp dargebracht. Dieser ließ ihn in Handeisen schmieden und mit sich führen. Viele, welche daselbst am Leben verzweifelten, gingen, um sich zu verbergen, in sumpfige und wassererfüllte Orte. Die übrige Menge kehrte, der Waffen beraubt und entblößt, da ihnen die Kleider von den Siegern genommen wurden, mit Schmach zurück. Der Erzbischof Sigfrid von Mainz schlich, als der Erzbischof Bruno zu Wassenberg gefangen genommen worden war, sich heimlich aus Cöln, und begab sich nach Rom zu Innocenz III., wo er an der Kirche der heiligen Sabina, an welcher er Cardinal war, zwei Jahre weilte, bis er, nachdem König Philipp erschlagen worden war, von dem Papst auf seinen erzbischöflichen Stuhl nach Mainz zurückgeschickt ward. Während Philipp's Waffen siegreich in Teutschland waren, hatte er doch nicht aufgehört, wiederholte Versuche zu machen, um den Papst Innocenz III. für sich zu gewinnen. Namentlich enthält ein Schreiben, welches Philipp an den Papst richtete, die vortheilhaftesten Anerbietungen für diesen. In welches Jahr dieses Schreiben gehört, hierüber sind die Geschichtsforscher nicht einig. Die einen setzen es in das J. 1203 [80]), die andern in das J. 1205 [81]). Eine der Anerbietungen, welche Philipp dem Papste macht, ist diese, daß er, wenn Gott ihm oder seinem Schwager das griechische Reich übergeben werde, die constantinopolitanische Kirche der römischen unterwerfen wolle. Man muß annehmen, daß dieses Umstandes wegen das Schreiben in das J. 1203 zu setzen sei, und zwar vor der Zeit, bevor der jüngere Alexius in Constantinopel eingeführt und den 1. August gekrönt war, oder richtiger, bevor die Nachricht davon zu dem Könige Philipp gelangte. Bevor der jüngere Alexius in Constantinopel eingeführt ward, wurde nach der Flucht des Kaisers Alexius des Ältern, welche sich den 18. Juli ereignete, Isaak wieder auf den Kaiserthron gesetzt, und nahm seinen Sohn zum Mitregenten an. Daß Philipp seines Schwiegervaters nicht gedenkt, ist ein Zeichen, daß er das Schreiben verfassen ließ, als dieser im Kerker war, und Alexius die Aussicht hatte, mittels des Pilgerheeres auf den Thron von Constantinopel zu gelangen. Alexius ward am 8. Febr. 1204 ermordet, und nach der Zeit, in welcher König Philipp hiervon Nachricht erhielt, kann er also das Schreiben, in welchem er seines Schwagers als lebend gedenkt, nicht an den Papst gerichtet haben. Außer der oben angeführten machte König Philipp dem Papst folgende Anerbietungen: er wolle, sobald es die Umstände erlaubten, einen Kreuzzug thun, alle der römischen Kirche sowol, als andern Kirchen entkommenen Güter wieder herbeischaffen, alle Misbräuche, welche seine Vorfahren in Kirchensachen ausgeübt, z. B. den, daß sie nach dem Tode derselben dieser und der Kirchen Habschaft an sich gezogen, abschaffen, die Wahlen der Bischöfe und anderer Bischöfe nach der Vorschrift der Kirchensatzungen vor sich gehen lassen, alles Geistliche dem Papste überlassen, die Bedrückung der Kirchen durch weltliche Voigte abstellen, ein Reichsgesetz zu Stande bringen, daß derjenige, welchen der Papst excommuniciren werde, sogleich auch in der Reichsacht sein sollte, endlich seine Tochter dem Nepoten des Papstes zur Gemahlin, und die Mathildischen Güter zur Heimsteuer geben wollte. Diese Anerbietungen waren so vortheilhaft, daß das Gerücht entstand, Innocentius III. habe sich mit dem Könige Philipp ausgesöhnt. Aber sein Hohenstaufenhaß war zu groß, als daß er ihn nicht hätte verblenden und ihm Hoffnung einflößen sollen, daß der von ihm beschützte Otto noch siegen werde. Daher widersprach der Papst nach allen Seiten hin jenem Gerüchte, welches für Philipp nicht ohne Nutzen gewesen war, sowie auch ein anderes Gerücht, daß der Papst mit

80) So z. B. *Raynald* l. c. XIII. ad an. 1203. c. 27. 28. N. XXVIII. v. Raumer a. a. O. 2. Bd. S. 649. 81) *Pertz*, Monum. Germ. T. IV. p. 208.

Tode abgegangen sei. Philipp's wohlberechnete Politik und seine siegreichen Waffen in Thüringen und am Rhein machten seine mächtigsten und erbittertsten Gegner, den Pfalzgrafen Heinrich, den Landgrafen Hermann und den Erzbischof Adolf von Cöln, zu seinen Verbündeten. Aber immer noch hoffte der Papst Innocenz III. dadurch siegen zu können, daß er dem Erzbischofe Adolf von Cöln einen andern Erzbischof entgegenstellte. Als jedoch Bruno in Folge der Niederlage bei Wassenberg gefangen, und Erzbischof Sigfrid von Mainz, Otto's Sache verloren gebend, sich aus Teutschland nach Rom geflüchtet hatte, mußte Papst Innocenz III. auch an Otto's Glücke verzweifeln, oder wenigstens nicht mehr so fest darauf bauen, daß Otto siegen werde. Dabei blieb Philipp immer seiner versöhnlichen Politik getreu, und seine Siege machten ihn nicht übermüthig, sondern er schrieb, sich entschuldigend und rechtfertigend, und seine Sache der Entscheidung des Papstes unterwerfend, Folgendes an diesen: er habe Anfangs ernstlich und aufrichtig für sich aber erst dann gewirkt, als alle Bemühungen ohne Erfolg geblieben, und man ihm den alten Feind seines Hauses zum Herrn habe vorsetzen wollen. So gewiß er (Philipp) hoffe durch Jesum Christum erlöset zu werden, so gewiß habe nicht Ehrsucht, Geiz und irdisches Gut ihn getrieben, vielmehr haben seine Freunde mit Tadel geäußert, es fehle ihm an Muth, eine Königskrone anzunehmen. Zehn Wochen lang sei ihm keiner entgegengetreten, und erst als er den Versprechungen seiner Gegner getraut und sein Heer entlassen, seien dieselben wortbrüchig und durch englisches Geld gewonnen, zu einer andern Wahl geschritten. Die Erwählung des Erzbischofes Luipold von Mainz sei einstimmig, und deshalb habe er (König Philipp) ihn mit dem Weltlichen beliehen; Sigfrid hingegen sei heimlich und widerrechtlich von drei oder vier Personen in Bingen erhoben worden. Doch möge Luipold zu Ehren des Papstes die Würde niederlegen, wenn der Papst auch Sigfrid vermöge, daß er zu Ehren des Reiches entsage, und sich mit einer anderweitigen Abfindung begnüge. Nicht minder sei er (Philipp) bereit, um des Papstes willen einen Waffenstillstand mit Otto zu schließen, wiewol ihm (Philipp) dieses weder nützlich noch ehrenvoll sei. Über alle Punkte, in welchen er (Philipp) die Kirche beleidigt haben möge, und im Betreff derer sie glaube Genugthuung verlangen zu können, mögen des Papstes Cardinäle und seine (des Königs Philipp) Fürsten, — würdige, rechtgläubige, unverdächtige Männer —, entscheiden, und den Frieden herstellen: über diejenigen Punkte aber, in welchen der Papst ihn und das Reich beleidigt zu haben scheine, wolle er zu Ehren Jesu Christi, den der Papst auf Erden vertrete, und aus Ehrfurcht gegen den Fürsten oder Ersten der Apostel, dessen Statthalter der Papst sei, und endlich um seines eignen Heiles willen, die Entscheidung dem Gewissen des Papstes überlassen. Da er (König Philipp) nämlich fromm glaube, daß Jesus Christus dem heiligen Petrus die Schlüssel des Himmels und das Recht zu binden und zu lösen gegeben habe, und der Papst demselben in der Fülle aller Macht gefolgt sei, so sei in dergleichen Artikeln von einem Menschen über den Papst nicht zu richten, sondern das Gericht über den Papst werde Gott allein vorbehalten, dessen Gericht und Untersuchung, welche ihm (Gott) allein gehöre, sich anzumaßen, suche er (der König Philipp) nicht. Überhaupt er (der König Philipp) wolle sich keines Rechtes anmaßen, welches Gott allein zustehe [82]). Überhaupt sei er bereit, in Allem den Befehlen des Papstes zu gehorchen, und hoffe ihn zu überzeugen, daß er, obgleich bei ihm vielfältig verleumdet, doch niemals die heilige römische Kirche mit ungebührlichen Worten oder Thaten beleidigt habe, oder beleidigen werde [83]). Dieses Schreiben sandte König Philipp im J. 1207 an den Papst durch eine Gesandtschaft, deren Glieder wir weiter unten namhaft machen, nachdem wir zuvor noch Folgendes bemerkt haben: Nachdem Philipp seinen Gegner durch die Niederlage bei Wassenberg im J. 1206 gebeugt hatte, hatten beide Könige im nämlichen Jahre (1206) durch die Vermittlung Heinrich's von Kalinthin eine vertrauliche Unterredung bei Cöln, aber über was sie conferirt und berathschlagt, ward, wie Godfrid von Cöln sagt, damals nicht allen bekannt [84]). König Otto begab sich von Cöln nach Braunschweig, und

82) Wenn der Hohenstaufe Philipp dieses schreibt, so dürfen wir nicht vergessen, daß ihn sein Vater in seiner frühesten Kindheit zum Geistlichen bestimmt, und ihn als solchen hatte erziehen lassen. Diese Jugendeindrücke konnten um so weniger verwischt sein, da Philipp, als er dieses (im J. 1206) schrieb, noch im Jünglingsalter stand. Welcher frommer Herr Philipp überhaupt war, hierfür werden wir am Ende dieses Capitels, bei der Schilderung des Charakters desselben, ein Beispiel anführen. 83) Philippus in Literis ad Innocentium III. n. CXXXV. Registri de Negotio Imperii p. 747. 748. *Raynald* ad an. 1206. *Pertz* T. IV. p. 210. v. Raumer a. a. O. S. 655. 656. 84) Otto von St. Blasien (S. 509. 510) gibt an: itaque die condicta in inferioribus Rheni partibus non procul a Colonia convenientes, post multa passim tractata Ottoni a Philippo per Cardinales offertur, ut accepta in uxorem filia ejus cum ducatu Alemannise, aliorumque praediorum suorum redditibus, regio nomine deposito ipsi de caetero ut regi pareret, Philippo exhinc sine contraversia regnaute. Ad haec Otto, quamvis jam desperatus, indigne ferens aliqua sibi pro regno offerri, se regnum nonnisi cum morte depositurum protestatus, Philippo, ut sibi cederet, multa majora obtulit. Talibus ambitione non convenientes, infecto negotio ab utroque discessum est, Cardinalibus ad regem Philippum se conferentibus, eique favorem domini Apostolici offerentibus. Unmittelbar vor dieser Stelle schickt Otto von St. Blasien Folgendes voraus: Igitur tanoeatius papa Philippo jam antea offensus, eo quod in Tuscia existens quoddam patrimonium S. Petri invaserat, ipsum in regem eligere non consensit. Verumtamen procedente tempore videns vires Ottonis abbatas et favorem principum admodum concidisse, Philippum vero subjectis Ottonis fautoribus praevaluisse ipsi, duos Cardinales ex latere suo, Hugonem videlicet Ostiensem et Velletrensem episcopum, et Leonem tituli S. Crucis in Jerusalem presbyterum Cardinalem ad eum direxit, ut auctoritate Apostolica ad litem terminandum, data ab utriusque pace, ad diem et locum condictum reges convenirent, ibique mediantibus Cardinalibus aliisque Principibus qualicumque conditione pax inter eos reformaretur. Nun erzählt Otto von St. Blasien von der Zusammenkunft in der Nähe von Cöln, aber auch diese hatte nach Godfrid von Cöln im J. 1206 statt, und die genannten Cardinäle wurden von dem Papste zur Eintrachtsstiftung erst im J. 1207 nach Teutschland gesandt. Otto von St. Blasien erwähnt der folgenden Unterhandlungen und Zusammenkünfte nicht, und hat also alles, was bei diesen vorging, auf die Zusammenkunft in der Nähe von Cöln zusammengetragen.

Digitized by Google

nachdem er seine Angelegenheiten geordnet, reiste er nach Dänemark, nach Ripen, erhielt von dem König Waldemar II. eine Flotte, und schiffte nach England, von wo er mit dem Gelde, das er von seinem Oheim, dem Könige Johann von England, erhielt, im J. 1207 nach Teutschland zurückkam. Während dessen hatte König Philipp im ersten Theile des genannten Jahres in Sinzich (am Rhein gelegen) mit einigen Fürsten und den Ersten jenes Landes eine Unterredung. Daselbst ward er von den Cölnern nach Cöln eingeladen, begab sich am Osterheiligabend dahin, und ward sowol von dem Klerus, als dem ganzen Volke, mit den größten Ehren- und Gunstbezeigungen empfangen. Auch weilte er neun Tage in Cöln, und ließ alle ungerechten Eintreibungen von Abgaben und ungerechten Münzen abschwören, und festen Landsfrieden machen und beschwören [85]). Die Fürsten, durch die langwierigen Kriege und Heerfahrten ermüdet, beschlossen, die mit einander kämpfenden Könige zur Eintracht zu bringen. Da der Papst das größte Hinderniß dieser Sache war, und da die Partei Otto's bereits sehr geschwächt war, ward beschlossen, daß Gesandte nach Rom geschickt weeden sollten, damit sie den König Philipp bei dem Papste zu Gnaden brächten. Es wurden also edle und Ansehen habende Männer, der Patriarch Volker von Aquileja und der Buegraf Gebhard von Magdeburg nebst einigen Dienstmannen des Königs Philipp abgesandt. Sie nahmen erfahrene Männer von Cremona mit sich, und kamen an den römischen Hof. Sie suchten den Papst zu bewegen, daß er erlauben möge, daß Philipp als König herrschen möchte. Dafür ward dem Papste versprochen, daß eine Tochter des Königs dem Sohne seines Bruders Richard zur Gemahlin gegeben werden und der Papst sich dazu verstehen sollte, daß er die Länder in Toscana und Spoleto und dee Mark Ancona, welche seine Vorgänger von den Kaisern so oft zurückzufodern pflegten, nicht zurückfodern möchte. Der Papst willigte auch nachmals, als er sich ganz von Otto ab und entschieden zu Philipp wandte, ein, indem er hoffte, daß die genannten Länder durch ebenerwähnte Heirath in die Gewalt seines Neffen gelangen möchten [86]). Jetzt war Innocenz III. noch unentschlüssig, ob er Otto, den er bisher unterstützt, verlassen und Philipp die Kaiserkrone zuwenden sollte. Vermuthlich war der Papst damals noch nicht so genau unterrichtet, daß Otto's Partei so völlig geschwächt sei, oder glaubte es nicht, bevor er durch die beiden Cardinäle, welche er als Legaten nach Teutschland schickte, die sichersten Nachrichten von dem trostlosen Zustande der Sache des Königs Otto erhielt. Einstweilen gefiel dem Papste die Unterwürfigkeit sehr, welche Philipp gegen ihn als Statthalter Christi aussprach [87]), und er schreibt an den Patriarchen Volker von Aquileja, Philipp's Antwort sei ihm in vielen Stücken angenehm, sowol weil sie nach katholischer Wahrheit schmecke, als auch weil sie fromme Devotion zeige [88]). König Philipp hatte, wie er an den Papst schreibt: seinen geliebten und vertrauten Vater (Volker), ehrwürdigen Patriarchen und vorzüglichen Fürsten des Kaiserreiches und zugleich mit andern seiner Getreuen und Vertrauten, den Burggrafen von Magdeburg, Heinrich von Smalineche und Eberharden von Lurra als Träger des Gegenwärtigen [89]) von seiner Seite an seine Heiligkeit geschickt, und ihnen aller Art Vollmacht und Auctorität gegeben, zwischen der Kirche und dem Kaiserthume und zwischen dem Papste und ihm (Philipp) Frieden und Eintracht zu reformiren, und die gefährliche Spaltung des Königthums und des Priesterthums glücklich zu restaueiren. Innocenz III. sandte nun an Philipp den Patriarchen von Aquileja, daß er ihn von Seiten des Papstes ermahnte, daß er Luipold, den vormaligen Bischof von Mainz, den mainzer Intrusum, den von dem Papste verdammten und excommunicirten nicht hegen solle. Ferner schried er an den König Otto, welchen er dadurch bevorzugte, daß er Philipp immer noch nicht König, sondern nur Herzog von Schwaben nannte: Wir ermahnen deine Hoheit, und ermuntern sie im Herrn, daß du, wenn es dir und deiner Partei zuträglich zu sein scheint, anzeigst (nämlich Philipp), daß du bereit seiest, auf unsern Befehl Waffenstillstand anzunehmen, und wenn jener vielleicht einwilligt, so gehe einen Waffenstillstand wenigstens auf ein Jahr mit ihm ein; von diesem Waffenstillstande wollen wir Materie nehmen und den Frieden des Kaiserreiches besser herzustellen trachten [90]). An den Patriarchen von Aquileja scheeidt Innocenz III. [91]): Da wir den Frieden des Kaiserreiches herzustellen suchen, so haben wir der andern Partei (nämlich dem Könige Otto) an die Hand gegeben, daß sie den Waffenstillstand nicht blos annehme, sondern verlange, und du ehrwürdiger Bruder in Christo! gib dem genannten Fürsten (Philipp) an die Hand, daß, wenn Waffenstillstand verlangt wied, er ihn ohne Schwierigkeit bewillige, damit wir von ihm Gelegenheit und Materie zur Besorgung des Friedens des Kaiserreiches nehmen. Um den Frieden herzustellen, schickte dee Papst die Cardinäle Hugolinus, Bischof von Ostia und Velletri, und Leo Brankaleo, Cardinaldiakonus des Titels sanctae Crucis in Jerusalem nach Teutschland. Vor ihnen kam der Patriarch Volker von Aquileja zu dem Könige Philipp, und

85) Godfeid von Cöln S. 276. 86) *Burchardus* l. c. p. 126. Muratori in seiner Geschichte von Italien zum J. 1207 spricht dieser Erzählung die Glaubwürdigkeit ab, und meint, sie sei nur von Otto's Anhängern verbreitet worden, aber dennoch wagt Muratori nicht zu leugnen, daß, ungeachtet Innocenz III. ein so eifriger Kämpfer für die Vergeößerung der päpstlichen Macht war, ihm doch die Sache seiner Familie nicht minder am Herzen lag, sodaß er z. B. im J. 1208 seinen Bruder zum Grafen von Sora durch den König Friedrich von Sicilien erheben ließ. Buechard sagt: ut retulerunt nobis viri veridici. Er war kein Anhänger Otto's, sondern Freund der Hohenstaufen. Er hat also seine Nachrichten von dieser Seite.

87) Philippus in Literis ad Innocentium III. n. CXXXVI. Registri p. 747. 748. Wir haben den Inhalt dieses Schreibens weiter oben mitgetheilt. T. II. Epistolarum Innocentii. Lib. X. Epist. CCXV. p. 131 sagt König Philipp: Apud sanctitatem vestram divina ordinatione totius ecclesiastici juris plenitudo consistit, est denique apud prudentiam vestram potestas plena. 88) Innocentius III. in Literis ad Aquilejensem patriarcham. n. CXXXVII. Registri. 89) Ep. CXL. 90) Innocentius III. in Literis ad Ottonem. n. LXXXVIII. Registri p. 748. 91) n. CXXXVII. Registri.

verkündigte ihm die Ankunft derselben. Der König gab ihnen sicheres Geleit, und sie kamen zu ihm in Speier. Nach daselbst gehaltener Berathschlagung sagte er den Fürsten einen Hof in Nordhausen an der Zusammengrenzung Thüringens und Sachsens an [92]). In Worms [93]) nahmen die Legaten Philipp öffentlich einen Eid ab, daß er sämmtlichen Befehlen des Herrn Papstes im Betreff aller Stücke, wegen welcher er excommunicirt war, gehorchen wollte [94]), und so absolvirten sie ihn nach der Form der Kirche feierlich, nahmen ihn in die Communion auf, und hielten in seiner Gegenwart die gottesdienstlichen Ämter. Eine der Bedingungen, unter welchen der Papst Philipp vom Kirchenbanne loszählen lassen wollte, war diese, daß er Bruno von aller Gefangenschaft [95]) frei und ledig lassen sollte. Als die Legaten den König Philipp mit dem bekannt machten, was ihnen von dem Papste aufgetragen war, war Philipp damit zufrieden mit Ausnahme des Punktes im Betreff der Freilassung des Erzbischofes Bruno, und stellte den Legaten vor, daß er, wenn er Bruno losließe, die Gunst Adolf's und aller derjenigen, durch deren Huld er auf den Gipfel des Reiches durch die Weihung gehoben worden war, verlieren, und sie schwer beleidigen würde. Die Geschenke des Königs Philipp, welcher die Legaten mit Gold und Silber und kostbaren Kleidern bereicherte, machten dieselben blind und vergeßlich, sodaß sie, der Befehle des Papstes uneingedenk, den König Philipp absolvirten und den Erzbischof Bruno in Fesseln ließen [96]). Philipp hielt die von ihm angesagte Fürstenversammlung in Nordhausen und ließ dahin die beiden Legaten geleiten. Auch König Otto war in der Nähe auf einer Burg [97]). Zu ihm begaben sich die Legaten, und sagten zu ihm: Wir haben deinen Nebenbuhler absolvirt, daß du mit ihm, wie der Apostolische befohlen hat, wo möglich Eintracht und Frieden schließest. Otto antwortete: Ob ihr den Befehl des Papstes erfüllt habt, ersehet ihr in diesem Briefe. Innocenz hatte nämlich seinen Brief an Otto geschrieben, wie die Absolution Philipp's und die Befreiung Bruno's vor sich gehen sollten. Als die Legaten ihn lasen, geriethen sie in Schrecken, und bekannten, als sie zu Philipp zurückgekehrt, daß sie sich geirrt, und daß seine Absolution ohne Befreiung des Erzbischofes Bruno nicht bestehen könne. Philipp, durch die Nothwendigkeit gezwungen, ließ Bruno wohl behandelt frei, und bereitete sich zu einer Unterredung mit dem Könige Otto vor. Auf der Fürstenversammlung zu Nordhausen waren nämlich die Legaten und der Patriarch von Aquileja mit einigen teutschen Fürsten vergebens zwischen beiden Königen hin und her gegangen, um zwischen ihnen Frieden zu stiften, aber sie konnten ihn daselbst nicht zu Stande bringen. Daher begaben sie sich nach Sachsen im September [98]) (1207). Philipp ward in Quedlinburg aufgenommen, und hielt hier einen feierlichen Hof, und Otto hielt sich in der Nähe davon auf der Harlingenburg auf. Die Könige mit den Cardinälen und sehr wenigen andern kamen zu einer Unterredung zusammen [99]). Die Legaten ermahnten den König Otto, daß er die Krone und den Königsnamen niederlegen möchte. Aber er sagte mit großer Entrüstung, daß er die Königskrone nur mit dem Leben niederlegen werde. Vergebens ward ihm angeboten, daß er Philipp's Tochter zur Gemahlin erhalten sollte. Die Versöhnung zwischen beiden Königen kam nicht zu Stande. Doch setzten die Legaten vorläufig einen Friedenstractat auf [1]). Auch ward wenigstens ein Waffenstillstand bis auf den Tag Johannis des Täufers [2]) des nächsten Jahres geschlossen. Auch hatte König Philipp, durch die Legaten dazu bewogen, sein großes Heer, welches er wider den König Otto zusammengebracht hatte, aus einander gehen lassen. Die Legaten brachten den König Philipp auch dazu, daß er, wiewol ungern, von dem mainzer Intrusus Luipold die Regalien zurücknahm, und dieser Intrusus resignirte die Spiritualien in die Hände der Legaten. Nur mit großer Schwierigkeit erlangten die Legaten von dem Könige Philipp, daß der Erzbischof Sigfried von Mainz, welcher sich damals in Rom befand, durch seinen Procurator oder Vicar die Spiritualien im mainzer Erzstifte [3]) ausübte. Auf das Andrängen der Legaten hatte König Philipp den gefangenen Erzbischof Bruno von Cöln freigelassen. Aber dem Erzbischofe Adolf und den übrigen

92) *Burchardus* p. 126. 93) Chronicon S. Petri Erfurtense np. *Menckenium*, Script. T. III. p. 236. 94) Innocentii III. Ep. CXLII. 95) Bruno war gefangen an mehre Orte, namentlich auf das Reichsschloß Trifels, und endlich nach Würzburg gebracht worden. 96) Arnold von Lübeck S. 729. 97) F. Wachter, Thüringische und obersächsische Geschichte. 2. Bd. S. 249. 98) Philipp's Edictum pro subsidio Terrae sanctae (ap. *Martène* et *Durand* T. I. Thesauri Anecdotorum p. 805. 806), in welchem der genannte König sagt: Cum apud Nordhusen curiam solennem celebraremus, ibidem ad nos accesserunt viri discreti — — ex parte Hierosolymitani Patriarchae — — hat das Datum in solenni curia apud Quidelingeberc, anno Domini MCCVII — — XVIII. Kal. Octobr.

99) Arnold von Lübeck S. 729. Innocentius III. (Ep. CXLII), wo er das, was die Legaten ausgerichtet, aufzählt, sagt: Sexto bis eos (nämlich Philippen und Otto'n) ad colloquium perduxerunt, tractantes cum ipsis de pace, quam cum confirmare non possent, septimo statuerunt inter eos treugas unius anni, et sic tractatum pacis redigentes in scriptis, ad sedem apostolicam redierunt cum scriptis utriusque. Hiernach hätten also Philipp und Otto auch in oder bei Nordhausen eine Unterredung mit einander gehabt, wiewol Burchardus (p. 126), nachdem er bemerkt, daß Philipp mit den Fürsten nach Nordhausen gekommen, und Otto auch daselbst in der Nähe auf einer Burg gewesen, nur sagt: vadunt et redeunt Legati et Patriarcha cum quibusdam aliis principibus inter utrosque Reges pacem composituri. Doch kann der Papst sich der Kürze halber auch auf obige Weise ausgedrückt haben, ohne daß sich beide Könige bei den Unterhandlungen zu Nordhausen persönlich unterredet haben.

1) s. die Stelle aus dem Schreiben Innocenz' III. in der obigen Note, und Burchardus (p. 125 — 127) sagt: Ibi (nämlich in Quedlinburg) tandem taxata est forma compositionis, in qua statutum fuit inter caetera, quod etiam postea completum fuit, videlicet, ut Otto filiam Philippi acciperet uxorem, quae tamen in quarto gradu consanguinitatis sibi attinebat, fieretque dispensatio per sedem apostolicam pro bono pacis. Nach dem Chron. ex libr. Pantaleonis 33 hätten Philipp und Otto diesen Vergleich getroffen, daß Otto den Königstitel mit dem arelatischen Reiche und einige Schlösser erhalten und eine Tochter Philipp's heirathen sollte. 2) *Albertus Stadensis* p. 299. 3) Innocentii III. Ep. CXLII.

Digitized by Google

Freunden zu Gefallen ließ er ihn wieder ergreifen, schickte ihn auf das feste Schloß Rothenburg und hielt ihn hier in Gefangenschaft [4]). Um das Fest des heiligen Andreas des Apostels hatte König Philipp einen zahlreichen Hof zu Augsburg, der Stadt Schwabens, und auch die Cardinallegaten Hugolinus und Leo waren zugegen. Hier ward vor ihnen und den Reichsfürsten über den Frieden und den Vergleich wegen des Reichs unter den beiden Königen Philipp und Otto verhandelt. Daselbst ging zu den Cardinallegaten auch der abgesetzte Erzbischof Adolf von Mainz und ward durch die Dazwischenkunft des Königs Philipp von dem Banne absolvirt, und ihm befohlen, daß er zur Satisfaction nach Rom gehen sollte [5]). Dem Papste war angezeigt worden, daß König Philipp den Erzbischof Bruno von Cöln wieder in Gefangenschaft hielt. Da sandte Innocenz III. von Neuem ein Schreiben an den König Philipp und befahl ihm streng, daß er den Erzbischof Bruno aus der Gefangenschaft loslassen und ihn nach Rom schicken sollte, würde er dieses nicht thun, so würde er als ein Übertreter der Excommunication unterliegen. König Philipp, die Strafe der Excommunication fürchtend, schickte den Erzbischof Bruno mit den Legaten sehr ehrenvoll nach Rom [6]). Auch sandte er mit denselben (im ersten Theile des Jahres 1208, nachdem er Weihnachten 1207 in Metz gefeiert) wegen Bestätigung des Bündnisses und Vergleiches, welcher durch die Cardinäle angefangen war, wegen der Weihung zum Kaiser und wegen der Restitution des abgesetzten Erzbischofes Adolf den Patriarchen von Aquileja und andre geehrte Männer an den apostolischen Stuhl. Der Papst empfing zwar Adolfen, der als kniefällig Flehender mit den Gesandten des Königs zu ihm kam, mit dem Kusse des Friedens, wollte aber das, was er im Betreff Bruno's gethan, bekräftigen, bestätigte, nachdem vor ihm von beiden, von Adolf und Bruno, die Sache vorgebracht worden war, den Letztern im Erzbisthume, schickte ein Schreiben nach Cöln an den Klerus und das Volk und sämmtliche Edle dieses Landes, und verlangte von allen Gunst und Gehorsam für Bruno [7]). Adolf erhielt 200 Mark von dem deutzer Zoll, und ebenso viel von dem cölner [8]). Die Form des Friedens und Vergleiches, um dessentwillen die Gesandten des Königs angekommen, billigte der Papst, und schickte die Cardinäle nach Teutschland zurück mit dem Befehle, daß sie das Geschäft völlig zu Stande bringen sollten; aber unterwegs erhielten sie die Nachricht, daß Philipp durch Mörderhand des Lebens beraubt worden. Um nach dem Ablaufe des Waffenstillstandes wider den König Otto und dessen Helfer, den König Waldemar II. [9]), und einige andere rebellische Sachsen ins Feld zu rücken, zog König Philipp im J. 1208 aus dem ganzen Reiche ein unzähliges Heer zusammen, und in demselben befanden sich auch sehr viele Ungaen und in Greueln der Verwüstung sich hervorthuende Walachen. Otto, welchem die großen Kriegsrüstungen nicht verborgen blieben, machte Gegenanstalten, dem großen, ihm drohenden, Angriffe begegnen zu können, und versah namentlich die Burgen und Städte mit Lebensmitteln und Waffen. Auch unterstützte ihn König Waldemar II. von Dänemark mit Geld und Kriegern [10]), indem er namentlich eine Ritterschar (im J. 1208) dem Könige Otto zu Hilfe wider den König Philipp nach Braunschweig sandte [11]). Philipp ging nach Bamberg und wartete auf die Vereinigung seiner Heere, von welchen er bereits eins vorausgeschickt hatte. Am Feste des heiligen Alba-

4) Arnold von Lübeck S. 729. 5) s. Godfrid von Cöln. 6) Arnold von Lübeck S. 729. 730. 7) Godfrid von Cöln S. 277. 8) Arnold von Lübeck S. 730.

9) König Waldemar II. von Dänemark hatte dem durch die Schlacht bei Wassenberg geschwächten Otto nicht nur eine Flotte gegeben, damit er nach England schiffen und sich dort Geld holen konnte, sondern stand auch auf andere Weise in feindlicher Beziehung zu dem Könige Philipp, vornehmlich in Betreff des Erzstiftes Bremen. König Philipp suchte nämlich, um auch im nördlichen Teutschland einen mächtigen Helfer zu haben, den Erzbischof von Bremen für sich und gegen Otto aufzustellen. Deshalb hatte Philipp im J. 1199 dem Erzbischof Hartwig von Bremen die Grafschaft Stade geschenkt. Zwar waren Hartwig und der Stade besitzende Graf Adolf von Schaumburg zu jener Zeit noch Freunde und hatten sich gegen die Dänen verbunden. Als aber Adolf im J. 1201 von den Dänen gefangen ward, nahm Hartwig Stade hinweg. Doch schon zu Anfange des Jahres 1202 eroberten König Otto und Pfalzgraf Heinrich Stade, bekamen den Erzbischof Hartwig gefangen, und brachten auch Bremen zum Gehorsam. Bei der Theilung, welche die genannten Brüder trafen, erhielt Pfalzgraf Heinrich Stade. Als dieser aber zu dem König Philipp übertrat, benutzte Hartwig seine Abwesenheit, nahm Stade wieder ein und behielt es bis zu seinem Tode im J. 1207. Das Domcapitel zu Bremen wählte nun den vormaligen Bischof Waldemar zum Erzbischofe, während das Domcapitel zu Hamburg den bremischen Dompropst Burchard wählte. Waldemar war, weil er nach der dänischen Königskrone gestrebt, von dem Könige Knut gefangen gesetzt und endlich im J. 1206 von dem Könige Waldemar unter der Bedingung losgelassen worden, daß der Papst ihn verwahren und zugleich verhüten solle, daß er weder zu dem teutschen Könige Philipp, noch zu dem französischen Könige, seinen Feinden, entrinne, und mit deren Hilfe ein neues Heer zum Einbruch in Dänemark zusammenbringe. Bei seiner Befreiung hatte Waldemar schwören müssen, daß er niemals in die Nähe von Dänemark kommen wolle. Der Papst wies ihm Bologna zu seinem Aufenthaltsorte an, daß er hier die Einkünfte des Bisthums Schleswig verzehren sollte. Die bremischen Gesandten machten ihm in Bologna seine Erwählung bekannt, gingen mit ihm nach Rom und baten den Papst um seine Bestätigung. Diese ward aber von dem Könige von Dänemark und dem hamburgischen Domcapitel hintertrieben. Waldemar ging nun ohne Urlaub von Rom hinweg und floh nach Teutschland zum Könige Philipp. Dieser schickte ihn ehrenvoll nach Bremen, wo er mit Freuden und auf das Anständigste aufgenommen wurde. Der Papst excommunicirte Waldemarn wegen seines Ungehorsams. Doch hierdurch ließen sich die Bremer und Stedinger nicht abschrecken, Waldemar Beistand zu leisten, und er trachtete seinen Gegner Burchard, welcher von dem Papste und dem Könige Otto bestätigt und von Letzterm auch mit dem Weltlichen seines Erzstiftes beliehen war, mit Gewalt zu vertreiben und alsdann in Dänemark einzufallen. Der König Waldemar eilte Burchardn, welcher sich Hamburgs bemächtigt hatte, zu Hilfe, verheerte das Bremische und befestigte zum Schutze Burchard's die Horneburg. Während dieser Krieg wüthete, ward König Philipp ermordet. Über das Obige s. Arnold von Lübeck S. 737 und die von Lappenberg, Grundriß zu einer Geschichte des Herzogthums Bremen (bei Pratje, Die Herzogthümer Bremen und Verden. 2. Sammlung. S. 310—315) angeführten Urkunden und Schriftsteller.

10) Arnold von Lübeck S. 738. 11) Annales Danici ap. *de Ludwig*, Reliquiae Manuscriptorum. T. IX. p. 153.

Digitized by Google

nus[12]) (1208) übergab er Beatrix, die Tochter seines verstorbenen Bruders, dem Grafen Otto von Burgund zur Frau, und ging in der größten Pracht und Herrlichkeit zur Geleitung des Mädchens einher, kehrte dann in die Stadt zurück und ruhte in der Pfalz im Lobio[13]), denn er hatte an beiden Armen zur Ader gelassen[14]), sowie auch viele der Seinigen[15]). Nach Bamberg war auch Pfalzgraf Otto von Wittelsbach gekommen. Ihm hatte Philipp eine seiner Töchter verlobt, aber nachher sie ihm zu geben sich geweigert, weil Pfalzgraf Otto einen Freien, einen Vertrauten des Herzogs von Baiern, treuloser Weise um das Leben gebracht, und wegen dieser Treulosigkeit vor den Reichsfürsten bezüchtigt worden war. So nach Burchardus. Arnold von Lübeck gibt als Grund, warum der König seinen Willen geändert, dieses an, daß Pfalzgraf Otto von Wittelsbach zu grausam und unmenschlich gewesen, und daß er Philipp dadurch schwer beleidigt gehabt, daß er aus zu großer Grausamkeit einen der Bessern oder Vornehmern des Landes, Namens Wolf, erschlagen. Otto von St. Blasien sagt, daß König Philipp dem Pfalzgrafen Otto die ihm verlobte Tochter unter dem Vorwandte der Blutsverwandtschaft verweigert habe. Nach Arnold von Lübeck hatte König Philipp dem Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach seine Tochter noch nicht wirklich verlobt, sondern nur beschlossen, sie ihm zu verloben, aber seinen Vorsatz der Verlobung geändert, weil Otto zu grausam und unmenschlich war. Nach Conradus de Fabaria ward König Philipp von seinem Dienstmanne[16]), dem Pfalzgrafen, dafür ermordet, daß er ihn um seine ihm versprochene Tochter betrogen, oder im Betreff derselben hintergangen hatte. Nach dem Ausdrucke des Cardinallegaten Hugolinus hatte Philipp dem Pfalzgrafen Otto seine Tochter gegeben und wieder genommen[17]). Aus allen diesen Nachrichten ist wol mit Sicherheit soviel abzunehmen, daß König Philipp sein Versprechen in Betreff seiner Tochter, mochte er sie ihm zu verloben blos verheißen, oder sie wirklich schon verlobt haben, nicht gehalten hat, und er glaubte Grund genug zu haben, sein Wort nicht zu halten, weil Otto durch die treulose Ermordung eines Freien sich berüchtigt gemacht hatte, oder gar, wie der Ungenannte bei Urstitius (S. 87) sagt, der Todtschläger vieler Edlen war. König Philipp wagte um so mehr, dem tapfern Krieger die verheißene Tochter zu verweigern, weil er die meisten Anhänger des Königs Otto auf seiner Seite und selbst den früher unerbittlich scheinenden Papst Innocenz III. zu seinen Gunsten umgestimmt hatte. Otto von Wittelsbach mußte wegen Verweigerung der ihm verheißenen Königstochter sehr erbittert sein, weil er eine große Schmach für sich in ihr erkannte und Philipp für einen äußerst undankbaren Herrn halten mußte, da er so eifrig und tapfer für ihn gekämpft, namentlich im J. 1204, als König Philipp zur Verfolgung der aus Thüringen fliehenden Böhmen 500 auserlesene Männer unter dem Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach absandte, und dieser die zahlreichen Feinde bis zum Böhmerwalde verfolgt hatte[18]). Die Angabe wegen Verweigerung der Otto von Wittelsbach verheißenen oder verlobten Tochter hat nichts Unwahrscheinliches oder Ungeschichtliches[19]). Nur muß man streng davon trennen, was Arnold von Lübeck, aber auch dieser allein unmittelbar darauf darbietet, indem er erzählt: Als Pfalzgraf Otto von Wittelsbach merkte, daß König Philipp seinen Willen und den Vorsatz der Verlobung seiner Tochter mit ihm geändert hatte, gab er sich Mühe um die Tochter des Herzogs Heinrich von Polen[20]), und sagte

12) Also am 21. Juni, so nach Godfrid von Cöln (S. 177). Burchardus (p. 128) gibt den 22. Juni X Calendas Julii, *Albericus* Monachus trium Fontium (ap. *Leibnitz*, Accessiones Hist. p. 447) in vigilia sancti Johannis Baptistae, also den 23. Juni, und Otto S. Blasii (p. 512) den Tag des Festes Johannes des Täufers selbst als Tag der Ermordung des Königs Philipp an. Mit Godfrid von Cöln stimmen das Chron. S. Petri Erfurtense (col. 236), Albert von Stade (p. 299), die Chronica Slavica (ap. *Lindenbrog*, Script. Rer. Germ. ex edit. *Fabricii* p. 257), das Chron. Metense und der päpstliche Legat Hugolinus (in Literis ad Innocentium III. n. CLII. Registri Imperii p. 752), welcher sagt: Philippus Sabbatho proximo ante festum S. Joannis civitatem Babenbergensem intravit, und kurz darauf hinzufügt, daß Philipp an dem nämlichen Abend in der neunten Stunde sein Leben verloren. Da das Fest Johannis des Täufers bekanntlich auf den 24. Juni fällt, und dasselbe im J. 1208 am Dinstag gefeiert ward, so erhalten wir in dem Sonnabend vor diesem Feste den 21. Juni, welcher also als Philipp's Todestag anzunehmen ist. Auch die Inschrift der Speier'schen Grabsteintafel, welche freilich erst Bischof Mothias verfertigen ließ (bei Lehmann, Chronica der Freyen Reichs-Statt Speyr. 5. Buch. Cap. 84. Frankfurter Ausg. 1612. S. 593) besagt: Anno Dominicae Incarnationis M. CC. VIII. Rex Philippus Babenbergae occisus, XI. Cal. Julii obiit. Das Nämliche gibt auch die Chronica Praesulum Spirensis Civitatis ap. *Eccardum*, Corp. Hist. med. aevi col. 2268 on. 13) über Lobium s. F. Wachter, Thür. Gesch. 2. Th. S. 196. 197. 383. Für Lobium, welches Godfrid von Cöln angibt, hat Burchardus Camera. 14) *Otto S. Blasii* p. 511. *Conradus de Fabaria*, Casus S. Galli. c. 7. (ap. *Pertz*, Monumenta Germ. Hist. T. II. Script. p. 168. 15) *Arnoldus Lubecensis* p. 738. *Burchardus* p. 127. Chron. S. Petri Erfurtense. col. 236. 16) Domesticus.

17) *Hugolinus* Cardinalis, Ostiensis Episcopus, in Literis ad Innocentium III. n. CLII. Registri de negotio Imperii. p. 752. (Palatino Comiti Ottoni) dominus Philippus filiam dederat et abstulerat. 18) F. Wachter, Thüringische und obersächsische Geschichte. 2. Th. S. 237. 238. 19) Als ungeschichtlich dagegen ist zu betrachten, wenn Ladislous Sunthemius (Familia Ducum Bavariae ex Comitibus de Scheirn ap. *Oefele*, Rerum Boicarum Script. T. II. p. 563) erzählt: Otto der Junge, Graf zu Wittelsboch und Scheirn, der Sohn des Pfalzgrafen Otto des Jüngern zu Wittelsbach und Scheirn, brachte, o Schmerz! Philippen, römischen König, Herzog von Schwaben, seinen Schwiegervater, in seiner Kammer um, weil König Philipp diesem Otto seine Tochter durch Ehe verbunden hatte, und nach vielem Aufwande oder Kosten, welche Otto mit der Tochter des genannten Königs verbraucht hatte, ihm seine Tochter auf unwürdige Weise nahm, indem er sagte, daß er aussätzig sei, und sie anderwärts verheirathete. Die Chronica Augustensis (ap. *Freher*, Germ. Rer. Script. T. I. p. 364) gibt den Beweggrund des Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach zur Ermordung des Königs Philipp auf folgende ungeschichtliche Weise an: Dieser (nämlich Philipp), als er noch nicht auf den königlichen Thron erhoben gewesen war, hatte versprochen, die Tochter des Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach zu heirathen, und sie nachmals verschmäht. 20) Da Schlesien damals zu Polen gehörte, so wurden die schlesischen Herzoge Herzoge von Polen genannt. Es ist hier der Herzog Heinrich I. von Schlesien gemeint.

zu dem Könige Philipp: Herr! ich wünsche, daß sich Ew. Gnaden erinnern möge, wie ergeben ich Euch immer gewesen bin, und wie Großes ich in Eurem Dienste im gegenwärtigen Kriege aufgewandt habe, und mit welcher großen Ausrüstung jetzt gegen Eure Widersacher mit Euch vorzurücken ich beschlossen habe. Daher bitte ich, daß Ihr in Wenigem für mich seid, und einen Empfehlungsbrief an den Herrn Herzog von Polen [21]) richtet, damit das wohl begonnene Unternehmen, nämlich der Vertrag der Verlobung durch Vermittelung Eurer Majestät, besser vollführt werde. Der König antwortet: er werde dieses angelegentlichst thun. Otto, darüber erfreut, bringt einen über dieses Geschäft abgefaßten Brief dar. Der König sagt: Gehe, komme in Kurzem zurück, und du wirst den Brief mit dem Siegel versehen finden. Als Otto hinweggegangen ist, wird der Inhalt des Briefes in das Gegentheil verwandelt und mit dem königlichen Siegel bezeichnet. Als der Pfalzgraf den Brief erhalten hat, sieht er auf dem Blatt einen äußern Flecken, schöpfet so Verdacht, geht zu einem Vertrauten und sagt: Eröffne mir den Brief, damit ich weiß, wie er lautet. Der Vertraute, als er den Brief durchgesehen, erbebt, und sagt: Ich bitte um des Gottes willen, nöthigt mich nicht, Euch den Brief auszulegen, denn ich sehe, daß mir nichts anderes als der Tod bevorsteht, wenn ich ihn auslege. So nimmt der Pfalzgraf den Brief, und bringt in einen Andern ganz ungestüm, erfährt den Inhalt des Briefes, wird äußerst aufgebracht, und denkt an nichts anderes, als den König umzubringen, welches er auch ausführt. Philipp hatte jedoch den Brief nicht ohne Ursache verändert, denn das Mädchen, welches Pfalzgraf Otto mit sich zu verloben wünschte, war von mütterlicher Seite her durch Blutsverwandtschaft mit Philipp verwandt. Daher mißfiel es dem Könige, daß ein so grausamer und liebloser und unkluger Mann mit einer so edlen Jungfrau verbunden werden sollte. So erzählt Arnold von Lübeck, und die Erzählung klingt ganz sagenhaft, und die andern gleichzeitigen Schriftsteller wissen Nichts davon. Die Erzählung kann also nicht einmal als eine weit verbreitete oder allgemein gültige Sage gelten. Ein Theil der Neuern hat jedoch die Wahrheit der Erzählung in Schutz genommen, und namentlich findet man von einem berühmten Geschichtschreiber bemerkt: „Im Fall ihrer Verwerfung gerathen wir jedoch über die Gründe der That Otto's ganz ins Dunkle, indem das Ablehnen Philipp's, ihm seine Tochter zu geben, nach so langer Zeit schwerlich solchen Jähzorn erzeugen konnte, wenn Otto wirklich schon auf eine andere Ehe bedacht war." Aber dieses Letztere ist ja nicht geschichtlich erwiesen, sondern findet sich nur in der sagenhaften Erzählung bei Arnold von Lübeck. Philipp wäre der unvorsichtigste Mann gewesen, was er doch in der That nicht war, wenn er, nachdem er dem ihm als grausam bekannten Otto von Wittelsbach jenen Uriasbrief gegeben, nicht hätte besser vor ihm auf seiner Hut sein sollen. Hätte Pfalzgraf Otto wirklich die erwähnte Heirath mit der Tochter des Herzogs Heinrich's I. vorgehabt, und König Philipp sie hintertreiben und doch scheinbar einen Empfehlungsbrief Otto geben wollen, so würde er, der gern durch List [22]) zu siegen suchte, und da doch ein Uriasbrief eine zu plumpe List war, durch einen Andern einen andern Brief oder eine geheime Botschaft an den genannten Herzog geschickt haben, da überdies die Sache nicht sehr dringend war, weil nur erst von einer Verlobung und nicht von einer Verheirathung die Rede war. Die unwahrscheinliche sagenhafte Erzählung von dem Uriasbriefe bei Arnold von Lübeck muß darum auch als vereinzelt dastehend gelten, daß Burchardus ausdrücklich sagt: König Philipp ward aus dieser einzigen Ursache [23]) erschlagen, weil er, da er eine seiner Töchter dem vorgenannten Verbrecherischen (nämlich Otto von Wittelsbach) verlobt hatte, und dieser einen Freien, einen Vertrauten des Herzogs von Baiern, erschlug, und wegen dieser Untreue bei den Fürsten angeklagt ward, sich deshalb weigerte, ihm seine Tochter zu übergeben. Wie sich aus dem Chronicon S. Petri, wenn wir mit demselben das, was Burchardus von Erschlagung des Freien, welchen Arnold von Lübeck Wolf, durch Otto von Wittelsbach, erzählt, sich schließen läßt, ward der Mörder durch das Fürstengericht [24]) zum Verluste seiner Reichslehen verurtheilt, oder der König that, um den Mörder Wolf's zu züchtigen, eine Heerfahrt gegen Otto von Wittelsbach, oder ließ eine solche thun, und dem Geächteten ward hierbei seine Habe geplündert [25]). Otto nahm aber nicht sogleich Rache für das, was er erlitten, oder konnte sie vielmehr nicht sogleich nehmen, sondern schloß zum Scheine erst Frieden mit dem Könige [26]). Es war keine That des Jähzornes [27]), welche

21) s. die vorige Anmerkung.

22) Arnold von Lübeck, welcher (Lib. VI. c. 14) die sagenhafte Erzählung gibt, sagt (c. 2), wo er von den Kriegsbewegungen an der Mosel im J. 1198 handelt: Philippus vero, cui plus roboris erat, astutia magis, quam congressionibus vincere studebat. 23) Hac sola causa, *Burchardus* p. 128. 24) Burchardus sagt von Otto von Wittelsbach: Idem quemdam liberum familiarem Ducis Bavariae perfide interfecit, de qua perfidia coram principibus notatus fuit; dieses läßt schließen, daß ein Fürstengericht über ihn gehalten ward. 25) Es sagt nämlich das Chronicon S. Petri Erfurtense, col. 236: Dum ergo Rex in suo conclavi dedisset operam quieti, praefatus Palatinus forea propulsans regias (regis) nutu latromittitur, nihilque sinistri suspicans de statu exercitu loquitur (Rex), sed plenus ille Diabolo (Palatinus) *suarum rerum opponens direptionem regiam*, Teutonicis seculis scelus inauditum exequitur, Regem lecto siquidem recubantem mortifero vulnerat in gutture. Hiernach hat also Otto von Wittelsbach durch den König Philipp Verlust an seinem Vermögen erlitten; da Philipp durch die treulose Erschlagung Wolf's durch Otto von Wittelsbach sehr beleidigt worden war, und die Sache vor die Reichsfürsten kam, so läßt sich schließen, daß Otto jene königliche Beraubung seines Vermögens, wie er es nannte, als Strafe für den an Wolf treuloser Weise begangenen Mord erlitten hat. 26) Conradus de Fabaria (p. 168) sagt: Facta pace. 27) Arnold von Lübeck S. 738: Dissimulata tamen ira etc. Daher ist das, was der Verfasser des lateinischen Klageliedes auf des Königs Philipp's Ermordung durch Otto von Wittelsbach (bei v. Aufseß, Anzeiger für Kunde des teutschen Mittelalters. Jahrg. 1833. S. 187)

Quod sumus acephali, fraus effecit Palatini
Et duce privati, multis rebus spoliati;

Digitized by Google

er verübte, ſondern er wartete erſt auf eine gelegene Zeit, und ſchritt, von dem Markgrafen Heinrich von Andechs ermuthigt, zur Ausübung der Rache [28]). Die Gelegenheit, daß König Philipp an beiden Armen Ader gelaſſen und ruhete, zur Ausführung ſeiner blutdürſtigen That benutzend, nahm Pfalzgraf Otto, welcher, von Genoſſen [29]) umgeben, als wenn er auf die Heerfahrt ziehen wollte, nach Bamberg gekommen war, Ritter des Biſchofes Eckebert von Bamberg, und des Bruders deſſelben, nämlich des Markgrafen Heinrich Andechs, zu ſich [30]), ritt in die Pfalz, ſtellte ſeine Leute, um ſich den Rückzug zu decken, auf, ging an die Thür der Kammer, und klopfte vertraulich an dieſelbe, indem er äußerte, daß er dem Könige etwas ins Ohr zu ſagen hätte. Der nichts Böſes vermuthende König befahl, daß er hereingelaſſen werden ſollte. Während ſeine Gefährten draußen blieben, ging Otto nun hinein, und da er Niemanden in der Kammer außer dem Könige und dem Kanzler und dem Truchſeß Heinrich, welche in Berathung waren, ſah, kehrte er um, öffnete die Thür, nahm heimlich das Schwert aus der Hand eines Schildknappen, verbarg es unter das Kleid, ging zu dem Könige, als wenn er ihn grüßen wollte, zog das Schwert aus dem Kleide hervor, und begann es auf das Haupt des Königs zu ſchwingen [31]). Da aber der Truchſeß ſchrie, ward der Mörder erſchreckt, und konnte den beabſichtigten Hieb nicht ganz vollführen, ſondern machte nur eine kleine Wunde in den Hals des Königs, aber ſie war dennoch tödtlich, weil er eine organiſche Ader zerſchnitt. Der Biſchof Konrad von Speier, Kanzler des kaiſerlichen Hofes, verſteckte ſich [32]). Aber der Truchſeß warf ſich dem Mörder entgegen, faßte ihn, und wollte ihm den Ausgang aus der Thür verſperren, ward aber ſtark an dem Kinnbacken verwundet, und trug davon eine rühmliche Narbe bis an ſeinen Tod [33]). Auch verwundete der Mörder den Kämmerer, welcher ſich auf ihn ſtürzte, ſchwer [34]), und brach ſo aus dem Schlafgemache des Königs hinaus. Der König ſchritt etwas vor [35]), hauchte aber ſein Leben aus. Es entſtand von allen Seiten Tumult. Aber der Mörder beſtieg ſein Pferd [36]) und floh mit ſeinen Genoſſen zu dem Biſchof Eckebert von Bamberg [37]) und dem Markgrafen von Andechs, weshalb beide

---

Tanti causa mali furor Ottonis Palatini
Tartara ditavit, regnum mundi spoliavit;

von dem furor ſagt, nur auf Otto's wüthenden Charakter zu beziehen.

28) *Otto S. Blasii* p. 511: Instigatione marchionis de Andehse animatus in vindictam exarsit. Die Chronica Augustensis (p. 367) ſagt: Philippus Rex cum Papa reconciliatus, Babenberg ab Ottone Palatino comite de Witelenspach per conspirationem occiditur. Gervaſius Tilberienſis (Ottonis Imp. ap. *Leibnitz*, Rer. Brunsv. Script. T. I. p. 943) redet den König Otto an: Enimvero post multos arridentes tibi fortunae applausus et victorias de boste possessas, jam rota tunc prosperitatis ad deciduum flecti videbatur, cum Dominus omnium moderator et rector *fraude suorum praeventum* Philippum de medio exemit. 29) Sociorumque frequentia atipatus, ſagt Otto von St. Blaſien (S. 511). Frequentia iſt nämlich im Verhältniſſe zur geringen Macht des Pfalzgrafen Otto's von Wittelsbach zu nehmen. Godfrid von Cöln ſagt: Ille nefarius homo cum XVI militibus armis adveniens introitum petiit. 30) *Burchardus* p. 126. 31) Zu dieſer Darſtellung gelangen wir, wenn wir das, was Burchardus (S. 127), welcher ſagt: Cumque cerneret neminem esse in Camera praeter Regem et Cancelarium et Henricum dapiferum de Walpure, qui erant in consilio, rediens aperuit januam Camerae percipiens gladium a serviente, quem vibrare coepit in collum regis, sed dapifero exclamante territus vix plagam perfecit etc., und das, was Otto von St. Blaſien (S. 511), welcher bemerkt: Et quasi ei (Philippo) lo aurem loculturus cubile regis familiariter pulsavit, gladio sub veste latente. Intromissus igitur continuo exerto gladio regem invasit etc., und dasjenige, was Godfrid von Cöln (S. 277) bemerkt: Qui cum jussu Regis intromissus fuisset, aliis foris remanentibus, gladium latenter de manu cujusdam armigeri tulit, et quasi Regem salutaturus accessit: quem cum audacter in caput ejus vibrasset uno ictu eum interfecit, zwar in unbedeutenden, von einander abweichenden, aber doch im Ganzen mit einander übereinſtimmenden Einzelnheiten angeben, mit einander zuſammenhalten. Von der ſagenhaften Erzählung, als wenn Otto von Wittelsbach ſich dem Könige mit dem Schwerte, als wenn er mit demſelben ſpiele, ſcherzend genähert, findet ſich bei den drei genannten Schriftſtellern keine Spur. Aber die erwähnte Sage muß ſich ſehr ſchnell gebildet haben, ſodaß ſchon der Cardinallegat Hugolinus, welcher ſich zur Zeit der Ermordung Philipp's auf dem Wege nach Teutſchland, aber noch in Italien befand, aus jener Sage ſchöpfen konnte, indem er in Epistola ad Innocentium n. CLII. p. 252 ſagt: Philippo hora nona in palatio Episcopi quiescente, — Palatinus Comes palatium, in quo erat, ingressus, pulsansque ad ostium camerae more admittitur consueto; a quo cum Philippus verba jucunda vel joculatoria, sicut consueverat, expectaret, ille statim cultellum, quo erat accinctus, exseruit, et Philippo gladio ludere prohibenti respondit: „Non erit hic tibi ludus;“ et in continenti — ipsum transfodit etc. Bei Arnold von Lübeck (S. 738) iſt die Erzählung von dem Spiele mit dem Schwerte auf folgende Weiſe erweitert: Una igitur dierum Philippo secretius in cubiculo consistente, quia medianam in utroque brachio inciderat, Palatinus nudo gladio in atrio regali quasi ludens incedebat, sicque accedens ad cubiculum Regis ostium clancole pulsabat, et ingressus simili modo eorum Rege se gerebat. Cui Rex: Depone, ait, gladium: quia non est his locus modo. Et ille: Imo est locus, ut tu perfidiam tuam luas. Et statim uno ictu cervicem ejus tetigit, nec secundum vulnus apposuit. Nach dem Chron. S. Petri Erfurt. p. 236 übte Otto von Wittelsbach das Spiel mit dem Schwerte vor dem Könige ſchon oftmals vor der Mordthat aus, um den König und die Fürſten daran zu gewöhnen und zu täuſchen, indem bemerkt wird: Nam Palatinus Comes Otto de Witterlichbach diabolica lascivia quasi jocando se cum avaginato gladio regiis obtutibus frequenter ingessit, qui fraudis simulatione tam Regis illusit solertiam quam Principum curiositatem. So bildete ſich die Sage von dem Scherzſpiele mit dem Schwerte immer ſtärker aus, und ging ſelbſt als Thatſache genommen in einen großen Theil der neuern Geſchichtswerke über. Im Betreff der Tageszeit, wann die Ermordung geſchah, ſind die Angaben auch verſchieden. Nach dem Berichte des Cardinallegaten Hugolinus geſchah ſie am Abend in der neunten Stunde. Nach Andern geſchah es zur Zeit der Mittagsruhe. So ſagt der Continuator Chronographi Weingartensis (ap. *Hess* p. 75): Cum ecce ex divinae potentiae jussione seu permissione Philippus ad vastandum Ottonem exercitu praemisso dum minus caute in Babenberch in cubiculo meridiana quiete pausaret, Palatinus de Wittelinisbach omnium perfidorum perfidissimus inopinate subiit, et velut jocando gladium gutturi gloriosi Regis immergens solo ictu inermem vita privavit. Auch nach Godfrid von Cöln (S. 277) geſchieht die Ermordung „meridiano tempore.“

32) Godfrid von Cöln S. 277. 33) *Burchardus* p. 127. 34) Godfrid von Cöln S. 277. 35) *Burchardus* p. 127. 36) Otto von St. Blaſien S. 511. 37) Nach dem oben angeführten Berichte des Cardinallegaten Hugolinus an den Papſt geſchah Philipp's Ermordung in palatio Episcopi, alſo in

der Theilnahme an diesem Mordplane für verdächtig gehalten wurden [38]). Innocentius III. gab daher seinen Legaten Hugolinus und Leo Befehl, die Sache zu untersuchen, und den Bischof, wenn gegen ihn ein Ankläger gesetzlich vor den Legaten erschien, und der Bischof schuldig befunden würde, abzusetzen [39]). Dieses geschah auch. Der König Andreas von Ungarn, zu welchem Eckbert seine Zuflucht genommen, hatte sich für seinen Schwager vergeblich bei dem Papste verwandt [40]), und der abgesetzte Bischof mußte nun in Ungarn als Verdammter bis zum J. 1214 leben, wo er sich dem König Friedrich II. zu Füßen warf und das Bisthum wieder erhielt [41]). Um die Gegenpartei mit sich zu versöhnen, hatte König Otto nach Ermordung seines Gegners Philipp sich mit dessen Tochter verlobt, und verhängte nun wegen Ermordung desselben die Reichsacht über den Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach und den Markgrafen Heinrich von Andechs. In der Urkunde, in welcher König Otto die Lehen der beiden Geächteten dem Herzog von Baiern gibt, sagt er: die Umbringer (interfectores) des Königs Philipp, der Markgraf von Istrien und Otto von Wittelsbach. Letztern, den eigentlichen Mörder, ereilte noch im nämlichen Jahre (1208) die verdiente Strafe, indem er in einer Scheune eines Hofes der Mönche von Evora in der Nähe der Donau sich versteckend, an Philipp's Marschall Heinrich von Kalinthin verrathen und von diesem erschlagen ward. Der auch geächtete Markgraf Heinrich von Andechs mußte 17 Jahre außerhalb Teutschlands leben. Über Philipp's Tod war hier großes Wehklagen, da man, weil er seinen Gegner Otto bereits sehr in die Enge getrieben hatte, auf bessere, ruhige Zeiten hoffte, welche Hoffnung durch die Ermordung desselben schrecklich getäuscht wurde, denn bei der Nachricht von derselben kehrte das Heer, welches Philipp vorausgeschickt hatte, schnell zurück, und brauchte die Waffen nicht gegen Otto, sondern, auf Raub bedacht, gegen die dem Könige Philipp gehörigen Städte, und plünderte die meisten und verbrannte sie, sowie auch die Klöster und Dörfer durch Plünderung von den raubgierigen Scharen litten [42]). Durch diese Leiden veranlaßt, klagte man um so aufrichtiger über die Ermordung des Königs Philipp. Doch war er auch nicht ohne Tadel geblieben. Weit glänzender würde er dagestanden haben, wenn er keinen Gegenkönig gehabt hätte. So war er genöthigt, um seine Anhänger nicht zu verlieren, ihnen vieles nachzusehen, wiewol es ihm nicht an Sinn für Gerechtigkeit fehlte, und sie übte. Die Chronica Augustensis sagt zum J. 1197: „Dieser Philipp, von Augustus an der 96. Kaiser, regierte thätig die Gerechtsame des römischen Reiches, indem er Gericht und Gerechtigkeit allen, die um Hilfe zu ihm ihre Zuflucht nahmen, machte, und würde es reichlicher gethan haben, wenn er nicht von den von Otto und den Anhängern desselben gemachten Hindernissen behindert worden wäre." Dieser Parteienkampf nöthigte den König Philipp, theils seinen Anhängern manches nachzusehen, theils parteiisch gegen Otto's Anhänger zu verfahren. Besonders tadelte man Philipp's Verfahren bei folgender Gelegenheit. Der Kanzler des kaiserlichen Hofes, Konrad, gewesener Bischof von Hildesheim, erhob, als er Bischof von Würzburg geworden war, einen edlen mainzer Bürger, Namens Konrad und gebrauchte ihn als Rathgeber. Die beiden Brüder Heinrich und Bodo von Rabensburg, deren Oheim, Heinrich von Kalinthin, Marschall des Königs Philipp war, waren auch Bürger der Stadt Würzburg, hatten langen Zwist mit Eckharden und brachten ihn endlich um. Da sie für ihre Personen entkamen, zerstörte der Bischof, um jene Unthat zu rächen, ihr befestigtes Haus, welches sie in der Stadt hatten, von Grund aus. Ihr Oheim, ein Mann von grausamem Charakter, derselbe, der nachmals seinen ermordeten Herrn an dessen Mörder grausam [43]) rächte, trieb seine Neffen zur Rache an, und sie gingen eines Tages (im J. 1202) in der Abendstunde mit einigen Bewaffneten heimlich in die Stadt, griffen den zu der Kirche gehenden Bischof an, und erschlugen ihn. Als König Philipp nach Würzburg kam, ging ihm der ganze Klerus mit einer Menge Volkes entgegen, klagte über die Umbringung des Bischofes, zeigte dem Könige die Hand, die Konrad, als er erschlagen wurde, vor das Haupt gehalten hatte, und die abgehauen worden war, sang unter vielen Thränen das Responsorium: Videns Jacob etc. und rief des Königs Gericht über diese Unthat flehentlich an. Der König weinte zwar mitleidig, unterließ aber Gericht zu halten. Die einen sagten, der König habe wegen des Todes des Bischofes, weil dieser angefangen, sich auf die Seite des Königs Otto zu neigen, nicht wirklich Schmerz empfunden, sondern sich nur so gestellt, die andern aber versicherten, er sei von der Furcht vor dem Marschall abgehalten worden, die Todtschläger zu verurtheilen [44]). Da König Philipp

der bischöflichen Pfalz; Burchardus hat aber blos palatium ohne Zusatz, und der Mörder flieht nach Vollführung seines Verbrechens zu dem Bischof von Bamberg und nach der Erzählung bei Arnold von Lübeck schreitet Otto von Wittelsbach in atrio regali mit dem Schwerte spielend einher und klopft dann mit demselben spielend an die Schlafkammer; es ist also unter dem Palatium des Burchardus die kaiserliche Pfalz zu verstehen. Nach Hoffmann (Annales Bambergenses ap. *Ludewig*, Script. Rer. Episc. Bamberg. p. 147) hatte die Ermordung auf der Altenburg statt. Ob aber hier die kaiserliche Pfalz gemeint ist, ist ungewiß, da die Altenburg erst im 13. Jahrh., und zwar erst nach Ermordung des Königs Philipp genannt wird (s. P. Österreicher, Die Altenburg bei Bamberg. S. I. 2) und Godfrid von Cöln sagt, daß König Philipp, nachdem er zur Geleitung seiner Nichte, die er dem Herzoge von Meranc zur Frau übergeben gehabt, mit der größten Pracht einhergegangen gewesen, in die Stadt zurückgekehrt sei, und in einem Kobio geruht habe. Demnach wäre die Pfalz, in welcher Philipp ermordet ward, nicht auf der Altenburg, sondern in der Stadt zu suchen.

38) Chronicon Montis Sereni. col. 226. 39) Innocentius III. T. II. Epistolarum Lib. IX. n. CCXX. p. 252. Lib. XII. n. CXVIII. p. 379. Registrum de Negotio Imperii. n. CLXXXIII. p. 76. 40) Innocentius III. T. II. Epistolar. Lib. XV. n. CCXXV. 41) *Hoffmannus* l. c. p. 149. Feßler, Die Geschichten der Ungarn. 2. Th. S. 411. 412. Mit Unrecht oder wenigstens nicht genau sagt *Albericus* l. c. p. 77.

42) *Otto S. Blasii* p. 311. 312. 43) Godfrid von Cöln (S. 208) sagt in Betreff von Otto von Wittelsbach: Crudeliter occiditur. 44) Chronicon Montis Sereni. col. 217. 218.

nicht nur seine Anhänger schonen, sondern viele Reichsfürsten erst durch Geld für sich gewinnen, und auch die päpstlichen Legaten [45]) reichlich beschenken, und also sich in anderer Beziehung einschränken mußte, so tadelten die dabei Betheiligten ferner an ihm, daß er keine verschwenderische Freigebigkeit übte, welche in jenen Zeiten nach dem Waffenruhme den höchsten Ruhm gewährte [46]). Daher singt Walther von der Vogelweide:

Philippe kiunig here!
Si gebent dir alle haldes wort,
Und wolten liep nach leide,
Nu hast du guot und ere,
Darzuo wol zweier kiunige hort,
Die gib der milte beide:
Diu milte lonet, sam diu sat,
Din wunnekliche wider gat,
Darnach man si geworfen hat:
Wirf von dir miltekliche;
Swelh kiunig der milte geben kan,
Si git im das er nie gewan,
Wie Alexander sich versan,
Der gab und gab, do gab si im elliu riche.

König Philipp hatte sich dadurch das Reich verschafft, daß er die königlichen Schätze, in deren Besitz er sich nach dem Tode seines Bruders, des Kaisers Heinrich, setzte, unter die Reichsfürsten vertheilte. Zugleich hatte er aber auch die Habsucht der päpstlichen Legaten zu befriedigen, und mußte außer den andern Kriegskosten, die Walachen und Ungarn zum Kriege gegen Otto von Braunschweig miethen. So lange er daher noch nicht von dem Papste gekrönt war, und Otto's Macht gänzlich gebrochen und dessen Helfer, den König Waldemar von Dänemark, zum Frieden gezwungen hatte, konnte er noch nicht an eine verschwenderische Freigebigkeit an die Dichter und Spielleute denken, er würde dadurch unklug seine mächtigste Waffe, das Geld, geschwächt haben. Aber die Sänger hatten dringende Bedürfnisse, und wollten und konnten nicht warten, bis Philipp ruhig und im Frieden das Scepter führte. Daher singt Walther von der Vogelweide:

Philippes Kiunig! die nahe spehenden zihent dich;
Du'n sist niht dankes [47]) milte, des bedunket mich,
Du mochtest gerner dankes geben tusent pfunt [48])
Danne drissec tusent ane danc [49]); dir ist niht kunt,
Wie man mit gabe erwirbet pris und ere [50]).
Denke an den milten Salatin,
Der lach, das Kiuniges hende durkel [51]) solten sin:
So wurden [52]) si erforhte und ouch gemiunet,
Gedenke an den Kiunig von engellant,
Wie türe man den loeste [53]) dur sine milten hant [54]).
Kln schade [55]) ist guot, der zwene frumen [56]) gewinnet.

Dennoch war, wie Burchardus bemerkt, König Philipp ziemlich freigebig [57]). Um verschwenderisch sein zu können, hierzu fehlten ihm die Mittel, denn der so eben genannte Geschichtschreiber sagt von ihm: Da er Gelder, um mit ihnen den Rittern Solare oder Solde zu reichen, nicht hatte, so fing er zuerst die Alode, welche sein Vater, Kaiser Friedrich, in Teutschland weit und breit erworben hatte, zu veräußern an, sodaß er jedem Barone oder Dienstmanne die ihm angrenzenden Dörfer oder Landgüter und Kirchen verpfändete; so geschah es, daß ihm Nichts übrig blieb, als der leere Name der Herrschaft des Landes und die Städte und Marktflecken und wenige Burgen. Im Betreff der körperlichen und geistigen Eigenschaften haben wir folgende Nachrichten über den König Philipp. Er war von mittelmäßigem Wuchse und mehr dünner, als dicker Statur, zwar schwach an Körper, aber doch soweit er sich auf seine Kräfte verlassen konnte, ziemlich männlich oder tapfer, hatte ein schönes und zierliches Antlitz und gelbes Haar. Er war sanft von Charakter, mild von Gemüthe, bescheiden, gegen die Menschen gütig, gewährte ihnen sehr leicht Zutritt, ließ mit sich sprechen [58]) und war demüthig. Da er, wie Arnold von Lübeck weiter bemerkt, Literatus [59]) war, so wohnte er andächtig dem Gottesdienste sehr häufig bei, und wenn er in der Kirche unter den andern [60]) die Lectiones oder Responsoria recitirte, so entfernte er die Kleriker und armen Scholaren nicht von sich, sondern behandelte sie als seine Conscholastiker oder Mitscholaren [61]), denn er war selbst Scholar gewesen. Zur Unterstützung des heiligen Landes machte er mit den Reichsfürsten im J. 1207 die Verordnung, daß als Almosen in allen Provinzen des Reiches von jedem Ackerpfluge sechs Pfennige gezahlt werden sollten. In jeder Stadt und jedem Dorfe

45) Die Habsucht der päpstlichen Legaten wußte die Verwirrung in Teutschland durch den Kampf der beiden Könige Otto und Philipp, bei welchen die Anhänger des letztern von dem apostolischen Stuhle excommunicirt wurden, trefflich zu benutzen, denn die Excommunicirten waren nun, wenn sie vom Kirchenbanne losgezählt sein wollten, zur Erlegung eines ansehnlichen Lösegeldes gezwungen. Daher sagt das Chronicon S. Petri Erfurtense. col. 236 zum J. 1207 von den Cardinallegaten Hugolinus und Leo: Pecunia copiosa a coenobiis et clericis congregata reversi sunt in regionem suam, d. h. nach Rom. 46) *F. Wachter*, De eo, quid Sigifridus cornea cute, Nibelungorum thesauro et Tarecappa ornatus sibi velit. p. 13—22. 47) Dankes milte kann bedeuten freigebig mit Danke, ähnlich wie z. B. grözer slege wären si milte; aber in dieser Bedeutung nimmt Walther non der Vogelweide dankes milte hier nicht, sondern in der Bedeutung: von freigebig für Dank; dank hat unter seiner mehrfachen Bedeutung auch die von: Preis, niht dankes milte sin bedeutet daher nicht freigebig sein in der Absicht, um gepriesen zu werden, oder dafür, daß du gepriesen worden bist. Das angenehmste Lob war, wenn es in Liedern ausgesprochen ward.

48) D. h. du solltest lieber tausend Pfund geben um Dank, d. h. um gepriesen oder rücksichtlich dafür, daß du gepriesen worden bist, wie Walther von der Vogelweide gethan hatte in den beiden Liedern: Diu krone ist elter danne der kiunig Philippes si, und Es gieng eines tages als unser herre wart geborn, welche wir weiter oben mitgetheilt haben. Er hatte dafür um so größere Belohnung erwartet, da sie politisch waren. 49) Als 30,000 Pfund geben ohne Dank, d. h. ohne die Absicht zu haben gepriesen zu werden, oder rücksichtlich zur Vergeltung dafür, daß du gepriesen worden bist. 50) Dem Könige Philipp war dieses sicher bekannt, aber er mußte seine Schätze den Reichsfürsten, den päpstlichen Legaten und den Miethtruppen geben, und hatte kein Geld, die ihn preisenden Lieder der Minnesänger glänzend zu bezahlen, oder rücksichtlich sich solche zu erkaufen. 51) Durchlöchert, damit das Gold durchfalle. 52) würden. 53) Aus der Gefangenschaft loskaufte. 54) Wegen seiner Freigebigkeit. 55) Verlust. 56) Nutzen. 57) Satis largus sagt Burchardus. 58) *Burchardus* p. 111. 129. 59) Er war nämlich von seinem Vater zum Geistlichen bestimmt gewesen. 60) Inter alios. 61) Arnold von Lübeck S. 738.

Digitized by Google

sollte jeder Kaufmann und jeder, der ein anderes Geschäft triebe, wenn er ein eignes Haus hätte, zwei Pfennige zahlen. Diese Collecte sollte jeder Bischof in seiner ganzen Diöces durch taugliche Boten jedes Jahr einsammeln lassen, und dieses sollte fünf Jahre geschehen. Diesen Philipp, bemerkt Burchard, wollen die Römer, und vornehmlich die von der Curia, nicht in den Katalog der Kaiser schreiben, sondern schreiben ihn Herzog von Schwaben, obgleich aus dem Vorhergesagten hervorgeht, daß er mächtig geherrscht haben würde, sowie auch die andern aus seinem Geschlechte, wenn ihn nicht der Tod daran verhindert hätte. Der Leichnam des Königs Philipp ward zuerst in Bamberg begraben, aber Friedrich II., als er Kaiser geworden, wollte nicht, daß das Grab seines Vaterbruders in Bamberg sei, sondern ließ seine irdischen Überreste nach Speier bringen, und mit Zustimmung Konrad's von Scharfeneck, Bischofes von Speier und Kanzlers des kaiserlichen Hofes daselbst, bei seinen Vorfahren begraben, und gab zum Gedächtniß eines so großen Königs den Domherren der Speirer die Kirche zu Estingen nebst Zubehör[62]). Philipp's Gemahlin Irene ward durch die Nachricht von dem Tode desselben auf das Schrecklichste erschüttert. Sie fühlte sich als Fremde in Teutschland hilflos. Doch sorgte man für sie und brachte sie auf die Burg Stoup (Hohenstaufen), und sie trat den 20. August ihre Erbschaft an. Da sie aber schwanger war, unterlag sie dem bittern Schmerze um ihren Gemahl, hatte eine zu frühzeitige schwere Geburt, und verlor dabei ihr Leben[63]) den 28. August[64]) (1208). Sie ward im Kloster Lorch begraben. König Philipp und Irene hatten vier Töchter[65]), von welchen er eine dem Sohne des Königs von Böhmen und eine andere dem Sohne des Herzogs von Brabant verlobt, und sich dadurch im Reiche befestiget hatte[66]). (*Ferdinand Wachter.*)

Philipp von Courtenay, Titularkaiser von Constantinopel, s. I. Sect. 19. Th. S. 422.

II. Könige. Philipp, König von Castilien, s. Philipp, König von Spanien und Castilien.

Philipp, König von Cypern, s. Philipp, Herzog von Savoyen.

Philipp I., König von Frankreich. Das Geschlecht der Capetinger hatte den königlichen Namen in Frankreich schon etwas über sieben Jahrzehnte, als der dritte König aus demselben, Heinrich I., am 4. August des J. 1060 starb, wodurch der erste Philipp, der aber beim Tode seines Vaters erst sieben Jahre alt war, auf den Thron berufen ward. Es bedeutete indessen dieser Thron noch sehr wenig. Die Capetinger besaßen zwar in Frankreich einige Macht, aber sie besaßen sie nur in sofern die Grafschaft Paris, auch das Herzogthum Franzien genannt, ihnen gehörte. Über das übrige Frankreich hießen sie Könige, aber dieser Name hatte noch kein Gewicht. Die Fürsten im übrigen Frankreich erkannten diesen Namen an, auch nahmen sie wenigstens im Norden der Loire ihre Besitzungen zu Lehen von den Capetingern, die sich Könige nannten, weiter aber thaten sie Nichts. Selbst in dem Umfange der Grafschaft Paris war die Gewalt der Capetinger durch die Vasen sehr eingeschränkt. Die Rolle eines sogenannten Königs in Frankreich war beinahe Null. Günstigere Verhältnisse mußten erst kommen und von tüchtigen Männern benutzt werden. Sie wollten unter Philipp I. noch nicht kommen, und wenn sie gekommen wären, so hätte es bei ihm an dem Zweiten, an der Tüchtigkeit, gefehlt. Sein Königsleben ist daher sehr unbedeutend, wie lang es auch immer ist. Bis zum J. 1067 stand Philipp, der beim Tode seines Vaters erst sieben Jahre alt war, unter der Vormundschaft des Grafen Balduin von Flandern und wir hören gar Nichts von ihm. Der Vormund, welchen Heinrich I. ihm gesetzt, starb im J. 1067 und Philipp I. blieb sich nun völlig selbst überlassen. Zu regieren gab es in Frankreich noch Nichts, es gab nur lehnsherrliche Rechte in der Grafschaft Paris auszuüben, wozu der Blick eines vierzehnjährigen Jünglings weit genug sein konnte. Es verlaufen mehre Jahre und die Chronisten finden das Königthum und den König so unbedeutend, daß sie seiner nicht einmal mit Namen gedenken. Sie erzählen die Ereignisse in den andern französischen Fürstenthümern, aber Nichts von dem Capetinger. Nur Papst Gregor VII. redet in Briefen theils an Philipp I. selbst, theils an französische Hochpriester geschrieben, von und über den König. Philipp I., sagt der Papst, treibt Ehebruch, Meineid, Trug, Raub an der Kirche und an Andern; ja die italienischen Kaufleute, welche nach Frankreich gekommen, sind von dem Könige selber beraubt worden. Es ist also noch nicht einmal eine Vorstellung von dem, was das Königthum sein und bedeuten solle, in Philipp's Seele aufgekommen, er ist wie der räuberische Adel dieser Zeit überhaupt. Wenn der Papst von Philipp I. verlangt, daß er Ordnung in Frankreich schaffen solle, es ihm zum größten Verbrechen anrechnet, daß er das bis jetzt verabsäumt,

62) *Burchardus* p. 128. 129. Chronica Praesulum Spirensis Civ. col. 2268, jedoch muß man bei dem, was die letztere erzählt, berücksichtigen, daß ihrem Verfasser nicht bekannt war, daß König Philipp vorher in Bamberg, und nicht sogleich in Speier begraben ward. 63) Fragmentum Historicum Incerti Autoris ap. *Urstisium* p. 87. *Arnoldus Lubecensis* p. 738. 739. Continuator Chronographi Weingartensis p. 75. 64) Necrologium Weingartense ap. *Hess* p. 147, hiermit stimmt überein der so eben genannte Fortsetzer des Chron. Weingart., welcher sagt, daß sie ungefähr zehn Wochen nach ihres Mannes Tode in Kindesnöthen stirbt, und das angeführte Fragmentum, nach welchem sie kurze Zeit nach der Ermordung ihres Gemahles ihr Leben durch Gram und zu frühzeitige Geburt verliert. Nach Albericus (p. 447) zum J. 1208 starb sie von zu großem Schmerze, um den Tod ihres Mannes, gebeugt im December 1208. 65) Die Namen und Gemahle der vier Töchter des Königs Philipp sind aufgeführt in der allgem. Encykl. 2. Sect. 9. Th. S. 397. 66) *Burchardus* p. 122. Wie sich aus dem, was dieser sagt, schließen läßt, war nicht Beatrix, die Gemahlin des König Ferdinand III. von Castilien, die älteste Tochter des Königs Philipp, sondern Kunigunde, die Gemahlin des Königs Wenceslaw von Böhmen, und nach Kunigunde folgte als zweite Tochter des Königs Philipp Maria, Gemahlin des Herzogs Heinrich II. von Brabant, und in der Chronica Australis ap. *Freher* T. I. p. 321, welche sagt: „Philipp, weiland römischer König, hatte vier Töchter, von welchen eine heirathete der König von Castilien und Spanien, die andere der König von Böhmen, die dritte der römische König Otto, die vierte der Herzog von Brabant," scheint die Aufzählung nicht nach dem Alter derselben stattzufinden.

Digitized by Google

ja ihn deshalb mit der Excommunication bedroht, so verlangt er freilich mehr, als der zu leisten im Stande war [1]). Im Übrigen aber scheint es mit den Vorwürfen, welche dem Könige vom Papste gemacht werden, seine Richtigkeit zu haben. Indem das Leben sich in Frankreich weiter bildet, die Städte anfangen emporzukommen, der Geist des Ritterthumes sich zu veredeln beginnt, fahren die Schriftsteller fort, ein fast gänzliches Schweigen über König Philipp I. zu beobachten. Er hat, wie alle Fürsten der damaligen Welt, Streitigkeiten wegen des Einsetzungsrechtes der Bischöfe, und wird dabei erwähnt, ohne daß die Erwähnung von einer weitern Bedeutung sei. Das größte Ereigniß seines Lebens ist ein Scandal. Zwanzig Jahre mit Bertha von Holland vermählt, mit der er auch bereits vier Kinder erzeugt hatte, verstieß er sie in das Schloß Montreuil, bewog Bertraden, die Gemahlin des Grafen Fulko von Anjou, diesem zu entfliehen und sich zu ihm nach Orleans zu begeben. Sie fanden einen bereitwilligen Bischof, der sie sofort trauete (1092). Papst Urban II. ließ freilich durch die Synode von Autun (1094) Philipp und Bertrade mit der Excommunication belegen. Da aber Bertha starb, ließ sich die heilige Kirche billig finden. Gegen das Versprechen, allen Umgang unter einander zu meiden, wurden sie beide im J. 1104 von der Excommunication losgesprochen, und Niemand fragte darnach, daß sie das Versprechen nicht einen Tag erfüllten. Während er unter der Excommunication stand, hatte Philipp I. im J. 1100 seinem Sohne Ludwig die Verwaltung der Dinge übergeben und denselben König genannt. Louis VI. war der erste Capetinger, der dem königlichen Namen mit den Waffen in der Hand Nachdruck zu geben begann. Der Vater, Philipp I., war nie mehr gewesen als eine Null, der an allen großen Ereignissen der Zeit, wie an den Kreuzzügen, nicht den mindesten Antheil genommen. Philipp I. starb am 29. Juli des Jahres 1108 [2]).

Philippe August oder Philipp II. von Frankreich. In der Geschichte des französischen Mittelalters nimmt das Leben Philipp August's eine sehr bedeutende, ja in einer Hinsicht sogar die bedeutendste Stelle ein. Wenn ein großes französisches Nationalreich entstanden, so verdankt es seine Entstehung dem Unterbaue, welcher von diesem Könige dazu und dafür gelegt worden ist. Dieser Unterbau war schon ein starker und gewaltiger, also, daß von den Nachfolgern Philipp August's auf dem französischen Throne der weitere Ausbau mit einer gewissen verhältnißmäßigen Leichtigkeit gemacht werden konnte. Philipp August war der Sohn Königs Louis VII.; dieser war schon zweimal vermählt gewesen, aber beide Ehen hatten ihm keinen Sohn und Erben gegeben. Erst die dritte Gemahlin Adèle aus dem Hause Champagne gebiert am Tage der Assumption der heiligen Jungfrau im J. 1165 nach langem Hoffen und Harren einen Sohn. Er scheint in der Taufe den Namen Philippe Dieudonné empfangen zu haben. Zeitgenossen nennen ihn indessen schon Philippe August und fassen den letzten Beinamen in der Bedeutung eines Mehrers des Reiches. Von der Jugend Philipp August's ist uns weiter Nichts bekannt, als daß er von einem alten Ritter, Robert Clement von Metz, ganz in der damaligen Adelsweise unter Leibesübungen, Jagd und Waffenspielen, unter dem Lesen und dem Hören der heiligen Legenden, der ritterlichen Romane und der Lieder der Troubadours auferzogen ward. Eine Erziehung für Fürsten, eine Erziehung, die herrschen lehre, ja eine, welche die Geisteskräfte in Umschwung und Bewegung setze, kennt ja damals noch Niemand. Den Gestaltern und den Ordnern der mittelalterlichen Welt hat kein fremder Genius hilfreich zur Seite gestanden. Sie haben den eigenen, den innern Genius allein zum Leben emporrufen müssen. Philipp August scheint zeitig ritterliche und körperliche Fähigkeit gezeigt zu haben. Schon im 13. Lebensjahre sehen wir ihn unter den Waffen neben dem alternden Vater erscheinen. Da Louis VII. das 70. Jahr erreicht hat, denkt er in der Weise der Könige aus dem Geschlechte Hugo Capet's daran, den jungen Sohn von den Großen Frankreichs als künftigen König anerkennen und denselben krönen zu lassen. Es ward hierzu zuerst am Anfange des J. 1179 eine vorbereitende Versammlung gehalten und die Einwilligung jener Großen eingeholt. Der junge Philipp erkrankte darauf schwer, weshalb der Vater nach England pilgerte zum Grabe des heiligen Thomas Becket. Der Sohn genas und am Feste Allerheiligen ward derselbe zu Rheims nach der Weise der Väter gesalbt und gekrönt. Louis VII. konnte der Feierlichkeit schon nicht mehr selbst beiwohnen, denn er war am ganzen Körper gelähmt.

Der Tod dieses Fürsten, der am 18. Sept. 1180 erfolgte, rief Philipp August, der sich wenige Monate vorher mit Isabella von Hennegau vermählt hatte, auf den französischen Thron [3]). Das Königthum in Frankreich war bis auf ihn freilich in der allgemeinen Vorstellung der Menschen etwas Hohes und Bedeutendes schon. Der König war der Gesalbte des Herrn, der gesalbte Herr. Aber diese hohe Vorstellung hatte fast noch gar keine Stützpunkte, durch welche sie real geworden wäre. Als unmittelbaren Besitz hatte das Königthum auf französischem Boden immer nur noch die alte Grafschaft Paris, das angestammte Erbe des Hauses der Capetinger. Selbst innerhalb dieses Gebietes hatte erst der Großvater Philipp August's König Ludwig VI. (Louis Le Gros) ein wahres Ansehen und eine wahre Macht begründet. Indem er den Heerbann seiner Städte wieder aufrief und bewaffnete, sich desselben gegen den mächtigen Adel der Grafschaft Paris bediente, war es ihm gelungen, das lockere Lehnsband, welches diesen Adel früher mit dem Fürsten verbunden, in ein bestimmtes und festes zu verwandeln. Er hatte zuerst eine königliche Gerichtsbarkeit

1) Gregorii VII. Lib. I. Epist. 35. 75. Lib. II. Epist. 5. 18. 2) Hugues Capet et la troisième race jusqu'à Philippe Auguste, par *M. Capefigue* I. II. (Paris 1839.)

3) Gesta Philippi Augusti, descripta a Magistro Rigorto. *Du Chesne* V. p. 1 sq. Historia de vita et gestis Philippi Augusti post Rigortum auctore *Guilielmo Armorico*. *Du Chesne* V. p. 62 sq. *Guilielmi Britonis Armorici* Philippidos lib. X. *Du Chesne* V. p. 94 sq. Histoire de Philippe-Auguste, par *M. Capefigue*. I—IV. (Paris 1829.)

Digitized by Google

in dem unmittelbaren Krongebiete, in der Grafschaft Paris, begründet, also daß aus den Gebieten des Adels, welcher mit dem König, weil derselbe Graf von Paris war, in Lehnszusammenhang stand, an die königlichen Gerichte appellirt werden konnte. Auch haben die Capetinger bereits begonnen, den großen Adel, der innerhalb der sogenannten Grafschaft Paris saß, zu verdrängen und desselben Besitz und Gebiet zu völlig unmittelbarer Krondomäne umzuschlagen. Sollte das Königthum in Frankreich, bis auf Philipp August mehr ein Name als eine Thatsache, zu einer wahren Bedeutung gebracht werden, so mußte das so in der Grafschaft Paris begonnene auch auf die übrigen französischen Fürstenthümer ausgedehnt werden. Das Königthum mußte zuerst die übrigen Fürsten zu verdrängen und die Macht, welche diese über ihre Vassen und ihre Städte, allen unmittelbaren Besitz, den sie hatten, an sich zu bringen suchen. Dann mußten in dem fernern Laufe der Zeit auch die mächtigern und die bedeutendern Vassen dieser Fürsten vernichtet, ihre Macht und ihr Besitz ebenfalls an die Krone gebracht werden. In der That ist im Laufe mehrer Jahrhunderte das französische Reich und Königthum zuerst dadurch emporgekommen, daß der höhere, der fürstliche Adel von der Krone allmälig verschlungen ward. Begünstigt durch die Verhältnisse hat Philipp August im Laufe seiner Regierung hierfür einen Schlag gethan, welcher für die Zukunft von Entscheidung war. Nicht eines, sondern gleich mehrer Fürstenthümer konnte er sich bemeistern und sie mit den Kronlanden verbinden. Dieser Schlag, wie bedeutend er auch an sich selber immer war, würde doch von viel geringerer Bedeutung geblieben sein, als er geworden ist, wenn Philipp August nur ein Mann gewesen, der zu ergreifen und zu nehmen verstanden, wo sich die Leichtigkeit des Nehmens und des Ergreifens darbot, wenn er nicht auch zugleich ein organisirender Kopf gewesen wäre.

Die ersten Capetinger scheinen kaum von mehr als von dem Zufalle und höchstens von dunklen und unklaren Vorstellungen in ihrem Königsleben geleitet gewesen zu sein. Organisirende Kräfte und Einsichten fehlten ihnen fast gänzlich. Philipp August war der erste König von Frankreich, der sich ein klar erkanntes Ziel setzte, der mit Festigkeit an demselben hing, der die Mittel, welche zu dessen Erreichung führen mußten, erkannte und berechnete. Er war auch der erste, welcher klar wußte, daß die französische Welt aus der Rohheit, Verworrenheit und Auflösung des Feudalwesens heraus nicht allein durch rein äußerliche Umgestaltungen, nicht allein dadurch, daß er sich zum Fürsten in den verschiedenen Theilen Frankreichs mache, daß er den König an die Stelle jener Fürsten setze, herausgerissen werden könnte, daß es dazu neuer Institute und neuer Begriffe, welche unter den Menschen angepflanzt werden müßten, bedürfe. Dabei war er auch klug genug, um zu wissen, daß das Lehnswesen nicht mit einem Male gebrochen werden könnte. Er beschränkte sich daher darauf, dem Königthume zuerst eine sichere und breite Unterlage in einer großen unmittelbaren Macht zu verschaffen, diese Macht in sich selbst zu ordnen und zu gestalten, und vorzubereiten, daß der Feudalismus in Zukunft, sowie seine Nachfahren nur auf dem von ihm angebahnten Wege fortzugehen verstünden, in dieser Macht sich würde auflösen müssen. Als aber Philipp August den Thron seiner Vorfahren bestieg, standen die Verhältnisse für die Ausführung solcher Entwürfe sicher nicht günstig. Selbst in dem Umfange des eigentlichen Kronlandes, der Grafschaft Paris, gab es noch keine fest organisirte Regierung. Das Kronland war in Prevotés eingetheilt, denen die sogenannten Prevots vorstanden, welche die Gerichtsbarkeit, die Administration und die Aufsicht über die königlichen Güter in ihrem Amte vereinigten. Wenn der König in seinem Kronlande etwas verordnen wollte, das nicht allein in den dem König völlig unmittelbar gehörenden Städten gelten sollte, sondern auch auf den Gebieten der Vassen der Grafschaft Paris, war er an die Zustimmung der größten und bedeutendsten derselben gebunden, obwol es feste Bestimmungen auch hierüber nicht gab. Das Band, welches den König und die Vassen der Grafschaft Paris zusammenhielt, hatte noch keine besondere Stärke; viel schwächer aber war das Verhältniß zwischen dem Königthume und den andern französischen Fürsten. Dieses war wiederum ein zweifaches, indem die Verbindung zwischen der Krone und den nordfranzösischen Fürstenthümern Flandern, Champagne, Burgund, Normandie und Bretagne eine etwas engere war als die mit den südfranzösischen großen Fürstenthümern von Toulouse und von Aquitanien. Bestimmter als die letztern erkannten die erstern den König als ihren Lehnsherrn an; aber der Schwur der Treue, den sie ihm leisteten, verpflichtete sie nur im Allgemeinen, verpflichtete sie nicht im Besondern. Sie waren zu keinem Dienste, zu keiner Leistung, zu keinem factischen Ausdruck des Gehorsams verbunden. Das Königthum hatte in den Gebieten der Fürsten überhaupt noch keine Macht der Äußerung. Ja es war noch Grundsatz, daß der König in den Gebieten der Kronvassen keinen Bann habe, d. h. keine Handlung dürfe vornehmen lassen. Indessen waren die sogenannten cours des Pairs entstanden, die zuerst unter Louis VII. Regelmäßigkeit gewonnen zu haben scheinen. Zur Entscheidung von Streitigkeiten unter den unmittelbaren Vassen der Krone, zum Fassen gemeinsamer Beschlüsse, etwa wegen eines Krieges, kamen die Herren zusammen, wobei denn der König als ihr angeborenes und natürliches Haupt erschien. Aus diesen Versammlungen sind die Parlamente erwachsen, oder vielmehr sie wurden nachmals Parlamente genannt. Man muß in ihnen einen zweifachen Bestandtheil unterscheiden. Sie bestanden aus den Vassen, welche unter dem König standen, weil er Graf von Paris war, aus den Vassen der Grafschaft Paris. Sie bestanden ferner aus den Fürsten, welche die Vassen des Königs waren, weil er König war. Seit Philipp August werden die letztern, die Fürsten, durch den Namen Pairs von Frankreich vor allen übrigen Vassen, auch vor denen, welche von dem König, in soweit er Graf von Paris war, unmittelbare Lehen besaßen, ausgezeichnet. Die Fürsten von Toulouse, Aquitanien oder Guienne, Flandern, Champagne, Burgund, Normandie waren die weltlichen, die Erzbischöfe und Bischöfe

von Rheims, Beauvais, Chalons, Noyon, Laon, Langres die geistlichen Pairs [4]). In ganz Frankreich herrschte noch die Gewalt des feudalistischen Aristokratismus vor, die Gewalt des Königthums trat vor derselben am Anfange der Regierung Philipp August's noch in den Hintergrund. Es kam wesentlich darauf an, ob sich Gelegenheit finden würde, ein größeres unmittelbares Krongebiet zu gewinnen. Der König, welcher bis jetzt nur als Graf von Paris unmittelbaren Besitz hatte, mit welchem bis jetzt nur in soweit und weil er zugleich Graf von Paris war, Vassen in näherer, engerer Verbindung standen, mußte streben, Graf, Fürst, Herzog über noch andere Landestheile Frankreichs zu werden; denn nur erst dann, wenn dem König eine viel größere, unmittelbare Macht zu Gebote stand, konnte erwartet werden, daß der mächtige Adel neuen Organisationen, durch welche die feudalistische Aristokratie allmälig unter das Königthum gebeugt werden sollte, sich fügen würde [5]).

Das Geschick wollte es seltsam mit dem französischen Reiche. Es war ein Verhältniß vorhanden, welches jede weitere Ausdehnung des capetingischen Königshauses mächtig zu mehren schien. Von den großen französischen Fürstenthümern befanden sich die Normandie, die Bretagne und Aquitanien, von den minder mächtigen die Grafschaften Anjou, Maine, Touraine, Bourdeaux nebst mehren andern, viele andere Besitzungen und Rechte in den Händen Heinrich's II., des Königs von England, der somit ein viel bedeutenderes Gebiet in Frankreich als der König, der nur Graf von Paris war, als Lehnsträger dieses Königs inne hatte. Dieses Verhältniß schien den Capetingern alle Hoffnung auf weitern Gewinn abzuschneiden, ist aber in der That die Möglichkeit ihres Emporkommens geworden. Schon vor dem Regierungsantritte Philipp August's hatte Heinrich II. von England nach noch weiterer Ausdehnung in Frankreich gestrebt. Eine solche hatten nicht allein die Capetinger, sondern auch die übrigen Fürsten Frankreichs zu fürchten. Durch ihre Unterstützung und Hilfe daher war es schon dem Vater König Louis' VII. gelungen, den weitern Fortgang der Macht der Könige von England aufzuhalten. Für Philipp August war es ein Glück, daß er zu einer Zeit zur Regierung gelangte, wo Heinrich II. schon alt und kraftloser zu werden begann, wo er durch die bittersten Streitigkeiten mit seinen ungerathenen und empörerischen Söhnen beschäftigt ward. Der Kampf zwischen König Heinrich II. und seinen drei Söhnen, Heinrich, Richard und Gottfried, denen er die französischen Lande überlassen, brach schon im J. 1183 aus. Zwar ward der offene Waffenkampf zwischen dem Vater und den Söhnen noch in demselben Jahre durch den Tod Heinrich's, des Ältesten dieser Brüder, geendet, aber zwischen König Heinrich II. von England und seinen Söhnen, deren nun noch drei waren, Richard, Gottfried und Johann, und wieder zwischen diesen Söhnen selbst blieb soviel Spannung, Mistrauen und Haß, daß Philipp August auf dieser Seite und vor einem weitern Umgreifen der englischen Macht in Frankreich sicher war. In der Schlauheit, mit welcher er jene Spannung zu unterhalten und zu befördern verstand, wird der neue König von Frankreich zuerst auf dem größern Gebiete der Geschichte bemerkbar. Besonders nahe hat sich Philipp August mit Gottfried, dem dritten Sohne König Heinrich's II., der Herzog von der Bretagne ist, geeinet. Im Übrigen mußte der Wirkungskreis des Königs von Frankreich noch sehr beschränkt sein. Auch bemerkt man nur, daß Philipp August sich fühlte, daß er das unmittelbare Krongebiet zu erweitern, daß er sein Ansehen zu verstärken suchte, wobei indessen der Fortgang noch kein sehr bedeutender sein konnte. Indessen ward das Haus Flandern genöthigt, dem Könige die Grafschaften von Vermandois, Valois und Amiens abzutreten. Die Grafschaft von Amiens war ein Lehen des Bischofs der Stadt Amiens. Dieser foderte daher, als die Grafschaft in die Hände des Königs überging, die Lehnshuldigung davon. Bis auf Louis VI. hatten es die Könige von Frankreich nicht unter ihrer Würde gefunden, obwol sie als die Oberherren aller Lehen, die es in Frankreich gab, angesehen wurden, wieder Lehen von andern Herren anzunehmen, wo sie welche bekommen konnten, und die Lehenshuldigung davon zu leisten. Schon Louis VI. hatte den Grundsatz aufgestellt, daß der König Niemandem Huldigung zu leisten verpflichtet sei. Philipp August stellte gegen den Bischof von Amiens die Behauptung abermals mit Glück auf. Er fühlte, daß dieser Grundsatz mit Nothwendigkeit durchgesetzt werden müßte, wenn das Königthum nicht mehr als ein in dem Lehnswesen Enthaltenes, sondern über dem Lehnswesen Stehendes und dasselbe Beherrschendes erscheinen sollte. Auch die Häuser von Champagne und von Burgund wurden von Philipp August mit den Waffen gedemüthigt, aber eine Gelegenheit zu bedeutender Ausdehnung der königlichen Macht wollte sich dabei nicht finden. Öfter sehen wir den König auch die Waffen nehmen, bald um eine Kirche oder ein Kloster gegen Raubsucht zu schützen, bald um einen Streit zwischen zwei Vassen zur Entscheidung auf der Seite des Rechtes zu bringen. Solche Handlungen sind natürlich in ihren Einzelnheiten gegenwärtig ohne Bedeutung. Für die damaligen Zeiten aber und für die damaligen Verhältnisse bedeutet diese Thätigkeit Philipp August's etwas. Die Menschen werden wieder an das Königthum erinnert und der Gedanke, daß dasselbe Schutz und Hort jedes Rechtes sei, wird wieder lebendig gemacht.

Unterdessen sind auch die ersten Staatshandlungen des Königs für das Innere hervorgetreten. Sie müssen freilich zum Theil durch den Glauben und die Rohheit der Zeit, wie durch die Nothwendigkeiten, in denen sich Philipp August befindet, erklärt oder entschuldigt werden. Die Freigebigkeit Louis' VII. gegen Kirchen und Klöster, in welcher der König ebenfalls eifrig fortfuhr, lichteten immer sehr den kleinen königlichen Schatz. Doch war schon nur durch Unterstützung des Geldes eine kriegerische und politische Wichtigkeit zu gewinnen. Der 40tägige

4) Histoire de la Pairie, par *Laboureur*. Bullet, Dissertation sur l'institution des pairs de France. 5) *Brussel*, De l'origine et de l'usage des fiefs. *Barginet*, Histoire du gouvernement féodal. (Paris 1825.)

Digitized by Google

Lehensdienst, den die Vassen dem König leisteten, reichte nicht weit; man bedurfte zu kriegerischen Unternehmungen schon der Söldner, jener wilden Menschen (Bradançois, Cottereaur, Routiers), die damals in einem großen Theile Europa's herumschweiften, um Krieg, Beute und Geld zu suchen. Anders als für schweres Geld waren sie nicht zu haben. In solcher Noth halfen die Fürsten jener Zeit sich oftmals dadurch, daß sie sich wie Raubthiere auf die Juden stürzten, wobei sie sich noch obenein populär machen konnten; denn die Juden, auf denen der schwere Verdacht ruhete, daß sie Christenkinder an ihrem Osterfeste schlachteten, machten sich durch Geiz und Habsucht verhaßt. Philipp August ließ schon im J. 1180 alle Juden verhaften und darauf folgte eine Reihe empörender Gewaltthaten gegen sie. Man raubte, was bei ihnen gefunden ward, zwang die Armen, sich loszukaufen, gebot ihnen mit Zurücklassung ihrer unbeweglichen Habe und nach Verkauf ihrer beweglichen auszuwandern. Die Schulden, welche Christen an sie zu zahlen hatten, waren dabei auch cassirt worden. Nicht in allen französischen Fürstenthümern, über welche Philipp August nicht unmittelbarer Herr war, scheint die Maßregel nachgeahmt worden zu sein. Von Toulouse wissen wir, daß die Juden im Fortbesitz aller ihrer Privilegien blieben. Soweit aber des Königs Macht reichte, war er furchtbar gegen die Juden. Die Gräfin von La Brie wollte die Juden in ihrem Territorium schirmen, Philipp August brach mit gewaffneter Hand ein und ließ alle Juden, derer er habhaft wurde, in die Flammen stürzen. Andere Verordnungen blutiger und grausamer Art, wie er sie gegen die Gotteslästerer und die Ketzer erließ, fallen weniger wol dem König selbst[6]) als dem Geiste der Kirche zur Last. Aber es gibt auch andere Acte des Königs, und es zeigt sich, wo der allgemeine Geist der Zeit nicht entgegentritt, Geist und Verstand. Philipp August hatte in den Städten ein Gegengewicht der feudalistischen Aristokratie erkannt und suchte sie zu heben. Er gab den Städten seiner unmittelbaren Lande, wie Chaumont, Roye, Cerny, Chamouilles, Beaune, Chevy, Cortone, Verneuil, Bourges, Cosmin und andern, Freidriefe und bestätigte es gern, wenn die Vassen solche Freidriefe ihren Städten ebenfalls ertheilten. Eine besondere Sorgfalt widmete der König der Stadt Paris, ihrer Reinlichkeit, Ordnung und Sicherheit.

Unterdessen brachen bald bittere Streitigkeiten zwischen Philipp August und Heinrich II. von England aus. Der König von Frankreich begehrte die Mitgift seiner Schwester Margarethe, welche mit Heinrich, dem ältesten Sohne König Heinrich's II., vermählt gewesen, Gisors und die Landschaft Berin, nach dem Tode desselben zurück; er begehrte ferner, daß eine andere seiner Schwestern, Alix genannt, welche sich seit längerer Zeit in England befand, weil sie dem jungen Richard zur Gemahlin bestimmt war, von der aber das böse Gerücht ging, daß der atte Heinrich II. selbst sie zur Unzucht verführt habe, endlich wirklich vermählt werde. Den Hauptpunkt aber des Streites gab die Bretagne. Gottfried, Herzog von der Bretagne, welcher sich gewissermaßen in den Schutz Philipp August's begeben, hatte bei einem Turniere zu Paris (15. August 1186) den Tod gefunden. Seine Gemahlin Constanze gebar am 30. April 1187 einen Sohn, Arthur genannt. Nun ward die lehensherrlich-vormundschaftliche Verwaltung sowol von Heinrich II. als auch von Philipp August in Anspruch genommen. Ob sich nun auch der König von Frankreich nicht selbst in die Bretagne eindrängen konnte, so gelang es ihm doch, die Barone dieses Landes dahin zu bestimmen, daß sie König Heinrich II. von England von aller Regierung ausschlossen und sie Arthur's Mutter, Constanze'n, übertrugen. Es war unter diesen Streitigkeiten, bei denen der Hauptzweck Philipp August's war, die Bretagne von England zu entfernen, zwar im J. 1187 zu einzelnen Waffenhandlungen gekommen, aber bedeutend waren sie nicht. Heinrich II. war alt und lebensmüde, Richard, nunmehr sein ältester Sohn und Thronfolger, stand mit Philipp August in einer kaum verhehlten Verbindung. Den bittern Zwist in der englischen Königsfamilie, welcher von Seiten der Söhne Heinrich's II. Thorheit und Unverstand war, wußte Philipp August immer trefflich zu benutzen. Dadurch half er sich über eine Zeit, die sonst nicht ungefährlich für sein Haus gewesen, glücklich hinweg.

Aber die Nachricht, daß durch Sultan Saladin die heilige Christenstadt Jerusalem wieder in die Hände der Ungläubigen gefallen, verbreitete sich in Europa, und rief unter den Menschen den schon halb eingeschlafenen Enthusiasmus für die Kreuzzüge wieder gewaltig hervor. Prinz Richard von England hatte das Kreuz schon genommen, als auch die beiden Könige von diesem Feuer ergriffen zu werden schienen. Im Monat Juni 1188 kamen sie bei Gisors, jeder von seinem Adel umgeben, zusammen. Wilhelm, Erzbischof von Tyrus, predigte das Kreuz, und beide Könige nahmen es. Aber ihre Streitigkeiten konnten sie doch nicht beilegen; es mußte eine andere Zusammenkunft angesetzt werden. Im März 1188 hielt Philipp August eine Versammlung des Adels und der Prälaten zu Paris. Unter mehren andern Verfügungen, welche dort wegen des Kreuzzuges getroffen wurden, war auch die Bestimmung, daß Jedermann, ob Laie oder Kleriker, der das Kreuz nicht nehme, mindestens den zehnten Theil seiner ganzen Habe zu den Kosten der Kreuzfahrt steuern sollte (Saladins-Zehnter). Zu ihrem Erstaunen und zu ihrem Ärger sah sich selbst die Kirche von diesem drückenden Zins nicht ausgeschlossen[7]). Die königlichen Einnehmer verbreiteten sich über das Land und trieben den Saladins-Zehnten ein. Die Menschen fingen dabei an, sich daran zu gewöhnen, daß Steuern an das Königthum gezahlt werden müßten. Philipp August hatte zwar, von dem allgemeinen Enthusiasmus auch einen Augenblick ergriffen, das Kreuz genommen, aber man sieht deutlich, daß er diesen Enthusiasmus sonst nicht völlig theilte, und

6) Collection du Louvre. XI. p. 221. 224.

7) *Jourdan, Decrusy, Isambert*, Recueil général des anciennes lois françaises. I. p. 171.

Digitized by Google

ziemlich genau derselbe Fall war auch bei Heinrich II. Grade jetzt griff dessen Sohn Richard den Grafen Raimond von Toulouse an, was dem König Philipp August um so bedenklicher sein mußte, als England schon mehre Versuche gemacht hatte, Toulouse unter sich zu bringen. So brach wenige Monate nach der Annahme des Kreuzes der Krieg zwischen den Königen von Frankreich und von England wieder aus. Der Übermacht seines Gegners setzte Philipp August List und Schlauheit entgegen, die freilich nur dadurch zu einem Ende führen konnten, daß in der Familie der Plantagenets von England Mistrauen, Haß und Thorheit ihre Heimath hatten. Philipp August bewog Richard, den Herzog von Guienne, indem er ihm die Eroberungen, die er gemacht, überließ, von seinem Vater abzufallen. Richard fürchtete, daß der Vater seinen vierten Sohn Johann auf seine Kosten begünstigen möchte, und warf sich deshalb dem Könige von Frankreich in die Arme. Heinrich II. sah durch den Abfall seines Sohnes sich gezwungen, einen Tractat zu schließen, in dem er mehren Rechten entsagte, auch die Prinzessin Alix herauszugeben versprach. Beide Könige hatten dabei abermals eine persönliche Zusammenkunft. Hier soll Heinrich II., nachdem er gelobt, Allen zu verzeihen, von Philipp August begehrt haben, daß er ihm eine Liste derer, die mit ihm in verrätherischem Einverständniß gestanden, mittheile. An der Spitze nun dieser Liste habe sein vierter Sohn Johann gestanden und das habe dem alten König das Herz gebrochen. Heinrich II. von England starb am 6. Juli des J. 1189. Richard ward nun König. In der That ist es nicht unwahrscheinlich, daß Philipp August, da der baldige Tod des alten Heinrich's II. erwartet werden mußte, und da die Brüder Richard und Johann in Feindschaft unter einander waren, ein doppeltes Spiel spielte und schon daran dachte, wie er auch in Zukunft die englische Macht in sich selber spalten, sie für sich unschädlich machen, ja über sie emporkommen könnte. Indessen versöhnten sich Richard und Johann anscheinend nach des Vaters Tode, und es trat ein Stillstand in den Verhältnissen zwischen England und Frankreich ein. Das heilige Kreuzesgelübde mußte gelöst werden und beide Könige dachten ernstlich daran. Philipp August's erste Gemahlin, Isabella von Hainault, starb am 15. März 1190 während der Rüstungen. Der König hielt eine Versammlung des Adels und der Prälaten (cour plenière) zu Poissi, übergab seiner Mutter Adèle von Champagne und seinem Bruder Wilhelm, Erzbischof von Rheims, die Regentschaft und traf mehre Anordnungen für die Rechtspflege und die Administration. Bereits am 30. Decbr. 1190 hatte er mit Richard einen feierlichen Tractat beschworen, durch welchen die Fürsten sich, so lange der Kreuzzug dauern würde, ihre Länder garantirten und einer dem andern Hilfe gelobte, wenn wo Ruhe und Frieden gestört werden sollten. Sehr schlecht wird Philipp August dieses Gelöbnisses eingedenk bleiben.

Die Geschichte des Kreuzzuges selbst, den die beiden Könige noch im J. 1190 antraten, obwol sie erst im J. 1191 von der Insel Sicilien weiter nach Syrien fuhren, gehört in ihren Einzelnheiten natürlich hierher nicht, und um so weniger, als Philipp August eine sehr bedeutende Rolle dabei nicht spielte. Seine Augen scheinen immer viel weniger auf das heilige Grab als rückwärts nach Europa gerichtet gewesen zu sein; er möchte so schnell als möglich wieder heim, um die Zeit zu benutzen und die drohende Macht Englands zu verwirren. Kaum war auch (12. Juli 1191) die Stadt Ptolemais durch Capitulation in die Hände der Christen gefallen, als er seinen Entschluß, in die Heimath zurückzukehren, bekannt machte. Er rechnete darauf, daß Richard, von ritterlicher Gesinnung bewegt, noch in dem Morgenlande bleiben würde, um den Kampf gegen die Ungläubigen weiter zu treiben, und Jerusalem, das eigentliche und letzte Ziel einer Kreuzfahrt, zu gewinnen. Schon am 30. Juli 1191 trennten sich die beiden Könige und Philipp eilte über Italien nach Frankreich zurück. In Rom suchte er den Papst Cölestin III. gegen König Richard Löwenherz von England zu stimmen und verlangte von demselben, jedoch vergeblich, die Lösung von dem Gelöbniß, das er gethan, die englischen Besitzungen während des Kreuzzuges nicht anzugreifen. Am Ende des J. 1191 war Philipp August nach Paris zurück.

Gleich nach seiner Zurückkunft benutzte er die Gelegenheit, um doch wenigstens etwas von der Grafschaft Flandern zu gewinnen. Philipp, Graf von Flandern, war in währender Zeit gestorben, und Philipp August hatte schon vom Morgenlande aus Befehl gegeben, Flandern als eröffnetes Lehen für die Krone einzuziehen. Es war aber damit nicht gegangen, indem der rechtmäßige Erbe Balduin von Hainaut kräftigen Widerstand entgegensetzte. Philipp August sah sich genöthigt, einen Tractat zu schließen, in dem er doch für seinen Sohn Ludwig, der durch Heirath auch mit Philipp von Flandern verwandt, die Städte Arras, Saint-Omer, Acre, Hesdin und Bapeaume erlangte. Aber die Hauptsache war ihm England. Er suchte die öffentliche Meinung, die schon etwas in der europäischen Welt zu werden begann, für sich zu gewinnen, indem er die häßlichsten, zugleich aber auch unwahrscheinlichsten Verleumdungen gegen König Richard Löwenherz ausstreuen ließ. Aber noch kräftigere Hilfe suchte er in den Baronen der Normandie und Aquitaniens, welche er zur Empörung aufstachelte, und in den Gesinnungen Johann's, welchem er Gedanken an den englischen Thron einflößte. Richard Löwenherz hatte vor seinem Weggange nach Palästina, der Successionsordnung folgend, die damals freilich noch nicht so fest stand, wie später, als eine lange Praxis für sie entschieden, Arthur, den Sohn Gottfried's von der Bretagne, des drittgebornen Sohnes Heinrich's II., zu seinem Nachfolger auf dem Throne von England bestimmt. Hierdurch war Johann, obwol das Herkommen nicht für ihn sprach, gereizt worden. Philipp August bot ihm seine Schwester Alix als Gemahlin und ein Bündniß an, durch welches das Thronrecht mit Waffengewalt auf ihn übertragen werden sollte. Schon hatte Johann solchen Anträgen ein geneigtes Gehör gegeben, als die Kunde kam, daß Richard Löwenherz auf der Heimfahrt aus dem gelobten Lande in die Hände eines Feindes, Leopold's von Österreich, gefallen, und von

Digitized by Google

demſelben an einen andern Feind, an Kaiſer Heinrich VI., ausgeliefert worden ſei. Nach den Anſichten der damaligen Welt wäre es auch ohne beſondern Tractat eine heilige Pflicht geweſen, das Eigenthum deſſen nicht anzutaſten, der ſich noch auf der heiligen Pilgerreiſe befand. Philipp Auguſt hatte ſich von dieſen Anſichten völlig frei gemacht, und offenbart uns, daß er zu denen gehörte, bei denen Glaube und Sittlichkeit mit der Politik Nichts zu ſchaffen haben. Johann, dem es an dem Muthe gebrach, der auch unter ungünſtigen Verhältniſſen hervorzutreten wagt, der nur die leichte Gattung des Muthes beſaß, welche erſt durch die Gunſt der Zuſtände geboren wird, ſchloß nun den verrätheriſchen Tractat mit Philipp Auguſt ab, und begab ſich an den franzöſiſchen Hof. Der König von Frankreich hatte es bei demſelben zunächſt wol darauf abgeſehen, die franzöſiſchen Beſitzungen des Hauſes Plantagenet von England zu trennen und dieſes Haus ſelbſt in zwei Linien zu zerreißen, die ſich mit tödtlicher Feindſchaft entgegenſtehen ſollten. Denn es ſicherte der Vertrag dem Johann nur die Lande Nordmandie, Anjou, Poitou und Maine zu. Von der Succeſſion in England war keine Rede mehr, obwol dem Johann noch immer die Hoffnung darauf gelaſſen worden ſein mag. Philipp Auguſt aber wollte ſicher, daß drüben in England und in der Bretagne jetzt Richard Löwenherz, künftig Arthur herrſche, damit die für ihn ſo gefährliche Macht in zwei unter ſich feindliche Theile geſpaltet werde. Überdies hatte ſich der König auch ein bedeutendes Stück von der Nordmandie abtreten laſſen. Der Vertrag ſcheint indeſſen in ein ſehr tiefes Geheimniß verhüllt worden zu ſein. Philipp Auguſt griff nun die Nordmandie an und ſendete Boten über Boten an den Kaiſer, daß er Richard Löwenherz ſo lange als möglich gefangen halte. Aber viel kürzere Zeit, als er gehofft, nur etwa 14 Monate, dauerte die Haft des Königs von England, und im März 1194 kehrte derſelbe glücklich nach England zurück. Vergebens hatte Johann, von Philipp Auguſt anſcheinend unterſtützt, vorher einen Verſuch gemacht, als König von England anerkannt zu werden. Die Engländer hatten nicht durch ſo ſchnöden Verrath das theure Löſegeld erſparen wollen, das für Richard's Freiheit bezahlt werden mußte. Im Gegentheil hatte das Parlament Johann für einen Verräther und alle ſeine Lehen für eingezogen erklärt. Bald nach der Rückkehr des Königs Richard Löwenherz nun ward Philipp Auguſt für Verrath von einem Verräther mit Verrath belohnt. Johann gedachte ſich Gnade bei Richard zu erkaufen, indem er die franzöſiſche Beſatzung der Stadt Evreux den Truppen ſeines Bruders in die Hände lieferte, von denen ſie niedergehauen ward. In der That fand Johann ſo Gnade bei Richard, Vertrauen aber und ſeine Lehen bekam er nicht wieder. Von dieſer Zeit an verlieren die Verhältniſſe zwiſchen Frankreich und England auf mehre Jahre hinaus abermals die geſchichtliche Wichtigkeit. Richard Löwenherz führt freilich einen erbitterten Krieg gegen Philipp Auguſt, aber er iſt der Mann nicht ſelbſt mit großen Kräften etwas Bedeutendes auszuführen. Der König von Frankreich aber hatte ſelbſt die Mittel zu ſolchen Dingen noch nicht. So beſtand der Kampf bald nur in mehr ritterlichen als kriegeriſchen Unternehmungen, bald in räuberiſchen Einbrüchen. Darum iſt er ohne geſchichtliche Wichtigkeit. Er war eben im Januar des J. 1199 durch den Abſchluß eines fünfjährigen Waffenſtillſtandes geendet worden, als Richard Löwenherz am 6. April 1199 vom Tode ereilt ward.

Richtig wol hatte Philipp Auguſt berechnet, daß das Königthum der Capetinger die breitere Grundlage, die es mit Nothwendigkeit gewinnen mußte, wenn es zur Bedeutſamkeit emporkommen ſollte, noch am leichteſten auf Koſten der Plantagenets von England gewinnen könnte. Aber dieſe an ſich ſelbſt richtige Rechnung hatte doch bis jetzt, nach faſt 20jährigen Mühen, noch nicht bis zu einem Facit führen wollen. Aber bald nach dem Tode des Königs Richard geſtalteten ſich die Dinge günſtiger für die Capetinger. Es war daher nothwendig, daß er ſich freie Hand nach dieſer Seite machte und einen böſen Handel endete, in den er am Wendepunkte der Jahrhunderte verflochten war. Hiermit hing es alſo zuſammen. Philipp Auguſt hatte ſich im J. 1194 nach mehrjährigem Witwerſtande mit Ingeburge, der Tochter Waldemar's von Dänemark, vermählt. Der Biſchof von Hamburg hatte ſie als ſchön empfohlen, und der König ſchloß die Vermählung vielleicht auch mit in der Abſicht, dadurch däniſche Hilfe gegen England zu gewinnen [8]). Aber ſchon bei der Trauung ſoll Philipp Auguſt eine heftige Abneigung gegen Ingeburge gefaßt, auch ſie, wenigſtens ſeiner Behauptung nach, nie fleiſchlich berührt haben. Die große Abneigung, die wol in der Unſchönheit Ingeburgen's ihren Grund hatte, erklärte ſich die Zeit durch eine eingetretene Verzauberung. Philipp Auguſt wollte die geſchloſſene Ehe ſo ſchnell als möglich wieder trennen. Vor einer Verſammlung von Biſchöfen und Baronen zu Compiègne ward noch obenein falſch und lügneriſch behauptet, daß Ingeburge im 18. Grade mit des Königs erſter Gemahlin Iſabelle verwandt ſei. Die Großen des Reiches, weltlichen und geiſtlichen Theils, wurden berufen und auf den Antrag des Cardinals von Champagne die Ehe des Königs für nichtig erklärt. Ingeburge, die ſich weigerte nach Dänemark zurückzugehen, ward von dem Könige, in dem Rauhheit des Charakters überhaupt oftmals hervortrat, ſo hart gehalten, daß ſie das Tageslicht nicht mehr zu ſehen bekam. Die franzöſiſchen Biſchöfe, von denen nur Stephan von Tournay ſich der armen verlaſſenen Ingeburge annahm, hatten eigenmächtig, ohne den Papſt, die Nichtigkeitserklärung der königlichen Ehe ausgeſprochen. Auf die Klagen Kanut's VI. von Dänemark ſendete Papſt Cöleſtin III. freilich im J. 1196 einen Legaten nach Frankreich, der die Sache unterſuchen ſollte. Aber durch die Drohungen des Königs geſchreckt, kehrte er zurück, ohne etwas gethan zu haben [9]). Eine päpſtliche Bulle caſſirte indeſſen die Eheſcheidung und verbot dem Könige, bei Strafe des Bannes, ſich anderweit zu vermählen. Aber auch dieſen zweiten Schritt ſäumte Philipp Auguſt, vielleicht grade um der Kirche gegenüber ſeine ſtolze

8) Philipp August, Konge of Frankrige, og Ingeborg Princesse af Danmark. (Kiöbenh. 1801.) 9) Chronique d'Albéric des Trois-Fontaines ad ann. 1196 et 1197.

Digitized by Google

Unabhängigkeit zu zeigen, nicht zu thun. An mehren Höfen abgewiesen, gelang es ihm endlich, Agnes von Andechs, die Tochter Berthold's, Herzogs von Meranien, heimzuführen, mit welcher ihn bald eine heftige Leidenschaft vereinigte. Papst Cölestin that trotz aller Klagen der Dänen und der armen, verrathenen Ingeburge keinen entscheidenden Schritt. Als aber der gewaltige Papst Innocenz III. im J. 1198 auf den apostolischen Stuhl gekommen war, änderten sich die Verhältnisse sehr zu Ungunsten Philipp August's. Der Papst, auf dessen Seite das Recht dieses Mal ohne allen Zweifel stand, konnte und wollte nicht dulden, daß der König sich über Sitte, Recht und Zucht frech hinwegsetze und mit der Heiligkeit des Ehebandes ein verruchtes Spiel treibe. Erst nachdem der Papst, welchen dieses Mal kein anderes Interesse leitete, der hierin nur vom Rechte geleitet ward, alle Mittel der Güte erschöpft hatte, um den König zu bewegen, zu Ingeburge zurückzukehren und die Verbindung mit Agnes, welche von der Kirche Concubinat genannt werden mußte, aufzugeben, ließ er durch seinen Legaten auf der Synode von Dijon im J. 1199 das Interdikt über das ganze Gebiet des Königs aussprechen [10]). Selbst dieser gewaltigsten und furchtbarsten Maßregel, welche die Kirche des Mittelalters in Bewegung setzen konnte, um sich Gehorsam zu schaffen, versuchte Philipp August einige Zeit Gewalt und verwegenen Trotz entgegenzusetzen. Da fast alle Bischöfe und der größere Theil der Priester dem Interdict des Papstes Folge leisteten, ließ er sie gewaltsam aus ihren Kirchen und Besitzungen treiben. Er versicherte dabei den Bischof von Paris, daß er überhaupt dem Klerus den Brodkorb höher hängen werde. In sittlicher Beziehung zeigte sich Philipp August auch darin bei diesen Vorgängen in einem sehr ungünstigen Lichte, daß seine Wuth sich mit erneuerter Kraft gegen die arme Ingeburge wendete, die dabei aus dem Kloster, in dem sie bis jetzt festgehalten, geschleppt, in das Schloß Etampes gebracht und mit verdoppelter Härte behandelt ward. Der König war so unklug, grade jetzt Adel und Städte zu reizen, ihnen Mistrauen und Härte zu zeigen, sie mit drückenden Abgaben zu beschweren. Dadurch geschah, daß die Gewalt der öffentlichen Meinung völlig auf die Seite des Papstes übertrat. Nicht unbedeutende Bewegungen, die sich hin und wieder zeigten, mußten den König warnen; es war auch zu fürchten, daß der Papst noch das persönliche Zwangsmittel der Excommunication gegen ihn anwenden möchte. Eine Versammlung der Prälaten und Herren, welche Philipp August berufen, entschied, daß er dem Papste unbedingt nachgeben und die Aufhebung des Interdictes über das Land gewinnen müsse. Die Bedingungen des apostolischen Stuhles waren hart. Er begehrte volle Genugthuung für die beschädigte Geistlichkeit, Entfernung der Agnes, an welcher Philipp August mit ganzer Seele gehangen zu haben scheint, aus dem Reiche, Wiederaufnahme Ingeburge's, Eid und Bürgschaft des Königs, sich von ihr ohne das Urtheil der Kirche nie zu trennen. Unter so harten Bedingungen löste ein Legat des Papstes im September des J. 1200 Frankreich vom Interdict. Agnes zog sich auf ein Schloß in der Normandie zurück, wo sie einen Knaben, Tristan getauft, gebar. Sie starb bald darauf vor Kummer und Schmerz. Philipp August hatte freilich die tief verhaßte Ingeburge einen Augenblick wieder öffentlich aufnehmen müssen. Aber bald ließ er sie wieder in das Schloß von Etampes zurückbringen und mit der alten Härte behandeln. Unaufhörlich begehrte er die Trennung dieser Ehe von dem Papste. Aber auch nach dem Tode der Agnes fand Innocenz III. die Gründe des Königs ungenügend.

Diese Angelegenheit trat allmälig in den Hintergrund, und die wichtigen politischen Ereignisse kamen wieder in den Vordergrund. Nach dem Tode des Königs Richard Löwenherz war in den Besitzungen und Ländern des Hauses Plantagenet eine große Verwirrung entstanden. Richard war gestorben, ohne für die Befestigung seiner frühern Anordnung, daß sein Neffe, Arthur von der Bretagne, ihm nach seinem Tode, wozu er auch nach dem damals freilich noch nicht ganz sicher stehenden Repräsentationsrechte den Anspruch und die Befugniß hatte, auf dem englischen Throne und in allen Besitzungen des Hauses überhaupt folgen sollte, seit seiner Heimkehr aus dem Morgenlande das Mindeste gethan zu haben. Nun trat Johann auf und behauptete, daß Richard ein anderes und zweites Testament hinterlassen, in dem die Thronfolge ihm zugesprochen sei. Englands Adel erkannte auch Johann wenigstens stillschweigend um so lieber als König an, als Arthur von der Bretagne damals erst im 13. Jahre stand, seine Mutter Constanze wenig beliebt war, und unter dem feigen und schlaffen Johann auf größere Freiheit der Bewegung gezählt werden konnte. Die französischen Lande aber des Hauses Plantagenet, wo man einen einheimischen Fürsten wünschte, neigten sich zu Arthur, welchen auch seine Mutter zu Angers als König von England ausrufen ließ. Indessen kam Johann schnell herüber, bemeisterte sich der Normandie und Aquitaniens, erlangte über Arthur überhaupt ein solches Übergewicht, daß derselbe nur in Maine, Anjou und Touraine, wo das Repräsentationsrecht völlige Geltung hatte, noch Anerkennung fand. Constanze hatte sogleich den Schutz des Königs von Frankreich aufgerufen und es war auch von demselben zuerst zu den Waffen gegriffen worden, um Arthur zu beschützen. Alle diese Ereignisse aber fielen in die Zeit, wo Philipp durch seine Härte gegen Ingeburge in so heftigen Streit mit der heiligen Kirche gekommen, daß ihr Schwert drohend über ihm schwebte. Darum konnte er die günstigen Verhältnisse und den Streit zwischen Johann und Arthur nicht so benutzen, wie er ihn sonst benutzt haben würde. König Johann bot eine Versöhnung, Philipp August gab seinen Schützling Arthur fast völlig auf, und die beiden Könige schlossen am 22. Mai 1200 einen Tractat, durch welchen Johann als König und als Herr aller Besitzungen seines Bruders Richard anerkannt, Arthur dagegen als Herzog von der Bretagne ihm die Lehnshuldigung zu leisten genöthigt ward. Philipp August gab in diesem Tractat Alles auf, was er durch die Forterhaltung der Wirren unter den Planta-

10) *Labbe*, Concilia generalia. XI. p. 12.

Digitized by Google

genets hätte erreichen können; denn wenn Johann ihn auch als Lehensherrn aller Besitzungen in Frankreich anerkannte, so war das nicht als ein neuer Gewinn zu betrachten. Es ist manchem Historiker so unwahrscheinlich vorgekommen, daß Philipp August sich aller zu hoffenden Vortheile ohne Weiteres begeben, daß sie angenommen, jener Tractat habe noch einen geheimen Artikel gehabt, in dem bestimmt worden, daß alle Besitzungen der Plantagenets in Frankreich an die Capetinger fallen sollten, wenn König Johann kinderlos stürbe. Indessen ist diese Annahme eine rein willkürliche und unbeweisbare. Es wird auch eine Vermählung zwischen dem Prinzen Louis, dem Sohne Philipp August's von Isabella von Hainaut, mit Blanka von Castilien, der Nichte Johann's von England, festgesetzt und am 27. Mai 1201 wirklich geschlossen. Die beiden Fürsten bezeigten sich die größten Freundschaften. Es ist indessen wol Nichts sicherer, als daß Philipp August hierbei nur heuchelte. Er wartete auf Nichts als auf eine Gelegenheit, um sich der englischen Provinzen in Frankreich zu bemeistern. Das war der leichteste und beste Weg, das Haus der Capetinger emporzubringen. Er hoffte, daß der Streit zwischen Johann und Arthur doch wieder ausbrechen, oder daß Johann's Leichtsinn, Feigheit und Schwäche ihm in irgend einer andern Weise Bahn brechen werde. Dazu ward in Kurzem Rath. König Johann war schon mit Havoise von Gloucester, obwol unter Widerspruch der Kirche, verbunden worden. Er verliebte sich aber in Isabella von Angoulême, die mit dem alten Hugo von Lusignan, Grafen de la Marche, längst verlobt, entführte sie demselben, ließ seine Ehe mit Havoise für ungültig erklären und vermählte sich mit Isabella. Dieses Mal hatte der Papst Nichts gegen die Sache einzuwenden. Aber der beraubte Graf wendete sich an Philipp August, und dieser säumte nicht, den König als französischen Vassen wegen Verraths und Treulosigkeit vor sein Gericht zu laden. Die Lehensgerichtsbarkeit, welche bis dahin auf schwankendem und unbestimmtem Boden gestanden, war eben in der Periode ihrer Ausdehnung zum Besten der lehnsherrlichen Gewalt wiederum in das Unbestimmte hinein begriffen. In dieser Entwickelung hat Philipp August, der seine lehensherrliche Gerichtsbarkeit auf alles Mögliche, sowie es nur in einige Beziehung mit dem Lehnswesen gesetzt werden konnte, auszudehnen strebte, mächtig beigetragen. König Johann erschien auf jene Ladung nicht, Philipp August ergriff sofort die Waffen im J. 1202 und brach in die Normandie ein. Jetzt ward auch der halbvergessene Arthur, dessen Mutter Constanze schon im J. 1201 gestorben, und der bis jetzt still an dem Hofe von Frankreich gelebt, wieder an das Tageslicht gezogen. Philipp August schlug ihn zum Ritter, verlobte ihn mit seiner Tochter Marie, ließ sich für Aquitanien, Maine, Anjou und Touraine von ihm huldigen, wodurch Arthur wieder als rechtmäßiger Fürst dieser Länder anerkannt war. Aber von diesen Ländern und von der Normandie, die Philipp August ganz für sich bestimmt gehabt zu haben scheint, sollte an den König von Frankreich unmittelbar fallen, was von diesem erobert werden würde. So hatte der schlaue König es sich von dem unmündigen Knaben versichern lassen. Ein Theil des Adels in den französischen Besitzungen Johann's trat zu Arthur über. Er belagerte Eleonoren, Johann's Mutter, im Schlosse Mirabeau bei Poitiers. Dort ward er von Johann mit Übermacht überfallen und gefangen, erst nach Falaise, dann nach Rouen gebracht. Es ist nun nicht völlig sicher, welchen Tod der junge Arthur, etwa im April 1202, gefunden. Vielleicht ermordete Johann den armen Arthur des Nachts mit eigener Hand, und stürzte die Leiche in die Loire. Gegen die laute und allgemeine Beschuldigung, daß er der Mörder seines Neffen sei, hat Johann nie sich zu vertheidigen gewagt. Die feige Mordthat regte bei aller Unsittlichkeit der Zeit doch einen großen und bittern Unwillen auf. In der Bretagne ging derselbe selbst bis zur Wuth gegen den königlichen Mörder über. Die Stände kamen sogleich nach Arthur's Ermordung zusammen, und ernannten Gui de Thouars, welcher der Gemahl der verstorbenen Constanze in zweiter Ehe gewesen, zum Verweser des Herzogthums, und die Prinzessin Alix, die aus dieser Ehe stammte, zur Herzogin. Man wollte um keinen Preis unter die Herrschaft des Mörders fallen.

Die Bewegung, welche gegen den König Johann unter die Menschen gekommen, beschloß Philipp August sogleich zu seinem Vortheil zu benutzen. Schon vor der Katastrophe, welche den armen Arthur vernichtete, hatte er zu den Waffen gegriffen, aber erst nach derselben führte er den Krieg mit entscheidender Energie. Er fühlte, daß der entscheidende Augenblick gekommen sei. Jetzt oder nie waren die schönen Besitzungen der Plantagenets in Frankreich zu gewinnen, und das Haus der Capetinger und ihr Königthum auf eine ganz andere Basis, als es bis jetzt gehabt, zu stellen. In der Normandie, in Aquitanien, in allen Gebieten, wo die Plantagenets geherrscht, suchte er mit den Waffen in der Hand die Anerkennung als unmittelbarer Herr und Fürst zu gewinnen. Und viele Edle und viele Städte gaben sie durch den Grimm über Johann's That und die Waffen Philipp August's gleichmäßig bewogen. König Johann, der, vom bösen Gewissen gefoltert, zunächst nach Arthur's Ermordung noch England kam, um sich dort noch einmal — es war überhaupt das vierte Mal — krönen zu lassen, saß nachmals ruhig in Rouen und sah dem Umgreifen Philipp August's ziemlich müßig zu. Papst Innocenz III. aber hatte kein Gefallen daran, daß die französische Königsmacht so auf den Weg des Steigens kam. Er strengte sich, Arthur's Mord vergessend, an, einen Frieden für Johann zu erreichen; selbst mit dem Banne ward Philipp August bedroht [11]). Aber der König von Frankreich erklärte vor einer Versammlung der Großen seines Reiches zu Mantes im J. 1203: „wegen Lehen und Vassen sei er nicht verpflichtet dem Papste Rede zu stehen, und was zwischen Königen obwalte, ginge dem apostolischen Stuhle Nichts an." Auch bestimmte er mehre mächtige Vassen, wie Otto von Burgund, zu dem förmlichen und schriftlichen Angelöbniß, daß sie ihn unterstützen, nicht von ihm

11) Innocentii III. Epistola apud *Du Chesne*. V. p. 713.

Digitized by Google

lassen und ihn vertheidigen würden, wenn er um dieser Sache willen von dem apostolischen Stuhle angetastet werden sollte. Es war ein großes Glück für Philipp August und für die Bildung des französischen Nationalstaates, daß Papst Innocenz III. alle seine Aufmerksamkeit und alle seine Kräfte auf Italien und auf Teutschland, wo die Plane der Hohenstaufen dem apostolischen Stuhle entgegentraten, in dieser Zeit richten zu müssen glaubte und richten mußte. Einen zweifachen gleichzeitigen Kampf konnte und wollte der Statthalter Gottes auf Erden für seine weltlichen Entwürfe nicht führen. Darum trat der Papst, als er gesehen, daß in Philipp August ihm kühne Entschlossenheit entgegentrete, daß auf die französischen Vassen nicht zu zählen sei, zurück und ließ den König von Frankreich gewähren. Schon einen guten Theil der Besitzungen der Plantagenets in Frankreich scheint derselbe in seiner Gewalt gehabt zu haben, als er den entscheidenden Schritt thut. Johann von England wird vor die Versammlung der französischen Großen als Vasse des Reiches geladen, um sich wegen Arthur's Mord zu verantworten. Philipp August handelte hierbei in der schon oben angegebenen Richtung der Zeit, in welcher die lehensherrliche Gerichtsbarkeit sich weit über ihren alten und eigentlichen Kreis ausdehnen will. Die Citation ward dem Könige Johann, der sich damals wieder in London befand, übersendet. Er leugnete die Macht des Königs von Frankreich und seiner Pairs, die Sache Arthur's zu untersuchen und Recht über ihn zu sprechen, wenn er der Mörder sei, gar nicht, aber er begehrte freies Geleite zum Kommen und zum Gehen. Die Boten Philipp August's wollten ihm wol das freie Geleit für das Kommen, das freie Geleit für das Gehen aber nur auf den Fall geben, daß er vor dem Gerichte der Pairs freigesprochen werde. Die zwei Monate, welche dem Könige von England zum Erscheinen gesetzt waren, verstrichen, die Versammlung der Großen des Reichs kam im Louvre zusammen, König Johann ward, weil er nicht erschienen, verdammt. Als Verräther ward er aller seiner Lehen in Frankreich erklärt, ja, wie es heißt, selbst zum Tode verurtheilt [12]). Die ausgesprochene Confiscation ging über die Normandie, Anjou, Maine, Touraine und Poitou, nicht über das eigentliche Guienne, in dessen Besitz, wenigstens dem Namen nach, nicht König Johann, sondern seine Mutter Eleonore war.

Allerdings kann man diesen Urtheilsspruch der Pairs nicht ohne Verwunderung betrachten. Die Vassen selbst, deren Interesse es ist, daß die königliche Macht nicht allzu gewaltig emporsteige, beschließen eine ungeheure Vermehrung des unmittelbaren Kronlandes. Denn indem sie König Johann's Besitzungen und Lehen confisciren, verstand es sich, ward das auch nicht ausgesprochen, wol von selbst, daß sie an den König zurückfielen. Am meisten ist das wider das Interesse der größern Fürsten von Flandern, Burgund und Bretagne, daß es so komme. Nun sind aber auch die Nachrichten, welche wir über diese Versammlung der Pairs besitzen, sehr unsicher und sehr kurz. Es scheint, diese Fürsten waren von Philipp August nicht berufen worden. Er hatte nur die Bischöfe und die größern Vassen seiner Grafschaft Paris, deren politische Einsichten nicht soweit gingen, welche überhaupt in engerer und abhängigerer Verbindung mit dem Königthume bestanden, sich zusammengeholt. Diese bestimmte der Zorn über Arthur's Ermordung, die Lust über ein gekröntes Haupt Recht zu sprechen, zu einem Beschlusse, der nur in sofern als ein entscheidender Schritt zu betrachten war, als er einer zum guten Theil schon geschehenen Sache eine Art von rechtlicher Grundlage gab. Philipp August hatte die confiscirten Lande sicher zur Hälfte schon erobert, als der Spruch der Pairs gefällt ward. Vor und nach dem Spruche, welcher in das J. 1205 zu fallen scheint, war Philipp August unermüdet thätig, ihn mit den Waffen in der Hand zu einer Wirklichkeit zu machen. Zwei Dinge begünstigten ihn dabei ungemein. Zuerst, daß der Papst eben in Teutschland und in Italien sehr beschäftigt war und ihm nicht entgegentreten konnte, zweitens, daß König Johann, abgesehen davon, daß er überhaupt eine feige und schlaffe Natur war, sich in England selbst so unsicher fühlte, daß er geraume Zeit das Land nicht zu verlassen und seinem Gegner in Frankreich entgegenzutreten wagte. So geschah, daß Philipp August bis zum J. 1206 fast Alles, was der Spruch der Pairs ihm zugeschlagen, eroberte. Ja auch die Bretagne brachte er gewissermaßen unter sich. Gui de Thouars, der sich selbst Herzog von der Bretagne nannte, war zuerst der eifrigste Gegner Johann's und der rüstigste Mitkämpfer Philipp August's gewesen. Aber bald — und darin möchte auch ein Beweis liegen, daß er zu der Versammlung der Pairs gar nicht berufen worden — fürchtete er, daß des Königs von Frankreich Macht zu gewaltig emporsteigen dürfte, und fiel wieder zu König Johann ab. Philipp August brach nun im J. 1206 in die Bretagne ein, vertrieb Gui de Thouars und bemeisterte sich für die junge Alix, die er als Herzogin anerkannte, der lehensherrlich-vormundschaftlichen Regierung. Im J. 1206 war die Normandie, Anjou und Poitou schon fest mit der Krone verbunden.

Das unmittelbare Krongebiet war um mehr als das Doppelte, ja beinahe um das Dreifache gestiegen. Der gemachte Gewinn war ein mehrfacher. Philipp August trat in den unmittelbaren Besitz ein, welchen die Plantagenets hier als Landesfürsten gehabt; ihre Domänen, ihre Städte fielen an ihn. Dieser unmittelbare Besitz erweiterte sich noch dadurch um ein Bedeutendes, daß besonders aus der Normandie viele Geschlechter, Comten, Vicomten und Barone, die in England noch größere Lehen besaßen als in der Normandie, um nicht in einen dösen Conflict zu gerathen, sich nach England zurückzogen. Philipp August confiscirte auch ihre Lehen mit den Rechten, welche sie über den kleinern Adel, über ihre Aftervassen, besessen hatten. Ferner gewann Philipp August die Lehenrechte, welche die Plantagenets über eine große Anzahl von Comten, Vicomten, Baronen und Chevaliers besessen hatten, was, da diese Lehensrechte eben nach allen Richtungen hin im Steigen begriffen, ebenfalls

12) Chronique de Simon de Montfort. *Du Chesne.* V. p. 764.

Digitized by Google

ein Bedeutendes austrug. In der That beginnt das französische Reich von dem gegenwärtigen Augenblicke an. Die Capetinger haben bis jetzt zwei Dinge für sich gehabt: zuerst den königlichen Namen, der dadurch etwas Großes und Bedeutendes war, daß unter den Menschen der Gedanke herrschte, wie ursprünglich Alles, was die Fürsten, der Adel, die Lehensleute besäßen, von dem Königthume ausgeflossen und eigentlich immer noch als das Eigenthum und Recht desselben zu denken sei, zweitens die Grafschaft Paris oder das Herzogthum Francien, wie sie wol auch genannt ward. Aber dieses Zweite ist zu klein und zu gering gewesen, um das Erste aus der Idee in die That rufen und gestalten zu können. Es hat sich durch einen kühnen Schlag verdreifacht, und jene Idee wird nun verwirklicht werden können. Das ist das Weltgeschichtliche in diesen Vorgängen, und so hat Philipp August den Boden, auf welchem das große französische Reich Nationalreich werden konnte, bereitet. Seine Ordonnanzen drücken von dieser Zeit an den Gedanken aus, daß das allgemeine Herrnthum ihm gehöre; die Capetinger richten sich von nun an auf die Idee der monarchischen Gewalt. Philipp August aber ist damit beschäftigt, sich in seinen neuen Besitzungen einzurichten, als König Johann endlich, noch im J. 1206, bei La Rochelle landete. Aber seines Bleibens auf französischem Boden war nur eine kurze Zeit. Schon am 26. Oct. 1206 schloß er auf schimpfliche Bedingungen einen zweijährigen Waffenstillstand mit Philipp August, in welchem die Loire als vorläufige Grenze bestimmt ward. Alle seine Vassen in der Normandie, in Maine, Touraine und Anjou, die im Norden der Loire wohnten, überließ er dem Könige von Frankreich, wogegen seine Besitzungen im Süden des Stromes während des Waffenstillstandes nicht weiter angegriffen werden sollten.

In den nächsten Jahren gestalteten sich die Verhältnisse ungemein günstig für Philipp August. Sicher hatte Papst Innocenz III. es auf Nichts weniger als darauf abgesehen, die Macht der Capetinger zu erhöhen. Die Macht der Kirche über die Welt, also auch über die Capetinger, sollte erhöht werden. Aber auf zwei Seiten mußte der Papst, ohne es zu wünschen und zu wollen, auf die Erweiterung der französischen Königsmacht hinarbeiten. Auf der einen Seite geschah es indirect, mittelbar und für die Zukunft, auf der andern unmittelbar und für die Gegenwart. Innocenz III. ließ im J. 1208 das Kreuz gegen die Ketzer im südlichen Frankreich predigen, und im J. 1209 stürzten die ersten Kreuzheere, guten Theils aus Nordfranzosen bestehend, sich zum blutigen Werke auf den französischen Süden. Diese Kreuzzüge sollten besonders die mächtigen Raimonds von Toulouse, welche der stillen Ketzerei höchst verdächtig waren, brechen, obwol sie nicht gleich am Anfange selber angegriffen wurden. Die Raimonds von Toulouse hatten bis jetzt fast in gar keinem Zusammenhange mit den Capetingern gestanden. Aber in der Noth, um Stützpunkte zu finden, erkannte Raimond VI. schon im J. 1209 seine Lehensabhängigkeit von Philipp August, der trotz aller Aufforderungen des Papstes keinen persönlichen Antheil an dem Kreuzzuge gegen die sogenannten Albigenser nehmen wollte, an. Die Entwickelung dieser Angelegenheit, in welche er nie unmittelbar eingriff, erfolgt zum Theil erst nach dem Tode Philipp August's. Das Papstthum vertreibt das Haus der Raimonds aus Toulouse und setzt die Montforts als Vassen des apostolischen Stuhles ein, wobei die Absicht die weltliche Gewalt Roms in dem südlichen Frankreich anzubauen, klar hervorleuchtet. Aber die Raimonds eroberten Toulouse wieder, die Montforts verkauften ihre erst durch die Kirche gewonnenen Ansprüche an die französische Krone, und der letzte der Raimonds, um nur einen ruhigen Besitz auf Lebenszeit zu gewinnen, erkannte diese Krone als seine Erbin an, und sie erbte als dieser Letzte der Raimonds gestorben. Aber alle diese Vorgänge gehören erst in die Zeit nach Philipp August.

Viel näher ward die Person und das Interesse Philipp August's von dem Streite getroffen, den Papst Innocenz III. mit König Johann von England begann, um die sogenannten Rechte der heiligen Kirche durchzusetzen, und dabei sich die Gelegenheit zu machen, wieder ein bedeutendes Land zu einem Lehen des apostolischen Stuhles zu machen. Als Johann, auf dessen Schwäche, auf dessen Verhaßtheit der Papst sicher auch rechnete, sich weigerte, dem Stephan Langton, der ordnungswidrig in Rom zum Erzbischof von Canterbury gewählt worden, aufzunehmen, ging der Papst schrittweise mit den heftigsten Mitteln der Kirche, erst mit der Excommunication, dann mit dem Interdict, endlich mit der Absetzung auf ihn los. Einen größern Dienst hätte der Papst dem Könige von Frankreich kaum leisten können. Johann, in England verhaßt, mit der Kirche in Todeskampf, konnte nicht daran denken, dem Könige seine neuen Erwerbungen streitig zu machen. Philipp befestigte sich in ihnen; das ist Alles, was wir aus diesen Jahren von ihm wissen. Er vermählte ferner im J. 1212 die Prinzessin Alix mit seinem Vetter Philipp von Dreux, der von Robert, dem zweitgebornen Sohne Ludwig's VI., abstammte, und übergab ihm das Herzogthum Bretagne, sodaß daselbst doch wenigstens eine Seitenlinie der Capetinger angebaut ward. Standhaft hatte sich Philipp August, allen Ermahnungen des Papstes zum Trotz, geweigert, die arme Ingeburge als seine königliche Gemahlin zu halten. Seit 17 Jahren schmachtete sie auf dem Schlosse von Etampes. Aber die Jahre der Gluth waren für ihn vorüber und die Jahre der Gleichgültigkeit gekommen. Philipp August fügte sich plötzlich dem Papste, holte Ingeburge an den Hof, an dem sie seitdem geblieben. Aus dem oben angegebenen Grunde brachte der König damit dem Papste allerdings kein großes und schweres, aber doch immer ein Opfer. Er hatte dazu seine triftigen Gründe, denn er glaubte jetzt ein freundliches Einverständniß mit dem apostolischen Stuhle zu bedürfen, durch den ihm plötzlich weite Aussichten eröffnet zu werden schienen. Denn so gewaltigen Trotz und so wilde Feindschaft gegen die Kirche zeigte König Johann von England auf alle Maßregeln, welche der Papst ergriffen hatte, daß derselbe, sollte die apostolische Autorität nicht auf das Höchste gefährdet werden, einen mächtigen Fürsten, durch den er gebrochen werden könnte,

Digitized by Google

mit Nothwendigkeit zu brauchen schien. Philipp August hatte seine Verbindungen in England, wo das ärgste Misvergnügen, die heftigste Misstimmung über die blutigen Maßregeln herrschte, durch welche der feige und grausame Johann sich in dem Streite gegen Kirche und Papstthum zu behaupten und aus den Gefahren, die sie ihm droheten, zu retten gedachte. Mehre englische Herren foderten den König von Frankreich auf, nach England zu kommen, Johann zu stürzen und sich an seine Stelle zu setzen. Eine Vereinigung Englands und Frankreichs konnte zu jener Zeit, wo der englische Adel noch durchaus französischer Weise und Sprache war, nicht als unnatürlich erscheinen. Darum hatte auch Philipp August den Gedanken ergriffen, zu dessen Ausführung er der Gunst des Papstes bedurfte. Er hatte Ingeburgen zurückgenommen, um zu zeigen, wie er sich von nun an dem apostolischen Stuhle immer fügen werde. Der Papst schien auch dem Gedanken des Königs beeeitwillig entgegenzukommen. Ein apostolisches Schreiben foderte Philipp August auf, den Feind der Kirche Johann zu bekämpfen und sich seines Reiches zu bemeistern, wobei ihm noch obenein die Vergebung seiner Sünden versichert ward. Selbst an die Großen Frankreichs erginzen päpstliche Auffoderungen, den König in dem frommen Unternehmen zur Demüthigung des Feindes der Kirche zu unterstützen.

Philipp August beeief daeauf die Versammlung der Großen seines Reiches nach Soissons. Von dieser Versammlung wissen wir, daß die Fürsten von Burgund und Bretagne dabei waren. Sie stammten aus Seitenlinien der Capetinger, und schon deshalb wae ein großer Widerstand gegen die königlichen Entwürfe von ihnen nicht zu erwarten. Ferrand von Flandern war zuerst auch anwesend; aber er entfernte sich wieder, weil die Beschlüsse, welche die Versammlung fassen wollte, seiner Politik nicht zusagten. Sie beschloß, daß die Eroberung Englands versucht werden sollte. Solche Reichsversammlungen hielt Philipp August gern, denn sie vereinigen die Macht des ganzen Feudalismus von Frankeeich zum Besten des Königthums. Beinahe scheint es, als habe der König etwas davon geahnet, daß es gefährlich sei, wenn er, ein weltlicher Fürst, dem Papste die Hand reiche zum Sturze eines andern weltlichen Fürsten, wenn er dem Papste das Recht zugestehe, ein weltliches Reich gewissermaßen zu verschenken. Wenn die Capetinger heute England aus den Händen des Papstes als ein Geschenk nahmen, mußten sie erwarten, daß morgen der heilige Stuhl wieder Frankreich verschenkte, sowie irgend ein Grund dafür aufgestellt werden konnte. Philipp August ließ daher seinen Sohn Ludwig, den Gemahl Blanka's von Castilien, welche die Enkelin Königs Heineich II. von England war, Erbansprüche auf den englischen Thron aufstellen. Nun geschah in Frankreich eine ungeheure Rüstung gegen England, und bald stand Philipp August's Macht bereit nach England hinüberzugehen. Soweit sollte der König kommen und nicht einen Schritt weiter. Nicht im Entferntesten war es die Absicht des Papstes darauf hinzuarbeiten, daß die Capetinger durch eine Vereinigung von Frankreich und England allgewaltig würden. Philipp August's Rüstungen hatten, das war die Absicht des Papstes, den König von England nur in Angst, Noth und Beelegenheit setzen sollen. Der drohende Untergang sollte ihm gezeigt werden, damit die härtesten Bedingungen von ihm erpreßt werden könnten. Die Rechnung des apostolischen Stuhles ging richtig aus. Johann, durch Frankeeichs Rüstungen geschreckt, erklärte sich bald zur Erfüllung aller Anfoderungen bereit, die Papst Innoeenz III. an ihn stellte. Pandolfo, der Legat Innoeenz' III. in England, schloß am 13. Mai des J. 1213 einen Tractat mit dem geängstigten König. England ward ein Lehn des apostolischen Stuhles, König Johann ein Vasse des Papstes, wobei es sich von selbst versteht, daß alle Unbill, welche an der Kirche von England während des Streites mit dem Papste von König Johann verübt worden, reichlich vergütet werden mußte. Nicht Reue über ein sittenloses, verbrechenschweres Leben, nicht das Versprechen einer bessern, christlichern Regierung für die Zukunft machte Rom zur Bedingung seiner Aussöhnung mit Johann. Es verlangte nur weltliche Voetheile für sich und für die Kirche. Der Kirche volle Entschädigung für alle erlittenen Verluste, für alle angethane Gewalt, dem Stuhle von Rom die Anerkennung, daß er Herr, Lehnsherr von England sei, das hatte Papst Innoeenz III. gewollt und weiter nichts. Der König von Frankreich war von dem Papste nur benutzt worden, um das Spiel hinauszuführen. Er empfing nun von Pandolfo sofort Befehl, nicht weiter an einen Angriff auf England zu denken, da es nun Eigenthum des apostolischen Stuhles, Johann ein Vasse des Papstes geworden sei. So sah sich Philipp August auf das Listigste hintergangen. An das Verschwinden der schönen Aussicht auf England knüpfte sich für den König von Frankreich sogleich eine Gefahr. Wenn König Johann wieder fest in England stand, mußte er an den Wiedergewinn seiner in Frankreich verlorenen Lande denken. An Bundesgenossen dazu konnte es ihm kaum fehlen; denn in sehr kurzer Zeit war die königliche Macht in Frankreich so emporgestiegen, daß sie nicht allein dem französischen Adel, in dem noch der alte Unabhängigkeitssinn lebte, sondern selbst benachbarten Fürsten sehr bedenklich vorkommen mußte. Hatte doch Philipp August seinen Rechten über die Lehen eine ungeheure Ausdehnung gegeben, ganz neue Grundsätze aufgestellt, und den Adel selbst auf den Versammlungen der Großen zu bestimmen gewußt, daß er gut hieß und beschloß, was völlig gegen das Interesse des Adels war. Ein Theil des französischen Adels wenigstens hatte es unter den letzten Ereignissen vollständig begriffen, daß das Königthum auf dem Punkte stand, sich zu einer den Feudalismus verschlingenden Gewalt zu erheben.

Philipp aber hatte kaum die englischen Besitzungen in Frankreich erobert, als er, nachdem die Aussicht auf England, welche auf einige Zeit seine Blicke vom französischen Boden weggezogen, verschwunden war, auch schon wieder Anstalten traf, eine zweite Confiscation aussprechen zu können. Ferrand, Geaf von Flandern, war nicht ohne Grund bei Philipp August verdächtig, in Einverständniß und Bündniß mit Johann von England gestanden zu

Digitized by Google

haben. Der König warf sich daher mit der ganzen Macht, die er gegen England gerüstet, auf Flandern, wozu der treulose Pandolfo selbst ihn aufgefodert haben soll. Flandern hatte damals eine Höhe des Wohlstandes erreicht, mit welcher kein anderes Land in Europa sich messen konnte. Die reichste Beute, welche in seinem Bereiche lag, hatte sich Philipp August als Entschädigung für England auserlesen. Zwar ward des Königs Flotte im Hafen von Dam durch Johann's Schiffe vernichtet, aber ein Theil von Flandern mit den Städten Cassel, Ypres, Brügges, Lille war in seine Hand gefallen. Da ermannte sich endlich König Johann und landete im Februar 1214 in La Rochelle, welche Stadt ihm immer treu geblieben war. Die Vassen in Poitou fielen sogleich wieder von Philipp August ab und stellten sich zu ihrem alten Herrn. Ein mächtiger Bund gestaltete sich gegen den König von Frankreich, eine Bewegung des Adels schien sich gegen ihn aufthun zu wollen. Aber Alles, was wirklich geschah, beweist doch nur, wie hoch bereits die königliche Macht und die nationalen Gefühle in Frankreich gestiegen. Nur zwei wirklich französische Große von Bedeutung, Ferrand von Flandern und Rainald, Graf von Boulogne, die eben beide lebhaft von Philipp August bedroht sind, wagen in diesen Bund einzutreten. Es ist besonders der große, dem französischen Reiche im Norden und Osten benachbarte Adel, die Herren von Brabant, Namur, Luxemburg, Limburg, Holland, Lothringen, Bar u. a. m., die diesen Adelsbund gegen das französische Königthum bilden. König Johann hat nur diesen Weg noch gefunden, um sich seines Schadens an Philipp August zu erholen. Durch ihn ist auch Kaiser Otto IV., der schon seit dem J. 1212 von dem römisch-teutschen Reiche nur noch den Namen besaß, herbeigezogen worden. Die Verbündeten haben ihre Streitkräfte, welche jedoch nur von spätern Schriftstellern mit ungeheuren Zahlen angegeben werden, in Flandern zusammengezogen. Eine verlorene Schlacht konnte für Philipp August zum größten Nachtheile ausschlagen. Unter dem französischen Adel selbst warteten wol viele nur auf eine solche, um das Joch des Königthums herunterzuschütteln, weshalb auch Philipp August jetzt mit großem Eifer die Bewohner der Städte, die er als ein natürliches Gegengewicht des Adels betrachten mußte, bewaffnete. Aber der König war so glücklich die entscheidende Schlacht bei Bovines in Flandern am 27. Juli 1214 zu gewinnen, welche allen Erwartungen derer, die noch nicht in diesen Bund offen zu treten gewagt, ein schmähliges Ende machte. König Johann war nicht selbst bei dieser Schlacht gewesen. Schon ehe sie geschlagen ward, war er von dem Prinzen Ludwig aus Poitou nach Guienne gejagt worden. Nach der Schlacht wandte sich Philipp August selbst gegen ihn. Johann schloß im September 1214 wiederum einen fünfjährigen Waffenstillstand, und verschwand dann nach England, um nie wieder nach Frankreich zurückzukehren. Philipp August aber glaubte den Sieg von Bovines mit großer Mäßigung benutzen zu müssen. Ferrand von Flandern, der in der Schlacht gefangen worden, blieb zwar bis über Philipp August's Tod, bis zum J. 1226, in dem Thurme der Gefangenschaft, aber seiner Gemahlin ward die Grafschaft Flandern zurückgegeben, so auch allen Vassen in Poitou und Anjou, die Johann's Partei wieder ergriffen, mit geringen Ausnahmen, Vergebung bewilliget und ihre Lehen zurückgegeben, wenn sie von den königlichen Waffen erobert worden. Denn nicht allzu sehr durfte der hohe Adel gereizt, und nicht allzu schnell hinter einander durften die Confiscationen der großen Lehen folgen. Die ganze Art, in welcher Philipp August den Sieg von Bovines benutzte, zeigt von verständiger Mäßigung und von der großen Umsicht, die da wußte, daß das Riesenwerk der Schöpfung eines wirklichen französischen Reiches doch nur schrittweise vorgerückt werden konnte. Richtig erkannte der König, daß jetzt die Hauptsache sei, die großen Eroberungen, welche über England gemacht worden, zu sichern.

Nach jener Schlacht aber mußte die Aufmerksamkeit des Königs nach zwei Richtungen hin gehen. In dem Süden Frankreichs, in dem Lande jenseit der Loire, wo der Einfluß der Capetinger bis jetzt sehr gering gewesen war, vollendete sich eben durch die Kreuzzüge gegen die sogenannten Albigenser eine große Revolution. Papst Innocenz III. und die heilige Kirche führten diese Revolution herbei, um sich, nicht um den Capetingern zu Macht und Gewalt emporzuhelfen. Aber die Ergebnisse sind anders gekommen, als die Berechnungen des apostolischen Stuhles es wollten. Am Anfange des 13. Jahrhunderts war das Land jenseit der Loire nicht französisch, es war provençalisch. Die Kreuzzüge gegen die Albigenser vernichteten einen großen Theil des provençalischen Adels; Franzosen, Nordfranzosen, welche dem apostolischen Stuhle ihre Schwerter zur Vernichtung der Ketzerei geliehen, kamen an seine Stelle. Nordfranzösischer Geist, nordfranzösische Sprache fing von dieser Zeit an, sich über das Land jenseit der Loire zu verbreiten. Das war ein Vortheil für die Capetinger, aber er lag mehr in der Zukunft, als in der Gegenwart. Vor der Hand konnte Philipp August die Wendung, welche der apostolische Stuhl den Kreuzzügen gegen die Albigenser gab, nicht ohne Besorgnisse ansehen. Die heilige Kirche nahm sich heraus, eine große Anzahl von Edlen im südlichen Frankreich, weil sie Ketzer wären, durch ihren Spruch, ohne die Formen und Rechte des Feudalismus auch nur im Geringsten zu beachten, ohne von den Rechten des Königs von Frankreich auch nur zu reden, für abgesetzt zu erklären und andere an ihre Stellen zu setzen. Simon von Montfort ward im J. 1215 durch die Kirche zum Grafen von Toulouse, Vicomte von Narbonne, Carcassonne und Beziers als Vasse der Kirche und des apostolischen Stuhles eingesetzt. Damit hatte Papst Innocenz III. offenbar den Anfang gemacht, das südliche Frankreich den Capetingeen zu entreißen und die Lehnsoberherrlichkeit des apostolischen Stuhles, die königliche Herrschaft des Papstthums hier zu begründen. Sicher sind diese Dinge nicht unbeachtet an Philipp August vorübergegangen. Sehr wohl scheint er die Rechnung des apostolischen Stuhles, die auch nicht eben tief verborgen liegt, durchschaut zu haben. Es ist nur seltsam, daß Simon von Montfort, obwol er für Toulouse und überhaupt für alle durch die Kirche em-

pfangene Lande schon dem Papste die Lehenshuldigung geleistet hat, doch kam, um diese Lehenshuldigung dem Könige von Frankreich zu leisten, die ihm auch im J. 1216 auf eine feierliche Weise ertheilt ward. Hiermit scheint es also zusammenzuhängen. Philipp August war außer Stand, dem Papste direct und unmittelbar entgegenzutreten, er konnte vor der Hand nur dafür sorgen, daß neben der neuen Lehensherrlichkeit, welche sich der apostolische Stuhl machen wollte, die alte des französischen Königsthums wenigstens nicht vergessen werde. Simon von Montfort, dem es doch sehr erwünscht sein mußte, seine neuen Rechte auch von den Capetingern anerkannt zu sehen, wird bewogen die Belehnung auch von Philipp August zu suchen. Als der König von Frankreich die Belehnung an Simon von Montfort ertheilte, protestirte er indirect, und so wie es damals geschehen konnte, gegen die ungeheuern Anmaßungen des Papstes und gegen dessen auf die Vernichtung aller weltlichen Macht laufende Entwürfe.

Die zweite Richtung mußte die Aufmerksamkeit Philipp August's auf England nehmen, denn Alles, was in England geschieht, ist schon deshalb von einem großen Interesse für ihn, weil davon die Behauptung der gemachten Eroberungen abhing. Es wurde dem König zuerst so wohl zu sehen, daß es für Johann von England unmöglich ward, an die Wiedereroberung seiner verloren gegangenen Länder zu denkrn. Bald nach der Schlacht von Bovines erhob sich der weltliche und der geistliche Adel Englands gegen Johann's mit Unverstand gepaarte Gewaltsamkeit, und sie drängten ihm, wie bekannt, die Unterschrift des großen Briefes der Freiheiten (Magna Charta) ab. Johann brach das Gelöbniß, das er hier gegeben, eine barbarische Willkürherrschaft fernerhin nicht zu üben, sowie er konnte, und Papst Innocenz III. schritt sogleich für ihn auf, erklärte den Brief der Freiheiten für null und nichtig, weil seine Rechte, die Rechte des heiligen Stuhles, dadurch verkürzt worden. In dem Kampfe, welcher nun zwischen König Johann und der Nationalpartei in England für und wider die Magna Charta ausbrach, kamen die Barone Englands bald auf den Gedanken eines Dynastienwechsels, um sie zu sichern. Schon im J. 1215 ward Ludwig, dem Sohne Philipp August's, die englische Krone von den Baronen angeboten. An dem französischen Hofe hatte man die Ansprüche dieses Ludwig's auf Englands Thron nicht vergessen. Da das Urtheil der Pairs, argumentirte man dort, Johann zum Tode verurtheilt hat, so ist der englische Thron erledigt, und die nächsten Ansprüche hat Blanka von Castilien, die Tochter Eleonora's, der Tochter König Heinrich's II. und ihr Gemahl Prinz Ludwig von Frankreich. Eine neue Aussicht, Frankreich und England unter Capetingischer Herrschaft zu vereinigen, eröffnete sich. Ludwig schloß sogleich einen Tractat mit den englischen Baronen, daß er im nächsten Jahre ihnen zu Hilfe herüberkommen werde. Philipp August rüstete eifrig für drn Sohn, für sich, für den Glanz des Capetingischen Königshauses. Papst Innocenz III., der schon mit den heftigsten Maßregeln der Kirche auf die englische Nationalpartei eingestürmt, sah diese Rüstungen mit Grimm und Besorgniß. Im Monat April des J. 1216 erschien der Cardinallegat Gualo mit dem Gebot, daß die Capetinger nicht England, das Lehen des apostolischen Stuhles, angreifen sollten. Deutlich gab Philipp August hierbei zu erkennen, daß er das ganze Gewebe der apostolischen Politik durchschaute und es zu zerreißen gedachte. Stark und bestimmt leugnete er, daß England ein Lehen des römischen Bischofes sei. Johann sei gar kein rechtmäßiger König gewesen, als er des Papstes Lehensoberherrlichkeit anerkannt, kein König dürfe eine solche ohne Zustimmung seiner Barone, die dadurch aus Vassen zu Aftervassen heradgedrückt würden, annehmen. Vollkommen stimmten die französischen Barone darin ihrem Könige bei. Philipp August hatte zur Verhandlung dieser Angelegenheit ein förmliches Gericht der Pairs nach Melun berufen. Der apostolische Legat bedrohte Philipp August und Ludwig mit der Excommunication, wenn sie den König Johann antasten würden, und erklärte Ludwig's Ansprüche auf England für null und nichtig, da, wenn auch Johann unrechtmäßig König wäre, seine Kinder doch als rechtmäßige betrachtet werden müßten. Es kam für die Capetinger darauf an, durch das Unternehmen gegen England nicht eine Gefahr für Frankreich und in Frankreich herbeizuführen. Darum erklärte Ludwig, daß er über die Rechtmäßigkeit seiner Ansprüche auf den englischen Thron sich den Aussprüchen eines Königs von Frankreich und der französischen Pairs nicht unterwerfen könne. Philipp August aber erklärte, daß er das Unternehmen Ludwig's nicht unterstützen und überhaupt keinen Antheil daran nehmen werde. Hierdurch hoffte man dem Papste den Vorwand, auch den König mit der Excommunication zu belegen, entwunden zu haben. Den Berechnungen des Papstes sollte eine andere sie durchkreuzende und vernichtende Berechnung entgegentreten. Ludwig eilte hierauf nach England, wohin ihm bald der Bannstrahl des apostolischen Legaten folgte, um welchen sich indessen die englischen Barone und die Franzosen, welche mit dem Prinzen nach England gezogen, sehr wenig kümmerten. Philipp August, der im Stillen das Unternehmen seines Sohnes auf das Eifrigste unterstützte, that äußerlich Alles, um die Kirche zufrieden zu stellen, oder vielmehr sie zu blenden. Er ließ zum Schein die Besitzungen seines Sohnes und der Barone, die mit ihm nach England gegangen, einziehen. Ja, er erbot sich, wenn die heilige Kirche es nothwendig erachten sollte, selbst die Waffen gegen ihn zu ergreifen. Innocenz III. aber war zu fein, um sich durch solche Dinge hintergehen, und zu energisch, um sich durch sie aufhalten zu lassen. Er war entschlossen, die Excommunication über Philipp August selbst auszusprechen, überhaupt die heftigsten Maßregeln gegen die Capetinger zu nehmen. Aber noch ehe er etwas thun konnte, ward der gewaltige Papst vom Tode ereilt (16. Juli 1216). Sein Nachfolger, Papst Honorius III., hatte nicht nöthig aufzuschreiten, denn es änderte bald der Tod Königs Johann (17. Oct. 1216) die Verhältnisse in England sehr zu Ungunsten des jungen Ludwig's. Die Rathgeber des jungen Heinrich's III. waren klug genug, die Magna Charta zu bestätigen. Die englischen Barone hatten guten Grund zu vermuthen, daß der

Digitized by Google

französische Ludwig den Brief der Freiheiten, habe er nur erst festen Fuß gefaßt, ebenso wenig halten werde, wie Johann. Sein Anhang verminderte sich daher von Tage zu Tage. Im September des J. 1217 sah Ludwig sich genöthigt, eine Capitulation zu schließen, durch welche England aufgegeben ward. So haben die Capetinger zu Philipp August's Zeit die Aussicht auf England zweimal gehabt und zweimal verloren.

Die letzten Lebensjahre des Königs waren nicht mehr von so großen und gewaltigen Ereignissen, in denen er den Mittelpunkt bildete, begleitet. Was sich weiter für die Krone seines Hauses gestalten würde, mußte er mehr von der Hand des Schicksals erwarten, als daß er es hätte herbeiführen können. Die Raimonds eroberten Toulouse wieder und Simon von Montfort fand im J. 1218 gegen sie den Tod. Honorius III. foderte den König zu einem Kreuzzuge gegen die Albigenser auf. Immer scheint Philipp August sehr ungern direct und unmittelbar in diese Angelegenheiten eingreifen zu wollen. Er läßt in dem J. 1219 nur seinen Sohn Ludwig das Kreuz nehmen. Der Kreuzzug dieses Ludwig ist wenig bedeutend und bringt dem Hause Montfort den Besitz von Toulouse nicht zurück. Nachher weist Philipp August alle Anfoderungen entweder selbst oder durch seinen Sohn in diesen Dingen aufzutreten zurück. Er ist vor der Hand zufrieden damit, daß sowol die Raimonds als auch die Montforts seine Lehensoberherrlichkeit über Toulouse anerkennen. Er hat kein Interesse daran, die Montforts, welche zugleich die Lehensoberherrlichkeit des apostolischen Stuhles anerkennen, nach Toulouse zurückzuführen. Daher erklärt sich seine Ruhe in diesen Angelegenheiten wohl; doch mochte auch Alter und Lebensmüdigkeit einen Antheil daran haben. Auch andere Aussichten, die sich darboten, wies der alternde Philipp August zurück, denn der Löwe war alt und matt geworden. Gegen das Ende seines Lebens fing er an die Kirche mit Schenkungen zu überschütten, gleichsam um sich mit ihr, der er im Leben so oft, wo es sich um große Dinge handelte, kühn entgegengetreten, um billigen Preis auszusöhnen. Am Anfange des J. 1223 fiel der König in ein heftiges Fieber; er ließ sich nach Saint-Germain-en-Laye bringen, wo er sein Testament aufsetzte. Die Kirche und die Armen wurden wie auch Ingeburge und Ludwig, der Sohn der ersten Ehe, nicht minder Philipp, Graf von Boulogne, der legitimirte Sohn der Agnes von Meran, wohl bedacht. Ein drittes Kind, eine Tochter Maria, ebenfalls von Agnes geboren, war mit dem Herzoge von Brabant vermählt. Einige Zeit überlebte Philipp August noch die Abfassung dieses Testamentes. Es waren eben die Großen des Reiches in Paris zusammen, um über die Angelegenheiten des gelobten Landes und einen neuen Kreuzzug zu berathen, als der König zu Mantes sich in das Bett legen mußte, in dem er am 14. Juli des J. 1223, im 58. Lebensjahre, nach 43jähriger Herrschaft verblich, abgemüdet von der Masse der Ereignisse, die er gesehen, in die er eingewirkt, und in der ritterlichen Weise der damaligen Zeit eingewirkt. So steht Philipp August vor der Geschichte da. Die Idee, welche ihn beherrscht, ist die Vergrößerung, die Ausbreitung des Königthums. Wir können nicht sagen, ob der Gedanke ihm einzig und allein durch den Allen so natürlichen Trieb nach materieller Größe eingegeben, oder ob er in ihm mit andern Gedanken einer höhern und edlern Natur in Verbindung stand und aus ihnen geboren worden. Wir können nicht sagen, ob Philipp August zugleich an französische Nationalität und allgemeinere Freiheit dachte, die nur durch die Vernichtung des Feudalismus, wie er am Anfange des 13. Jahrh. noch bestand, hervorgerufen werden konnte. Die Sorge Philipp August's für die Hochschule von Paris, seine Befreundung mit den Troubadours seiner Zeit, wie mit Hélinant, seine Sorge für die Städte, die er mit Privilegien ausrüsten, mit Mauern umgeben, mit Gebäuden zieren ließ, deuten wenigstens auf ein höheres, geistiges Leben des Königs hin, wenn auch freilich andere Dinge es völlig zu verleugnen scheinen. Aber man muß auch wiederum erwägen, daß die ganze Zeit, in welcher Philipp August lebte, zwischen der Finsterniß und dem Lichte in der Mitte schwebt. Am sichersten ist, daß seine Zeit als ein großer Anfang in Frankreich, als der Anfang des Königthums im eigentlichen und höhern Sinne, als der Anfang einer regelmäßigen Administration, gewissermaßen auch als der Anfang der Freiheit, indem die Städte allmälig in den Stand kamen, der Macht des Feudalismus das Gegengewicht halten zu können, betrachtet werden muß. Das unmittelbare Krongebiet ist durch und unter Philipp August durch folgende Landschaften vermehrt worden: Amiénois, Vermandois, Valois, Artois, Nordmandie, Touraine, Maine, Anjou, Poitou. Wie groß auch immer dieser Gewinn angesehen werden mußte, Philipp August wußte genau, daß er noch nicht Alles würde schaffen können. Es kam darauf an, wieder eine allgemeine gesetzgebende Gewalt in Frankreich zu schaffen, welche schon unter den letzten Karolingern aufgehört hatte. Sehr gern und sehr oft berief er die Großen des Reiches, um allgemein in ganz Frankreich verbindliche Anordnungen zu geben. Es ist auch in der Regel bei den königlichen Ordonnanzen mit angeführt, daß sie mit Einstimmung der großen Vassen gegeben sind. Anders als so wird sich die legislative Gewalt nicht an das Königthum bringen lassen; nicht mit einem Male kann der König auftreten und über die Länder der Vassen gebieten, wie über das völlig unmittelbar ihm gehörende Gebiet. Man muß die Großen zuerst an der Souverainetät noch Theil nehmen lassen. Es ist schon viel, daß durch die Versammlungen der Großen (cours de pairs) wieder ein legislatorischer Zusammenhang in Frankreich entsteht, an dessen Spitze doch vor der Hand schon das Königthum gestellt wird. Alle große Vassen, selbst die Fürsten, kamen zu Philipp August schon in ein ganz anderes Verhältniß, als das gewesen, in welchem sie zu seinen Vorgängern gestanden. Er wußte sie schon zu sehr bestimmten Anerkennungen und Verpflichtungen bei Leistung der Lehenshuldigung zu bestimmen. So sind die Steine des Baues, welchen der heilige Ludwig machen sollte, von Philipp August aufgestellt worden.

Philipp III. von Frankreich, Philippe-le-Hardi, war der zweitgeborene Sohn Königs Ludwig IX., der Erst-

Digitized by Google

geborene, ebenfalls Ludwig genannt, war schon im J. 1259 verstorben; der vierte Sohn Ludwig's IX., Robert, ist der Stammvater des Hauses Bourbon. Es ist selbst der Schmeichelei nicht möglich gewesen, einen tristigen Grund des Beinamens „der Kühne," welchen er bei den gleichzeitigen Chronisten doch führt, aufzufinden. Weder etwas Kühnes, noch sonst etwas, wodurch er zu einer bedeutenden geschichtlichen Erscheinung emporgehoben werden könne, will sich in ihm offenbaren. Er tritt uns nur als ein ziemlich schwacher, ziemlich unwissender Fürst entgegen und wird auch von mittelalterlichen Schriftstellern selbst als ein solcher geschildert. Sie wissen an ihm überhaupt weiter Nichts als gutkatholischen Sinn und Frömmigkeit in dem Style der damaligen Zeit, wo sie in der Devotion gegen die heilige Kirche und ihre Priester besteht, zu rühmen [13]). In einem Augenblicke, der ein inhaltsreicher hätte werden können, bestieg Philipp III. den Thron seiner Väter. Louis IX. hatte seinen zweiten großen Kreuzzug angetreten, die Franzosen hatten Carthago genommen und bereiteten sich, den Sultan von Tunis anzugreifen, wenn Karl von Anjou, König von Neapel und Bruder des Königs von Frankreich, mit seinem Heere auch noch in Afrika würde gelandet sein, als der König von Frankreich am 25. Aug. 1270 starb. Mit ihm ging wahrscheinlich der Gedanke, Frankreich an der Küste von Nordafrika anzubauen, in die Grube. Philipp III. ließ sich schon am 27. August im Lager vor Carthago als König von Frankreich ausrufen. Karl von Anjou war am Todestage des heiligen Ludwig noch ebenfalls gelandet. Durch den Tod des heiligen Ludwig's sind Philipp III. und Karl von Anjou, sein Ohm, die Häupter des Unternehmens geworden. Aber sie thaten beide Nichts, um sich durch einen raschen Angriff, der wahrscheinlich gelungen, in den Besitz der reichen Stadt Tunis zu setzen. Sie blieben zwei Monate in einem Lager, das sich zwischen dem Meere und dem See von Tunis befand, stehen. In dieses Lager und bis in das Angesicht fast der Stadt Tunis war man gleich nach dem Tode des heiligen Ludwig vorgedrungen. Fast scheinen die beiden Fürsten zu fühlen, daß sie die Männer nicht wären, welche große Dinge hinausführen könnten. Die bösen Erfahrungen, welche in den frühern Kreuzzügen gemacht worden sind, schreckten sie und freilich nicht sie allein, sondern auch das ganze Kreuzheer, unter welchem Mismuth und Verlangen der Heimath stark verbreitet waren. Philipp III. und Karl von Anjou schlossen am 29. Oct. 1270 einen Frieden mit dem Sultan von Tunis. Er mußte den Kreuzfahrern die Kriegskosten bezahlen und an Karl von Anjou einen jährlichen Tribut geloben. Schon am 1. November schiffte das Kreuzheer sich wieder nach Sicilien ein. Viele waren der Ansicht, daß durch den noch obenein vergeblich gebliebenen Angriff auf Afrika das Kreuzgelübde noch gar nicht gelöst sei, daß man nun nach dem heiligen Lande müsse. Philipp III. aber scheint diese Meinung nicht getheilt zu haben. Auf Sicilien trennen sich, nachdem Stürme der Flotte großen Schaden gebracht, die angesehensten Fürsten dieses Kreuzheeres. Eduard, Prinz von Wales, zog noch nach dem gelobten Lande, Karl von Anjou eilte nach Neapel, Thibaut, König von Navarra, starb, Philipp III. aber ging nach Calabrien, um zu Lande den Rückweg nach Frankreich durch Italien zu nehmen. Aber nicht allein die Leiche des heiligen Ludwig's, sondern auch die Leiche seiner eignen Gattin, Isabella von Aragonien, sollte er mit nach Saint-Denis bringen. Isabella starb zu Cosenza in Calabrien in Folge eines Sturzes vom Pferde am 28. Jan. 1271. Philipp III. war durch die Fahrt auf das Äußerste erschöpft. Er verzögerte deshalb seine feierliche Krönung in Rheims bis zum 30. Aug. 1271.

Wie wenig nun auch König Philipp III. unter die ausgezeichneten Fürsten seiner Zeit gerechnet werden darf, so ist doch die französische Königsmacht weder nach Innen noch nach Außen zu unter und durch ihn zurückgeschritten. Zu fest ist das Gebäude bereits von Philipp August und besonders von dem heiligen Ludwig begründet, als daß es auch durch mehre Jahre einer ohne besondere Klugheit geleiteten Herrschaft schon wieder hätte erschüttert werden können. Dazu kam das Glück Philipp III. bedeutend zu Hilfe. Schon während des Kreuzzuges war Johann, Graf von Artois, gestorben und die Grafschaft Artois konnte wieder mit dem unmittelbaren Krongebiete vereinigt werden. In Folge der Anstrengungen dieses Kreuzzuges starb auch bald nachher im J. 1271 Alfons, Bruder des heiligen Ludwig, Graf von Poitou und Auvergne. Alfons starb kinderlos und seine Gemahlin Johanna, Gräfin von Toulouse, Tochter Raimond's VII., folgte ihm nach wenigen Tagen in den Tod. Nun fiel auch Alles, was noch in den Händen der Raimonds von Toulouse gewesen, das bedeutendste noch immer von den alten französischen Fürstenthümern, an die Krone. Die Land- und Grafschaften von Toulouse, Rovergue, Alby, Quercy und Venaissin kamen damals an die Capetinger. Sie waren schon von Alfons, dem Gemahl Johanna's, ganz auf nordfranzösischen Fuß eingerichtet worden, und der Übergang deshalb leichter. Man könnte den Anfall der Grafschaft Toulouse an das Haus der Capetinger als den völligen Ausgang der von Papst Innocenz III. gegen den Süden von Frankreich gerichteten apostolischen Bestrebungen, welche in den sogenannten Kreuzzügen gegen die Albigenser äußerlich geworden, und welche den Zweck gehabt hatten, Roms politische Macht anzubauen, mit Recht ansehen. An den apostolischen Stuhl mußte indessen etwas später doch, um ihn für seine Ansprüche abzufinden, von Philipp III. Venaissin, auch das Marquisat von Provence genannt, abgetreten werden. Aber noch immer war der gemachte Gewinn ein wahrhaft ungeheurer. Vergebens versuchten die Grafen von Armagnac und Foix, dem Könige wenigstens einige Theile dieser reichen Erbschaft streitig zu machen. Die Waffen der Capetinger zeigten sich zum ersten Male siegreich bis an den Fuß der Pyrenäen. Roger Bernard, Graf von Foix, mußte die Verwegenheit, gegen den König die Waffen ergriffen zu haben, schon mit mehr

13) Gesta Philippi III. descripta per *Guilielmum de Nangiaco*, apud *Du Chesne* Script. Rer. Franco-Gall. V. p. 516 sq. Fragmentum de vita Philippi III. apud *Du Chesne* V. p. 549 sq.

Digitized by Google

als einjähriger Gefangenschaft abbüßen. Unterdessen verlaufen mehre Jahre, ohne daß ein neues bedeutendes Ereigniß uns eine größere Thätigkeit Philipp's III. zeigt. Bei der Besitznahme von Toulouse hat er nur einen Widerstand, der kaum einer zu nennen, zu besiegen gehabt. Einen gewissen Charakter spricht indessen sein Gouvernement aus. Philipp III. steht völlig unter der Leitung eines Mannes von gemeinem Stande, Peter de la Brosse oder de la Broce aus Touraine. Dieser steht bei ihm in so hohem Ansehen, daß er, wie er auf dem Kreuzzuge in Afrika sein Testament entwirft, der Thronfolger besonders an den Rath des de la Broce verwiesen wird. Ein gewisser bürgerlicher Geist scheint Philipp III. durch diesen Mann eingeflößt worden zu sein. In einem andern Sinne, mit einer etwas veränderten Gesinnung als unter dem heiligen Ludwig, geschieht die Arbeit am Weiterbaue der königlichen Macht. Philipp III. hat zuerst einen Bürgerlichen, Raoul, den Goldschmied, in den Adelsstand erhoben, worüber sich jedoch das Document in der großen Sammlung des Louvre nicht vorgefunden hat [14]). Die Bürger von Paris wurden ermächtigt, Gewalt, die ihnen geschähe, und solche geschah oft von der Wildheit und dem Übermuthe des Adels, mit Gewalt zu vertreiben. Der Bürgerstand, so schien es, sollte gehoben und durch ihn die Kraft des Adels überwältigt und erdrückt werden. Wichtig ist auch das Gebot Philipp's III., daß in Zukunft die königliche Münze allenthalben, auch auf den Gebieten der Herren Cours haben sollte, welche noch hohe Gerichtsbarkeit und Münzrecht besaßen. Dagegen sollte das von den Herren geschlagene Geld nur noch in ihren eignen Territorien cursiren. Alle diese Verordnungen scheinen nur mit Zustimmung des königlichen Privatconseils gegeben worden zu sein. Das Königthum hat unter dem heiligen Ludwig angefangen, sich der allgemeinen gesetzgebenden Gewalt zu bemeistern. Es wird unter Philipp III. auf diesem Wege und unter Formen, welche der hohen Aristokratie höchst missfällig sein müssen, weiter vorgeschritten, denn Philipp III. scheint außer dem de la Broce noch andere Männer, welche dem Adel nicht angehörten, um sich gehabt zu haben. Die Aristokratie sah, daß das Königthum die Handhabung, Ausführung und Leitung einer neuen strengmonarchischen Gewalt den Händen des verachteten Bürgerstandes anzuvertrauen im Begriff stand. Von andern in den ersten Jahren Philipp's III. gegebenen Verordnungen sind noch folgende bemerkenswerth: Nichtedle sollen in dem Besitze der Lehengüter, wenn sie solche erworben, nicht beeinträchtigt werden, doch dürfen sie keine solchen Lehen besitzen, welche unmittelbar vom Könige gegeben werden. Sie müssen durch wenigstens drei feudalistische Grade vom Könige getrennt sein und sie können daher nur solche Lehen besitzen, die sie von einem Herrn haben, der wieder einen Herrn über sich hat, welcher wiederum einen dritten, der ein unmittelbarer Lehensmann des Königs ist, in dem Lehensverbande über sich hat. Eine andere Verordnung regularisirte den Stand der Advocaten, die in Frankreich nöthig geworden, seitdem die alten Rechte vor dem römischen Rechte je länger je mehr in den Hintergrund zu treten begannen. Vor den Parlamenten und vor den andern Königsgerichten sind in Zukunft Advocaten zuzulassen. Sie haben auf das heilige Evangelium zu schwören, daß sie nur die Vertheidigung solcher Sachen, von deren Rechtmäßigkeit sie überzeugt sind, annehmen werden, und sie müssen im Verhältniß ihrer Dienste von den Parteien bezahlt werden [15]). De la Broce aber, dem wol die meisten dieser Verordnungen zuzuschreiben sind, war im Laufe der Zeit und je höher er in Ansehen und Gunst des Königs stieg, der Aristokratie immer verhaßter geworden. Philipp III. hatte, wie oben angeführt, seine erste Gemahlin Isabella von Aragonien, die ihm vier Söhne geboren, durch den Tod verloren. Der König vermählte sich im J. 1274 mit Maria von Brabant, die ihm einen Sohn und zwei Töchter geboren hat. Maria schien bald einen Einfluß auf den König zu gewinnen, der dem de la Broce gefährlich dünkte. Die hohe Aristokratie mag sich auch wol der Königin bedient haben, um den Einfluß jenes Mannes bei dem Könige zu schwächen. Nun starb im J. 1276 Prinz Ludwig, der Erstgeborene des Königs, unter Umständen, welche den bei der Unkenntniß der Zeit freilich sehr oft vorkommenden Verdacht einer Vergiftung zu begründen schienen. De la Broce soll nun den Verdacht des Königs auf seine zweite Gemahlin Maria gerichtet haben. Es wurden Zeichendeuter und Seher befragt, besonders eine Béguine, die im Geruche der Seherkraft stand. Diese wagt aber nicht mit dem Namen der Königin hervorzutreten, und der Ausgang ist, daß die Unschuld der Königin öffentlich bekannt gemacht wird. Diese Sache erscheint wie ein Kampf zweier Parteien am königlichen Hofe, die ein zufällig eintretendes Ereigniß benutzten, um ein Verbrechen daran zu knüpfen. Dem de la Broce ist sein Stück gegen die Königin nicht gelungen, und so steht er als ein Verleumder da. Indessen wendete sich Philipp III. keineswegs sogleich von ihm ab.

Es mußte, um den Sturz jenes Mannes herbeizuführen, erst noch ein anderes Ereigniß eintreten. Noch im J. 1276 ward Philipp III. in einen Krieg jenseit der Pyrenäen verwickelt; derselbe hatte eine zwiefache Veranlassung. Der Bruder und Nachfolger Thibaut's II., des Königs von Navarra, Heinrich, war auch schon im J. 1274 gestorben. Er hinterließ eine nur dreijährige Tochter, Johanna, deren Mutter Blanka, die Tochter Robert's von Artois, eines Bruders des heiligen Ludwig's, war. Während die Navarresen ein einheimisches Gouvernement für die unmündige Königin aufstellten, flüchtete sich Blanka mit dieser ihrer Tochter nach Frankreich und zu König Philipp III. Die Capetinger hatten ihren Einfluß und ihre Waffen kaum bis an den Fuß der Pyrenäen getragen, als sie auch schon daran dachten, sie in diese hinein und über sie hinaus in die pyrenäische Halb-

14) *Capefigue*, Histoire constitutionelle de France. I. p. 355.

15) *Decrusy*, *Jourdan*, *Isambert*, Recueil général des anciennes lois françaises. III. p. 652 sq.

insel zu verbreiten. Philipp III. ließ sogleich französische Truppen in Navarra einrücken und das Land unter französische Verwaltung nehmen. Mit Blanka war er einverstanden. Das kleine Königreich Navarra sollte bei dieser Gelegenheit an das Capetingische Haus gebracht werden. Der Besitz desselben war zwiefach wichtig. Es bildete Navarra zuerst einen Punkt auf der pyrenäischen Halbinsel, von welchem aus man vielleicht weiter greifen konnte; zu diesem Reiche gehörten ferner damals auch die beiden bedeutenden Herrenthümer von La Brie und Champagne in Frankreich. Indem man also jenseit der Pyrenäen festen Fuß faßte, dehnte man sich auf französischem Boden selbst wieder aus. Philipp III. hätte Johanna von Navarra am liebsten mit seinem ältesten, damals noch lebenden, Sohne Ludwig verlobt. Aber hierzu wollte Papst Gregor X. die Dispensation nicht geben. Er gab sie nur für eine Ehe zwischen Johanna und Philipp, Philipp's III. zweitem Sohne; denn der Papst wollte nicht, daß die Kronen von Navarra und Frankreich auf ein Haupt zusammenkämen. Im J. 1275 werden Johanna und Philipp, der nachmalige König Philipp IV. oder der Schöne, mit einander verlobt. Ludwig's Tod im J. 1276 täuschte die Berechnungen des apostolischen Stuhles. Unterdessen hatten die Navarresen, unzufrieden mit allen diesen Dingen, die französischen Besatzungen und die Franzosen bald wiedee vertrieben. Das Land mußte wieder unterworfen werden, und Philipp III. entschloß sich zu einer Heerfahrt nach Spanien um so mehr, als auch noch anderwärts die Interessen des Capetingischen Hauses festzuhalten waren. Blanka, die Tochter des heiligen Ludwig und die Schwester Philipp's III., war mit Ferdinand de la Cerda, dem ältesten Sohne Königs Alfons X. von Castilien, vermählt. Zwei Söhne, Alfons und Ferdinand, gewöhnlich die Prinzen de la Cerda genannt, waren aus dieser Ehe erzeugt. Ferdinand de la Cerda war im J. 1273 gestorben. Da nun das Reich von Castilien dem Sultan von Marokko gegenüber noch stets in großer Gefahr schwebte, Alfons X. selbst schlaff und unkräftig, sein zweiter Sohn Sancho aber durch Muth und Tapferkeit empfohlen war, so bestimmten die Cortes von Castilien diesem im J. 1276 mit Verachtung der Rechte der Prinzen de la Cerda die Thronfolge. Philipp III. wollte die Prinzen aus Capetingischem Blute nicht beeinträchtigen lassen, und glaubte um so mehr zu den Waffen greifen zu müssen, als Alfons X. auch Ansprüche auf Navarra, wo sich eine castilische Partei gebildet hatte, erhob. In einem ersten Feldzuge vom J. 1276 ward Navarra von den Franzosen wieder erobert, gegen Castilien aber, wo Philipp III. wider die Beschlußnahme der Cortes die Prinzen de la Cerda aufzwingen wollte, konnte noch Nichts erreicht werden. Vergebens mahnte der damalige Papst, Johannes XXI., von jedem Kriege gegen Castilien, weil dieses Reich sich zugleich mit den Ungläubigen im Kampfe befinde, ernstlich ab. Die Capetinger offenbaren zeitig der Kirche gegenüber einen gewissen Unabhängigkeitssinn. Die Kirche darf sie in ihren Entwürfen nicht stören, das Kirchliche muß vor ihren politischen Planen in den Hintergrund treten und jenes diesen geopfert werden, wenn sich ein Conflict zwischen ihnen ergibt. Philipp III. scheint schon auf diesem Feldzuge von der hohen Aristokratie mit dem Verdacht erfüllt worden zu sein, daß de la Broce mit seinen Feinden wol in verrätherischem Einverständniß stehen möchte. Der König ist nach Frankreich zurückgekehrt, um Anstalten zu einer neuen Heerfahrt zu treffen. Es fehlt an Gelde dazu und im J. 1277 werden die italienischen Banquiers und Kaufleute, welche fast alles Geschäft in Frankreich an sich gerissen hatten, unter dem Vorwande, daß sie Zinsen genommen und die Kirchengesetze verletzt, in Haft gethan und mit dem Verlust ihres ganzen Eigenthums bedroht, durften aber, nachdem sie ein tüchtiges Lösegeld bezahlt, ihr Gewerbe ungestört forttreiben. Indessen kommt es zu einer neuen Heerfahrt nach Spanien nicht und Philipp III. begnügt sich, seinem Hause den Besitz von Navarra zu sichern. Sancho von Castilien schließt ein enges Bündniß mit Pedro III. von Aragonien; der heilige Stuhl mahnt von weitern Unternehmungen gegen die spanischen Christen ab, und ein unmittelbares Interesse hat Philipp III. doch an dem Hause de la Cerda auch nicht. De la Broce aber ward um diese Zeit in einer Weise, auf der ein geheimnißvoller Schleier liegt, gestürzt. Aufgefangene Briefe dieses Mannes, deren Inhalt aber nie bekannt geworden, gaben die Veranlassung, daß er in Haft genommen, vor ein Gericht gestellt und am 30. Juni des J. 1278 gehangen ward. Das Volk betrachtete de la Broce nur als ein Opfer des Hasses und des Neides der hohen Aristokratie. Sein Schwager, Peter, Bischof von Bayeux, der bei der frühern Anklage gegen die Königin Maria auch eine Rolle gespielt, flüchtete sich nach Rom. Das Haus Brabant suchte vergebens die Auslieferung dieses Bischofs, der unter Philipp dem Schönen auf seinen Sitz zurückkehrte, von dem apostolischen Stuhle zu erlangen. Nach dem Untergange des de la Broce hören die königlichen Ordonnanzen auf, in dem Tone zu sprechen, welcher der Aristokratie zuwider gewesen. Es wird überhaupt für das Innere Frankreichs seit dieser Zeit nicht viel mehr verordnet. Im J. 1280 ward für die Senechaussées von Toulouse, Carcassonne, Périgueux, Rhodez, Cahors und Beaucaire eine richterliche Commission in der Stadt Toulouse aufgestellt, an welche man sich wie an das Parlament von Paris wenden konnte. Diese Commission ist die erste Grundlage des nachmals förmlicher organisirten zweiten Parlaments von Toulouse geworden [16]).

In seinen letzten Lebensjahren aber ward König Philipp III. durch eine neue, von dem Papstthume herkommende Aussicht, sein Haus auf der pyrenäischen Halbinsel anzubauen, lebhaft beschäftigt. Die frühern Päpste hatten sich, um die Hohenstaufen im untern Italien zu stürzen, Karl's von Anjou, des Grafen von Provence und Bruders des heiligen Ludwig's von Frankreich, bedient. Karl von Anjou war durch sie König von Apulien (Neapel und Sicilien) geworden. Wenig zufrieden mit diesem

16) Recueil général des anciennes lois françaises. III. p. 665 sq.

Erwerb hatte Karl an Ausdehnung seiner Macht über ganz Italien gedacht. In solchen Entwürfen war er von seinen Päpsten ehee gefördeet als gehemmt worden. Papst Nicolaus III. aber entzog dem Könige Karl alle apostolische Gunst und aebeitete allen seinen Entwürfen nach Möglichkeit entgegen, indem ee von dem im Sinne des Papstthums richtigen Gedanken ausging, daß es vergeblich gewesen sein würde, die Hohenstaufen zu stürzen, wenn man an deren Stelle die Capetinger übermächtig wollte emporkommen lassen. Papstthum und weltliche Gewalt waren damals, besonders seit Innocenz III., überhaupt in eine seltsame Spannung zu einander gekommen. Mistrauen und Angst erfüllten die Gemüther auf der einen wie auf der andeen Seite, vorzüglich aber mußte Mistrauen und Angst dem Papstthum gegenüber in den Seelen der größern Fürsten Europa's seit dem Untergange der Hohenstaufen, sogar in den Seelen derer, welcher Rom sich zum Sturze des staufischen Geschlechtes bedient hatte, aufkommen. Karl von Anjou glaubte sich gegen das Papstthum sichern zu müssen. Als daher der feindselige Nicolaus III. im J. 1280 gestorben, nöthigte er die Cardinäle einen gebornen Franzosen, Simon, den Cardinal von Santa Cecilia, zum Papste zu wählen, welcher den Namen Martin IV. annahm. Es ist ein starker Beweis von der Höhe, welche das französische Nationalgefühl damals bereits erreicht hatte, daß die Capetinger von gebornen Franzosen, die zu Päpsten erhöht würden, annehmen konnten, wenn auch zu Ungunsten anderer, doch nicht zu Ungunsten des Capetingischen Königsgeschlechtes würde die apostolische Gewalt von diesen gehandhabt werden, ja man könne noch Erweiteeung der Macht des französischen Königshauses durch solche Päpste erwarten. Karl von Anjou sicherte sich gegen den freien und eigentlichen Papstgeist, indem er es von den Cardinälen erzwang, daß sie einen Franzosen auf den apostolischen Stuhl stellten. In einer ausgezeichneten Weise förderte nun Papst Martin IV. sogleich die Interessen der beiden Capetingischen Königshäuser von Frankreich und von Neapel. Es kam bald eine Gelegenheit, wo ee seinen französischen Nationalgeist, der sich nach Möglichkeit mit dem alten und eigentlichen Papstgedanken zu verschwistern suchte, erweisen konnte. Die Insel Sicilien fiel, nachdem Palermo in dee bekannten sicilischen Vesper (30. März des J. 1282) das Zeichen gegeben, von Karl von Anjou ab. Pedro III., König von Aragonien, der auf ein solches Ereigniß längst gewartet und sich längst zu einem Zuge nach Sicilien, auf welches er als ein Abkömmling der Hohenstaufen Ansprüche erheben konnte, gerüstet, kam als Retter und Helfer herbei, ward auch auf Sicilien sofort als König anerkannt. Martin IV. setzte sogleich für das Interesse der Capetinger die Zwangsmittel der heiligen Kieche in Bewegung. Er schleuderte im J. 1283 den Bann auf Pedro III. und bewilligte allen, welche die Waffen gegen ihn ergreifen würden, die Privilegien der Kreuzfahrer. Da sich nun aber König Pedro III. nicht fügte und vor dem Donnee dee Kirche nicht zurückwich, die Gefahr für die Capetinger aus Italien gestoßen zu werden, immee größer ward, indem Siciliens Aufstand sich bald auch nach Neapel verbreitete, geiff Papst Maetin IV. zu einem äußersten Mittel. Eine apostolische Bulle vom 26. August des Jahres 1283 erklärte Pedro III. auch seines Erbreiches Aragonien für verlustig und gab dasselbe, freilich nur als ein apostolisches Lehen, dem Prinzen Karl von Valois, dem zweiten Sohne Philipp's III. [17]). Dieser hatte an dem Unglücke seines Oheims, Karl's von Anjou, wie denn überhaupt die beiden Linien des Capetingischen Königshauses von Frankreich und von Neapel in sehr naher Verbindung blieben, lebhaften Antheil genommen und den König von Aragonien feindlich angeeifen lassen. Die aragonesische Seitenlinie von Majorka leistete auch schon 1283 dem Könige von Frankreich die Lehenshuldigung. Philipp III. berief am Anfange des J. 1284 eine Versammlung aller weltlichen und geistlichen Großen seines Reiches, um über die Frage zu entscheiden, ob das Reich Aragonien, das der Papst geschenkt, genommen werden sollte. Diese Versammlung scheint die einzige der Art gewesen zu sein, welche unter Philipp III. berufen ward. Man wollte die gesetzgebende Gewalt allmälig an das Königthum allein bringen, sie nicht mit Reichsversammlungen theilen. Die Versammlung entschied mit „ja." Philipp III., der am 16. August 1284 seinen Sohn Philipp mit Johanna, der Erbin von Navarra, wirklich vermählte, ließ die Anstalten zu einem großen Anfall auf Aragonien treffen, wozu Papst Martin IV., der in Frankreich sogar das Kreuz gegen den König Pedeo III. peedigen ließ, eifrigst die Hand bot. Die getroffenen Anstalten waren ungeheuer. Die Macht Philipp's III. gegen Aragonien wird auf 20,000 Streiter zu Roß und 80,000 zu Fuß angegeben. Im Frühting des J. 1285 drangen die Franzosen zuerst in Rouffillon ein. Mit großer Mühe konnten sie sich den Weg durch die Pyrenäen bahnen. Erst im Juni 1285 langten sie in den obern Theilen Cataloniens an. Ihnen und dem französischen Papstthume trat ein starker und bestimmter Nationalgeist entgegen. Die aragonesischen Cortes hatten einen Aufstand in Masse gegen die Franzosen angeordnet. Philipp III. eroberte zwar Girona, aber hernach, im Herbste, mußte, da auch Castilien drohete, ein schwerer Rückzug nach Frankreich gemacht werden. Girona fiel sogleich in die Hände Pedro's III. zurück. Philipp III. war schon krank aus Spanien zurückgekommen. Er starb am 5. Oct. des J. 1285 zu Perpignan, 41 Jahre alt, im 16. Jahre seiner Herrschaft. Wie wenig ausgezeichnet er auch selbst gewesen, wie wenig in ihm Kraft und Geschick sich über das Maß des Gewöhnlichen erhoben, Ansehen, Macht und Name der Capetinger wae doch auch untee ihm sowol nach Innen zu als auch nach Außen hin gestiegen.

Philipp IV., oder der Schöne von Frankreich, Philippe-le-Bel. Auch bei der geschichtlich so wichtigen Erscheinung Philipp's IV. tritt der Mangel ein, welcher schon bei Philipp III. bemerkbar ward. Die Geschichtschreiber des Mittelalters schweigen über die Peesönlichkeit Philipp's IV., welcher im J. 1268 geboren war, über

17) *Raynaldi* Annal. ecclesiae a. 1283. §. 41.

Digitized by Google

seinen Charakter, über sein Inneres fast völlig. Sie nennen ihn den Schönen, aber sie versäumen selbst ein bestimmtes Bild dieser Schönheit, welche den Beinamen hergibt, aufzustellen [18]). Daher können über ihn nur die Thaten sprechen. Diese lassen ein hartes Gemüth, das Alles den Entwürfen des Kopfes unterordnet, eine eiserne Consequenz gepaart mit kühner Berechnung sehen. Ein Gedanke scheint das ganze Leben Philipp's IV. zu beherrschen, der Gedanke, das zu vollenden, was von Philipp August und Ludwig IX. begonnen worden. Der Aufbau des französischen Reiches soll innerlich und äußerlich geschlossen werden. Der äußerliche Aufbau ist dadurch zu vollenden, daß die Fürstenthümer, die auf französischem Boden sind, deren unmittelbarer Herr aber der König noch nicht ist, an die Krone gebracht werden. Der innere Aufbau ist so weiter zum Ende zu führen, daß die Einheit, Ordnung, Regelmäßigkeit und Bestimmtheit des Staates, die monarchischen Formen der Administration, Gerechtigkeitspflege und Gesetzgebung, die Ludwig IX. besonders zu begründen angefangen, erweitert, ausgedehnt und befestigt würden. In beiden Richtungen hat Philipp IV. mit der ganzen Härte und Consequenz seines Wesens und mit ungeheurem Eifer gearbeitet. Aber er ist in der zweiten glücklicher gewesen als in der ersten. Es sind gegen 400 Ordonnanzen, bestimmt das Innere Frankreichs im monarchischen Sinne zu regeln, von ihm übriggeblieben. Zum ersten Male tragen die königlichen Ordonnanzen unter ihm die bedeutungsvolle Formel „aus königlicher Machtfülle" in sich. (En vertu de la plénitude de notre puissance et autorité royale) [19]). Zwei Hauptgegner seiner Bestrebungen scheint Philipp IV. von Vorn herein zu erkennen, den hohen Adel und die Kirche. Er ist darum noch nicht volksthümlich, daß er diese beiden Mächte als seine Gegner erkennt. Das Volk, die Städte, sie müssen seine Gewalt ebenso gut empfinden, und wenn er auch für sie zu arbeiten scheint, so geschieht es nicht eigentlich für sie, sondern für das Königthum. Doch sind es die Leute aus dem Volke, denen Philipp IV. noch am meisten vertraut. Alles, was nicht Adel und Klerus im damaligen Frankreich ist, stehet noch zu tief, um an Gewalt im Staate denken zu können, um dem Königthume gefährlich zu sein. Rechtsgelehrte, die größtentheils aus dem Volke stammen, haben stets den größten Einfluß auf Philipp IV. Diese haben entweder an sich selbst, oder an ihren Familien den Druck des Adels und den Stolz der Kirche empfunden. Auf die Erniedrigung dieser Mächte unter das Königthum arbeiten sie daher mit Eifer hin. Sie mögen es gewesen sein, die Philipp zeitig mit der Vorstellung der Würde, Hoheit und Herrlichkeit des Königthumes erfüllten. Diese Vorstellung faßte Philipp mit aller Energie auf. Als weltlicher Statthalter Gottes auf Erden setzte er sich mit gleicher Bedeutung und Machtfülle dem geistlichen Statthalter Gottes, dem Bischof von Rom, gegenüber. Was nun die Macht des Adels anlangte, so konnte sie, soweit das königliche Krongebiet reichte, an dem Antritte der Herrschaft Philipp's IV. bereits als gebrochen angesehen werden. Das alte feudalistische Frankreich war schon in seiner Auflösung begriffen; aber drohend und furchtbar stand die Macht der Kirche noch da. Sie stützt sich auf den apostolischen Stuhl, der erst vor wenigen Jahrzehnten durch den Sturz der Hohenstaufen in Teutschland und in Italien bewiesen, wie weit er zu gehen vermöge. Zwar hatte das Papstthum seit jener Katastrophe das französische Königshaus auffallend begünstigt. Ein Seitenzweig der Capetinger war in Karl von Anjou nach Neapel gesetzt worden; ein zweiter Seitenzweig hatte, wie bei der Geschichte Philipp's III. berichtet, in Karl von Valois nach Aragonien geführt werden sollen. Dennoch konnte man sich in Frankreich nicht verhehlen, daß das Papstthum, das Haupt der Kirche, auch für die Capetinger eine höchst drohende und gefährliche Macht geworden sei. Selbst die Geschenke, welche man in den Reichen von Neapel und Aragonien vom Papstthume empfing, wiesen sehr deutlich auf diese Gefahr hin. Denn es gaben ja die Päpste die Reiche, welche sie schenkten, nur als Lehen des apostolischen Stuhles. Sie bewiesen damit, worauf sie hinaus wollten. Alle Reiche sollten allmälig zu Lehen des römischen Stuhles umgewandelt werden. In der That wollte das Papstthum am Ende des 13. Jahrh. endlich eine von den Fürsten selbst anerkannte und auf dem Lehnsverhältniß bestimmt ruhende oberste weltliche Gewalt haben. Es ist Philipp's IV. Schicksal, auf seinem Wege zur Vollendung des Königthumes in Frankreich in einen Kampf auf Leben und Tod mit dem Papstthume zu kommen. Dieser Kampf ist eine der bedeutungsvollsten Erscheinungen der Geschichte des Mittelalters überhaupt.

Die ersten Jahre des noch sehr jungen Philipp, der mit Johanna, Königin von Navarra, vermählt, verliefen ohne sehr bedeutende, äußere Ereignisse. Der König ließ zwar den Krieg gegen Aragonien, den er von seinem Vater ererbt, fortsetzen, aber er selbst erschien in demselben nicht persönlich. Die Hoffnung, Aragonien für die Capetinger wirklich zu gewinnen, war schon aufgegeben. Philipp IV. ward am 6. Jan. 1286 zu Rheims gekrönt. Seine ersten Ordonnanzen trugen zuerst den Charakter des Strebens, den Klerus in Frankreich einzuschränken. Allen denen, welche Gerichtsbarkeit besaßen, ward geboten, in Zukunft keine Kleriker als Richter anzustellen, da man, wenn sie sich vergangen, ohne Mittel sei, sie zu bestrafen. Dem Seneschal von Carcassonne ward befohlen, nicht mehr auf ein bloßes Gebot der Inquisition Verhaftungen vorzunehmen, sondern, da diese den abscheulichsten Mißbrauch treibe, die Verhaftung erst dann vorzunehmen, wenn er die Überzeugung gewonnen, daß sie wirkliche Ketzer treffen solle (J. 1287). Auch das Recht der Kirche zur Erwerbung von Grundeigenthum suchte der König, wenn auch nur von fern, einzuschränken. Die Kirche soll, einer Verordnung vom J. 1291 gemäß, zwar Grundeigenthum gewinnen können, aber dem Staate für den Verlust, den er erleidet, wenn Grundeigenthum

18) *Sismonde de Sismondi*, Histoire des Français. VIII. p. 381. 19) *Thibaudeau*, Histoire des états généraux en France. I. p. 68.

Digitized by Google

in die steuerfreie Hand der Kirche kommt, ein bedeutendes Loskaufgeld bezahlen. Die Gesetzesgelehrten, welche den König umgeben und welche Meister im Parlamente geworden, sind es offenbar, die den jungen Philipp gegen die Unabhängigkeit und Freiheit der Kirche, die ihnen der Staatsordnung zuwider scheint, aufgestachelt haben. Dahingegen waren sie bemüht, Einheit und Ordnung im Gerichtsverfahren des pariser Parlamentes zu schaffen und nach Möglichkeit viel vor das Parlament und dadurch vor den König zu bringen. Die Ordonnanz von 1291 regelte die Formen des Anbringens und der Untersuchung, wodurch die künftige Theilung des Parlaments vorbereitet worden ist. Das Parlament von Toulouse ward, damit Alles in Paris zusammenfließe, unterdrückt [20]).

Aber dieselben Rechtsgelehrten, welche die Unabhängigkeit der Kirche bekämpfen und für die Ordnung und Einheit des Rechtsganges streiten, scheinen sonst kein höheres Recht als den bloßen Willen des Königs zu kennen. Philipp IV. befand sich in fortwährender Geldverlegenheit. Die Einkünfte der königlichen Domaine, die Leistungen der Unterthanen in den unmittelbaren Besitzungen, die freiwilligen Geschenke, die Zölle waren nicht mehr im Stande ein vermehrtes Staatsbedürfniß, herbeigeführt durch die allmälig größer werdenden Verhältnisse, zu bestreiten. Luxus und Schwelgerei Philipp's IV., obwol eine Angabe in den Quellen hierüber fehlt, mag hinzugetreten sein, um die Bedürfnisse zu steigern. Der König nahm sein ganzes Leben hindurch, und so oft als möglich, zu den schlechtesten Mitteln, sich Geld zu verschaffen, seine Zuflucht. Münzverschlechterungen, Abgaben, Plünderungen, Täuschungen wechselten in bunter Reihe mit einander ab. Mit Recht haben diese Dinge Philipp IV. bei Mit- und Nachwelt in einen schlechten Geruch gesetzt. Schon im J. 1292 ließ er alle italienische Kaufleute, die damals fast den ganzen Handel Frankreichs führten, und deren deshalb eine große Anzahl anwesend war, plötzlich ergreifen. Man konnte gegen sie ein Gesetz Ludwig's IX., durch welches das Zinsennehmen verboten ward, in Anwendung bringen. Mit den härtesten Strafen bedroht, mußten die Armen sich durch große Summen loskaufen und darauf das Reich, ausgezogen und geplündert, verlassen. Zwei Günstlinge des Königs, die Italiener Biccio und Francesi, die bei ihm stets einen großen Einfluß gehabt zu haben scheinen, zogen den größten Gewinn von der Sache, da nun der Handel geraume Zeit in ihren alleinigen Händen blieb [21]). Für schweres Geld ward indessen später das Wiederkommen der Italiener erlaubt. Ähnliche Plünderungsexperimente werden mit den Juden mehrmals vorgenommen. Mit einer wahrhaft feigen Hingebung ordnete sich das pariser Parlament jeder Willkür Philipp's IV. unter. Es erpreßte für ihn Gelder, es sprach für ihn Confiscationen aus, es räumte die Personen aus dem Wege, die er hinweg haben wollte. Philipp IV. entwarf die königlichen Verordnungen in der Regel in seinem Conseil, dann wurden sie dem Parlamente zur Sanction vorgelegt, welche stets ohne Weiteres gegeben worden zu sein scheint. Nicht allein Italiener und Juden, auch die Einheimischen mußten gewaltige Plünderungen, die in die Form der Gesetzmäßigkeit gekleidet werden, über sich ergehen lassen. So ward im J. 1294 verordnet, daß, wer nicht 6000 Liv. jährliche Einkünfte besitze, fernerhin weder goldene, noch silberne Geräthe und Sachen besitzen und führen dürfe. Ein Drittheil dieser Dinge ist sogleich an die königlichen Beamten abzuliefern, die andern zwei Drittheile sind aufzubewahren, bis sie für die Bedürfnisse des königlichen Schatzes werden abgefodert werden. Der Werth der entnommenen Gegenstände soll in königlicher Münze bezahlt werden [22]). Die Geplünderten erhielten aber nur geringhaltiges Geld, welches Philipp IV. prägen ließ, wobei er ihnen jedoch im J. 1295, da ein Versprechen Nichts kostet, versprach, daß ihnen in Zukunft der erlittene Schade vergütigt werden sollte. Die Gelderpressungen Philipp's IV. scheinen indessen viel weniger dem Luxus des Hofes als vielmehr der Ausführung der Staatsentwürfe gedient zu haben. Sieht der König auch die Freiheiten und Rechte, welche die Städte in Frankreich noch besitzen, ungern, so ist ihm doch die Erdrückung der großen Aristokratie die Hauptsache. Überhaupt betrachtete er es als den wesentlichen Zweck seines Lebens, die monarchische Revolution zu vollenden, welche von Philipp August begonnen und von Ludwig IX. so glücklich fortgesetzt worden ist. Nach allen Richtungen hin suchte er sich und das unmittelbare Krongebiet auszudehnen. So drückte er schon im J. 1292 dem Grafen von Hainaut die Stadt Valenciennes, dem Bischof von Maguelonne die Stadt Montpellier ab.

Indem nun der ganze Bau der Monarchie vollendet werden sollte, mußten die Augen des Königs besonders auf die Fürstenthümer gerichtet sein, die noch neben dem Königthume in Frankreich bestanden. Werden sie gefallen sein, so muß die Aristokratie überhaupt leicht unter den völligen Gehorsam des Königthums gebracht werden können. Dauphiné, Provence, Burgund, Bretagne, Guienne und Flandern standen damals noch als Fürstenthümer neben dem Königthume. Am wichtigsten war ohne Zweifel Guienne, das Eduard I., dem Könige von England, gehörte. Es war für die Macht der Capetinger unumgänglich nöthig, die Engländer ganz aus Frankreich zu entfernen. So lange Guienne englisch war, hatte die französische Aristokratie immer einen Stützpunkt gegen die Capetinger. Also war natürlich, daß Philipp IV. das Werk mit Guienne zu beginnen gedachte. Mit Unruhe mochte er die Ausdehnung, welche Englands Macht eben damals zu nehmen schien, beobachten. Eduard I. hatte Schottland zu einem Lehenskönigreiche Englands gemacht; mit der Freiheit Schottlands ging den Capetingern ein Bundesgenosse gegen England verloren. Es entstanden Streitigkeiten zwischen den unmittelbaren Unter-

20) *Decrusy, Jourdan, Isambert*, Recueil général des anciennes lois françaises. III. p. 672—690. *Mignet*, Formation territorielle et politique de la France. Notices et Mémoires historiques. (Paris 1843.) II. p. 176 sq. 21) *Giov. Villani*, Istor. Fiorent. VII. p. 146.

22) Recueil général des anciennes lois françaises. III. p. 695—700. Collection du Louvre. I. p. 324.

thanen Philipp's IV. und den Unterthanen Eduard's I. in Guienne, der als Herzog dieses Landes Lehensträger der französischen Krone war. Dabei waren besonders von Bourdeaux, der Hauptstadt Guienne's, aus Getreue Philipp's IV. schwer verletzt worden. Diese schon im J. 1292 entstandenen Streitigkeiten benutzte Philipp IV., um im Nov. 1293 Eduard I. von England selbst vor das pariser Parlament zu citiren. Der König von England erschien nicht selbst, sendete aber seinen Bruder Edmond nach Paris. Philipp IV. war kein Mann des Krieges und der Waffen. Wenn er etwas durch List erreichen zu können meinte, griff er sehr gern zu diesem Mittel. Durch Maria, die Witwe Philipp's III., und seine Gemahlin Johanna von Navarra, ließ er mit Edmond einen Tractat schließen, welchem gemäß Guienne von französischen Truppen besetzt, die Schuldigen zur Bestrafung ausgeliefert werden sollen. Die Königinnen versprachen dafür, daß die Proceduren gegen Eduard I. eingestellt, daß er Guienne zurückerhalten sollte, sowie der königlichen Ehre Genüge geschehen. Philipp IV. ließ das versprechen, er versprach schlau und hinterlistig es nicht selbst[23]). Nachdem nun der König so ohne Kampf in den Besitz der festen Städte Guienne's gekommen, ließ er, jenen Tractat weiter nicht beachtend, Eduard I. vor dem Parlament wegen Nichterscheinens belangen. Der König von England erkannte nun den Betrug, sah, daß ein Parlamentsspruch auf die Einziehung des Herzogthums Guienne erfolgen sollte, und beschloß lieber gleich zu den Waffen zu greifen. Eduard I. verbündete sich mit dem Grafen von Bar, dem Herzog von Brabant, dem Erzbischof von Cöln, im Stillen auch mit Gui, dem Grafen von Flandern, einem der Lehensfürsten der französischen Krone. Selbst die Fürsten auf der pyrenäischen Halbinsel und den König der Teutschen, Adolf von Nassau, suchte er gegen Frankreich in Bewegung zu setzen. Schon im J. 1294 brach der Krieg aus und Eduard I. faßte in Guienne, wo besonders die Städte für ihn waren, wieder festen Fuß. Da nun auch Adolf von Nassau den Krieg an Philipp IV. erklärte, die Verbindung des Grafen Gui von Flandern mit England immer enger ward, so traf seinerseits der König von Frankreich ebenfalls viele Vorbereitungen zu kräftiger Abwehr der drohenden Angriffe. Er versammelte mehre weltliche und geistliche Große um sich und ließ unter ihrer Zustimmung eine schwere Auflage ausschreiben. Alle Classen Frankreichs, sowol vom weltlichen als auch vom geistlichen Stande, nur mit Ausnahme des Adels, der dem König schon Waffendienst leistete, sollte ein Funfzigtheil seiner Habe an den König zahlen[24]). Dem verdächtigen Grafen von Flandern ward geboten, seine Städte nicht ohne deren Zustimmung zu besteuern, alle Privatfehden wurden für die Zeit des Krieges streng verboten, und am 23. Oct. 1295 ein Bündniß mit John Baillol, dem Könige von Schottland, der von England abzufallen gesonnen, geschlossen. Auch die Stimmung der Menschen wollte Philipp IV. unter diesen Umständen gewinnen. Darum nahm er sich der Freiheiten der flandrischen Städte ihrem Grafen gegenüber an, darum gebot er um diese Zeit, daß die leibeigenen Bauern in Frankreich das Recht haben sollten, sich frei zu kaufen, da alle menschliche Creatur, nach dem Ebenbilde Gottes geschaffen, nach dem Gesetze der Natur eigentlich frei sein sollte.

Philipp IV. war zuerst nicht unglücklich in dem ausgebrochenen Kriege, in dem schon eine bedeutende französische Flotte an Englands Küsten erschien. Adolf von Nassau konnte Nichts gegen Frankreich thun, den Grafen Gui von Flandern hatte der König vor der Hand dadurch gefesselt, daß er sich seiner Tochter bemeistert, die als Geisel in Paris zurückgehalten ward, und Eduard I. hatte allein nichts Bedeutendes zu erreichen vermocht, da der Aufstand der Scholten ihm nicht gestattete, sehr kräftig in Frankreich aufzutreten. So waren die Sachen bis zum Anfange des J. 1296 verlaufen, als sie Veranlassung wurden, daß sich ein gewaltiger Streit zwischen Philipp IV. und Papst Bonifacius VIII. erhob, der am Ende des J. 1294 den apostolischen Stuhl bestiegen hatte. Es ist wahr, wie mehre seiner Vorgänger gethan, begünstigte der Papst zuerst das königliche Geschlecht der Capetinger. Als sich Philipp IV. mit John Baillol verbündete, löste Bonifacius VIII. diesen sofort von den Eiden, welche er dem Könige von England geschworen. Der Capetingischen Seitenlinie von Neapel wollte er die Insel Sicilien bewahren; er brachte auch König Jacob II. von Aragonien im J. 1296 zu einem Tractate, welchem gemäß die Insel Sicilien an die Anjou von Neapel zurückgegeben werden sollte. Es war nicht die Schuld des Papstes, wenn dieser Tractat doch nicht dahin führte, daß Sicilien wieder unter das Haus Anjou fiel. Der Papst wollte ferner auch einen Prinzen des Hauses Anjou auf Ungarns Thron bringen. Er kanonisirte endlich Ludwig IX. von Frankreich. Alle diese Freundschaftsbezeigungen konnten indessen von Philipp IV. dem apostolischen Stuhle nicht hoch angerechnet werden, denn es war leicht zu sehen, daß sie keineswegs alle uneigennützig waren. In den meisten war es mehr darum zu thun, die apostolische Macht zu zeigen und zu erhöhen, als das französische Königshaus gewaltig in der Welt zu machen. Philipp IV. würdigte solche Gaben des Papstthumes nicht höher und verstand sie nicht anders, als sie zu würdigen und zu verstehen waren. Der König scheint den Papst mit allen seinen Tendenzen und Entwürfen gleich von Vorn herein ziemlich vollständig gefaßt zu haben. In der That gaben auch schon die ersten Handlungen Bonifacius' VIII. zu erkennen, daß er sich das Papstthum wieder in dem Sinne Gregor's VII. und Innocenz des III. als das oberste, weltliche Herrenthum denke, unter welchem die Könige und die Fürsten als Lehensträger und Vassen des apostolischen Stuhles bestehen mochten, so lange es den Päpsten gefallen würde, so lange man die Zeit, die mittelbare Herrschaft in eine unmittelbare zu verwandeln, in Rom noch nicht für gekommen erachtete. Bei solchen Entwürfen, wie man sie in dem Papste Bonifacius VIII. gleich von Vorn herein vermuthen konnte, war es freilich für jene

23) Rymer, Acta. II. p. 620. 24) Capefigue, Histoire constitutionelle de France. IV. p. 28.

Digitized by Google

Entwürfe selbst noch nöthig, unter den Mächtigen der Erde immer Einen oder Mehre zu haben, die Freunde und Bundesgenossen waren, damit sie zur Vollziehung apostolischer Bannsprüche und Absetzungsdecrete ihren weltlichen Arm liehen. So war Frankreich früher gegen England, gegen die Hohenstaufen, gegen Aragonien benutzt worden, so sollte es weiter benutzt werden. Aber die apostolische Politik war jetzt schon etwas verbraucht, abgenutzt und bekannt. Philipp IV. wußte, daß er eine große und starke Monarchie in Frankreich begründen wollte, und ahnete, daß er auf diesem Wege den römischen Stuhl schwerlich zum Freunde und Helfer haben werde. War es doch erst wenige Jahrzehnte her, daß das mächtige Geschlecht der Hohenstaufen bei dem Entwurfe, ein Reich in Italien zu gestalten, von dem Papstthume gefaßt und vernichtet worden war. In seiner Voraussetzung täuschte sich König Philipp IV. von Frankreich nicht. Es ist mit aller Sicherheit anzunehmen, daß Papst Bonifacius VIII. den Entwurf des Königs, in Frankreich eine feste monarchische Gewalt aufzubauen, gewahrte und daß er sich entschloß, diesem Plane mit allen seinen Mitteln und Kräften entgegenzutreten. Wenn das Papstthum die Entwürfe Gregor's VII. und Innocenz' III. wieder auffaßte, wie es in der Seele Bonifacius' VIII. geschehen war, so konnte das Werden solcher großer, geschlossener Monarchien nicht geduldet werden. Denn wie sollten die Beherrscher solchee in Zukunft von dem apostolischen Stuhle übermeistert werden können? Das Papstthum mußte dahin streben, die hohe Aristokratie und die kleinen Lehensfürsten in allen Reichen zu erhalten, damit sie gegen die Könige und diese wieder nach Gelegenheit gegen jene gebraucht werden könnten. Über eine Welt von kleinen Fürsten, Herren, Städten und Gemeinden konnte das Papstthum wol hoffen dereinst noch emporzukommen. Aber wie sollte man die Erwartung fassen können, so mächtige Monarchien, wie Philipp August und Ludwig IX. sie in Frankreich begonnen, Philipp IV. sie offenbar in Frankreich jetzt vollenden wollte, dermaleinst zu übermeistern! Mit einem gewissen Schrecken mochte Bonifacius VIII. gewahren, daß seine letzten Vorgänger immer nur auf Teutschland und auf Italien geschlagen, immer nur hiee die Bildung fester und geschlossener Staaten zu hindern gesucht, dabei aber Frankreich aus den Augen gelassen, oder vielmehr aus den Augen hatten lassen müssen. Will man auch nicht sagen, daß Bonifacius VIII. gerechnet und gemeinet, daß nach dem Sturze der Hohenstaufen mit Nothwendigkeit die Capetinger an die Reihe genommen werden müßten, so ist doch sicher, daß er die weitere Mehrung der französischen Königsmacht in aller Weise zu hindern entschlossen war. Deshalb konnte nun besonders nicht geduldet werden, daß die noch übrigen Fürstenthümer von Philipp IV. verschlungen würden; es konnte um so weniger geduldet werden, je mehe die Ordonnanzen des Königs offenbarten, in welche vom Königthume abhängige Stellung er die Kirche zu setzen gedachte. Man konnte den Capetingern wol noch ein Königreich als ein Lehen des apostolischen Stuhles schenken, aber ihre unumgeschränkte Macht in Frankreich, eine Macht, welcher sich von dem Papstthume in Zukunft von keiner Seite würde beikommen lassen, wollte der Papst nicht dulden.

Das sind die Gründe, welche Bonifacius VIII. und Philipp IV. hart an einander brachten und einen Streit erzeugten, der eine allgemeine, weltgeschichtliche Bedeutung hat [25]). Es ist nicht zu verkennen, daß der Papst zuerst mit einer gewissen Vorsicht auftrat, die auch daher kommen mochte, daß er die Entwürfe des Königs noch nicht hinlänglich kannte. Schon im Februar 1295 sendete er die Bischöfe von Albano und Preneste über die Alpen, um einen Waffenstillstand zwischen Philipp IV. und Eduard I. herbeizuführen [26]). Der König von Frankreich mag auf diese erste Botschaft des Papstes ausbeugend, aber freundlich geantwortet haben, denn noch brauchte er Bonifacius VIII., der auch eben sehr eifrig arbeitete, um den König der Teutschen, Adolf von Nassau, in Ruhe gegen Frankreich zu erhalten. Indessen blieb die erste Mission des Papstes doch völlig erfolglos. Der Krieg zwischen den beiden Mächten dauerte fort und im Ganzen genommen war Philipp IV. in ihm glücklich, da er sich in Guienne immer fester setzte. Bonifacius VIII., der offenbar diesen Streit beenden wollte, weil er Philipp's IV. Macht zu vergrößern drohte, gab nun im J. 1296 seinen Legaten Befehl, den beiden Königen einen Waffenstillstand, der zum Abschluß des Friedens benutzt werden sollte, zu gebieten. Seine Sprache ist ernst, ja drohend geworden; die Excommunication soll den Theil treffen, welcher sich dem apostolischen Willen widersetzen wird [27]). Die Könige müssen wissen, daß der Papst ihr oberster Herr und Richter ist. In allen Decreten überhaupt, welche von ihm erlassen worden sind, hob Bonifacius VIII. die Herrlichkeit und Macht des apostolischen Stuhles so stark als möglich hervor. Er redete stets die Sprache eines Obern mit den Königen und Fürsten, eines Obern, der ihnen überhaupt zu gebieten hat, ohne daß selbst zwischen einer geistlichen und einer weltlichen Macht des Papstthumes unterschieden werden darf. Der Papst redete von einer solchen Unterscheidung nicht und konnte nicht davon reden, da er wollte, daß diese zwei Gewalten allmälig in eine, in die päpstliche, zusammenfließen sollten. Indessen scheinen die apostolischen Legaten, die Bischöfe von Albano und Preneste, gar nicht gewagt zu haben, dem Könige Philipp IV. den apostolischen Befehl, daß ein Waffenstillstand geschlossen werden müsse, mitzutheilen. Wenn Bonifacius VIII. in Rom neue Befehle wegen eines solchen publicirte, so kümmerte sich Niemand, am wenigsten aber der König von Frankreich darum. Es scheint den apostolischen Legaten mehrmals erklärt worden zu sein, daß rein weltliche Angelegenheiten

25) Acta inter Bonifacium VIII., Benedictum IX., Clementem V. et Philippum pulcrum ed. *Franc. Pithoeus.* 1613. Histoire du differend entre le Pape Boniface et Philippe le Bel, par *Pierre du Puy*, publié par *Jacques du Puy.* 1665. Histoire des déméles du Pape Boniface VIII. avec Philippe le Bel, par *Adrien Baillet.* 1717. 26) *Raynaldi* Annales ecclesiae a. 1295. §. 41. 27) *Raynaldi* Annales ecclesiae a. 1296. §. 18. 19.

Digitized by Google

dem Papste Nichts angingen. Die Verhältnisse gestalteten sich um diese Zeit wieder etwas ungünstiger für den König von Frankreich. Am Anfange des Sommers 1296 wurden die Schotten von Eduard I. niedergeworfen, und es war daher zu besorgen, daß der König von England bald kräftiger, wie zeither, in Frankreich werde auftreten können.

Bonifacius VIII., der noch vor kurzer Zeit dem Könige Philipp seine Feinde vom Leibe zu schaffen gesucht, schien von nun an, seitdem er Philipp IV. durchschaut, dahin zu arbeiten, daß diese Feinde Luft bekommen möchten. Die Tochter des Grafen Gui von Flandern ward noch immer in Frankreich als Geisel zurückgehalten. Der Graf wendete sich, wahrscheinlich erst dazu aufgefodert, klagend deshalb an den Papst. Es ist eine rein weltliche Angelegenheit, wenn der König von Frankreich sich von einem seiner Vassen eine Bürgschaft der Treue hat stellen lassen. Aber Bonifacius betrachtete sich auch in rein weltlichen Dingen als Herrn. Er wollte aber dem Grafen Gui von Flandern seine Tochter wieder verschaffen, damit er sich ungehindert mit Eduard I. verbünden könnte. Mit den härtesten Ausdrücken ward die Freiheit der Tochter des Grafen von Philipp IV. gefodert. Die heilige Kirche wird hierfür alle Mittel in Bewegung setzen; selbst mit der Excommunication sah sich der König bedroht, wenn er die Gräfin von Flandern nicht ledig lasse. Philipp IV. aber ließ darauf dem Papste kurz und rund erklären, daß er, der König, in weltlichen Dingen völlig unabhängig vom römischen Stuhle sei, daß die Sache des Grafen von Flandern eine rein weltliche sei, in welche der Papst nicht zu sprechen habe. Es war wider die apostolische Politik auf Untersuchungen, was weltlich und was geistlich sei, einzugehen, und Bonifacius wußte, wie heftig und wie stürmisch er auch sonst war, daß die Zeit noch nicht gekommen, wo man sich mit völliger Klarheit über den Machtumfang, den Rom sich beilegen wollte, aussprechen durfte. Er ließ daher die flandrische Sache vor der Hand liegen, hoffend, den König in diesem Augenblicke auf einer andern Seite besser fassen zu können. Philipp IV. hatte beim Ausbruche des Krieges mit England mit Zustimmung, wie es scheint, nur weniger Prälaten, die Abgabe des Funfzigsten über den französischen Klerus ausgeschrieben. Diese Steuer ward mit der größten Härte eingetrieben, ja oftmals in einen Zwanzigsten, ja einen Zehnten verwandelt. Der französische Klerus mochte sehr erbittert darüber sein, sich so eigentlich willkürlich und für einen ganz außerhalb der Kirche liegenden Zweck besteuert zu sehen. Philipp IV. hatte hier eine Verordnung Papstes Innocenz III., die alle Besteuerung der Kirche ohne ausdrückliche Erlaubniß des Stuhles in Rom hart verbot, auf das Offendarste gebrochen. Bonifacius VIII. ließ nun die Bulle „clericis laicos" erscheinen. Sie war an den Klerus im Allgemeinen gerichtet, sie redete nicht von Frankreich ausdrücklich, war aber doch offenbar zunächst für Frankreich berechnet und gegeben. Selbst des Umstandes, daß Philipp IV. sich vor der Erhebung der Kirchensteuer der Einwilligung einiger Prälaten versichert, ist darin, jedoch mit Weglassung der Namen, Erwähnung gethan. Die Bulle verbot nun bei den härtesten Strafen, selbst bei Strafe der Absetzung, dem Klerus irgend eine Steuer zu zahlen, wenn dazu nicht die Genehmigung des apostolischen Stuhles in bester Form und ausdrücklich gegeben worden. Die Bulle „clericis laicos" scheint nicht allein die Bestimmung gehabt zu haben, den König aufmerksam zu machen auf die Macht des Papstes; sie soll auch allen denen, welche sich in Frankreich von Philipp IV. gedrückt fühlen, die Aussicht auf eine Bundesgenossenschaft des Papstes eröffnen. Bald wird auch Bonifacius VIII. diese Bundesgenossenschaft allen denen, welche sie etwa werden nehmen wollen, noch viel deutlicher sehen lassen.

Beinahe zu derselben Zeit, wo diese Bulle, deren Datum nicht mit Genauigkeit zu ermitteln ist, hat Philipp IV. einen Schritt gethan, welchen der Papst auf sich beziehen mußte, und der auch wol zunächst auf ihn berechnet war. Am 17. Aug. 1296 hatte der König eine sehr allgemein lautende Verordnung erlassen, durch welche das Ausführen alles gemünzten oder ungemünzten Goldes und Silbers, der Pretiosen, der Waffen, der Pferde aus Frankreich verboten ward. Daß nun Philipp IV. mit diesem Befehle besonders die Absicht gehabt hat, dem apostolischen Stuhle seine reichen Einkünfte aus Frankreich abzuschneiden, ist sehr wahrscheinlich. Bonifacius VIII. antwortete am 5. Oct. 1296 darauf mit einem ernsten, drohenden Schreiben, in dem er annimmt, daß der königliche Befehl eine Antwort auf die Bulle „clericis laicos" sei. Philipp IV. wird deutlich auf die Macht der Kirche, die wol durch andere Mächte Mittel finden werde, ihn zu stürzen, auf die Unzufriedenheit der Menschen mit seiner Herrschaft, auf die durch jenes Verbot verletzte Freiheit Aller, besonders aber der Kirche aufmerksam gemacht. Aber wenn der König sich fügt, wird der Papst ein gnädiger Herr sein und bewilligen, daß die Kirche besteuert werde. Hierauf ist von Philipp IV. eine äußerst heftige Eingabe an den Papst gemacht worden, welche die innersten Gesinnungen des Königs und seiner Umgebungen über das Verhältniß zwischen Kirche und Staat darzulegen scheint. Die Kirche besteht keineswegs nur aus den Priestern, sie besteht aus den Laien und den Priestern. Die Priester haben die Freiheiten und Rechte, welche sie besitzen, unter Bewilligung des Staates und mit der Bedingung nur empfangen, daß der Staat, dem stets die höhere Autorität bleibt, durch ihre Ausübung nicht geschädigt werden darf. Warum sollten die Priester nicht ohne Erlaubniß des Papstes zu den Staatsbedürfnissen beitragen? Gestattet man ihnen doch das Geld ohne Weiteres an ihre Beischläferinnen, an Possenreißer, an Pferde und Hunde zu verschleudern. Der König ist in Allem, was er gethan, in vollem Rechte gewesen und der Papst sollte nach diesen Dingen gar nicht fragen wollen[28]). So sind in dem Streite schon die höchsten Fragen über das Verhältniß zwischen Staat und Kirche berührt worden. Zwei äußerste Ansichten, von denen die eine die Kirche dem Staate, die andere der Kirche den

28) Preuves du differend. p. 21.

Digitized by Google

Staat unterordnet, zwei Eisenköpfe treten sich einander scharf entgegen. Philipp IV. zeigt sich uns schon als ein Mann, der an die Ausführung seiner politischen Entwürfe Alles zu setzen entschlossen ist. Er wird nicht vor dem Papstthume, nicht vor den noch herrschenden Ansichten der Zeit zurücktreten.

Unterdessen erlitt der Kampf zwischen der weltlichen und der geistlichen Macht eine kurze Unterbrechung. Bonifacius VIII. gerieth in einen Streit mit zwei Cardinälen aus dem Hause Colonna, wie mit diesem ganzen mächtigen Geschlechte, und sprach die Excommunication über die Cardinäle Peter und Jacob Colonna aus. Die Colonna aber leugneten darauf die Rechtmäßigkeit des Papstes. Sie behaupteten, Clemens V., nach dessen Abdankung Bonifacius VIII. sich das Papstthum zu verschaffen gewußt, habe weder das Recht, noch auch die Absicht abzudanken gehabt. Der Papst ließ nun sogar das Kreuz gegen die Colonna predigen und sah sich mit ihnen und ihrem nicht unbedeutenden Anhange in Italien in einen förmlichen Krieg verwickelt [29]). Jetzt ist keine Zeit, den Streit mit dem mächtigen Könige von Frankreich weiter zu treiben. Es könnte am Ende Frankreichs Hilfe gegen die Colonna und zur Befestigung des apostolischen Stuhles nothwendig sein. Darum scheute Bonifacius VIII. einen harten Widerspruch mit sich selber nicht. Eine päpstliche Bulle (31. Juli des J. 1297) erklärte, daß die Könige von Frankreich in Zukunft das Recht haben sollten, ihre Kirche auch ohne Genehmigung des apostolischen Stuhles zu besteuern, sowie eine Nothwendigkeit dazu vorhanden, und der König oder die Reichsstände selbst allein das Urtheil darüber haben, ob eine solche Nothwendigkeit vorhanden sei. Bonifacius VIII. hat also, das wird durch diese zweite Bulle völlig klar, gleich von Vorn herein nicht den Glauben gehabt, daß das Kirchengut ein unantastbares Heiligthum sei. Er hat die Bulle „clericis laicos“ aus ganz andern Gründen und um Philipp IV. Verlegenheit, Noth und Gefahr zu bereiten, erlassen [30]). Der König von Frankreich aber konnte die Gunst, welche der Papst ihm so werden ließ, wiederum nicht hoch anschlagen, denn der Zusammenhang des Ganzen lag mit zu großer Deutlichkeit da. Es waren die Colonna, welche den gewaltthätigen Papst etwas in Schrecken gesetzt hatten. Diese waren in ihrer Kühnheit soweit gegangen, alle Handlungen Bonifacius' VIII. für null und nichtig zu erklären, da er ein falscher Papst sei. Sie hatten an ein ökumenisches Concil von den Sprüchen dieses falschen Papstes appellirt, die Könige von Frankreich und von England eingeladen, sie zu unterstützen. Bonifacius VIII. begnügte sich, damit Philipp IV. nicht etwa die Partei der Colonna ergreifen möchte, nicht mit dem, was er schon gethan. Er überließ dem Könige auch noch die Zehnten der französischen Kirche auf drei Jahre, er eröffnete ihm die Aussicht auf das teutsche Kaiserthum für seinen Bruder Karl von Valois.

Ohne daß der eine oder der andere Theil seine Entwürfe aufgegeben, rastete doch der Streit zwischen Bonifacius VIII. und Philipp IV. eine geraume Zeit, aber ein um desto heftigerer Ausbruch mußte über kurz oder über lang erfolgen. Schon im Anfange des J. 1297 war der Graf Gui von Flandern offen von dem Könige von Frankreich abgefallen und hatte sich auf das Engste mit Eduard I. verbündet, der einen großen Bund vieler weltlicher und geistlicher Herren gegen Frankreich geschlossen, unter denen Savoyen, Brabant, Geldern, Bar, Lüttich, Utrecht und Cöln die bedeutendsten. Aber der Bund zeigte sich um desto schwächer und unbeholfener, je größer er war. Philipp IV. hatte sich im Laufe des J. 1297 in den größten und bedeutendsten Städten Flanderns festgesetzt, wo er die Rolle eines Beschützers der Freiheiten, die er in Frankreich heftig unterdrückte, übernahm. Vergebens war Eduard I. einige Zeit selbst auf dem Festlande gewesen, um den Krieg gegen Frankreich zu beleben. Der Aufstand des William Wallace rief ihn schon im Anfange des J. 1298 nach England zurück. Philipp IV. hatte nun viel erreicht; er befand sich in dem Besitze des größten Theiles von Guienne und des größten Theiles von Flandern. Wieder zwei von den Lehensfürstenthümern der Krone standen auf dem Punkte zu verschwinden, und eine gewaltige Steigerung der königlichen Macht mußte davon die nothwendige Folge sein. Nicht ohne Besorgnisse hatte Bonifacius VIII. auf diesen Gang der Dinge gesehen und daher immerfort auf einen Waffenstillstand hingearbeitet, auch die Entscheidung dieses Streites nach Rom zu ziehen gesucht. Es ist dem Papste endlich gelungen, die beiden Könige zu bewegen, ihm das Schiedsrichteramt aufzutragen; nur als Schiedsrichter, nicht als Papst darf Bonifacius VIII. sprechen. So hatte Philipp IV. es sich ausdrücklich ausbedungen. Der König muß im Voraus gewußt haben, daß der schiedsrichterliche Spruch nicht völlig zu seinen Ungunsten ausfallen würde. In der That entschied Bonifacius VIII. am 30. Juni 1298, daß Margaretha, die Schwester Philipp's IV., mit Eduard I. von England, Isabella, die Tochter Philipp's IV., mit dem Prinzen Eduard von England vermählt werden, ein Theil von Guienne aber, der noch näher zu bestimmen, an Englands König als französisches Lehen zurückgegeben werden solle [31]). Es ist sehr unwahrscheinlich, daß in dem schiedsrichterlichen Spruche gar Nichts über Flandern bestimmt worden. Auf Flandern kam, wie man später siehet, dem Papste sehr viel an, Flandern wollte er um keinen Preis in die Hände Philipp's IV. fallen lassen. Aber in den Actenstücken, wie sie jetzt vorliegen, fehlt in der That jede Erwähnung Flanderns. Der Papst hat dem König, wenn auch nicht Alles, aber doch viel zugestanden, denn einen Theil von Guienne soll er behalten dürfen. Bonifacius hatte seine Gründe, den König zu schonen und seinen Papstgedanken ein Opfer zu bringen. Die Colonna, in Italien besiegt, waren hie und dorthin, einige aber nach Frankreich geflüchtet. Der Papst wollte verhindern, daß Philipp IV. nicht die bedenkliche Sache der Colonna, die

29) *Sismonde de Sismondi*, Histoire des républiques italiennes du moyen âge. IV. p. 131 — 135. 30) Preuves du différend p. 39. *Raynaldi* Annales ecclesiae a. 1297. §. 49. 50.

31) *Rymer*, Acta. II. p. 823.

von so gefährlichen Dingen gesprochen, ergriffe. Der König von Frankreich nahm nun, wie auch Eduard I., den schiedsrichterlichen Spruch des Papstes, soweit er England betraf, an. Die von dem Papste vorgeschlagenen Ehen werden vollzogen, die nähere Bestimmung aber, welche über die Theilung Guienne's getroffen werden sollte, kam nicht zu Stande, und Philipp IV. blieb, da er den größten Theil dieses Landes erobert, in offendarem Vortheil. Der König hat den Papst benutzt, und die vortheilhafte Ausgleichung mit Eduard I. mehr wegen Englands als wegen des Papstes Macht einem längern Kampfe vorgezogen. Kein Grundsatz, kein Entwurf ist dem Papstthume gegenüber aufgegeben worden; der König mußte sich dadurch gehoben und ermuthigt fühlen, daß er den Papst hat zurücktreten sehen. Besser als Philipp IV., seine Plane und seine Mittel von dem Papste durchschaut und gewürdigt werden, übersah der König, oder doch seine Rathgeber, die Plane und Absichten des Papstes, wie die Mittel, die demselben zu Gebote standen. Entweder hatte sich Bonifacius VIII. über Flandern in dem schiedsrichterlichen Spruche, der erwähnt worden, gar nicht ausgesprochen, oder er hatte es in einer Weise gethan, welche den Entwürfen Philipp's IV. nicht entsprach. Dieser hatte die flandrische Sache ruhen lassen, bis er sich mit England gesetzt. Dann säumte er nicht länger. Graf Gui ward in Gent eingeschlossen. Karl von Valois bewog ihn durch das feierliche Versprechen, daß ihm werde verziehen werden, daß er sein Land behalten solle, wenn er sich vor seinem königlichen Herrn demüthige zu einer förmlichen Unterwerfung. Der Graf übergab sich, seine Söhne, seine Festungen, seine Waffen, durch dieses Versprechen bewogen. Aber sowie er Alles gegeben, was er zu geben hatte, war von dem Versprechen keine Rede mehr. Gui ward gefangen nach Paris geführt und sein Land ohne Weiteres von der Krone in Besitz genommen (1300). Flandern nahm die französische Herrschaft zuerst nicht ohne Freude auf, denn Philipp IV. hatte sich, hier den Schein eines Beschützers städtischer Freiheiten annehmend, eine starke Partei zu schaffen gewußt.

Sicher legte der Papst diesem Vorgange sogleich eine sehr große Wichtigkeit bei. Die Einziehung der großen, wichtigen und reichen Grafschaft Flandern, die an innerer Bedeutung manchem Königreiche gleichkam, steigerte ja die Macht Frankreichs ungemein. Wenn der Graf von Flandern zusammengebrochen, wie sollen die andern Fürsten, die noch geblieben, auf Sicherheit zählen können! Indessen wollte der Papst doch einen Streit mit Philipp IV. vermeiden, wenn es möglich sei. Zuerst wollte er den Capetingern zeigen, daß sie zu Macht und Ansehen, aber freilich nur zu solcher Macht, die vom Papstthume ausgegangen, die unter demselben steht, die gleichsam der weltliche Arm desselben sei, durch die heilige Kirche gelangen könnten, wenn sie sich als gehorsame Söhne erwiesen. Er wollte erst und bevor er von Neuem in der flandrischen Sache aufträte, sehen, ob die Capetinger nicht eine solche geliehene, auf Zeit geborgte und darum freilich etwas armselige Macht der Gefahr eines Kampfes mit dem Papstthume vorziehen würden. Bonifacius VIII. befand sich eben auf dem Höhepunkte seiner Papstgedanken. Er hatte das Jubeljahr nach Rom ausgeschrieben. Am ersten Tage der Eröffnung desselben erschien er im päpstlichen, am zweiten im kaiserlichen Gewand. Das Papstkaiserthum war gewissermaßen in Rom hierdurch proclamirt worden. Die Menge der Gläubigen, die zum Jubeljahre nach Rom geströmt, um den apostolischen Segen und Ablaß zu empfangen, mochte den Papst mit den stolzesten Erwartungen und Gedanken erfüllen. Im Herbste des J. 1300 lud er nun den Bruder Philipp's IV., Karl von Valois, nach Italien, indem er ihm die glänzendsten Hoffnungen und Aussichten erregte. Karl sollte Feldhauptmann der heiligen Kirche, Pacificator von Tuscien, apostolischer Vicar Italiens werden, ja auf die Krone von Teutschland, wo Albrecht von Österreich, vor dem im J. 1298 Adolf von Nassau zu Grunde gegangen, vom Bonifacius als König der Teutschen nicht anerkannt, auf das Reich von Constantinopel ward ihm Erwartung erregt und Aussicht eröffnet. Diese Anerbietungen sind offenbar gleichsam eine Anfrage an die Capetinger, ob sie sich zum weltlichen Arme des Papstkaiserthums machen, ob sie neue Reiche als apostolische Lehensträger und Diener annehmen wollten. Die Capetinger aber sind gewohnt, die Päpste zu benutzen, wenn diese sie zu benutzen gedachten. Karl von Valois nahm in Übereinstimmung mit Philipp IV. die päpstliche Einladung an, und zog im J. 1301 mit einem Haufen Franzosen nach Italien ab. Bonifacius VIII. ernannte ihn auch am 3. Sept. 1301 zum Feldhauptmann des apostolischen Stuhles. Noch ein, noch zwei Reiche könnte der Papst wol den Capetingern als Lehen des apostolischen Stuhles schenken, aber daß in Frankreich selbst eine Königsmacht, die sich nur auf sich selber stellen will, die sich dem Papstkaiserthum keck entgegensetzt, entstehe, das konnte und wollte Bonifacius VIII. nicht dulden.

Schon im J. 1300 sind unterdessen wieder Streitigkeiten zwischen dem König und dem Papst ausgebrochen. Philipp IV. hat die Rechte und Freiheiten der französischen Kirche abermals nicht geachtet. Der Rechtsgelehrte Nogaret, einer der Hauptrathgeber Philipp's IV., war in Rom mit dem Papste hierüber in Unterhandlung, und böse Worte fielen von beiden Seiten; der Papst klagte über Bedrückung der Kirche in Frankreich durch den König und über die Verletzung der Kirchenfreiheit, des Königs Abgeordneter klagte über die Eingriffe der Kirche in den Kreis der weltlichen Macht. Schroff entgegengesetzte Principien konnten sich nicht vereinigen. Der Papst aber glaubte eilen zu müssen, damit der König nicht noch festern Fuß in Flandern fasse. Er sandte im J. 1301 Bernard de Saisset, Bischof von Pamiers und zugleich weltlichen Herrn dieser Stadt, an den König mit dem Gebot, den Grafen von Flandern sogleich frei und ledig zu lassen und einen Kreuzzug anzutreten. Es verstand sich dabei von selbst, daß auch die Grafschaft Flandern wieder herausgegeben werden sollte. Bernard de Saisset mußte wegen früherer Vorgänge eine dem Könige höchst verhaßte Person sein. Daß Bonifacius VIII. grade einen solchen Boten wählte, scheint auf seinen Entschluß, einen Streit

mit Philipp IV. hervorzurufen, zu deuten. Der Papst konnte sich ja wohl denken, daß Philipp IV. die Grafschaft Flandern nicht gleich auf einige Drohworte herausgeben würde. Er wollte daher einen Streit, um Noth und Verlegenheit über den König zu bringen, duech die er nachzugeben genöthigt werde. Es rechnete der Papst dabei auf die weltlichen, auf die geistlichen Großen Frankreichs, auf die Franzosen überhaupt, die von Philipp IV. so mannichfach gemishandelt wurden. Er meinte ebenso leicht wie es seinen Vorgängern vor wenigen Jahrzehnten gewesen, die Hohenstaufen zu stürzen, müßte es auch ihm sein, die Capetinger, wenn sie sich nicht fügen wollten, zu veenichten. Philipp ging, wie es scheint, auf die Anforderung, die wegen des Grafen von Flandern an ihn gestellt ward, gar nicht ein, indem er sie mit seiner gewöhnlichen Auskunft, daß weltliche Sachen dem apostolischen Stuhle Nichts angingen, abwies, dem Bischof aber befahl er, sich in seine Diöcese zu verfügen. Kurze Zeit nur weilt Bernard de Saisset dort, denn bald ließ der König ihn ergreifen. Es ward behauptet, daß der Bischof von Pamiers auf Unzufriedenheit, ja auf Empörung gegen Philipp IV. hingearbeitet, ihn einen Falschmünzer genannt, selbst darauf aufmerksam gemacht habe, daß die Capetinger gar nicht aus dem echten Stamme Karl's des Großen entsprossen wären [32]). Über Grund oder Ungrund dieser Dinge läßt sich mit voller Sicherheit allerdings gar nicht sprechen. Erwägt man aber, wie im Mittelalter der römische Stuhl in ähnlichen Fällen zu verfahren pflegte, so ist es keineswegs unwahrscheinlich, daß Bernard de Saisset im geheimen Auftrag des Papstes versucht, ob die Unzufriedenheit, welche in Frankreich mit Philipp's IV. Art und Weise vorhanden sein mußte, sich zu einer revolutionairen Bewegung, durch welche die Capetinger unter den Gehorsam des apostolischen Stuhles gezwungen, im Notdfall gestürzt werden könnten, gestalten ließe. Auch beruheten die Beschuldigungen gegen den Bischof von Pamiers nicht auf einer bloßen Behauptung des Königs oder seiner Räthe; sie waren das Eegebniß einer Untersuchung, an welcher selbst andere Bischöfe Theil genommen. Philipp IV. sandte nun seinen Siegelbewahrer, Peter Flotte, nach Rom, um die Bestrafung des Bischofs von Pamiers zu verlangen, da er einen apostolischen Legaten doch nicht aus eigener Machtfülle zu verurtheilen wagte. Dieser Schritt sollte, wie es scheint, dem Papste zu erkennen geben, daß der König in Frankreich fest stehe, daß er auf Alles gerüstet sei. Bonifacius VIII. aber hielt den Aufbau der französischen Monarchie nicht für soweit vorgeschritten, wie er es in der That war, und meinte, daß er noch erschüttert, vielleicht zerbrochen werden könnte, wenn es um der apostolischen Entwürfe halber einmal sein müßte. An der Keckheit, mit welcher Philipp IV. von dem Papste die härteste Bestrafung eines apostolischen Legaten für Dinge, die er im Interesse und wahrscheinlich auch im geheimen Auftrage des römischen Stuhles gethan, begehrte, erkannte Bonifacius VIII. seinen Mann. Nicht mit kleinen Dingen wird der Muth Philipp's IV. zu erschüttern und zu brechen sein, nicht ohne einen harten Kampf, vielleicht nicht ohne einen Kampf auf Leben und Tod wird der König von Frankreich zu besiegen sein. Bonifacius VIII. weiß, daß große Entwürfe einen großen Muth und ein kühnes Wagen begehren. Er ist entschlossen, alle Furcht, die er für seine eigene Person hegen könnte, bei Seite zu setzen. Die Colonna, ihre Behauptungen über die Art und Weise, in der er zum apostolischen Stuhle gelangt, ihre Berufung auf eine ökumenische Synode sollen ihn nicht mehr schrecken. Es gilt die Papstgedanken Gregor's VII. und Innocenz' III., die künftige Möglichkeit ihrer Ausführung gegen den Geist der freien und selbständigen Monarchie zu retten. Der Papst meinte dabei, offenbar kaum um etwas schwerer, als es seinen Vorgängern gewesen, die Hohenstaufen zu brechen, müßte es ihm sein, die Capetinger zu vernichten, die den Kreis, welche das Pontificat Roms um sie beschrieben, kühn überschreiten wollen. In den Monaten November und December des J. 1301 war der Papst in einer großen Thätigkeit und berritete seine Schläge vor. Er trat in einer Weise auf, welche es unmöglich macht, zu verkennen, daß er Alles im Voraus berechnet hatte. Zuerst gebot er, den Bischof von Pamiers auf der Stelle frei nach Rom, wo seine Sache untersucht werden sollte, ziehen zu lassen. Darauf widerrief eine apostolische Bulle alle Freiheiten, Gnaden und Privilegien, welche vom römischen Stuhle dem Könige bewilligt worden. Namentlich sollte die französische Kirche ohne ausdrückliche Erlaubniß demselben Nichts weiter zahlen, eine zweite und dritte Bulle berief auf den 1. Nov. 1302 die Bischöfe, Prälaten und Doctoren Frankreichs auf eine Synode nach Rom. Die schreienden Ungerechtigkeiten und Gewaltsamkeiten Philipp's IV. und seiner Räthe gegen den weltlichen und geistlichen Stand in Frankreich sollten untersucht, eine Reform des französischen Reiches vorgenommen werden [33]).

Offenbar gedachte Boisacius VIII., seinem Vorgänger Innocenz III. nachzuahmen. Wie der auf der Synode von Lyon den Hohenstaufen, Kaiser Friedrich II., gestürzt, so wollte er, wenn der König sich nicht fügte, Philipp IV. auf der Synode von Rom niederwerfen. An diesen Fürsten selbst richtete sich die bekannte Bulle: Ausculta fili. In dem härtesten Tone ward dem Könige hier seine ganze Weise vorgeworfen. Der apostolische Stuhl, war gesagt, würde sich eines Frevels schuldig machen, wenn er länger diesem höllischen Treiben zusehen wollte, deshalb ee, der Papst, sich entschlossen, das französische Reich zu reformiren. Bonifacius VIII. ist dabei so unvorsichtig, dem König es ziemlich deutlich vorauszusagen, was ihm bevorsteht. Das Schicksal der Hohenstaufen steht ihm bevor, wenn er nicht alle Tendenzen seiner Regierung aufgibt, wenn er sich der Kirche nicht auf das Demüthigste unterordnet, wenn er aus einem freien Könige sich nicht zum Werkzeuge des apostolischen Stuhles macht. Boni-

32) Preuves du differend. p. 627. 633. 640. Gesta in captura *Bernardi Sayet*. *Martène* et *Durand* Thesaur. nov. Anecdot. I. p. 1319 etc.

33) Preuves du differend. p. 48 — 52. *Raynaldi* Annales ecclesiae a. 1301. §. 28. 29. 30.

facius VIII. meinte nicht, daß er in seinem Reden, da nun einmal der Kampf unvermeidlich zu sein schien, eben noch große Vorsicht und Zurückhaltung anzuwenden nöthig habe. Er glaubte mit Sicherheit annehmen zu können, daß die Unzufriedenheit mit Philipp's IV. Art und Weise unter den Franzosen so hoch gestiegen, daß er nur hervorzutreten brauche, um sogleich Bundesgenossen zu finden, die fertig und bereit, schon um ihres eigenen Vortheils willen, wären, jedem päpstlichen Spruch, der gegen den König fallen könnte, alsbald Vollziehung und Verwirklichung zu verschaffen. Die Schreiben, die Bullen, die Schritte des Papstes alle sind offenbar darauf berechnet, eine Bewegung der verschiedenen Stände Frankreichs gegen Philipp IV. hervorzurufen. Zwei Dinge waren es, welche der Papst dabei nicht erwog, als er diesen Streit begann. Zuerst war die Monarchie in Frankreich schon viel zu weit vorgedrungen, um leicht vernichtet werden zu können, zweitens hatte sich unter den Franzosen bereits ein starkes und kräftiges Nationalgefühl gestaltet. Philipp IV. aber zeigt sich uns von nun an als der Mann einer, wenn es sein muß, furchtbaren Energie, der dabei auch seine Maßregeln richtig zu berechnen versteht. Die Unvorsichtigkeiten, welche der Papst begangen, wußte er trefflich zu benutzen. Zuerst ließ er den Bischof von Pamiers ledig, um dem Papste da nachzugeben, wo nach den Vorstellungen der Zeit über die Unverletzlichkeit klerikalischer Personen das Recht auf seiner Seite war. Dann erklärte er in Gegenwart seines ganzen Hofes, daß er unwürdig sein würde, König von Frankreich zu heißen, wenn er die Grundsätze annehme, die Bonifacius VIII. aufgestellt. Derselbe war so unvorsichtig gewesen, in der Bulle: Ausculta fili, die Hoheit des römischen Stuhles über alle weltliche Reiche in der härtesten, bestimmtesten und sehr unapostolischen Weise auszusprechen. Ja es soll der König die Bulle des Papstes feierlich haben verbrennen lassen. Man könnte das für eine dem Papste gegebene Warnung, die Sache nicht weiter zu treiben, ansehen. Dann berief er auf den 10. April 1302 die Generalstaaten. Bonifacius VIII. sollte sehen, daß der König sich auf die Nation stützen könne, und hierdurch noch eine Warnung erhalten. Der Kanzler Peter Flotte legte nun dieser Versammlung der Generalstaaten die Bullen des Papstes vor und entwickelte, welche Grundsätze in ihnen lägen; ihnen zufolge sei nicht der König Herr in Frankreich, nicht die weltlichen, nicht die geistlichen Großen des Reiches hätten nun mehr etwas zu bedeuten. Der König ließ fragen, wer denn nun eigentlich Herr in Frankreich sei, ob er, ob der Papst. Einmüthig erhoben die Abgeordneten vom Adel und vom dritten Stande sich gegen die weltlichen Anmaßungen des römischen Stuhles. Mit viel geringerem Eifer that es der Klerus, der sich immer nach Rom und zur Kirchengewalt gezogen fühlte. Adel und dritter Stand schrieben bittere Briefe über den Papst an das Collegium der Cardinäle. Der Adel sagte in seinem Schreiben schon, daß Bonifacius VIII. der Antichrist zu sein scheine; Frankreich, versicherte der Adel den Cardinälen, will nicht durch den Papst und seine Synode reformirt sein, es erwartet Reformen, wo und wann sie nöthig, nur von seinem König. Die Cardinäle werden sogar aufgefodert, den Papst zu bestrafen, weil er die Welt in Verwirrung setze. Der dritte Stand scheint sich noch schärferer und bitterer Ausdrücke über den Papst in dem Schreiben, welches er an die Cardinäle erläßt, bedient zu haben. Die nationalen Gefühle sprechen sich auf das Bestimmteste für die Unabhängigkeit des Reiches und des Königthums aus. Auch der französische Klerus ließ ein Schreiben an die römischen Cardinäle abgehen. Auch er nannte es eine unerhörte Anmaßung, wenn Bonifacius VIII. behaupte, daß Frankreich und sein König dem apostolischen Stuhle auch in weltlichen Dingen unterworfen sei. Nur sehr kurze Zeit scheint die Versammlung der Generalstaaten beisammen gewesen zu sein.

Es gehörte in der That viel dazu, mit der Festigkeit aufzutreten, welche Philipp IV. behauptete. Seine Lage war keineswegs gesichert. Der Klerus hatte einen unverkennbaren Zug nach Rom hin, unter dem Adel, in dem Volke war Unzufriedenheit mit dem Königthume in nicht geringem Maße vorhanden. Wenn der Papst die angekündete Reformationssynode, deren Besuch dem französischen Klerus freilich sogleich verboten worden, zu Stande brachte, wenn dort ein Absetzungsdecret gegen ihn erfolgte, wer verbürgte, daß dieselbe Aristokratie, welche sich jetzt so stark gegen das Papstthum erklärt, nicht, von dem Reize der alten Unabhängigkeit und Freiheit ergriffen, sich zu Bundesgenossen des Papstes machen würde! Was der König zu fürchten hatte, das erwartete der Papst und glaubte, daß es ihm nicht fehlen könnte, sowie er gegen den König auftreten würde. Schon im Monat März 1302 hatte sich Brügge, darauf alle Städte in Flandern gegen die drückende Herrschaft Philipp's IV. erhoben. Das königliche Heer war in der Schlacht bei Courtrai von den Flandern am 21. Juli 1302 geschlagen worden. Auch Eduard I. hatte angefangen, sich in Bewegung zu setzen. Darum unter anscheinend so günstigen Aussichten glaubte Bonifacius VIII. fest an dem, was er einmal ergriffen und beschlossen, halten zu müssen. Nicht das Mindeste gab er von seiner Behauptung, daß alle weltliche Macht dem apostolischen Stuhle auch in weltlichen Dingen unterworfen sei, nach; ja er nannte es Ketzerei, wenn Jemand das Gegentheil zu behaupten sich erfreche. Nur das leugnete er, daß er das französische Reich, wie von Philipp IV. und seinen Rathgebern auf den Generalstaaten von 1302 behauptet worden, als ein eigentliches Lehn des apostolischen Stuhles erklärt habe. War alle weltliche Macht dem apostolischen Stuhle auch in weltlichen Dingen unterworfen, so kam freilich auch gar Nichts mehr darauf an, ob man sich die Unterordnung Frankreichs unter den apostolischen Stuhl als einen Lehenszusammenhang dachte oder nicht. In diesem Sinne ließ Bonifacius durch seine Cardinäle an den Adel schreiben, in diesem Sinne richtete er sich selbst an den französischen Klerus. In dem Schreiben des Papstes findet sich wieder die alte Unvorsichtigkeit. Ziemlich deutlich sagt er es voraus, daß er Philipp IV. seines Thrones entsetzen werde. Die Hauptsache aber war dem Papste, die Reformationssynode zu Stande zu bringen. Daher ein verschärfter Befehl an den fran-

Digitized by Google

zösischen Klerus sich rechtzeitig in Rom einzufinden. In der That gehorchten dem Papste vier Erzbischöfe und 35 Bischöfe; mehr als die Hälfte des hohen französischen Klerus überhaupt fand sich in Rom ein. Der Papst konnte die Reformationssynode wirklich eröffnen. Er weihte sie gewissermaßen mit der bekannten Bulle „Unam sanctam ecclesiam" ein, die es für manichäische Ketzerei erklärt, wenn Jemand glauben wollte, daß es zwei Gewalten, eine geistliche und eine weltliche, und nicht nur eine einige und untheilbare, die Gewalt des apostolischen Stuhles, auf Erden gäbe. An demselben Tage, wo diese Bulle erschien, sprach der Papst die Excommunication über Alle aus, welche die Prälaten an der Reise zu der Synode, die nach Rom ausgeschrieben worden, hindern würden. Philipp IV. that das eben nach allen seinen Kräften, und befand sich daher schon von jetzt an unter dem Banne der Kirche, wenn er auch noch nicht ausdrücklich genannt war.

An eine Ausgleichung zwischen den beiden eisernen Köpfen, Bonifacius VIII. und Philipp IV., war nun wol kaum noch zu denken. Sie konnten wol noch mit einander verhandeln, wie es denn auch geschehen. Aber es mußte vergeblich bleiben, denn auszugleichen gab es unter ihnen Nichts. Bonifacius wollte dem Papstthume die ganze, volle Gewalt über das Leben, über dessen geistlichen und dessen weltlichen Theil gewinnen, Philipp IV. die Unabhängigkeit seiner königlichen Würde und Frankreichs behaupten. Das hatte sie in den Streit gebracht und Nichts weiter. Wenn der Papst auf der einen Seite von den Sünden des Königs redete, die er als apostolischer Vater züchtigen müsse, wenn Philipp IV. auf der andern von der Ketzerei des Papstes redete, so bedeutete das hier Nichts und dort Nichts. Während nun Bonifacius VIII. seinen Angeiff bereitete, war auch der König nicht müßig. Die ganze ungeheure Gefahr, welche ihm und dem ganzen Geschlechte der Capetinger drohete, wol erkennend, schloß er mit den Flandern einen Waffenstillstand, mit Eduard I. einen Frieden, in dem er Guienne zurückgab. Flandern und Guienne konnten später gewonnen werden. Jetzt kam es darauf an, die Unabhängigkeit des Reiches dem Papstthume gegenüber zu retten. Es galt die Stimmung der Menschen zu gewinnen, den Klerus, welcher sehr bereit war, sich an den apostolischen Stuhl anzuschließen, sowie er es nur könnte, niederzuhalten, Geldmittel und militairische Kräfte beisammen zu haben, damit jeder Aufstand, der etwa von Rom her aufgeregt würde, schnell niedergedrückt werden könnte. In der ersten Hinsicht erließ Philipp IV. die große Reformordonnanz vom 23. März 1303. Allen Ständen des Reiches, auch dem getreuen Klerus, werden alte Freiheiten, Rechte und Privilegien neu bestätigt. Der König wird allenthalben für gute Administration und strenges Recht sorgen, keiner Afterleben, keiner Gerichtsbarkeiten des Adels sich mehr bemeistern, die alten Gewohnheiten in den Städten beschirmen. In derselben Hinsicht werden die Umgriffe der Inquisition zu Toulouse eingeschränkt. Nicht mehr die Inquisition, von der die Menschen bis jetzt mit der grausamsten Willkür gepeinigt worden, nur die königlichen Beamten haben noch das Recht auf Antrag der Inquisition Verhaftungen vorzunehmen, wozu der Bischof seine Einwilligung zu geben hat. Vielen Leibeigenen wird die Freiheit verkauft, mehre Bürgerliche werden in den Adelsstand erhoben. In der zweiten Hinsicht gebietet die königliche Ordonnanz vom 18. Oct. 1302, die Güter aller derer zu ergreifen, welche auf des Papstes Gebot nach Rom gegangen. Nochmals wird sogar die Todesstrafe darauf gesetzt. In der dritten gebietet Philipp IV. (23. Aug. 1302), daß Jedermann die Hälfte seiner goldenen und silbernen Geräthe an die königlichen Beamten abliefern soll. Es wird dabei das gewöhnliche Versprechen gegeben, daß man den vollen Werth in königlicher Münze zurückempfangen werde [34]). Der König ließ aber ganz schlechtes, sehr geringhaltiges Geld prägen, bezahlte damit und zog so einen bedeutenden Nutzen. Der Adel wird zu den Waffen entboten, der König bildet sich in den Sergens eine Art Polizei, die auf allen Punkten des Reiches gegen Aufstand und Empörung wacht, die Franzosen unter Karl von Valois werden aus Italien zurückberufen.

So gerüstet erwartete der König die weitern Angriffe des Papstes, beschloß aber zugleich, der Papst möge zu einem Mittel greifen, wie er wolle, es im Voraus unschädlich zu machen. Für den Ausgang des J. 1302 waren die Erzbischöfe, die treu geblieben, und die Höchsten vom Adel nach Paris zusammenberufen. Wilhelm von Nogaret trat hier als Ankläger des Papstes auf. Bonifacius VIII., sagte er, sei ein falscher, unechter Papst, der auf dem übelsten Wege zum Besitze des apostolischen Stuhles gelangt. Der König sei verpflichtet, ein allgemeines Concil zu erwirken, das diesen falschen Papst richten müsse; der Person dieses angeblichen Papstes habe man sich sofort zu bemeistern. Ein Schreiben dieser Versammlung mit der Benachrichtigung, daß dieser von dem Könige vorgeschlagene Weg gegangen werden würde, ging zur Warnung an die Cardinäle nach Rom ab [35]). Es ist ein Hauptschlag, den man so gemacht. Bonifacius VIII. kann nun als Haupt der Kirche alle Maßregeln gegen Philipp IV. ergreifen. Sie sind im Voraus geschwächt, halb vernichtet. Man hat dieses Haupt ja für ein falsches Haupt erklärt, ist dabei aber doch in dem Kreise der Kirche geblieben; denn eine allgemeine Synode soll ja in letzter Instanz darüber entscheiden, ob Bonifacius VIII. wirklich ein falscher Papst sei. Die Familie Colonna mag den Rath, so zu verfahren, gegeben haben. Gewiß würdigte Bonifacius VIII. die ganze Wichtigkeit dieses kühnen Schrittes, welchen der König, und wol wider all sein Erwarten, zu thun im Begriff war. Er sendete darauf einen Legaten nach Frankreich, ob noch eine Aussöhnung mit dem Könige zu gewinnen sei. Doch nur eine solche Ausgleichung wollte der Papst, wie sie mit seinen weitern Entwürfen, wie sie überhaupt mit den Gedanken Roms verträglich war. Am Anfange des

34) Recueil général des anciennes lois Françaises. III. p. 738. 759 etc. 35) *Capefigue*, Histoire constitutionelle de France. II. p. 79.

Jahres 1303 sendet er den Cardinal Johann, einen gebornen Franzosen, an den König. Zwölf Artikel wurden diesem als Friedensbedingungen vorgelegt. Der Papst soll die Besetzung aller Kirchenstellen in Frankreich empfangen, die freie Disposition über alle Kirchengüter künftig nach Rom gehören, die Kirchenfreiheit im vollesten Umfange wieder hergestellt, alle Unbill, über welche jemals von geistlicher sowol als auch von weltlicher Seite geklagt worden, von dem Könige sofort abgestellt werden [36]). Hierfür, so scheint es, wollte der Papst seinerseits weiter Nichts bewilligen, als daß die Reformationssynode in Rom eingestellt werde. Philipp wies die angebotenen Bedingungen um so mehr ab, als die ganze Fassung des päpstlichen Antrages bewies, daß Bonifacius dem römischen Stuhle für die Zukunft einen entschiedenen Einfluß auf die reinweltlichen Angelegenheiten des französischen Reiches sichern wollte. Der Papst ließ nun dem Theile der Bischöfe und Prälaten, welche sich noch nicht nach Rom verfügt, selbst bei Strafe der Absetzung gebieten zu kommen, auch dem Könige anzeigen, daß er persönlich und ausdrücklich in den Bann der heiligen Kirche gefallen sei. Nicht lange hernach ist in Rom auch das Absetzungsdecret über Philipp IV. gefaßt worden, welches jedoch, wie es scheint, nicht förmlich publicirt worden [37]). Er sollte erst in dem Augenblicke veröffentlicht werden, wo eine weltliche Macht für die Ausführung gewonnen sein würde. Bonifacius mochte zuerst mit aller Sicherheit darauf gerechnet haben, daß auf die apostolischen Donnerworte eine Bewegung gegen den König entstehen sollte. Aber sie wollte nicht kommen, und der Papst sah sich nach einem andern Mittel um. Er hatte deshalb im April des J. 1303 den früher verworfenen Albrecht von Österreich als König der Teutschen anerkannt. Es ist ungewiß, ob er demselben wirklich die Krone von Frankreich, versteht sich als apostolisches Lehen, schon angeboten. War es noch nicht geschehen, so wäre es sicher geschehen, wenn Bonifacius VIII. länger gelebt. Irgend Jemand mußte doch das päpstliche Absetzungsdecret vollziehen. Philipp IV. hatte jedenfalls keine Zeit zu verlieren. Die Colonna hatten den einzigen Ausweg geboten, welcher unter den Verhältnissen, wie sie waren, noch Rettung bringen konnte. Eilends, während das päpstliche Schwert über ihm schwebte, berief der König die Generalstaaten zum zweiten Male (im Juni des J. 1303) nach Paris; die Vorgänge auf dieser Versammlung sind ebenso sehr ein Beweis von der Höhe, welche das Königthum erreicht hatte, als von der Stärke der nationalen Gefühle der Franzosen. Vier von den ersten Baronen des Reiches traten als Ankläger Bonifacius' VIII. auf. Er ist ein falscher Papst, ein Simonist, ein Ketzer, ein Gottesleugner. Wilhelm de Plasian erbot sich die Anklage vor einem allgemeinen Concil zu erweisen. Der König ließ sich bitten und ersuchen, ein solches zu veranstalten, denn er will nach Möglichkeit Alles als einen Ausdruck des französischen Nationalwillens, der Nationalüberzeugung erscheinen lassen, damit er nicht allein in dem Kampfe stehe. Eine große Anzahl von Adressen aus dem Reiche baten auch den König, den falschen Papst durch ein ökumenisches Concil, durch die ganze Kirche entfernen zu lassen. Das Leben Bonifacius' VIII. war nicht so rein, daß die Anklagen nicht mit einigem Schein der Wahrheit aufgestellt werden konnten. Im Übrigen glaubte Philipp IV. gewiß ebenso wenig an die Ketzerei des Papstes als der Papst an die Sündhaftigkeit des Königs. Die Hauptsache aber mußte nun sein, daß sich der König in den Besitz der Person des Papstes setzte. In Rom, in Italien war Bonifacius noch immer furchtbar. Man mußte ihn gefangen nehmen und ihm den Mund stopfen, der, so lange er frei war, mit dem ganzen Ansehen des apostolischen Stuhles unaufhörlich rufen würde, daß der König lüge, daß ein wahrer und echter Papst auf dem Stuhle der Apostel sitze. Weiter aber als auf eine Gefangenschaft des Papstes gingen die Entwürfe des Königs sicher nicht. Hernach sollte, versteht sich in Frankreich und unter dem starken Einflusse des Königs, eine ökumenische Synode, die Bonifacius VIII. absetze, zusammenkommen. Philipp IV. verkündete seinen Entschluß, eine solche Synode zusammenzubringen, und Boten wurden deshalb an die Cardinäle gesendet. Andere Anstalten waren gewiß längst getroffen. Nogaret befand sich seit längerer Zeit in Italien. Französisches Geld und französischer Einfluß verbreiten sich bis in die Stadt Rom. Bonifacius VIII. fühlte sich in Rom selbst nicht sicher; waren doch auch schon einige Cardinäle von ihm abgefallen. Er flüchtete sich in seine Vaterstadt Anagni, wo die Franzosen indessen ebenfalls ihre Verbindungen gewonnen hatten. Nogaret, Sciarra Colonna und der Florentiner Francesi rüsteten sich um diese Zeit zu einem Überfalle des Papstes. Die politischen Zustände Italiens waren freilich damals furchtbar verworren, die Anarchie herrschte von einem Ende des Landes zum andern. Doch bleibt es immer wunderbar, wie die Franzosen mitten in Italien gegen den Papst kriegerische Rüstungen betreiben, wie ein Papst mitten in Italien so vertheidigungslos dastehen konnte. Die Franzosen haben allenthalben in Rom, im römischen Gebiete, in Tuscien, in Anagni selbst ihre Freunde, ihre Verräther. Bonifacius VIII. beschäftigte sich geraume Zeit theils mit der Abwehr der gegen ihn erhobenen Anschuldigungen, theils mit neuen Bullen gegen Philipp IV., theils damit, daß er auswärtige Hilfe enlbot. Aber von verschiedenen Seiten herkommend, vereinigte sich plötzlich eine, wie es scheint, bedeutende Anzahl Bewaffneter, aus Franzosen und Italienern bestehend. Sie überfielen am 7. Sept. 1303 den Papst in Anagni, dessen Einwohner sich mit ihnen vereinigten. Die Häuser der Cardinäle und des Papstes wurden dabei gestürmt und geplündert. Es folgten mehrtägige Unterhandlungen, unter denen Bonifacius VIII. auf das Grausamste gemishandelt worden zu sein scheint. Der Papst sollte, wie es scheint, eine Entsagungsurkunde unterschreiben. So mochte es Philipp IV. vorgeschrieben haben. Der Mann, den er nach Frankreich wollte abführen lassen, um von einer ökumenischen Synode gerichtet zu werden, sollte es, zu größter Sicherheit

36) Preuves du differend. p. 89. 37) *Raynaldi* Annales ecclesiae a. 1303.

Digitized by Google

des Königs, gleich selbst verkünden, daß er kein wahrer Papst mehr, daß er kein wahrer Papst gewesen sei. Indem Philipp IV. sich zu sehr und nach allen Seiten decken wollte, setzte er sich der größten Gefahr aus; denn am 10. Sept. erhob sich das reuemüthig gewordene Volk von Anagni und befreite den Papst. Er kehrte nach Rom zurück, innerlich, wahrscheinlich aber auch äußerlich verwundet, und starb dort an Schmerz und Wuth am 11. Oct. 1303 [38]).

Das war eine Wendung der Dinge, welche den König in die größte Noth und Verlegenheit brachte, weil sie mit der größten Gefahr verbunden war. Er und seine Generalstaaten sie hatten freilich Bonifacius VIII. für einen falschen Papst, einen Schismatiker, Simonisten und Ketzer erklärt. Aber die gesammte Welt erkannte ihn noch als Papst an. Einen Papst, einen Statthalter Gottes auf Erden, das konnte wol, wie die Vorgänge gewesen waren, nun gesagt werden, hatte der König von Frankreich ermorden lassen. Philipp IV. fühlte den Boden unter sich und die Krone auf seinem Haupte schwanken. Frankreich, ja die gesammte Welt könnte sich über kurz oder über lang gegen ihn, den Mörder des Papstes, erheben. Er glaubte vor dem Papstthume nur in dem Papstthume Rettung finden zu können. Er beschloß daher, es um jeden Preis in völlige Abhängigkeit von sich zu bringen. Selbst Verbrechen wird er dabei nicht scheuen.

In Rom wählten die Cardinäle gleich nach dem Tode Bonifacius' VIII. einen milden Mann, den Dominikaner Nicolas Boccassini, zum Papste, der den Namen Benedict XI. annahm. Philipp IV. ließ sich durch gesammelte Adressen bitten, das Verfahren gegen den Ketzer Bonifacius zu verfolgen. Dadurch allein, wenn derselbe noch im Grabe verdammt würde, meinte der König Sicherheit für sich und sein Haus finden zu können. Mit der Anfoderung, daß deshalb eine ökumenische Synode gehalten werden müsse, eilte eine französische Gesandtschaft zu dem neuen Papste über die Alpen. Dasselbe Anverlangen ward auch von dem Hause Colonna gestellt. Nun nahm zwar Benedict XI. in fünf verschiedenen Bullen alle Bannsprüche, Censuren und Maßregeln, die von seinem Vorgänger über Philipp IV., Frankreich und einzelne Franzosen weltlichen oder geistlichen Standes ausgesprochen worden, zurück, bewilligte auch dem Könige wieder Gnaden der Kirche, gab ihm den Zehnten Frankreichs auf zwei Jahre. Aber Philipp IV. fühlte sich damit noch keineswegs sicher. Er war sichtbar in großer Angst, daß in Frankreich selbst eine Bewegung gegen ihn erfolgen könne. Alle Versammlungen selbst von nur fünf Personen wurden streng verboten. Obwol er, da Italien jetzt ungeheure Summen verschlungen haben mag, grade jetzt eine Münzverschlechterung auf die andere muß folgen lassen, sucht er doch auch wieder die Stimmung der Menschen durch andere Dinge für sich zu gewinnen. Die Inquisition ward neuen Einschränkungen unterworfen, die Privatfehden wurden unbedingt verboten, die Pflege des Rechtes durch das Parlament geregelt [39]). Der König hat zwar grade nach dem Tode Bonifacius' VIII. noch einen harten Kampf gegen Flandern versucht, aber er fand, daß es nöthig sei, alle Aufmerksamkeit auf Rom zu richten und alle Bewegungen in Frankreich selbst zu stillen. Am 5. Juni 1305 schloß er daher einen Tractat, durch den er Flandern dem gräflichen Hause zurückgab. Es mußte jetzt Alles auf eine günstigere Zeit verspart werden. Obwol die königliche Macht in Frankreich schon eine sehr bedeutende Höhe erreicht hatte, stand ihr doch die Papstgewalt fast noch mit gleichem Gewicht und gleichem Ansehen in den Gemüthern der Menschen entgegen. Auch fürchtete Philipp IV., daß der Adel, wie ja von den Fürsten in Teutschland erst jüngst gegen die Hohenstaufen geschehen, unter dem Vorwande der Sache des Papstthums, unter dem Vorwande, daß der Mord eines Nachfolgers der Apostel an den Capetingern gerochen werden müsse, sich gegen Königthum und gegen nationale Einheit erheben möchte. Furchtbare Strenge auf der einen, Sorge für das Interesse besonders der Gemeinen auf der andern Seite sollte die erste Rettung bringen. Die zweite und vorzüglichste Rettung aber wollte sich Philipp IV. von dem Papstthume selbst erzwingen. Das Papstthum selbst sollte das Urtheil sprechen, daß Bonifacius VIII. ein Ketzer gewesen. Dann hatte der König keinen Papst, sondern einen Ketzer erschlagen lassen; er stand gerechtfertigt vor aller Welt da, und kein früher oder später ausbrechender Aufstand gegen ihn oder das Capetingische Haus konnte sich durch die Sache Bonifacius' VIII. beschönigen. Es stehet über allem Zweifel, daß Jahre lang die Ansicht des Königs war, nur durch einen Spruch des Papstthums gegen das Papstthum selbst könnte er für sich und für sein Haus eine dauernde und wahre Sicherheit gewinnen. Erst als mehre Jahre verlaufen und kein Aufstand in Frankreich ausgebrochen, ward seine Seele ruhiger und er glaubte dann sich mit etwas Milderem als ein völliges Verdammungsurtheil Bonifacius' VIII. durch die Kirche selbst gewesen sein würde, begnügen zu können.

Das Schlimme aber für den König war, daß das, was er vom Papstthume begehren zu müssen glaubte, für dasselbe eine moralische Unmöglichkeit war. Das Papstthum konnte ja, ohne sich selbst einen harten, ja fast vernichtenden Schlag zu geben, einen Papst nicht als Ketzer verdammen. In dieser seltsamen Lage der Dinge ist Philipp IV. vielleicht zu einem zweiten Verbrechen getrieben worden. Papst Benedict XI. antwortete auf das stets heftiger werdende Drängen des Königs, daß ein ökumenisches Concil zur Verdammung Bonifacius' VIII. berufen werden sollte, immer in ausbeugender Weise. Der Papst hatte am Antritte seines geistlichen Herrnthums nicht allein den König mit apostolischen Wohlthaten überhäuft, sondern auch ein fast gänzliches Schweigen über die Art, in welcher sein Vorgänger einen grausen Tod

38) Preuves du différend. p. 192—202. *Giovan. Villani* VIII, 63.

39) Recueil général des anciennes lois françaises. III. p. 806 etc.

Digitized by Google

gefunden, behauptet. Er mochte das Schicksal Bonifacius' VIII. fürchten. Wie er aber allmälig Sicherheitsmaßregeln getroffen, schien es, als wolle er den Mord an dem Vorgänger vor seinen höchsten Richterstuhl ziehen; denn am 7. Juni 1304 erschien die Bulle, durch welche funfzehn Männer, die unter den Angreifern auf Bonifacius VIII. in Anagni gesehen worden, sammt allen ihren Freunden, Anhängern und Helfern excommunicirt und vor den Stuhl der Apostel citirt werden[40]). Darin konnte Philipp IV. nichts Anderes als die Vorbereitung zu einem neuen Angriffe des Papstthums auf sich selber erblicken. Noch lag die Verdammung und das Absetzungsurtheil da, das Bonifacius VIII. über ihn als über einen Tyrannen der Kirche und des Volkes ausgesprochen. Und nun wäre der Antheil an der Ermordung des Papstes, den jede Untersuchung und Erörterung der Sache sogleich völlig klar machen mußte, hinzugekommen! Philipp IV. sah seinen Untergang voraus und er war der Mann nicht, ein Verbrechen zu scheuen. Vier Wochen, nachdem er jene verhängnißvolle Bulle erlassen, war Papst Benedict XI. todt. An vergifteten Feigen, die ein unbekanntes Mädchen ihm gereicht, soll er verschieden sein. Die Vermuthung, daß der König ihn habe vergiften lassen, um sich zu retten, liegt nahe genug. Sie wird auch von dem gleichzeitigen Schriftsteller Ferreto von Vicenza bestimmt ausgesprochen. Es war entsetzlich. Der Streit zwischen der weltlichen und der geistlichen Macht hatte schon zu dem Äußersten geführt, daß der eine Theil nur durch den Untergang des andern sich retten und erhalten zu können glaubte. Als das Werk des Giftes gelungen, war Philipp IV. entschlossen, das Papstthum völlig unter seine Macht zu bringen. Ein Franzose sollte zum Papste gewählt, der apostolische Stuhl in Frankreich aufgeschlagen, durch ein französisches Concil, dem man ja den Namen eines ökumenischen verleihen konnte, die Verdammung Bonifacius' VIII. ausgesprochen werden, während die Vergiftung Benedict's XI. mit Nacht und Schweigen bedeckt bleiben sollte. In der That war dem Könige nun kaum ein anderes Auskunftsmittel übriggeblieben. Blieb das Papstthum frei und unabhängig in Rom, so konnte die Sache Bonifacius' VIII. früher oder später frei untersucht werden, und der König doch nicht alle Päpste vergiften lassen.

Schon befanden sich mehre Franzosen im Cardinalscollegium, auch einige Italiener waren durch französisches Geld gewonnen. Sie trugen im Conclave zu Perugia, wo Benedict XI. gestorben, auf die Wahl eines Franzosen zum Papste an. Der Zweck derer, welche dem französischen Interesse oder vielmehr dem französischen Gelde ergeben waren, lag zu offen vor Augen, als daß die Majorität der Cardinäle, welche die Unabhängigkeit des Pontificates wollte, hierauf hätte eingehen sollen. Überhaupt herrschte schon seit den Zeiten Karl's von Anjou eine stille Spaltung in dem Collegium der Cardinäle, denn die Italiener hatten mit Misvergnügen bemerkt, wie die Franzosen sich in die höchsten Kirchenwürden einzudrängen begannen. Nachdem das Conclave neun Monate gedauert, ohne daß es zu einer Wahl gekommen, schlug Cardinal du Prat, das Haupt der französischen Partei, den Italienern vor, daß sie drei Candidaten vorschlagen, die Franzosen aus diesen dreien einen wählen, hierzu das ganze Conclave seine Zustimmung geben sollte. Obwol darüber nichts Näheres und nichts Bestimmtes bekannt, ist es doch höchst wahrscheinlich, daß dieses Stück, durch welches die listigen Italiener überlistet werden sollten, dem Cardinal du Prat vom Könige Philipp IV. an die Hand gegeben, und wahrscheinlich von dessen Rechtsgelehrten ausgesonnen worden ist. Da der König, nahmen die Italiener den Vorschlag an, die Stimmen der französischen Partei in seinen Händen hatte, so hatte er dann die Papstwahl eigentlich, obwol indirect, in seiner Gewalt. Der Ehrgeiz der großen Prälaten war so groß, daß Philipp IV. wol mit Sicherheit hoffen konnte, bei dem, welchem er die Wahl zum römischen Bischof durch seinen Einfluß versprechen würde, große Dinge zu erreichen. Die Italiener nahmen den Vorschlag an und machten dem König die Sache noch etwas leichter, als er gehofft haben mochte, indem sie unter die drei Candidaten auch den ehrgeizigen Bertrand de Goth aus dem gräflichen Hause Lomagne, den Bonifacius VIII. vor fünf Jahren zum Erzbischof von Bourdeaux ernannt, stellten. Philipp, von Rom aus schnell von Allem benachrichtigt, hatte durch die Bedenkzeit, welche die französische Partei im Conclave sich erbeten, hinlängliche Zeit, Alles bestens zu arrangiren. Er kam sogleich mit Bertrand de Goth persönlich zusammen und soll ihm sechs Bedingungen gestellt haben, wenn er Papst werden wollte. Indessen hat Niemand ihre geheime Beredung gehört und daher muß die Aufzählung dieser sechs Bedingungen mit Mistrauen betrachtet werden[41]). Das aber kann wol als völlig sicher angenommen werden, daß Philipp IV. sich die Verdammung Papstes Bonifacius VIII. von dem Erzbischof feierlich versprechen ließ. In einem fort ließ der König über diese Ketzerei sprechen und schreiben. Namentlich hatte Nogaret, der unter den funfzehn Männern war, die Benedict XI. excommunicirte, sie in einer weitläufigen Schrift abermals behauptet. Bertrand de Goth mag nun Alles versprochen haben, was der König begehrte, damit das Papstthum ihm nicht entgehe. Philipp IV. gibt nun Befehle nach Rom, daß dieser aus den dreien zum römischen Bischof ernannt werde. Indessen ward Bertrand de Goth keinen Augenblick aus den Augen gelassen, denn der König wußte zu genau, daß der Papst gewordene Erzbischof sich aller Versprechungen und Schwüre für quitt und ledig erklären würde, wenn er sich außerhalb der französischen Gewalt befände. Es kam darauf an, den Papst in einer Art von Gefangenschaft zu halten, welche doch den Schein der Freiheit hätte, auch dem Papste selbst in der That soviel Raum gestattete, daß er sich allenfalls als frei ansehen konnte. Bertrand de Goth, in Rom nun wirklich gewählt, nahm den Namen Clemens V. an. Immer von Franzosen umgeben, im-

40) *Raynaldi* Annales ecclesiae, a. 1304. §. 14. 15.

41) *Giovan. Villani* VIII, 80. *Ferreti Vicentini*, Hist. apud *Murat.* script. Rer. Ital. IX. p. 1015.

mer von Franzosen bewacht, in Frankreich bald hier, bald dort sich aufhaltend, fixirte er endlich seinen Sitz in Avignon, welche Stadt wenigstens unter dem Einflusse des Königs von Frankreich stand. Das war die Kette der Ereignisse, welche die babylonische Gefangenschaft des Papstthums in der Herrschaft Frankreichs zu Avignon herbeiführte.

Das ganze Arrangement, durch welches er sich gerettet, mochte dem König unermeßliche Summen verschlungen haben. Billig war in Italien Nichts zu haben, wenn auch dort Alles zu kaufen war. Philipp IV. befand sich nach diesen Vorgängen offenbar in der größten Geldnoth. In den J. 1305 und 1306 mußte das alte Spiel mit den königlichen Münzen, durch welches dem materiellen Leben alle Basis entzogen ward, wieder erneuert und furchtbare Steuern eingetrieben werden. Die Städte selbst fingen an sich von dem König abzuwenden. Es brachen hier, wie in Beauvais, offene Empörungen aus, dort dachte man, wie in Carcassonne, auf Abfall vom Könige. Philipp IV. kam mit grausamer Wachsamkeit immer Allem zuvor. Hinrichtungen häuften sich auf Hinrichtungen in den französischen Städten. Dagegen gab der König dem Adel das Recht des Zweikampfes vor Gericht zurück. Er scheint immer darauf bedacht gewesen zu sein, wenn er hier angestoßen, sich dort wieder einen Stützpunkt zu verschaffen. Indessen mochte es ihm in seinen Verhältnissen zum Papstthume bedenklich vorkommen, die Städte weiter durch Geldererpressungen zu reizen. Er ergriff daher eine entsetzliche Maßregel gegen die Juden. Einem geheimen königlichen Befehle zufolge wurden sie alle an einem Tage, am 22. Juli 1306, ergriffen und ihr sämmtliches Eigenthum mit Beschlag belegt. Hernach erschien, am 27. Aug. 1306, eine königliche Ordonnanz, durch welche alle Juden bei Todesstrafe aus dem Reiche verbannt und ihr ganzes Eigenthum für Königsgut erklärt ward. Was man den Juden schuldig gewesen, mußte nun an den König gezahlt werden, welcher jedoch die Zinsen erließ. Die barbarische Maßregel ward mit barbarischer Strenge zur großen Freude des noch barbarischeren Volkes und unter dem lauten Beifall einer fanatischen Priesterschaft ausgeführt [42]). Unterdessen hatte Papst Clemens V. Alles gethan, um den König auf der einen Seite zufrieden zu stellen, und auf der andern doch eine Verdammung Papst Bonifacius' VIII. zu umgehen. Er hob auf eine noch viel vollständigere Art, als es von seinem Vorgänger geschehen, alle Censuren gegen den König auf, er bewilligte ihm den Zehnten aus der französischen Kirche auf fünf Jahre, er löste selbst Nogaret und Alle, welche Bonifacius VIII. unmittelbar angegriffen, gegen leichte Kirchenbußen von dem Banne. Doch blieb Philipp IV. zuerst auf seinem Satze stehen, daß Clemens V. über Bonifacius VIII. das Anathema der Ketzerei aussprechen müsse. Der Papst, dem es eigentlich unmöglich war, des Königs Willen zu erfüllen, suchte die Sache zu verschieben, um sie so zu umgehen. Bei einer persönlichen Zusammenkunft, 1307, zwischen Philipp IV. und Clemens V. ward endlich doch die Einberufung einer ökumenischen Synode nach Vienne wegen dieser Angelegenheit beliebt.

Die Einberufungsbulle des Papstes war noch nicht erschienen, als Philipp IV. einen Schlag fallen ließ, der sein Andenken mit ewiger Schmach bedeckt hat, von dem es aber auch nicht wahrscheinlich ist, daß er ganz ohne Verabredung mit Clemens V., ohne eine gewisse Zustimmung des Papstes, geführt worden sei. Es ist die oft besprochene, viel untersuchte Sache des Ordens der Tempelherren, über welche sich vielleicht Nichts mehr mit Sicherheit sagen läßt, als daß auch unter den Templern, wie unter allen Menschen fast dieser Zeit überhaupt, der wildeste Aberglaube mit dem Glauben an Zauberei und geheimnißvolle Kräfte sich verbunden hatte. Ob in dem Orden der Templer der Glaube an gewisse geheimnißvolle Kräfte und Mächte, deren Sitz bald in den Sternen, bald anderswo gesucht ward, auch auf Bräuche und Cerimonien, welche wie Anbetung aussahen, geführt habe oder nicht, läßt sich zwar nicht mit Sicherheit entschriden, scheint aber doch als Ergebniß der Untersuchung und Betrachtung angenommen werden zu müssen. Würden nur nicht alle Geständnisse und alle Aussagen dadurch wieder zweifelhaft und unsicher gemacht, daß sie hier durch Verführung, dort durch Tortur und Marteen gewonnen worden sind [43])! Philipp IV. hatte allen Beamten versiegelte Befehle zustellen lassen, die an einem Tage, 13. Oct. 1307, eröffnet und auf der Stelle vollzogen werden mußten. Alle Templer, die sich in Frankreich befanden, auch Jacob von Molay, der Meister des Ordens, wurden ergriffen und ihre Güter mit Beschlag belegt. Es mag sich mit den Beschuldigungen und den Eingeständnissen der Templer nun verhalten, wie es will, so ist sicher, daß es dem Könige Philipp IV. nicht darum zu thun war, daß eine kirchlich-religiöse oder sittliche Schuld des Ordens nicht ungestraft bleibe, sondern daß es ihm einzig und allein darum zu thun war, in den Besitz der reichen Güter des Ordens zu kommen. Es war die Sache in und bei ihm nur eine grausame und verruchte Geldoperation. Aber der Schein sollte nach Möglichkeit gerettet werden. Schon am 14. Oct. 1307 erschien die königliche Bekanntmachung, welche die Templer der Verleugnung des Kreuzes und der offenbaren Abgötterei beschuldigte. Selbst in den Straßen von Paris ließ Philipp IV. gegen die Templer predigen, und viele Fürsten auffodern, gegen dieselben verdientermaßen zu verfahren, wie er gethan. Die königliche und fürstliche Gewalt warf sich auf den Orden der Templer; man begnügte sich indessen meistens mit der Habe und dem Gute desselben und fügte nicht, wie in Frankreich, wilde Grausamkeiten gegen die Personen hinzu. Der Adel Europa's, dessen Blüthe zum Theil dem Orden der Templer, der damals etwa 15,000 Ritter zählte, angehörte, erhielt damals durch die königliche und

42) Recueil général des anciennes lois françaises. III. p. 845 etc. *Thibaudeau*, Histoire des états généraux en France. I. p. 61. Continuator *Guillel. de Nangis*. a. 1305.

43) *Du Puy*, Extrait de l'inventaire des chartes sur la condamnation des Templiers.

Digitized by Google

fürstliche Gewalt einen bedeutenden Schlag. Papst Clemens V. hatte sich zuerst sehr entrüstet über das schnelle Verfahren des Königs gestellt, bald aber zeigte sich, daß er, wo nicht im geheimen Einverständniß mit dem Könige, doch nicht gesonnen war, sich für Recht oder auch nur für Milde der Gewalt des Königs entgegenzustellen. Einige Templer, von denen Geständnisse erpreßt worden, wurden vor den Papst geführt, der sich damals zu Poitiers aufhielt, um sie zu wiederholen, worauf er, wie unsicher es auch immer mit jenen Geständnissen war, der weltlichen Macht freien Lauf ließ. Philipp IV. hatte ein schon einmal gebrauchtes Mittel abermals in Bewegung gesetzt und auf Ostern 1308 die Generalstaaten wieder einberufen, zu welcher Versammlung aber der Klerus gar nicht berufen worden zu sein scheint. Durch sie läßt der König nicht allein alle Schritte billigen, welche er gegen die Templer gethan, sondern sich sogar auffodern, nach Königspflicht nicht allein gegen die Templer, sondern auch den ganzen Klerus überhaupt zu verfahren, wenn er etwa ketzerisch geworden, oder Ketzer sollte beschützen wollen. Das scheint für Papst Clemens V. eine deutliche und vernehmliche Warnung gewesen zu sein. Philipp IV. hatte sich dem apostolischen Stuhle furchtbar gemacht. Schon nannte er sich den weltlichen Statthalter Gottes auf Erden. Und so ließ der Papst ihm gegen die Templer freien Lauf, und begnügte sich, dem Scheine nach die Untersuchung, welche der König durch seine Richter hatte anstellen lassen, noch einmal durchzumachen. Nicht ohne Grund mochte Clemens V. erwarten und hoffen, daß Nachsichtigkeit wegen der Templer und ihrer Güter den König in der Sache des Papstes Bonifacius VIII. milder stimmen würde. Von Zeit zu Zeit ward der Papst freilich von dem Könige noch gemahnt, die gefoderte Verdammung endlich auszusprechen, aber es war doch nun seit der blutigen Unthat ein längerer Zeitraum verlaufen, ohne daß die Befürchtungen des Königs wegen eines Aufstandes in Erfüllung gegangen, und seine Seele begann daher ruhiger zu werden. Der Papst hatte die nach Vienne berufene ökumenische Synode auf den 1. Nov. 1311 vertagt. Die Sache der Templer sollte dort zur Entscheidung gebracht werden. Was aber die Verdammung des Papstes Bonifacius VIII. anlangte, so ließ sich der König endlich erweichen. Die Untersuchung, in welcher sehr viele Zeugen gegen Bonifacius aufgetreten und bei welcher Philipp IV. nicht selbst hervorgetreten, sondern Nogaret und Plasian hatte handeln lassen, ward für niedergeschlagen, Bonifacius als gut katholisch, der König als ohne alle Schuld des directen Angriffes auf den Papst erklärt, Alles, was Philipp IV. dabei sonst gethan aus reinem Eifer für die Kirche hergeleitet und volle Sicherheit deshalb für ihn und sein Geschlecht auf ewige Zeiten ausgesprochen [44]). Das Concil von Vienne aber hob, 6. März 1312, den Orden der Templer auf. Von den Gütern des Ordens, die an die Johanniter ausgeliefert werden sollten, blieb ein guter Theil in den Händen des Königs hangen. Um dieser Güter allein willen hatte sich Philipp IV. die entsetzlichsten Grausamkeiten zu Schulden kommen lassen. Durch die Tortur, durch Entsetzlichkeiten aller Art wurden die Templer zu Geständnissen gezwungen. Widerriefen sie die durch Noth und Schmerz erpreßten Selbstanklagen, so ließ sie Philipp IV. als rückfällige Ketzer verbrennen. Über eine andere Sache, welche für Frankreich nicht ohne Bedeutung war, wollte Clemens V. auf der Synode von Lyon wenigstens nicht ausdrücklich und wörtlich, sondern nur stillschweigend zu Gunsten des Königs entscheiden. Es hatte Philipp IV. jüngst wieder einen Hauptschlag für das Königthum gethan. Lyon spielte schon damals durch seine Fabriken und durch seinen Reichthum eine nicht unbedeutende Rolle in der europäischen Welt. Nur ein kleiner Theil der Stadt, der, welcher auf dem rechten Ufer der Saône gelegen, gehörte bis jetzt zu Frankreich, der größere zu dem Reiche Burgund. Der gänzliche Verfall des Ansehens des römisch-teutschen Reiches in Burgund hatte herbeigeführt, daß Lyon eine Art von Freistaat geworden. Indessen behauptete der Erzbischof und das Capitel große Rechte über die Stadt, ja sie wollten förmlich die Herren derselben sein. Bei heftigen Streitigkeiten, die im J. 1308 zwischen den Bürgern und dem Erzbischofe Thomas aus dem Hause Maurienne ausbrachen, hatten sich die erstern unter den Schutz Frankreichs gestellt. Indessen hatten die Lyoner bald bemerkt, daß der König gesonnen sei, diesen Schutz in eine Herrschaft zu verwandeln, deshalb sich mit ihrem Erzbischof wieder vereinigt und die Franzosen im J. 1310 vertrieben. Philipp IV. aber hatte gleich darauf die Stadt mit so bedeutenden Streitkräften bedroht, daß die Bürger eine freiwillige Unterwerfung dem Kampfe vorzogen, und der Erzbischof und das Capitel den besten und größten Theil ihrer Rechte auf den König von Frankreich übertrugen. Indessen konnte diese Übertragung ohne Zustimmung des apostolischen Stuhles nicht gelten. Der Erzbischof wandte sich an den Papst, wahrscheinlich in der Hoffnung, daß derselbe auf dem vienner Concil und auf das Ansehen desselben gestützt, der Übertragung seine Zustimmung versagen würde. Clemens V. aber beobachtete ein tiefes Schweigen. Der König blieb im Besitze von Lyon.

Um die Zeit des Schlusses des Concils von Vienne geht auch Philipp IV., obwol noch nicht alt an Jahren, seinem Ende entgegen. Große Dinge sind von ihm seit dieser Zeit nicht mehr versucht worden. Zwar ließ er den Grafen Robert von Flandern durch das pariser Parlament im J. 1311 noch einmal seines Lehens für verlustig erklären und ergriff die Waffen gegen ihn, erreichte aber Nichts und die Sache ward durch des Königs Tod unterbrochen. Nur durch die Plünderungen, welche er unter verschiedenen Titeln vornimmt, wird der schöne Philipp in den letzten Jahren seines Lebens bemerkbar. Bald wird schlechtes Geld geprägt, um mit hohem Ansatz in Umlauf gesetzt zu werden, bald wird es im Werthe wieder herabgesetzt, wenn der König es einziehen will, bald vertrieb er wieder, wie im J. 1311, die Juden und die italienischen Kaufleute, und gebot dabei, daß an ihn Alles gezahlt werden sollte, was man ihnen schuldig gewesen, bald schrieb er eine drückende Steuer aus. Die

44) Preuves du différend, p. 577—600.

Erpressungen des Königs wurden so arg, daß der Adel in Champagne, Artois, Picardie und Bourgogne sich dagegen föderirte. Grade an dem Ende seines Lebens und wie er nahe daran steht, vor den Richterstuhl Gottes gerufen zu werden, erscheint uns Philipp IV. wahrhaft entsetzlich. Jacob von Molay, der Großmeister der Templer, und mehre angesehene Ordensritter waren bis jetzt wenigstens mit dem Tode bedroht worden. Eine in Paris niedergesetzte Commission verurtheilte sie auch nur zu ewiger Gefangenschaft. Als am 11. März 1314 dieses Urtheil ihnen verkündet ward, widerriefen sie unter Betheuerungen ihrer Unschuld alle Selbstanklagen, welche ihnen durch die Tortur abgepreßt worden. Philipp IV. ließ sie noch an demselben Tage unter dem Vorwande, daß sie rückfällige Ketzer wären, lebendig verbrennen. Ebenso gräßliche Scenen folgten bald darauf. Die drei Söhne des Königs, Louis, Philipp und Karl sind hinter einander auf den königlichen Thron gekommen. Der ältere war mit Margaretha, der zweite mit Johanna, der dritte mit Blanka vermählt; alle drei Frauen waren aus dem Hause Burgund, alle drei wurden plötzlich eines unzüchtigen Lebenswandels bezüchtigt und ihre angeblichen Liebhaber, Philipp und Gautier von Launay, grausam hingerichtet, nachdem auch sie die Tortur zu Geständnissen gezwungen hatte. Eine große Anzahl von Menschen wurde mit in den Untergang dieser beiden Männer verwickelt und gegen alle ward die unmenschlichste Grausamkeit geübt. Von dem Familienleben Philipp's ist uns fast Nichts bekannt, aber diese Geschichte läßt das Böseste vermuthen. Philipp IV. starb ziemlich unerwartet am 29. Nov. 1314 im 30. Jahre seiner Herrschaft, im 47. seines Alters. Er ist der erste König von Frankreich, der einen Pair durch bloßen Königswillen gemacht hat.

Philipp V. von Frankreich, Philippe Le Long. Das Königsgeschlecht der Capetinger war, wie oben in der Biographie Philipp's des Schönen berichtet worden, durch seine Plane, durch eine gewisse innere Nothwendigkeit des Königthumes dahin gebracht worden, sich mit einem Verbrechen, mit dem, wenn auch unabsichtlichen Morde Papstes Bonifacius VIII., zu beflecken. Es schien als müßten die Capetinger nun untergehen, nun von der Erde verschwinden. Philipp der Schöne hatte drei Söhne hinterlassen, Ludwig, Philipp und Karl geheißen, sodaß dem Capetingischen Hauptstamme eine lange Succession gesichert schien. Und schon 14 Jahre nach des Vaters Tode waren auch die Söhne todt, die gerade Linie der Capetinger mit ihnen im Mannesstamme ausgestorben, der Thron für die Valois ledig. Der mittlere von diesen Brüdern, Philipp, Graf von Poitiers, tritt schon während der kurzen Herrschaft seines Bruders, Ludwig's X., in den Kreis der größern Ereignisse ein. Das Interesse der Capetinger erfoderte, das Pontificat auch nach dem Tode Clemens V. bei den Franzosen zu erhalten. Der Papst war kurze Zeit vor Philipp dem Schönen gestorben, zwischen der italienischen und der französischen Partei der Cardinäle war über die neue Papstwahl, indem jene einen Italiener, diese einen Franzosen begehrten, so heftige Zwistigkeiten ausgebrochen, daß sich das Conclave im Sturme aufgelöst hatte [45]). Zwei Jahre waren verlaufen und die katholische Welt ohne Papst geblieben. Da wird Philipp von Poitiers am Anfange des J. 1316 nach Lyon gesendet, um die zerstreuten Cardinäle zu sammeln und eine Wahl herbeizuführen. Das Erstere gelang demselben auch, mit dem Andern aber wollte es nicht vorwärts, denn es blieb, von den Capetingern natürlich in ihrem Sinne genährt, die alte Spaltung unter den Cardinälen selbst. Die Einen wollten einen Franzosen, damit das Papstthum französisch und in Avignon bliebe, die Andern einen Italiener, damit es wieder italienisch würde und nach Rom zurückkäme. Unter den Bestrebungen, hier etwas zu Stande zu bringen, ward Philipp von der Nachricht überrascht, daß sein Bruder, König Ludwig X., am 5. Juni 1316 gestorben [46]). Er verließ auf diese Nachricht sogleich Lyon, wo er schon die strengsten Maßregeln gegen die Cardinäle ergriffen, um sie zu einer Wahl zu zwingen. Er eilte nach Paris, scheint indessen gute Anstalten getroffen zu haben, daß die Erwählung eines Franzosen zum Papste nicht lange mehr aufgehalten werden könnte. Der Tod Ludwig's X. hatte einen Fall herbeigeführt, der seit Hugo Capet in Frankreich überhaupt noch nicht da gewesen war; denn Ludwig X. war der erste Capetinger, welcher, ohne einen Sohn zu hinterlassen, starb. Er hatte von seiner ersten Gemahlin Margareth von Burgund, die im J. 1315 auf sein Geheiß erwürgt worden, nur eine Tochter, Johanna, die zuerst verstoßen, auf dem Todesbette aber wieder als legitim anerkannt worden war. Die zweite Gemahlin, Clementina von Ungarn, befand sich eben in gesegneten Leibesumständen. Eine Ordnung für den Thron bestand nun in Frankreich noch gar nicht. Es war nur Herkommen und Brauch gewesen, daß der älteste Sohn immer dem Vater folge. An etwas Anderes war nicht gedacht, über nichts Anderes war entschieden worden, da ein anderer Fall seit Hugo Capet überhaupt noch nicht da gewesen. Aber es war auch kein Grund vorhanden, Töchter eines Königs vom Throne auszuschließen. Im Gegentheil sprach die Analogie für sie. Alle große französische Lehen konnten in Ermangelung des Mannesstammes auf Frauen übergehen. Frauen wurden für fähig angesehen alle Pflichten der Vassenschaft zu erfüllen. Konnten aber Frauen Gräfinnen von Flandern, Burgund ꝛc. sein, so war kein Grund vorhanden, daß sie nicht auch Könige in Frankreich sollten sein können. Darum war Philipp von Poitiers so schnell nach Paris geeilt. Einige Große, die er dort fand, oder eilends dorthin berief, bestimmten, von ihm gewonnen, sogleich, daß er, wenn Clementina von Ungarn einen Knaben gebären sollte, die Regentschaft bis zum 18. Lebensjahre desselben führen sollte [47]). Sollte aber, so lautete jener Beschluß weiter, ein Mädchen geboren werden, dann sei Philipp von Poitiers König. Eine bestimmte gesetzgebende und organisirende Gewalt für so außergewöhnliche Fälle gab es in Frankreich

45) *Raynaldi* Annales ecclesiae ann. 1314. §. 16. 46) *Giovan. Villani* IX, 79. 47) Continuator de *Guill. de Nangis* apud *d'Achery*, Spicilegium, III. p. 72.

Digitized by Google

noch nicht. Es war offenbar nur der Beschluß einiger dem Grafen von Poitiers geneigter Großen. Philipp setzte sich indessen sogleich in Besitz der Regentschaft, sah sich aber wenige Tage darauf doch gezwungen, mit Eudo IV., Herzoge von Burgund, der sich der Prinzessin Johanna, seiner Nichte, von welcher in obigem Beschlusse gar nicht die Rede gewesen, annahm, einen ebenso nachtheiligen als seltsamen Tractat zu schließen. Diesem zufolge sollten Johanna und die Tochter Clementina's, wenn sie eine solche gebären würde, das Königreich Navarra mit den Grafschaften Champagne und La Brie als Erb und Eigen empfangen, sowie sie zu gehörigem Alter gekommen sein würden[48]). Johanna war damals erst fünf Jahre alt. Philipp aber sollte über Frankreich mit Navarra nebst Champagne und La Brie bis zu eben jener Zeit, d. h. bis die Prinzessinnen würden zu ihrem Alter gekommen sein, die Herrschaft führen, vorbehaltlich der Rechte jener Frauen. Offenbar wird in diesem Tractate stillschweigend wieder zurückgenommen, was der oben erwähnte Beschluß der Reichsgroßen dem Grafen von Poitiers bereits bewilligt hat. Philipp kam indessen doch zunächst in den Besitz der Gewalt, woran ihm das Meiste liegen mochte. Vier Monate nun, von der Mitte des Juli bis in die Mitte Novembers des J. 1316, ist Philipp von Poitiers Regent von Frankreich. Als solcher sieht er zuerst wieder einen Franzosen, Johannes XXII., auf den apostolischen Stuhl steigen, und beendet, um freie Hand für die kommenden Ereignisse zu gewinnen, einen Krieg, welchen Ludwig X. abermals mit dem Gedanken, Flandern an die Krone zu bringen, gegen den Grafen Robert begonnen hatte. Clementina aber gebar am 15. Nov. 1316 zwar einen Sohn, Johann getauft, aber das schwächliche Kind einer schwächlichen Mutter starb schon am fünften Tage nach seiner Geburt, ohne mit dem Namen eines Königs begrüßt worden zu sein. Clementina von Ungarn zog sich bald nach dem Tode ihres Sohnes nach Avignon zurück, wo sie im J. 1318 ins Kloster gegangen ist. Philipp betrachtete sich von diesem Augenblicke an als König. Er berief die Pairs des Reiches zu seiner Krönung nach Rheims. Diese Krönung fand auch dort am 9. Jan. 1317 statt, weil Philipp V. mit dem Erzbischof einverstanden war. Sonst aber scheint dabei Alles unregelmäßig zugegangen zu sein. Von den Pairs sind nur die beiden Oheime des nunmehrigen Königs Philipp V. Karl, Graf von Valois, und Ludwig, Graf von Evreux, anwesend. Der Herzog von Burgund hat protestiren lassen und sogar der eigene Bruder des Königs Karl, Graf de la Marche, ist wenigstens nicht zu der Ceremonie gekommen. Selbst an gewaltsamen Scenen scheint es bei dieser Krönung nicht gefehlt zu haben. Indessen hat Philipp V. doch bald festen Fuß gewonnen. Für den Anfang des Februars hat er eine Versammlung nach Paris berufen, welche man für wirkliche Generalstaaten indessen nicht ansehen kann, und über welche die Schriftsteller sich verschieden, alle jedoch so ausdrücken, daß man anzunehmen befugt ist, es war eine eilige, beinahe tumultuarische Versammlung. Hier nun erfolgte die Declaration, welche das salische Gesetz genannt zu werden pflegt, vermöge der den Frauen das Recht auf den französischen Thron nicht zusteht[49]). Die Acte darüber ist verschwunden. Vielleicht ist sie von den Engländern im 15. Jahrh. entfernt worden. Wäre sie aber auch aufgefunden worden und die Sache dadurch mit Sicherheit nachzuweisen, so würde immer der Zweifel an der völligen Rechtsgültigkeit der Erklärung bleiben. Nachdem aber Philipp V. durch diese Vorgänge einmal festen Fuß gefaßt, wird er, da Niemand ein großes Interesse daran hat, die Rechte Johanna's zu vertheidigen, leicht über allen Widerstand Herr. Zuerst ward der Bruder Karl dadurch, daß Ludwig, Philipp's V. einziger Sohn, am 18. Febr. 1317 starb, bewogen, die Opposition aufzugeben; denn es eröffneten sich nun für ihn selbst Aussichten auf den Thron, wenn das sogenannte salische Gesetz feste Wurzel faßte, da der neue König nun nur noch drei Töchter hatte. Eudo IV. von Burgund ließ sich zu einem Tractate bestimmen, indem er als Oheim und Vormund Johanna's die Rechte derselben auf Frankreich, Navarra und Champagne an Philipp V. abtrat, jedoch sollte die letzte Grafschaft an die Prinzessin fallen, wenn der König ohne männliche Leibeserben sterben würde. Wenn sie zwölf Jahre alt, soll die Prinzessin diesen Tractat ratificiren unter Zustimmung jedoch ihres Gemahls. Als solcher ist ihr bereits Philipp von Evreux, Cousin des Königs, bestimmt. Nach diesem Tractate tritt kein weiterer Widerstand gegen das Königthum Philipp's V. hervor. Diese Bestimmung über die Thronfolge könnte leicht als der bedeutendste Gegenstand, der in die kurze Regierung dieses Königs fiel, angesehen werden. Sie ist zu kurz, als daß sie über den Mann selbst, seinen Charakter und seinen Staatsverstand ein sicheres und umfassendes Urtheil auszusprechen erlaube. Abfällig aber, so scheint es doch, darf das Urtheil über Philipp V. nicht ausfallen. Freilich behandelt Johannes XXII. ihn in seinen Briefen fast wie einen armen, unwissenden Knaben, aber das mag mehr in der gewöhnlichen Anmaßung des Hochpriesterthums den Fürsten der Welt gegenüber als in Philipp's V. bekannter Unfähigkeit und Unwissenheit seinen Grund haben. Wenn er dem Papste, der mit einem Male acht neue Bisthümer in Frankreich anordnete, Eingriffe in die königliche Macht erlaubte, wenn, besonders im Süden, die Inquisitionstribunale wieder auf eine gewaltige Weise wüthen durften, so erklärt sich dieses wol daraus, daß der König starke Rücksichten deshalb auf die Kirche nehmen zu müssen glaubte, weil seine Ansprüche auf die Krone sehr zweifelhafter Art waren und er sich halb selbst als Usurpator fühlte[50]). Wie sehr das selbst, nachdem er schon im Besitze des Thrones ist, noch der Fall, sieht man aus den Verbindungen, die er mit Savoyen und dem Dauphin von Viennois schloß. Er ließ sich von diesen Fürsten Hilfe versprechen, wenn er in Frankreich ange-

48) Preuves de l'Histoire de Bourgogne. II. p. 224.

49) Tunc etiam declaratum fuit, quod ad coronam Regni Franciae mulier non succedit. Chronic. *Guill. de Nangis* Spicileg. III. p. 72. 50) *Raynaldi* Annales ecclesiae a. 1317. §. 2—16.

Digitized by Google

griffen werden sollte. Andere böse Dinge, ganz besonders aber die wilde Verfolgung der Aussätzigen und der Juden im J. 1321, bei welcher Barbareien vorgingen, die fast alle Begriffe übersteigen, haben sicher nicht in dem Könige, sondern in der allgemeinen Rohheit, Unwissenheit und Wildheit der Zeit ihren Grund. Hat doch die Kirche selbst, hat doch der Adel, haben doch die Gerichte alle, nachdem viele Aussätzige durch grausame Tortur zu falschen Geständnissen gezwungen worden sind, den Wahn gefaßt, daß die Muhammedaner durch die Aussätzigen die Christenheit vernichten wollten, daß diese wieder die Juden gewonnen, von denen nun die Brunnen und Quellen vergiftet worden[51])! Solche Dinge gehören der allgemeinen Zeit, nicht der Einzelnperson in ihr an. Sonst kann man nicht umhin zu gestehen, daß die Verordnungen Philipp's V. einen bestimmten Zweck verfolgen und daß sie meist löbliche Intentionen zu erkennen geben. Im Ganzen genommen werden die Richtungen der frühern Capetinger seit Philipp August auf eine verständige Weise fortgesetzt. Es gilt jetzt die Städte dem Adel entgegenzusetzen und dadurch dessen Gewalt für das Königthum unschädlich zu machen, Kirche und Klerus von dem Staate zu entfernen und das Königthum zur organisirenden Macht zu erheben. Diese Richtungen, diesen Geist athmen die Ordonnanzen Philipp's V. fast ohne Ausnahme. Auf den Generalstaaten vom J. 1317 bewilligt er den Städten auf ihren Antrag, daß die Bürger bewaffnet und ein königlicher Capitain in jeder Stadt eingesetzt werde, welcher aber der Stadt selbst zu schwören habe. Hierdurch ward eine Art von Bürgergarde in den sogenannten guten Städten (bonnes villes) errichtet, und dadurch dem Bedürfniß der Städte nach Ruhe, Ordnung und Sicherheit und dem Bedürfniß des Königthumes zugleich Genüge gethan. Überdies sind den Städten alle Privilegien, welche sie seit Ludwig IX. gewonnen, von Neuem bestätigt worden[52]). Ob aber auch dreimal in seiner kurzen Regierung, in den J. 1317, 1319 und 1321, förmliche Generalstaaten von Philipp V. berufen worden sind, so suchte er doch die Franzosen immer mehr daran zu gewöhnen, daß die gesetzgebende und die besteuernde Gewalt in den Händen des Königthums allein ruhe. Deshalb ist der Staatsrath (grand conseil), der alle Monate einmal im Beisein des Königs versammelt werden soll, um über alle Angelegenheiten zu entscheiden, errichtet worden. Auf allgemeine Steigerung der königlichen Gewalt ist die verkündete Doctrin von der Unveräußerlichkeit der königlichen Domaine und die Verordnung vom 8. Dec. 1319, daß Kleriker weder im Parlament, noch im Staatsrathe Sitz und Stimme haben sollten, weil sie dadurch nur von ihren geistlichen Pflichten abgehalten würden, berechnet. In den Verfügungen über die Oberrechenkammer (Chambre des comptes), die Parlamente, die Administration der Wälder und der Gewässer, die Erhebung der Steuern spricht sich der Gedanke der frühern Capetinger an feste und sichere Organisationen ebenfalls bestimmt aus[53]). Zwei Gedanken, deren allgemeine Nützlichkeit Niemand bestreiten wird, scheinen Philipp V. besonders beschäftigt zu haben. Er will der Verschiedenheit der Münzen in Frankreich, durch welche Unordnungen und Betrügereien bei den Herren und den Städten, welche das Recht zu prägen besaßen, ebenso häufig vorkamen, wie bei den frühern Capetingischen Königen, ein völliges Ende machen, und deshalb die Rechte der Herren und Städte durch Entschädigungssummen ablösen. Aber seine finanziellen Kräfte reichen für dieses große Unternehmen nicht aus. In einem zweiten Gedanken ging Philipp V. noch weiter und überragte seine Zeit und ihren Verstand um ein Bedeutendes. Er hatte die Absicht, ein Maß und ein Gewicht in ganz Frankreich einzuführen. Die Sache ward auf den Generalstaaten des J. 1321 sehr ernstlich zur Sprache gebracht. Philipp V. trug dabei wiederholt auch auf die Einführung nur einer Münze in Frankreich an. Besonders war es der Klerus, der einen heftigen Widerstand erhob. Die Sache ward vertagt; sie sollte erst durch Provinzialversammlungen näher erörtert werden[54]). Sie ist indessen, wie man weiß, bis auf die Zeit der Revolution vertagt geblieben. Philipp V. war schon im Monat August 1321 von einem Fieber überfallen worden, an dem er bis zum 3. Jan. 1322, wo er starb, krankte, um seinem Bruder Karl, dem Letzten, der in gerader Linie von Hugo Capet abstammte, und mit dem im J. 1328 das Geschlecht ausstarb, Platz zu machen.

Philippe de Valois. Das Aussterben des Mannesstammes des Hauses Hugo Capet, welches sich stets vom Vater auf den Sohn, zuletzt seit Louis X. vom Bruder auf den Bruder, fortgepflanzt hatte, eröffnete zuerst dem Hause Valois Aussichten auf den Thron von Frankreich. Dieses Haus Valois, welches im J. 1328 mit Philipp VI. auf- und im J. 1589 mit Heinrich III. untergegangen, stammte ab von Karl, Grafen von Valois und Bruder Philipp's des Schönen. Dessen Sohn nun war Philipp von Valois, welcher beim Aussterben des directen Mannesstammes der Capetinger 36 Jahre alt und in Frankreich nicht durch große Eigenschaften, sondern bis jetzt nur durch persönlichen Muth, Verschwendung und Stolz bekannt war. Die Entscheidungen der Generalstaaten von 1316, 1317 und 1322, durch welche Frauen für ausgeschlossen vom französischen Throne erklärt worden, sprachen für ihn. Solcher Frauen des königlichen Stammes waren beim Aussterben der Capetinger noch mehre und zwar zwei Töchter Karl's IV., vier Töchter Philipp's V., eine Tochter Louis X., und endlich noch eine Tochter Philipp's des Schönen, Isabella, die Gemahlin Eduard's II., die Mutter Eduard's III. von England, vorhanden. Es wäre kaum zu ermitteln gewesen, welcher von diesen Frauen der Thron eigentlich gebühre. Daher war die Entscheidung, welche die Generalstaaten ge-

51) Preuves de l'Histoire de Languedoc. IV. p. 163. *Decrusy, Isambert, Jourdan*, Recueil général des anciennes lois françaises. III. p. 285. 52) Ordonnances de France. I. p. 635—678.

53) *Decrusy, Isambert, Jourdan*, Recueil général des anciennes lois françaises. III. p. 171. 190. 205. 233. 234. 239. 254. 260. 271. 54) *Thibaudeau*, Histoire des états généraux en France. I. p. 103.

geben, für die Ruhe Frankreichs eine fast unabweisbare Nothwendigkeit. Aber theils stand sie rechtlich nicht vollkommen sicher, indem bezweifelt werden konnte, ob die Generalstaaten das Recht besessen, die Frauen vom Throne auszuschließen, theils war sie wider die herrschenden Ansichten und wider die Sitten der Zeit, indem alle Lehen und selbst die Pairies, welche so gut wie das Königthum als terra salica angesehen werden mußten, damals auf Frauen vererbten. Die beiweitem gefährlichste Gegnerin des Grafen von Valois war Isabella, die Tochter Philipp's des Schönen, welche eben im J. 1327 ihren Gemahl, König Eduard II., gestürzt und ermordet, welche jetzt im Namen ihres Sohnes, Eduard's III., über England gebot. Sie konnte die Behauptung aufstellen, daß, selbst wenn das sogenannte salische Gesetz, durch das die Frauen vom Throne ausgeschlossen sein sollten, gelte, doch ihr Sohn nicht ausgeschlossen werden dürfe.

Unmittelbar indessen nach dem Tode Karl's IV. handelte es sich noch nicht um das Königthum, sondern nur um die Reichsregentschaft, da Johanna von Evreux, die dritte Gemahlin des verstorbenen Königs, bei seinem Tode schwangern Leibes war, also erst erwartet werden mußte, ob sie eines Knaben oder eines Mädchens genesen würde. Karl IV. hatte den Grafen von Valois testamentarisch zum Reichsregenten bestimmt, Philipp sich daher der Gewalt sogleich bemeistert. Indessen trat Isabella von England sogleich für ihren Sohn auf und nahm das Recht der Reichsregentschaft für diesen, weil er der nächste männliche Verwandte des im directen Mannesstamme ausgestorbenen Königshauses sei, in Anspruch. Hierdurch, und um sich völlig sicher zu stellen, scheint Philipp bewogen worden zu sein, eine Versammlung geistlicher und weltlicher Großen nach Paris zu berufen. Die Berichte der Quellen über diese Versammlung sind schwankend, unsicher und sich widersprechend, sodaß es nicht völlig klar wird, ob der Graf von Valois nur einige von den weltlichen und geistlichen Großen des Reiches, oder ob er sie alle berief und die Abgeordneten des dritten Standes hinzuzog. Man weiß daher nicht, ob man die Versammlung als wirkliche Generalstaaten ansehen soll oder nicht. Es scheint indessen nur eine Versammlung einiger Großen des Reiches gewesen zu sein[55]). Eine Gesandtschaft aus England, die im Namen Eduard's III. redete, war eingetroffen. Diese Gesandtschaft stellte nun die schon angegebene Behauptung auf. Selbst wenn das salische Gesetz in Frankreich gelten solle, dürfe Eduard III. nicht von der Reichsregentschaft oder vom Throne ausgeschlossen werden; es könne durch dasselbe nur ausgeschlossen werden seine Mutter, nicht er, welcher der nächste männliche Verwandte bleibe. Die französischen Großen aber wollten sich keinem Fremden überantworten. Sie antworteten, da die Mutter Eduard's III. keine Rechte auf Frankreich habe, könne sie auch solche nicht auf einen Sohn übertragen, und wollte man auch ein Repräsentationsrecht eintreten lassen, so würde die Reichsverweserin immer noch nicht an Eduard III., sondern an das Haus Evreux kommen müssen. Das Haus Evreux stammte von einem zweitgebornen Bruder Königs Philipp's des Schönen ab. Besonders kräftig soll Robert von Artois, ebenfalls ein Prinz des königlichen Hauses, für die Rechte des Grafen von Valois gesprochen haben. Diese Entscheidung über die Reichsregentschaft hatte gewissermaßen auch über den Thron, wenn Johanna von Evreux ein Mädchen gebären sollte, entschieden. Dieser Fall trat nun auch am 1. April 1328 ein. Der Entscheidung jener Versammlung gemäß, bemeisterte sich Philipp von Valois sogleich des Thrones und erledigte sich einer zweiten Kronprätendentin durch einen friedlichen Tractat. Diese war Johanna, Tochter Königs Louis X., welcher schon von Philipp V. die Grafschaft Champagne mit La Brie und das Königreich Navarra als Abfindung ihrer Ansprüche auf Frankreichs Thron versprochen worden. Johanna, die seitdem mit dem Prinzen Philipp von Evreux vermählt worden, hatte indessen die Abfindung nicht wirklich erhalten. König Philipp VI. fand es nöthig, die Ansprüche, welche das Haus Evreux durch die Vermählung mit Johanna empfangen, zu beschwichtigen, und schloß daher einen neuen Tractat mit Johanna's Gemahl, durch den er sich die Krone Champagne und La Brie ersparte und die Abfindung auf das Königreich Navarra, welches nun wirklich übergeben worden ist, beschränkt ward. Johanna stellte keine förmliche Entsagung des Thrones von Frankreich aus; sie entsagte nur stillschweigend, indem sie das kleine Reich Navarra aus den Händen Valois' nahm. Um dieselbe Zeit, aber noch vor dem Abschlusse des Tractates, hatten die Stände von Navarra Johanna von Evreux bereits zu ihrer Königin erwählt.

So ist das Haus Valois emporgekommen und so wird der Graf Philipp von Valois König Philipp VI. von Frankreich[56]). Stolz, Heftigkeit, Mistrauen, Rachsucht und Grausamkeit bilden die Hauptzüge seines persönlichen Charakters, die durch eine äußerliche Devotion vor der Macht und den Mirakeln der Kirche nicht im Mindesten gemildert werden. Wahre königliche Eigenschaften besitzt Philipp VI. ebenfalls nicht. Nicht einmal von dem Kriege versteht er mehr als ein gewöhnlicher Rittersmann, von dem Gouvernement, von der Administration versteht er gar Nichts. Der Baum wird umgehauen, damit man zu seinen Früchten gelange. Irgend eine Berechnung auf Wohl und Glück Frankreichs scheint niemals stattgefunden zu haben. Höchstens den Adel begünstigte Valois und dem Adel wird der Bürgerstand geopfert. Selten entscheidet das Gefühl des Rechtes, fast stets der königliche Wille, die Laune oder die Leidenschaftlichkeit, und Alles, was geschieht, scheint nur den Zweck zu haben, den Glanz und die Pracht des Königthums und des Hofes zu erhöhen. Auch ist der Hof von Frankreich der beiweitem glänzendste dieser Zeit. Alle höhere

55) *Thibaudeau*, Histoire des états généraux. I. p. 108. *Capefigue*, Histoire constitutionelle de France. II. p. 270.

56) Continuatio altera chronici *Guillelmi de Nangis* apud *D'Achery* Spicilegium. III. p. 104 etc. *Jean Froissart*, Histoire et Chronique 1326 — 1399. *Choisy*, Histoire de Philippe de Valois et du roy Jean. (Paris 1688.)

Digitized by Google

Gedanken aber, alle höhere Ideen fehlen gänzlich. Nur in den ersten Momenten der neuen Herrschaft war es darum zu thun, die Stimmung der Menschen in Frankreich zu gewinnen. Peter Remi, der Schatzmeister Karl's IV., der sich vielfachen Druck erlaubt, wird deshalb dem allgemeinen Hasse zum Opfer gebracht, ohne daß dabei an das Aufgeben dieses alten Druckes selbst auch nur gedacht worden. Philipp VI. eilte, sowie er festen Fuß auf dem Throne gefaßt, sich den 29. Mai 1328 zu Rheims krönen zu lassen. Hier ward mit den Großen des Reiches, die bei solchen Gelegenheiten sich zahlreich am Hofe einfanden, ein Unternehmen gegen die flandrischen Städte beschlossen. Es war, wie so oft, ein Streit zwischen dem Grafen und den Städten Flanderns ausgebrochen. Graf Ludwig I. hatte seine Städte sehr besteuert, sie sich dagegen gesetzt und begehrt, daß nach ihren alten Rechten keine Steuer ohne die Zustimmung der Stände ausgeschrieben würde. Darüber war es zum offenen Bruche gekommen, und Graf Ludwig von Flandern, von dem, Gent und Oudenarde ausgenommen, alle seine Städte abgefallen, hatte sich um Hilfe an Philipp VI., seinen Lehensherrn, gewendet. Es begann damals aber der wilde Haß zwischen dem Adel und den Städten in Frankreich, durch welchen die Zeit der ersten Valois überhaupt erschüttert ward, sich zu gestalten. Die reicher und mächtiger werdenden Städte zogen je länger, je mehr die Furcht und durch die Furcht den Haß des Adels, der die Bewohner der Städte die Canaille zu nennen pflegte, auf sich. Die Capetinger hatten auf dem Wege zum autokratischen Königthume nur den Adel getroffen und sich daher besonders gegen diesen gewendet, die Valois fanden die neue Macht der Städte und glaubten besonders gegen diese sich richten zu müssen. Philipp VI. wollte in den flandrischen auch die französischen Städte demüthigen, brechen und schrecken, und der Adel Frankreichs stand in einem solchen Werke mit Freudigkeit zu ihm. Nach einem furchtbaren Kampfe bei Monteassel (23. Aug. 1328) wurden die Flanderer niedergeworfen und mit wilder Grausamkeit gezüchtigt. Philipp VI. soll, wie er dem Grafen seine Städte wieder überantwortete, demselben gesagt haben, nicht ein zweites Mal sollte er ihn zu Hilfe entbieten, denn das zweite Mal würde er für sich selber arbeiten.

Der Sieg von Monteassel befestigte indessen zuerst Philipp VI. auf dem Throne. Isabella von England, die sich und ihrem Geliebten, Roger Mortimer, zum Schaden des eigenen Sohnes die Gewalt über England zu behaupten gedachte, die sich bald von der Unzufriedenheit des Adels bedroht sah, glaubte mit dem siegreichen Philipp VI. sich friedlich setzen zu müssen. Auf eine gebietrische Aufforderung des Königs von Frankreich kam der junge Eduard III. und leistete am 6. Juni 1329 persönlich die Lehenshuldigung für das Herzogthum Guienne. Damit war nun auch die Rechtmäßigkeit des Königthumes Valois' von England anerkannt[57]). Die Treulosigkeit war indessen an der Tagesordnung der damaligen Zeit, und Eduard III. hatte vorher im Stillen gegen Alles, was er thun würde, im Angesichte mehrer Großen seines Reiches protestirt. Doch in der Zeit, da Eduard III. noch nicht selbst über England waltete, sondern unter der Herrschaft seiner verbrecherischen Mutter stand, war von dem Rechte der Plantagenets auf Frankreichs Thron nicht öffentlich die Rede. Ja im Märzmonat 1330 kam der junge Eduard III. noch einmal in Person nach Frankreich, um feierlich anzuerkennen, daß man für das Herzogthum Guienne der Krone Frankreich wirkliche und volle Lehenspflicht (Homagium ligium) schuldig sei. Auch nachdem gegen den Ausgang des J. 1331 Isabella und Roger Mortimer von Eduard III. gestürzt wurden, verliefen noch mehre Jahre, ehe der große Kampf, der um Frankreichs Herrschaft zwischen den Valois und den Plantagenets geführt werden sollte, zum Ausbruche kam.

So gewann Philipp VI. auf eine geraume Zeit ein ruhiges Herrnthum, und die Geschichte erfährt in derselben sein wahres Wesen völlig. Philipp VI. ist ohne Kenntnisse, ohne Geist und ohne Sittlichkeit. Der ganze Werth und die ganze Bedeutung des Königthums scheint ihm in Pracht, Glanz und wüster Verschwendung, in der Macht zu drücken und zu plagen, in der Gewalt die Laune und die Willkür hinauszuführen, zu bestehen. Es tritt ein sehr bedeutender Unterschied zwischen den letzten Capetingern und dem ersten Valois hervor. Jene betrachten das Königthum als Pflicht und Amt für bestimmte und große, nationale Zwecke, diese sehen in demselben den bloßen Besitz, der gebraucht und genossen sein will. Dieser Genuß, dem sich Alles zum Opfer bringen mußte, war, wenn auch nicht das Einzige, doch das Hauptsächlichste, was erstrebt ward. Feste und sichere Plane und Entwürfe, wie unter den letzten Capetingern, gibt es unter den ersten Valois nicht mehr. Die Richtung selbst auf das autokratische Königthum wird mehr nach einem dunkeln Triebe als nach Gedanken und Berechnung fortgesetzt. Indessen führt die ungeheure, und zuweilen wüste Pracht, mit welcher Philipp VI. sich bewegt und lebt, herbei, daß der hohe Adel Frankreichs je länger, je mehr an des Königs Hof gezogen wird. Die alte, freie und unabhängige Ritterlichkeit fängt daher, aber nicht durch die Berechnungen des Königs, nur durch seine Weise an, unterzugehen, um einer andern und neuen, die sie unter das Königthum stellt, Platz zu machen. Der König aber brauchte den Adel zur Erhöhung seines Glanzes, denn die Edlen sind die Sterne, welche die Sonne des Königthums umgeben müssen. Daher wird der Adel freilich zuweilen, wo es dem König Nichts kostet, wo es auf Kosten der Städte und des Volkes, die gar Nichts sind, die in den Augen des Königs nur den einzigen Werth haben, daß sie Geld schaffen können, geschehen kann, begünstigt. Dem Adel zu Liebe wird das Leihen auf Zinsen verboten, und den italienischen Kaufleuten und Banquiers brauchte man nur das Capital zurückzuzahlen. Später, im J. 1331, wurde sogar verordnet, daß wer auf Zinsen geborgt, nur drei Viertheile des Capitals zurückzuzahlen brauchte[58]). Die Verordnung war besonders

57) *Capefigue*, Histoire constitutionelle de France. II. p. 291.

58) Ordonnances de France. II. p. 58.

zu Gunsten des Adels gegeben, der eben den reichen Städtern stark verschuldet war. Dies hinderte jedoch nicht, daß auch der Adel vom König, der mitten im Frieden und trotz aller Finanzoperationen immer ohne Geld, zuweilen geplündert ward. So müssen Prälaten und Adel einst ein Drittheil ihrer goldenen oder silbernen Geräthe an die königliche Münze abliefern. Aber am heftigsten fiel der Druck des Königs auf die Masse der Nation. Philipp VI. bemerkte, daß das schlechte, besonders seit Philipp IV. geprägte, Geld im Laufe der Zeit dem Königthume selbst nachtheilig geworden, da nun die Zahlungen an den königlichen Schatz in lauter solchem schlechten Gelde einliefen. Der Florin ward daher allmälig auf 16 Sous herabgesetzt, das schlechte Geld zu diesem niedrigen Cours wieder eingezogen und mit Profit neues geprägt[59]). Die Operationen mit der Münze bildeten auch bei Philipp VI. ein Hauptmittel, um Geld zu schaffen. Sonst waren seine und seiner Räthe Kenntnisse, es herauszupressen, noch nicht groß, und darin lag eine Rettung für Frankreich, die in dem Willen des Königs nicht zu finden war. Sehr geen verkaufte Philipp VI. Monopole und nahm sie dann wieder, wenn Jemand für das Zurücknehmen mehr bot, als für das Geben gezahlt worden, zurück. Die ganze Administration des Reiches war unter diesem Valois ohne Ordnung, Sinn und Verstand, aber sie bietet, da jetzt auf Nichts weiter gedacht ward, als wie man den einen Tag mit dem andern füttere, Nichts für die Betrachtung dar.

Nicht allein im Innern Frankreichs, sondern auch nach Außen zu fehlte es an festen, bestimmten und großen Gedanken. Zuweilen freilich scheint es, als habe Philipp VI. irgend einen großen, nach der Weise der damaligen Zeit, großen Gedanken aufgefaßt, aber man weiß kaum zu sagen, ob er ihn wirklich hat, oder ob er nur mit seiner eigenen Ritterlichkeit, der es an Energie und wahrem, innerm Gehalte gebricht, ein Spiel treibt, das ihn ergötzen, Bewunderung erregen, und noch obenein auf eine leichte Art viel Geld eindringen soll. Schon im J. 1331 erregte Philipp VI. ein großes Aufsehen, indem er ankündete, daß er die Mauren in Spanien angreifen und vernichten, darauf nach Syrien ziehen und das heilige Grab erobern werde. Es schmeichelte seinem Stolz, wenn die Augen der Welt sich auf ihn richteten. Er verlangte von dem Papste Johann XXII., daß er das Kreuz predigen lasse, und der Papst foderte wirklich in einer Bulle vom 5. Dec. 1331 die ganze Christenheit auf, sich für den großen Kampf Europa's, den Frankreichs König gegen die Feinde des Glaubens führen wollte, zu rüsten. Philipp VI. stellte aber an den Papst die ungeheuersten Anfoderungen. Es soll das Königreich Burgund für seinen Sohn, das Königreich Italien für seinen Bruder wiederhergestellt, der ganze päpstliche Schatz ihm ausgeliefert, der Zehnte aus der ganzen Christenheit ihm, dem Könige, auf zehn Jahre bezahlt, die Besetzung aller Beneficien in Frankreich ihm ebenfalls auf drei Jahre überlassen werden. Für diesen Preis wollte Philipp VI. an die Spitze des Unternehmens treten. Der Papst erschrak über die ungeheuern Anfoderungen und Papst und König fingen an zu handeln und zu mäkeln, wobei es lange zu Nichts kommen wollte. Endlich im J. 1333 waren sie soweit, daß Philipp VI. sich mit dem Zehnten der französischen Kirche auf sechs Jahre und mit der Ernennung zum Oberbefehlshaber des ganzen Christenheeres begnügen wollte, worauf er den Schwur leistet, daß der Kreuzzug binnen drei Jahren begonnen werden solle. Das große Aufsehen, welches die Sache zuerst gemacht, hatte sich aber bald wieder gelegt und die Nichtigkeit des Königs begann den Menschen bekannt zu werden, denn trotz aller Anstalten und aller Reden ward von ihm Nichts gethan. Fast scheint es, als sei die Hauptsache für ihn gewesen, den Zehnten der französischen Kirche zu bekommen. Indessen ist von dem gewaltigen Kreuzzuge, der unternommen werden soll, noch einige Jahre die Rede[60]). Als nach Johann's XXII. Tode Benedict IX. im J. 1334 auf den apostolischen Stuhl gekommen, fing Philipp VI. an von Neuem zu handeln, besonders um die Schätze Johann's XXII. zu erhalten. Aber der vorsichtige Papst wollte nicht eher Geld herausgeben, als bis der König den Kreuzzug wirklich angetreten habe. Philipp VI. ließ nun freilich in den Häfen Frankreichs rüsten, schrieb auch noch im J. 1336 an die Könige von Neapel, Ungarn, Cypern und an Venedig, daß er nun die Fahrt bald antreten werde, aber es traten darauf Verhältnisse ein, welche das Unternehmen, mit dem es dem Könige schwerlich jemals rechter Ernst gewesen, von dem er nur geredet, um sich auf billige Weise berühmt zu machen, so unthunlich machten.

Mit allen Kräften suchte Philipp VI. stets in dem damaligen Streite zwischen dem Papstthume und dem Kaiserthume eine Aussöhnung zwischen Kaiser Ludwig dem Baiern und dem Stuhle von Avignon zu hindern. Bei diesen Bemühungen mag Philipp VI. von dem Gedanken geleitet worden sein, die Abhängigkeit, in welche seine Vorgänger auf dem französischen Throne, die letzten Capetinger, den römischen Stuhl gebracht, zu benutzen, um Einfluß auf Teutschland zu gewinnen, vielleicht selbst die Wahl seines Bruders Karl zum König und Kaiser herbeizuführen. Aber es ist kein Grund vorhanden, dem Könige die Umsicht, Kraft und Energie zuzutrauen, welche zur Erreichung eines solchen Entwurfs auch unter den günstigsten Verhältnissen noch immer nöthig gewesen wären. Aber bald gestalteten sich die Verhältnisse auch so, daß die Politik des Hauses Valois sich nicht auf Teutschland richten konnte. Sie ward nach einer ganz entgegengesetzten Seite, nach England hin, gezogen.

Zum Theil wenigstens gab Philipp VI. selbst Veranlassung zu dem ungeheuern Kampfe, der zwischen den Plantagenet von England und den Valois von Frankreich nun entstand und welcher bis in die zweite Hälfte

59) Ordonnances de France. II. p. 27. 45. 50. 58. *Decrusy, Isambert, Jourdan*, Recueil général des anciennes lois françaises. IV. p. 404.

60) *Raynaldi* Annales ecclesiae. a. 1331. §. 29. 30. a. 1333. §. 1. 2.

des 15. Jahrhunderts wüthete. Zuerst hatte sich ein bitterer Zwist zwischen König Philipp VI. und jenem Robert von Artois, der bei der Thronbesteigung eine nicht kleine Rolle gespielt, entsponnen. Philipp VI. offenbarte in demselben seine ganze Leidenschaftlichkeit, wie sein zu Haß und Feindschaft aufgelegtes und, wie es scheint, zuweilen durch bloße Laune bestimmtes Gemüth. Robert von Artois, Graf von Beaumont, war der Urenkel eines Bruders Louis IX. oder des Heiligen[61]). Sein Großvater, Graf Robert II., hatte die schöne Grafschaft Artois besessen, aber sein Vater Philipp, Herr von Conches, war vor diesem Großvater gestorben, welcher Artois wider das in allen französischen Herrnthümern bestehende Recht nicht seinem Enkel, sondern seiner Tochter Mahault, die in das Haus Burgund geheirathet, vermacht hatte. Robert hatte schon öfter gegen diese Rechtsverletzung geklagt, war aber von den Parlamenten stets mit der seltsamen Behauptung, daß das Repräsentationsrecht in Artois nicht gelte, abgewiesen worden. Die Macht und der Einfluß des Hauses Burgund hatte diese Entscheidungen offenbar herbeigeführt, welche insgesammt unter der Herrschaft der letzten Capelinger gegeben worden. Nun hatte sich Robert von Artois, der die Grafschaft Artois aber nicht besaß, nur den Titel davon führte, wie bemerkt, um Philipp VI. große Verdienste erworben, für welche auch seine Besitzungen 1329 zu einer Pairie erhoben worden. Auch war die königliche Schwester, Johanna von Valois, seine Gemahlin. Also meinte er jetzt gegen die Macht und den Einfluß des Hauses Burgund auftreten zu können, obwol dasselbe dadurch, daß die Gemahlin Philipp's VI., Johanna, aus demselben stammte, eben eine sehr bedeutende Stellung am Hofe hatte. Robert von Artois trug nun auf Reform und Cassation der beiden frühern Parlamentsschlüsse, die gegen ihn gefallen, im J. 1329 an. Aber von dem, was Robert mit Sicherheit erwartet haben mochte, daß König Philipp VI. Partei für das Recht ergreifen sollte, trat das härteste Gegentheil ein. Der König ergriff Partei für das Haus Burgund. Darnach erfolgte der Spruch des Parlaments im J. 1331, durch welchen Robert nicht allein abgewiesen, sondern durch welchen auch alle Papiere und Schriften, die er vorgebracht, für verfälscht, er selbst als ein Verfälscher erklärt ward. Der ganze Proceß war benutzt worden, um nicht allein auf Robert, sondern auch auf seine Gemahlin, Johanna von Valois, das häßlichste Licht zu werfen. So ward Robert selbst der Vergiftung seiner Tante Mahault bezüchtigt. Alle diese Dinge haben nur darin, daß Philipp VI. einen ebenso blinden als wilden Haß auf Robert geworfen, ihren Grund. Es scheint, er wollte den Mann völlig stürzen. Robert ward nun selbst als Verfälscher in Untersuchung genommen, flüchtete zuerst nach Brüssel, und das Parlament erklärte ihn am 8. April 1332 für verbannt aus Frankreich. Fast seine ganze Familie, selbst Johanna von Valois, erlitt heftige Verfolgungen, Philipp VI. ließ selbst behaupten, daß Robert ihn durch Zauberbücher, Zauberformeln und Zaubertaufen, an deren vernichtende Kraft und Wirksamkeit die damalige Zeit fest glaubte, habe vernichten wollen. In der That scheint es, als sei Robert von Artois dem Hasse des Königs mit gleichem Hasse entgegengetreten. Es wurden mehre Personen gefaßt, welche aussagten, daß sie selbst auf Artois' Betrieb Zaubereien und Beschwörungen, welche dem König und der Königin von Frankreich den Untergang zu bereiten bestimmt, vorgenommen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Artois, dem Glauben der Zeit ergeben, sich durch den Untergang seiner Feinde zu rächen gedachte. Da seine Zauberer ergriffen worden sind, flüchtete er am Anfange des J. 1334 nach England, wo er von Eduard III. aufgenommen ward. König Philipp VI. ließ nun seine eigene Schwester, Johanna von Valois, in die strengste Haft bringen.

Es ist nun freilich sehr wahrscheinlich, daß Robert von Artois, durch den König von Frankreich in seinem guten und beinahe unzweifelhaften Rechte auf das Bitterste verletzt, um Ehre und Reputation gebracht, aus der Heimath verbannt, vernichtet und gestürzt, Alles bei Eduard III. von England angewandt hat, um dem Valois einen Krieg zu erregen, der ihn wo möglich ebenfalls stürze. Aber es verliefen mehre Jahre, ohne daß Eduard III. an einen Krieg gegen Frankreich und am wenigsten an einen solchen, der zum Zwecke habe, seine zweifelhaften Ansprüche auf die französische Krone hinauszuführen, zu denken schien[62]). Der König von England mußte erst durch einige thörichte Schritte Philipp's VI., zu denen ein wilder Haß gegen Robert von Artois ihn führte, erbittert und gereizt werden. Seine Augen waren zuerst auf ein ganz anderes und für England viel nationaleres Unternehmen gerichtet, Schottland sollte gewonnen und mit England vereinigt werden. Darum hatte sich Eduard III. gegen David Bruce, den König der Schotten, obwol derselbe mit Johanna, seiner Schwester, vermählt war, und für den schottischen Thronprätendenten Eduard Baliol erklärt, weil der Letztere sich bereit zeigte, die Lehenshoheit Englands anzuerkennen. Eduard Baliol ward auch durch Englands Hilfe im J. 1332 auf einen Augenblick Meister von Schottland, David Bruce und Johanna, die Schwester Eduard's III., mußten an den Hof von Frankreich flüchten. Seine Partei aber, von Archibald Douglas angeführt, vermochte bald wieder das Haupt zu erheben. Philipp VI. unterstützte sie eifrigst; es erfoderte auch ein wirklich französisches Interesse, Schottland nicht in die Gewalt der Plantagenet fallen zu lassen. Eduard III. aber eilte seinem Schützling Eduard Baliol zu Hilfe und Archibald Douglas fand in der Schlacht von Halidownhill am 19. Juli 1333 den Tod. Eduard Baliol erkannte nun die englische Lehensboheit förmlich an, machte sich aber dadurch in Schottland auf das Äußerste verhaßt. Die Partei des David Bruce, immer von Phi-

61) Mémoire pour servir à l'histoire de Robert d'Artois par *Lancelot* Acad. des Inscript. X. p. 582 etc. *Dacier*, Notices d'une pièce manuscripte qui fournit quelques détails historiques concernant Robert d'Artois. Acad. des Inscript. XL. p. 170 etc.

62) *Gaillard.*, Histoire de la querelle de Philippe Valois et d'Edouard III. (Paris 1774.)

Digitized by Google

lipp VI eifrig unterstützt, erhob sich unter Andrew Murray bald wieder. Die nationale Partei erlangte in Schottland schnell ein so bedeutendes Übergewicht, daß Philipp VI. auf dieser Seite seinen Zweck, die Schotten unabhängig von England zu erhalten, als erreicht betrachten konnte.

Bis jetzt ist auch in diesem Verfahren Nichts, das unklug genannt werden könnte. Aber zu gleicher Zeit hat er in einer thörichten Weise angefangen, Eduard III. herauszufodern, zu reizen und zu erbittern. Die Rechte Eduard's III. als Herzog von Guienne wurden verletzt und jede Ausgleichung oder Entschadigung verweigert, die Rüstungen, welche Philipp VI. zu dieser Zeit angeblich für einen großen Kreuzzug traf, schienen eigentlich zu einem plötzlichen Angriff auf England bestimmt zu sein, sodaß Eduard III. schon am Ende des J. 1336 Vorkehrungen an den Küsten treffen zu müssen glaubte, ja Graf Ludwig I. von Flandern, der sich in allen Stücken zum Instrumente Philipp's VI. hergab, ließ in demselben Jahre alle Engländer, die sich des Handels wegen in seinem Lande befanden, auf eine rohe und gewaltsame Weise ergreifen, was Eduard III. damit erwiederte, daß er nun auch alle Flandrer in England ergreifen ließ. Indessen hatte der König von England offenbar keine Lust zu einem ernsten Kriege mit Frankreich. Er rief selbst die Vermittelung des apostolischen Stuhles auf. Papst Benedict XII. intervenirte auch für den Frieden, der aber deshalb nicht zu Stande kam, weil Eduard III. allerdings verlangte, daß Philipp VI. die Bundesgenossenschaft mit den Schotten der Partei des David Bruce aufgeben sollte. Einen Augenblick soll der König von Frankreich dazu entschlossen gewesen sein. Aber er besann sich bald anders, verweigerte diese Bundesgenossenschaft aufzugeben und die Unterhandlungen wurden abgebrochen. Philipp VI. verlangte nun in einem stolzen und gebieterischen Tone von Eduard III. die Auslieferung Robert's von Artois, und erließ, als darauf keine Antwort kam, eine Declaration, daß Jedermann, Vasse oder Freier, innerhalb oder außerhalb Frankreichs, der Robert von Artois noch hegen und pflegen würde, in das Verbrechen des Hochverraths falle und dieselbe Strafe verwirkt habe, wie dieser. Valois, so scheint es, wollte durch diesen Schritt theils seinem glühenden Hasse gegen jenen Robert genügen, theils dem König von England gegenüber, der als Herzog von Guienne sein Vasse war, sich in seiner Macht und in seiner Hoheit zeigen, theils vielleicht auch sich eine Gelegenheit machen, um nachzuholen, was von Philipp dem Schönen nicht hatte gewonnen werden können, und Guienne an die Krone bringen. Eduard III. sollte sich entweder demüthigen und Robert von Artois ausliefern, oder das Parlament von Paris ihn wiederum seines Herzogthums Guienne für verlustig erklären. Aber Valois irrte sich zuerst in sich selbst, denn er war der Mann nicht, solche Dinge hinauszuführen, und er irrte sich zweitens in Eduard III., der nicht der Mann war, sie über sich ergehen zu lassen. Nun erst nahm Eduard III. den Grafen von Artois recht förmlich und feierlich in seinen Schutz, und entschloß sich zu einem Kriege gegen Frankreich, zu dem er ursprünglich, wie man deutlich sieht, keine besondere Lust gehabt. Dabei war zuerst in dem König von England selbst der Gedanke, seine Ansprüche auf die französische Krone hierbei geltend zu machen, nicht eben sehr thätig. Aber Philipp VI. hatte sich in den flandrischen Städten, indem er durch den Grafen Ludwig I. ihren Handel mit England, auf dem ihr Wohlstand gutentheils beruhte, vernichten wollte, indem er ihre Freiheiten stets bedrohte, heftige Feinde geschaffen. Die flandrischen Städte, von Jacob Arteveld, dem Brauer und Bürgermeister von Gent, geleitet, standen zum Theil schon im J. 1337 gegen ihren Grafen auf. Der Graf Robert von Artois und die flandrischen Städte scheinen einen gleichmäßigen Antheil daran gehabt zu haben, daß Eduard III. sich entschloß, nicht allein einen gewöhnlichen Krieg gegen Philipp VI. zu unternehmen, sondern auch seine Ansprüche auf die französische Krone wieder hervorzusuchen. Die flandrischen Städte wollten sich doch nicht mit einem Feinde Frankreichs, sie wollten sich nur mit einem Könige von Frankreich verbünden. So ward Eduard III. auf den Gedanken gebracht, daß er nach Frankreichs Krone greifen müßte.

Was den Krieg anlangte, so war Eduard III. so dazu gezwungen, denn schon im Julimonat 1337 ließ Philipp VI. das englische Herzogthum Guienne angreifen, und auch sonst noch Anstalten zum Angriff auf England machen. Man kann nicht sagen, daß an sich selbst der Gedanke Guienne, zu gewinnen, ein unkluger gewesen sei. Es war im Gegentheil unabweisbar für Frankreich nothwendig, daß England vom französischen Boden weggewiesen würde. Aber die Zeit war von Philipp VI. sehr übel gewählt, und seine Unklugheit, die darin erscheint, trat in der Führung und Leitung der Sache, als sie einmal begonnen worden, noch mehr hervor. Eduard III. ließ am 21. Aug. 1337 den Krieg an Philipp VI. erklären, und legte am 7. Oct. 1337 den Titel eines Königs von Frankreich an, da er das Land nach dem Erbrechte besitze. In dem J. 1338 kam der Krieg zum wirklichen Ausbruch. Mit demselben wird der große, allbekannte und einflußreiche Streit zwischen Frankreich und England, welcher sich bis in das folgende Jahrhundert hinzieht, begonnen. Hier, wo es sich nur um das Leben und um eine Schilderung Philipp's von Valois handelt, kann auf die Einzelnheiten dieses Kampfes nicht eingegangen werden. Es ist nur nachzuweisen, daß seine Unklugheiten ein schweres Ungewitter auf Frankreich und auf das Haus Valois zogen, ein Ungewitter, welches zuerst eine noch größere Gefahr, als es wirklich brachte, zu enthalten schien. Eine Vereinigung Frankreichs und Englands unter den Plantagenets, wie sie Eduard III. ausgesprochen, als er den Titel eines Königs von Frankreich antegte, war damals nicht so unnatürlich als ein Jahrhundert später. Die Plantagenets waren noch Franzosen, der Adel von England redete noch französisch. Wenn sich Frankreich und England vereinigten, so konnte es wenigstens scheinen, als ob zwei zusammengehörende Reiche sich an einander fügten. Philipp VI. hatte also zuerst ein allgemeines Verhältniß gegen sich und er hätte schon des-

Digitized by Google

bald Eduard III. nicht reizen sollen, daß er seiner Ansprüche auf Frankreich wieder gedächte. Ferner hatte Valois die Gesinnung des größten Theils der benachbarten Fürsten und Herren zu fürchten, welche besorgt über die immer steigende Macht des Königthums in Frankreich leicht zu einem Angriffe auf ihn die Hände bieten konnten. In der That brachte Eduard III. bald Bündnisse mit den weltlichen oder geistlichen Fürsten und Herren von Hainaut, Geldern, Holland, Seeland, Brabant, Cöln und Trier gegen Philipp VI. zu Stande. Auch Kaiser Ludwig der Baier, der von Valois vielfach gereizt worden, ernannte Eduard III. zum Vicar des Reiches jenseit des Rheinstromes. Endlich fehlte es dem Könige von Frankreich nicht an Feinden auf seinem eigenen Reichsboden. Von diesen behaupteten die flandrischen Städte, welche Valois thöricht erbittert hatte, die bedeutendste Stelle. Vergebens wollten Philipp VI. und Graf Ludwig I. wieder einlenken, als die Gefahr drohte. Die flandrischen Städte schlossen nichtsdestoweniger am 28. Jan. 1340 ein förmliches Bündniß mit Eduard III., indem er als König von Frankreich alle ihre Rechte und Privilegien in der ausgedehntesten Weise bestätigte.

Wenn nun der Krieg bis zum J. 1340 so vorüberging, daß Philipp VI. große und empfindliche Nachtheile nicht erlitt, ja wenn er selbst Eroberungen in Guienne machen konnte, so kam das weit weniger von seiner Kraft und von seinen Einsichten, als vielmehr von den Umständen, die ihn begünstigten, her. Eduard III., auch durch den schottischen Krieg beschäftigt, konnte doch immer nur verhältnißmäßig geringe englische Streitkräfte nach Frankreich werfen, und den Bundesgenossen, die er sich gewonnen, war es niemals um seine, sondern stets nur um ihre eigene Sache zu thun. Darum konnte Eduard III. zuerst Nichts erreichen, obwol er einem Gegner, der ihm sonst gar nicht gewachsen war, gegenüber stand. Philipp VI. verstand nicht dem Kampfe gegen Englands König ein nationales Gepräge zu geben und die Gefühle der Menschen, die etwa, den Adel ausgenommen, von ihm für Nichts gezählt wurden, zu gewinnen. Geld zusammenzupressen, ist sein einziges Gewerbe und das Geld das einzige Mittel, mit dem er den Krieg führen zu können glaubt. Noch vor dem Ausbruche des Kampfes werden wieder alle italienische Kaufleute in Frankreich gefaßt und gezwungen ihre Freiheit für schwere Summen zu erkaufen. Dann begannen die Operationen mit der Münze wieder in einem großen Maßstabe. Im J. 1339, nachdem der König soviel baares Geld als möglich an sich gezogen, erhöhte er die Mark Silber von 4 Fr. 10 Sous auf 9 Fr., und die Mark Gold von 54 Fr. bis auf 108 Fr.[63]). Seitdem wurden diese Operationen bis zum Tode des Königs regelmäßig fortbetrieben. Wenn er zu zahlen hatte, gab er das schlechte Geld für gutes aus, und wenn er zu empfangen hatte, nahm er das schlechte nur als schlechtes an. Eine Rohheit, Unbeholfenheit und Menschenverachtung, die fast unglaublich ist, drückt sich in fast Allem, was Philipp VI. thut und treibt, aus. Seine Vorgänger, die Capetinger, hatten zuweilen wol auch in ähnlicher Weise gehandelt, doch hatten sie damit stets mehr allgemeine Zwecke, die doch in ihren Resultaten und Ergebnissen einst für Frankreich wohlthätig werden mußten, verfolgt. Die nationale Einheit und das autokratische Königthum, auf welchem jene beruhte, war unter ihnen fast immer gestiegen und vorwärts gegangen. Unter Philipp VI. stand diese Entwickelung beinahe gänzlich still, denn seine Erpressungen und seine Gewaltthaten verfolgten entweder nur persönliche Zwecke, oder sie waren ihm wegen des Krieges mit England, in den er sich leichtsinnig gestürzt, nöthig geworden. Ja zuweilen schien das Königthum unter diesem Valois wieder zurückschreiten zu müssen. So gab Philipp VI. im J. 1338 dem Adel in Languedoc die Unabhängigkeit seiner Gerichtsbarkeit, die von seinen Vorfahren zerstört worden, wieder zurück, so bewilligte er den Generalstaaten vom J. 1339, von denen uns im Übrigen weiter Nichts bekannt ist, daß künftig keine Steuer ohne Zustimmung der Stände vom Königthume erhoben werden solle, ein Grundsatz, der freilich in Frankreich fast niemals gehalten worden ist[64]). Unterdessen war, nachdem die Franzosen in einer großen Seeschlacht, am 24. Juni 1340, von den Engländern besiegt worden, der erste Act des großen Streites zu Ende gegangen, indem Philipp VI. und Eduard III. den 25. Sept. 1340 einen Waffenstillstand, zuerst auf einige Monate, mit einander schlossen. Derselbe ist dann öfter prolongirt worden, und dauerte bis zum Jahre 1345.

Aber die Waffen ruhten während desselben keineswegs völlig und auf einem Terrain begegneten sich die beiden Gegner doch bald wieder. Eduard III. unterhandelte im J. 1341 schon wegen des Aufgebens aller seiner Ansprüche auf den französischen Thron. Doch ein eintretender Fall erfüllte ihn mit neuer Hoffnung für den fast abenteuerlichen Entwurf der Vereinigung der Kronen von Frankreich und von England auf seinem Haupte. Johann III., Herzog von der Bretagne, der unter den Fürsten Frankreichs, welcher sich noch in der meisten Unabhängigkeit von der Krone behauptete, starb am 30. April 1341 ohne Leibeserben. Nun ward die Succession in der Bretagne zwischen den Häusern Blois und Montfort streitig. Ein älterer Bruder Johann's III., Gui de Penthièvre, hatte eine Tochter, Johanna, hinterlassen, die mit Karl von Blois, Neffen Philipp's VI., vermählt war. Das Haus Blois behauptete, daß das Repräsentationsrecht, welches in der Bretagne galt, auch wie in den Fürstenthümern von Toulouse, Champagne und Artois, auf das Herzogthum angewendet werden müsse, und nahm dasselbe somit für die Prinzessin Johanna in Anspruch. Nun war aber noch ein jüngerer Bruder Herzogs Johann III. selbst, Johann von Montfort, da, der behauptete, daß das Repräsentationsrecht noch nie auf das bretagner Herzogthum angewendet worden sei. Für ihn schien auch das jüngst für die Kronlande gegebene salische Gesetz sprechen zu müssen. Montfort hatte sich zuerst in den Besitz der Bretagne gesetzt, aber Karl von Blois wandte sich sogleich

63) Ordonnances de France. II. p. 131. 138. 142.

64) *Thibaudeau*, Histoire des états généraux. I. p. 110.

an seinen Oheim, König Philipp VI., der durch sein Parlament am 7. Sept. 1341 für die Rechtmäßigkeit der Blois'schen Ansprüche entscheiden ließ[65]). Karl von Blois griff zu den Waffen, um diesem Spruch Nachdruck zu geben, ohne daß Philipp VI. zuerst directen Antheil genommen hätte. Karl von Blois war so glücklich, seinen Gegner, Johann von Montfort, gefangen zu nehmen, und dessen Sache wäre verloren gewesen, wenn nicht seine Gemahlin, Margaretha von Flandern, eine rüstige und kühne Frau gewesen. Sie warf sich völlig Eduard III. in die Arme und versprach ihn als König von Frankreich anzuerkennen. Darauf gründete nun Eduard III. seine neuen Hoffnungen, er meinte nun bessern Eingang als das erste Mal in Frankreich gewinnen zu können. Schon im J. 1342 erschien der König von England persönlich in der Bretagne, um die Sache des Hauses Montfort zu unterstützen, wodurch auch Philipp VI. genöthigt ward, sich des Hauses Blois thätig anzunehmen.

Indessen bekämpften sich die beiden Könige drei Jahre lang nur in der Bretagne und nur unter dem Namen der Bundesgenossen der Montforts und der Blois. Zwischen ihnen selbst dauerte der Waffenstillstand. Erst als Johann von Montfort, der Haft entronnen, am 19. Mai 1345, Eduard III. als König von Frankreich förmlich und öffentlich huldigte, war der Ausbruch des unmittelbaren Krieges zwischen den beiden Königen entschieden.

Die fünf Jahre einer halben und zweideutigen Ruhe, welche Philipp VI. genossen, gaben über seine anderweitige Thätigkeit nur sehr dürftige Kunde. Froissart, welcher den Krieg in der Bretagne sehr weitläufig erzählt, schweigt von allen andern Dingen fast gänzlich. Die königlichen Ordonnanzen und die Beschlüsse der Generalstaaten gaben indessen zu erkennen, daß Druck und Erpressungen, deren Ertrag vom Kriege wie von den Verschwendungen des Königs verschlungen wurden, mit immer größer werdender Heftigkeit fortgedauert haben. Die Einsichten Philipp's VI. stiegen mit den Jahren nicht, seine Maßregeln vereinigten, wie früher, die rohe Gewaltthätigkeit mit der ruinirenden Absurdität. Im J. 1342 wurden die königlichen Münzen wieder um ein Fünftheil ihres Silbergehaltes vermindert, aber für den vollen Gehalt ausgegeben; am Anfange des J. 1343 bemeisterte sich der König des Salzmonopols in dem ganzen Reiche. Es wurden sechs Commissionen für die Aufsicht über den Salzverkauf errichtet, welche zugleich die Gerichtsbarkeit über alle das Salzmonopol betreffende Vergehungen hatten. Von diesen Specialgerichten durfte selbst nicht an das Parlament appellirt werden. Es ward im Übrigen weder eine Regel wegen der Austheilung des Salzes an die Familien, noch ein Preis desselben bestimmt, Philipp VI. liebte es dabei, sich selber bei seinen Erpressungen zu verstecken und nach Möglichkeit die Generalstaaten vorzuschieben. Im August des J. 1343 wurden sie einberufen, um ihre Zustimmung zu einer sehr drückenden, der spanischen Alcavala ähnlichen Abgabe zu geben. Bei dem Verkauf aller Waaren sollten vier Deniers vom Livre von dem Käufer an den König gezahlt werden. Languedoc kaufte sich von diesem Drucke durch eine jährlich bestimmte Summe los. Sonst ward auch auf diesen Generalstaaten eine allmälige Werthverminderung des schlechten Geldes, welches Philipp VI. im J. 1342 als gutes ausgegeben, beliebt. Niemand wollte nun verkaufen, weil sich unter seinen Händen das empfangene Geld im Werth allmälig minderte. Es entstand so fast eine Hungersnoth in Frankreich, aber Philipp VI. wußte sich zu helfen. Allen Kaufleuten und Pächtern ward bei Strafe der Confiscation Waaren und Lebensmittel auf die Märkte zu liefern geboten. Eine Menge von Ordonnanzen mußten über die verwickelten Verhältnisse, welche durch die Münzoperationen des Königs entstanden, erlassen werden[66]). Fast alle Regierungsacte Philipp's VI. sind nur das Werk der Laune und der Willkür entweder des Königs selbst, oder seiner Räthe und Rathgeber. Selten wird bei etwas Anderem als bei der Leidenschaft, dem blinden Einfall oder der Noth des Augenblickes Rath geholt. Daher wird an den innern Ausbau des Staates, an sein Wohl oder an seine Blüthe sehr selten gedacht. Indessen sind im J. 1344 zwei Verordnungen erlassen worden, welche doch einige Einsicht und einige Sorge für den Staat durchschimmern lassen[67]). Die erste vom Monat Juli über die Messen in der Champagne gibt allen fremden Kaufleuten, die dahin kommen würden, das Versprechen, völlige Freiheit der Personen und des Eigenthumes für Herreise und Hinreise, sowie Abgabenerlaß für ihre Waaren. Für alle Streitigkeiten, die auf diesen Messen entstehen könnten, wird eine Art von Meßgericht gegründet, unter dessen Gerichtsbarkeit alle Handeltreibende während der Messen ausschließlich gestellt sind. Eine zweite Ordonnanz vom December 1344 kürzt das Verfahren des Parlaments und bestimmt die Fälle, in denen an dasselbe appellirt werden durfte. Dieses ist die Ordonnanz Philipp's VI., in welcher sich noch der meiste Sinn ausspricht. Kurz vor dem Wiederausbruche des Krieges war der König von Frankreich mit finsterm Mistrauen gegen einen Theil des Adels in der Bretagne und in der Normandie erfüllt worden. Mehre edle Häupter, unter ihnen Oliver von Clisson, fielen. Die Hinrichtungen werden jedes Mal in der Stille und ohne die Form einer gerichtlichen Untersuchung vorgenommen. Wo Philipp VI. Mistrauen faßte, da fiel auch bald ein Kopf. Mehre Edle wurden erst durch dieses Verfahren bewogen, zu Eduard III. zu flüchten und ihn als König von Frankreich anzuerkennen. Aber die Masse des Adels blieb Valois immer treu, denn er war weit mehr im Sinne des Adels als im Sinne der Nation König. Der Adel hatte unter ihm volle Freiheit die Bauern zu schinden, zu pressen und zu plagen. Darum werden auch den Bauern selbst in der Noth des Krieges mit England keine Waffen in die Hände gegeben. Man müßte fürchten, daß die Geplagten die empfangenen Waf-

65) *Daru*, Histoire de Bretagne. II. p. 78.

66) Ordonnances de France. II. p. 179. 182. 189. 195.
67) Ibid. p. 196. 197.

Digitized by Google

fen nicht gegen die Engländer, sondern gegen den Adel wendeten. Das Fußvolk eines französischen Heeres wird nur aus den Städtern gebildet, und die Reiterei liefert der Adel allein. Hierin liegt auch ein Grund der großen Schwäche, in welcher Frankreich in den englischen Kriegen erscheint.

Aber ein anderer und ebenso großer lag in dem Unverstande Philipp's VI., in dem Leichtsinne und dem ritterlichen Übermuthe des französischen Adels. Im J. 1345 war der Krieg, welcher in Guienne, in der Bretagne und in Flandern geführt ward, noch ziemlich unbedeutend, obwol Eduard III. in Person auf dem Festlande erschienen war. Aber schon offenbarte sich allenthalben die große Überlegenheit der verhältnißmäßig geringen Streitkräfte der Engländer über die französischen, denn jene waren von Ruhe und Verstand, diese von Beweglichkeit und Unverstand geleitet. Für das J. 1346 mußte ein neuer Angriff Eduard's III., der vor der Hand nach England zurückgekehrt, erwartet werden. Philipp VI. glaubte deshalb doch einige Rücksicht auf die Klagen nehmen zu müssen, die über die Weise seiner Herrschaft durch ganz Frankreich erschallten. Im Februar wurden daher die Generalstaaten des Nordens (Langue d'oui) nach Paris, und die Generalstaaten des Südens (Langue d'oc) nach Toulouse berufen[68]). Im Ganzen genommen begriffen die Generalstaaten dieser Zeit ebenso wenig wie der König und seine Räthe etwas von der Administration. Dieses Mal ertönten indessen doch starke Klagen über das Salzmonopol, über die neue Abgabe auf verkaufte Waaren und über die willkürlichen Erpressungen des Königs und des Hofes, wobei die Generalstaaten aber freilich für die Fortdauer des Salzmonopols und der Alcavala entscheiden. Aus der königlichen Ordonnanz, welche die andern willkürlichen Erpressungen abstellen soll und abzustellen verspricht, können wir ihre ganze, furchtbare Höhe ermessen. Es sind gezwungene Anleihen bald im Namen des Königs und der Königin, bald im Namen der Prinzen des Hauses erhoben worden. Die Räthe, die Beamten, die Hofleute, der Adel, sie haben nach Laune, Willkür und Bedürfniß, ohne jemals an eine Bezahlung zu denken, von den Gemeinen requirirt, was sie eben brauchten. Indem Philipp VI. das für die Zukunft verbot, behielt er sich doch für sich und für die Prinzen von Geblüt das freie Requisitionsrecht vor. Der König hat zeither seinen Hofleuten und wem er sonst wollte, Freibriefe, daß sie nicht wegen Schulden belangt und zur Bezahlung derselben angehalten werden konnten, gegeben, und ähnliche Dinge mehr[69]). Im Übrigen scheinen die Generalstaaten vom J. 1346 nur sehr kurze Zeit versammelt gewesen zu sein. Immer suchte Philipp VI. sie so schnell als möglich wieder los zu werden. Die Versprechungen, welche der König gegeben, wurden noch schneller gebrochen, als sie gegeben sind. Noch in dem verhängnißvollen Jahre 1346 erneuerten sich Druck und Willkür auf eine furchtbare Weise. Die vorhandenen Münzen wurden wieder einmal außer Cours gesetzt, damit der König noch schlechteres Geld als das circulirende prägen lassen könnte.

Unterdessen landete Eduard III. im Juli 1346 in der Normandie, eroberte Caen und drang mit einer Handvoll Engländer sengend und brennend bis in die Nähe der Hauptstadt vor. Philipp VI. preßte und schwelgte in Paris, wo das Ergebniß aller Erpressungen in der Regel in wilden Verschwendungen verschleudert ward. Erst die große Gefahr und die Unzufriedenheit der Menschen, die selbst einen Aufstand befürchten ließ, bewog ihn, sich aus den Armen des Vergnügens zu reißen. Es waren damals nach dem Zeugnisse Froissart's von Philipp VI. gegen 100,000 Streiter zusammengebracht, welche indessen auf mehren Punkten hatten vertheilt werden müssen. Indessen konnte Valois dem König Eduard III. bei Paris immer noch mit großer Überlegenheit entgegentreten. Eduard III. ging über die Seine, um sich nach dem Norden zu ziehen. Von der französischen Überlegenheit verfolgt, gedrängt, zuweilen fast umringt, bot der König von England die Hand zu einem friedlichen Abkommen, welches aber von Philipp VI. in stolzem Übermuthe abgewiesen ward. Die Strafe desselben war die Niederlage, die er am 26. Aug. 1346 in der Schlacht von Crecy erlitt. Sie war die schimpflichste, welche die französischen Waffen jemals erfahren. Doch fällt der Schimpf weniger auf den Adel Frankreichs als auf König Philipp VI., der von Thorheit und blinder Leidenschaft geleitet, Truppen, die vor Ermüdung und Anstrengung, vor Hunger und Erschöpfung fast niedersanken, deren Waffen zum Theil durch anhaltenden Regen unbrauchbar geworden, in stürmischer Unordnung und wider den Rath aller erfahrenen Männer, gegen einen Feind führte, der nur in verzweifelter Tapferkeit Rettung finden konnte. Wenn Eduard III. durch den Sieg von Crecy, ebenso wenig wie seine Nachfahren durch andere Siege, sich nicht zum Meister von ganz Frankreich machen konnte, so hatte Philipp VI. sicher nicht das Verdienst davon. Die Wildheit, mit welcher die Engländer den Krieg führten, regte doch allmälig die nationalen Gefühle unter den Franzosen auf. Auch waren die Streitkräfte, mit denen Eduard III. in Frankreich auftreten konnte, für die Größe des Unternehmens immer sehr gering, England auch gleichzeitig durch die Schotten, welche unter ihrem König David Bruce bald nach dem Siege von Crecy die furchtbare Niederlage von Neville-Croß am 17. Oct. 1346 erlitten, beschäftigt.

Valois verstand auch nach der Niederlage von Crecy weder den nationalen Geist zu beleben, noch sonst etwas Lobenswerthes, oder auch nur Ehrenhaftes und Kräftiges zu thun. Während die Engländer viele Provinzen des Landes plünderten und verheerten, Eduard III. im Monat September die wichtige Stadt Calais zu belagern begann, wird Philipp VI. nur durch seine Erpressungen und Plünderungen bemerkbar. Er unternahm einen Feldzug gegen das Geld der Franzosen und der Fremden, welche in seiner Gewalt waren. Gleich nach der Niederlage von Crecy verschlechterte er das Geld wieder um den

68) *Thibaudeau*, Histoire des états généraux en France. I. p. 114. 115. Ordonnances de France. II. p. 240—251.
69) *Decrusy*, *Isambert*, *Jourdan*, Recueil général des anciennes lois françaises. IV. p. 557 sq.

zehnten Theil seines Gehaltes, und da Alle, die etwas verkauften, entweder nur fremdes Geld nahmen, oder des Königs Münzen nur nach einem willkürlichen Ansatz, wie denn Willkür oder Verwirrung durch Philipp's VI. Maßregeln allenthalben erzeugt werden mußte, gebot er am 16. Febr. 1347 bei schweren Strafen, daß weder einheimisches noch fremdes Geld nach einem andern als dem von ihm bestimmten Preise genommen werden dürfe [70]). Um dieselbe Zeit ließ er auch alle italienische Kaufleute in Frankreich verhaften, und bemeisterte sich ihres Eigenthums; auch ward dem Finanzminister Des Essarts der Kopf abgeschlagen. In dieser Weise machte Valois sich öfter Geld, indem er die wieder plünderte, die ihm erst als Instrument der Plünderungen gedient und sich dabei bereichert hatten. Durch solche Mittel hatte Philipp VI. wieder ein bedeutendes Heer zusammengebracht, mit dem er Calais zu entsetzen versuchte. Aber er und die Franzosen waren so entmuthigt, daß ein ernster Angriff auf die Engländer in ihren festen Positionen nicht gewagt ward. Eduard III. eroberte Calais, schloß aber bald darauf einen Waffenstillstand, welcher bis an das Lebensende Philipp's VI. dauerte. Eine Krankheit, welche den größten Theil Europa's verheerte, hatte sich schon in demselben Jahre 1347 mit furchtbarer Gewalt auch nach Frankreich verbreitet.

Mitten in dem ungeheuren Unglück war Valois nur beschäftigt, das Geld zu seinen Vergnügungen, seinen Festen und einigen für Frankreich sehr vortheilhaften Erwerbungen zu gewinnen. Im Laufe des J. 1348 sind nicht weniger als eilf Ordonnanzen erlassen worden, bald um diese Münze zu erhöhen, bald um jene zu erniedrigen. Wie schlecht auch Philipp VI. über Frankreich gewaltet, wie tief Frankreich auf der einen Seite durch ihn von der Höhe, auf welche es die letzten Capetinger gebracht, herabgedrückt worden war, so führten doch die guten Sterne, welche über das französische Reich walteten, zu seiner Zeit mehre günstige Ereignisse herbei. Jacob, König von Majorca, verkaufte Montpellier an die französische Krone, Humbert, Dauphin von Viennois, übergab, um in den geistlichen Stand zu treten, sein schönes Fürstenthum, die Dauphiné, an Karl, den Erstgeborenen Johann's, des Herzogs von der Normandie, des Sohnes Philipp's VI., für 200,000 Florins. Im J. 1349, wo diese Erwerbungen vom Hause Valois gemacht und bezahlt wurden, erschienen wieder neue Verordnungen über das Münzwesen, eine so betrüglich wie die andere. In demselben Jahre starb die Königin Johanna aus dem Hause Burgund und der alte Philipp VI. vermählte sich noch am 19. Jan. 1350 mit der jungen Blanka von Navarra, die erst für seinen Sohn, den nachmaligen König Johann, bestimmt gewesen. Aber schon am 22. Aug. 1350 war der unwürdige König Philipp VI. todt. (*Flathe.*)

Philipp, König von Navarra, der Gute oder Weise, und seines Namens auf dem navarresischen Throne der Dritte, wenn man die Könige von Frankreich, Philipp den Schönen und Philipp den Langen, die denselben zuvor gleichfalls nach einander eingenommen hatten, mitzählen will. Geboren im J. 1305 war er der älteste Sohn des Grafen Ludwig von Evreux und der Margaretha von Artois. Ein Enkel Königs Philipp III. von Frankreich durch seinen Vater, war Philipp von Evreux zur Zeit, als der jüngste Sohn seines Oheims Philipp IV., Karl (IV.) der Schöne, ohne männliche Erben mit Tode abging, eine wichtige Person für die französische Thronfolge sowol dem Könige Eduard III. von England, als seiner eignen Gemahlin, der Königin Johanna II. von Navarra, und sechs andern französischen Königstöchtern gegenüber [1]). Johanna, einziges Kind und Erbin Königs Ludwig X. von Frankreich, wurde, da sie durch einen Machtspruch der französischen Barone, welche die Weiber von der Thronfolge ausschlossen, im J. 1316 zurückgesetzt worden war, zur tröstenden Entschädigung am 18. Juni 1318 von ihrem Oheim Philipp V., dem Langen, par paroles de présent mit dem Prinzen Philipp von Evreux vermählt, ohne doch damals gesicherte Aussichten auf den Besitz desjenigen väterlichen Erbtheils zu erhalten, welches ihr dem Staatsrechte zufolge in der That unbenommen bleiben mußte. Dieses Erbtheil bestand in dem Königreiche Navarra und den Grafschaften Champagne und Brie, und war von der Prinzessin Großmutter, Johanna I. von Navarra (s. d. Art.), auf deren Sohn, Ludwig X., 1305 vererbt worden, ohne daß dadurch das Erbfolgerecht in jenen Ländern, welches die weibliche Linie nicht ausdrücklich ausschloß, für die Folge eine wesentliche Veränderung erlitten hatte. Johanna II. aber (s. d. Art. Johanna II., Königin von Navarra) wurde gleichwol durch ihres Vaters Brüder, Philipp V. und Karl IV., die nach einander den französischen Königsthron bestiegen, nicht sowol unter dem Vorwande einer Bevormundung — sie war vier Jahre alt, als 1316 ihr Vater starb — als vielmehr in Folge von wirklicher Usurpation um ihre Thronrechte in Navarra wie in den Grafschaften Champagne und Brie betrogen und sollte sich mit Geld und Anweisungen auf andere französische Grund-

70) Ordonnances de France. II. p. 253. 262.

1) Zur Erklärung diene hier folgende Stammtafel:

Philipp III., König von Frankreich.

Philipp IV. und Johanna I. von Navarra.				Karl von Valois.	Ludwig von Evreux.
Ludwig X.	Philipp V.	Karl IV.	Isabella, Königin von England.	Philipp VI., König von Frankreich.	Philipp, vermählt mit Johanna II. von Navarra.
Johanna II. von Navarra, Thronbewerberin.	Vier Töchter.	Zwei Töchter.	Eduard III., Thronbewerber.		

stücke abfinden lassen. Sechs Jahre alt, ward sie unter diesen Umständen von ihren Vormündern, die ihre nächsten Verwandten waren, dem jungen Grafen Philipp von Evreux, wie schon bemerkt, in die Arme geworfen, der damals auch nicht mehr als dreizehn Jahre zählte und unter dem Schirme seines Vaters stand. Vierzehn Jahre zählte der unmündige Prinz, als sein Vater am 19. Mai 1319 zu Paris starb und ihm die zur Pairie erhobene Grafschaft Evreux erblich überließ. In seiner Minderjährigkeit blieb der Graf, gleichwie seine Gemahlin, in vormundschaftlicher Abhängigkeit von den Königen Philipp V. und dessen Nachfolger Karl IV., war häufig um ihre Personen und gewöhnte sich auch für die Folge an den Glanz und die Vergnügungen dieses königlichen Hofes zum Nachtheile seiner und seiner Gattin Länder, während es wol klug von ihm gewesen sein mag, daß er im Namen der letztern bei dem Thronwechsel keine Ansprüche auf die französische Monarchie machte, um nicht etwa seine eigenen zu verscherzen. Allerdings stand er im J. 1328 bei dem sohnlosen Ableben seines Vetters Karl IV. in solcher Bedeutung unter den Prinzen von Geblüte, daß Graf Philipp von Valois, welcher im Mannsstamme der erste Thronbewerber war, sich sofort mit ihm abfand, um ihn nicht nur von der Unterstützung anderer Parteien, welche die verschiedenen, zur Sprache gebrachten Thronansprüche hervorgerufen hatten, sondern auch von der Hervorhebung seiner eigenen abzuhalten. In der That empfing er gegen das Interesse derselben und unter Bekräftigung der Verzichtung, die er Namens seiner Gemahlin vor zehn Jahren auf die französische Krone geleistet hatte, vom Grafen von Valois einer vorläufigen Beredung zufolge, im gedachten Jahre den unmittelbaren Besitz des Königreichs Navarra und eine Entschädigung für Champagne und Brie, welche Grafschaften mit Frankreich vereint bleiben sollten. Vielleicht wollte er auf diesem Wege das Gesetz, welches die Weiber von der französischen Thronfolge ausschloß, zu seinem eigenen Vortheile aufrecht erhalten helfen, während er zur Behauptung Navarra's die Stütze des französischen Thronfolgers bedurfte gegen die befürchteten Ansprüche des Königs von England, welche dieser von seiner Mutter Isabella (s. d. Art.) geerbt zu haben glaubte, sowie gegen die wirklich zur Sprache gebrachten Bewerbungen seiner Schwester für deren Töchter.

Johanna, damals erst 16 Jahre alt, scheint nicht dagegen gewesen zu sein, und sie willigte auch 1336 in diese Übereinkunft ihres Gemahls, nachdem dessen Thronrechte an Frankreich nunmehr die ihrigen für die Zukunft aufgenommen hatten. Jene Übereinkunft indessen, welche Beide zur Abfindung mit Philipp von Valois bestimmt hatte und in der Folge zu blutigen Kämpfen Anlaß gab, ist nicht auf die Nachwelt gekommen. Philipp und Johanna nahmen nun zwar die Titel von Navarra sofort an, eilten aber nicht mit ihrer Abreise in dieses Reich, da es ihnen an dem prunkvollen und verschwenderischen Hofe Philipp's von Valois, welcher als König von Frankreich der Sechste seines Namens ist, sehr wohl gefiel und sie in der Folge daselbst auch auf die Dauer verweilten. Noch im J. 1328 begleitete ihn Philipp im Feldzuge nach Flandern und zeichnete sich in der Schlacht bei Cassel dergestalt aus, daß ihm der französische Monarch seinen Sieg über die Flamländer zuschrieb. Erst im folgenden Jahre begab er sich mit seiner Gemahlin in das Königreich Navarra, wo beide am 5. März 1329 gekrönt wurden und die Huldigungen ihrer neuen Unterthanen empfingen. Indessen bleibt merkwürdig, daß sie ihre in diesem verwilderten Lande bei ihrer Thronbesteigung getroffenen Einrichtungen (s. d. Art. Johanna II., Königin von Navarra) dem Könige von Frankreich, vielleicht hinter dem Rücken der Cortes, zur Genehmigung vorlegten; zum Beweise, daß sie auch jenseit der Pyrenäen, wie in der Normandie, von diesem Monarchen abhängig bleiben sollten, um entweder unter Umständen eine mächtige Stütze an ihm gegen ihre freisinnigen Unterthanen finden zu können, oder aber für dessen Nachkommen dereinst die Erbfolge dort offen zu halten gegen englische Ansprüche.

Am 19. Oct. 1329 schlichtete König Philipp zu Tarbes die Streitigkeiten zwischen den gräflichen Häusern Foix und Armagnac, und eilte nach getroffenen nothdürftigen Einrichtungen zur Verwaltung Navarra's wieder nach Frankreich zurück. Die Navarresen mochten sich in ihrem Sinne gefreut haben, den Hof ihrer Fürsten endlich wieder in ihrer Mitte zu sehen; mochten auch darauf gerechnet haben, daß ihre Abgaben im Lande verzehrt, der Aufwand ihrer Großen den Handel des Landes beleben und die Wachsamkeit des Königs, die Misbräuche der Verwaltung verbessern werde. Allein Philipp, an die Vergnügungen des französischen Hofes gewöhnt, misfiel sich unter den Rohheiten dieser armen und freien Gebirgsbewohner so sehr, daß die Unlust über die Pflichten seines Berufs siegte, und obschon er den Eingebornen versprochen hatte, sie nicht zu verlassen, er in kurzer Zeit dennoch wieder mit seiner Gemahlin unter allerlei Vorwänden, zum Verdrusse seiner Unterthanen, nach Frankreich zurückkehrte. Am pariser Hofe fand er gleichgesinnte ritterliche Fürsten, wie die Könige von Böhmen, Majorca und Schotland und andere mehr, welche mit Philipp von Valois eine Kreuzfahrt gegen die Sarazenen in Granada und Syrien verabredeten, dieselbe aber nicht zur Ausführung brachten, weil der Papst in die Foderungen nicht willigte, die sie zu diesem Zwecke an ihn gestellt hatten. Als sich im J. 1334 ein Streit zwischen dem Grafen von Flandern und dem Herzoge von Brabant wegen der Stadt Mecheln erhob, warf sich Philipp von Navarra mit mehren französischen Fürsten auf die Seite des Letztern; doch trat der König von Frankreich bald versöhnend zwischen die kämpfenden Parteien und stellte den Frieden wieder her. Um im Aufsehen erregenden Pompe eine Reise zu Benedict XII. nach Avignon zu machen, schloß sich Philipp nebst dem Könige von Böhmen und vielen Großen des Reichs dem Könige Philipp VI. von Frankreich zu Ende des Jahres 1335 an und pilgerte von Paris aus durch Limoges, Cahors, Toulouse und Montpellier in die päpstliche Residenz, wo er noch den König Sanchez von Marjorca, einen französischen Schützling, antraf. Die glänzende Versammlung nahm am 29. März 1336 das Kreuz

Digitized by Google

abermals und schickte sich sofort zu einer Pilgerfahrt in's gelobte Land an, welche durch die Streitigkeiten mehrer christlichen Fürsten wiederum vereitelt wurde. Auch der König von Navarra bekam eine Fehde mit dem Könige von England wegen einer Abtei in den Pyrenäen, auf welche beide Fürsten ein Recht zu haben vorgaben. Sie verstanden sich zwar zu Unterhandlungen, allein die Streitigkeiten zwischen England und Frankreich traten dazwischen, während welcher der König von Navarra Philipp's VI. Partei ergriff; daher fand er sich bei den Feldzügen desselben gegen die Engländer 1339 und das folgende Jahr mitwirkend ein, dem Bretagnerkriege aber wohnte er nicht bei, sondern schiffte sich im Juli 1343 an der normandischen Küste zur Belagerung von Algesiras ein, welche der König von Castilien gegen die Mauren leitete. Der König von Frankreich hatte diesem zu dem Zwecke nicht blos Geldmittel, sondern auch Truppen verwilligt. Eine Menge französischer Ritter schloß sich dem Könige von Navarra, welcher den Castiliern die Hilfe zuführte, an. Indessen wurde das südliche Klima diesem Fürsten verderblich, er erkrankte während der Belagerung jener Feste, mußte sich deshalb aus dem Lager entfernen und starb zu Xerez den 16. Sept. 1343 oder nach Ferreras zehn Tage später, von seiner Gemahlin drei Söhne und fünf Töchter hinterlassend, über welche der Artikel ihrer Mutter Nachricht gibt. Sein ältester Sohn Karl, mit dem Beinamen des Bösen, erhielt sogleich die Grafschaft Evreux, das Königreich Navarra erst sechs Jahre später, nach dem Tode Johanna's II. Philipp's Leichnam wurde in der Kathedrale zu Pamplona beigesetzt [2]).

(*B. Röse.*)

Philipp, König von Neapel, s. Philipp I—IV. von Spanien.

Philipp, König von Portugal, s. Philipp I—III. von Spanien.

Könige von Spanien.

Philipp I., König von Castilien. Die Bedeutung, welche Philipp I. in der Geschichte hat, beruht nicht auf dem, was aus ihm selbst hervorgegangen, was von ihm selbst gethan worden, sondern auf dem, was mit ihm vorgegangen, was das Schicksal an ihm und durch ihn gethan hat. Von dem Ende des 15. Jahrh. arbeiteten eine Menge von Dingen und Ereignissen darauf hin, daß die ungeheure Monarchie, welche Kaiser Karl V. am Anfange des 16. Jahrh. beherrschen sollte, sich vorbereite. Dessen Vater, Philipp von Habsburg, Herr der Niederlande, eine kurze Zeit auch König von Castilien, mußte der Weltregierung bei der Vorbereitung zur Bildung des großen spanisch-habsburgischen Staates ebenfalls dienen. Er ist das Mittel, durch das die Häuser von Spanien und von Habsburg zuerst in eine enge Verbindung unter einander gebracht werden. Philipp war im J. 1479 aus der Ehe geboren, welche zwischen Maximilian von Habsburg, dem Sohne Kaiser Friedrich's III., und Maria von Burgund, der Tochter und Erbin Karl's des Kühnen, am 19. Aug. 1477 geschlossen worden war. Diese Ehe hatte den schönen Besitz der niederländischen Provinzen an die Habsburger gebracht. Im Januar 1480 ward aus derselben noch die Prinzessin Margareth, im September 1481 noch ein zweiter Sohn, Franz, geboren, der aber bald nach der Taufe wieder starb. Maria aber starb an den Folgen eines unglücklichen Falles schon am 27. März 1481. Ihr Tod gab das Herrnthum über das reiche Erbe von Burgund dem noch so jungen Philipp, denn in den Ehepacten zwischen Habsburg und Burgund war bestimmt worden, daß bei Maria's frühern Tode ihre Herrschaften nicht auf den Erzherzog Maximilian, sondern auf die Kinder der Ehe übergehen sollten. Maximilian bemeisterte sich indessen nach Maria's Tode sogleich der vormundschaftlichen Regentschaft, aber die Provinz Flandern, wo die Stadt Gent eine Hauptrolle spielte, wollte diese Regentschaft nicht anerkennen. Die Genter bemächtigten sich bald nach Maria's Tode Philipp's des Kindes, denn sie wollten eine andere in dessen Namen von den Ständen eingesetzte Regentschaft. Während der innern Bewegungen, welche in den Niederlanden durch die Frage über die Regentschaft herbeigeführt wurden, blieb Philipp mehre Jahre in der Genter Gewalt und Gewahrsam. Im J. 1485 lieferten sie ihn dem Vater jedoch wieder aus, nachdem ein Tractat geschlossen, in dem die Genter Maximilian's Regentschaft anerkannten, dieser dagegen den jungen Philipp nicht aus den Niederlanden zu entfernen versprach. So hat der noch ganz junge Knabe schon eine kleine Rolle in der politischen Welt unwillkürlich übernehmen müssen. Unter den folgenden Bewegungen in den Niederlanden, wenn sich Flandern und Holland der Regentschaft Maximilian's erledigen wollten, wird Philipp's Name freilich zuweilen erwähnt, indem man ihn als den geborenen und einheimischen Landesfürsten dem Habsburger entgegensetzen muß, aber diese Erwähnungen sind ohne weitere Bedeutung. Philipp tritt nicht eher wieder hervor, als bis ihm im J. 1494 von dem Vater Maximilian, der nach Friedrich's III. Tode Kaiser der Teutschen geworden, die Regierung der Niederlande übergeben ward. Gleich bei dem Antritte seiner Herrschaft schaffte Philipp, der freilich noch immer viel zu jung war, um mehr als der Ausdruck des Rathes Anderer und besonders seines Vaters zu sein, die übermäßigen Freiheiten ab, welche Holland und Seeland sich am Anfange der Regierung Maria's zu gewinnen verstanden.

Viel wichtiger als die kleinen Bewegungen in den Niederlanden, bei denen der junge Philipp wenigstens genannt wird, war es, daß Kaiser Maximilian I. mit dem neuen Hause Spanien, das sich eben durch die Ehe zwischen Isabella von Castilien und Ferdinand von Aragonien gebildet hatte, in Verbindung trat, denn durch diese Verbindung ist die Riesenmonarchie Kaiser Karl's V., des Sohnes unsers Philipp's, entstanden. Schon im J. 1490 schloß Maximilian I. mit dem Hause Spanien einen Tractat, durch welchen bestimmt ward, daß zuerst Margareth, des Kaisers Tochter, mit dem Infanten Johann, der, wenn er fortgelebt, König von Castilien und Aragonien geworden sein würde, verbunden, ferner eine Ehe zwischen

2) Vergl. die hier benutzten Schriften im Art. Johanna II., Königin von Navarra.

Digitized by Google

Philipp, dem Herrn der Niederlande, und Johanna, der zweiten Tochter Ferdinand's von Aragonien und Isabella's von Castilien, geschlossen werden sollte [1]). Die Vermählung zwischen Philipp und Johanna ward am 21. Oct. 1496 zu Antwerpen vollzogen. Es war zuerst keine Aussicht, daß diese Ehe von der großen Wichtigkeit werden würde, als sie es bald werden sollte. Doch allmälig rückte die Aussicht für das Haus Habsburg, durch diese Vermählung auf Spaniens Thron zu gelangen, immer näher und näher. Margareth, Philipp's Schwester, gelte 1497 nach Spanien, um mit Johann, dem Erben von Castilien und Aragonien, getraut zu werden. Aber wenige Monate nach der Trauung starb zuerst der Infant Johann (am 4. Oct. des J. 1497). Margareth befand sich bei dem Tode des Gatten in gesegneten Leibesumständen; aber nicht ihrem Kinde, nicht Johann's Stamme, sondern ihrem Bruder Philipp und seinem Samen sollte Spanien dereinst anheimfallen, denn sie brachte nur ein todtes Kind zur Welt, und kehrte, da ihr heiteres Wesen sich in Spanien unwohl fühlte, im J. 1499 in die Niederlande zurück. Aber auch die beiden Leichen Johann's und seines Kindes brachten Philipp und Johanna dem spanischen Throne, wie es schien, noch nicht viel näher. Ferdinand und Isabella ließen nach Johann's Tode ihre älteste Tochter, Isabella, die Königin von Portugal, nach Castilien kommen, wo sie von den Cortes als künftige Beherrscherin des Landes anerkannt ward [2]). Auch die Cortes von Aragonien waren versammelt worden, um diese Anerkennung auszusprechen; diese weigerten sich indessen eine weibliche Succession für Aragonien anzuerkennen [3]). Der Streit, welcher hierüber entstand, ward durch den Tod Isabella's von Portugal, der am 23. Aug. 1498 erfolgte, aufgehoben. Eine Stunde vor ihrem Tode war sie eines Knaben, der den Namen Miguel empfing, genesen. Miguel, der Thronfolger von Portugal, ward nun ohne weitern Streit auch in Aragonien, im J. 1499 als künftiger König anerkannt. Ganz anders würde sich die Geschichte des 16. Jahrh. gestaltet haben, wenn dieses Kind fortgelebt. Portugal, Castilien und Aragonien würden in einen Staatskörper zusammengeflossen, die Habsburger nicht nach Spanien gekommen sein. Unterdessen gebar Johanna ihrem Gemahl Philipp am 15. Februar 1500 einen Knaben, welcher in der Taufe den Namen Karl empfing. Es ist der nachmalige Kaiser Karl V. Er hatte das Licht der Welt kaum erblickt, als das Schicksal für ihn Platz auf der pyrenäischen Halbinsel machte, indem der Knabe Miguel im Juli 1500 starb. Das Haus Habsburg kann nun mit bestimmten Erwartungen für die nächste Zukunft die Augen auf Spanien richten. Philipp besuchte daher mit seiner Gemahlin im J. 1502 dieses Land und seine Schwiegeraltern. Die Hauptabsicht dieser Reise war, daß die Cortes von Castilien und von Aragonien Johanna und Philipp als künftige Könige anerkennen sollten. Es erfolgte nun auch diese Anerkennung im April des J. 1501 nicht allein von den castilischen Cortes zu Toledo, sondern auch von den aragonischen zu Saragossa. Der frühere Widerspruch letzterer gegen eine weibliche Succession ward aufgegeben. Philipp aber, von Geburt und Wesen ein Niederländer, scheint sich dort nicht eben wohl gefühlt zu haben. Doch verließ er erst am Anfange des J. 1503 die pyrenäische Halbinsel wieder. Johanna blieb zurück und gebar auf spanischem Boden am 10. März 1503 einen zweiten Sohn. Es ist der nachmalige Kaiser Ferdinand I. Nicht lange darauf verließ sie Spanien ebenfalls, um ihrem Gemahl in die Niederlande zu folgen. Johanna war eine am Körper, aber noch mehr am Geiste schwache Person. In demselben Jahre 1503 rathschlagten die Cortes von Castilien über ihre Unfähigkeit zur Selbstregierung. Für Philipp, welcher seine arme, schwache Gemahlin stets sehr hart gehalten zu haben scheint, war deshalb die Aussicht, selbst zur Regierung Castiliens zu kommen, wenn etwa Isabella, die Mutter seiner Gemahlin, mit Tode abgehen sollte, sehr nahe. Im Herbste des J. 1504 fing nun Isabella von Castilien auch an zu kränkeln. Sie setzte am 12. October ihr Testament auf und bestimmte in demselben, daß die Thronfolge auf Johanna und deren Gemahl Philipp übergehen sollte. Aber ebendasselbe Testament redete auch wenigstens in unbestimmten Ausdrücken von einer Unfähigkeit Johanna's zur Regierung und setzte für den Fall, daß diese Unfähigkeit sich wirklich herausstelle, sowie für den Fall, daß Johanna abwesend, daß Ferdinand von Aragonien alleiniger Regent von Castilien bis zur Volljährigkeit des jungen Karl sein sollte. Es war auch dieser Ferdinand, Isabella's Gemahl, seit dem J. 1474 als Mitkönig Castiliens, als Genosse des Königthumes seiner Gemahlin betrachtet worden. Als solchen hatte ihn Isabella gleich nach dem Tode ihres Bruders Heinrich's IV. ausrufen lassen, wobei indessen die Cortes bestimmt, daß alle Gewalt, welche Ferdinand in Castilien ausüben und besitzen möge, nur als von seiner Gemahlin Isabella, der wahren und wirklichen Königin, ausgehend betrachtet werden solle. Nicht lange nach der Abfassung dieses Testamentes, am 26. Nov. 1504, starb Isabella von Castilien. Ferdinand von Aragonien entsagte nun zwar gleich nach dem Tode seiner Gemahlin dem Reiche Castilien, und ließ Philipp und Johanna als gemeinschaftliche Könige ausrufen. Zugleich aber ließ er auch sich als Verweser und Statthalter Castiliens ausrufen, denn er wollte die Gewalt in Castilien mindestens bis zur Volljährigkeit Karl's, seines Enkels, festhalten. Die Cortes, welche Ferdinand schon im Januar 1505 nach Toro einberief, billigten nicht allein das Geschehene, sondern sie bestimmten auch, daß der in Isabella's Testamente vorbedachte Nothfall von Johanna's Unfähigkeit wirklich stattfinde und huldigten demgemäß dem Könige Ferdinand von Aragonien als rechtmäßigem Verweser des Reiches Castilien [4]). Indessen hatten auch die Cortes von Toro Philipp von Habsburg, dem Gemahl Johanna's, jedoch mit der Bedingung, daß er den

1) *Zurita*, Historia de rey Hernando. V, 63. 2) *Blancas*, Commentarii. p. 274. 3) *Blasco de Lanuza*, Historias ecclesiasticas y seculares de Aragon. I. cap. 9.

4) *Zurita*, Anales de Aragon. VI, 6, 4.

Digitized by Google

gebräuchlichen Eid, die Gesetze des Reiches zu achten, leisten müsse, als König von Castilien anerkannt. Unverkennbar herrschte in den testamentarischen Bestimmungen Isabella's und in den Beschlüssen der Cortes Seltsamkeit und Widerspruch. Denn wie konnte man in Johanna und Philipp zwei Könige Castiliens anerkennen, den einen, nämlich Johanna, wegen geistiger Unfähigkeit von der wirklichen Regierung ausschließen, und nun beiden Königen, als ob sie beide geistesschwach wären, einen dritten als Reichsverweser bis zur Volljährigkeit ihres Sohnes setzen! Mit um so größerer Gewißheit mußte, war der eine der Könige wirklich geistesschwach, die alleinige Regierung in die Hände des andern gelegt werden, als dieser zugleich Gemahl des für geistesschwach erklärten Theiles war. Nur der Wunsch Ferdinand's von Aragonien, die Gewalt, welche er als Isabella's Gemahl 30 Jahre lang auch über Castilien behauptet, bis an seinen Tod fortzuführen, kann die Seltsamkeit und den Widerspruch jener Bestimmungen erklären.

Es mochte für Philipp und für das ganze Haus Habsburg wenig angenehm sein, durch den Wunsch Ferdinand's nicht allein über sein angeerbtes, sondern auch über sein angeheirathetes Reich bis an sein Lebensende fortzuherrschen, vor der Hand noch von dem Besitze Castiliens ausgeschlossen zu bleiben. Aber es mußte rathsam erscheinen, den König Ferdinand nicht zu erbittern. Die große Erbschaft, welche man von ihm noch zu erwarten hatte, die aus Aragonien, Sardinien, Sicilien und dem eben eroberten Neapel bestand, konnte ja, erbitterte man den Erblasser gegen das Haus Habsburg, leicht noch entgehen. Ferdinand, der im J. 1446 geboren, war ja noch nicht über die Jahre hinaus, in denen er eine zweite Ehe schließen konnte. Trat er in eine solche und ward ein Knabe aus ihr geboren, so war die Erbschaft von Aragonien und Sardinien, von Sicilien und Neapel für die Habsburger verloren. Es ist seltsam, daß Kaiser Maximilian I. und Philipp diese einfache Berechnung nicht anstellen, merkwürdig, daß Ferdinand, von ihnen gereizt und erbittert, wirklich in eine zweite Ehe tritt, um den Habsburgern wenigstens seine angeerbten und eroberten Reiche zu entreißen, und daß es ihm damit doch nicht gelingt. Die Geschichte lehrt, daß die Habsburger, Kaiser Maximilian I. und sein Sohn Philipp, von dem heftigsten Verlangen, sogleich in den Besitz Castiliens zu kommen, beseelt waren, wobei sie selbst die Gefahr, grade dadurch Aragonien zu verlieren, nicht zu fürchten scheinen. Sie reizen und verletzen den König Ferdinand in aller Weise. Johanna ist mit den Dingen, welche der Vater in ihrem Erbreiche gethan, wohl zufrieden. Sie schrieb einen Brief an ihn, in dem sie es auf das Vollkommenste billigte, daß ihr Vater die Verwaltung des Königreichs Castilien behalte. Dieser Brief wurde dem Philipp verrathen, der Schreiber in einen Kerker geworfen, Johanna selbst unter strengen Gewahrsam, in welchem ihre Krankheit und ihre Schwäche sich sehr verschlimmerten, gebracht und gehalten. Es ist überhaupt ein Makel an dem Charakter Philipp's, daß er der armen Johanna ihre übergroße Liebe zu ihm in der Regel nur mit Unfreundlichkeit, ja mit Härte vergolten zu haben scheint[5]). Philipp trat nun seinem Schwiegervater bald nach Isabella's Tode mit dem Anspruch, daß die ungetheilte Oberherrschaft über Castilien ihm gebühre, entgegen, und alle Mittel, um Ferdinand zum Nachgeben zu zwingen, wurden in Bewegung gesetzt. Zunächst trat man mit dem unzufriedenen Adel Castiliens in Verbindung. Es war Ferdinand's und Isabella's stete Politik gewesen, die Adelsmacht in Castilien zu brechen und den Adel unter das Königthum zu beugen. Ferdinand, bei dem Volke beliebt, war bei den Großen Castiliens verhaßt. Sie wollten daher den jungen, unerfahrenen und verschwenderischen Philipp, unter dem sie wieder emporzukommen hofften. Maximilian I. und Philipp scheueten sich nicht, mit dem Adel Castiliens in ein geheimes Einverständniß gegen Ferdinand zu treten. Ja sie sollen versucht haben, den Feldherrn Goncalez de Cordova, der eben Neapel für Aragonien erobert hatte, zum Abfall zu bewegen. Ja sie dachten daran, die Waffen gegen Ferdinand zu ergreifen. Hieran war jedoch ohne die Hilfe Ludwig's XII. von Frankreich nicht zu denken. Niemand hatte eigentlich ein größeres Interesse daran, daß Etwas, was das Schicksal am Anfange des 16. Jahrh. bereiten zu wollen schien, nicht werde, als Ludwig XII. von Frankreich. Niemand hatte ein größeres Interesse daran als Frankreich, daß die ungeheure Erbschaft, welche der junge Karl, Philipp's Sohn, dereinst von seinem Großvater väterlicher Seite, Kaiser Maximilian I., von seinem Großvater mütterlicher Seite, König Ferdinand von Aragonien, von seinen Ältern, Philipp und Johanna, machen zu müssen schien, nicht zusammenkomme. Denn kam sie zusammen, so war Frankreich fast auf allen seinen Seiten von der dann vereinigten Doppelmacht der Häuser Spanien und Habsburg bedroht. Das Interesse Frankreichs war also, den Häusern Spanien und Habsburg gleichmäßig entgegen zu arbeiten. Indessen hatten Maximilian I. und Philipp ein Mittel gefunden, durch welches sie nicht allein den möglichen Widerstand Frankreichs zu umgehen, sondern sogar die Macht Frankreichs selber für ihr Haus, für ihren Enkel und Sohn Karl, zu gewinnen gedachten. Sie hatten schon kurz vor Isabella's Tode, am 22. Sept. 1504, einen Tractat mit Ludwig XII. von Frankreich geschlossen, durch den eine künftige Vermählung zwischen Karl und Claudia, des Königs ältester Tochter, für die Zukunft verabredet ward. Claudia sollte die italienischen Besitzungen Ludwig's XII., Mailand und Genua, als Mitgift empfangen. Ja Kaiser Maximilian und Philipp hofften, den König noch zur Wiederaufhebung des salischen Gesetzes zu Ungunsten seines Vetters Franz von Angoulême und zu Gunsten dieser Tochter Claudia zu bewegen. Hierdurch würde, wäre die Vermählung zwischen Karl und Claudia wirklich geschlossen worden, auch Frankreich in die Hände Kaiser Karl's V. gefallen sein. Maximilian I. und Philipp standen daher bei dem Tode Isabella's von Castilien mit dem König von Frankreich in gutem Vernehmen. Das Größte und das Ungeheuerste, womit die Freiheit der europäischen

5) *Peter Martyr*, Opus epist., epist. 286.

Digitized by Google

Welt hätte bedroht werden können, eine Vereinigung der Macht von Spanien, Habsburg und Frankreich in einer Hand, in der Hand eines Habsburgers vom Mannesstamme schien sich vorzubereiten, da Ludwig XII. einen Augenblick der Wiederaufhebung des sogenannten salischen Gesetzes wirklich nicht abgeneigt war. Die Habsburger bewogen nun Ludwig XII., kriegerische Vorkehrungen gegen Ferdinand von Aragonien zu treffen, da er einen Augenblick das Interesse der Habsbueger als sein eigenes betrachtete. Es war aber eine falsche Vorstellung, die sich die Habsburger von ihrem Interesse gemacht. Der Drang, ja man möchte sagen, die Wuth sogleich zu besitzen, was ihnen auf die Dauer doch nicht entgehen konnte, stürzte sie in die Gefahr, eine schöne und große Erbschaft für ihr Haus zu verlieren. Wenn nun auch ein günstiges Geschick die Sachen für die Habsburger so wendete, daß die Erbschaft von Aragonien, die Ferdinand ihnen entreißen wollte, bewahrt ward, so haben sie sich doch durch ihren Ungestüm andere Nachtheile selbst zugefügt.

Als Ferdinand sah, daß Maximilian I. und Philipp so fest entschlossen waren, ihn nicht in Castilien zu dulden, wie er bemerkte, daß sie fast den ganzen Adel für sich gewonnen, beschloß er, sich an ihnen auf eine empfindliche Weise zu rächen, und sich zum zweiten Male zu vermählen. Er wendete sich an Ludwig XII. von Frankreich und warb um die Hand der jungen Germaine de Foix, welche des Königs Nichte war. Es geschah diese Werbung im Sommer des J. 1505. Es war grade ein sehr wichtiger, für die Schicksale einer halben Welt entscheidender Augenblick. In Frankreich wae große Unzufriedenheit bei allen Patrioten über den Gedanken Ludwig's XII., seine Tochter Claudia dereinst mit dem jungen Habsburger, Karl, zu vermählen, entstanden. Jedermann, der überhaupt etwas sehen konnte, sah damals schon, welch ein ungeheurer Staat in der nächsten Zukunft für diesen jungen Karl entstehen würde. Die patriotischen Franzosen fürchteten, daß, wenn die Vermählung Karl's und Claudia's einst wirklich zu Stande komme, auch das salische Gesetz aufgehoben werden, Frankreich dann aufhören würde ein besonderer Staat zu sein, daß es dann nur ein Theil der ungeheuren Monarchie der Habsburger werden müsse. Gegen diesen Gedanken sträubte sich das starke und bestimmte Nationalgefühl der Franzosen; man wollte frei und selbständig für sich bestehen. König Ludwig XII., welcher zuerst, besonders durch seine Gemahlin, Anna von Bretagne, der Verbindung mit Habsburg geneigt gemacht worden, fing selber an bedenklich zu werden. In diesem Augenblicke trat Ferdinand von Aragonien hinzu. Wenn er allerdings nicht die Entscheidung gab, so trug er doch nicht unwesentlich zu einer Entscheidung bei. Der Hof von Frankreich entschloß sich, den mit Maximilian I. und Philipp geschlossenen Tractat wegen der Ehe zwischen Karl und Claudia nicht zu vollziehen. Damit wae die Fortdauer des salischen Gesetzes, die Fortbauer der Unabhängigkeit und Selbständigkeit Frankreichs ausgesprochen, die Freiheit der europäischen Welt für die Zukunft gerettet. Ferdinand von Aragonien hatte wenigstens einigen Antheil daran, daß es so kam. Aber einen noch empfindlichern Schlag glaubte er den Habsburgern damit zu geben, daß er am 16. Oct. 1505 den Tractat mit Ludwig XII. wegen seiner Ehe mit Germaine de Foix unterzeichnete [6]). Am 18. März 1506 ward diese Ehe vollzogen, und es fehlte weiter Nichts, als daß ein Sohn aus ihr geboren worden wäre. Die Habsburger würden es dann ihrem Ungestüm haben zuschreiben müssen, wenn Ferdinand's ganzes Erbe und Eigen, Aragonien, Sardinien, Sicilien und Neapel, ihnen entgangen.

Sehr gern hätte König Ferdinand das Reich Castilien bis an seinen Tod in den Händen behalten, aber einen Krieg darum zu führen, in dem das Recht nicht auf seiner Seite, davon war er doch weit entfernt. Er wünschte indessen und mußte wol wünschen einen Antheil, einen Einfluß auf die Regierung Castiliens zu behalten. Er hatte hier seit 30 Jahren im Vereine mit Isabella so Vieles gebaut und so Vieles geschaffen. Sollte er Alles das den Händen des unerfahrenen, mit Spaniens Verhältnissen unbekannten Philipp anvertrauen, von dem seine Tochter Johanna nach obenein so hart, beinahe wie eine Gefangene behandelt ward! Ferdinand hatte zwischen seinen Wünschen und seinen Pflichten auf der einen und Philipp's Ansprüchen auf der andern Seite nach immer eine Auskunft zu treffen gesucht. Schon am 24. Nov. 1505 war zu Salamanca zwischen ihm und Philipp der Vertrag geschlossen worden, daß Castilien unter dem vereinten Namen von Ferdinand, Johanna und Philipp beherrscht werden sollte. Mit einer solchen gemeinschaftlichen Regierung hätten Philipp und die Habsburger völlig zufrieden sein können, selbst nachdem sie wußten, daß Ferdinand eine zweite Ehe eingehen würde, denn sie gab ihnen eine völlige Bürgschaft über den alleinigen und sichern Besitz Castiliens nach Ferdinand's Tode. Philipp aber, von der Lust des Herrschens getrieben, hatte, wie es scheint, diesen Tractat nur geschlossen, um den König zu täuschen und einen ruhigen Eingang in Castilien zu gewinnen. Mit 3000 Mann teutschen Fußvolkes schiffte er sich, die arme Johanna mit sich führend, im J. 1506 nach Spanien ein. Stürme warfen ihn an Englands Küste und erst nach einem längern Aufenthalte dort, konnte er nach Spanien segeln. Er landete am 28. April des J. 1506 zu Carunna in Galicien. Der Adel Castiliens strömte sogleich zu ihm, und Ferdinand sah sich bald beinahe ganz verlassen, selbst viele Städte verschlossen ihm die Thore. Vergebens foderte er die Castilier auf, ihre Königin Johanna aus der Haft zu befreien, in welcher sie unwürdig von ihrem Gemahle gehalten werde [7]). Philipp sah sich bald so stark, daß er ungescheut erklären konnte, der Tractat von Salamanca könne nicht gelten, er werde niemals in ein Übereinkommen willigen, das seinen und seiner Gemahlin ausschließlichen Besitz der castilischen Krone im Mindesten beeinträchtige. Ferdinand hatte am 23. Juni 1506 bei Puebla de Senabria an den Grenzen von Leon und Galicien eine persönliche Zusammenkunft mit seinem Tochtermann. Bei dieser Unter-

6) *Du Mont.*, Corps diplomatique. IV. p. 72. 7) *Zurita*, Anales. VI, 7. 2.

Digitized by Google

redung blieb Philipp hart wie ein Felsen. Vergebens, so scheint es, wendete Ferdinand seine Beredsamkeit auf, um ihn von seiner Unfähigkeit und Unkenntniß der spanischen Verhältnisse, von den Gesinnungen der castilischen Granden, die nach ihrer Unabhängigkeit zurückstrebten, zu überzeugen. Philipp war von einer blinden Herrschlust beseelt, obwol Niemand unerfahrener und kenntnißloser als er gewesen sein soll [8]). Einen Waffenkampf mit seinem Tochtermann wollte und konnte Ferdinand von Aragonien nicht unternehmen; also blieb ihm kaum etwas Anderes übrig, als am 26. Juni 1506 einen Tractat zu unterschreiben, durch den er die ganze Oberherrschaft Castiliens an Philipp und Johanna abtrat. In einer zweiten Urkunde vom folgenden Tage gestand er in den unzweideutigsten Ausdrücken die Unfähigkeit seiner Tochter Johanna ein, machte sich anheischig, Philipp gegen jede Einschreitung zu ihren Gunsten beizustehen, und ihn, soviel in seiner Macht stehe, im alleinigen Besitz der Gewalt zu erhalten. Diesen zweiten Tractat scheint Philipp von Ferdinand gewissermaßen erpreßt zu haben. In dem Augenblicke, wo die Fürsten zusammenkamen, stand Philipp an der Spitze eines ziemlich bedeutenden Heeres, Ferdinand hatte nur einige Hundert italienische und aragonesische Edelleute um sich. Er mag es für gerathen angesehen haben, sich durch die Unterschrift der verlangten Urkunde aus einer Lage, welche seine Freiheit bedrohte, schnell herauszuziehen. Philipp war bei allen diesen Vorgängen mit der größten Härte und Rücksichtslosigkeit aufgetreten. Ferdinand wünschte seine arme Tochter nur einmal zu umarmen, die arme Johanna in ihrem stillen Irrsinn den Vater nur einmal zu sprechen. Philipp's Härte aber gestattete Nichts. Ferdinand entfernte sich, nachdem er am 5. Juli 1506 noch eine letzte Zusammenkunft mit Philipp gehabt, bei welcher der äußere Anstand kaum beobachtet ward, in sein Erbreich Aragonien [9]).

Philipp I. war nun wirklich König von Castilien und zwar der That nach allein König, denn von der armen Johanna konnte in den Geschäften des Staates keine Rede sein. Es war ein kurzes Glück, das er sich gewonnen, denn der Tod wartete schon auf ihn. Dieses kurze Glück war nicht um einen wohlfeilen Preis gewonnen worden. Gegen Ferdinand von Aragonien war der schwärzeste Undank gezeigt worden; man hatte ihn, und noch obenein fast unnöthigerweise, erbittert, und sich der Gefahr eines großen Verlustes ausgesetzt. Manche Schriftsteller haben wenigstens etwas zum Lobe Philipp's I., welchen die Spanier auch wol den Schönen nannten, sagen zu müssen geglaubt. So schreibt ihm Peter Martyr außer dem angenehmen Äußern ein freies und offenes Benehmen und einen gewissen Seelenadel zu. Indessen verhehlt selbst er dabei nicht, daß Philipp I. dabei von einem unersättlichen Ehrgeize beseelt und von der größten Unwissenheit gewesen, sodaß listige und verschlagene Menschen ihn zu Allem hätten brauchen können und er wie ein Ball zwischen den Parteien willenlos hin und her geflogen sei [10]). Die sehr kurze Zeit, in welcher Philipp I. einigermaßen selbständig auftrat, begründet wol den Tadel, aber nicht das Lob, welches von Peter Martyr ausgesprochen. Das Benehmen gegen Ferdinand von Aragonien und die arme Johanna ist sicher weder frei und offen, noch edelmüthig. Gleich nachdem jener sich aus dem Reiche Castilien entfernt, berief Philipp I. die Cortes. Gern hätte er sie bewogen, die arme Gemahlin, welcher er doch sein Königreich verdankte, als eine Wahnsinnige zur Einsperrung zu verdammen. Ein Theil des Adels unterstützte ihn auch hierbei. Die Gemeinen aber wollten ihre angeborene Herrscherin nicht in so unwürdiger Weise behandeln lassen. Daran scheitert der ganze schöne Plan. Philipp I. muß sich gefallen lassen, daß Johanna in dem Huldigungseide „Eigenthümerin des Königreiches" genannt, ihm nur als Gemahl derselben geschworen, und der junge Karl gesetzlicher Thronfolger für den Todesfall seiner Mutter genannt ward [11]). Dem Namen nach ward Johanna durch die Cortes vorzugsweise mit der königlichen Gewalt bekleidet. Der Sache nach aber war es vollkommen gleich. Philipp I. ergriff, im Vertrauen auf die Schwäche und die große Liebe Johanna's zu ihm, welche fortwährend mit empörender Härte vergolten ward, doch die Zügel der Regierung allein. Diese währte nur wenige Monate, in welche kein äußerliches, kein politisches Ereigniß von Bedeutung fiel, bei dem sich Philipp's I. Klugheit oder Unklugheit hätte erproben können. In dem Innern des Staates zeugt Alles, was geschieht, von Leichtsinn und Unverstand. Fast alle Stellen werden gewechselt; die Besitzer müssen den neuen Günstlingen Platz machen. Die Staatseinkünfte werden in wüsten Hoffesten verschleudert oder gradezu verschenkt. Schon gestaltet sich eine heftige Spannung zwischen dem flamländischen und dem castilischen Adel, weil Philipp I. den ersten auf eine auffallende Weise vorzog, schon wollte sich in Andalusien ein Bund unter dem Adel zur Befreiung der armen Johanna bilden. Nur etwas, dessen mit einigem Lobe gedacht werden mag, geschah, und grade das wird dem Könige von den spanischen Schriftstellern zum härtesten Vorwurf gemacht. In Segovia wüthete die Inquisition mit solcher Barbarei, daß sich endlich ein Aufstand des Volkes gegen das blutige Tribunal erhob. Philipp I., der durch seine niederländische Erziehung nicht daran gewöhnt war, eine Inquisition wüthen zu sehen, führte wenigstens herbei, daß der grausame Oberketzerrichter Deza, Erzbischof von Sevilla, sein Amt niederlegen mußte. Der Historiker Zurita nennt das ein ruchloses Einschreiten in die Sache des Himmels, welche als göttliche Strafe den frühen Tod Philipp's I. herbeigeführt habe. Dieser Tod ließ nicht lange auf sich warten. Der König zog sich durch heftiges Ballspiel zu Burgos ein Fieber zu. Die Ungeschicklichkeit der Ärzte versäumte ihm zur Ader zu lassen. Am 25. Sept. 1506 hauchte Philipp I. seine Seele aus [12]). Obwol damals fast bei jedem To-

8) *Peter Martyr*, Opus epist., epist. 210. 9) *Blasco de Lanuza*, Historias ecclesiasticas y seculares de Aragon. I. c. 18. 19.

10) *Peter Martyr*, Opus epist., epist. 308. 11) *Zurita*, Anales de Aragon. VI, 7. 11. 12) Geschichte der Regierung

Digitized by Google

desfalle eines Hochstehenden der Verdacht der Vergiftung ausgesprochen ward, so konnte das doch grade bei Philipp I. nicht geschehen. Die Ursache seines Todes lag zu offen da; er hatte sich auf das Heftigste erhitzt und gleich darauf viel kaltes Wasser getrunken. Johanna's Wahnsinn ward nun bei dem Tode des geliebten und liebloſen Gemahls vollständig. Ferdinand von Aragonien mußte als Verweser des Reiches im Namen seiner Tochter und als Vormund seines Enkels die Regierung Castiliens wieder übernehmen. Das Schicksal wollte nicht, daß aus Ferdinand's Ehe mit Germaine de Foix ein Sohn geboren würde. So blieb die Unklugheit Maximilian's I. und Philipp's I. ohne Folgen. Ihr Sohn und Enkel, Karl, ging des schönen Erbtheils vom Vater seiner Mutter nicht verlustig.

Philipp II. von Spanien. Aller Jahrhunderte und aller Völker Geschichte bietet kaum ein so auffallendes, für den ersten Anblick und so lange man sich der innern Gründe der Dinge nicht bewußt geworden, so frappantes Schauspiel dar, als es das Leben der drei spanischen Philippe, aus dem Blute Kaiser Karl's V., und das Leben der spanischen Monarchie unter ihrem Herrnthume darbietet. Das Leben dieser drei Herrscher als Herrscher umfaßt eine Zeit von etwas mehr als 100 Jahren. Denkt man sich noch die Regierung des Sohnes Philipp's IV., des Königs Karl II., mit welchem der Mannsstamm Kaiser Karl's V. endete, hinzu, so gewinnt man eine Zeit von noch nicht ganz anderthalb Jahrhunderten. Für eine allgemeine Betrachtung gehört auch König Karl II. noch in diesen Kreis herein; denn erst, wenn man ihn und seine Zeit in Gedanken noch mit hinzufügt, tritt das Frappante der Erscheinung, auf welches wir am Eingange aufmerksam machen mußten, völlig hervor. Man vermöchte kaum sich einen härtern und schneidendern Gegensatz zu denken als den, welcher zwischen Spanien am Anfange der zweiten Hälfte des 16. Jahrh., wie Philipp II. den Thron besteigt, und Spanien am Ende des 17. Jahrh., wie nach dem Tode Philipp's IV. sein Sohn Karl II. dem Tode, den er immer ersehnt und der so lange nicht kommen will, entgegengeht, besteht [13]). Am Anfange steht die Kraft, die Fülle, die Herrlichkeit, die Macht, der Stolz, die Bewegung, am Ende erblickt man die Schwäche, die Fäulniß, den Jammer, das Elend, den Schlaf, beinahe den Tod, wohin sich das Auge immer wenden will. Nicht wie einst in das stolze Reich der Römer sind wilde Barbaren nach Spanien gekommen, um seine Macht zu brechen und seine Herrlichkeit zu zerstören; überhaupt nicht von Außen her, nicht durch fremde Gewalt ist die Saat der Verwesung und des Unterganges auf Spaniens Boden ausgestreut worden. Eigene Thorheit und eigene Verblendung, eigene Verkehrtheit und eigene Verruchtheit haben mit ungeheurer Thätigkeit und unter rastlosen Bestrebungen, als dürfe und könne man nicht anders, Jammer und Elend herbeigezwungen. Fremde Gewalt hat nur wenig dazu beitragen können. Darum steht beim Tode Karl's II. (20. Nov. 1700) das Gebäude äußerlich noch ziemlich unverletzt da, aber die räumliche Größe, einst dem übrigen Europa eine Angst, ängstiget Niemanden mehr, und Spanien, noch vor kaum mehr als einem Jahrhunderte das Schrecken der Welt, ist ihr beinahe zum Gelächter geworden. Es muß von einem hohen Interesse sein, eine solche Geschichte zu betrachten und zu verfolgen, sie muß eine reiche Belehrung über die Natur des Lebens und des Menschen, wie über die Principien des Staates enthalten, sie muß deutlich offenbaren, daß der Mensch Unwahrheit mit Wahrheit, Unmaß mit Maß, Laster mit Tugend verbindend und vermischend sich und das Leben selbst ertödtet, auch wenn keine fremde, keine äußerliche Gewalt, um ein Ende zu machen, herankommen will.

Als am Anfange der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. Philipp II. Spaniens Thron besteigt, sind fast alle Bedingungen vorhanden, durch welche die weitläufigen Lande, die an die Krone Castiliens geknüpft, und die Millionen Menschen verschiedenen Stammes und verschiedener Sprache, welche durch die Fügung der Dinge in ein und dasselbe Herrnthum zusammengebracht worden sind, in dem Leben von Kraft, Fülle und Bewegung, welches sie schon besitzen, erhalten werden können. Ja es ist nur Einiges zu thun, um dieses Leben voll Fülle, Kraft und Bewegung noch zur wahren Ordnung, zur Vernunft und durch sie zur wahren Freiheit zu erheben. Einen äußern Feind hatte die spanische Monarchie kaum zu fürchten; ja das übrige Europa mußte dankbar dafür werden, wenn ein Beherrscher Castiliens sich in dem Kreise der wahrhaft ungeheuren Macht hielt, welche ihm vom Schicksal zugetheilt worden. Castilien, Aragonien, Navarra, Sardinien, Sicilien, Mailand, Neapel, die Niederlande mit der Franche-Comté bildeten in Europa einen ungeheuren Besitz, welchen der Goldregen aus den neuentdeckten Ländern Mexico, Peru, Chili, Neu-Granada und der Gebiete am La Plata und Paraguayſtrome befruchten zu müssen schien. Diese unermeßlichen Besitzungen, von denen Mexico allein das eigentliche Spanien fünfmal an Größe übertraf, rechnet man noch die Inseln Cuba, Jamaica, Sanct-Domingo, Martinique und Guadeloupe hinzu, machten den König von Spanien wie zum mächtigsten, so auch zum reichsten Herrn der Erde. Seit dem Untergange des römischen Reiches hatte die civilisirte Welt eine solche Gesammtmacht nicht gesehen, und das römische Reich selbst stand an äußerem Umfange weit hinter dem spanischen zurück. Einsicht und Verstand konnten das spanische auch innerlich zu mehr gestalten, als das römische in der Zeit seiner höchsten Blüthe gewesen war. Dieses Reich stand, was seine äußerliche Haltbarkeit antangte, auf dem besten Heere, das Europa kannte; die spanische Infanterie ward als die erste in der Welt angesehen, Spa-

Ferdinand's und Isabella's der Katholischen von Spanien. Von William H. Prescott. Teutsche Übersetzung. (Leipzig 1842.) Gibt zugleich die ganze kurze Regierungsgeschichte Philipp's I.

13) Die Bevölkerung Spaniens betrug am Anfange der Regierung Philipp's II., nach den Angaben des Augustin de Blas, etwa zehn Millionen Menschen. Unter Karl II. waren sie bis auf fünf zusammengeschrumpft. *Mignet*, Introduction à l'histoire de la succession d'Espagne. I. p. 31. *Augustin de Blas*, Origen, Progresos y Limites de la poblacion de España. (Madrid 1833.)

niens Generale galten im 16. Jahrh. für die ersten Taktiker und Kriegskünstler. Selbst die spanische Kriegsflotte behauptete noch den Vorgang vor Englands und vor Frankreichs Seemacht [14]); sie hatte höchstens die Flotten der Türken auf dem mittelländischen Meere zu fürchten. Niemand konnte Spaniens Macht ernstlich bedrohen, Niemand konnte von ihr ernstlich gefürchtet werden. Doch grade darum war Eins unabweisbar nothwendig. Spaniens Herrscher mußten sich selbst beherrschen, sich selbst beschränken lernen. So hoch war die spanische Macht gestiegen, daß alle andere Mächte Europa's und der Christenheit es nur mit Zittern und Zagen sehen konnten, wenn sie eine Bewegung, um sich noch weiter auszudehnen, machen sollte. Eine noch weitere Bewegung drohete Allen den Untergang, mußte deshalb auch Alle zu offnen oder zu heimlichen Feinden Spaniens machen. Darum war nöthig, offen, treu und gerade eine völlige Selbstbeschränkung zu zeigen. Sie konnte um so mehr innerlich eintreten und äußerlich gezeigt werden, als die neu entdeckte und neugewonnene amerikanische Welt für Thätigkeits- und Bewegungstrieb einen ungeheuren und fast noch ganz unausgefüllten Raum darbot. Begehrte aber ein König von Spanien auch in Europa einen Platz für Ruhm und Glanz, so mangelte es an einem solchen keineswegs, ja es war im Gegentheil einer vorhanden, auf welchem der eigene, unmittelbare Vortheil, beinahe eine Nothwendigkeit, sich mit aller Kraft zu werfen erheischte. Spanien mußte sich auf die Türken stürzen. Die Vernichtung des Reiches der Osmanen war nicht allein der höchste und reinste Ruhm, welchen ein König von Spanien gewinnen konnte, es war zugleich auch der höchste Vortheil, der für Spanien unmittelbar erreicht werden konnte. Die Hunderttausende von Muhammedanern, welche noch auf der pyrenäischen Halbinsel wohnten, waren freilich gezwungen worden, äußerlich Christen zu werden. Aber innerlich waren sie es noch nicht geworden und immer sahen und hofften sie auf ihre Glaubensbrüder, die Osmanen, deren Macht noch im 17. Jahrh. furchtbar genug war, um diese Hoffnung zu rechtfertigen. Die Reste des Muhammedanischen Spaniens waren eine ewige Unruhe und Qual für das christliche Spanien, so lange die Osmanen noch standen, oder so lange sie noch furchtbar da standen. Vernichtete man diese, so hörten auch jene auf, furchtbar oder doch bedenklich zu sein. So war ewiger Ruhm in der ganzen Christenheit mit dem Ende der heimischen Angst für den König Spaniens zugleich zu gewinnen, welcher dem Thatendrange seiner Brust durch einen großen Kampf gegen die Türken, gegen die Erbfeinde aller Christen, Luft zu machen sich entschloß. Philipp II. aber gedenkt zwar allerdings auch die Osmanen zu vernichten, denn er weiß, wie gefährlich sie ihm selbst und unmittelbar sind. Aber einen Hauptkreis in den Gedanken seiner Brust bildet das keineswegs. Er, der alle Mächte Europa's in Ruhe zu lassen, sich so leicht entschließen konnte, wollte sie alle oder von ihnen doch so viele als möglich vernichten. Italien, Frankreich, England, Portugal, er wird Alles zu verschlingen, Alles mit allen Mitteln zu verschlingen suchen. Das, was er hat, was er besitzt, ist ihm Nichts, wenn es nicht zum Mittel, alles Andere zu gewinnen dient. Der Besitz wird ausgepreßt und ausgesaugt, damit die Weltherrschaft gewonnen werde. Philipp II. spürt mit eiserner Consequenz und mit einer Ausdauer, die auch bei den größten Unfällen nicht verzagt, den letzten Rest von Kraft, den letzten Beutel Geld, der sich in seinen Landen finden möchte, auf, um noch mit dem letzten zu versuchen, was mit dem früher hingeopferten mislungen war [15]). Und da die Weltherrschaft am Ende doch nicht gewonnen werden kann, ist die Heimath umsonst ausgesaugt, ausgepreßt und abgeschunden worden. Die reiche Natur der spanischen Länder will sich unter den Schlägen, die ihnen von den drei Philippen gegeben werden, immer erholen, aber die stets erneuerten Schläge der Thorheit führen todesähnliche Ermattung endlich doch herbei.

Philipp II. verharrt bei seinen Entwürfen mit um so festerer und um so furchtbarerer Ausdauer, als er seine Entwürfe nicht allein für eigene und politische Angelegenheiten, sondern zugleich für die Sache des Himmels hält. Die europäische Welt sollte nicht allein unter spanische Herrschaft, sie sollte durch die spanische Herrschaft unter den absoluten, unter den spanischen Katholicismus gebracht werden. Philipp II. ist von sich überzeugt, daß Niemand besser als er, eifriger als er Roms Katholicismus wieder herstellen und wo er hergestellt sei, ihn erhalten könnte. Darum wähnt er, daß er das Werk Gottes treibe, wenn er Alles, soweit er nur würde reichen können, spanisch mache. Weil er mit den verkehrtesten und schiefesten Vorstellungen über das, was Sache Gottes sei, erfüllt, in derselben zu stehen und sie zu treiben wähnt, ist er von so ungeheuerer, furchtbarer und blutiger Consequenz. Unter Greueln und Verbrechen jagt der unglückliche, verblendete Fürst einem Gedanken nach, dem er Alles opferte, was er opfern konnte. Er erreichte Nichts; die Nemesis kam über ihn und ermüdet und erschöpft brach er am Ende seines Lebens zusammen, nachdem er Spanien ebenfalls ermüdet und erschöpft hatte.

Indem Philipp II. durch wilde Eroberungs- und wilde Bekehrungssucht, welche in seinem Inneren sich seltsam mit einander verbinden, seine Länder und besonders Castilien, sein Hauptland, auspreßt und aussaugt, ist keiner seiner Gedanken darauf gerichtet, das innere Leben seiner Staaten und seiner Völker zu wahrer Ordnung, Vernunft und Freiheit zu gestalten, ja er hat von diesen hohen Dingen selber nicht einen fernen Begriff. Es ist, als komme es ihm darauf an, wie die materiellen Kräfte Spaniens, so auch alles Andere, was er zu erreichen vermag, zu zerstören und die Elemente eines höhern und besseren Daseins für die Zukunft zu vernichten, auf daß

14) *Olmeda*, Derecho publico de la Paz y de la Guerra. (Madrid 1771.) *Antonio de Capmany*, Memorias historicas sobre la Marina, Camercio y artes de Barcellona. (Madrid 1779.) *Jovellanos*, Coleccion de Varias Obras. I. (Madrid 1830.)

15) L'espagne depuis le règne de Philippe II. jusqu'à l'avénement des Bourbons, par *M. Ch. Weiss*. (Paris I. II. 1844.) I. p. 53. 54.

Digitized by Google

die Saat vertrockene und nicht zur Frucht gedeihe. Statt Leben und Ordnung zu befördern, schaffen die unverständigen Gesetze und Verordnungen Philipp's II. Absterben und Verwirrung. Es wäre bis auf die letzten Regierungsjahre dieses Fürsten, wo die bittersten Erfahrungen ihn wenigstens in wenigen Punkten belehrt haben, schwer, irgend eine Verfügung für Handel, Manufactur, Verkehr, Ackerbau u. s. w. zu finden, welche als von Verstand und richtiger Berechnung ausgegangen angesehen werden könnte [16]). So ist es, als sollte Südamerika nicht zum Segen, sondern zum Fluche für Castilien gestaltet, der Handel, die Manufactur, der Ackerbau absichtlich ruinirt werden. So widersinnig und selbstzerstörend ist Alles, was in dieser Beziehung geschieht. Statt der Vernunft und Freiheit des christlichen Staates versteht Philipp II. nur die das Materielle ertödtende Herrschaft persönlicher und unverständiger Willkür, die das Geistige ertödtende Herrschaft des Jesuitismus und der Inquisition zu begründen. Er begreift nicht einmal, daß Jesuitismus und Inquisition, wenn sie wirklich zu der Höhe und Allgemeinheit der Herrschaft kämen, die er ihnen zu wünschen scheint und vorbereitet, selbst der Herrschaft der persönlichen Willkür im Königthume höchst bedenklich und gefährlich werden müßten. In den Kreis des königlichen Willens und des Jesuitismus, der keine Menschen, sondern nur lebendige Leichname, der keine Gedanken, sondern nur den Schein des Gedankens begehrt, möchte er das Leben bannen. Jede freie That und jeder freie Gedanke ist ihm ein Greuel der Verwüstung. Besonders wer den letzten hat, oder doch zu haben scheint, sei dem Scheiterhaufen oder dem Elende Preis gegeben. Die beiden folgenden Philippe sind, wie schwach sie auch waren, auf des Vaters Wege fortgegangen. Sie thaten, was sie thun konnten, um den Geist und den Gedanken in Spanien zu vernichten. Sie erreichten Vieles, aber sie erreichten nicht Alles, was sie erreichen wollten, weil eine ganze große Nation sich nicht so leicht vernichten läßt, besonders wenn sie innerlich so voll und so lebenskräftig ist, wie es die castilische doch ursprünglich war. Das Haus Kaiser Karl's V. mußte schon mit Karl II. dahinsterben. Die spanische Nation aber lebte fort und der Todeszauber, welchen die Philippe auf sie geworfen, begann doch langsam wieder zu entschwinden. Es ist dieser Zauber freilich bis auf den heutigen Tag noch nicht in Christlichkeit und Vernunft des Lebens und des Staates umgewandelt [17]), noch immer liegt des Unsegens böse Saat in Spaniens Boden, aber ein Anfang zum Besseren ist doch gemacht. Die Nation mußte die Schuld der Philippe theilen, mußte und muß die bittern Früchte dieser Schuld genießen, weil sie selbst nicht ohne Antheil an dieser Schuld ist. Das mag zugleich, wenn nicht zur Rechtfertigung, doch zur Entschuldigung besonders Philipp's II., wie zur Erklärung seines Benehmens in vielen Punkten dienen. Nicht allein aus dem Buche Campanella's, sondern auch aus der lebendigen Geschichte sieht man deutlich, daß der Gedanke an die Eroberung der Welt, an die Wiederausbreitung des römischen Glaubens durch Feuer und Schwert nicht allein Philipp II., sondern die castilische Nation selber denkt [18]). Wenn Gewerbthätigkeit, Handel und Verkehr sammt dem Ackerbaue beinahe auf Nichts zusammentrocknen, so ist dies auch nicht allein Philipp's II. und seiner elenden Nachfolger Schuld. Es ist zum einen Theile die Schuld der Vorgänger, zum anderen aber die Schuld der Nation selber. Die Vorgänger hatten die sogenannten Hidalgos, die Nachkommen oder die angeblichen Nachkommen der alten spanischen Christen mit reichen Privilegien ausgestattet. Hierdurch waren die Pecheros, welche ihren Namen davon haben, daß sie die Steuerlast tragen mußten, die eigentlichen Arbeiter Castiliens, die Landbauer, Handwerker, Gewerbtreibenden, nicht allein in den Hintergrund, sondern auch in Unehre gebracht worden [19]). Schon unter Kaiser Karl V. bemeisterte sich ein unseliger Geist des größten Theiles der spanischen Nation. Ackerbau, Handwerk, selbst Handel entehren und erniedrigen in den Augen der Spanier den Menschen. Dieser Unsinn ging selbst in die Gesetzgebung über. Der Edelmann, welcher sich einer Arbeit, einem Geschäfte ergab, verlor seine Adelsrechte; seine Kinder, seine Neffen selbst waren von allen öffentlichen Ämtern ausgeschlossen. Bald, besonders unter Philipp II. tritt es zuerst bedeutend hervor, flieht Alles das thätige Leben. Man geht nach Amerika, in das Kloster, in den Krieg, der Pechero sucht die Vorrechte der Hidalguia zu erlangen; er entsagt der Arbeit, er gebärdet sich, müßte er dabei auch einige Zeit hungern, wie ein Edelmann, die reiche Bürgerfamilie verwandelt ihre Besitzungen in Majorat, um dem Adel gleich zu rücken. Alles bestrebt sich auf das Äußerste aus dem thätigen Leben herauszukommen, um in die vornehme Faulenzerei, in den geschäftigen Müßiggang hineinzugerathen [20]). In fast allen castilischen Provinzen greift dieser böse Geist mit reißender Schnelle um sich, nur Galicien, Asturien und Biscaja erhalten sich von ihm frei. In den aragonesischen Provinzen greift er mit nicht minderer Gewalt um sich; nur in das altgewerbthätige Catalonien dringt er wenig ein. Indem die Spanier von einem eitlen Glanze und von einer doch innerlich längst nichtig gewordenen Ritterlichkeit verleitet, das thätige Leben aufgeben und es noch obenein mit Last und Verachtung belegen [21]), berauben sie sich selber des besten Theiles der Vortheile, die ihnen aus dem Besitze der südamerikanischen Lande erwachsen konnten. Bald strömten Fremde,

16) So ward die Ausfuhr alles Goldes und alles Silbers aus Spanien, wie der Zug der edlen Metalle aus Amerika begann, auf das Strengste und bei den härtesten Strafen verboten. Die natürliche Folge war, daß der Preis der edlen Metalle auf der pyrenäischen Halbinsel ungemein und tiefer als anderwärts sank, die Erzeugnisse des Bodens und der Hand in demselben Maße im Preise stiegen. Für das Ausland, welches sich dieses Verhältnisses bald bemeisterte, ein großer Gewinn auf Spaniens Kosten; conf. *Weiss*, L'Espagne etc. II. p. 113. 17) Die neuesten Berichte über Spanien geben davon ebenso viele als traurige Belege. The Bible in Spain, by *Georg Borrow*. III. (London 1843.) *Tenaki*, L'Espagne en 1843 et 1844. (Paris 1844.)

18) *Campanella*, De Monarchia Hispanica Discursus. (Hardervici 1640.) 19) L'Espagne depuis le règne de Philippe II. jusqu'à l'avénement des Bourbons. II. p. 132 sq. 20) *Sempere y Guarinos*, De los Vinculos y Mayorasgos. (Madrid 1805.) *Jovellanos*, Informe de la Sociedad Economica de Madrid 1820. 21) *Marina*, Teoria de los cortes. II. p. 417.

Digitized by Google

besonders Franzosen und Italiener, herbei, um sich des Handels, der Manufacturen, des Verkehrs, des Handwerks zu bemeistern, und dann, wenn sie sich an den Spaniern bereichert, in die Heimath zurückzukehren [22]). In den letzten Jahren Philipp's II. befanden sich schon 40,000 Fremde zu diesem Endzwecke in Madrid. In allen bedeutenden Städten Castiliens und Aragoniens saßen sie überhaupt in Haufen, um die Arbeit zu thun und die Früchte derselben aus Spanien zu führen. Philipp II. hat dabei die Schuld, daß er die Nation ruhig bei diesem widersinnigen Zuge gelassen. Es geschah von Obenher nicht allein Nichts, um Einsicht und Verstand in Spanien anzubauen, sondern die Regierung half dem bösen Geiste selbst durch thörichte Verfügungen und thörichtes Benehmen nach. Erst am Ende des 16. Jahrhunderts ändert sich das in wenigen Punkten, als Philipp II. wol die grausame Verödung gewahr wird, die sich über die einst so blühende pyrenäische Halbinsel je länger je mehr verbreitet. Als eine zweite Entschuldigung Philipp's II. mag es angesehen werden, daß er der Sohn Kaiser Karl's V. war. Die unermeßlichen Plane für die Eroberung der Welt, für die Vernichtung des Gedankens, des Geistes und der Selbständigkeit, die entsetzliche Art, gewisse Dinge durchzusetzen, war eine Erbschaft des Blutes, eine Tradition, welche vom Vater auf den Sohn überging. Philipp II. selbst hat Nichts erfunden, Nichts erdacht, er ist auf der Bahn einhergeschritten, die ihm vom Kaiser, wie man aus den Schriften sieht, die Karl V. für Philipp II. aufsetzte oder aufsetzen ließ, vorgezeichnet worden war.

Die Darstellung des Lebens der drei Philippe hat nun alles hier Gesagte zu erörtern und zu erweisen. Philipp II. war der einzige Sohn Karl's V. und am 21. Mai 1527 von der Kaiserin dem Beherrscher einer halben Welt geboren worden, eben als der Hof sich zu Valladolid befand und die Nachricht einlief, daß der kaiserliche General Bourbon die Stadt Rom mit stürmender Hand genommen und der Papst als ein Gefangener zu betrachten sei [23]). Das war vom Kaiser selbst herbeigeführt worden und gehörte in seine Plane hinein. Doch hielt er für nothwendig eine Art von Schmerz über das Ereigniß zu affectiren. Feierlichkeiten und Freudenfeste wurden daher bei der Taufe des Sohnes nicht veranstaltet. Die Aufsicht über den Knaben ward vom Kaiser der Mutter ausschließlich überlassen; wir hören, daß Karl V. den Sohn einmal ein ganzes halbes Jahr nicht zu sehen bekam. Schon im folgenden Jahre 1528 ließ der Kaiser im Kloster des heiligen Geronimo bei Madrid dem Knäbchen als Principe von Castilien und Aragonien schwören. Im siebenten Lebensjahre ward die eigentliche Erziehung begonnen, und dem Juan Martiniz Siliceo, nachmals Erzbischof von Toledo und Cardinal der römischen Kirche, anvertraut. Der erste Unterricht beschränkte sich auf Religion, Lesen und Schreiben, castilische, italienische und französische Sprache. Kaiser Karl V. kann noch als ein halber Niederländer und Teutscher angesehen werden, Philipp II. dagegen ist als ein völliger Romane anzusehen, alles Teutsche liegt seinem Geiste und seinem Gemüthe fern. Die Art und Weise, in welcher Philipp II. nachmals seine Regierung geführt hat, beweist nur zu deutlich, daß in dem Unterrichte nichts Verständiges über den Staat vorgekommen ist. Dagegen mag unbändiger Stolz und blutige, wilde Intoleranz von dem Klerus, in deren Händen sich die Erziehung bis auf das Einzelne herunter befunden zu haben scheint, in des jungen Fürsten Seele eingepflanzt worden sein. Die Reformation hat das Gebäude des römischen Kirchenthums mächtig erschüttert. Der Klerus warf sich daher der weltlichen Macht, welche katholisch geblieben, völlig in die Arme. Der Kaiser und sein Haus bildete die beiweitem bedeutendste Macht in der Welt. Die Kirche hielt sich besonders an Spanien, setzte ihre Hoffnung vorzüglich auf Spanien. Castiliens Könige führten den Titel der katholischen. Unaufhörlich mag es dem jungen Philipp als seine heiligste Pflicht eingeschärft worden sein, daß er einst die Ketzerei mit Feuer und Schwert ausrotten müsse, wenn er ein wahrhaft katholischer König sein wolle. In den ersten 20 Lebensjahren Philipp's scheint die Reformation aus den germanischen auch in die romanischen Länder eindringen zu wollen. Die römische Kirche fühlt die Gefahr eines drohenden Untergangs. Viel kommt jetzt darauf an, sich der Seele des jungen Philipp's, des künftigen Beherrschers einer halben Welt, vollständig zu bemeistern. Es ist damit vollständig gelungen, Philipp wächst als der gehorsamste Sohn der Kirche, als das künftige Instrument der Ketzervernichtung heran. Die Kaiserin Isabella, die Tochter des großen Emanuel von Portugal, gebar noch mehre Söhne, aber Philipp sollte der einzige bleiben. Ein anderer, Ferdinand geheißen, starb im J. 1530, ein dritter, mit Namen Johann, im J. 1532, beide in der Wiege. Bei der Geburt eines vierten Sohnes, der todt auf die Welt kam, starb die Kaiserin am 1. Mai 1539. Unterdessen wuchs der junge Philipp heran.

Im J. 1542 sehen wir ihn zum ersten Male handelnd auftreten. Die Franzosen haben während des abermaligen Krieges zwischen Frankreich und Spanien Perpignan angegriffen. Philipp entsetzt die Stadt oder die Entsetzung wird ihm vielmehr zugeschrieben. Der unermüdlich thätige Kaiser ist eben einmal in Spanien anwesend. Er läßt jetzt den nun 15jährigen Sohn nicht allein als künftigen König anerkennen, sondern stellt ihn auch schon als Gouvernador der spanischen Reiche auf. In-

22) Los estrangeros negocian en España de seis partes las cinco, do quanto se negocian en ella; y en Indias de diez partes las nueve. *Moncada*, Restauracion politica de España.
23) *J. G. Sepulvedae* De rebus gestis Philippi II. 1556—1564. Le vita del catolico y invitissimo D. Filippo secundo, Re delle Spagne da *Caesare Campana*. 1609. *Ant. de Herrera*, Historie del mundo en el Reynardo del Rey D. Phelipe II. desde el anno 1554 hasta el de 1598. 1613. *Luis Cabrera de Cordova*, Historia del Rey D. Felipe II. 1619. Don Filipe el Prudente segundo deste nombre, por *D. Lorenzo van der Hammen y Leon*. 1632. Los dichos y hechos del Rey Phelipe II., por *Baltazar Porreño*. 1666. Vita del catolico Ré Filippo II. Monara delle Spagne: Scritte da *Gregorio Leti*. 1679. The History of the reign of Philipp the second, King of Spain, by *Robert Watson*. II. 1777. I. II. III. Compendio de la Historia de España por Don *Joseph Ortiz y Sanz*. (Madrid I—VII. 1795—1801.)

Digitized by Google

dessen sind es eigentlich freilich die Räthe Alba, der Cardinal von Tavera und der Großcommandeur Franz de los Cebos, welche die Geschäfte führen, bei denen Philipp den Namen hergibt. Karl V. hatte sich sehr bald wieder aus Spanien entfernt. Die Räthe betrieben die Unterhandlungen wegen Philipp's Vermählung mit seiner Muhme, der Infantin Marie von Portugal, fort. Marie war die Tochter König Johann's III. von Portugal und der Infantin Katalina, der Schwester des Kaisers. Philipp und Marie standen in fast völlig gleichem Alter. Ihre Vermählung ward zu Salamanca am 15. Nov. 1543 gefeiert. Am 8. Juli 1544 ward der nachmals so unglückliche Don Carlos aus dieser Ehe geboren. Seine Geburt kostete der Mutter das Leben. Marie von Portugal, Philipp's erste Gemahlin, verschied bereits am 12. Juli 1544. Philipp, überhaupt ohne Gefühle, scheint väterliche Gesinnung für diesen Sohn niemals gehabt zu haben. Der Kaiser aber zog nun allmälig seinen Sohn näher an die Geschäfte des Staates und zu seinen Entwürfen heran. Philipp hatte auch schon im J. 1540 die Belehnung mit dem Herzogthume Mailand empfangen. Bei herannahendem Alter hielt der Kaiser für nöthig, den Sohn um sich zu haben, um ihn in die Geheimnisse seiner Politik einzuweihen. Es ward derselbe deshalb in die Niederlande beschieden, vorher aber, da ein Prinz des Hauses an der Spitze der Regierung der Reiche von Castilien und Aragonien stehen bleiben sollte, Maximilian, der Neffe, der Sohn des römischen Königs Ferdinand, nach Spanien gesendet, wo er am 17. Sept. 1548 mit Maria, Karl's V. Tochter, Philipp's Schwester, vermählt ward. Diesem Maximilian nun, dem nachmaligen Kaiser Maximilian II., übergab Philipp die pyrenäischen Reiche, und schiffte sich am 1. Nov. 1548 an der Küste von Catalonien auf einer mächtigen Flotte ein, welche der Kaiser gesendet, um den Sohn zuerst nach Italien zu geleiten. Diese Flotte bestand aus 50 Galeeren, die der Genuese Andreas Doria befehligte. Philipp reiste mit ungeheuerer Pracht, von der Blüthe des castilischen Adels umgeben. Schon unter Karl V. beginnt das System, das mit Philipp III. als geschlossen und völlig hinausgeführt angesehen werden kann, die Granden und den Adel überhaupt an den Hof zu ziehen, und hierdurch den unabhängigen Adelsgeist in zahmen Hofgeist umzugestalten. Philipp landete in Genua, wo er sich eine geraume Zeit aufhielt, und war am Anfange des Jahres 1549 bei dem Vater in Brüssel. Er machte auf die Niederländer einen höchst ungünstigen Eindruck. Er wollte nur Castilier sein, redete weder die Sprache der Niederländer, noch wollte er ihrer leichten Art seine steife Förmlichkeit aufopfern. Kaiser Karl V. verstand wenigstens es durch äußerliches, zuvorkommendes Wesen in etwas zu verbergen, daß das Fürstenthum, bis jetzt an die freien Formen des Mittelalters gebunden, in ein neuthümliches Herrnthum übergehen sollte. Philipp besaß diese Kunst des Vaters nicht, er zeigte allenthalben nur die Hoheit und den Stolz des unbedingten Herrschers. Nicht einmal in der heiteren Beweglichkeit des Lebens, nur in einsamer und stummer Zurückgezogenheit, die sich nur Wenigen und Vertrauten offenbarte, äußerte sich dieser Stolz und diese Hoheit. Die ruhige Kraft Kaiser Karl's V., seine ausdauernde Thätigkeit, sein durchdringender Blick hatten sich in Philipp mit Neid, Eifersucht, Verschlagenheit und Listigkeit verbunden. Für den ersten Anblick gab des Sohnes Gesicht das Antlitz des Vaters wieder, das feinere Auge aber entdeckte die Verschiedenheit, die Deterioration des Charakters, die sich in den Gesichtszügen wiederspiegelte. An allen Bildnissen der Fürsten dieses Stammes, Karl's V., Philipp's II., Philipp's III., Philipp's IV., Karl's II., macht man die Bemerkung, daß noch immer dieselben Grundlinien wiederkehren. Aber der Ausdruck wird immer matter, immer bleicher, bis sie in Karl II. sich mit fast völliger Stumpfheit gepaart haben[24]). Schon fingen die Niederländer an für ihre alten Freiheiten von dem Stolze Philipp's II. zu fürchten. Die Stände weigerten sich seine Erbrechte anzuerkennen, bevor er nicht jene Freiheiten würde beschworen haben. Der Kaiser war eben krank. Man vermuthete, daß wenn er gestorben, ehe dem Philipp von den Niederländern geschworen worden, die Stände wol daran würden gedacht haben, sich einen andern Fürsten aus diesem Hause zu erkiesen.

Aber nicht allein, um ihn in den Niederlanden anerkennen zu lassen, hatte Karl V. den Sohn aus Spanien kommen lassen. Es galt die Ausführung eines noch viel größeren Entwurfes. In seiner Jugend, im J. 1522, hatte der Kaiser dem jüngern Bruder Ferdinand den teutschen Theil seiner Besitzungen überlassen. Ferdinand hatte darauf auch die Kronen von Ungarn und Böhmen auf sein Haupt gebracht, und durch den kaiserlichen Bruder war ihm im J. 1532 auch der Titel eines römischen Königs, die Verweserung des teutschen Reiches und damit die Aussicht auf den kaiserlichen Thron geworden. Das neue Haus Habsburg war hierdurch in zwei Linien aus einander gegangen; eine spanische, die sich in Karl V., eine teutsche, die sich in Ferdinand darstellte. Gegen das Ende seiner Laufbahn scheint den Kaiser gereut zu haben, was er für den jüngeren Bruder gethan. Er meinte nun, es sei nicht gut, daß er sich eines Theiles seiner Macht entschlagen. Auch hatte sich schon bei einigen Gelegenheiten geoffenbart, daß die beiderseitigen Interessen nicht immer fest zusammenhielten, daß jene Theilung der Gesammtmacht statt die Operationen zu erleichtern, sie oftmals erschwerte. Darum wollte der Kaiser zurücknehmen, was sich noch zurücknehmen ließe, und Philipp sollte wenigstens das Kaiserthum über die Teutschen erhalten. Auf der pyrenäischen, auf der italienischen Halbinsel, in den Niederlanden, in Teutschland sollte die spanische Linie des Hauses Herr sein, um Frankreich, den Hauptgegner, den Hauptwiderstand, den man bei der Errichtung der allgemeinen Monarchie über Mitteleuropa zu fürchten hatte, von allen Seiten kräftig fassen zu können. Philipp scheint völlig die letzte Ansicht seines Vaters, daß er früher übel gehandelt, wenn er eine jüngere Linie begründet und ihr einen Antheil an der Gesammtmacht zu selbständiger Beherrschung überlassen, getheilt zu haben. Er nimmt deshalb

24) *Viardot*, Études sur l'Espagne. p. 409. 410.

Digitized by Google

später, als er die Herrschaft antrat, förmlich den Titel eines Königs von Ungarn, Dalmatien und Kroatien, sowie auch eines Erzherzogs von Österreich an. Er erklärte zwar dabei, daß es nur geschehe, um sein Erbrecht auszusprechen, wenn die jüngere Linie aussterben sollte, und weil doch Alles von seinem Vater ausgegangen sei. Wenn er aber in allen seinen Unternehmungen glücklich gewesen wäre, so würden wol nähere Rechte hervorgesucht worden sein. Versuchte doch der schwache Philipp III. noch in Ungarn und in Böhmen Anhang zu gewinnen, um die Stammvettern zu unterminiren! Kaiser Karl V. aber hatte für die Ausführung seines Gedankens eine günstige Zeit erwählt. Die Ereignisse des Jahres 1547, die Gefangenschaft Johann Friedrich's von Sachsen und Philipp's von Hessen, hatte die protestantischen Fürsten und Stände gebeugt, den Waffen des Kaisers Achtung verschafft. Karl V. hatte für den Juli des Jahres 1550 einen Reichstag nach Augsburg ausgeschrieben. Dort sollte das Werk durchgesetzt werden, für welches schon mehre Fürsten bearbeitet und einige Stimmen gewonnen worden. Es war darüber eine nicht kleine Bewegung in dem Hause Habsburg selbst ausgebrochen. Der römische König Ferdinand wollte sich nicht vom teutschen Kaiserthume wegdrängen lassen und blieb standhaft, ob auch die Schwester Maria eine Ausgleichung und Verständigung zwischen den beiden Brüdern herbeizuführen suchte. Philipp war bereits im Laufe des J. 1550 nach Teutschland gekommen. Mehre Acte officieller Milde mußte er auch hier, um die Gemüther zu gewinnen, vornehmen. So wurden die vom Kaiser Karl V. gefangen gehaltenen Lutherischen Prediger auf Philipp's Bitten ledig gelassen. Indessen konnte auf dem Reichstage besonders wegen des Widerstandes, den der König Ferdinand leistete, Nichts wegen Philipp's Wahl zum künftigen Kaiser durchgesetzt werden, obwol Kaiser Karl V. seinem Bruder immer versprochen, daß er neben dem Kaiser römischer König fortwährend bleiben, die Reichsregierung in Abwesenheit des Kaisers führen, die Würde eines römischen Königs auch auf seinen Sohn Maximilian fortpflanzen sollte. Philipp hatte auch sonst mit seinem Wesen und seiner Persönlichkeit ebenso wenig in Teutschland als in den Niederlanden Anklang gefunden. Ferdinand rettete durch den Widerstand gegen den Entwurf des Kaisers die Teutschen von dem Unglücke, einen Philipp auf ihrem alten Kaiserthrone zu sehen.

Philipp trat im Mai 1551 die Rückreise über Italien und das Meer nach Spanien an; im Juni war er wieder zu Barcelona. Maximilian von Österreich zog mit seiner Gemahlin nach Teutschland ab, und die Regentschaft über Spanien kam wieder in Philipp's Hand. Bis zum Sommer 1554 blieb er nun hier, ohne daß man außer einigen Liebeshändeln etwas Bedeutendes von seiner Person erführe. Kaiser Karl's V. Leben und Kraft neigte sich indessen dem Ende zu. Alle Anstrengungen, die Reformation zu vernichten, die Macht Spaniens weiter auszudehnen, waren gescheitert. Ein neuer Krieg mit Frankreich, ein neuer Krieg mit dem furchtbaren Sultan der Türken Suleiman dem Großen (1552) hatte das Haus Habsburg abermals in eine sehr gefährliche Lage gebracht. Kaiser Karl V. mußte die Hoffnung, die Reformation in Teutschland zu vernichten, vor der Hand aufgeben. Das Schicksal hatte in dieser Beziehung allen seinen Anstrengungen Hohn gesprochen, eine höhere Hand alle seine Bestrebungen vereitelt. Karl V. zog sich seit dem Jahre 1552 von den teutschen Angelegenheiten allmälig zurück; er überließ sie seinem jüngern Bruder Ferdinand, und entfernte sich aus dem Reiche, um den Krieg gegen Heinrich II. von Frankreich zu führen. Der Kaiser befand sich im J. 1553 in seinen Niederlanden. Von hier aus ward eine hochwichtige Negotiation betrieben, deren Ausgang reichlichen Ersatz für das bisherige Scheitern vieler Entwürfe, die sichersten Hoffnungen für die Zukunft bringen sollte. Philipp mußte in diesem neuen Plane die Hauptrolle übernehmen. Des Kaisers Muhme, Maria Tudor, die Tochter seiner Tante Katharine von Aragonien und König Heinrich's VIII., war im J. 1553 auf den Thron von England gekommen. Ihr einziger Gedanke auf demselben war die Vernichtung der Reformation und die Wiedereinführung des römischen Katholicismus in England. Aber schon war jene zu fest geworden, als daß an diesen ohne fremde Hilfe hätte gedacht werden können. Maria konnte keine bessere als spanische Hilfe zu finden hoffen, Hilfe aus ihrem Volke und aus ihrer Familie. Dem Kaiser konnte Nichts willkommener sein als hier zu helfen, wo sich eine so leichte Gelegenheit bot, dreifach wieder zu gewinnen, was an Ferdinand dahin gegeben worden, und die größten Aussichten für die Zukunft sich zu eröffnen. Eine Ehe zwischen Maria Tudor und Philipp ward schon im J. 1553 im Stillen bestimmt. Der Gedanke scheint zuerst vom Kaiser ausgegangen, von Maria Tudor mit Freudigkeit ergriffen worden zu sein. Die größten Erwartungen konnte Spanien hieran knüpfen. Ward auch England noch in den Riesenkörper der spanischen Monarchie hereingezogen, so steigerten sich die Mittel und die Kräfte des Hauses so ungeheuer, daß Frankreich, Italien, Teutschland, ja in Europa Alles kaum widerstehen konnte. Der Kaiser sah alle Macht zu Wasser und zu Lande an sein Haus gebracht. Deshalb werden die größten Anstrengungen für die Ausführung des Entwurfes gemacht. Karl V. borgt im J. 1553 sehr bedeutende Summen bei teutschen Banquiers. Sie gehen nach Spanien an Philipp, von diesem nach England. Es galt Stimmen für die spanische Heirath in England durch Bestechungen, Einfluß auf die Parlamentswahlen des Jahres 1554 zu gewinnen. Das spanische Heirathsproject hatte gleich die heftigste Bestürzung in England, selbst bewaffneten Aufstand erregt. Maria Tudor kämpfte Alles nieder und schloß den Heirathstractat mit Spanien ab, bei dem man in mehren Punkten noch starke Rücksicht auf die Abneigung der Menschen gegen Spanien nahm, ohne daß man gesonnen gewesen, diese auch wirklich zu halten. Maria Tudor sollte allein Königin bleiben, Philipp von Spanien nur König heißen, ohne einen wirklichen Antheil an der Regierung zu haben, Spanier in England nicht angestellt, die Gesetze dieses Reiches nicht verändert werden. Den Kindern aus dieser Ehe ward die Herrschaft über England, die Niederlande und die Franche-Comté versichert, die übrigen Theile der

Digitized by Google

spanischen Monarchie verblieben dem Don Carlos. Hierdurch suchte man den Engländern die Aussicht und die Hoffnung zu machen, daß sie nicht allein eine selbständige Nation bleiben, sondern auch daß sie noch obenein die reichen Niederlande in Zukunft gewinnen würden. Wäre aber ein Sohn aus der Ehe Philipp's mit Maria Tudor geboren worden, so würde der arme Don Carlos, als das Hinderniß einer unmittelbaren Vereinigung Englands mit Spanien, noch viel eher haben sterben müssen, als er so nachmals aus dem Leben hat scheiden müssen. Andere für Englands Unabhängigkeit günstige Punkte des Tractates, z. B. daß Philipp, wenn Maria kinderlos stürbe, gar keinen weitern Anspruch auf England haben sollte, würde spanische Gewalt, hätte man nur festen Fuß im Lande fassen können, sicher auch gebrochen haben.

Als der Heirathstractat geschlossen war, setzte sich Philipp zum zweiten Male aus Spanien in Bewegung und ernannte seine Schwester Johanne, die Witwe König Johann's III. von Portugal, während seiner Abwesenheit zur Regentin. Die Blüthe des castilischen Adels und ein starker Hause spanischer Truppen begleiteten ihn nach England. Am 20. Juli des J. 1554 landete er mit dem blanken Schwerte in der Hand bei Southampton. Die Engländer deuteten das übel und fragten, ob es etwa darauf weisen sollte, daß er England mit dem Schwerte zu erobern und zu regieren gedenke. Wenige Tage darauf (am 25. Juli 1554) ward der damals 27jährige Philipp mit der 38 Jahre alten Maria Tudor getraut, und Beide wurden als Könige von England ausgerufen. Kaiser Karl V. trat bei dieser Gelegenheit dem Sohne schon das Königreich Neapel ab. Philipp strengte sich in England an, mild, freundlich, leutselig und gesprächig zu erscheinen, womit es ihm im Ganzen übel gelang, weil es seiner Natur völlig zuwider war. Er übte mehre Acte officieller Milde aus, die ihm bei der englischen Nation einen guten Namen machen sollten. Er erbat und erhielt von Maria die Loslassung mehrer vornehmer Gefangenen, besonders des Erzbischofs von York und des Grafen von Devonshire. Auch hieß es, daß auf sein Gesuch Maria eine mildere Behandlung ihrer Stiefschwester Elisabeth habe eintreten lassen. Die Hauptsachen aber wurden hierüber keineswegs vergessen. Philipp hatte Unmassen von Geld mit nach England gebracht. Es glückte, ein Parlament zusammenzubringen, welches den römischen Katholicismus wieder für grundgesetzlich erklärte. Sogleich begannen die wildesten Verfolgungen zuerst gegen die eifrigsten und die bedeutendsten Anhänger der Reformation ganz in der Art der spanischen Inquisition und Kaiser Karl's V. Die Scheiterhaufen loderten auf. Indessen war Philipp klug genug, nicht selber hervorzutreten, um Haß zu vermeiden. Er ließ die Königin Maria und die englischen Katholiken handeln. Ja, als er gewahrte, daß das Brennen und Morden den größten Abscheu in England hervorrief, ließ er den Franziskanermönch Alfonso in seiner Gegenwart eine Predigt halten, in welcher die Grausamkeiten der englisch-katholischen Bischöfe auf das Härteste gemisbilligt und ihnen aus der Schrift bewiesen ward, daß die Bischöfe nur mit sanftmüthigem Geiste unterrichten, nicht aber ihre Gegner verbrennen dürften. Auch ward das Brennen und das Morden einige Wochen eingestellt, aber freilich nur, um nachmals mit desto größerer Wuth wieder zu beginnen. Philipp hielt sich indessen immer in einer angemessenen Entfernung. Natürlich mußten seine und Spaniens Hoffnungen zunächst darauf gerichtet sein, daß ein Sohn aus der Ehe mit Maria Tudor hervorgehe. Philipp verweilte deshalb beinahe 15 Monate in England, aber die oftmals gefaßten Erwartungen wollten sich nicht erfüllen und Maria's Leib blieb verschlossen.

Kaiser Karl V., alternd, krank und lebensmüde, gedachte, weil, wie er sagte, das Glück die Greise nicht liebe, sich noch bei Lebzeiten aller seiner Herrschaften zu entschlagen und sie in die Hände Philipp's zu geben. Der Sohn ward deshalb in die Niederlande berufen und verließ am 4. Sept. 1555 Englands Boden. Zwei Monate lebten nun Vater und Sohn zu Brüssel in der engsten Vertrautheit mit einander. Der Kaiser benutzte diese Zeit, um den Sohn in seine Politik einzuweihen und ihm seine Regierungsweisheit und seine Entwürfe mitzutheilen. Ihre Unterhaltungen hat Niemand gehört und Niemand kennt daher deren Inhalt. Die Schriften [25]) aber, welche der Kaiser seinem Sohne hinterlassen, mögen doch Vieles von dem, was schon mündlich angerathen worden, wiedergeben. Das Wahre und Gute, das sich hier findet, ist an Philipp's Ohr und an seinem Herzen vorübergegangen, ohne es im Mindesten zu berühren. Wenn der Kaiser verlangt, daß der Sohn seinen Völkern wie ein guter Hirt sein, daß er seine Herrschaft besonders auf die Liebe bauen, daß er sie nicht schinden und nicht plagen soll, so ist der Rath völlig unbeachtet von dem Sohne geblieben. Das ist schon deshalb kein Wunder, weil er gar nicht aus dem Herzen des Rathgebers, sondern nur als officielle und diplomatische Redensart aus dessen Munde gekommen war, weshalb es auch mit dem Andern in schneidendem Widerspruche steht. In der That kennt der rathende Kaiser selbst weiter Nichts, als seine politischen Entwürfe und die Klugheit dieser Welt, mit welcher sie hinausgeführt werden können und die mit dem Sittengesetze keine Verbindung hat. Der Sohn soll besonders darauf sehen, daß er Frankreich, die Macht, welche dem Kaiser in allen seinen Planen am meisten zuwider gewesen, vernichte. Er soll Revolution und Empörung in Frankreich anzuzetteln versuchen, um sie dann aufs Höchste zum Untergange dieses Staates zu benutzen, die kleinen italienischen Mächte aber abzumüden und abzumartern suchen, bis sie Spanien in die Arme sinken müßten. Was ihm selbst mislungen, wird dem Sohne als die höchste Aufgabe des Lebens hingestellt. Für seine eigenen Völker ist es genug, wenn er sich nur das Ansehen der Milde, der Gerechtigkeit und der Liebe zu geben weiß, wenn er die Kunst, die Menschen zu behandeln und zu brauchen, wenn er besonders die Kunst, das Geld, mit dem alle Dinge gemacht werden können, auf die rechte Art herauszubekommen versteht. Über die nächsten und unmittelbarsten Interessen Spaniens

25) Instructions de l'Empereur Charles V. à Philippe II. et de Philippe II. au Prince Philippe son fils. 1700. p. 1—105.

Digitized by Google

hat der Kaiser wol dem Sohne Nichts gesagt, wie auch die Schriften darüber Nichts enthalten, denn er selbst hat sich um Spanien nie weiter gekümmert, als es ihm nothwendig ist, wenn er seine Entwürfe will hinausführen können. Auch Philipp II., ob er wol, was sein Vater nicht war, ein eigentlicher Spanier ist, hat sich auch weiter um das Heimathland kaum gekümmert, als in wieweit er einen Schwamm zum Auspressen haben muß, weil er sich die Welt unterwerfen will. Am 25. Oct. 1555 entsagte Kaiser Karl V. zu Brüssel zuerst der Herrschaft über die niederländischen Provinzen, um sie dem Sohne zu übergeben. Eilf Wochen darauf geschah, ebenfalls zu Brüssel, die feierliche Übergabe aller andern Reiche. Der Kaiser regulirte nun auch die teutschen Angelegenheiten, in soweit er in sie eingreifen wollte. Er wies die Fürsten des Reiches an seinen Bruder Ferdinand, den sie zum Kaiser wählen möchten. Bald darauf begab sich Karl V. nach Spanien, um dort in einem Kloster zu verschwinden und sich zu dem ihn bald ereilenden Tode vorzubereiten.

Es währte noch einige Zeit, bis die Lage, in welcher König Philipp II. sein Leben verbringen sollte, sich rein herausstellte. Als der Vater ihm alle seine Reiche übergab, war es noch nicht entschieden, ob ihm nicht gelingen würde, England in seinem Machtkreise zu behalten. Es läßt sich kaum übersehen, von welcher Wichtigkeit es geworden, wenn dieser Fall eingetreten. Maria Tudor war, seit ihr Gemahl Philipp sie verlassen, auf dem betretenen Wege eifrigst fortgegangen. Die Reformation sollte um jeden Preis unterdrückt, mit Mord und Brand erstickt werden. Die Blutbefehle sind immer in Maria's und Philipp's Namen zugleich gegeben. Man bemerkt, daß die Maßregeln Maria's, sowie ihr Gemahl Philipp Herr in allen Landen der spanischen Krone geworden ist, entschiedener und energischer werden. Auch aus der Ferne hatte des Gatten Gesinnung einen Einfluß auf Maria, wenn sie in dieser Sache ja noch nöthig hatte, auf ihrer blutigen Bahn getrieben zu werden. Sollte aber eine rasche Entscheidung in England herbeigeführt werden, so wäre nöthig gewesen, daß Philipp mit einem starken spanischen Heere auf jener Insel aufgetreten. Es war seltsam, daß ein römischer Papst die Veranlassung geben mußte, daß es nicht geschehen konnte. Philipp II. hatte jedes Falles die Absicht, sich mit aller seiner Macht zuerst gegen England zu richten. Deshalb hatte er auch zu Vaucelles am 5. Febr. 1556 einen fünfjährigen Waffenstillstand mit König Heinrich II. von Frankreich abgeschlossen. Niemandem war dieser Waffenstillstand, welcher Philipp II. freie Hand gegen England gab, unlieber als dem Papste Paul IV. Unter diesem Namen hatte der alte Cardinal Johann Peter Caraffa erst kurze Zeit vorher, am 23. Mai 1555, den römischen Stuhl bestiegen. Caraffa hatte sich stets als der heftigste Eiferer für den Katholicismus erwiesen, und die Inquisition galt ihm als ein Haupterhaltungsmittel desselben. Es mußte sich seltsam fügen, daß ein Papst selbst, und noch obenein ein Papst, der von Eifer für die Verbreitung des römischen Katholicismus glühte, der Möglichkeit einer schnellen und kräftigen Wiedervernichtung der Reformation in England entgegenarbeite. Paul IV. war nicht allein ein Italiener von alter Gesinnung, und sah deshalb mit Schmerz die eine Hälfte Italiens unter spanischer Herrschaft, sondern er war auch ein Papst von alter Gesinnung. Einem solchen konnte durchaus Nichts daran gelegen sein, wenn Spanien die halbe Welt verschlang, denn wo sollte die alte Unabhängigkeit und Freiheit des apostolischen Stuhles bleiben, wenn Spanien in dem mittlern und in dem südlichen Europa die alleinige Macht war? Es war von jeher apostolische Politik gewesen, Theilung und Vielheit der weltlichen Macht zu erhalten, wobei das Papstthum, freilich ohne das grade zu beabsichtigen, dem Interesse Europa's zuweilen Vorschub geleistet hat. Paul IV. war kaum auf den Stuhl gestiegen, als er der wachsenden Macht Spaniens im Interesse Italiens, im Interesse des alten freien Italiens, entgegentreten zu müssen glaubte. Es waren hin und wieder noch Elemente der Kraft und Selbständigkeit in Italien vorhanden. In dem Königreiche Neapel sehnte man sich noch aus spanischer Herrschaft hinweg, in Florenz, in Genua gedachte man noch der alten Freiheit, welche von Karl V. vernichtet, und haßte die Herrnthümer, welche von ihm aufgerichtet worden. Paul IV. beschloß, alle Elemente des Widerstandes, welche es noch in Italien gegen die Spanier gab, um sich zu vereinigen, und den Versuch zur Befreiung des Heimathlandes zu wagen. Der Papst traf eben seine Anstalten, um Philipp II. in Italien anzugreifen, als derselbe den erwähnten Waffenstillstand von Frankreich gewann. Paul IV. sendete seinen Neffen, den Cardinal Karl Caraffa, sogleich nach Paris, um Alles rückgängig zu machen. Caraffa brachte einen geweihten Degen für König Heinrich II. von Frankreich und die apostolische Lösung vom Schwure auf den jüngst geschlossenen Tractat, ja sogar die Autorisation, Spanien ohne Kriegserklärung anzugreifen, mit; denn der Papst gedachte den Kaiser und seinen Sohn, Philipp II., zu Ketzern zu stempeln. Die Unterhandlungen Caraffa's, welcher die Königin Katharina de' Medici, die königliche Buhlerin Diana de Poitiers, die angesehenen Familien der Montmorency und der Guise für sich gewann, hatten einen günstigen Fortgang. Auf diese Nachricht zögerte Paul IV. nicht länger. Der apostolische Fiscal empfing Befehl, das Verfahren und die Untersuchung gegen Kaiser Karl V. und Philipp II. einzuleiten. Sie sollten Feinde des heiligen Stuhles sein, von Neapel aus auf Verwirrung und Empörung in dem Kirchenstaate hinarbeiten, wodurch sie, als Vasallen des römischen Stuhles, wegen des Königreichs Neapel den Treubruch begonnen. Ja, die Absichten des Papstes gingen weiter; er gedachte die eifrigsten Katholiken zu Ketzern umzugestalten, weil sie ihm politisch widerwärtig waren. Kaiser Karl V. hatte in dem Laufe seines Lebens durch die Gewalt der Umstände sich mehr als ein Mal gedrungen gesehen, der Reformation in Teutschland Zugeständnisse und Concessionen zu machen. Er hatte auch den Religionsfrieden vom J. 1555 nicht gehindert, weil er es nicht gekonnt. Der Papst wollte daraus, wie man deutlich sieht, das Verbrechen der Ketzerbeschützung machen [26]).

26) *Llorente*, Histoire critique de l'Inquisition d'Espagne.

Der Bann sollte den Kaiser treffen, auch der Sohn in derselben Weise, wie einst in die Sache Kaiser Friedrich's II. das ganze Geschlecht der Hohenstaufen hineingezogen worden, mit in das Verdeeben gebracht, dem Hause Spanien ein Ende gemacht werden. Das Verfahren bei der Inquisition war schön eingeleitet, mit der Ausführung freilich mußte gewartet werden, bis die äußerlichen Umstände sich einigermaßen günstig gestaltet. Doch schon am 27. Juli 1556 erklärte Paul IV. den König Philipp II. vor dem Collegio der Cardinäle des Thrones von Neapel für verlustig, weil er den Eiden zuwider gehandelt, die seine Vorfaheen dem apostolischen Stuhle geschworen. Am 31. Juli 1556 ward im Conseil des Königs von Frankreich die Erneuerung des Krieges gegen Spanien beschlossen. Wie willig nun auch Philipp II. eine absolute Gewalt des römischen Stuhles, Könige abzusetzen und Könige einzusetzen, anerkannte, so hatte er doch wenig Lust, sich geade selbst durch diese Gewalt vernichten zu lassen. Die spanischen Gottes- und Rechtsgelehrten mußten herausfinden, daß der König im Rechte, der Papst im Unrechte sei, daß die Waffen gegen ihn geführt werden könnten, Alba unter furchtbaren Verheerungen und Geausamkeiten im Kirchenstaate einbrechen. Leicht hätte er Rom schnell erobern können, wenn ihn nicht eine Scheu vor dee heiligen Stadt der Apostel zurückgehalten.

Für Philipp II. führte diese Wendung der Angelegenheiten den unberechenbaren Nachtheil herbei, daß er England völlig außee Augen setzen mußte, daß er dorthin keine Macht zur Unteestützung der blutigen Maria, die eben jetzt mit der fühllosesten Barbarei wüthete, um die sogenannten Ketzer zu vernichten, senden konnte. Grade im Anfange des Jahres 1557 errichtete Maria Tudoe eine Art spanischer Inquisition in England, um mit den Ketzern schneller zum Ende zu kommen. Statt Hilfe nach England senden zu können, mußte Philipp II. daean denken, Hilfe für sich von dorthee zu gewinneu. Am 20. Mai 1557 kam er zum zweiten Male nach England, bestimmte seine Gemahlin am 7. Juni den Krieg an Frankreich zu erklären und ihm ein Hilfscorps zum Kriege gegen Frankreich zu gewähren, welches auch später in den Niederlanden auftrat. Schon am Anfange des Julimonats verließ der König England wieder, um niemals zurückzukeheen. Wol mochte er nicht ohne die Hoffnung von dannen gehen, daß Maria Tudor noch lange leben und daß schon gelingen werde, festen Fuß für spanische Herrschaft in England zu fassen. Unterdessen war ein nicht unbedeutendes französisches Heer, angeführt von dem ehrgeizigen Herzoge Feanz von Guise, welchem dee Papst, wie es scheint, Aussicht auf die Krone Neapels gemacht, in Italien aufgetreten. Indessen war dee Krieg von Frankreich dabei nicht sogleich an Spanien erkläet worden. Man behauptete zuerst nur als Bundesgenosse des Papstes aufzutreten, der von Philipp II. unrechtmäßigerweise angegriffen werde. Erst am 31. Jan. 1557 ward die Kriegserklärung gegen Spanien ausgesprochen. Die Franzosen hätten sich zuerst in der Lombaedei festsetzen, den Spanieen das obere Italien, wo einige Hoffnung war, Venedig und die kleinen Staaten gegen Philipp II. unter die Waffen zu bringen, entreißen sollen. Guise aber eilte nach Rom, wo und von wo aus er große Dinge durchzusetzen hoffte. Auch der Papst zog die Franzosen in das unteee Italien, denn Alba hatte sich, auf die Nachricht von ihrem Erscheinen auf italienischem Boden, in das Königreich Neapel zurückgezogen. Darum meinte Paul IV., daß jetzt ein erfolgreicher Einfall in das Neapolitanische unternommen werden könnte. Im Frühlinge 1557 deangen die päpstlichen und die französischen Truppen mit furchtbaren Verheerungen im Reiche Neapel ein. Aber die großen Erwartungen Papst Paul's IV. schlugen völlig fehl. Er mochte auf eine allgemeinere Bewegung der Bewohner gegen die spanische Herrschaft gezählt haben. Aber sie blieb aus, sei es, daß Italien die Keaft zu handeln schon damals völlig verloren, sei es, daß man Nichts zu gewinnen hoffte, wenn spanische Herrschaft mit apostolischer vertauscht würde. Alba hatte sich gut gerüstet, des Papstes Macht mußte wieder zurückweichen, und der Spanier erschien selbst am 26. Aug. 1557 in der Nähe Roms. Indessen war Philipp II. nicht allein in seinen Unternehmungen gestört, sondern einen Augenblick doch auch in wiekliche Gefahr gebracht woeden. In dem ersten Kriege gleich, den er zu führen hatte, zeigte der König eine gänzliche Abneigung vor persönlichem Auftreten. Philipp II. wae ein Mann dee stillen Berechnung und des Cabinets, nicht der That. Philibert Emanuel von Savoyen, sein Feldherr, rettete den König aus aller Verlegenheit, indem er die Schlacht von St. Quentin, am 10. Aug. 1557, über die Franzosen gewann [27]). Da die französische Armee in der Schlacht nicht geschlagen, sondern vernichtet worden, sah sich Heinrich II. genöthigt, den Herzog von Guise aus Italien abzurufen. Paul IV. mußte mit schwerem Heezen seinen stolzen Eewartungen entsagen und schon am 14. Sept. 1557 einen Frieden mit Alba schließen. Freilich gaben die Spanier alle Eroberungen im Kirchenstaate heeaus, freilich kam Alba demüthig nach Rom, um Verzeihung bittend, daß er gewagt, den Stuhl der Apostel zu bekämpfen. In der wahren Sache aber hatte Spanien völlig obgesiegt. Es war entscheidend für Philipp's II. ganzes Leben, daß der Papst, wenn auch gezwungen, doch wieder in Einverständniß mit Spanien treten mußte. Hätte Paul IV. Italien zum Aufstand und Abfall von Spanien bringen, hätte er Aussichten gehabt, wäre er mit dem Ketzerprocesse gegen Karl V. und den König wirklich hervoegetreten, Philipp II. wäre dadurch in ein ganz anderes Veehältniß zur römischen Kirche und zum römischen Katholicismus gestellt, wider seinen Willen selbst und wider seine Ansichten in eine ganz andere Stellung hineingezwungen worden.

Unbedeutend und wenigstens ohne nahen und unmittelbaren Zweck dauerte der Krieg zwischen Spanien und

II. p. 174. *Ant. de Herrera*, Commentarios de los hechos espanoles franceses y venezianos desde el anno de 1281, hasta el de 1559. (Madrid 1621.)

27) Histoire d'Emmanuel Philibert, Duc de Savoie, par *Ducros*. (Paris 1838.)

Digitized by Google

Frankreich fort. Während desselben trat ein zweites Ereigniß ein, welches ebenfalls für die Zukunft Philipp's II. entscheidend war. Seine zweite Gemahlin, Maria Tudor, starb am 17. Nov. 1558 nach unseligem Leben, ohne ihren heißesten Wunsch erfüllt zu sehen, ohne einen katholischen Thronerben geboren zu haben. Hiermit ging für Philipp II. unermeßlich viel verloren. Wie ganz anders würde es ihm doch bei seinen Unternehmungen in den Niederlanden, besonders aber in Frankreich, gegangen sein, wenn Maria Tudor fortgelebt, wenn die Regierung von England nicht wider, sondern wenn sie für ihn gewesen wäre. Der König fühlte auch, ob er wol die ganze Zukunft nicht zu überschauen vermochte, doch die Größe des Verlustes. Er machte einen leisen Versuch, die Hand Elisabeth's, der neuen Königin Englands, zu erhalten, obwol er über deren Ketzerei kaum zweifelhaft sein konnte. Nachdem dieser Antrag abgewiesen ist, hat sich die Situation Philipp's II. für die Zukunft rein herausgestellt. Die spanische Macht in Europa muß zuerst auf dem Punkte bleiben, auf dem sie von Kaiser Karl V. dem Sohne überantwortet worden. Mit den Mitteln und Kräften, welche bis jetzt gewonnen worden, war der Kampf für die weitere Ausbreitung der spanischen Monarchie zu unternehmen. Daran läßt sich nicht im Mindesten zweifeln, daß dieser Gedanke, wo nicht der alleinige und ausschließliche, doch der dominirende in der Seele König Philipp's II. von dem Augenblicke an, wo er Herr geworden, bis zu dem letzten Hauche seines Lebens blieb. Ebenderselbe war auch der Gedanke seines Vaters Kaiser Karl's V. gewesen.

Man findet, daß die Spanier in Beziehung auf ihn eine ganz richtige Betrachtung angestellt haben. Es wird sich, so lange Frankreich besteht, nichts Bedeutendes mehr erreichen lassen. Ein gewaltiger Koloß liegt der französische Staat gewissermaßen mitten in der spanischen Monarchie und Frankreich ist seinerseits fast rings von spanischem Gebiete eingeschlossen. Frankreich ist durch die Pflicht der Selbsterhaltung gezwungen, die kleinen Staaten in Teutschland und in Italien immer gegen Spanien in Schutz zu nehmen. Hat es doch schon unter König Franz I. die Protestanten, welche es in seinem eigenen Innern auf das Grausamste verfolgt, in Teutschland fast offen unter seinen Schutz genommen, lediglich weil es fürchtete und fürchten mußte, daß Kaiser Karl V. die Vernichtung der Protestanten nur benutzen werde, um sich in den Besitz der Länder der Ketzer zu setzen. Wenn Spanien sich so gewaltig, wie es wollte, empor in der Welt zu schwingen gedachte, so mußte der französische Staat zuerst vernichtet werden. Erst über Frankreich hinweg war zu den anderen zu gelangen. Und schob sich Frankreich nicht wie ein gewaltiger Keil zwischen die Länder der spanischen Monarchie hinein, trennte es nicht die Reiche Castilien und Aragonien von den Niederlanden, von der Franche-Comté, von den italienischen Besitzungen. Es war Halt und Zusammenhang in diesen Riesenkörper erst dadurch zu bringen, daß das französische Zwischenglied niedergeworfen und verschlungen ward. Gelang aber dieses, so war man der Herrschaft über das mittlere Europa, ja über Europa selbst, sicher. Wer sollte noch widerstehen können, wenn Frankreich gefallen war! In der That hatte schon Kaiser Karl V. es als die Hauptaufgabe seines Lebens betrachtet, Frankreich zu vernichten. Wenn dieses von wenigen Geschichtsschreibern und Geschichtsforschern gesehen worden, so ist es darum nicht minder sicher und gewiß, wie sich denn auch diese Tendenz durch sein ganzes Leben hin deutlich ausspricht. Indessen war der Weg der Gewalt und des offenen Krieges vom Kaiser vergeblich versucht worden. Freilich aus Italien hinaus waren die Franzosen völlig getrieben, über Frankreich selbst aber hatte Nichts erreicht werden können. Darum deutete Karl V. es dem Sohne schon an, daß fortan ein anderer Weg eingeschlagen werden müsse. Er hatte auf innere Unruhen, durch welche man das Haus Valois und die Unität des französischen Staates zu brechen suchen müsse, hingewiesen. Und so war es auch dem Charakter Philipp's II., des Mannes nicht des Schwertes, sondern der Cabale und der Intrigue, der Hinterlist und des Verrathes, völlig gemäß.

Der König eilte aber, sowie Maria von England die Augen geschlossen hatte, am 3. April 1559, den Frieden von Cateau-Cambrésis mit Heinrich II. von Frankreich abzuschließen. Es sollte das Ansehen erhalten, als wollte er ein ganz anderes System gegen Frankreich einschlagen, als von seinem Vater befolgt worden war. Bei diesem Frieden, durch welchen Heinrich II. die Eroberungen herausgab, welche er jüngst über Spanien gemacht und nur die behielt, welche dem teutschen Reiche abgedrungen worden (Metz, Toul, Verdún, Cambrai), schloß Philipp II. seine dritte Ehe, indem er sich mit Elisabeth, Tochter des Königs von Frankreich, verlobte. Früher war der Gedanke gewesen, die noch ganz junge 14jährige Prinzessin mit Don Carlos zu vermählen, der damals ebenfalls in seinem 14. Jahre stand. Es ist sehr wahrscheinlich, daß schon bei diesem Friedensschlusse Verabredungen gegen die Evangelischen getroffen worden sind. Auf allen Punkten, welche Frankreichs und Spaniens gemeinsame Macht würde erreichen können, sollten sie angegriffen werden. Philipp II. hatte den katholischen Eifer Heinrich's II., der so eben in einem vollen Zuge war, aufzuregen verstanden. Indessen ist mehr als wahrscheinlich, daß es Philipp II in jenem Augenblicke mit dem Gedanken eines großen Kampfes gegen die Evangelischen kein Ernst war, daß er mit anderen stillen Entwürfen in der Brust den französischen Frieden abgeschlossen hat. Die Gährung im Innern Frankreichs war bereits auf einen sehr hohen Grad gestiegen, die Zahl der Anhänger der Reformation Calvin's hatte sich in den letzten Jahren mitten unter den wildesten Verfolgungen ungemein vermehrt. Die Reformation war in einen Theil des Volkes, in einen großen Theil des Adels so bedeutend eingedrungen, daß man anzunehmen befugt ist, es sei nach der Mitte des 16. Jahrhunderts etwa ein Drittheil der gesammten französischen Nation ihr ergeben gewesen. Die Katholischen zerfielen, der Reformation gegenüber, in zwei an Zahl und Gewicht ungleiche Parteien. Eine Minorität, in sich selbst wenig einig, meinte theils, daß man den Calvinisten Toleranz

Digitized by Google

bewilligen, theils, daß man sich selbst in einigen Punkten an sie anschließen, oder doch einige Punkte von ihnen entnehmen könne, da das römische Kirchenthum allerdings einer Reformation bedürfe. Die Majorität aber wollte von keiner Transaction, von einer Annäherung wissen. Sie kannte und wußte nur Eins; man vernichte die Ketzer mit den alten Mitteln, welche die Kirche stets gegen solche in Bewegung gesetzt hat, mit Feuer und Schwert. Philipp II. stand mit dem Hause Guise, welches als Haupt und Spitze dieser Majorität betrachtet werden konnte, bereits in nahem Zusammenhange. Mit ziemlicher Sicherheit konnte vorausgesehen werden, daß es nächstens zum Ausbruche eines Bürger- und Religionskrieges in Frankreich kommen werde. Welch ein glückliches Ereigniß für Spanien! Wie mußten sich da hundert Gelegenheiten darbieten in Frankreichs Inneres einzugreifen, und das auf krummen Wegen zu erreichen, was von Kaiser Karl V. mit den Waffen in der Hand vergeblich erstrebt worden war. Es ist wahrscheinlich, daß Philipp II. schon damals Tausende von Verbindungen in Frankreich angeknüpft hatte, oder anzuknüpfen in Begriff stand. Später ist keine Stadt, keine Corporation, kein Dorf, ganz besonders aber kein Kloster in Frankreich, wo der König nicht seine Lauscher und Späher, seine Agenten und seine Arbeiter habe. Der ganze Klerus sieht in einem entscheidenden Momente, in einem Momente, wo gefürchtet werden mußte, die Reformation könne auch in Frankreich bei der Majorität der Menschen obsiegen, wie sie in Teutschland obgesiegt, auf Philipp II. und auf Spanien als auf die festesten, unerschütterlichen und consequentesten Stützen des römischen Katholicismus [28]). Darum, und nicht allein wegen seiner religiösen Überzeugungen, ist der König grade in der Weise, in welcher er es ist, katholisch. Darum zeigt er sich als einen so entschlossenen Vernichter aller Nichtkatholischen, darum läßt er später, obwol er weiß, daß sie für die Königsmacht gar nicht unbedenklich, doch die Schlüsse des tridentiner Concils unbedingt in allen seinen Landen anbefehlen, darum zeigt er sich als einen so eifrigen Freund der neuen Gesellschaft der Jesuiten, darum ist er so demüthig auch gegen den geringsten Kleriker, weil er die ganze Macht, die auf dieser Seite der Welt liegt, für sich haben will. Seines Ruhmes soll die Kirche voll sein, weil er Alles für sie thut. Dafür aber soll die Kirche auch Alles für ihn thun; er hoffte, daß sie ihm den Eingang in Frankreich erleichtern würde. Philipp II. hatte die Freude, zu sehen, daß die Dinge in Frankreich bald in eine größere Verwirrung geriethen. Schon am 10. Juli 1559 starb König Heinrich II. mit Hinterlassung von vier schwachen und hinfälligen Knaben, von denen der älteste mit dem Namen Franz II. dem Namen nach die Herrschaft Frankreichs antrat. Die Parteien in Frankreich mußten nun freieres Spiel erhalten, der Ausbruch eines Kampfes war mit größerer Sicherheit zu erwarten. Aber man mußte die Dinge sich erst entwickeln und gestalten lassen. Es ist vielleicht unmöglich, den Ausbruch früher herbeizuführen, als er sich von selbst machen wird; es ist für Spanien selbst unrathsam, sehr frühzeitig in diesen Kampf, wenn er wird ausgebrochen sein, einzuschreiten; es ist klug, die Partei der Calvinisten bis zu einem gewissen Grade der Kraft und Furchtbarkeit emporkommen zu lassen, damit die Katholischen in Frankreich selbst ihn rufen, sich ihm in die Arme werfen müßten. Wie sehr bei dem Spanier Alles Berechnung war, wie das Kirchliche für politische Zwecke angewendet, wie diese doch immer als das Höhere betrachtet worden, beweist sich ja wol schon daraus, daß später, als die Hoffnungen König Philipp's II., auf diesem Wege zu etwas zu gelangen, ebenso gut sich in Nichts aufgelöst haben, als die Arbeit Kaiser Karl's V. mit dem Schwerte, der spanische Hof sich selbst an die Calvinisten wendete, um sie zu Aufstand und Empörung gegen eine katholische Regierung anzutreiben. Überhaupt war es die Sache Philipp's II. nie sich zu übereilen. Seine zählende und rechnende, in der Geschäftigkeit ruhige, Natur gestattete den Ereignissen gern eine Entwickelung aus sich selbst. Die Freude, welche aus dem richtigen Ergebniß einer Berechnung ihm werden wird, war ihm lieber, als die Freude des raschen Erfolges eines Wagnisses.

Seit dem Jahre 1554 befand sich Philipp II. außerhalb Castiliens. Es verlangte ihn dorthin, wo Johanna von Portugal noch immer in seinem Namen die Herrschaft führte, wo unterdessen seine Tante, Maria von Ungarn (17. Sept. 1558), und sein Vater, Kaiser Karl V. (21. Sept. 1558), gestorben, zurück. Er wollte sich in den ruhigen Mittelpunkt seiner Staaten, dorthin, wo man schon an festen Gehorsam gewöhnt, dorthin, wohin die Geldquelle aus Amerika zu strömen anfing, setzen; von der Ruhe aus gedachte er die Welt zu beunruhigen [29]). Philipp II. erwartete und fürchtete nicht, daß aus dem Innern seines Staatskörpers selbst heraus in den nächsten Zeiten etwas kommen könne, wodurch er in allen seinen Gedanken gehindert werden würde. Er befürchtete von den Niederlanden Nichts, doch glaubte er sich sichern zu müssen. Mit dem Königreiche Aragonien erfreuten sich die niederländischen Provinzen noch der größten Freiheiten im ganzen Umfange der spanischen Monarchie. Isabella, seine Urgroßmutter, hatte einst gewünscht, daß Aragonien sich empören möchte, um Gelegenheit zu finden, das Land seiner Freiheiten zu berauben. Solche Versuche mochte Philipp II. nicht wagen. Er hatte daher spanische Truppen und spanische Beamte in die Niederlande gezogen. Die Unzufriedenheit, die darüber entstand, achtete er ebenso wenig, als den Zorn der Vornehmen, daß er die Zahl der Bisthümer in den niederländischen Provinzen durch eine

28) Histoire de la réforme, de la ligue et du règne de Henri IV. par M. *Capefigue*. (Paris 1838.) I—VIII. Für den hier zunächst vorliegenden Gegenstand das Hauptwerk; denn wenn es auch in manchen Punkten ungenau und von dem Standpunkte des jesuitischen Ultrakatholicismus aus geschrieben, so ist es doch, durch reiche Benutzung spanischer Documente, besonders der Archive von Simankas, für die Geschichte der spanischen Machinationen in Frankreich sehr instructiv.

29) *Mignet*, Négotiations relatives à la succession d'Espagne. p. 20.

Digitized by Google

apostolische Bulle von fünf auf 17 erhöhte. Der Adel besorgte, daß durch die Vermehrung der Bischöfe, da sie Stimme im königlichen Staatsrathe hatten, die fürstliche Gewalt auf Kosten der ihrigen steigen möchte. Das eben war es, was der König damit beabsichtigte, und überdies sollten Klerus und Kirche sehen, wie sie durch den König steigen könnten. Die Niederlande waren das einzige spanische Gebiet, in welchem die Reformation eine bedeutende Anzahl von Menschen gewonnen hatte. Schon Kaiser Karl V. hatte gegen sie die heftigsten Maßregeln ergriffen und die blutigsten Edicte gegeben. Philipp II. ließ ihn noch an Eifer hinter sich zurück, und seine Edicte suchen die Edicte des Kaisers noch zu überbieten. Wer in der Ketzerei verharrt, soll des Todes in den Flammen sterben, des Todes soll selbst der sein, der die Ketzerei wieder verläßt, der Tod soll auch den treffen, welcher die Ketzerei irgendwie begünstigt. Der Name der Inquisition zwar ward dabei vermieden, aber ein Tribunal aufgerichtet, das sich von der Inquisition nicht viel unterschied. Der König ist in seinem größten Eifer gegen die sogenannten Ketzer und seinen ganzen Entwürfen gemäß muß er es sein und sich als den gehorsamsten Sohn, als den Arm der Kirche zeigen. Er hat erfahren müssen, daß in Spanien selbst die Ketzerei sich zu verbreiten beginnt und sich deshalb sogleich an Papst Paul IV. gewendet. Seitdem derselbe begriffen, daß er den Spaniern nun einmal nicht widerstehen könnte und daß sie doch der beste Arm der Kirche gegen die Reformation wären, ist ein Zusammenhalten zwischen Paul IV. und Philipp II. eingetreten. Der König, ob er wol selbst erst vor ganz kurzer Zeit in Gefahr gestanden, von dem Papste zum Ketzer gemacht zu werden, mußte es dabei freilich dulden, daß Paul IV. in einem gewaltigen Breve (15. Febr. 1558) dem Groß-Inquisitor Valdez gebot, alle Ketzer, selbst wenn sie Könige und Kaiser wären, ihrer Stellung, Macht, Ämter und Würden zu berauben. Philipp II. konnte das königliche Ansehen der Kirche gegenüber nicht in Schutz nehmen, er mußte das Aussprechen selbst solcher Grundsätze dulden, die ihm selbst leicht höchst gefährlich werden konnten. Er konnte nicht widerstreben, oder er wollte es wenigstens nicht. Er muß überzeugt gewesen sein, daß er sich völlig auf der Straße der Kirche halten müsse, daß nur die Kirche, ihre unbedingteste, ihre entschiedenste Gunst ihn groß und gewaltig auf Erden machen könne. Wenn der Papst ferner (4. Febr. 1559) gebietet, daß selbst solche dem weltlichen Arme, d. h. dem Tode, übergeben werden sollten, welche zum ersten Male der Ketzerei überführt worden und abschwören wollten, so hatte Philipp II. noch weniger etwas gegen diese Steigerung der alten Härte einzuwenden. Er steigerte und erweiterte immer nur, was von dem Papste geboten worden. So bestimmte er um diese Zeit, daß Todesstrafe und Vermögensconfiscation den treffen sollte, der ein von der heiligen Inquisition verbotenes Buch verkaufe, kaufe, lese und besitze [30]). Er erneuerte ferner die in Abgang gekommene Verordnung, welche den vierten Theil des Vermögens derer, welche der Ketzerei schuldig befunden würden, dem Angeber zusprach. Von den Niederlanden aus trieb er die Königin-Regentin, den Groß-Inquisitor, alle Staatsgewalten an, mit allen Mitteln und Kräften die Ketzer und die Bücher der Ketzer aufzuspüren und zu vernichten. Bis in das Jahr 1558 hinein hatte sich die Reformation im Stillen auf Spaniens Boden in einem nicht unbedeutenden Maße ausgebreitet. Nonnen, Mönche, Priester hatten sich innerlich zum Lutherthume gewendet, während sie äußerlich den Schein des Katholicismus beibehielten. In der Stille der Nacht, in Bergen und Hainen, ward das Evangelium gepredigt. Selbst bis unter den höchsten Klerus hinauf schien die reformatorische Meinung gedrungen zu sein. In diesem Kreise waren wenigstens Mehre, wie Bartolomé de Carranza, Erzbischof von Toledo, verdächtig. Aber im J. 1558 fing die Inquisition an aufmerksam zu werden. Das Jahr darauf wurden auf des Papstes und des Königs Betrieb die kräftigsten und entschiedensten Maßregeln ergriffen. Es geschah, was wol kaum nöthig gewesen wäre. Man setzte die Inquisitoren noch durch andere Mittel in Bewegung gegen die Ketzer. Der Papst bewilligte ihnen mehre kirchliche Einkünfte und sendete ihnen 100,000 Golddukaten als außerordentliche Unterstützung. Eine förmliche Jagd auf die Ketzerei erhob sich nun. In den Beichtstühlen mußte nach einem außerordentlichen apostolischen Breve die mindeste und die kleinste Spur von Ketzerei angegeben werden bei Strafe des großen Kirchenbannes. Dieselbe Strafe traf die Beichtväter, welche ihre Beichtkinder nicht zur Angeberei auffodern würden. Auf vielen Punkten Spaniens loderten nun die Scheiterhaufen empor, besonders aber doch zu Valladolid, Sevilla, Murcia, Logrono, Barcelona und Saragossa. Im Übrigen ward die spanische Inquisition in kurzer Zeit mit den Anhängern der Reformation fertig, da ihre Zahl verhältnißmäßig gering war, weil sie nur unter den größten Schwierigkeiten und Gefahren sich hatten ausbreiten können [31]).

König Philipp II. arbeitete also gleichzeitig in den Niederlanden und in Spanien selbst, um sich der Welt als den rücksichtslosesten Vernichter der Ketzerei, als dem römischen Katholicismus und allen Grundsätzen, welche derselbe aufgestellt, oder noch aufstellen würde, selbst wenn sie gegen die Unabhängigkeit der fürstlichen Gewalt liefen, auf das Unbedingteste ergeben zu zeigen. Die Kirche soll sehen, daß sie einen besseren Sohn nicht hat, als er es ist. Damit ist nun keineswegs gesagt, daß Philipp II. nicht im tiefsten Innern von der Wahrheit des römischen Katholicismus überzeugt gewesen; es ist keineswegs gesagt, daß das, was er hervortreten läßt, aus Heuchelei und Trug bestanden habe. Es ist aber damit gesagt, daß Philipp's Glaube doch wol in einer andern Weise hervorgetreten, gegen Andersdenkende sich in einer anderen Weise geltend gemacht haben würde, wenn nicht die Rücksicht auf die Hilfe, welche ihm die Kirche in sei-

30) *Llorente*, Histoire critique de l'Espagne. I. p. 486.

31) Geschichte der Ausbreitung und Unterdrückung der Reformation in Spanien im 16. Jahrhundert. Aus dem Englischen des D. Thomas M'Crie von Plieninger. 1835. S. 248 fg.

Digitized by Google

nen politischen Entwürfen gewähren sollte, gewesen wäre. So war er es, welcher den wilden, den entsetzlichen Geist nach Spanien brachte, der unaufhörlich an der Selbstvernichtung arbeitete, um in einem Gebiete, wo Übereinstimmung des Denkens und des Fühlens nun einmal nicht sein kann, diese doch herbeizuzwingen. Nicht eine wahre Übereinstimmung des Denkens und des Fühlens ließ sich selbst durch die Schrecken des Todes gewinnen, wol aber Gleichgültigkeit, Heuchelei, Abgestumpftheit und Vertrocknen. Die Pflanze des Todes, welche Philipp II. in den Boden Spaniens gesteckt, erhielt sich freilich geraume Zeit. Spanien und Philipp's Nachfolger meinten, diese Pflanze lebe und sie brächte daher auch Leben. Sie verwechselten das Leben und die Bewegung. Die Pflanze brachte nur, was sie bringen konnte, den Tod.

Unter solchen Vorgängen rüstete sich Philipp II., seine Niederlande zu verlassen und nach Castilien zu gehen. Zuerst soll er daran gedacht haben, die Generalstatthalterschaft über diese Provinzen dem Sohne Don Carlos zu übertragen. Ruy Gomez Sylva aber, welcher deshalb nach Spanien gesendet worden, mußte berichten, daß der Sohn eine gänzliche Unfähigkeit für die Geschäfte offenbare. Philipp II. entschloß sich, das wichtige Amt seiner Halbschwester Margaretha von Parma, einer unehelichen Tochter Kaiser Karl's V., aufzutragen. In der letzten Versammlung der Generalstaaten, die er zu Brüssel hielt, versprach er in etwas allgemeinen und unbestimmten Ausdrücken, die spanischen Truppen binnen wenigen Monaten aus den Landen zu entfernen. Am 20. Aug. schiffte sich der König ein. Ein Sturm zerstörte an den spanischen Küsten den größten Theil der Reichthümer, welche Philipp II. aus den Niederlanden fortgeschleppt hatte. Er selbst ward aus diesem Sturme gerettet, und soll seine Rettung für ein göttliches Wunder erklärt haben, indem er dazu bestimmt sei, die Ketzerei in der Welt zu vernichten. Sicher ist, daß Philipp II. sogleich auf spanischem Boden mit einer gewissen Ostentation seinen Ketzereifer zeigt. Es werden mehre Verbrennungen in seiner Gegenwart vorgenommen. Zu Valladolid sollen auf ein Mal 28 Ketzer vor dem Könige verbrannt worden sein. Zur Feier seiner Vermählung mit Isabella von Frankreich, im J. 1560, ließ er auch eine Ketzerverbrennung halten. In der ersten Zeit seines Aufenthalts in Spanien zog er herum, um den Eifer der Inquisition anzutreiben, und diese glaubte dem König Ehre und Vergnügen zu bereiten, wenn sie Ketzerverbrennungen vor seinen Augen veranstaltete.

Indessen ward der Eintritt Philipp's II. in Castilien von einem wichtigen Ereignisse begrüßt. Die Regierung alle der weiten Lande, welche der König beherrschte, empfing nach Möglichkeit einen castilischen Charakter. Seine hochfliegenden Entwürfe machten es durchaus nothwendig, diesem Staatskörper, soweit es immer möglich sein würde, den Stempel einer castilischen Unität aufzudrücken. Es fehlte sehr viel daran, daß eine solche Unität schon vorhanden gewesen. Die verschiedenen und weiten Lande, aus denen die spanische Monarchie allmälig zusammengebildet worden, waren bis jetzt eigentlich nur durch zwei Dinge in Verbindung unter einander gebracht. Zuerst dadurch, daß ein und derselbe Mann hier und dort, in Castilien und in Neapel, König war, daß ein und derselbe Mann hier und dort, in Biscaja und in Flandern, Landesfürst geheißen ward. Eine zweite Unität hatte Kaiser Karl V. dadurch begründet, daß er einen großen Staatsrath, der aus Eingebornen der verschiedenen Lande gebildet, errichtet hatte. Philipp II., der nun sofort seine bleibende Residenz in Madrid aufschlug, wodurch Castilien stillschweigend zum Haupte des Reiches erklärt ward, veränderte nicht die Form, aber er veränderte das Wesen des großen Staatsrathes, indem er denselben nur noch mit Castiliern besetzte, weshalb er auch bald den Namen des Rathes von Castilien empfing. Der Staatsrath Kaiser Karl's V. war gewissermaßen die Repräsentation aller Lande der spanischen Monarchie gewesen. Diese Art der Unität löste Philipp II. wieder auf, um eine andere an ihre Stelle zu setzen, in welcher das castilische das dominirende Element sein sollte. Der Staatsrath war nur da, um die Geschäfte vorzubereiten, um dem Könige Rath zu ertheilen; er war nur eine berathende, keine entscheidende Behörde. Philipp II. hätte daher, ohne grade Gefahr zu laufen, wol den Staatsrath in der Weise Kaiser Karl's V. können fortbestehen lassen. Aber er war ein vollkommener Castilier. Er achtete, wird berichtet, Niemanden als nur Spanier oder eigentlich Castilier. Er wollte nur Castilier in seinen nächsten Umgebungen haben, nur castilische Ansichten und Grundsätze hören. Philipp II. fühlte, daß von allen Völkern seines weiten Reiches die Castilier diejenigen wären, welche seinem eigenen Wesen noch am meisten entsprächen. Auch sollte durch ein äußerliches Moment der Welt gesagt werden, daß Castilien das Haupt des Reiches geworden sei, und der Rath von Castilien dazu dienen, castilischen Einfluß und Castilier als Beamte in die anderen Provinzen einzuschieben. Alba, Toledo, Feria und Ruy Gomez waren sich in der Regel in ihren Ansichten entgegengesetzt, welchen Gegensatz Philipp II. nicht ungern sah, da er dadurch den Vortheil gewann, eine Sache von mehren Seiten beleuchtet zu sehen. Unter dem Rathe von Castilien arbeiteten nun die Räthe von Aragonien, Italien und den Niederlanden, welche von Philipp II. neu aufgerichtet wurden. Diese durften nicht über ihren bestimmten Kreis hinausgreifen und hatten um das Allgemeine sich nicht zu kümmern. Der Rath von Indien und die Specialräthe für die Gerechtigkeit, die Finanzen, die Inquisition und die Ritterorden, von Kaiser Karl V. errichtet, wurden beibehalten; sie standen ebenfalls unter dem Rathe von Castilien. Zuweilen werden die Presidenten aller der verschiedenen Räthe berufen, um den Sitzungen des castilischen Staatsrathes beizuwohnen.

Indem Philipp II. den Rath von Castilien zu dieser Stellung emporbrachte, war es gewiß auch seine Absicht, sich ein Instrument zu bilden, durch welches auf die Einführung der Autokratie in allen Ländern der spanischen Monarchie hingearbeitet werden sollte. Er gedachte auch in dieser Beziehung auf dem Wege seines Vaters fortzugehen. Nicht mehr als ein bloßer Anfang war für diesen Zweck bis jetzt gemacht. Kaiser Karl V. hatte die Bedeutung der Cortes Castiliens und des sicilischen Par-

Digitized by Google

laments zu Ende gebracht. In den anderen Theilen aber der spanischen Monarchie war für die Autokratie noch nichts Entscheidendes geschehen. Darum war die Stellung Philipp's II. am Anfange seiner Herrschaft noch eine ungemein verwickelte und keineswegs eine solche, welche ihm eine völlig freie Disposition über diese ganze ungeheuere Staatskraft gestattet hätte. Was zuerst die pyrenäische Halbinsel anlangte, so war der König in Castilien, in Valencia und auf den balearischen Inseln noch am meisten Herr. Indessen auch hier entstand ein Theil der städtischen und der richterlichen Behörden (Ayuntamientos, cabildos, cameras) ohne den König und bewegte sich in Unabhängigkeit von ihm. Besonders war das in den größeren Städten des Landes der Fall. Indessen war bei einem kräftigen Gouvernement nicht zu fürchten, daß die Ayuntamientos sich regen würden. Die Städte waren doch durch den verunglückten Aufstand vom J. 1521 gebeugt. Die Cortes der verschiedenen Provinzen, welche das Reich Castilien bildeten, bedeuteten wenig mehr. Adel und Klerus wurden seit dem Jahre 1538 nicht mehr zu den Cortesversammlungen berufen. Den Deputirten der Städte, welche die Cortes noch allein bildeten, waren keine Rechte weder in der Gesetzgebung, noch in der Besteuerung geblieben. Sie hatten nur das Recht der Klage und der Beschwerde, aber sie durften nicht mehr wie sonst darauf dringen, daß ihre Beschwerden vor der Genehmigung der königlichen Propositionen erledigt würden. Über ihre Eingaben stand die Entscheidung allein dem Könige zu. Die castilischen Cortes kamen auch nur alle drei Jahre ein Mal zusammen. Philipp II. suchte dieses altnationale Institut immer tiefer herunterzubringen. Es sank auch unter ihm zu einem bloßen Schatten, der in den Händen des Hofes lag, herunter, denn der König übte auf die Wahlen immer den entscheidendsten Einfluß aus. Unabhängigen Männern wurde der Eintritt in die Cortes oft gradezu verweigert. Es war des Königs fortwährendes Bestreben, seine Gewalt in Castilien auszudehnen. Darum wurden die Familien der Granden gänzlich von den Staatsangelegenheiten entfernt gehalten. Die Gusman, die Mendoza, die Enriquez, die Pacheco, die Girona, den alten Königen so furchtbar, kamen allmälig in Vergessenheit. Der kleine Adel trennte sich von ihnen und trat in des Königs Dienst. Auf Castilien, wo er noch am meisten Herr war, fiel nun Philipp II. durch den Lauf seiner langen Regierung hindurch mit der größten Last. Das Land, welches er selbst als seine Hauptkraft betrachtet, saugte er auch am meisten aus, weil das Aussaugen hier am leichtesten war. Darum schon war es natürlich, daß die spanische Monarchie schnell vertrocknen mußte. Auf dem Kopfe derselben lag fortwährend eine erdrückende Last [32]).

Viel anders sah es schon in den übrigen, auf der pyrenäischen Halbinsel gelegenen, Provinzen aus. Navarra und die baskischen Provinzen erfreuten sich einer fast vollständigen Unabhängigkeit von der Regierung in Madrid. In Navarra befand sich die Administration ganz in den Händen der Eingeborenen; der Gerichtshof von Navarra war von dem Rathe Castiliens ganz unabhängig. Die baskischen Provinzen theilten nicht allein diese Rechte mit Navarra, sondern sie besaßen noch ausgedehntere. Sie bezahlten keine andere Abgabe, als welche von ihrer eigenen Junta bewilligt worden, fremde, d. h. spanische, Truppen durften nicht eingelegt, an den französischen Grenzen keine Douanen aufgerichtet, ohne Bewilligung aller Einwohner des Landes keine Befestigungen angelegt werden. Die Basken hatten selbst das Recht, königliche Befehle, die ihren alten Fueros zuwider, unausgeführt zu lassen [33]). Auch in Catalonien bestanden die alten großen Landesfreiheiten noch. Die Behörden mußten mit Ausnahme des Vicekönigs, der wenig Gewalt besaß, lauter eingeborene von Catalanen ernannte Catalanen sein. Die Regierung des Landes war in den Händen der großen Deputation (deputacion general), welche die drei Stände der Cortes sich selber ernannten. Die Deputation bestimmte die Abgaben, welche das Land zu zahlen habe, selbst; so auch die Truppenzahl, welche Catalonien im Falle eines ausheimischen Krieges zu stellen [34]). Noch höher stiegen die Rechte und die Freiheiten Aragoniens. In Navarra, den baskischen Provinzen und Aragonien war der König doch durch einen Stellvertreter, in der Regel Vicekönig genannt, vertreten. In Aragonien durfte er nicht einmal einen solchen haben. In der That befand sich hier die Staatsgewalt in den Händen der Cortes, welche aus den vier Ständen, dem Klerus, dem hohen Adel, dem niedern Adel und den Städten, bestanden und alle zwei Jahre einberufen werden mußten. Ihre Sitzungen dauerten 40 Tage und ohne die eigene Genehmigung der Versammlung konnte der König sie weder auflösen noch vertagen. Das absolute Veto herrschte und galt auf den Cortes von Aragonien, wie auf den polnischen Reichstagen. Nicht allein, daß einzelne Deputirte das Recht hatten, durch die Eingabe einer Beschwerde den Fortgang einer vorliegenden Verhandlung zu vernichten, bis die Cortes über seine Beschwerde einen Beschluß gefaßt, das Veto war auch sonst absolut. Jede Proposition konnte durch das Veto eines einzelnen Deputirten hintertrieben werden. Sie konnte in diesem Falle erst auf der nächsten Cortesversammlung wieder vorgelegt werden. Überdies genoß auch Aragonien das Privilegium, daß es nicht von fremden Truppen betreten werden durfte. Die königlichen Gerichte waren dem einheimischen Großrichter (Justicia mayor) untergeordnet. Der Justizia ward freilich vom Könige ernannt, aber seine Ernennung konnte nicht zurückgenommen werden. Jede Appellation eines Aragonesen an den Justizia, wobei nur die Formel „Avi fuerza" ausgesprochen zu werden

32) Leopold Ranke, Fürsten und Völker von Südeuropa im 16. und 17. Jahrhundert. S. 150 fg. L'Espagne depuis le règne de Philippe II. jusqu'à l'avénement des Bourbons. I. p. 197 sq.

33) *Llorente*, Noticias historicas de las tres provincias vascongadas en que se procura investigar el estado civil antiguo de Alava, Guipiscoa y Viscaya. I—III. (Madrid 1806. 1807.)

34) Capitolo del drets y altres coses del General del Principal de Catalunya y Comptats del Rosselló y Cerdanya fets en corts generals del any 1481 fins al any 1564. (Barcellona 1635.)

Digitized by Google

brauchte, zog nach sich, daß die Sache vom Justizia und seinen Unterrichteen noch ein Mal untersucht waed. Sie sprachen ohne Weiteres frei, wenn etwa die Landesprivilegien von den königlichen Gerichten verletzt worden waren, und vor diesem Spruche gab es keine weitere Hilfe. So fehlte denn sehr viel, daß Philipp II. Monarch im späteren Sinne des Wortes auf der ganzen pyrenäischen Halbinsel gewesen wäre. Etwas besser sah es in den italienischen Provinzen aus, von denen Sardinien, Sicilien und Neapel von Vicekönigen, Mailand dagegen von einem Gouverneur geleitet ward. Auf Sardinien und auf Sicilien, woselbst viele aragonesische, ganz besonders aber catalonische Familien seßhaft waren, bestand das alte Feudalwesen noch in ziemlich ungeschwächter Kraft, und schon dieses war ein Hinderniß für die königliche Autorität [35]). Sardinien hatte noch seine von den alten Königen Aragoniens aufgerichteten Cortes, die auch von Philipp II. mehrmals einberufen worden sind. Die sardinischen Cortes zeigen sich aber auch immer ziemlich demüthig und bewilligen die Steuer (servicio) ohne Weiteres. Sardinien hatte das Glück, von Philipp II. beinahe übersehen zu werden. Die Insel war zu arm, als daß sich ihr viel hätte abgewinnen lassen. Auf der Insel Sicilien war das aus drei Ständen bestehende Paelament schon von Kaiser Karl V. auf die Befugniß der Steuerbewilligung reducirt worden. Die Vicekönige hatten indessen noch immer große Noth, die Bewilligung des Servicio zu erhalten und mußten oft zu künstlichen Mitteln ihre Zuflucht nehmen. Die Städte Siciliens, besondees Messina und Palermo, in der Regel in einem feindlichen Gegensatze zu einander, genossen noch sehr große Freiheiten. Diese Städte besaßen jede einen Senat, der aus sechs Mitgliedern bestand, welche theils vom Volke, theils vom Adel ernannt wueden. Die Senate hatten einen Bürgerausschuß zur Seite. Messina und Palermo bezahlten nur die Steuern, welche von den Senaten und den Bürgerausschüssen gut geheißen woeden. Günstiger standen die Dinge für die Autokeatie in Neapel und in Mailand. In Neapel war es am Antritte der Regierung Philipp's II. den spanischen Vicekönigen bereits gelungen, die Adelsversammlungen (Seggi) und die Bürgerversammlungen (Eletti) um alle Bedeutung zu bringen, denn sie hatten sich das Recht angemaßt, alle Wahlen, welche ihnen unangenehm, zu cassieen. So waren die Seggi und die Eletti kein Schutz der Landesfreiheiten mehr. Die Gewalt dee Vicekönige Neapels war sehr bedeutend. Mit Zuziehung einigee Räthe, welche indessen nur zu einem Theile aus Neapolitanern, zum andern aus Castiliern bestanden, ernannte ee nach den ihm von diesen eingereichten Candidatenlisten zu allen Stellen. Wiederum etwas weniger unbedingt als Neapel war Mailand dem spanischen Scepter unterworfen. Mailand ward von einem Gobernador verwaltet, welcher die oberste Militair- und Civilgewalt in sich vereinigte. Hier war, während der französischen Occupation von Louis XII. ein sogenannter Senat errichtet woeden, den auch Kaiser Karl V. in seinen Rechten bestätigt hatte. Die Mitgliedee desselben, unter denen sich jetzt drei Spanier befanden, wurden von der Regierung ernannt, die Ernennung konnte jedoch nicht wieder zueückgenommen weeden. Dieser Senat hatte das Recht, die Propositionen der Regieeung anzunehmen oder zu verwerfen. Der Gouverneur ernannte zwar zu allen Stellen, aber nue auf zwei Jahre, und die Ernennungen mußten von dem Senate genehmigt werden. Auch konnte deeselbe eine Untersuchung über das Benehmen jedes Beamten veranlassen. Wenn dee Gouverneur eine neue Abgabe auflegen wollte, so mußte er die Räthe der Städte berufen und sich die Bewilligung von ihnen ertheilen lassen. Da die Regierung auf die Ernennung dieser Räthe ohne Einfluß war und sie sich aus sich selber erneuerten, so war wenig mit ihnen zu machen. Man findet, daß die Rathsversammlungen des Herzogthums Mailand den Spaniern das Servicio oft mit Glück verweigerten. Was die feanzösischen und die niederländischen Peovinzen der spanischen Monaechie anlangte, so befand sich die kleine, politisch wenig bedeutende, Franche-Comté ebenfalls in einem ziemlich freien Verhältnisse. Der Gouverneur konnte auf eigene Faust keine Steuer erheben. Das Parlament, eest zu Dôle, dann zu Besançon sitzend, mußte die Steuer bewilligt haben. Die Feanche-Comté trug der spanischen Monarchie im Übeigen Nichts ein, indem die Einkünfte wieder auf das Land selbst verwendet wurden. In den niederländischen Provinzen war freilich das Recht zu allen bedeutenden Stellen zu ernennen in des Königs und seines Stellverteeters Hand. Doch war die spanische Autokratie, auf welche schon Karl V. hingearbeitet, hier von dei bedeutenden Gegnern umgeben. Der erste war das allgemeine Freiheitsgefühl dieser Länder, in Adel und Städten gleichmäßig stark. Man konnte hier nicht, wie in Neapel geschehen, Adel und Städte einander entgegensetzen, und den Einen durch den Andern brechen, denn in den Niederlanden bestanden Haß und Gegensatz zwischen Adel und Büegerschaft nicht. Der zweite Gegnee waed durch eine Masse von städtischen und provinziellen Rechten, Peivilegien und Freiheiten gebildet, welche auf jedem Tritt und Schritt sich der Autokratie entgegenstemmten. Manche jener Freiheiten waren in der That der fürstlichen Gewalt gefährlich; so das Privilegium Brabants, dem Füesten, wenn er die Landesrechte verletze, bewaffneten Widestand entgegensetzen zu dürfen. Einen dritten Gegner mußte die Autokeatie in den Generalstaaten, welche aus den Abgeordneten der Provinzialstände entstanden, erblicken. Die Generalstaaten waren sehr schwieeig zu behandeln, da die niederländischen Provinzen durchaus nicht in eine wiekliche Einheit zusammengegossen waren, und daher jede Provinz immer ihre besondeen Rechte und Peivilegien anrief. Wo in dem Umfange des spanischen Staates Freiheit herrschte, fand sie besonders in dem Steuer- und Abgabenwesen statt. Ohne die Einwilligung der Stände, hier Cortes, dort Parlamente geheißen, und der Städte konnte Philipp II. als Landesfürst kein Geld erhalten. Es werden daher vorzüglich die Provinzen ge-

35) *Capmany*, Del Establecimiento de varias familias ilustres de Cataluña en las islas y Reyno de Aragon. Apd. Memorias sobre la marina. 1779.

preßt, in denen er freiere Hand hat, zumal Castilien und Neapel. In Neapel sind im Laufe seiner Regierung, ohne daß die Hilfsquellen des Landes sich im Mindesten gemehrt, die Steuern auf fast das Siebensache gesteigert worden. Überhaupt ist Italien von Philipp II. und von den Spaniern abscheulich behandelt worden. Monopole, Abgaben auf die nothwendigsten Producte und Kornwucher saugen das blühende Land methodisch aus.

Es ist nun keine Frage, daß Philipp II. schon am Anfange seiner Regierung den Rechten und Freiheiten aller seiner Länder mit dem bestimmten Entschlusse, sie nach Möglichkeit zu vernichten, entgegentrat. Seine Seele war nicht von dem Gedanken an Eroberung und Katholicismus allein ausgefüllt. Die Autokratie ward von ihm mit nicht geringerem Eifer erstrebt. Seine Seele war nicht groß genug, daß er sich als Fürst über freie Völker hätte gefallen sollen. Philipp II. konnte weiter Nichts, als sich selbst, seinen eigenen Willen begreifen. Wie gewaltig nun aber auch immer seine Entwürfe sind, man kann doch nicht sagen, daß er auch ein gewaltiger Mann gewesen sei. Philipp's II. Größe besteht nur in der Größe der Mittel, über welche er zu gebieten hatte, und in seiner eisernen Festigkeit, durch welche nicht sowol etwas gemacht und geschafft, als vielmehr vernichtet ward. So lange das Haus Kaiser Karl's V. über Spanien herrschte, durfte daselbst kein ehrlich-freies Wort über Regierung laut werden. Campanella büßte es mit harter Haft, daß er sich unterfangen, dem Könige Philipp II. auch nur einen guten Rath geben zu wollen. Die Stimmen, welche aus Spanien selbst über Philipp II. ertönen, sind daher weiter Nichts als ein leerer und nichtiger Schall. Vieles von dem, was von dorther als lobenswerth dargestellt wird, wie das Wüthen der Inquisition, kann jedem menschlichen Gefühle nach in der That weiter Nichts als entsetzlich sein[26]). Anderes ist entweder gewöhnlich oder erklärlich, ohne daß es irgend einen Grund des Lobes enthalte. Wenn Philipp II. eine gelassene Gleichgültigkeit im Glücke und im Unglücke zeigte, als der Sieg von Lepanto und als die Niederlage der Armada ihm berichtet ward, so ist das kein Beweis wahrer innerer Größe, sondern nur ein Beweis seiner inneren Kälte. Wenn die bedeutendsten und die gewandtesten Männer vor seinem scharfen und stechenden Blicke verstummten, so war das auch wol erklärlich genug, ohne daß man daraus auf eine Gewalt, welche von Philipp's innerer Kraft auf die Menschen übergegangen sei, zu schließen berechtigt wäre. Es ist erklärlich, daß der Mensch vor dem Unmenschen erbebt, um so mehr und um so leichter erbebt, je deutlicher das Bewußtsein da ist, daß dieser Unmensch mit einem Zuge seiner Augenbrauen Tausende vernichten könne. Philipp ist aber nicht allein nicht groß, da nue Tugend, Sittlichkeit oder Weisheit Größen für die Menschen genannt werden können, sondern er ist nicht einmal kräftig, wahrhaft männlich-kräftig. In allen seinen Reichen hätte er gern Autokratie gehabt, die Autokratie war, wie man deutlich sieht, der Lieblingsgedanke seiner Seele. Und doch hat er einen eigentlichen Kampf für sie vermieden. Der offene und gerade Kampf ist überhaupt seine Sache nicht. Wen er als Gegner erkannt hat, den sucht er durch Cabalen und Intriguen, durch Verschwörungen und durch Machinationen zu unterminiren, damit er endlich von selber zusammenbreche. So ist er in dem Innern seiner eigenen Staaten, wie gegen seine politischen Feinde verfahren. Das Erkaufen von Verräthern, das Anzetteln von Verschwörungen, das Herbeiführen eines Bürgerkrieges, im Nothfalle auch den Mord betrachtet er als natürliche Bundesgenossen gegen einen politischen, zur Vernichtung bestimmten Feind. In dem Innern seiner Staaten hat er auf eigenthümliche Weise operirt, um die Autokratie allmälig, ohne Geräusch und ohne Kampf herbeizuführen. Er gedenkt sie allerdings nicht grade nur durch ein Mittel herbeizuführen. Er hat deren mehre, aber eins scheint ihm doch unter diesen mehren das Bedeutendste zu sein. Philipp II. befindet sich, was die Begründung der Autokratie anlangt, in einem glücklichen Verhältnisse. Er könnte durch niederländische Truppen Italien, durch italienische Spanien, durch spanische Italien zu seinem Willen nöthigen. Aber er ist überhaupt ein Mann des Kampfes und des Schwertes nicht, und er muß wol auch, weil er an ausheimische Eroberungen denkt, innere Kämpfe vermeiden. Auf der pyrenäischen Halbinsel begnügt er sich, die verschiedenen Nationalitäten einander näher zu bringen und errichtet eine permanente Armee von 30,000 Streitern, welche aus allen Theilen Spaniens genommen werden. Diese Miliz war auf allen Punkten Spaniens zerstreut, um sie unter dem Gehorsam des Gouvernements zu erhalten. Neben ihr bestand noch eine Art von königlicher Garde, welcher auch die Beschützung der Küsten des mittelländischen Meers anvertraut war, wo die Mauren aus Afrika oft raubend und plündernd landeten. Unabhängig von dieser Miliz war das Heer, welches gegen ausheimische Feinde gesendet ward, und das wenigstens zum Theil ebenfalls aus Spaniern bestand, für welches aber auch alle andere Theile der spanischen Monarchie liefern mußte. Wenn ein solches Heer aufgelöst worden, so pflegten sich die Soldaten oftmals in förmlich organisirten Räuberbanden (Bandoleros) über das Land zu verbreiten. Dennoch tastete Philipp II. auf der pyrenäischen Halbinsel die bestehenden Rechte und Freiheiten nicht ausdrücklich, indirect und offen an. Weder die baskischen Provinzen, noch Navarra, noch Catalonien erfuhren einen solchen directen Angriff, und selbst Aragonien mußte den König doch erst gewissermaßen reizen, ehe er thätig eingriff, und selbst dann glaubte er, wie sich später erweisen wird, immer noch mit einer gewissen Vorsicht auftreten zu müssen. Nicht direct angreifen will er, was noch von

26) Fue inexpugnable muro de la Christiana Religion, gran zelador de la honra de Dios, enemigo capital de los heregos, à quien con todas sus fuerças persiguió en sus Reynos y en los estraños, sin aver arrostrado jamas à tener por amigos, ò confederados à los que no lo son de Dios, ni admitir por vassallos à los que no son hijos de la Iglesia: y sobre esto les hizo guerra implacable, en cuja prosecucion, aunque se gastaron sus Immensos tesoros, y se consumio su poderosissimo patrimonio, dezia el Catholico Re: Vaya todo, y no se diga que ni por una hora permiti libertad de conciencia à mis vassallos, ni tuve pacto con enemigos de la iglesia. Porreno Dichos y hechos, p. 87.

der alten Freiheit auf der pyrenäischen Halbinsel übrig ist; er will es allmälig unterminiren. In den andern Provinzen seines weiten Reiches ist er kaum auf eine andere Weise verfahren. Wenn die Niederlande sich empören und wenn es darüber zu den Waffen kommt, so war das etwas, was ganz außerhalb der Berechnungen des Königs gelegen hatte.

Das Hauptmittel aber, durch welches er die alten Landesfreiheiten zu vernichten gedenkt, ist ihm offenbar die Inquisition. Die Macht der Inquisition ist freilich eigentlich und ursprünglich eine kirchliche Macht. Diese Natur konnte nie ganz und völlig verwandelt, nicht in eine völlig andere umgestaltet werden. Es war, wenn sich Philipp ihrer für seine Entwürfe bedienen wollte, nothwendig, daß er sich ganz mit der Kirche identificirte. In der That identificirte er sich völlig mit ihr. Sie war, weil sie sich durch die Reformation bedroht, angegriffen, zum Theil unterminirt fühlte, blutig, mistrauisch, argwöhnisch und verfolgungssüchtiger als je geworden. Sie war auch, weil sie dem Geiste der Reformation Opposition machen mußte, immer äußerlicher geworden, sie hatte sich von dem Innern mit größerer Entschiedenheit gewendet. Der ganze Geist des damaligen Momentes der Kirche ist von Philipp II. adoptirt worden; er stellt ihn gewissermaßen verkörpert und verknöchert in seiner Person dar. Nicht allein deshalb, weil es so seinem Wesen und seinen Ansichten gemäß ist, hat er sich mit der Kirche völlig identificirt, sondern auch deshalb, weil er gar nicht anders kann, als sich mit ihr völlig identificiren, wenn er sich nicht selber aufgeben will. Philipp II. unterscheidet indessen doch noch wol zwischen der Kirche und dem Papstthume. Mit dem letzteren kann er sich nicht völlig identificiren. Bei aller Hochachtung und Ehrfurcht, die er gegen den Papst hat und gegen ihn haben muß, da die Kirche, mit welcher er sich identificiren will, sie ebenfalls hat, unterscheidet er doch noch zwischen Papst und Kirche. Er meint sehe dafür sorgen zu müssen, daß der Klerus seiner Länder von dem Papste in Rom nicht zu abhängig sei. Glücklicherweise haben schon die katholischen Könige Ferdinand und Isabella für das Königthum auf der pyrenäischen Halbinsel das Recht, die klerikalischen Stellen zu besetzen, gewonnen. Philipp II. sucht diesen glücklichen Zustand nach Möglichkeit für sich auszubeuten. Man sieht, wie er stets darauf hinarbeitet, daß jeder Kleriker sich solle sagen müssen, sein Glück hänge allein vom König ab, wie die ganze Kirche sich solle sagen müssen, wenn sie von der sogenannten Ketzerei nicht verschlungen, wenn sie nicht mehr bedroht werde, so verdanke sie das ganz besonders dem Könige von Spanien. In den Provinzen sind die Vicekönige offenbar ebenfalls darauf angewiesen, zu sorgen, daß der Klerus nicht in zu nahen Zusammenhang mit dem apostolischen Stuhle komme.

Aber der Kirche gibt sich Philipp unter der Bedingung, daß sie sich wiederum völlig an ihn hingebe, völlig hin. In der Inquisition nun flossen die Interessen des Königs und der Kirche am nächsten und unmittelbarsten zusammen. Nur Inquisition und inquisitionsmäßiges Verfahren konnte die Ketzerei erdrücken und die Kirche erhalten. Man mußte die Inquisition von Spanien aus allmälig über die Länder der Erde zu verbreiten suchen. Zuerst hierzu, zur Vernichtung alles Nichtkatholischen benutzte auch Philipp II. die Inquisition, wie das reine Interesse der Kirche es begehrte. Dafür mußte die Kirche dankbar sein und es dulden, wenn der König die Inquisition, wenn auch fortwährend unter kirchlichen Vorwänden, doch noch für andere völlig unkirchliche Zwecke benutzte. Glücklicherweise war auch hier bereits ein solcher Anfang gemacht, daß Philipp II. nur weiter auszubauen brauchte. Die Mitglieder des Inquisitionstribunals wurden von dem Könige eingesetzt und konnten von ihm wieder abgesetzt werden. Die Könige banden sich nicht einmal daran, nur Geistliche zu Inquisitoren zu machen. Es war schon vorgekommen, daß auch Laien dazu ernannt worden. Der Ertrag der Confiscationen fiel ebenfalls dem Könige anheim. Nun hatten auch schon die früheren Könige Spaniens die Entdeckung gemacht, daß eine solche Inquisition sich auch noch zu anderen, zu nichtkirchlichen, zu Zwecken des Königthums verwenden lasse. Die Inquisition als ein Tribunal gegen Ketzerei war über alle Welt, über alle Rechte, Privilegien und Freiheiten weit erhaben. Die Ketzerei nimmt ja dem Menschen Alles, was er hat. Wem man also nicht anders beikommen kann, wo Rechte, Privilegien und Freiheiten entgegenstehen, den stelle man als Ketzer oder der Ketzerei Verdächtigen vor das Inquisitionstribunal. Das geheime Verfahren bürgt dafür, daß der Welt Nichts ruchbar werden kann, und im Übrigen hat man ja bei der Inquisition die Tortur, durch welche sich schon zum Ketzer machen läßt, wen man grade dazu machen will. Die vollständige Entdeckung, daß die Inquisition so angewendet werden könnte, machte indessen doch erst Philipp II. Die spanische Art der Inquisition in einem nichtspanischen Lande einführen, heißt bei ihm auch der Einführung der Autokratie den Weg bereiten. Vor seinen Inquisitionstribunalen ist Alles Ketzerei, was vernichtet werden soll. Zuletzt, gegen das Ende seiner Regierung, wird selbst die Bestrafung der Schleichhändler dem Inquisitionstribunale überwiesen. Daher ist die spanische Inquisition in Spanien selbst, besonders in Aragonien, den Menschen ein Greuel. Die eifrigsten Katholiken erheben sich, wenn die spanische Inquisition bei ihnen eingeführt werden soll; selbst der römische Stuhl bemerkt mit Misfallen, daß diese Inquisition am Ende mehr dem Königthume als der Kirche diene. Aber kaum konnte der römische Stuhl etwas weiteres thun als bemerken und bedauern [37]). Eine eigentliche Opposition konnte gegen Philipp II., die beste Stütze der Kirche, nicht gemacht werden. Es waren das Verhältnisse, deren sich Philipp II., als er sich nun endlich in Castilien niederließ, sehr wohl bewußt war. Die Kirche, in diesem Augenblicke so heftig von der Reformation bedroht, an Spanien als an ihren Hauptstützpunkt gewiesen, die Erdrückung der sogenannten Ketzerei fast nur von dem Könige hoffend, mußte demselben wol auch ihrerseits zu Willen sein.

37) *Llorente*, Histoire critique de l'Inquisition d'Espagne I. p. 402. II. p. 397.

Philipp II. ließ es sein erstes Geschäft sein, einen bestimmten Codex für das Geschäftsverfahren der Inquisition aufzustellen (28. Sept. 1561). Hierauf ward die Einführung der spanischen Inquisition im J. 1562 auf der Insel Sardinien angeordnet. Die Sarden klagten zwar oft und schwer über das Verfahren dieser Inquisition, ließen sich aber im Ganzen genommen doch die Sache gefallen. Es geschah gleich nachher ein dritter Versuch. Der Herzog von Sessa, Gouverneur von Mailand, empfing im J. 1563 Befehl, die spanische Inquisition auch in dem Herzogthume einzuführen, da das Land durch den jüngsten Durchmarsch ketzerischer Truppen ebenfalls von der Ketzerei angesteckt worden sei. Das war weiter Nichts als ein Vorwand; es sollte der Autokratie der Weg bereitet werden. Es brach aber sogleich nicht allein unter dem Volke, sondern auch unter dem Klerus des Herzogthums Mailand eine so heftige Bewegung aus, daß Sessa sich genöthigt sah, die Vollziehung des königlichen Befehls zu inhibiren, Philipp II. sich gar gedrungen fühlte, den Befehl zurückzunehmen. Es war kein günstiges Zeichen für den König, daß er schon in einer seiner ersten Unternehmungen unglücklich war. In demselben Jahre 1563 ward ein zweiter Versuch gemacht, die spanische Inquisition in Neapel einzuführen. Ein früherer war schon dem Kaiser Karl V. im J. 1547 mislungen. Aber auch zum zweiten Male mußte der Plan wieder aufgegeben werden. König Philipp II., als sei es ihm darum zu thun, seine geheime Gedanken zu verrathen, erholte sich doch in Etwas seines Schadens und zwar an dem Geringeren, an Mailand. Er schränkte nun aus bloßer Machtfülle die Befugnisse des mailänder Senates ein und machte die Beamten unabhängig von demselben, indem er verordnete, daß Klagen gegen sie künftig direct an den Gouverneur und nicht mehr an den Senat gebracht werden sollten. Auch das Volk ging nicht leer aus. Der König drängte die Bürger aus den Rathsversammlungen heraus, sodaß diese nur noch aus Adel bestanden; den mailänder Adel brauchte man weiter nicht zu fürchten; er war nicht reich und nicht unabhängig.

Indem Philipp II. wartete, bis die Ereignisse und die Zustände in Frankreich sich so gestalten würden, daß ihm und den Spaniern die Thore in dieses Land, welche durch Waffengewalt vom Kaiser, seinem Vater, nicht hatten erbrochen werden können, erschlossen würden, beschäftigte er sich damit, die spanische Inquisition in den Nebenlanden einzuführen, um durch sie die alten Landesfreiheiten zu unterminiren. Wenn er daher diese Inquisition auch in den niederländischen Provinzen einzuführen strebte, so war das etwas, was in sein System hinein gehörte. Noch nothwendiger als sonst wo war die Einführung dieser Inquisition grade in diesen Niederlanden, denn sie waren von der Ketzerei unter allen Ländern der spanischen Krone am meisten angesteckt, und Volk und Adel zeigten hier einen sehr bedenklichen Freiheitssinn. Philipp II. hatte Margaretha von Parma in den niederländischen Provinzen als Generalstatthalterin zurückgelassen und ihr einen Staatsrath zur Seite gestellt, der wenigstens zum Theil aus eingeborenen Großen bestand. Um aber eine Unabhängigkeit desselben nach Möglichkeit zu vernichten, hatte er neben dem Staatsrathe einen geheimen Rath mit dem Rechte der Initiative und der letzten Entscheidung gestellt. In diesem geheimen Rathe spielte Granvella, dem niederländischen Adel bald tödtlich verhaßt, die beiweitem bedeutendste Rolle. Granvella war der Mund, durch welchen Philipp II. mit den Niederländern sprach. Heftiges Drängen der Niederländer hatte zwar herbeigeführt, daß der König schon im J. 1560 die spanischen Truppen abgerufen; er gab auch noch ein Mal nach, indem er im J. 1564 Granvella abrief. Aber an seinem Systeme und an seinen Gedanken war er entschlossen nicht das Mindeste zu ändern. Zuerst sollte in den Niederlanden die sogenannte Ketzerei mit Feuer und Schwert vernichtet werden, obwol die Zahl der heimlichen oder öffentlichen Anhänger der Reformation in manchen Provinzen bereits so gestiegen, daß ihre Vernichtung unmöglich zu sein schien, zweitens sollten die alten Landesfreiheiten allmälig der Autokratie weichen. Die Häupter des Adels konnten ja leicht durch die Inquisition hinweggeschafft werden, wenn man es nur dahin bringen konnte, die spanische Inquisition auch in den Niederlanden gesetzlich zu machen. Philipp II. dachte ernstlich daran, da aber die Sache in Neapel und in Mailand mislungen, wartete er einige Zeit, ehe er in den Niederlanden auftrat. Unterdessen mußte der Kirche gezeigt werden, daß der König sich ihr völlig zu ergeben entschlossen war. Die tridentiner Synode gab ihm eben Gelegenheit, es zu zeigen. Philipp II. war weit entfernt zu verfahren wie Kaiser Ferdinand I., sein Ohm, und Anträge auf eine Modification des zeitherigen Kirchenwesens auf der tridentiner Synode, die im J. 1560 wieder eröffnet worden, zu stellen. Er war, wie der Papst Pius IV., der im J. 1559 auf den heftigen Paul IV. gefolgt war, wie die Majorität der Hochpriester, man kann sagen, wie die Kirche selbst, für die unbedingte Beibehaltung des Alten, und er war es, weil die Kirche es war. Die spanischen Bischöfe hatten auf der tridentiner Synode, vom Könige in diesem Sinne angewiesen, wesentlich zum Siege des Alten beigetragen. Auch nach dem Schlusse derselben (4. Dec. 1563) ließ es Philipp II. nicht fehlen. Die Beschlüsse enthielten Manches, was der weltlichen Gewalt bedenklich vorkommen mußte. Andere katholische Staaten begnügten sich daher, die dogmatischen Schlüsse der Synode allein anzunehmen und die anderen auf sich beruhen zu lassen, um wenigstens nicht die Genehmigung über die Grundsätze abzugeben, welche die Kirche über sich selber und über ihre Macht ausgesprochen hatte. Philipp II. allein nahm die Schlüsse der tridentiner Synode rein, unbedingt und ohne Einschränkung an. Die Kirche soll sehen, welchen Mann sie an ihm hat. Der König weiß wohl, daß in dem ganzen katholischen Europa es gegenwärtig eine mächtige Partei gibt, welche in der absoluten Kirchengewalt das Fundament des Katholicismus sieht. Diese Partei will Philipp II. sich völlig zu eigen machen. Viel besser als die anderen katholischen Fürsten glaubte er seinen Vortheil zu verstehen. Sie machten den Geist der Kirche nicht unbedingt zu dem ihrigen. Daher würden ihnen, meinte Philipp II., die großen Vortheile,

Digitized by Google

welche die Kirche ihren Dienern damals bot, nicht werden; sie würden um so mehr an ihn fallen müssen, als er so schon der beiweitem mächtigste aller katholischen Fürsten sei. Die Kirche hatte damals die Länder aller Ketzer denen versprochen, welche sie in ihrem Namen erobern würden. Wie Vieles ließ sich nicht auf diesem Wege gewinnen! Aber die Kirche sollte, so hoffte König Philipp II., indem er ihr zu dienen schien, doch in der That und Wahrheit auch ihm wieder dienstbar werden. Wenn ihm die Kirche Alles gewährt, was sie jetzt gewähren konnte, fürchtete er, Herr der europäischen Welt; nicht, daß sie ihn wieder werde übermeistern können.

In Mailand und in Neapel war Philipp II. mit dem Verlangen, daß die spanische Inquisition aufgenommen werden sollte, wieder zurückgetreten. Er konnte es hier deshalb, weil von Mailand und von Neapel die Kirche keine Gefahr zu fürchten hatte. In den Niederlanden dagegen konnte er nicht wanken und nicht weichen. Die Niederlande waren der Kirche gefährlich geworden, und wollte Philipp II. ihre Gunst behalten, so mußte er mit der äußersten, mit der unerbittlichsten Strenge auftreten. In dem benachbarten Frankreich regte sich die Reformation jetzt ebenfalls bedeutend. Die Kirche Roms hatte das Äußerste zu fürchten, wenn Philipp II. in den Niederlanden nicht mit dem äußersten Maße der Strenge auftrat. Darum verschonte er Neapel und Mailand, Länder ohne Freiheitsgefühl und Freiheitsgeist, mit der Inquisition, und trat zurück, sowie er ernsten Widerstand sah, war dagegen in den freigesinnten Niederlanden unerbittlich. Eine Person, den verhaßten Granvella, konnte der König aufopfern, aber in der Sache selbst wollte er Nichts ändern. Im J. 1565 erging an die Niederlande der Befehl, die Schlüsse der tridentiner Synode unbedingt anzunehmen, die Inquisition ward zugleich zur schärfsten und entschiedensten Strenge angewiesen. Philipp II. erklärte, daß er lieber gar keine, als ketzerische Unterthanen haben wollte, und über Hunderttausende und abermals Hunderttausende schien damit das Todesurtheil ausgesprochen zu sein. So war auf der einen Seite der Lebensthätigkeit des Königs die Zeit bis zum J. 1565 verlaufen. Aber es ist eben nur die eine Seite, die, welche auf das Innere seiner Staaten gerichtet ist. Von gleich großer Wichtigkeit ist die zweite, welche sich nach Außen richtet. Was sich überhaupt nur gewinnen ließe, wollte er unter seine Herrschaft bringen. Wir wissen, daß sein Blick weit über die romanischen Länder hinausschweifte, daß er selbst an Dänemark dachte, daß er sich an den Küsten des baltischen Meeres festsetzen wollte[38]). Gleich am Anfange seiner Regierung waren aber zwei Dinge vorhanden, welche Philipp II. von allen überkühnen Gedanken und Unternehmungen hätten abhalten sollen. Schon am Ende der Regierung Kaiser Karl's V. stand es mit den spanischen Finanzen sehr schlecht. Es war bereits eine Schuldenlast von 35 Millionen Dukaten vorhanden. Die Kriege, durch welche Karl V. den französischen Staat ruiniren wollte, hatten ungeheure Summen verschlungen; nicht minder die Expeditionen nach Afrika. Philipp II. hätte seine Herrschaft gleich mit der Erklärung des Staatsbankrotts beginnen können; es war Grund genug dazu vorhanden. Aber er beschloß, sich auf andere Weise zu helfen. Vier Mal hinter einander bemeisterte er sich ohne Weiteres alles Silbers, welches aus Amerika nach Sevilla kam, und gab den Eigenthümern Bons dafür. Im J. 1560 versprach er einen solchen Gewaltschritt nicht wieder zu thun. Er erhöhte dagegen die Steuern, verkaufte Adelsbriefe, bemeisterte sich vieler Gemeindegüter[39]). Die ganze Regierung Philipp's II. war eine fortwährende Steuererhöhung, bestand aus fortwährenden Machinationen, um Geld herbeizupressen. Aber während doch die Schätze aus Amerika anfangen viel reichlicher zu fließen, als sie unter Kaiser Karl V. geflossen sind, befindet sich der König in fortwährender Noth, sodaß er falsches Geld prägen, endlich von Haus zu Haus ein Bettelgeld einfodern, endlich bankrott machen muß, nachdem er Alles, woraus sich etwas saugen ließ, ausgesaugt hatte[40]). Das würde bei dem Reichthume der spanischen Monarchie unbegreiflich und unerklärlich erscheinen, wenn man nicht in Anschlag brächte, daß Philipp II., außer den Summen, welche ihm die offenen Kriege verschlangen, halb Europa in seinen Sold genommen hat. Nach Frankreich, nach England, nach Schottland, nach Irland, nach Italien, nach Polen, nach dem scandinavischen Norden gehen Spaniens Gelder, hier um offene Anhänger zu unterstützen, dort um Freunde, Agenten, Spione und Verräther zu erkaufen. In solchen Dingen bewegte sich Philipp's ganze Seele. Er will die Welt unterminiren, damit er sie nachmals mit wenigen Fußtritten zusammenbrechen könne. Seine düstere, verschlossene Natur gefiel sich darin von dem Cabinete aus, wo er in ruhiger Abgeschlossenheit verharrte, die Welt in Bewegung zu setzen und sie für seine Herrschaft vorzubereiten. Indem sein unbändiger Stolz, der sich unter der äußerlichen Hülle und Gemessenheit der Ruhe zu verbergen suchte, von der Vorstellung über die künftige Beherrschung der schönsten und größten Theile Europa's geschmeichelt ward, tröstete er sich über die unermeßlichen Opfer, welche dieser Hoffnung gebracht werden mußten, mit dem Gedanken, daß es doch zugleich auch die heilige Kirche sei, für welche er arbeite. Denn es wäre sicher verkehrt, Alles, was von Philipp II. für die Erhaltung und für die Ausbreitung des römisch-jesuitischen Katholicismus geschehen ist, auf Kosten seiner Politik ganz allein und ausschließlich setzen zu wollen. Es kann aber dabei mit Sicherheit behauptet werden, daß sein kirchlicher Eifer sich in einer anderen, nicht in dieser furchtbaren und entsetzlichen Weise offenbart haben würde, wären seine politischen

38) Archives ou correspondances inédites de la maison d'Orange-Nassau. Lettre 67. (Leyden 1835.)

39) L'Espagne depuis le règne de Philippe II. jusqu'à l'avénement des Bourbons, par M. Ch. Weiss. II. p. 160 sq. Leopold Ranke, Fürsten und Völker von Südeuropa im 16. und 17. Jahrh. S. 369 fg. 40) Humboldt (Essai sur le royaume de la nouvelle Espagne. Lib. IV. c. 11) berechnet, daß der Ertrag aus Amerika zwischen den J. 1500—1545 sich durchschnittlich auf 11 Mill. Piaster jedes Jahr, zwischen den J. 1545—1600 auf 16 Mill. jährlich belief.

Digitized by Google

Entwürfe nicht gewesen, wie sie waren. Die Kirche sollte der Schemel seiner Macht werden. Niemals hatten Papstthum und Kirche es geen gesehen, wenn eine fürstliche Macht gewaltig emporstieg, wenn Einer sich einen bedeutenden Kreis gewann. Die Kirche hatte viele und kleinere Staaten, viele und kleinere Fürsten lieber. In den Gegensätzen, welche sich zwischen solchen stets erzeugen mußten, konnte die Kirche hoffen, freier und unabhängiger von der Welt zu bestehen, vielleicht selbst noch die alten Gedanken auf weltliche Herrschaft hinauszuführen. Es hatte also das, was Philipp II. wollte und ersehnte, eine Seite, auf welcher es der Kirche selbst nicht angenehm sein konnte. Nur wenn er ihr unermeßliche Dienste that, wenn er die Reformation niederdrückte, wenn er den glühendsten Eifer, wenn er die grenzenloseste und unbedingteste Ergebung für sie zeigte, konnte Philipp II. erwarten, daß die Kirche die Augen zuschließen werde. Der König war überzeugt, daß sein Leben in einen sehr günstigen Moment gefallen sei. Nachdem die Kirche von Rom durch die Reformation die germanische Welt verloren, droht diese auch die romanische Welt, besonders Frankreich, ihr noch zu entreißen. Sie befindet sich daher in einer großen, in einer unzweideutigen Gefahr, sie wird daher dem, der sie rettet, auch viel, und mehr sogar als ihr selber lieb, bewilligen müssen. Von diesen Gedanken ist offenbar Philipp's II. ganzes Leben geleitet gewesen. Ausgesprochen hat er sie freilich nicht, aber er müßte auch ein Thor gewesen sein, wenn er sie ausgesprochen hätte. Wer verräth nutzloserweise mit Worten die geheimen Entwürfe seiner Brust, durch welche die Welt überrumpelt, erdrückt werden soll, wer beklagt es nicht selber, wenn die Thalen der Menschen mehr oder weniger von diesen geheimen Entwürfen verrathen, wer sucht dann nicht das Übel mit Worten nach Möglichkeit wieder zu heilen?

Die Thaten aber verrathen uns die Seele Philipp's II. mit aller der Unzweideutigkeit und Klarheit, welche hier gefodert werden kann. Es waren nothwendige, große und heilsame Dinge in Spanien selbst zu thun, namentlich in Castilien. Die verkehrtesten Grundsätze und Gesetze herrschten über den Handel mit Amerika, über das ganze neue Verhältniß, in welches Spanien durch die Entdeckung und die begonnene Colonisation jenes fernen Welttheiles getreten war, Grundsätze und Gesetze, durch welche sich mit Nothwendigkeit der Segen in Fluch verwandeln mußte[41]). Eine ordentliche Gerichtsverfassung war in Castilien kaum vorhanden, die bösesten und verderblichsten Gewohnheiten, Sitten und Weisen fingen theils an in der Nation herrschend zu werden, theils waren sie schon zur Herrschaft gelangt. Eine erleuchtete Regierung, ein erleuchteter Kopf fand in Spanien einen ungeheuren Kreis heilsamer Beschäftigung, die durchaus nothwendig war, sollte das Land nicht dem Unheil entgegengehen. Den Majoraten, der Mesta, dem faulen Stolze, der faulen Frömmelei, dem rohen Fanatismus mußte entgegengearbeitet werden. Aber an alle diese Dinge hat Philipp II. kaum einen einzigen Augenblick gedacht[42]). Er förderte nur das, was mit allen Kräften gehindert werden mußte, er baute da, wo zerstört sein wollte, und zerstörte da, wo zu bauen war. Seine Einsichten, Kenntnisse und Gedanken standen nicht höher als bei dem gemeinen Spanier. Erst gegen das Ende seiner Herrschaft, als er selbst die Verödung bemerken muß, welche Spanien zu vertrocknen beginnt, fängt er an Einiges, wenig Bedeutendes, für die materielle Blüthe des Landes zu thun. Auch dann ist es nicht von neu gewonnener Einsicht, ist nur durch die Noth eingegeben. Im Ganzen genommen verfolgt das innere Gouvernement Philipp's II. sowol in dem eigentlichen Spanien, als auch in allen Ländern der spanischen Monarchie, immer besonders nur zwei Richtungen, von denen die eine ebenso verderblich als die andere wirken muß. Die eine bestand darin, daß der Kirche der unbedingteste Eifer, ein Eifer, der noch über den Eifer der Kirche selbst hinausliefe, gezeigt wurde. Darum allenthalben Inquisition! Durch die Errichtung der Tribunale von Lima und Merico im J. 1571 wurde die Inquisition selbst nach Amerika verbreitet. Selbst auf der Flotte sollten die Feinde der römischen Kirche nicht sicher sein. In demselben Jahre ward ein apostolisches Breve (26. Dec. 1571) zur Errichtung eines Inquisitionstribunals für die Flotte eingeholt. Es ist dasselbe indessen doch von nur kurzem Bestande gewesen, indem man bald gewahrte, daß die Flotte dadurch ruinirt werden müsse. Wenn die Inquisition darauf hinarbeitete, daß der Geist der Spanier vertrockne, so war es Philipp II. vollkommen recht. Er stand in dem Wahne, daß sich das materielle Leben ohne die Freiheit des Geistes erhalten könnte, er meinte auch für sich durch die Unterdrückung alles Geistes und aller Bewegung noch einen besondern Vortheil zu ziehen, den, daß nun auch der Geist der alten politischen Freiheiten, die politische Bewegung verschwände. Die Regierung half daher nach Kräften der Inquisition durch Bücher- und Gedankenproscriptionen nach. Nur die Poesie erlebt in Spanien das Glück, daß sie lange Zeit braucht, bevor sie völlig vertrocknet. Sie vertrocknete, durch Calderon's Geist, welcher indessen die Spuren der Inquisition doch auch an sich trägt, erst gegen den Ausgang des 17. Jahrhunderts völlig. Im Übrigen aber verfaulte Alles mit auffallender Schnelle. Die Schriftsteller, welche noch unter den drei Philippen auftreten, wie die Historiker Herrera, Malvezzi, Cespedes, offenbaren die größte Unwissenheit. Die Kirche selbst wird stumm und schweigsam. Diese Unmasse von Bischöfen, Priestern und Mönchen erleuchtete keine Seite des wissenschaftlichen Lebens der Kirche mehr. Die Ruhe, welche er um sich schuf, hielt Philipp II. für Leben; sie war aber nur Tod. Der zweiten Hauptrichtung des Gouvernements ist bereits Erwähnung gethan worden. Sie lief auf weiter Nichts als

41) L'Espagne depuis le règne de Philippe II. jusqu'à l'avénement des Bourbons, par M. Ch. Weiss. II. p. 209.

42) Die Gesetzsammlung, welche im J. 1567 erschien, Nueva Recopilacion de leyes, gibt dazu die deutlichsten und vielfachsten Belege. Die Privilegien der Mesta, die mit Nothwendigkeit den Ackerbau ruiniren müssen, werden durch blutige Gesetze aufrecht erhalten. Libro de los Privilegios y leyes del Concejo de la Mesta. (Madrid 1586.)

Digitized by Google

darauf hinaus, aus den Ländern soviel Geld als möglich zusammenzupressen.

Was nun aber die nach Außen gerichtete Thätigkeit Philipp's II. anlangte, so ist es mehr als wahrscheinlich, daß seine nächsten Entwürfe gegen Frankreich, und nächst Frankreich auf England gerichtet waren. Indessen war seine Meinung nicht mit Frankreich in einem offenen und ehrlichen Kampfe anzubinden, wie sein Vater Kaiser Karl V. Ein Bürgerkrieg in Frankreich sollte ihm Thor und Thüre aufmachen. Es gestalteten sich auch bald nachdem er nach Castilien gekommen, die Aussichten hierzu günstig. König Franz II. war schon am 5. Dec. 1560 gestorben, und es eröffnete sich die Aussicht, daß das Haus Valois, von welchem nun nur noch drei schwache und hinfällige Knaben, König Karl IX., Heinrich von Anjou und Franz von Alençon, übrig waren, aussterben könnte. Der nächste Thronerbe, Anton von Navarra, und dessen Bruder, Ludwig von Condé, waren Calvinisten. Zwar hatte die Reformation einen nicht unbedeutenden Theil der französischen Nation für sich gewonnen, aber es war Hoffnung da, daß die Majorität der Franzosen im entschiedenen Katholicismus verharren würde. Sollte der Katholicismus sich, wenn die Valois ausstürben, nicht benutzen lassen, um die Calvinistischen Prinzen vom Throne zu drängen! Jedes Falles ist es gut, wenn auf Verwirrung, Auflösung und innere Kämpfe in Frankreich hingearbeitet wird. Die Gelegenheit dazu bot sich dem Könige bald dar. Katharina von Medici glaubte im J. 1562 den französischen Calvinisten ein Toleranz-Edict bewilligen zu müssen. Die ultra-katholische Partei in Frankreich war darüber Feuer und Flamme. Philipp II. hatte bereits Verbindungen mit dem Hause Guise, welches an der Spitze der französischen Ultra-Katholiken stand. Der Cardinal von Lothringen, einer der Häupter dieses Hauses, mehre Doctoren der Sorbonne, mehre aus dem hohen französischen Klerus wendeten sich sogleich an Philipp II. Ein Mann, Namens Desiré, ward, mit einem Schreiben an den spanischen König, bei Orleans gefangen und von dem pariser Parlamente verurtheilt. Philipp's II. Verbindungen mit den Ultra-Katholiken bleiben deshalb natürlich nichtsdestoweniger. Nun brach auch ein Bürgerkrieg in Frankreich noch im J. 1562 aus. Die Ultra-Katholiken waren entschlossen, die Toleranz nicht zu dulden, welche Katharina von Medici den Calvinisten bewilligen wollte. Indessen währte dieser erste Bürgerkrieg nur kurze Zeit. Er endete bald nachdem der Herzog Franz von Guise ermordet worden, durch ein abermaliges Toleranz-Edict. Philipp II. war nicht im Stande gewesen, die Sache zu benutzen. Indessen waren doch schon in diesem ersten Bürger- und Religionskriege Frankreichs spanische Truppen unter dem neapolitanischen General Castaldo in Guienne aufgetreten und hatten sich daselbst Philipp's würdig erwiesen. Sie wütheten mit dem grausamsten Morde. Auch gegen England hatte der König noch Nichts zu erreichen vermocht. Indessen war er mit Maria Stuart, der Witwe Franz II. von Frankreich, die nach dem Tode ihres Gemahls, im J. 1561, sich in ihr angeerbtes Reich Schottland zurückgezogen hatte, sogleich in Verbindung getreten. Es galt, die Königin Elisabeth von England zu stürzen und sich der katholischen Partei, welche in England übriggeblieben war, hierzu zu bedienen. Schon Papst Paul IV. hatte die Ketzerin Elisabeth in den Bann gethan und sie des Thrones für unwürdig erklärt. Philipp II. konnte wol hoffen, die schwache Maria Stuart, welche die nächsten Ansprüche auf Englands Thron hatte, zu entfernen, wenn nur erst Elisabeth gestürzt sei. Philipp II. trat nicht in offenen Krieg gegen England. Es war nie seine Sache offen herauszutreten. Es soll Alles erst durch Verrätherein, Intriguen, Cabalen und Machinationen vorbereitet sein. Die Gesandten Philipp's II. am englischen Hofe, erst Feria, hierauf Cuadra, dann Silva, müssen ihre durch das Völkerrecht geheiligte Stellung dazu benutzen, Cabalen zu schmieden und Verräther an der Regierung Elisabeth's zu erkaufen. Schon im J. 1563 erwartete Elisabeth's Minister, Cecil, wie er im Parlament erklärte, einen spanischen Angriff auf England. Indessen, so schnell konnte und sollte ein solcher Angriff nicht erfolgen. Er war für eine spätere Zeit aufbehalten.

Wenn nun Philipp II., was das Ausheimische anlangt, bei dem Antritte seiner Herrschaft mit geringer Energie zu handeln scheint, so erklärt sich das nicht allein aus seiner Gemüthsart, die nie offen und gerade sein will, es erklärt sich auch aus den andern Umständen, in denen sich der König befindet. Spanien hatte an den Türken einen sehr gefährlichen Feind, der vor allen Andern bewacht sein wollte. Die Flotten Suleiman's des Großen beherrschten das mittelländische Meer, alle Küsten der spanischen Monarchie, besonders aber Italiens, waren von den Türken bald heimgesucht, bald bedroht. In Spanien selbst gab es seit dem Jahre 1526 freilich öffentliche Muhammedaner nicht mehr, aber besonders die Südstriche des Landes, welche eine türkische Invasion am leichtesten treffen konnte, waren noch voll heimlicher Muhammedaner. Die Lage des Staates konnte in dieser Hinsicht als gefährdet angesehen werden [43]). Besonders bedenklich war es für Spanien, daß die Türken sich auf der gegenüberliegenden Nordküste Afrika's ausgebreitet, wo sie eben im J. 1552 Tripolis dem Orden von Malta entrissen hatten. Spanien besaß am Anfange der Regierung Philipp's II. auf der afrikanischen Küste nur noch die Städte Oran, Tunis und Merz-el-Kibir. Philipp II. hatte zuerst seine Waffen hierher richten zu müssen geglaubt. Es sollten neue Eroberungen auf der Küste von Nordafrika gemacht werden, welche schon aus dem Grunde nöthig waren, damit die Türken aus Spaniens Nachbarschaft entfernt würden. Aber die Spanier waren schon im J. 1558 unter Alcaudète sehr unglücklich in Afrika gewesen. Im J. 1559 ward eine mächtige Flotte unter dem ganz unfähigen Herzoge von Medina-Coli ausgesendet, um Tripolis wieder zu erobern. Diese Flotte ward von dem Türken Piali aufs Haupt geschlagen. Von dem Versuche, sich in Nordafrika weiter auszudehnen, wollte nicht allein Nichts gelingen, sondern es waren durch Piali's Siege sogar die Küsten Spaniens selbst sehr bedroht. Große Sorge muß-

43) *Navarrète*, Conservacion de Monarquias. (Madrid 1626.)

Digitized by Google

ten unter solchen Verhältnissen die durch Zwang zum Äußeren des Christenthums gebrachten Muhammedaner, die sogenannten Moriscos, erregen, von denen man wußte, daß sie der Ankunft ihrer Glaubensbrüder entgegenharrten. Philipp II. ließ daher die Moriscos von Granada im J. 1562 und die von Valencia im J. 1563 entwaffnen; denn die Umstände wurden immer bedenklicher. Merz-el-Kibir in Afrika ging verloren, Oran war wenigstens bedroht und Sultan Suleiman rüstete zu einer großen Heerfahrt. In der That waren die Gefahren, mit denen die Christenheit durch die Türken bedroht, überhaupt noch immer sehr bedeutend. Der Papst, Genua, Florenz und Portugal sahen sich schon um ihres eigenen Interesses willen genöthigt, gemeinsame Sache mit dem Könige von Spanien zu machen. Das Jahr 1565 schien eine bedenkliche Entscheidung zu bringen. Im Frühlinge sendete der Sultan eine ungeheuere Flotte aus Constantinopel ab, welche 40,000 Janitscharen am Bord hatte. Man wußte nicht, ob dieser Sturm sich gegen Italien oder gegen Spanien wenden würde. Vielleicht war es Philipp's II. und Spaniens Rettung, daß die Türken erst Malta erobern zu müssen glaubten. Es war das eigene höchste Interesse Philipp's II., für die Vertheidigung Malta's zu sorgen, welches nun gewissermaßen Bollwerk des spanischen Staates geworden war. Indessen haben die unglücklichen Kämpfe in Afrika die spanische Marine bereits sehr geschwächt. Philipp II. hat schon ein Mal Schiffe der Kaufleute müssen hinwegnehmen lassen, um sie für den Krieg zu verwenden. Es muß schon damals mit des Königs Seemacht schlecht bestellt gewesen sein, denn die Ritter von Malta bleiben lange ohne Unterstützung. Jean Parisot de la Valette vertheidigte die festen Punkte der Insel mit aller Ausdauer des ritterlichsten Heldenmuthes, die Türken erlitten schwere Verluste, und endlich brachte Don Garcia de Toledo, Vicekönig von Neapel, eine kleine spanische Hilfe, welche die Ungläubigen bestimmte (im September 1565) das Unternehmen aufzugeben. Suleiman rüstete sich zu einer Heerfahrt; aber sie wendete sich nach Ungarn und Teutschland. Auf dieser fand der Sultan vor der Festung Szigeth in Ungarn (1566) den Tod. Philipp II. erhielt auf einige Zeit Luft von dieser Seite. Nur die unabweisbare Noth hatte ihn bewegen können, seine Kräfte gegen die Ungläubigen anzuspannen. Seine Seele war zu klein, um den Gedanken zu fassen, daß er, der größte Fürst der europäischen Welt, die Verpflichtung habe, die Ungläubigen zu bekämpfen und zu vernichten. Sein katholischer Eifer richtete sich nicht dahin, wo Nichts als Ruhm und Ehre zu gewinnen war, sein katholischer Eifer richtete sich nur dorthin, wo mehr weltliche und politische Vortheile in Aussicht standen. Die Ketzerei benutzen, um die christlich-europäische Welt zu verwirren und sie durch die Verwirrung unter Spanien zu bringen, das hielt er für die Aufgabe seines Lebens und nöthigte sich selbst die Überzeugung auf, daß es so am besten katholisch sei. Seine Hauptabsicht war zu derselben Zeit, wo er selbst mit einem Angriffe Suleiman's des Großen bedroht war, offenbar auf Frankreich gerichtet.

Die Verhältnisse daselbst hatten sich, nachdem Katharina von Medici den Calvinisten das zweite Toleranz-Edict gegeben, bald wieder günstig für die Entwürfe Philipp's II. gestaltet. Nicht ohne Philipp's II. und seiner Agenten Zuthun ward die Stimmung der ultrakatholischen Majorität der Franzosen immer bitterer. Katharina mußte gewahren, daß sie und das Haus Valois Gefahr liefe, wenn es dem Papste, Spanien und der ultrakatholischen Majorität der Franzosen selbst gegenüber den Calvinisten Toleranz bewilligte. Daher fing sie selbst und ihr allmälig heranwachsender Sohn, König Karl IX., an, wider das Toleranz-Edict zu arbeiten, welches sie im J. 1563 gegeben. Die Calvinisten aber waren viel zu mächtig und zu zahlreich, als daß man nicht hätte erwarten sollen, wie sie die Waffen ergreifen würden, wenn das Toleranz-Edict widerrufen und sie sich wieder den wildesten und wüthendsten Verfolgungen preisgegeben sähen. Es schien unter diesen Verhältnissen nicht schwer, den Ausbruch eines Bürger- und Religionskrieges in Frankreich herbeizuführen. Die Art und Weise, in welcher Philipp II. es dahin zu bringen suchte, charakterisirt ihn vollständig. Im Herbste 1565 kamen Katharina von Medici und Karl IX. nach Bayonne, wohin Philipp II. in Begleitung seiner Gemahlin Elisabeth den blutigen Alba gesendet hatte. Vorher war über ein förmliches Bündniß zwischen Frankreich und Spanien gegen die Calvinisten verhandelt worden, aber es scheint nicht, daß ein solches auch wirklich geschlossen worden sei. Es war zuerst Philipp's II. Absicht gewesen, einen Bürgerkrieg in Frankreich durch dieses Bündniß zum Ausbruche zu bringen. Die Calvinisten, durch einen Bund zwischen ihrem Könige und Spanien offen bedroht, hatten gezwungen werden sollen, die Waffen zu ergreifen. Da es auf diesem Wege nicht gegangen, versuchte er es auf einem anderen. Bei der Zusammenkunft von Bayonne versuchte Alba die Königin Katharina zu dem Entschlusse, sich mit einem kühnen Schlage der Häupter der Calvinisten zu bemächtigen und sie zu vernichten, zu bewegen. Der Mord war bei Philipp II. immer das beste und kürzeste Mittel zum Ziele zu kommen. Die Todten reden nicht mehr und kommen nicht wieder. Die Absichten des Königs bei diesem blutigen Rathe liegen ziemlich unzweideutig da. Es soll der Ausbruch eines innern Krieges in Frankreich herbeigeführt werden. Wenn Katharina auf den Blutgedanken einging, so war natürlich, daß die Ermordung einer selbst bedeutenden Anzahl von Häuptern der Calvinisten nicht die ganze Calvinistische Partei in Frankreich vernichten würde. Die Calvinisten werden zu den Waffen greifen müssen, schon um nicht Alle ermordet zu werden. Dann war der Bürgerkrieg da, die ultrakatholische Partei, die mit Philipp II. schon in dem engsten Zusammenhange stand, wird dann die Spanier rufen. So ist offenbar Philipp's Rechnung. Es ist dem Kaiser Karl V. mislungen, nach Frankreich im offenen Kriege einzudringen, daher muß die Sache in einer anderen Weise versucht werden; Philipp II. sucht sie in seiner Weise und nach den damaligen Verhältnissen. Katharina aber mag, wenn sie auch alle Gedanken des Königs nicht durch-

Digitized by Google

schauete, doch etwas von ihnen geahnet haben. Sie bog, Spaniens Tücke erkennend, aus und entgegnete, die Calviniſten wären zu mächtig, als daß der Schlag ſogleich vorgenommen werden könnte. Indeſſen war die Bewegung der Gemüther in Frankreich ſo heftig, daß Philipp II. wol erwarten konnte, es werde nächſtens von ſelbſt ein Ausbruch in Frankreich erfolgen. Einen getreuen Bundesgenoſſen in den Beſtrebungen es dahin zu bringen, erhielt der König in dem neuen Papſte, Pius V., welcher mit dem Anfange des Jahres 1566 den Stuhl von Rom beſtieg. Unaufhörlich foderte Pius V. Katharinen auf, von der Ketzerbeſchützung abzulaſſen und ſich als Freundin der Kirche zu zeigen. Es ſollte nun auch ein Ausbruch erfolgen, aber unter ganz anderen Verhältniſſen, als der König ſie erwartet hatte, unter Zuſtänden, die er wenig benutzen konnte. Am Anfange des Jahres 1566 ſcheint Philipp II. wichtige und für ihn günſtige Ereigniſſe erwartet zu haben, zu denen er Geld brauchen würde. Er erhöht die Steuern auf Wolle, Seide, Zucker, Wein. Alle Exporte nach Amerika mußte in den ſpaniſchen Häfen fünf und bei der Ankunft in den ſüdamerikaniſchen wieder zehn Procent bezahlen. Aber der König muß plötzlich ſeine Augen und ſeine Kräfte nach den Niederlanden richten. Die Unruhen, welche dort ausbrachen, bedrohten ſeine Autokratie und den Beſtand der Kirche zugleich. Aber Philipp II. war auch ſogleich entſchloſſen. Der Aufſtand ſollte nicht allein benutzt werden, um der Reformation in den Niederlanden ein Ende zu machen, ſondern auch um die alten Landesfreiheiten zugleich mit zu vernichten; denn nicht allein die proteſtantiſchen, ſondern auch die katholiſchen Niederländer betrachtete er als ſeine Feinde ſo lange, bis er ihnen nicht ihre Freiheiten entriſſen haben würde. Zur Ausführung bedurfte Philipp II. eines Inſtrumentes, welches ebenſo rückſichtslos und ebenſo blutig war, wie er ſelbſt. Darum empfing Alba den Befehl, ſich mit einem Heere aus Italien nach den Niederlanden in Bewegung zu ſetzen. Im Auguſt 1567 traf dieſer, ein blutiger Diener eines blutigen Meiſters, in Brüſſel ein. Wie nun Alba dort wüthete und tobte, iſt aus den niederländiſchen Geſchichten bekannt genug. Es verdient hier nur noch ein Mal hervorgehoben zu werden, daß der Zweck dieſes Wüthens und Tobens keineswegs allein der war, die Reformation und ihre Anhänger zu vernichten, daß ein zweiter und in Philipp's Augen ebenſo hauptſächlicher Zweck die Vernichtung der Landesprivilegien war. Darum erklärte ein königlicher Befehl vom 26. Febr. 1568 alle Niederländer überhaupt für Rebellen, Verräther, Majeſtätsverbrecher und Ketzer. Solche hatten natürlich, und das meinte der König mit dem Befehle, alle ihre Rechte verwirkt. Darum mußten die edelſten Häupter fallen oder ſie wurden zur Flucht genöthigt, darum mußte Alba ſpäterhin, im J. 1571, die Einführung der Alcavala in den Niederlanden, ohne daß ſie von den Ständen bewilligt worden, verſuchen. Indeſſen iſt der niederländiſche Aufſtand als ein großes Glück für ganz Europa, keineswegs für das proteſtantiſche allein, zu betrachten. Schon im J. 1568 verſuchten die kühnen Naſſauer der ſpaniſchen Tyrannei mit den Waffen in der Hand entgegenzutreten. Mislang es auch und blieb Alba Sieger und Meiſter des Landes, ſo war Philipp II. doch zu großer Vorſicht genöthigt, und mußte das Heer in den Niederlanden ſtehen laſſen, das er ſonſt zur Bekämpfung Europa's, zunächſt Frankreichs, würde angewendet haben. In Frankreich waren die Calviniſten während Alba's Zuges aus Italien nach den Niederlanden aufgeſtanden, beſonders weil ſie glaubten, Alba komme, im Einverſtändniß mit Katharina, Karl IX. und den Katholiſchen aus Italien, nicht um in die Niederlande, ſondern um in Frankreich einzubrechen und über ſie herzufallen. Philipp II. konnte den abermaligen Ausbruch des Bürgerkrieges in Frankreich wiederum nicht benutzen, weil ihm die Hände durch den niederländiſchen Aufſtand gebunden waren. Im Übrigen währte jener Bürgerkrieg auch nicht lange; denn Karl IX., für einen Kampf in dieſem Augenblicke nicht gerüſtet, mußte den Calviniſten im Frieden von Longjumeau abermals ein Toleranz-Edict bewilligen. Der König von Spanien fürchtete indeſſen damals noch nicht, daß die Niederlande ihn lange beſchäftigen würden. Unabläſſig war er daher bemüht, es zum Ausbruche eines neuen Kampfes in Frankreich zu bringen. Seine Correſpondenz mit dem Hauſe Guiſe beweiſt es auf das Deutlichſte. Kaum hat er auch nöthig hier viel zu treiben. Die Stimmung der Majorität der Franzoſen ſtürmte ſchon von ſelbſt auf den Krieg hin. Die große katholiſche Liga, die gleich nach dem Frieden von Longjumeau im J. 1568 entſtand, ein über ganz Frankreich ſich verbreitender Bund des Ultra-Katholicismus, hatte den Zweck, den Vernichtungskrieg gegen die Calviniſten ſobald als möglich herbeizuführen. Bald konnte das Königthum in Frankreich kaum anders handeln, als die Liga es begehrte. Noch vor dem Ausgange des Jahres 1569 widerrief Karl IX. das letzte Toleranz-Edict und der Bürgerkrieg brach in Frankreich abermals aus. Aber auch dieſe Wiederholung des Kampfes, welcher durch den Frieden von Saint-Germain (8. Aug. 1570) endete, konnte von Philipp II. nicht ſo, wie er es wollte, benutzt werden, obwol einzelne ſpaniſche Haufen wiederum in Frankreich erſchienen, um gegen die Calviniſten zu kämpfen. Einerſeits war die Wuth der Parteien in Frankreich noch nicht auf den hohen Grad geſtiegen, daß es leicht für Spanien geweſen, einzugreifen, und andererſeits fügte es ſich öfter, daß Philipp II. ſich durch thörichtes Beginnen ſelbſt die Hände band, ſodaß er die Früchte ſeiner Machinationen und Cabalen zu pflücken nicht im Stande war, wenn die Zeit dazu eintrat. So war der König auch jetzt nicht allein durch die Fortdauer der niederländiſchen Bewegung, ſondern auch durch einen nicht ungefährlichen inneren Krieg, den er ſich eben jetzt unklugerweiſe aufgeregt, beſchäftigt. Es war der Krieg gegen die ſogenannten Moriscos, gegen die Mauren Granada's und der Alpujarren.

Nach der Lage der damaligen Welt war es für Spanien allerdings ein bedenklicher Umſtand, daß beſonders die Südküſte noch von ſo vielen heimlichen Muhammedanern bewohnt war. Zwar der alte, furchtbare Suleiman der Große war nun todt, man wußte von ſeinem Sohne, Selim II., daß er ſchlaffer und unkräftiger als der Vater

Digitized by Google

sei, aber die Macht der Türken stand noch sehr hoch und eine Landung in Spanien war schon ein Mal gefürchtet worden. Wenn also Philipp II. menschliche Vorsichtsmaßregeln gegen die Moriscos ergriffen hätte, so würde das schwerlich getadelt werden können. Er ergriff aber barbarische und unsinnige. Milde und Liebe, Unterricht und Belehrung, ganz besonders aber die Lehre eines wahren und wirklichen Christenthums, welches freilich den Spaniern selbst fast unbekannt war, hätte mit der Zeit wahre Christen aus den Moriscos machen können. Dahingegen griff Philipp II., wie es scheint, auch von Priestern noch aufgeregt, die erklärten, es sei das Beste und das Kürzeste, sich der Moriscos durch Mord zu entledigen, Maßregeln, die sie zum Aufstande treiben mußten. Es ist, als habe er einen solchen Aufstand haben wollen, als habe er darauf gerechnet, daß über die entwaffneten Menschen der leichteste Sieg würde gewonnen werden können. Schon am 1. Jan. 1567 war der entsetzliche Befehl bekannt gemacht worden, daß die Moriscos ihre arabischen Bücher ausliefern, allen ihren maurischen Sitten entsagen, daß ihre Bäder zerstört, ihre Frauen künftig unverschleiert gehen, sie nicht ohne Erlaubniß von einem Orte zum anderen ziehen, ja, daß sie binnen drei Jahren ihre nationale Sprache ablegen und castilisch lernen sollten. Vergebens hatten die Moriscos die dringendsten und demüthigendsten Bitten eingelegt. Philipp II., hierin besonders von dem Cardinal Espinosa geleitet, bestand unerbittlich auf seinem Willen. Jetzt wurden die im Ganzen genommen sehr friedlich gestimmten Mauren gezwungen, an Waffen und an Empörung zu denken, Verbindung mit den Türken und mit Afrika zu suchen. In den Alpurarren rüsteten sie sich zum Kampfe, Fernando de Velor kehrte zum Islam zurück, gab sich seinen alten Namen, Aben Humeya, wieder, und trat als König an die Spitze der Aufgestandenen. Sie versuchten Granada zu nehmen, wurden aber zurückgewiesen. Der Marquis von Mondejar, Statthalter von Granada, drang zuerst mit Glück in das Gebirge, welches von etwa hundert Tausend maurischen Familien bewohnt war, ein, dessen Bewohner sich wieder unterwarfen. Nun wütheten aber die Spanier hier, in Granada, in den Ebenen, wohin der Aufstand sich gar nicht verbreitet, mit viehischer Grausamkeit und trieben die Armen zu Tausenden in das Innere Spaniens, wo sie zum großen Theil durch Hunger, Elend und Mord untergingen. Der leiseste Verdacht, daß er noch seinem alten Glauben anhängen möchte, genügte, um den Morisco zum Schlachtopfer der Soldaten oder des fanatisirten Pöbels zu machen. Niemand fragte darnach, ob der Verdacht gegründet oder ungegründet, ob nicht etwa das Blut eines wirklichen Christen geflossen sei. Die Anlage zum wilden und blinden Fanatismus war in den Spaniern schon da, Philipp II. zog ihn zum blutigen Ungeheuer groß. Er unterdrückte überhaupt jede edle Anlage in der Nation, um die unedlen und unreinen zu hegen und zu pflegen. Die Moriscos der Alpurarren standen, durch die viehischen Grausamkeiten der Spanier gezwungen, abermals auf. Philipp II. sah sich in der Hoffnung, daß er leicht mit diesen Armen fertig werden würde, getäuscht und war noch im J. 1568 genöthigt, ein regelmäßiges Heer gegen die Moriscos zu senden. Dieses Heer stand unter den Befehlen Don Juan's, des unehelichen Sohnes Kaiser Karl's V. Dieser verleugnete das Blut, aus dem er stammte, nicht; Hang zu blutiger Grausamkeit zeichnete dieses ganze Geschlecht aus. Nicht vor dem Jahre 1570 konnte Don Juan den Krieg gegen die Moriscos völlig beenden [44]). Leicht hätte er für Spanien sehr gefährlich werden, leicht hätte Philipp II. durch eigene Thorheit eine schwere Gefahr auf sich gezogen. Während noch der Kampf gegen die Moriscos auf der pyrenäischen Halbinsel dauerte, setzte sich Selim II. in Bewegung, um eine Heerfahrt gegen die Christen zu unternehmen. Wenn sich diese Heerfahrt statt gegen Cypern gegen die spanischen Küsten gewendet, und wenn Selim II. sie um etwas früher unternommen, so hätte die Gefahr für Philipp II. und für Spanien sehr bedeutend werden können.

Ehe indessen des weiteren Fortganges der Ereignisse gedacht werden kann, muß eines Vorganges gedacht werden, der mehr als ein anderer den blutigen Charakter Philipp's II. und seine ganze unmenschliche Fühllosigkeit offenbart. Es ist der Untergang des Don Carlos, von dem hier gesprochen werden muß. Diese Sache hat geschichtlich viele dunkele Seiten, die wol niemals völlig werden aufgehellt werden können. Don Carlos war ein an Körper und an Geist völlig schwacher, dabei jedoch von den heftigsten Leidenschaften beherrschter Mensch. Während der Infant auf der Universität Alcala studirte, fiel er auf den Kopf und verletzte sich dabei so schwer, daß er trepanirt werden mußte, was auf seine physischen und intellectuellen Zustände wiederum verschlimmernd einwirkte. In diesem Zustande kehrte Don Carlos im J. 1564 an den Hof seines Vaters zurück. Zwischen ihm und der jungen Königin Elisabeth bestand sicher nicht das geringste Einverständniß. Es hat die Annahme eines solchen weder eine namhafte Angabe, noch irgend eine innere Wahrscheinlichkeit für sich. Sicher aber ist, daß Don Carlos nach seiner Rückkehr zum Hofe sich als ein leidenschaftlicher, grausamer und zu allen ernsten Dingen völlig unfähiger Mensch zeigte. Doch war ihm von den Cortes Castiliens bereits am 22. Febr. 1560 als Thronfolger und künftigem Herrn des Reiches gehuldigt worden. Indem Nichts sicherer ist, als daß Don Carlos eine gänzliche Unfähigkeit des Herrschens offenbarte, kann nur noch mit Bestimmtheit das angeführt werden, daß zwischen Vater und Sohn nicht allein kein Schatten eines traulichen Verhältnisses stattfand, sondern daß sie auch, soweit Don Carlos eine Ansicht haben konnte, in allen Ansichten entgegengesetzt waren. Alles Andere aber ist zweifelhaft und ungewiß. Bald soll Don Carlos die Absicht gehabt haben, sich heimlich nach Flandern zu entfernen und sich, wo nöthig, auch

44) Historia de Rebelion y Castigo de los Moriscos del regno de Granada, por *Luys del Marmol Carvajal.* (Malaga 1600.) Guerra de Granada hecho por el rey de España Don Felipe II. contro los Moriscos, escrita por *D. Diego Hurtado de Mendoza* (Madrid 1610.) *Fray Jayme Bleda*, Chronica de los Moros en España. (Valencia 1618.)

Digitized by Google

wider den Willen seines Vaters dort der Herrschaft zu bemeistern, bald soll er gesonnen gewesen sein, sich nach Teutschland zu entfernen, um sich mit der Tochter Kaiser Maximilian's II. zu vermählen, bald soll er die Absicht, seinen königlichen Vater zu ermorden, vielen Personen und namentlich dem Don Juan auf das Klarste und Unzweideutigste mitgetheilt haben. Aus allen diesen Angaben scheint allerdings zu erhellen, daß der wüste Kopf des Infanten sich mit einer Menge von Planen und Entwürfen trug, die vielleicht der Bemerkung, welche er trotz seines Blödsinnes machte, daß Philipp II. ihn für gänzlich unfähig zur Thronfolge halte und deshalb auf seine Ausschließung dächte, ihre Entstehung verdanken mochten. Was aber den Hauptpunkt, den Versuch oder den Gedanken der Ermordung des Vaters anlangt, so ist es zwar auf der einen Seite der, über welchen die Berichte sich am weitläufigsten und mit der anscheinend größten Zuverlässigkeit aussprechen, auf der andern jedoch derjenige, welcher nichtsdestoweniger grade am allerunsichersten ist. Philipp II. selbst soll später gesagt haben, daß Carlos ihm nie nach dem Leben getrachtet und der französische Gesandte Fourquevaulx sagt, daß Alles auf einem bloßen Hofgerede beruhe und in der That Nichts an der Sache sei. Der König nimmt in der Nacht von dem 18. auf den 19. Jan. 1568 seinen Sohn persönlich in Verhaft. Dieses soll in demselben Augenblicke geschehen sein, wo der Infant auf dem Punkte gestanden, sich heimlich aus Spanien zu entfernen. Philipp II. meldete den Vorgang dem Papste, dem Kaiser, seiner Tante Katharina von Portugal, den Erzbischöfen und Bischöfen des Reiches, den Großbeamten, den Städten. In allen diesen Schreiben scheint als Grund der Verhaftung weiter Nichts als die üble Lebensweise des Infanten und die königliche Verpflichtung, künftiges Unheil zu verhüten, angegeben worden zu sein. Llorente hat noch das Schreiben an die Behörden von Madrid gelesen. Es kommt darin die Warnung vor, nicht etwa Fürbitten für den Infanten einzulegen, weil ein Vater nicht nöthig habe erst zur Gnade und Milde für einen Sohn aufgefodert zu werden. Es wird sogar vorgeschrieben, wie die Antwort auf das Königsschreiben lauten sollte [45]). Man sollte sagen, wenn ein Vater sich genöthigt sehe, einen so auffallenden Schritt zu thun, so müsse er seine sehr triftigen Gründe dazu haben und dabei wolle man sich beruhigen. Indessen legen doch alle Städte Fürbitten ein, nur die Stadt Murcia nicht, welche dafür auch von Philipp II. sehr belobt wird. Dasselbe geschah auch von dem Papste und von Kaiser Maximilian II., ohne daß es von dem Könige im Mindesten beachtet worden. Im Gegentheil ward ein sehr strenges Gewahrsam des Prinzen angeordnet, obwol bei der Gemüthsart desselben vorauszusehen war, daß grade das ihn auf das Äußerste, vielleicht bis zum Wahnsinne, treiben würde. Es ward nun eine Specialcommission über den Prinzen niedergesetzt und auf das Verbrechen der beleidigten Majestät eine Untersuchung angestellt, ohne daß der Infant gehört, oder ihm auch nur eine Vertheidigung gestattet worden sei. Die Untersuchung richtete sich auf die angebliche Absicht der Ermordung des Vaters und auf die angebliche Absicht, in die Niederlande zu entweichen und sich zum Herrn derselben zu machen. Es muß hierbei im höchsten Grade auffallen, daß in den königlichen Schreiben, welche gleich nach der Verhaftung des Infanten verfaßt sind, von diesen Anschuldigungen keine Rede ist. Scheint es doch fast, als sei man erst nach der Verhaftung auf diese Dinge gefallen, weil ein Vorwand den Prinzen hinwegzuschaffen nöthig war. Die Specialcommission war indessen nicht so willfährig, als von Philipp II. erst mochte angenommen worden sein. Sie entwarf einen Rapport an den König, daß Don Carlos zwar das Verbrechen der beleidigten Majestät begangen habe und somit des Todes schuldig sei, bat aber, daß Philipp II. erklären möchte, daß die Infanten von Spanien nicht unter das gewöhnliche Gesetz fielen. Der König aber gebot, daß die Untersuchung ihren gewöhnlichen Gang gehen solle, da sein Gewissen nicht leide, daß Spanien durch Carlos unglücklich werde. Philipp II. hatte in diesem Augenblicke keinen anderen Leibeserben als den Infanten. Er baute eben an einem riesenmäßigen Werke, und er hatte den Schmerz zu sehen, daß dieses, wenn er morgen sterben sollte, den unfähigsten Händen überantwortet sei. An dem Werke aber hängt Philipp's II. ganze Seele, er gäbe dieselbe selbst für dieses Werk hin Darin, hierfür spricht alle Wahrscheinlichkeit, liegt der einzige Grund, um dessentwillen der Vater gegen den Sohn auftrat. Ein ewiges Gefängniß dünkte Philipp II. nicht genug, um die Zukunft seines Baues zu sichern. Es wird eine Untersuchung gegen den Infanten eingeleitet und für sie werden die Thorheiten und die tollen Entwürfe des Sohnes benutzt. Diese Untersuchung, das ist offenbar, sollte zu einem Todesurtheile führen. Philipp II. wollte lieber einem anderen Prinzen seines Gesammthauses, wenn er überhaupt ohne männliche Nachkommen bleiben sollte, die Zukunft seines Baues überlassen, als denselben durch Don Carlos zerstören lassen. Das Todesurtheil selbst aber ward nicht ausgesprochen. Don Carlos starb am 24. Juni 1568, nachdem Philipp II. den Sohn, ohne jedoch von ihm gewahrt zu werden, gesehen, ihm sogar noch den väterlichen Segen ertheilt hatte. Wie Don Carlos gestorben sei, bestimmen zu wollen, ist eine Unmöglichkeit. Das nur kann mit Bestimmtheit gesagt werden, daß er dem Könige zur gelegenen Zeit starb. Mehre Schriftsteller haben behauptet, der Infant sei eines natürlichen Todes gestorben. Aber was soll man hier unter einem natürlichen Tode verstehen! Wenn der heftige und leidenschaftliche Infant von den Höhen des Lebens plötzlich hinweg und in das harte Gefängniß gerissen, sich müde tobte und endlich dem Tode in die Arme sank, könnte man das, selbst wenn er weder Gift getrunken, noch eine gewaltsame Hand erfahren, einen natürlichen Tod nennen! Wenn Philipp II. gewahr werden ließ, daß er des Sohnes gern ledig wäre und wenn er bereite Helfer fand, die ohne sein Gebot und sein Wissen dem Sohne hinüberhelfen, könnte man dann wol sagen, daß der Vater schuldlos an des

45) *Llorente*, Histoire critique de l'Inquisition d'Espagne. III. p. 160.

Sohnes Tode sei! Soweit sich nach dem Vorliegenden urtheilen läßt, scheint die Sache in der zuletzt erwähnten Weise vor sich gegangen zu sein. Über den Schein und die Wahrscheinlichkeit kommt man freilich der Natur der Sache nach nicht hinaus. Cabrera, obwol ein Schmeichler des Hofes, und Wander-Hamen berichten einstimmig, daß der Arzt Olivares, der mit Ruy-Gomez, dem Günstlinge Philipp's II., in nahen Verhältnissen stand, dem Infanten, der sich allerdings durch eigene Verzweiflung, indem er sich erst aller Speise enthielt, dann wieder sie mit gierigem Übermaße genossen, schon selber halb vernichtet hatte, eine Medicin reichte, auf welche heftiges Erbrechen und gleich darauf die Symptome des Todes sich einstellten. Wander-Hamen und Cabrera, obwol sie freilich sich wol hüten, das auszusprechen, sind offenbar der Meinung, daß diese Medicin die nächste Veranlassung des Todes gewesen sei. Der Makel, den Tod seines Sohnes herbeigeführt zu haben, scheint auf keine Weise aus dem Leben Philipp's II. hinausgeschafft werden zu können, wie viele Mühe sich auch manche Historiker damit gegeben haben.

Um der Entwürfe gegen die Welt willen mag Don Carlos gefallen sein. Mit den Entwürfen selber aber wollte es dem Könige nicht vorwärts gehen. In unaufhörlicher, fast convulsivischer Thätigkeit sollte Philipp II. sich selber und die Kräfte seines Landes vernichten, ohne im Ganzen genommen Etwas zu erreichen. Er sollte immer arbeiten, um die Welt zu vernichten und am Ende weiter Nichts gewinnen als die eigene Erschöpfung. Während des Krieges gegen die Moriscos hatten sich manche Dinge ungünstig für Philipp II. gewendet. Auf den britischen Inseln mußte er Maria Stuart als seine beste Bundesgenossin betrachten. Sie hatte auch in fortwährender Verbindung mit Spanien gestanden und war durch Geld eifrig unterstützt worden. Gelder, um seine Absichten vorzubereiten, läßt Philipp II. überhaupt in Strömen über Europa fließen. Durch Maria Stuart soll Elisabeth gestürzt und England in Verwirrung gebracht werden. Aber Maria Stuart hat in Folge ihrer Verbrechen und anderer Ereignisse, welche nicht unmittelbar hierher gehören, im J. 1567 nach England flüchten müssen. Sie ist selber in Elisabeth's Macht gefallen, und es wird sich von Schottland aus Nichts mehr gegen die Königin Elisabeth unternehmen lassen. Philipp II. mußte nun sein Geld nach England selbst richten, um es hier zu einem Aufstande gegen seine Gegnerin zu bringen. Dafür aber fing auch Elisabeth an, eine feindliche Stellung gegen Spanien einzunehmen, wenn es auch noch nicht zu offenem Kriege kommt. England begann die spanischen Schiffe, besonders wenn sie mit edlen Metallen beladen aus Amerika kamen, hinwegzunehmen. Im J. 1569 ist schon der Handel zwischen England und Spanien abgebrochen und die englischen Kaper haben dem König und Spanien die empfindlichsten Verluste beigebracht. Im J. 1572 befanden sich schon 82 gewonnene spanische Schiffe in den englischen Häfen [46]). Als einen zweiten Nachtheil mußte Philipp II. es betrachten, daß der Bürgerkrieg in Frankreich abermals ein Ende nahm, indem König Karl IX. den Calvinisten den Frieden und das Toleranzedict von Saint-Germain am 8. August des J. 1570 bewilligte. Indessen blieb dem König auf dieser Seite die Aussicht, daß es bald zu einem neuen Ausbruche kommen müsse. Denn grade die den Calvinisten von der Regierung bewilligte Toleranz regte den fanatischen Eifer der ultrakatholischen Majorität der Franzosen, die mit ihrem Haupte, dem Hause Guise, fortwährend in der engsten Verbindung mit Spanien blieb, gewaltig auf. Das Gefährlichste aber für Philipp II. war in dem damaligen Augenblicke, daß die Türken sich mit neuer Furchtbarkeit erhoben. Selim II. hatte sich, während in Spanien die Moriscos noch unter den Waffen waren, mit der Eroberung Yemens beschäftigt, die im J. 1569 vollendet ward. Zum Glück für Philipp II. verstanden die Türken ihren Vortheil nicht und kümmerten sich fast gar nicht um die spanischen Moriscos, weil sie zu äußerlicher Annahme des Christenthums sich verstanden. Die spanischen Moriscos hatten das Unglück, von den Christen als Muhammedaner und von den Muhammedanern als Christen angesehen zu werden. Als nun die Eroberung von Yemen gemacht, die spanischen Moriscos aber auch von Don Juan unterworfen worden, setzte Selim II. endlich eine furchtbare Macht in Bewegung. Die Türken griffen im Frühlinge des J. 1570 die Insel Cypern an. Nikosia, Famagosta, Paphos und Limasol fielen in die Hände der Barbaren, welche mit ungeheurer Grausamkeit wütheten. Nahe genug ward Spanien selbst von dem Erscheinen der Türken in diesen Theilen des mittelländischen Meeres berührt, denn sie entrissen zugleich auch Tunis in Afrika dem Könige Philipp. Schon die Pflicht der Selbsterhaltung nöthigte den König, für die Republik Venedig aufzutreten. Auch Papst Pius V., welcher im J. 1566 auf Pius IV. gefolgt war, predigte mit allem Eifer das Kreuz gegen die Ungläubigen. Am 25. Mai des J. 1571 schloß Philipp II. mit dem Papste und der Republik Venedig ein heiliges Bündniß gegen die Ungläubigen ab. Don Juan, der sich eben durch die Überwindung der Moriscos großen Ruhm gewonnen, empfing den Befehl über die große Flotte, welche Spanien, Venedig und der Papst zusammengebracht. Der König machte dieses Mal eine große Anstrengung gegen den eigentlichen und wahren Feind Spaniens, gegen die Türken. Wäre sie früher gemacht worden, so würde Cypern nicht verloren gegangen sein. Aber gegen Spaniens wahren Feind wendete sich der König immer erst dann, wenn der Moment der höchsten Noth und Gefahr eingetreten. Don Juan gewann mit der Flotte, die er befehligte, den großen Sieg bei Lepanto am 7. October 1571. Aber die Sache der Christenheit im Allgemeinen gewann durch diesen Sieg Nichts. Es möchte freilich schwer sein, mit Sicherheit zu entscheiden, wer hiervon

46) *Ant. de Herrera*, Historia de lo sucedido en Escocia y Inglaterra en quaranta y quarto annos que bivio Maria Estuarda. (Madrid 1589.) *Ant. de Herrera*, Advertencias de Inglaterra. (Çaragoça 1592.) Apologia pro Rege Catholico Philippo II. contra varias et falsas accusationes Elisabethae Angliae Reginae, auctore *Didymo Veridico Hensildano*. (Constantiae 1594.)

die Schuld trägt, ob Venedig, ob Philipp II. Doch scheint es, als sei die Hauptschuld bei dem Könige von Spanien gewesen. Er ist zufrieden einen Sieg gewonnen zu haben, der den Türken die Lust, eine Landung in Spanien zu versuchen, vertreiben wird. Er hat nicht die Absicht, alle seine Mittel und Kräfte gegen die Ungläubigen zu richten, wie sollte es da seine Entwürfe auf Frankreich und auf England hinausführen können [47])? Das J. 1572 verlief, ohne daß etwas Entscheidendes geschah. Die Christen in Albanien und Macedonien wollten aufstehen und Don Juan zum Könige wählen. Philipp II. that Nichts in dieser Sache, ja Don Juan's Ruhm fing an ihm verdächtig zu werden. Die Republik Venedig schloß im J. 1573 Frieden mit den Türken, trat die Insel Cypern ab und es war, als ob nicht die Christen, sondern die Ungläubigen die Schlacht bei Lepanto gewonnen hätten. Philipp II. begnügte sich damit, daß Don Juan Tunis wiedee eroberte. Ein nur kurzer Gewinn, denn schon im J. 1574 fiel nicht allein Tunis, sondern auch Golette unter die Macht der Türken zurück. Während dieser Ereignisse war Philipp II. einer großen Gefahr entgangen, und hatte doch, indem er derselben noch entging, im Innern seiner eigenen Staaten einen Krieg empfangen, der fortan an allen seinen Planen und Entwürfen ihn hemmen und hindern sollte. Denn es fehlte wenig und die Valois von Frankreich hätten sich mit dem Theile der niederländischen Unterthanen Philipp's II. verbunden, welche am Anfange des J. 1572 genöthigt, durch seine eigene blutige Tyrannei gezwungen wurden, sich gegen ihn mit den Waffen in der Hand zu erheben. Die Valois zwar wurden noch durch einen blutigen und grausamen Vorgang gezwungen, Philipp II. und Spanien in Ruhe zu lassen. Den niederländischen Aufstand aber sollte der König nicht wieder los werden bis an das Ende seines Lebens.

Es geschah, daß nach dem Frieden von Saint-Germain hoher Calvinistischer Adel, besonders aber der Admiral Coligny bei dem jungen Könige Karl IX. von Frankreich Eingang gewann. Coligny brachte den König auf die Vorstellung, daß für Frankreich der Augenblick gekommen sei, gegen Spanien, den alten Feind, aufzutreten, daß sich jetzt glänzende Aussichten auf Frankreichs Größe eröffneten, wenn die Valois sich entschließen könnten, den Calvinisten eine treue und aufrichtige Toleranz zu bewilligen. Man müsse Spanien in den Niederlanden angreifen, als Beschützer der Landesfreiheiten für die Katholiken, mit der Toleranz für die Calvinisten in Frankreich und in den Niederlanden auftreten; leicht würden so die spanischen Niederlande für Frankreich gewonnen werden können. Karl IX. scheint auf diese Entwürfe einzugehen, obwol ihre Ausführung dadurch unermeßlich schwierig ward, daß die Majorität der Franzosen mit glühendem Eifer katholisch war, keine Toleranz wollte und in dem König von Spanien den reinsten Ausdruck des römischen Katholicismus und die Hauptstütze desselben verehrte. Schon kam der Graf Ludwig von Nassau an den französischen Hof, es wurden Verhandlungen betrieben, die offenbar gegen Spanien gerichtet. Die niederländischen Nordprovinzen sollen durch Wilhelm von Nassau, die niederländischen Südprovinzen durch Ludwig von Nassau angegriffen werden. Karl IX. verließ schon das strengrömische System, warf sich in einen neuen Kreis hinein, verbündete sich, um sich den protestantischen Mächten zu nähern, mit Elisabeth von England, und vermählte seine Schwester mit dem Calvinistischen Prinzen Heinrich von Navarra. Es ist wol kaum eine Frage, daß Karl IX. wirklich auf dem Punkte stand, gegen Spanien aufzutreten. Die Briefe Philipp's II. drücken die höchsten Grade von Angst und Besorgniß aus. Doch aus dieser Gefahr, daß das Gouvernement in Frankreich sich gegen ihn erheben könnte, wird Philipp II. noch durch die Bartholomäusnacht gerissen. Die ultrakatholische Majorität der Franzosen hatte es mit dem heftigsten Ingrimm gewahrt, daß Karl IX. auf dem Punkte stand, sich gewissermaßen dem Calvinismus in die Arme zu werfen. In der katholischen Liga, welche sich immer weiter ausgebreitet, hatte diese Majorität einen kräftigen Mittelpunkt. Das Haus Guise, an dessen Spitze jetzt Heinrich stand und welches mit Spanien in fortwährender Verbindung geblieben, spielte in der katholischen Liga wieder eine Hauptrolle. Diese Liga beschloß, und wol nicht ohne Mitwissen, ohne Mitwirkung Philipp's II. die Verbindung mit den Calvinisten dem Könige von Frankreich zur Unmöglichkeit zu machen. In Paris zuerst sollten die Katholiken über alle Calvinisten, derer sie würden habhaft werden können, herfallen und sie massacriren. Von Paris aus sollte sich dann das Mordfest weiter über alle Theile Frankreichs ausbreiten. Die katholische Majorität entschloß sich zu dem kürzesten und wirksamsten Mittel, den Triumph der römischen Kirche in Frankreich zu sichern, die evangelische Minorität der Nation sollte abgewürgt werden, das königliche Haus der Valois daran erkennen, daß es sich selber in die größte Gefahr stürzen würde, wenn es gegen den ultrarömischen Katholicismus, gegen Spanien und für die Toleranz auftreten würde. Es ist sehr wahrscheinlich, daß König Karl IX. und seine Mutter Katharina erst ganz kurze Zeit vorher, da der im Stillen gesponnene Mordplan ausgeführt werden sollte, von der ganzen Blutverschwörung Kunde empfangen. In der Angst und fürchtend, daß das Haus Valois wegen der den Calvinisten jüngst gezeigten Geneigtheit am Ende selber mit in den Mord hereingezogen werden könnte, beschloß Karl IX. und seine Mutter an die Spitze des blutigen Unternehmens zu treten. Die Bartholomäusnacht (24. August 1572) mußte von Philipp II. als ein Sieg betrachtet werden. Nicht allein daß sie ihn aus einer großen Gefahr befreite, sie führte auch herbei, daß sein System, seine Weise und seine Ansichten in Frankreich wieder herrschend wurden. Auch bricht gleich nach der Bartholomäusnacht ein neuer Bürger- und Religionskrieg in Frankreich aus. Kann Philipp II. denselben allerdings vor der Hand nicht weiter

47) *Antonii Mariae Gratiani* de bello Cyprio. (Rom. 1624.) Historia de Don Juan de Austria, por *Don Lor. Wander Hammen y Leon.* (Madrid 1627.) Historia de Don Jean d'Autriche, par *Montpleinchant.* (Amstel. 1690.)

Digitized by Google

benutzen, so ist er doch seinem Interesse in sofern gemäß, als er Frankreich weiter abmüdet und abquält, damit Spanien hoffen könne, in Zukunft eine leichtere Beute an Frankreich zu haben. Das ist seine stete satanische Rechnung, die aber nimmer ausgehen will. Die Gefahr, daß die Valois sich gegen ihn erheben könnten, ist nun freilich durch das Blut der Bartholomäusnacht verschwunden, aber die nordniederländischen Provinzen sind während dieser Ereignisse von Philipp II. abgefallen. Der niederländische Krieg legt sich wie eine Eisenkette an seine Füße und hemmt ihn fortan in allen seinen Entwürfen. Dieser niederländische Aufstand, an dessen Spitze Wilhelm von Oranien trat, verschlang dem König wieder ungeheure Summen. Schon im J. 1573 sind die Niederländer Philipp II. zur See furchtbar. Die spanische Flotte unter Medina Cöli wird von ihnen geschlagen[48]). Der König verlor mit einem Male 25 Schiffe, die ihm 50 Millionen Gulden gekostet haben. Alba ward von Philipp II. abgerufen und Requesens an seine Stelle als Generalstatthalter und oberster Befehlshaber in die Niederlande gesendet. Vernichtung des Protestantismus und Vernichtung der Landesfreiheiten blieb hier immer Philipp's II. Entwurf. Aber Alba ist auch den katholischen Niederländern verhaßt geworden, der König glaubte wenigstens in der Person eine Änderung machen zu müssen. Unter diesen Umständen mußte Philipp II. es als ein Glück ansehen, daß mit dem Tode Selim's II. (24. December des J. 1574) und unter dem neuen Sultan Amurad III. die Türken die großen Eroberungskriege gegen Europa aufgaben und ihre Waffen rückwärts gegen die Perser wendeten. Doch blieb unter den folgenden Ereignissen und obwol Philipp II. im J. 1578 einmal einen dreijährigen Waffenstillstand bei der Pforte erlangte, die spanische Monarchie noch geraume Zeit von den Türken gequält. Alle Frühjahre segelten 50 Raubschiffe aus den Dardanellen ab. Bei ihrer Ankunft an den Küsten Italiens und Spaniens floh Alles in das Innere des Landes, aber oft wurden die Geflüchteten von den gelandeten Türken doch gefaßt, die dann mit dem Raube eilends verschwinden. Das Heer der ungeheuern spanischen Monarchie war nicht mehr im Stande, die Küsten seiner Länder gegen die räuberischen Horden der Ungläubigen zu vertheidigen, nicht deshalb, weil es dazu an Mitteln gefehlt hätte, sondern weil die vorhandenen Mittel auf die unsinnigste Art und Weise für zum Theil unausführbare Entwürfe verschleudert wurden.

Viele Jahre schon ist Philipp II. in steter Bewegung, um große Dinge zu erreichen und zu gewinnen. Er hat unermeßliche Summen ausgegeben, um düstere Plane durchzusetzen, aber bis jetzt hat ihm Nichts gelingen wollen. Seine Finanznoth ist jetzt schon auf einen hohen Grad gestiegen. Die gewöhnlichen Mittel wollen nicht ausreichen; er muß Spanien erschöpfen, er muß den Handel, die Manufactur, den Ackerbau, die nothwendigsten Lebensmittel mit der Wuth der Steuern, die sich von Jahr zu Jahr mehrten, verfolgen. Die Kirche ward nicht minder, aber immer mit Zustimmung des römischen Stuhles, welcher Philipp's II. Sache als seine eigene ansah, ausgebeutelt. Nach dem Ausbruche der niederländischen Unruhen wurden die Tercias reales eingeführt, durch welche der König zwei Neuntheile des Kirchenzehnten für sich einzog. Da so noch nicht genug Geld in des Königs Schatz kam, mußte Pius V. bewilligen, daß der Zehnte aus jedem dritten Hause an den König fallen sollte. Im J. 1571 mußte noch das reichste Haus in jedem Kirchspiele dem Staatsschatze zugeschlagen werden. Aber das Ergebniß der ungeheuersten Erpressungen, welche unter dem Namen von Staatsabgaben erhoben werden, die bedeutenden Summen, welche die südamerikanischen Bergwerke abzuwerfen beginnen, Alles verschwand beinahe spurlos. Schon im J. 1575 muß Philipp II. seinen ersten Staatsbankrott machen. Ein königliches Edict suspendirte die Auszahlungen an die Staatsgläubiger, für welche sie auf königliche Einkünfte angewiesen worden, und ordnete eine Revision aller Contracte an, welche von Seiten des Staates in den letztverwichenen 15 Jahren geschlossen worden. Philipp II. hatte seit dieser Zeit nur noch zu sehr hohen Zinsen borgen können. Geborgt aber hatte er allenthalben. Fast alle bedeutende Banquierhäuser Europa's, besonders aber die von Lyon, Rouen, Antwerpen, Rom, Venedig, Mailand, Genua, Augsburg, hatten Geschäfte mit dem Könige gemacht. Nun sollten von den Capitalien die Zinsen, welche bis jetzt über den gesetzmäßigen Zinsfuß hinaus gegeben worden, abgezogen, für den bleibenden Capitalrest nur noch der gesetzmäßige Zinsfuß gezahlt werden. Diese Finanzoperation brachte eine große Anzahl von Banquierhäusern bis an den Ruin, obwol der König, Treu- und Wortbruch gewissermaßen als Staatsprincip aufstellend, denen, welche seine Unterthanen waren, gestattete, ihre Gläubiger in gleicher Weise zu behandeln, wie sie von ihm behandelt wurden. Freilich zogen sich nun die meisten Banquierhäuser, mit Ausnahme der genuesischen, mit denen er sich doch noch zu setzen verstand, von dem Könige zurück. Man siehet nicht, daß der erste Staatsbankrott ihm etwas geholfen, seine Finanzen auch nur um Etwas erleichtert habe. Die Truppen in den Niederlanden konnten in dem J. 1576 schon wieder nicht bezahlt werden. Die Cortes von Castilien klagten zwar in ebendemselben Jahre, daß die Abgaben von dem Lande nicht mehr erschwungen werden könnten aber Philipp II. mußte Geld haben um jeden Preis. Er erpreßte daher, wo sich nur etwas zu erpressen fand; kein Stand, kein Verhältniß ward mehr geschont. Wenn auch Alles ruinirt würde, der König war hierüber völlig ruhig. Er hat das Königthum nie anders denn als die Macht zu drücken, zu plagen und zu schinden, seine Gegner mit offener oder mit heimlicher Gewalt aus dem Wege zu räumen, aufgefaßt. Mit diesen Erpressungen, welche besonders auf Castilien fielen, wo er mit am meisten freie Hand hatte, war Philipp II. um diese Zeit beschäftigt. Die Granden sollten angeben, mit welchem Rechte sie dieses oder jenes besäßen. Des Königs Fiscus griff oftmals ohne Weiteres zu und bemeisterte sich dessen, was bis

48) *Bernardino de Mendoza*, Commentarios de lo sucedido en las guerras de los payses baxos. (Madrid 1592.)

jetzt als Recht und Eigenthum von den Granden besessen worden. Den Städten ließ der König die Gemeindegüter wegnehmen und sie zu seinem Vortheil verkaufen, die Alcavala ward von Fünf auf Zehn vom Hundert gesteigert, der südamerikanische Handel von Neuem besteuert, der Handel mit Spielkarten, Wachs, Blei, Mercue, Schwefel, Pulver monopolisirt, der Preis des Salzes gesteigert [49]), wäheend auch die heilige Kirche sich fortwährend zu neuen Opfern verstehen mußte. Hierfür fand der König fast stets Bereitwilligkeit bei dem apostolischen Stuhle. Er fand sie auch bei Gregor XIII., welcher im J. 1572 auf Pius V. gefolgt wae. Man wußte und fühlte in Rom, daß jetzt keine Zeit wae, etwas Anderes zu wollen als die Fürsten der Welt, welche dem römischen Katholicismus treu geblieben, und besonders Philipp II. wollte. Alle Erpressungen aber und alle Mittel, welche er aufbot, halfen ihm Nichts; seine Entwürfe waren zu einem Alles verschlingenden Abgrunde geworden [50]).

So stand es eben mit den Finanzen des Königs sehr schlecht, obwol immer noch nicht so schlecht, als es nachmals zu stehen kam, wie er mit einem schweren Unglück bedroht ward, aus dem er doch nur durch Nachgeben, durch Aufgeben wenigstens eines Theiles seiner Entwürfe sich zu retten vermochte. Schon seit drei Jahren war der Aufstand unter den Truppen heimisch, welche den Krieg gegen den abgefallenen Theil dee niederländischen Provinzen führen mußten, weil sie nie regelmäßig vom König bezahlt werden konnten. Im J. 1576 ward der Aufstand dee unbezahlten Truppen so heftig, die Bewohner der Niederlande wurden überhaupt so arg dabei gemishandelt, daß eine böse Stimmung gegen Spanien selbst unter vielen Katholiken immer mehr überhand nahm. Man kam auf den Gedanken, auch die südlichen Niederlande von Spanien zu trennen. Die Trennung der nördlichen war bereits factisch vorhanden. Wilhelm von Oranien benutzte die Verhältnisse, um zwischen den nördlichen und einem großen Theile der Südprovinzen eine Vereinigung zu Stande zu bringen, bei welcher seine Absicht war, sie allmälig zu einer völligen Trennung aller Niederlande von Spanien zu gestalten. Die Basis dieser Vereinigung war, daß die spanischen Truppen mit gemeinsamen Kräften ausgetrieben werden sollten. Philipp II. erkannte sofoet die ihm hier drohende Gefahr. Requesens war während des Soldatenaufstandes gestorben. Der König sendeee Don Juan als Oberstatthalter und Oberfeldherrn in die Niederlande, um zu retten, was noch zu retten sei. Es war ein Umstand da, durch welchen Spanien in den Südprovinzen sich zu halten hoffen konnte. In ihnen war die Majorität der Menschen katholisch und die Ultras der Katholischen allenthalben gegen irgend eine Verbindung mit den Calvinisten gestimmt. Don Juan versprach gleich bei seinee Ankunft, die spanischen Truppen zu entfernen. Aber bald offenbarte sich, daß ee Wort zu halten nicht gesonnen sei. Die Generalstaaten gingen deshalb weiter zu einem Bruche mit Spanien vor. Sie brachten ein Heee auf, sie verbündeten sich mit Elisabeth von England, sie eiesen Franz von Alençon, den vierten Sohn König Heinrich's II. von Frankreich, herbei, sie stellten den sogenannten antwerpener Religionsfrieden auf, durch welchen den beiden Parteien der Katholischen und der Evangelischen gleiche Rechte in den Niederlanden gesichert wurden. Wie sehr das nun wider alle Gedanken Philipp's II. lief, lag auf dee flachen Hand. Der König konnte unmöglich Fürst eines Landes bleiben, in dem die Toleranz ein Staatsgrundgesetz sein sollte. Darum ist wahrscheinlich, daß der größte Theil dee Männer der Generalstaaten, welche die obigen Beschlüsse faßten, sich schon mit dem Gedanken einer vollkommenen Trennung von Spanien vertraut gemacht. Aber es fehlte viel, daß die Gesinnung der Männer der Generalstaaten auch die Gesinnung aller Menschen in den Südprovinzen gewesen sei. Indessen stand doch Philipp II. in großer Gefahr alle Niederlande überhaupt zu verlieren. Er durfte die Partei, welche Trennung von Spanien wollte, nicht zur Festigkeit kommen lassen, er mußte die Zweifelhaften und Unsichern wieder an Spanien heranziehen. Der König fühlte sehr wohl, woran es lag, daß auch die katholischen Niederländer ihm entfremdet worden. Es lag an der politischen Tyrannei, es lag daran, daß alle Freiheiten, Rechte und Privilegien höhnisch mit Füßen getreten worden. Also mußte nun ein anderer Weg eingeschlagen werden. Da Don Juan im J. 1578 starb, sendete Philipp II. den Herzog von Parma, Alexander Farnese, in die Niederlande. Das J. 1579 bot in der Geschichte des Mannes, der die Vernichtung aller Freiheiten seiner Lande sich zur Lebensaufgabe gestellt, ein merkwürdiges Schauspiel dar. Alexander Farnese bestätigte, ja erweiterte den wallonischen Provinzen alle ihre Rechte, Privilegien und Freiheiten. Die fürstliche Gewalt unterwarf sich neuen und großen Beschränkungen. An der Wiederunterwerfung der wallonischen Provinzen unter Spanien hatten die Priester großen Antheil. Philipp II. wußte wohl, daß er sich nicht ganz umsonst für die Kirche opferte. Indessen hatte diese ganze, mit dem J. 1576 beginnende Kette von Ereignissen dem Könige, rettete er sich auch durch Nachgiebigkeit noch die südlichen Niederlande, doch immer noch Nachtheile gebracht. Daß er die Autokratie in den Niederlanden aufgeben und nicht wieder an sie denken konnte, war der erste Nachtheil, daß die sieben Nordprovinzen erst die utrechter Union (23. Januar 1579) schlossen, bald darauf (26. Mai 1580) ihre Unabhängigkeit von Spanien aussprachen, war dee zweite, daß doch selbst durch das größte Nachgeben in politisch-bürgerlichen Dingen, nicht alle wallonische Provinzen sofort wiedergewonnen werden konnten, war der dritte. Brabant, Flandern, Mecheln haerten bei den Nordprovinzen aus, und konnten erst nach einem langen und furchtbaren Kampfe, und auch dann doch immer nur zum Theil wiedergewonnen werden.

Der niederländische Krieg ist die Eisenschelle, welche

49) *Humboldt* et *Bonpland*, Essai politique sur le royaume de la nouvelle Espagne. Lib. V. c. 13. 50) L'Espagne depuis le règne de Philippe II. jusqu'à l'avénement des Bourbons, par *M. Ch. Weiss*. tI. p. 165 sq. Leopold Ranke, Fürsten und Völker von Südeuropa im 16. und 17. Jahrh. S. 372 fg.

Digitized by Google

eine höhere Hand an die Füße des Königs gelegt hat. Wäre dieser niederländische Krieg nicht gewesen, hätte er nicht die besten Kräfte hinweggerafft, wie ganz anders würde Philipp II. gegen Frankreich und gegen England aufgetreten sein! Unterdessen erholte sich der König wegen des Nachtheiles, den er auf dieser Seite erlitten, an einer andern. Mit dem alten König Heinrich starb (30. Jan. 1580) das Haus Portugal aus. Zwar erhob ein Theil der Portugiesen Don Antonio, den Prior von Crato, auf den Thron, welcher indessen eine eheliche Abkunft aus dem Blute Emanuel des Großen nicht beweisen konnte, zwar hatte das Haus Braganza besser begründete Erbansprüche auf Portugal, aber auch Philipp II. konnte Erbansprüche auf Portugals Thron erheben, und was ihm am Rechte abging, ersetzte er leicht durch Gewalt. Alba brach mit spanischen Schlachthaufen in Portugal ein und Don Antonio's Heer ward in der Schlacht von Alcantara von ihm besiegt, während die portugiesische Flotte von Santa Cruz geschlagen ward. In drei Wochen war Don Antonio's Herrschaft, der sich später nach Frankreich flüchtete, zusammengestürzt. Mit Portugal fiel wieder ein ungeheuer Machtumfang in Philipp's Gewalt, in Europa das eigentliche Portugal, in Amerika Brasilien, in Afrika Guinea, Angola, Benguela, Zanguebar, Quiloa und Mozambique, in Asien die Inseln Socotora und Ormouz, Goa und Alles, was von den Portugiesen in Indien erobert worden war, Diu, Malabar, Ceylan, Malaca nebst den Molukken. Die Einkünfte Philipp's II. stiegen dadurch um etwa 2½ Millionen Dukaten und der ungeheuer Gewinn setzte ihn in den Stand, einige Jahre ohne neue Abgaben- und Steuererhöhung durchzukommen. Indessen währte es nicht lange und auch die portugiesischen Einkünfte gingen in den großen, Alles vernichtenden Schlund hinunter. Philipp II. war während der Eroberung Portugals durch Alba gefährlich krank; nach seiner Genesung ließ er sich (im April 1581) durch die Cortes von Tomar huldigen, und blieb bis in den Anfang des Jahres 1583 in Portugal[51]). Auf den Cortes zu Tomar war der Adel Portugals dem König mit mehren Anfoderungen entgegengetreten, welche auf Sicherung der Nationalität und Mehrung der Rechte, besonders der Adelsrechte, hinausliefen. Philipp II. wies das, denn er glaubte im Anfange mild auftreten zu müssen, nicht grade zurück, verschob aber Alles auf gelegenere Zeiten. Sowie er aber festen Fuß gefaßt, zeigte er sich in seiner wahren Natur. Es war in Philipp's Hand gegeben, etwas Großes auf der pyrenäischen Halbinsel zu schaffen. Alle Völker derselben waren zum ersten Male unter einem Herrnthume vereinigt. Es kam darauf an diese äußere Vereinigung zu einer innerlichen zu gestalten. Sie konnte dazu durch eine gütige, gerechte und weise Herrschaft gemacht werden. Eine solche hätte den Portugiesen bewiesen, daß ihr eigener Vortheil das Aufgehen und Eingehen in eine Gesammtnation der pyrenäischen Völker begehre. Das bittere Gefühl, daß man erobert und niedergeworfen worden, wäre damit allmälig ebenfalls verschwunden. Philipp's Seele aber war völlig unfähig, irgend einen wahrhaft großen Gedanken aufzufassen. Da er wußte, daß er den Menschen Nichts zu bringen und Nichts zu bieten habe als seine Tyrannei und seine Erpressungen, war und mußte in ihm das bitterste Mistrauen gegen Alle und besonders gegen die sein, welche diese Tyrannei und diesem Erpressungssystem unterworfen werden sollten. Nicht Mäßigkeit, Weisheit, Gerechtigkeit oder Liebe, sondern Blut und Grausamkeit sollte den Portugiesen ihre nationale Unabhängigkeit in Vergessenheit bringen. Daher wurden trotz der zuerst ausgesprochenen Amnestie eine große Anzahl portugiesischer Edler, die für Don Antonio die Waffen geführt, auf das Blutgerüst geliefert, selbst 2000 Priester und Mönche zum Tode geführt, wogegen der römische Stuhl nicht aufzutreten wagte. Solche Grausamkeiten regten natürlich den portugiesischen Volksgeist gegen den castilischen König auf und zwei Mordversuche wurden gegen Philipp II. gethan. Darum entfernte er sich im J. 1583 mit dem Entschluß, Portugal als ein erobertes Land zu behandeln und es zu ruiniren. Dann erst, wenn er Ruinen um sich geschaffen, wenn er nur auf Ruinen stände, wenn er den Geist getödtet, die Kraft gebrochen und das Geld ausgesaugt, glaubte er wahrer und wirklicher König zu sein. Ein Vicekönig, welcher über Alles Befehle aus Madrid einholen muß, waltete seitdem über Portugal; der Adel dieses Landes ward um alle Aussichten, die ihm gemacht worden, betrogen, alle bedeutende Stellen an Castilier gegeben, der Handel zum Theil und wo möglich an die Castilier gebracht, die Portugiesen von ihm ausgeschlossen, die Cortes nur gebraucht, um Steuern zu bewilligen und die Nation mit derselben Abgabenhöhe gemartert, mit der Philipp II. allenthalben plagte. Bald brachte der König es dahin, daß der Gewinn Portugals zum Fluche für Castilien ward; castilische Truppen mußten nun auch Portugal in Zaum und Gehorsam halten. Die portugiesischen, die italienischen, die niederländischen Provinzen, fast Alles sehnte sich aus dieser unklugen, grausamen und blutigen Herrschaft heraus, war in Bewegung und konnte nur durch die Treue und Ausdauer der Castilier erhalten werden. Castilien entvölkerte sich unaufhörlich, um die weitläufigen Besitzungen gegen die Eingeborenen selbst, bald auch gegen die Angriffe der Engländer und der Nordniederländer zu vertheidigen.

Von der Zeit an, wo er aus Portugal zurückkehrte, hebt die letzte Lebensepoche Philipp's II. an, in welcher er in seinem tiefsten sittlichen Falle erscheint, indem er den Mord und die Rebellion zu seinen regelmäßigen Bundesgenossen macht. Eine lange Reihe von Jahren war ihm nun seit dem Antritte seiner Herrschaft hingegangen und, mit Ausnahme der Eroberung Portugals, war ihm

51) *Ant. de Herrera*, Cinco libros de la historia de Portugal y conquista de las islas de los Açores en los annos 1582 y 1583. (Madrid 1591.) *J. A. Viperani* de obtenta Portugalia a rege catholico Philippo historia. 1588. *Hieron. Conestagii* de Portugalliae conjuoctione cum Regno Castellae. Lib. X. 1585 et 1602. Reduocion y restituycion del regno de Portugal a la casa de Bragança, por *J. B. Morell.* (Turin 1648.) Philippus Prudens Lusitaniae, Algarbiae, Indiae, Brasiliae legitimus rex demonstratus a. *Jo. Caramuel Lobkowitz.* 1639.

faſt Alles geſcheitert, wobei es am tiefſten ſchmerzen mochte, daß gegen Frankreich bis jetzt Nichts erreicht worden. Schon Kaiſer Karl V. hatte ſehr richtig geſehen, daß die franzöſiſche Monarchie vor allen Dingen vernichtet und Frankreich an Spanien gebracht werden müſſe, wenn das vereinigte Blut der katholiſchen Könige und der Habsburger über das mittlere Europa unbeſtrittene Herrſchaft gewinnen ſollte. Seit geraumer Zeit hatte von Philipp II. nichts Bedeutendes in den franzöſiſchen Sachen gethan werden können. König Karl IX. war bereits im J. 1574 geſtorben und der dritte von den Söhnen Heinrich's II., König Heinrich III., hatte ſeitdem den franzöſiſchen Thron eingenommen. Verwirrung und Auflöſung waren in Frankreich auch ohne Philipp's II. Zuthun furchtbar geſtiegen. Die katholiſche Liga war unzufrieden mit Heinrich III, der, obwol bigott und entſetzlich, doch nicht mit ſolcher furchtbaren Energie, wie die Ultra-Römiſchen es begehrten, die Calviniſten bekämpfte. Die Liga hatte ſich in Frankreich zu einer vom Königthume völlig unabhängigen Macht erhoben. Ihre Häupter, beſonders das Haus Guiſe, ſannen darauf, die Verhältniſſe zu benutzen und ſich des Thrones zu bemeiſtern. Mit ziemlicher Sicherheit konnte damals ſchon vorausgeſehen werden, daß die noch übrigen zwei ſchwachen und hinfälligen Mitglieder des Hauſes Valois, König Heinrich III. und Franz von Alençon, bald ſterben und der Thron dann erledigt werden würde. Die nächſten Erbanſprüche hatte dann freilich das Haus Navarra. Aber die drei Glieder deſſelben ſchienen leicht vom Throne ausgeſchloſſen werden zu können. Karl von Bourbon war Cardinal der römiſchen Kirche und alt, ſeine beiden Neffen, Heinrich von Navarra und Heinrich von Condé, waren Calviniſten und als ſolchen war die Majorität der Franzoſen ihnen entſchieden zuwider. Dieſes nun war das Verhältniß, auf welches das Haus Guiſe auf der einen und Philipp II. auf der andern Seite ſpeculirten. Beide Theile ſtanden jetzt in der engſten und genaueſten Verbindung, denn es kam zuerſt darauf an, die Sachen vorzubereiten und die Bourbons vom Throne hinwegzudrängen. War das gemeinſame Ziel erreicht, ſo hoffte jeder Theil den andern übermeiſtern zu können. Philipp II. wartete auf das Ableben der Valois, dann mußte die entſetzlichſte Verwirrung über Frankreich hereinbrechen: Die Majorität der Franzoſen wird ſich auf das Beſtimmteſte gegen den rechtmäßigen Thronerben Heinrich von Navarra ſträuben. Die heilige Kirche muß Alles daran ſetzen, daß kein Calviniſt auf den franzöſiſchen Thron kommt; denn ein ſolcher könnte, obwol in den furchtbaren Bürger- und Religionskriegen die Zahl der franzöſiſchen Calviniſten ſehr zuſammengeſchmolzen, Frankreich doch noch der Reformation entgegenführen. Da gedenkt Philipp II. ſich der heiligen Kirche als Hort und Retter zu zeigen, aber freilich ſoll ſie ihm dafür zum Dank das ſchöne Frankreich verſchaffen. Es kommt daher dem König Alles darauf an, den niederländiſchen Krieg vor dem Zeitpunkte des verhofften, baldigen Todes der Valois zu enden. Seiner Macht ſchon nicht mehr allein vertrauend, war er mit König Johann von Schweden, ſowie derſelbe katholiſch geworden, und mit Stephan Bathory, dem Könige von Polen, in Bund getreten. Die Dänen ſollten durch Schweden und Polen in Schach gehalten, das däniſche Reich, als ein proteſtantiſches, ſollte vernichtet und getheilt, die Niederlande ſollten durch ſpaniſche, ſchwediſche und polniſche Macht zu Waſſer und zu Lande zugleich angegriffen werden. Bei der Theilung Dänemarks gedachte Philipp II. den beſten Theil für ſich zu behalten, Seeland und die Herrſchaft über den Sund. Man ſieht, der König dachte doch nicht allein und ausſchließlich an das ſüdliche und das mittlere Europa; die Macht ſoll ſoweit ausgedehnt werden, als ſie ſich überhaupt wird ausdehnen laſſen[52]). Indeſſen ſcheitert ihm der Entwurf, ſich durch Schweden und Polen gegen die Niederlande zu helfen, völlig. Er kann keine Bundesgenoſſen gegen ſie finden. Glücklicher waren die aufgeſtandenen Niederlande in dem Beſtreben, einen ſolchen gegen Spanien zu erhalten, und Philipp II. ſelbſt verſchaffte ihnen denſelben. Der König von Spanien ſtand in fortwährender Verbindung mit den Katholiken Irlands und Englands. Bald ward ein Aufſtand gegen die Königin Eliſabeth bereitet, bald ſollte ſie ermordet werden, wobei freilich Philipp II. ſelbſt ſich in einem vorſichtigen Hintergrunde hält. Die ſpaniſche Politik war hierbei anſcheinend großmüthig, oder doch uneigennützig. Maria Stuart ſollte nach Eliſabeth's Sturze auf Englands Thron erhöht werden. Aber hinter dem Scheine der Großmuth oder der Uneigennützigkeit ſtand die Berechnung. Sollte Eliſabeth geſtürzt, ermordet werden, ſollte es gelingen, Maria Stuart auf den Thron zu ſtellen, allein behaupten wird ſie ſich doch nicht können, allein wird ſie doch nicht vermögen, England wieder katholiſch zu machen. Das ſpaniſche Schwert wird das Beſte dabei thun müſſen und ſich dabei im Lande feſtzuſetzen, ſich Englands nach oder vor Maria's Tode zu bemeiſtern, wird, da ihr Sohn, Jacob von Schottland, in der Ketzerei auferzogen worden, nicht allzu ſchwer ſein. Unterdeſſen waren die Mord- und Aufſtandsverſuche gegen Eliſabeth bis jetzt geſcheitert, die Königin von England aber mußte fühlen, daß ihr von Spanien her eine große Gefahr drohe, und deshalb daran denken, Philipp II. auf dem Feſtlande von Europa zu beſchäftigen. Die Spanier griffen wenigſtens in Brabant, Flandern und Mecheln bis zum J. 1585 mit ungeheuren Anſtrengungen wieder um ſich, Eliſabeth durfte die ſieben Nordprovinzen nicht fallen laſſen, denn man konnte es ſich nicht verhehlen, daß es beſonders der niederländiſche Aufſtand geweſen, der Philipp II. bis jetzt an einem directen Angriff auf Irland oder auf England ſelbſt gehindert. Eliſabeth nahm ſich alſo des jungen Freiſtaates mit Entſchiedenheit an und trat damit gegen den Ausgang des Jahres 1585 in Kriegsſtand gegen Spanien. Die Hilfe, welche die Königin von England den Nordniederländern angedeihen ließ, brachte Philipp II. um die Hoffnung, daß der niederlän-

52) Archives ou Correspondance inédite de la maison d'Orange-Nassau. Lettre 67. (Leyden 1835.) Discours sur les desseins que les Espagnols ont de se rendre maitre de la mer baltique. Discours adressé à Richelieu, par *Louis Aubery du Maurier*. Manuscrits français de la Bibliothèque du Roy, collection *Dupuy*. Vol. 541.

Digitized by Google

dische Krieg bald geendet werden könnte. Auch sonst brachte ihm England empfindliche Nachtheile bei. Schon im J. 1586 erschien die englische Flotte unter Franz Drake bis an den Küsten der spanischen Colonien in Südamerika, um die Städte zu plündern und des Königs und Spaniens Schiffe hinwegzunehmen. Die Ankunft der Silberflotten aus Amerika ward von Jahr zu Jahr unsicherer. Der Krieg mit England kam dem Könige zu höchst unbequemer Zeit, denn eben waren seine Hoffnungen auf Frankreich einen Schritt weiter vorgegangen und es schien nöthig, alle Mittel und alle Kräfte für den Hauptgedanken seines Lebens aufzuwenden. Herzog Franz von Alençon starb im J. 1584 und hiermit war es entschieden, daß das Haus Valois aussterben würde, denn Heinrich III. selbst war kinderlos. Der König von Frankreich erkannte nun nach dem Tode seines Bruders seinen Vetter Heinrich von Navarra, obwol derselbe Calvinist nicht allein, sondern sogar Hereticus relapsus war, da er während der Bartholomäusnacht zur Annahme des Katholicismus gezwungen, doch zum Calvinismus zurückgetreten, als Erben und Thronfolger an. Hierdurch ward die äußerste Wuth der katholischen Liga in Frankreich und der ganzen ultra-katholischen Partei daselbst aufgeregt. Die Häupter der Liga waren sogleich zum Äußersten, zur Revolution, entschlossen. Der Augenblick, auf welchen Philipp II. lange gerechnet, war endlich erschienen. Frankreich sollte ihm selbst seine Thore aufmachen. Es waren zwar Rebellen gegen die königliche Macht, welche diese Thore aufmachen wollten, aber der absoluteste Monarch Europa's zögerte nicht, die Revolution zu unterstützen, welche zu seinem Vortheil auslaufen sollte. Zu Joinville schloß er am 31. Dec. 1584 einen förmlichen Tractat mit den Häuptern der Liga ab. Diesem Tractate gemäß sollte Heinrich III. zuerst gezwungen werden, den alten Karl von Bourbon als seinen Thronfolger anzuerkennen. Durch diese Bestimmung suchen beide Theile, Philipp II. und die Guise, da sie einander noch brauchten, die Frage über den französischen Thron aufzuschieben. Hernach ward die Vernichtung der Ketzerei in Frankreich, die Ausschließung jedes Ketzers vom französischen Throne festgesetzt. Spanien sollte bei allen Unternehmungen, welche die Liga zur Durchführung dieser Dinge würde machen müssen, hilfreiche Hand leisten.

Es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß Philipp II. von dem ersten Augenblicke seines Herrnthums an ganz besonders an Frankreich gedacht. Seine Machinationen und sein Geld waren dorthin gewandert. Freilich hatte das Schicksal ihn immer gehindert, auf eine kräftige Art in Frankreich einzuschreiten und die vielen Bürger- und Religionskriege, die daselbst ausbrachen, zu benutzen. Bald hatten die Türken, bald die Niederländer ihn gehindert. Auch ist wahrscheinlich, daß Philipp II. selber glaubte, nicht allzu früh unmittelbar in die französischen Angelegenheiten eingreifen zu dürfen. Die nationale Abneigung, welche zwischen Franzosen und Spaniern bestand, wollte überwunden sein. Philipp mußte die Gluth der ultrakatholischen Partei in Frankreich auf den höchsten Grad steigen lassen, damit sie Nichts mehr sähen, Nichts mehr begriffen. Durch rasches Eingreifen gleich am Anfange seiner Regierung die Calvinisten in Frankreich zu vernichten, konnte nicht in seinen Absichten liegen. Das Ministerium Philipp's II. hat an dem Gange der Dinge und an den Entschlüssen des Königs wol nur geringen Antheil. Mit dem J. 1579 schon war das zweite Ministerium eingetreten, welches Granvella, Juan, Idiaquez und Christoval de Moura bildeten. Nun ward in Frankreich König Heinrich III. bald gezwungen, sich dem Willen Philipp's II. und der Liga zu fügen. Der König von Frankreich mußte mit rebellischen Unterthanen am 7. Juli 1585 einen förmlichen Tractat schließen, alle Toleranzedicte für die Calvinisten zurücknehmen, den Tod jedem Calvinisten drohen, der nicht binnen sechs Monaten in den Schoos der römischen Kirche kommen würde, das Successionsrecht Karl's von Bourbon anerkennen und den Ligisten noch obenein eine Reihe von Sicherheitsplätzen einräumen. Heinrich von Navarra, mit dem Verluste seines Thronrechtes, die Calvinisten, mit dem Tode bedroht, mußten abermals die Waffen erheben. Es war seit dem Regierungsantritte Philipp's II. zum achten Male, daß der Religions- und Bürgerkrieg in Frankreich ausbrach[53]). Noch immer wollte sich für den König von Spanien keine Gelegenheit finden, in Frankreich so aufzutreten, daß eine Frucht erwartet werden konnte. Also mußte er den weitern Gang der Dinge erwarten. Unterdessen wurden seine Augen nach einer andern Richtung gezogen. Im J. 1585 hatte eine Acte des englischen Parlaments jeden dem Tod bestimmt, durch den und für den eine Verschwörung gegen die Königin Elisabeth ausbrechen würde, unter der Nation selbst hatte sich eine Liga gebildet. Wer in diese trat, schwur es blutig zu rächen, wenn die Königin Elisabeth ermordet werden sollte und keine katholische Thronfolge in England zu dulden. Alle diese Dinge waren, ob sie auch nicht genannt wurde, gegen Maria Stuart gerichtet, welche, wenn Elisabeth mit Tode abging, als die rechtmäßige Thronerbin zu betrachten war. Nun ward die Babington'sche Verschwörung gegen das Leben Elisabeth's entdeckt, Maria Stuart vor ein Gericht gestellt, der Mitwissenschaft um den Plan auf das Leben Elisabeth's bezüchtigt und überführt, worauf am 25. October des J. 1586 das Todesurtheil über sie ausgesprochen ward. Philipp II. hatte leicht berechnen können, welchen Ausgang diese Sache nehmen würde. Aus einer schweren Lage heraus konnte das protestantische England sich kaum anders retten, als durch Maria Stuart's Tod. Sollte man das Land und die Menschen einer zweiten entsetzlichen Reaction des Katholicismus, wie sie unter Maria Tudor schon einmal da gewesen, Preis geben? Philipp II. setzte sich sogleich in Bewegung. Die Cortes vom J. 1586 wurden trotz ihrer Klagen, daß das erschöpfte Land Nichts mehr tragen könnte, zu neuen Steuern angespannt. Zwei Dinge wollte der König mit einem Schlage erreichen: England besiegen und dem niederländischen Aufstande ein Ende machen; die Niederlande mußten sich ihm wieder

53) *Ant. de Herrera*, Historia de los sucessos in Francia desde el anno 1585 hasta el fin del anno 1594. (Madrid 1598.)

fügen, wenn sie Englands Hilfe verloren. Maria Stuart aber mußte ihr Haupt am 18. Februar des J. 1588 unter das Henkerbeil legen, als ihr Rächer und als ihr Erbe gedachte Philipp II. in England aufzutreten, indem von Maria's Sohne, Jacob von Schottland, keine Rede sein konnte, da ja auch er in der Ketzerei auferzogen worden. Schon ließ er angebliche Erbrechte auf Englands Thron behaupten. Philipp II. rechnete auf sein Schwert und auf den römischen Stuhl. Auf diesen war eben nach dem Tode Gregor's XIII. im J. 1585 Sixtus V. gekommen. Der Papst sollte dem erobernden Schwerte das Recht geben, und England dem gutkatholischen Philipp II. schenken, der das Land mit Feuer und Schwert in den Schoos des römischen Kirchenthums zurückzuführen versprach. Lebhaft unterhandelte der König hierüber mit dem Papste, und hatte gute Hoffnung. Die Hauptsache aber war, daß England erst erobert würde. Philipp II. spannte seine Provinzen auf das Äußerste an. Jeder Provinz war ein Theil der Last zugetheilt, sowol was das Geld, als auch was die Verproviantirung der Flotte anlangte. Die Schicksale der sogenannten unüberwindlichen Flotte, welche am 30. Mai 1588 aus dem Hafen von Lissabon absegelte, sind bekannt genug. Stürme und die englische Kriegsmacht zerstörten sie zum größten Theil, ehe sie noch recht Englands Küste gesehen. Das ganze Unternehmen ist als ein von halben Wahnwitz ausgegangenes zu bezeichnen. Mit etwa 20,000 Streitern England erobern wollen, konnte nur der halbe Wahnwitz sich einbilden, da man in Madrid wissen mußte, daß nicht einmal die englischen Katholiken spanische Herrschaft wünschten, ja sie zum Theil verabscheuten. Wären die Spanier bis dahin gekommen, in England zu landen, so war bei den großen Anstalten, welche Elisabeth getroffen, Nichts gewisser als der baldige Untergang. Der fühllose Philipp tröstete sich leicht über den Untergang der Menschen und der Verschleuderung des Geldes. Ihm selber kostete ja das Eine so wenig als das Andere. Für Spanien war nicht sowol der Untergang der Flotte, die so in keinem Falle in England etwas würde erreicht haben, als vielmehr ihre Ausrüstung ein Schlag, den das erschöpfte Land nicht wieder zu überwinden vermochte.

Die Tage, an denen die Armada unterging, bezeichneten den Untergang Spaniens als große Seemacht. Verödung und Ruinen muß Philipp II. allenthalben um sich schaffen. Sowie jene Tage hier Untergang bezeichneten, brachten sie für England Aufgang als große Seemacht. Schon im folgenden Jahre landete ein englisches Heer auf Portugals Küsten. Elisabeth war mit Don Antonio in Verbindung getreten. Er versprach die brasilischen und indischen Häfen dem englischen Handel zu eröffnen, wenn man ihm zum Throne von Portugal verhälfe. Das englische Heer kam bis in das Angesicht Lissabons. Man erwartete eine Volksbewegung gegen Philipp II. Da sie aber nicht erfolgte, kehrte die englische Expedition zurück. Der König von Spanien aber hatte durch den Untergang seiner Armada noch keine Lehre empfangen. Er meinte, es müsse Spanien nur noch mehr angestrengt, noch mehr erschöpft werden, endlich werde ihm doch etwas gelingen. Er wollte England nicht fahren lassen, er hoffte auf eine günstige Wendung der Dinge bei Elisabeth's Tode. Es wurden Anstalten zu einer neuen Expedition gegen England getroffen, welche einige Jahre (1596) später, ohne daß sie soweit gekommen, die spanischen Häfen zu verlassen, von den Engländern vernichtet wurden. Die neuen Rüstungen gegen England, die Fortdauer des niederländischen Krieges, die Entwürfe des Königs auf Frankreich, die Bestechungen, welche halb Europa allmälig unterminiren sollten, machten immer neue Opfer für Spanien nothwendig. Im J. 1589 mußten die Cortes die neue Abgabe, welche man die Millionen nannte, bewilligen, weil sie auf sechs Jahre bewilligt ward, innerhalb welcher sie auf acht Millionen Dukaten berechnet war. Sie bestand in einer Accise auf die ersten und unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse. Nach dem Ablaufe der sechs bestimmten Jahre verstand die Regierung diese Accise perpetuirlich zu machen. Im J. 1590 griff Philipp II. zu drei Finanzmitteln auf einmal. Die Städte mußten die neue Accise auf mehre Jahre voraus zusammen bezahlen, die Granden ein Donativ zahlen und dazu ward eine neue Staatsanleihe gemacht. Und müßten seine Länder bis auf den letzten Heller ausgesaugt werden, der König wollte jetzt Geld haben um jeden Preis und auf jede Art; denn in Frankreich stand eine große Entscheidung bevor und er meinte nun bald an das Ziel und den Endpunkt langer Bemühungen und Bestrebungen zu kommen. Philipp II. speculirte nicht allein auf den französischen Thron. Auch das Haus Guise, und besonders Herzog Heinrich von Guise, gewissermaßen das Haupt der katholischen Liga in Frankreich, speculirte darauf und schien den Tod König Heinrich's III. kaum erwarten zu können, sich noch bei Lebzeiten desselben, größerer Sicherheit halber, in den Besitz der königlichen Gewalt setzen zu wollen. Heinrich III. glaubte sich nur durch den Untergang Heinrich's von Guise vor Gefahr und Schmach retten zu können. Der König ließ den Herzog und einen seiner Brüder, den Cardinal von Lothringen, am 28. December des J. 1588 ermorden. Darauf fiel Paris und alle Städte, in denen die Liga den Meister spielte, von Heinrich III. ab. Die Sorbonne, das Parlament von Paris erklärte den König für abgesetzt, die Jesuiten, die Priester erhoben sich gegen ihn. Karl von Mayenne, Bruder des Ermordeten, trat an dessen Stelle und an die Spitze der Liga, die um diese Zeit den Namen der heiligen Union anlegte. Die französisch-katholische Welt spaltete sich in zwei Theile. Die Majorität gehörte der Union an, die einen ultrakatholischen König wollte und die Vernichtung des Calvinismus. Heinrich III. ward von dieser Partei als ein schlechter Katholik angesehen. Er hatte den Calvinisten Toleranz bewilligt, er hatte dem Vetter Heinrich von Navarra einst den französischen Thron zugesprochen, weil er demselben nach dem gewöhnlichen Rechte gebühre, er hatte dabei nicht geachtet, daß dieser Heinrich Calvinist, ja sogar wieder rückfällig gewordener Ketzer sei, er hatte endlich den gutkatholischen Heinrich von Guise ermorden lassen. Die katholische Minorität blieb Heinrich III. treu. Aber eben weil die Treugeblie-

denen nur Minorität waren, sah Heinrich III. sich genöthigt, das Anerbieten Heinrich's von Navarra und der Calvinisten, ihm gegen die rebellische Union beizustehen, anzunehmen, wie sehr er auch andererseits durch eine solche Verbindung sich bei der ultrakatholischen Majorität schaden mußte. Die beiden Heinriche rückten vor die Stadt Paris, welche in der Hand der heiligen Union war. Der Fanatiker Jacob Clement, von den Jesuiten zum Mord entflammt, kam heraus und gab Heinrich III. die Todeswunde. Am 2. August 1589 starb das Haus Valois mit diesem Heinrich III. aus. Bald nach der Ermordung Heinrich's von Guise hatte auch Spanien König Heinrich III. öffentlich entsagt. Der spanische Gesandte Mendoza hatte den König verlassen und sich nach Paris, an den Sitz der Union, begeben. Philipp II. mochte erst den Untergang des Herzogs von Guise, dann den Untergang Heinrich's III. als ein großes Glück ansehen. Durch den Tod des Ersten schien der einzige Mann entfernt zu sein, welcher die Gunst der ultrakatholischen Partei dem Könige von Spanien streitig machen konnte, durch den Tod des Zweiten war der ersehnte und erstrebte Platz, der französische Thron, überhaupt so gut wie ledig geworden, da von dem alten Cardinal Karl von Bourbon, der sich in der Haft Heinrich's von Navarra befand, kaum ernstlich die Rede sein konnte. Die Entscheidung der Frage war nun allerdings mit der Ermordung Heinrich's III. da. Heinrich von Navarra ließ sich im Lager vor Paris als König Heinrich IV. ausrufen, aber nur die Calvinisten und die moderirten Katholiken hingen ihm an, und die letztern begehrten dabei noch unaufhörlich, daß der König katholisch werden müsse. Heinrich IV. aber wollte versuchen, ob er nicht Calvinistisch bleiben und dabei König von Frankreich werden könnte. Das waren die Verhältnisse, welche Philipp II. immer gewünscht hatte. Die ultrakatholische Majorität der Franzosen sollte sich, um vor dem ketzerischen König völlig sicher zu sein, ihm und Spanien in die Arme werfen, die Priester sollten ihm mit dazu verhelfen, die heilige Kirche ihm die Hand reichen. Zunächst indessen ward von der Union der Cardinal Karl von Bourbon als König Karl X. ausgerufen, den auch Philipp II. sogleich anerkannte. Die kurze Zeit, daß derselbe noch leben würde, sollte benutzt werden, um die Franzosen zu bearbeiten, um sich in Frankreich festzusetzen. In dem großen Rathe der Union, der sich gleich nach der Ermordung Heinrich's von Guise in Paris zur Leitung der Dinge constituirt und der zuerst aus 40, später aus 54 Mitgliedern bestand, hatte Philipp II. sieben entschiedene Anhänger, Rose, Boucher, Prévost, Aubry, Pelletier, Pigenat und Lannay. Die Hauptsache war der Anhänger mehr zu gewinnen; spanisches Geld strömte nun nach Frankreich im reichsten Maße. Es bildete sich auch eine nicht unbedeutende spanische Partei, doch war sie nicht so stark, als Philipp geglaubt zu haben scheint, der die Stärke derselben nach der Menge derer, welche spanisches Geld nahmen, berechnete. Spanische Truppen drangen nun, von der Union selber gerufen, auf mehren Punkten in Frankreich ein, ja in Paris selbst ward, als Heinrich IV. die Stadt im J. 1591 zum zweiten Male bedrohte, eine spanische Garnison aufgenommen. Manche Provinzen befanden sich fast ganz in spanischen Händen, z. B. die Bretagne. Die Jesuiten schrieen laut, daß Frankreich sich dem so gutkatholischen König von Spanien überantworten möge, wenn es zum wahren Heil gelangen wolle. Dabei wendeten die Agenten Philipp's II. förmlich revolutionäre Mittel an, um die Entwürfe ihres Herrn durchzusetzen. Halboffiell äußerte sich der König gegen die Häupter der Union dahin, daß er für sich selber nur das Protectorat über Frankreich in Anspruch nehme, die Krone aber für seine Tochter begehre. Noch immer mochte er den französischen Nationalgeist für zu stark erachten, als daß er mit einem Schlage niedergeworfen werden könnte. Die Tochter sollte ihm wol nur festeren Fuß in Frankreich fassen, die Zukunft blieb für weitere Entwürfe offen.

Von zwei Seiten aber trat dem Könige Widerstand entgegen, von zwei Seiten, von denen er keinen erwartet haben mochte. Er hatte sich der heiligen Kirche so unbedingt ergeben, daß er auch wieder von ihr unbedingte Ergebenheit begehren zu können glaubte. Darin täuschte sich der König zuerst. Papst Sixtus V. überlegte, wie gefährlich ein König von Spanien, der zugleich auch Herr von Frankreich sei, der Unabhängigkeit des römischen Stuhles werden könne. Er wünschte daher, daß Frankreich als ganz selbständiger Staat erhalten werde, hoffte, daß Heinrich von Navarra katholisch werden würde, weigerte sich denselben so unbedingt zu excommuniciren, als Spanien es verlangte. Schon im J. 1591 kam es zwischen Papst und König zu den äußersten Scenen. Den zweiten Widerstand leistete Karl von Mayenne, der sich als Erben seines ermordeten Bruders betrachtete und die Krone von Frankreich lieber sich als dem Spanier gönnte. Die Entscheidung war, nachdem der sogenannte König Karl X. gestorben, nicht länger aufzuhalten. Philipp II. begehrte die Einberufung der Generalstaaten zur Wahl eines Königs von Frankreich. Am 26. Januar des J. 1593 eröffneten sie ihre Sitzungen. Philipp II. hatte damals vier Agenten in Paris, den Herzog von Feria, Iñigo de Mendoza, Juan de Taris, Diego de Ibarra; sie arbeiteten mit ungeheurem Eifer, und wie sie, die Jesuiten. Philipp II. ließ seine Tochter als Königin von Frankreich vorschlagen, die mit einem Erzherzog oder mit einem französischen Prinzen vermählt werden könnte. Aber das Haus Guise fand seine Rechnung dabei nicht und arbeitete entgegen. Das Haus Guise zerfiel wieder in sich selbst und es entstand eine ungeheure Verwirrung auf den Generalstaaten. Der päpstliche Stuhl mag auch den Spaniern entgegengearbeitet haben, die französischen Nationalgefühle erwachten, manche Ultrakatholische fingen an zu erkennen, worauf Spanien von jeher gearbeitet. Die Generalstaaten erklärten am 28. Juni des J. 1593, daß kein Fremder zum Könige gewählt werden könne. Heinrich IV. hatte keine Zeit zu verlieren. Sein erster Gedanke, Calvinist bleiben und König von Frankreich zu werden, zeigte sich als unausführbar. Heinrich IV. entschloß sich kurz und ward katholisch. Nun kam die Spaltung in die Union; die Einen meinten, man könne, ja man müsse

Digitized by Google

Heinrich IV. nun als König anerkennen, die Andern meinten theils, daß man ihm nicht trauen könne, theils, daß ein rückfälliger Ketzer in keinem Falle König werden dürfe. Die Generalstaaten löseten sich auf, ohne daß eine Königswahl zu Stande gekommen. Von dieser Zeit an war das Spiel Philipp's II. in Frankreich eigentlich verloren, obwol er noch die äußersten Anstrengungen, die Anstrengungen eines Verzweifelten, machte, seine Hoffnungen zu verwirklichen. Heinrich IV., der 1594 Paris wiedergewann, gewann eine Stadt nach der andern, trennte ein Haupt nach dem andern von dem vielköpfigen Ungeheuer der Union ab, bis sie mit dem J. 1596 verschwunden. Am bittersten mochte es Philipp II. dabei schmerzen, sich auch von der heiligen Kirche verlassen zu sehen, von ihr, welcher er Alles geopfert. Papst Sixtus V. war noch im J. 1590 gestorben, seine drei Nachfolger, Urban VII., Gregor XIV., Innocenz IX., gingen rasch vorüber. Clemens VIII., der im J. 1592 den Stuhl bestiegen, ließ sich nicht lange durch Philipp's II. Drohungen schrecken. Nachdem er die Gewißheit erlangt, daß es Heinrich IV. mit dem Katholicismus Ernst sei, sprach er am 17. December des J. 1595 die Lösung von der Excommunication über Heinrich IV. aus und zertrümmerte damit die letzten Hoffnungen Spaniens. Auf das Tiefste erschöpft mußte Philipp aus diesem Kampfe scheiden und den Frieden von Vervins, 12. Juni des J. 1598, mit Frankreich schließen. Ein spanischer Schriftsteller selbst (Herrera) gibt an, daß die französischen Unternehmungen dem Könige 30 Millionen Dukaten gekostet.

Welchen Schmerz mag es ihm gekostet haben, von allen seinen Hoffnungen auf Frankreich zu scheiden! Aber dieser Schmerz war nicht der einzige, den er am Ende seiner Tage fühlen mußte. Von den nördlichen Niederlanden mußte er zu derselben Zeit wenigstens zur Hälfte scheiden. Wol hatten die Spanier mit ungeheuren Anstrengungen den größten Theil der drei Südprovinzen, welche nach den Vorgängen vom J. 1579 noch im Bunde mit den Nordprovinzen geblieben, wieder erobert, aber fast nur den Boden gewannen zunächst sie wieder. Die Wohlhabenden, die Freigesinnten wanderten aus, Antwerpen schrumpfte zusammen, während Amsterdam sein stolzes Haupt emporhob. Der König hatte den Schmerz, den Glanz und die Blüthe seiner Feinde, das Vertrocknen seiner Länder am Ende seiner Lebenstage so deutlich zu sehen, daß er selber, und ob er es sich auch verhehlen wollte, doch nicht mehr verhehlen konnte. Da er den Krieg mit den abgefallenen Nordniederlanden nicht zu Ende bringen konnte, da er fühlte, daß Spanien über kurz oder über lang die Unabhängigkeit der sieben vereinigten Provinzen würde anerkennen müssen, traf er, gleichsam um diesen Schimpf von sich und von Spanien nach Möglichkeit weit zu entfernen, die Auskunft, daß er am 6. Mai des J. 1598 seiner Tochter Clara Eugenia, welche eben mit dem Erzherzog Albrecht von Österreich vermählt werden sollte, die Souveränetät über die niederländischen Provinzen jedoch mit der Einschränkung übertrug, daß kein Mitglied ihres Stammes sich jemals ohne die Einwilligung des Königs von Spanien sollte vermählen dürfen, und daß die Lande bei ihrem und ihres Gemahls kinderlosem Absterben an die Krone zurückfallen sollten. Ein halbes Zurückschreiten war in der Auskunft, welche der König hier nahm, sicher enthalten. Er war in eine Schwäche und Entkräftung gefallen, welche der Welt von Jahr zu Jahr offenkundiger ward. Wie er zu Lande halbbesiegt seinen Gegnern entgegenstand, so nicht minder zur See. Niederländer und Engländer dominirten auf den Meeren, nicht mehr Spanien. Die mächtige Flotte, welche Philipp II. mit neuen Anstrengungen zu einer Expedition gegen England ausrüsten ließ, fand einen noch traurigern Untergang als die Armada. Die Engländer drangen nicht allein in den Hafen von Cadiz ein und vernichteten alle Anstalten, welche gegen sie getroffen worden, sondern sie bemeisterten sich auch auf kurze Zeit der Stadt Cadiz selbst, welche sie furchtbar ausplünderten. Philipp II. fuhr bei dieser Nachricht furchtbar auf und schwur öffentlich sich zu rächen. Zum dritten Male ward eine große Anstrengung gegen England gemacht. Wiederum im Angesichte der Küsten von England ward seine Flotte vom Sturme überfallen und halb vernichtet (J. 1597). Der völlige Ruin der spanischen Seemacht war durch diese Vorgänge bezeichnet worden. Gegen das Ende seines Lebens war Philipp II., Herr einer halben Welt, zum Bankrotier, ja beinahe zum Bettler herabgesunken. Im J. 1596 mußte er erklären, daß seine Bemühungen für die heilige Kirche seine Mittel so erschöpft hätten, daß er nicht weiter könne. Die, von denen er geborgt, hätten zu hohe Zinsen genommen, daher müsse er alle Zahlungen an die Staatsgläubiger einstellen und vor der Hand Alles, was er ihnen versetzt, verpfändet, überlassen, wieder an sich ziehen. Er kündete mit andern Worten einen großen Staatsbankrott an. Die Staatsgläubiger verstanden sich indessen zu einer neuen Anleihe zu sehr billigen Zinsen und retteten sich dadurch wenigstens Etwas von dem, was der König ihnen zuerst ganz hatte entziehen wollen. Auf Andringen der Staatsgläubiger mußte Philipp II. am 14. Februar 1598 eine Missbilligung seines Verfahrens öffentlich aussprechen, wodurch jene für ähnliche künftige Angriffe Sicherheit zu erringen hofften. Im letzten Jahre seines Lebens ließ Philipp II. ein Donativ von Haus zu Haus betteln [54]). Der König war mit seinen Mitteln, Geld zu erpressen, beinahe zu Ende. Die Verödung des Landes griff auf eine furchtbare Weise um sich. Selbst blöden Augen konnte der Zustand der Dinge sich nicht mehr verbergen. Die Cortes vom J. 1594 klagten, daß Handel, Verkehr, Manufactur, Ackerbau, kurz Alles zu Grunde gehe. Eine verkehrte Gesetzgebung, welche wie darauf berechnet zu sein schien, Alles zu ruiniren, ward mit Consequenz festgehalten. Manche fürchteten schon, es würden nächstens nicht mehr Menschen genug da sein, um die Kriege des

54) El fundador del Escorial, el armador de la Invencible, el dueño enfin de las Indias, iba de puerta en puerta à solicitar los ausilios de los habitantes pudiendes de la corte, por medio de una cuota vergonzosa, cual pudiera un mendigo. *Baralt*, Resumen de la Historia de Venezuela. (Paris 1841.) p. 344.

Digitized by Google

Königs zu führen. Campanella gab daher Philipp II. den Rath, alle, die nicht im Heere dienten, zu zwingen, mit dem 21. Jahre zu heirathen, in Irland, England, Afrika, überhaupt in Feindesland Frauen zu rauben, alle sieben Jahre alle zum Tode oder zur Verbannung Verurtheilten zu begnadigen u. a. D. m.[55]). Man siehet daraus, daß die Spanier selbst fühlten, es stehe mit ihnen halbverzweifelt.

Konnte Philipp II. über ausheimische Feinde keine Siege gewinnen, so gewann er doch hin und wieder noch etwas über die Völker seines Reiches. Am Anfange seiner Herrschaft ist in ihm ein starker Zug auf die Vernichtung der alten Landesfreiheiten und Rechte hervorgetreten. Der Aufstand der niederländischen Provinzen hat ihm indessen später große Vorsicht gelehrt. Er vermeidet seitdem harte und sehr gewaltsame Maßregeln, bis er gegen das Ende seines Lebens von den Aragonesen gereizt wird. Hierzu gaben Vorgänge Veranlassung, welche wiederum einen Blick in einen sittlichen Abgrund eröffnen. Philipp II. hatte Grund zu haben geglaubt, seinem Halbbruder Don Juan tödtlich zu mistrauen, als ob er mit Entwürfen gegen ihn umginge. Haß, Mistrauen, Feindschaft, Mord tritt überhaupt allenthalben hervor, wenn man den Grund und Boden dieser spanischen Welt untersucht. Der König hatte nun seinem Staatssecretair Antonio Perez geboten, Juan Escobedo, den Vertrauten Don Juan's, aus dem Wege zu räumen. Perez mochte erwartet haben, sich durch die Dienstbereitwilligkeit, mit der er sich zum Morde im J. 1578 hergab, in der Gunst des Königs höher zu schwingen. Statt dessen ward er im J. 1579 des Staatssecretariats entsetzt. Die Familie des Ermordeten verfolgte Perez gerichtlich. Philipp II. ließ ihm gebieten, Nichts davon zu offenbaren, wie es mit diesem Morde zusammenhänge. Perez duldete lange Gefangenschaft, ohne den König Preis zu geben. Die Schmerzen der Tortur übermannten ihn und er sagte vor Gericht den wahren Zusammenhang aus, entfloh aber mit den Papieren, die er vom König in den Händen hatte, am 18. April 1590 in sein Geburtsland Aragonien, um unter den Schutz der Freiheiten desselben zu kommen. Philipp ließ kein Mittel unversucht, um die Auslieferung des Perez zu erlangen. Als ihm Alles scheiterte, ward der ehemalige Staatssecretair bei der Inquisition angeklagt, daß er nach Frankreich habe entfliehen wollen, einem Lande, wo sich Ketzer befänden, weshalb er, da er besonders zu den Ketzern habe gehen wollen, der Ketzerei verdächtig sei. Als Antonio Perez aus dem Civilgefängniß, in dem er sich befand, in das Gefängniß der Inquisition gebracht werden sollte, erhob sich das Volk von Saragossa. Man fühlte, daß die lange verhaßte Inquisition benutzt werden sollte, um den Freiheiten des Landes allmälig ein Ende zu machen. Antonio Perez entwich während dieser Vorgänge nach Frankreich. Es entstand nun wol eine Bewegung in Aragonien, an deren Spitze Juan de la Nuça, der Justizia, erscheint; es ward zu den Waffen gegriffen und es scheint, als wolle [illegible] der Unwille über Philipp's II. Herrschaft zu einem [illegible]stande gestalten[56]). Aber es war doch Alles, was geschah, matt und unkräftig. Philipp II. sendete ein castilisches Heer und in wenigen Wochen war Alles vorüber, im J. 1591. Der König ließ nun auf den aragonesischen Cortes des J. 1592 mehre nicht unbedeutende Veränderungen in der Verfassung des Landes durchsetzen, denn die Cortes, durch viele Hinrichtungen geschreckt, fügten sich leicht. Es ward dem König das Recht gegeben, den Vicekönig von Aragonien zu ernennen, aus welcher Nation er wollte; es ward ihm ein großer Einfluß auf die Zusammensetzung der Cortes gegeben und der Unabhängigkeit der Gerichte ein Ende gemacht[57]). Weiter gehen wollte und konnte Philipp II. zu einer Zeit nicht, wo seine ganze Aufmerksamkeit auf Frankreich gerichtet war. Der König war schon im J. 1596 von einem Podagra befallen, zu welchem sich später viele schmerzhafte Leiden gesellten. Geschwüre, Beulen und offene Stellen deckten seinen Leib. Die entsetzlichsten Leiden soll er indessen mit großer Standhaftigkeit getragen haben und des Sterbenden Rath an Philipp, den Sohn aus seiner vierten Ehe mit Anna von Österreich, gewesen sein, alle hochfliegende Entwürfe aufzugeben. Philipp II. starb am 13. September des J. 1598[58]).

Philipp III., König von Spanien, stammte aus der vierten Ehe Philipp's II. mit Anna von Österreich, der Tochter Kaiser Maximilian's II., und war im J. 1578 geboren. Philipp II. hatte sich eifrig bestrebt, dem Sohne, wie er heranwuchs, seine religiösen und seine politischen Ansichten einzuflößen. Es war mit beiden vollständig gelungen. Daß man der Kirche völlig ergeben sich zeigen müsse, hatte der junge Philipp wohl begriffen, denn es war für seinen unselbständigen und schwachen Geist Nichts bequemer als das. Auch dazu reichte seine Klugheit aus, zu sehen, daß die Entwürfe, welche sein Vater und sein Großvater gehabt, nur durch die Gunst der Kirche erreicht werden könnten. Was das Politische anlangte, so hatte er den Vater nicht minder vollständig gefaßt. Es wäre am besten, wenn es nur einen Willen und ein Urtheil in dem Umfange des Staates gäbe. Der junge Philipp ward ebenso autokratisch als sein Vater. Ein Anderes aber war dem Vater mit dem Sohne durchweg mislungen. Der junge Philipp hatte an Ernst und Geschäfte nicht gewöhnt werden können. Vergebens war aus den geschicktesten Dienern Philipp's II. ein Rath zusammengesetzt worden, welcher den Infanten in die Staatsgeschäfte einweihen sollte. Loisa, des jungen Philipp's Erzieher, strengte sich mit den Räthen umsonst an, die Schlaffheit und Indolenz desselben zu überwinden; sie stellte sich als völlig unbesiegbar dar. Philipp II. hatte zwar Alles falsch gesehen, aber er hatte doch noch selbst

55) *Campanella*, De Monarchia Hispanica. p. 103 — 105.

56) Relaçiones de Antonio Perez. (Paris 1598.) Las Obras y Relaçiones de Antonio Perez. (Genevra 1654.) 57) Actos de Cortes del Reyno de Aragon. (Çaragoça 1608.) p. 90 sq. *Blasco de Lanuza*, Historias ecclesiasticas y seculares de Aragon. Tomo segundo. p. 180 — 225. 58) Testimonio autentico y verdadero de las cosas notables que passaron en la dichosa muerte de rey Don Felipe II. Autor su capellan el licenciado *Don Antonio Cervera della Torre*. (Madrid 1600.)

gesehen, er war noch König gewesen. Philipp III. war kein König mehr, nur der Schein des Königthums umgab ihn noch. Darum sagt ein neuerer Geschichtsschreiber (Mignet) mit gutem Rechte, Kaiser Karl V. habe die Nation, König Philipp II. aber das Königthum in Spanien getödtet, denn wenn der Sohn ward, wie er ward, lag die Schuld gutentheils an Philipp II. selbst. Seine wilde Bigotterie, seine Grausamkeit, seine Menschenfeindschaft, sein Mistrauen, seine Laster, sein Zwang, die allenthalben hin nicht Leben, sondern nur Vernichtung trugen, konnten auch keinen wahren Menschen heraufbilden, und somit auch keinen wahren König. Die Natur selbst schien die Thaten Karl's V. und Philipp's II. bestrafen zu wollen, indem sie ihr Geschlecht geistig und körperlich immer tiefer herabfallen ließ [59]). Spanische Schriftsteller freilich, welche unter der Zuchtruthe des Zwanges schrieben, rühmen an Philipp III. Frömmigkeit, Großmuth, Klugheit und Tapferkeit, aber die Thaten wollen sich den Lügnerworten nicht gehorsam erweisen, und stellen sich nicht als Beweise und Erhärtung des Lobes dar [60]). Philipp II. starb mit der schmerzlichen Überzeugung, daß er seine Kronen und die Schicksale seiner Reiche einem ganz unfähigen Menschen überlassen müsse. Er hatte dem Sohne den dringenden Rath gegeben, die beiden Männer, denen er selbst gegen das Ende seines Lebens das meiste Vertrauen schenkte, den Marquis von Castel-Rodrigo und den Juan Idiaquez, nicht von sich zu entfernen.

Das Erste aber, was von dem neuen Könige geschah, war nun eben, daß Castel-Rodrigo zum Vicekönige von Portugal erhoben, und damit auf eine ehrenhafte Weise vom Hofe entfernt ward. Juan Idiaquez durfte in seiner Stellung bleiben, weil er weniger tüchtig und weniger selbständig war, weil von ihm zu erwarten stand, daß er sich dem neuen allmächtigen Günstling bereitwilliger fügen würde. Dieser allmächtige Günstling war der Herzog von Lerma. Lerma, dem der König sofort den ganzen Staat überantwortete, war ein überhaupt, aber am meisten zur Führung der Geschäfte eines so großen Reiches, ganz unfähiger Mensch. Seine Unredlichkeit und sein gemeiner Eigennutz stritten mit seiner Unfähigkeit und Ungeschicktheit um den Vorrang. Es währte nicht lange und alle angesehene Stellen des Staates waren mit seinen Brüdern, Vettern und Schwägern besetzt, während der Günstling selbst sich unermeßliche Reichthümer zusammenpreßte, ohne daß Jemand hätte wagen dürfen und gewagt hätte, ein Wort dagegen zu sprechen. Mit höchster Sorgfalt ward gleich von Vorn herein jede öffentliche Stimme, die sich hierüber, wie über Anderes, hätte erheben können, niedergedrückt. Gleich im J. 1598 wurden den Cortesdeputirten die Vollmachten und Aufträge, welche sie von ihren Wählern empfangen, abgenommen und ihnen dabei eröffnet, daß sie weiter gar Nichts zu thun hätten, als die königlichen Propositionen anzuhören und anzunehmen. Mit den Cortes war fast der letzte Mund, welcher in Spanien noch hätte wagen können zu reden, zugestopft. Die Nation mußte sich schweigend opfern. Lange stand Lerma im Namen Philipp's III. als der eigentliche Herr der spanischen Monarchie nicht allein, sondern auch des Königs von Spanien selbst da. Er hatte sich der Person Philipp's III. völlig bemeistert und wachte eifersüchtig über seinem Ansehen und seiner Autorität. Der König hatte sich sehr bald nach Philipp's II. Tode mit Margareth von Österreich vermählt. Lerma duldete nicht, daß sie einen Einfluß auf ihren Gemahl oder auf die Staatssachen ausübte. Er soll ihr sogar verboten haben, auch im Bett mit dem Könige über Staatsangelegenheiten sich zu unterhalten. Es gelang ihm, bis gegen das Jahr 1618 hin, alle andere Einflüsse von dem Könige abzuhalten und seinen eigenen als den durchaus herrschenden, zu behaupten [61]). Die Verödung Spaniens machte unter Lerma's Verwaltung reißende Fortschritte, theils unmittelbar durch die Schuld des neuen Gouvernements, theils indem die Folgen der Fehler der früheren Regierungen, gegen welche Lerma nicht das Mindeste that, hervortraten und sich entwickelten. Die Verschwendung des Hofes ward in demselben Maße größer, als das Elend des Landes stieg, und die Sorglosigkeit der Regierung in demselben Maße größer, als der Geist der Nation sich selbst verdarb. Das Klosterwesen und die Kirche mit ihrem Besitze dehnte sich immer weiter aus, sodaß die wirkliche Gefahr, sie werde bald Alles verschlingen, vorhanden war. Der Adel und die großen Familien sahen sich daher gezwungen, ihre Güter immer mehr und mehr in Majorate umzuwandeln, um sie vor der Habsucht der Kirche zu retten.

Mehre Geschichtsschreiber haben indessen Lerma und somit indirecterweise auch Philipp III. und seine Regierung, deshalb loben zu müssen geglaubt, weil doch das verderbliche Eroberungssystem Philipp's II. aufgegeben worden. Nun ist es allerdings wahr, so große und so riesenmäßige Anstalten, wie sie von diesem Könige zur Überwindung Europa's gemacht worden, gehen von dem neuen spanischen Gouvernement nicht aus. Aber keineswegs ist eine Umwandlung der Gesinnung, ein Aufgeben des Systems Philipp's II. davon der Grund. Nichts weiter als die eingetretene Schwäche und Erschöpfung, die Ebbe, welche in die Finanzen gekommen, ist der Grund, daß nicht mehr in derselben Weise, wie unter Philipp II., aufgeschritten wird. Entwürfe und Gesinnungen sind geblieben wie sie gewesen. Der schwache, unkräftige Philipp III. betrachtete sich noch gewissermaßen als den König der Könige Europa's. Er nahm den Vorrang vor allen anderen Fürsten der Christenheit in Anspruch, selbst die Könige von Frankreich und von England wurden vom spanischen Hofe als von geringerem Range denn der spanische Großkönig angesehen. Den Stuarts von England ward der Brudertitel verweigert, sie mußten sich mit dem

59) *Mignet*, Introduction aux Négotiations relatives à la succession d'Espagne. p. 25. 60) *Moreno*, Dichos y hechos del rey Don Felipe III. *Davila*, Historia de la vida y hechos del inclito monarcha Don Felipe Tercero. *Gonçalo de Cespedes y Meneses*, Historia de Felipe III. 1631.

61) Leopold Ranke, Fürsten und Völker von Südeuropa im 16. und 17. Jahrh. I. S. 198 fg.

Digitized by Google

„Vetter" begnügen. Der König von Spanien hätte sich für erniedrigt angesehen, wenn sein Name neben den Namen eines Herzogs von Savoyen gesetzt worden. Die spanischen Gesandten an fremden Höfen gingen in ihrem stolzen Übermuthe soweit, daß sie behaupteten, ihr Herr sei an keine Tractate gebunden und habe ein anderes Gesetz, als seine eigene Milde und Huld über sich nicht anzuerkennen [62]). Es hatten die aus bitteren Erfahrungen gezogenen Lehren Philipp's II. bei dem Sohne und seinem Minister in der That nicht das Mindeste gefruchtet.

So hohen Ansprüchen einen Nachdruck zu geben, zu dem höchsten Titel und der höchsten Ehre auch die höchste, lieber die alleinige Macht zu gewinnen, war Niemand geneigter und bereiter, als Philipp III. und Lerma. Hätte man nur die Kraft noch gehabt, wie gern würde man recht vollständig aufgetreten sein! Daß die innersten Gedanken noch genau dieselben geblieben sind, sieht man aus dem ganzen Benehmen des spanischen Cabinets. Noch immer hatte es seine Augen nach allen Richtungen hin gewendet. In Italien war kaum eine Stadt, wo Spanien nicht seine bezahlten Freunde, Verräther und Spione hatte. Den angesehenen Häusern, wie den Ursini, den Cesarini, dem Herzoge von Urbino und Anderen zahlte man ungeheuere Pensionen. Man hatte in Wahrheit die Herrschaft über ganz Italien noch immer im Auge. In Teutschland vergeudete der spanische Hof sein Geld in ähnlicher Weise. Philipp III. und Lerma meinten noch immer so steif und so fest, als es Philipp II. gemeint hatte, die katholische Partei, die Priester, die Bischöfe, müßten ihnen emporhelfen. Dem Cardinal von Dietrichstein, dem Erzbischofe von Wien werden große Summen gezahlt. Bis nach Ungarn hin breiten sie sich mit ihren Gaben aus. Hier steht der Cardinal von Strigonia in spanischem Solde. Nicht allein auf das niedere, sogar auf das habsburgische Teutschland, auf die Besitzungen der so nahe verwandten Habsburger selbst haben sie es abgesehen; sie wollen sich in Böhmen und Ungarn eine Partei machen [63]). Da die spanische Marine unter Philipp II. so tief heruntergegangen, die englische so hoch hinaufgestiegen und der Handel mit Südamerika durch die englischen Kaper und Kreuzer halb ruinirt war, so wäre es sehr verständig gewesen, mit England in Frieden und Freundschaft zu leben. Lerma war zuerst weit davon entfernt auf Frieden hinzuarbeiten. Er wähnte noch immer, daß England ein günstiger Boden für spanische Herrschaft sei. Der Katholicismus sollte den Spaniern zur Herrschaft über England, Schottland und Irland verhelfen. Schottisch-englische Seminare wurden deshalb in den spanischen Niederlanden angelegt. Von diesen Punkten aus wurden die Katholiken der drei Königreiche unaufhörlich zu Aufstand und Empörung angetrieben. Allenthalben haben die Spanier eine und dieselbe Weise. Daß sie mit dem ehrlichen und geraden Schwerte eben nicht mehr weit kommen würden, das scheinen sie denn doch selbst gefühlt und begriffen zu haben. Verrätherei und Bestechungen, Aufstand und Empörung soll ihnen daher den Weg bereiten [64]). Für solche halb wahnwitzige Entwürfe saugten sie sich selbst fast bis auf den letzten Heller aus.

Auch in Frankreich verfuhren sie genau in derselben Art und Weise, wie in Italien, Teutschland und England. Die einzelnen geschichtlichen Vorgänge sprechen das hier noch deutlicher als anderwärts aus, da Frankreich immer das Hauptziel der spanischen Vernichtungspolitik bleibt und bleiben muß; denn die Spanier konnten nicht hoffen, anders zu einem völligen Übergewichte in Europa zu kommen, als wenn sie Italien und die Niederlande auf der einen, die pyrenäische Halbinsel auf der andern Seite in unmittelbare Verbindung brächten, und dieses konnte ja nur durch Frankreich hindurch geschehen. Also mußte, wie auch seit Kaiser Karl V. geschehen, in einem fort auf die Zerstörung des französischen Staates gearbeitet werden.

Zwei gefährliche Kriege hatte Philipp III. von seinem Vater geerbt. Man dachte nicht daran, den einen oder den andern zu beenden. Der erste mit England ging freilich schlecht genug. Gleich am Regierungsantritte Philipp's III. war unter Don Martin de Padilla wieder eine Flotte gegen England ausgerüstet worden, aber Stürme zerstreuten oder vernichteten sie. Doch wollte man keinen Frieden mit England, und Unterhandlungen, welche zu Boulogne hatten gepflogen werden sollen, zerschlugen sich wegen des Cerimoniels noch bevor sie wirklich begannen. In die Niederlande gingen die Erzherzoge im J. 1599 ab, der Krieg dort wollte aber keine günstigere Wendung nehmen. Im Gegentheil verloren die Spanier im J. 1600 die wichtige Schlacht von Newport. Noch ein Jahrzehent über den Regierungsantritt Philipp's III. hinaus strengte man sich auf das Äußerste an, um die abgefallenen niederländischen Provinzen wieder zu gewinnen. Es ward erst dann nachgegeben, als die Unmöglichkeit, einen Erfolg zu gewinnen, sich klar herausgestellt. Mit Frankreich ist nun zwar der Friede von Vervins im J. 1598 geschlossen worden, aber das spanische Cabinet versteht unter einem Frieden weiter Nichts, als eine Zeit, in welcher ein Gegner nicht mit offenen und ehrlichen Waffen, in welcher man ihn mit Intriguen, Cabalen und Verrätherein zu stürzen sucht.

In diesem Sinne hatten Lerma und Philipp III. schon im J. 1600 große Dinge vor. Man sieht es an den Finanzoperationen, welche sie machen. Ein königliches Gebot befahl allen Kirchen, Corporationen und Privatpersonen, ein Inventarium ihrer goldenen und silbernen Geräthe einzureichen. Als Grund war angeführt, wie der König vernommen, daß des Goldes und Silbers zu viel zu täglichem Gebrauche verwendet worden, weshalb zu vermuthen sei, daß die öffentliche Noth daher stamme.

62) Conveniencia de las dos Monarquias catolicas, la de la iglesia Romana y la del imperio Espanol, y Defesa de la precedentia de los reyes catolicos de Espana à todas los reyes del Mundo por *Juan de la Puente*. (Madrid 1612.) Praerogativa Hispaniae, h. e. de dignitate et praeeminentia regum regnorumque Hispaniae, auctore *Jacobo Valesio*. 1626. 63) Leopold Ranke a. a. O. I. S. 385 fg.

64) *Watson*, The history of the reign of Philip the third. I. p. 90 sq.

Digitized by Google

Die Regierung wolle Handel und Industrie wieder beleben, indem sie diese Masse wieder in Circulation setze. Alle Welt verstand aber, daß es sich um nichts Anderes als um eine neue Form der Plünderung handelte, daß Lerma und Philipp III. um jeden Preis Geld für ihre wahnwitzigen Unternehmungen wollten. Papst Clemens VIII. hatte auch schon ein Breve erlassen, durch welches die spanische Regierung ermächtigt ward, sich des Silbergeräthes der Kirchen unter der Bedingung zu bemeistern, daß der Werth nach Ablauf von acht Jahren ersetzt werde. Einige Bischöfe, wie die von Valladolid und Zamora, glühten nun auch wirklich so für die Entwürfe der Regierung, daß sie ihre edlen Metalle auslieferten. Der übrige Klerus aber setzte den entschiedensten Widerstand entgegen. Die Kirchenfreiheit war fast die einzige in Spanien geblieben, welche sich noch laut durfte vernehmen lassen. Die Regierung scheint es dieses Mal besonders auf eine Ausleerung der Kirche abgesehen gehabt zu haben. Als einige Kirchen sich zu freiwilligen Geschenken entschließen, läßt man den ganzen Entwurf fallen. Da man der Kirche nicht beikommen konnte, mochte man die Plünderung der übrigen Stände nicht weiter der Mühe für werth halten [65]).

Wahrscheinlicher Weise war das Geld, wenn auch mit für die anderen, doch besonders für die französischen Angelegenheiten bestimmt gewesen. In keiner der Weisen, zu denen er seine Zuflucht genommen, hatte es Philipp II. gelingen wollen, den französischen Staat zu vernichten. Philipp III. und Lerma aber glaubten eine neue Weise gefunden zu habrn. Es sollte der hohe französische Adel an Spanien herangezogen und mit der Aussicht, daß Frankreich zu seinem Besten in mehre kleine Fürstenthümer auseinandergelegt werden sollte, geschmeichelt werden [66]). Zuerst würde Spanien dabei sogleich etwas für sich genommen, zweitens die Hoffnung gewonnen haben, daß eins jener kleinen Fürstenthümer nach dem andern in Zukunft verschlungen werden könnte. Durch den Herzog Karl Emanuel von Savoyen ließ Spanien dieses Mal die Großen Frankreichs, besonders den Herzog von Biron, bearbeiten, und schon war ein Theil des Adels auf den Gedanken der Theilung Frankreichs wirklich eingegangen. Sie hatten es indessen in König Heinrich IV. mit einem ebenso entschlossenen als scharfsinnigen Gegner zu thun. Der König von Frankreich griff im Sommer 1600, um den Bund, welcher sich gestalten wollte, zu zerstören, gegen den Herzog von Savoyen zu den Waffen, der sehr bald genöthigt ward, die Waffen niederzulegen und einen Frieden zu schließen (17. Jan. 1601). Obwol der hohe Adel, hierdurch eingeschüchtert, nicht thatsächlich hervorzutreten wagte, glaubte Heinrich IV. doch sich sichern zu müssen. Er ließ den Herzog von Biron, welcher als das Haupt der Verschwörung, die sich jedoch noch nicht gebildet, die erst in der Bildung begriffen, betrachtet werden konnte, fassen und hinrichten (1602), ohne daß Spanien dadurch entmuthigt worden wäre. Wenn Heinrich IV. einen Verräther abgethan hatte, sorgte Spanien für einen andern. Selbst zu Maria von Medici, mit welcher der König sich im J. 1600 vermählte, scheinen die spanischen Intriguen bald einen Weg gefunden zu haben.

Doch war der spanische Hof um diese Zeit so unglücklich in allen seinen Unternehmungen, sie mochten auf das Innere oder auf das Äußere gerichtet sein, daß er selbst es als eine üble Vorbedeutung für seine hochfliegenden Entwürfe hätte ansehen sollen. Die Regierung griff im J. 1601 die Fueros der Provinz Biscaja an, indem das Land ohne Weiteres einer willkürlich ausgeschriebenen Steuer unterworfen werden sollte. Die Nationaldeputation zu Guernicia legte eine so energische Protestation dagegen ein, daß die Regierung ihre ungesetzmäßige Anordnung unter dem Vorwande zurücknahm, daß man die Privilegien der Provinz nicht hinlänglich gekannt [67]). Daß die kleine Provinz Biscaja mit Glück den Übergriffen der Autorität entgegentreten konnte, war wol ein deutlicher Beweis, daß sie die Spannkraft, welche Karl V. und Philipp II. ihr gegeben, schon wieder zu verlieren begann. Wendete man sich nach Außen zu, so wollte das Glück ebenso wenig lächeln. Eine spanische Flotte, welche im J. 1602 gegen Algier gesendet worden, wurde durch Stürme fast völlig vernichtet. Eine zweite Expedition war unter Don Juan d'Aquila schon früher (im J. 1601) nach Irland gesendet worden, um den Aufstand der Katholiken gegen die Königin Elisabeth zu unterstützen. Auf dieses Unternehmen waren von den Spaniern große Hoffnungen gebaut worden. Aber es ward zu spät gemacht. Die spanischen Truppen, etwa 7000 an Zahl, langten erst an, als die Hauptmacht der Rebellen bereits gebrochrn war. Nach mehren unglücklichen Gefechten mußten sich die Spanier durch eine Capitulation den Rückweg in die Heimath erkaufen (1602).

Diese Unternehmungen, welche insgesammt zu keinem Resultate geführt, hatten binnen kurzer Zeit die Noth der Finanzen bis auf den höchsten Grad gesteigert. Es wurden Maßregeln ergriffen, welche nicht allein die Höhe dieser Noth, sondern auch Unredlichkeit, Unkenntniß und Thorheit zugleich beweisen. Philipp III. griff zu der unsinnigen und verderblichen Maßregel, falsches Geld prägen zu lassen. Man zog eine bedeutende Masse Kupfergeld ein, ließ sie umprägen und gab sie für das Doppelte ihres wahren Gehaltes aus (1603). Lange währte es natürlich nicht und die Menschen kamen hinter den Trug. Es entstand die entsetzlichste Verwirrung in Spanien und die Nation litt schmerzliche Verluste. Handel und Verkehr standen still, denn Niemand wollte verkaufen, um nicht mit dem falschen Gelde bezahlt zu werden. Die Fremden aber führten Unmassen von Kupfer nach Spanien und zogen dafür das Gold und das Silber heraus [68]). Wenn die spanische Regierung die Absicht gehabt, Land und Leute zu ruiniren, so hätte sie nicht an-

65) *Weiss*, L'Espagne depuis le règne de Philippe II. jusqu'à l'avénement des Bourbons. II. p. 173. 174. 66) *Sismonde de Sismondi*, Histoire des Français. XXII. p. 50 sq. 67) *Llorente*, Provincias vascongadas. II. p. 322. 68) *Joannis Marianae* Tractatus de monetae mutatione. (Col. 1609.) *Davila*, Historia etc. p. 77.

Digitized by Google

ders verfahren können, als sie verfuhr. Um einen augenblicklichen Vortheil zu gewinnen, verbreitete sie immer einen Ruin auf lange hinaus. Der Despotismus haut immer den Baum um, damit er die Früchte desselben genießen könne. Ob nun wol am 28. April 1604, nach Elisabeth's Tode, Friede mit England geschlossen wird, mußte die Regierung in den folgenden Jahren doch abermals zu den entsetzlichsten Mitteln greifen, um Geld zu schaffen. Die Cortes mußten immer neue Steuern bewilligen, die Regierung errichtete Commissionen, um die Rechte des Fiscus zu wahren, und die Beamten mußten das Volk pressen, um Geld zusammenzubringen. Im J. 1605 wurden den portugiesischen Juden 2½ Mill. Cruzados abgenommen. Überhaupt ward fast jedes Jahr irgend ein neues Mittel, um sich Geld zu verschaffen, ersonnen. Alles Zusammengeraffte aber verschwand stets ebenso schnell in dem bodenlosen Abgrunde der Staatsschulden, des Hofluxus, der Pensionen und Bestechungen in dem Auslande. Also ging es von Jahr zu Jahr tiefer herab. Im J. 1610 waren die Staatseinkünfte zum großen Theil im Voraus auf mehr oder weniger lange Zeit nicht allein für das europäische Spanien, sondern auch für Indien verschlungen. König Heinrich IV. hatte sich in dem Augenblicke, wo er einen Krieg mit Spanien beginnen wollte, eine genaue Übersicht der spanischen Einnahmen und der Ausgaben Philipp's III. zu verschaffen gewußt [69]). In langer Reihe rechnet das dem Könige von Frankreich gewordene Verzeichniß auf, welche Staatseinkünfte Spaniens bereits im Voraus verschlungen waren. Dieses war mit dem ganzen Einkommen der Reiche von Aragonien, Valencia, Neapel und Catalonien der Fall, nicht minder mit der Quinte des Ertrages der südamerikanischen Bergwerke, welche bis zum Jahre 1612 an die genuesischen Bankiers hatte müssen überlassen werden. In Europa war ferner die Alcavala, in Amerika die Kopfsteuer, welche die Indianer zahlten, verpfändet; außerdem noch eine ganze Zahl der von dem Reiche Castilien gezahlten Abgaben. Selbst für die gewöhnlichsten Ausgaben reichte das Einkommen des Staates nicht mehr aus.

Man ging offenbar einem Abgrunde entgegen, bewegte sich aber an dem Rande desselben mit ebenso viel Leichtsinn als Thorheit und Verblendung. Indessen begriffen Philipp III. und Lerma doch allmälig die Nothwendigkeit, den niederländischen Krieg zu beenden. Obwol die Niederländer nach dem zwischen Spanien und England geschlossenen Frieden die Unterstützung der letztern Macht völlig verloren, obwol der spanische Feldherr Spinola mit ungeheuren Anstrengungen (1604) Ostende wieder erobert, fügte die Fortdauer des Krieges doch der spanischen Monarchie unermeßliche Nachtheile bei. Besonders litt der Handel zwischen Spanien und Südamerika, noch mehr litten die Besitzungen der Portugiesen in Ostindien, welche zum Theil in die Hände der Niederländer gefallen. Schon im J. 1607 begannen die Friedensunterhandlungen mit der Republik; doch zogen sie sich lange hin, indem Heinrich IV. von Frankreich, schon damals entschlossen, Spanien und Habsburg anzugreifen, sich auf das Äußerste bemühte, um den Frieden zu hintertreiben. Da nun auch in den Niederlanden selbst eine starke Partei für den Krieg war, so verzögerte es sich mit dem Abschlusse bis zum 9. Sept. 1609, ohne daß mehr als ein 12jähriger Waffenstillstand zu Stande gekommen wäre.

In demselben Jahre wurde die entsetzliche Maßregel der Vertreibung der Moriscos ausgeführt. Man kann allerdings nicht sagen, daß Spanien durch eine unabweisbare Nothwendigkeit oder durch eine dringende Gefahr zu dieser Vertreibung aufgefodert worden, kann aber andererseits auch keineswegs behaupten, daß das Dasein dieser Moriscos für Spanien ganz ungefährlich gewesen sei. Als sicher ist wol anzunehmen, daß der größte Theil der Muhammedaner Spaniens nur durch äußere Gewalt zum Christenthume gebracht, innerlich demselben nur um so abgeneigter geworden. Man kann dabei zugeben, daß der spanische Katholicismus sehr wenig geeignet war, die Gemüther dieser Menschen zu gewinnen, daß die grausamen Maßregeln, welche Philipp II. ergriffen, nur noch größere Erbitterung hatten erzeugen müssen. Die Thatsache also, daß das katholische Spanien in der Mehrzahl der sogenannten Moriscos entschiedene Feinde in seinem eigenen Schoße teug, möchte als unzweifelhaft angesehen werden. Die damalige Macht der Türken und der Raubstaaten auf dem mittelländischen Meere machte das Vorhandensein eines solchen Feindes gewiß auch sehr bedenklich [70]). Die Korsaren von Algier landeten nicht selten an den Südküsten Spaniens. Immer wurden die Christen von ihren Raubzügen getroffen, die Moriscos dagegen von denselben verschont. Eine wahrhaft christliche und erleuchtete Regierung würde sich nun aber durch menschliche Mittel aus der Gefahr, in welcher man allerdings schwebte, zu erlösen gestrebt haben. In Spanien weiß man sich immer nur durch Entwürfe wilder Gewalt, welche mit fühlloser Grausamkeit ausgeführt werden, zu helfen. Der römische Stuhl in dem Gefühle, daß es nicht genug sei, die Muhammedaner Spaniens durch äußere Gewalt zum Christenthume zu treiben, hatte die Anlegung von Schulen für die Moriscos angeordnet. Der Klerus sollte die Kosten für diese hergeben. Dieses nun mag den Ingrimm der Priesterfürsten gegen die Ungläubigen vermehrt haben. Schon im J. 1602 gibt Juan de Ribera, Erzbischof von Valencia, dem Könige ein Memoire ein, in dem gerathen wird, alle Moriscos zu vertreiben und nur die Kinder zurückzuhalten. Bernard de Sandoval, Erzbischof von Toledo, Lerma's Bruder, rieth dagegen, kürzer zu verfahren und die Moriscos sammt Weibern und Kindern zu erwürgen. Wahrscheinlicherweise waren diese Angelegenheiten nicht eben in besonderer Stille verhandelt worden. Die Moriscos wendeten sich daher an Mulev-

69) Archives du ministère des affaires étrangères. Mémoire sur les revenues et les dépenses du Roi d'Espagne en 1610. Im Auszuge bei *Weiss*, L'Espagne etc. II. p. 176 sq.

70) *Fray Jayme Bleda*, Chronica de los Moros en España. (Valencia 1618.) Lib. VIII. De la justa y general expulsion de los Moriscos. p. 869—1072.

Digitized by Google

silan, den Sultan von Marocco, und foderten ihn auf, mit einem Heere in Spanien zu landen, wobei sie sich zu erheben und 150,000 Reiter zu stellen versprachen [71]). So wollte wenigstens das Inquisitionstribunal entdeckt haben. Man muß es aber wol als zweifelhaft ansehen, ob die ganze Sache nicht ersonnen oder übertrieben worden, um die darauf folgenden Grausamkeiten einigermaßen zu beschönigen, um die folgende Maßregel der Vertreibung als eine gewisse Nothwendigkeit erscheinen zu lassen. Ribera reichte im J. 1609 ein zweites Memoire bei der Regierung ein [72]). In demselben hatte der Prälat, freilich ohne das zu wollen und zu beabsichtigen, ein Verdammungsurtheil über die Regierung und über die Nation ausgesprochen; denn er gestand ein, daß unter den Christen Trägheit und Fäulniß, unter den Moriscos dagegen Leben, Fleiß und Thätigkeit herrsche, daß die Gebiete, in denen Christen wohnten, vertrockneten und verfaulten, diejenigen aber, in denen die Moriscos wohnten, sich in dem blühendsten Zustande befänden, daher zu befürchten stehe, daß sie die Christen bald in allen Stücken überflügeln würden. Der Prälat will nun eben hieraus die Nothwendigkeit der Vertreibung der Moriscos beweisen. Der königliche Befehl deshalb ward am 29. Sept. 1609 bekannt gemacht, nachdem die Anstalten, die Ausführung desselben zu sichern, in der Stille vorbereitet worden.

Das Verfahren gegen die Moriscos war nicht in allen Provinzen Spaniens gleich. In Andalusien, Castilien, Granada, Murcia und Catalonien durften sie weder Gold noch Silber mit sich fortnehmen. Zu Burgos wurden 32 Mauren gehangen, weil man ihr eigenes Geld bei ihnen gefunden hatte. In dem Königreiche Valencia aber war die Zahl der Mauren zu bedeutend, als daß man, um einen Aufstand zu vermeiden, sich nicht etwas milder gegen sie hätte zeigen sollen. Man gestattete ihnen hier, ihr bewegliches Eigenthum mit sich fortzuführen. Die Mauren von Valencia, unter denen sich sehr viel reiche befanden, hatten, um die Rücknahme des grausamen Befehls herbeizuführen, sich vergebens erboten, die in der Berberei gefangenen Christensklaven freizukaufen, eine Flotille zur Beschützung der spanischen Küsten und die Garnison in den Küstenforts auf ihre Kosten zu unterhalten. Im Übrigen aber war die Behandlung gegen alle Mauren gleich grausam. Die spanische Nation hat sich durch das Verfahren gegen die Unglücklichen ein ewiges Brandmal aufgedrückt. Rasende Bestien hätten gegen ihres Gleichen nicht wilder und grausamer verfahren können, als die Spanier gegen die Moriscos. Die Capitaine der Transportschiffe ließen öfters Männer, Weiber und Kinder in das Meer stürzen [73]). Die Mauren, welche sich in die Wälder geflüchtet, wurden wie wilde Thiere aufgejagt und erschossen. Daß die Regierung sich dabei die Gelegenheit, Geld zu erobern, nicht entgehen ließ, versteht sich wol von selbst. Sie nahm in der Regel die Hälfte von allen den Mauren abgenommenen Gegenständen, wodurch sie sich wieder auf einige Zeit das Leben fristete [74]).

Fragt man nun nach dem letzten und obersten Grunde durch den der spanische Hof zu der grausamen Maßregel getrieben worden sein mag, so möchte er wol nicht in der Furcht vor einer Landung der Muhammedaner, in dem Hasse gegen die Ungläubigen allein zu suchen sein. Es scheint ganz besonders und vorzüglich eine Finanzoperation gewesen zu sein, wie man seit Philipp II. schon mehre solche Finanzoperationen vorgenommen, durch welche man für einen augenblicklichen und schnell wieder verschwindenden Vortheil das Land ruinirt. In der That fügte sich Spanien durch die Vertreibung der Mauren den empfindlichsten Verlust bei. Zuerst sank die Bevölkerung um ein Bedeutendes. In Catalonien sollen durch die Vertreibung der Moriscos etwa drei Viertheile der Dörfer menschenleer geworden sein. Die Sierra Morena verödete völlig, und konnte erst unter den Bourbons wieder angebaut und bevölkert werden. Die Zahl der Menschen, welche Spanien damals verloren haben mag, läßt sich indessen durchaus nicht bestimmen [75]). Sicher ist, daß Spanien keineswegs nur solche Christen, die nicht als wirkliche, sondern nur als Scheinchristen angesehen werden müssen, sondern auch wahre und wirkliche verlor. Den Mann von maurischem Stamme schützten selbst die Zeugnisse des christlichen Lebenswandels nicht. Sie wurden wegen angeblicher Unzuverlässigkeit, selbst wenn sie von katholischen Priestern ausgestellt waren, zurückgewiesen, da es bei der ganzen Sache am Ende ebenso wol auf Raub und Plünderung als auf Abtreibung einer Gefahr und Ausfüllung eines Hasses gegen Ungläubige abgesehen war. Die Regierung Philipp's III. plünderte unter der Hülle und unter dem Vorwande der Gesetzmäßigkeit und der Staatsordnung ihre christlichen Unterthanen, und um diese gewissermaßen für diese Plünderungen zu entschädigen, gab sie ihnen, indem sie selbst Theil nahm, wieder die maurischen Unterthanen zur Plünderung Preis und meinte damit sicher einen sehr klugen Streich gemacht zu haben. Es waren grade die fleißigsten und thätigsten Bewohner, welche so aus Spanien vertrieben wurden. Der Ackerbau des Landes eelitt durch den Untergang der maurischen Bevölkerung einen tödtlichen Stoß. Sie hatten Valencia besonders durch das Bewässerungssystem, welches sie einführten, zu einem blühenden Fruchtgarten, der einem großen Theile Spaniens seine Bedürfnisse lieferte, gemacht. Die Regierung hatte zwar die Erlaubniß gegeben, daß in Valencia eine Anzahl Mauren zurückbleiben dürften, damit ihr Verfahren beim Ackerbaue nicht für Spanien ganz verloren gehe. Es hatte aber Niemand von dieser Erlaubniß Gebrauch gemacht. Valencia ward nun freilich durch christliche Bewohner allmälig wieder bevölkert, doch erreichte das Land niemals wieder die Höhe der früheren Blüthe, war auch nicht im Stande dieselben Abgaben wie früher aufzubringen [76]). Auch waren noch durch maurischen Fleiß viele

71) *Fonseca*, Justa expulsion de los Moriscos p. 145. 72) *Watson*, The History of the reign of Philip the third. I. p. 341. 73) *Weiss*, L'Espagne etc. I. p. 305—320. 74) *Guadalajarra y Xavier*, Prodicion y destierro de los Moriscos. p. 70. *Blasco de Lanuza*, Historias ecclesiasticas y seculares de Aragon. Tomo segundo. Lib. V. c. 11. 12. In Castilien entdeckte man noch in den folgenden Jahren, bis 1614, Moriscos, die sich verborgen gehalten, und vertrieb sie.

75) *Agustin de Blas*, Origen Progressos y Limites de la poblacion de Espaňa. (Madrid 1833.) 76) *Fonseca*, Justa expulsion de los Moriscos, p. 322. 323.

Digitized by Google

Manufacturen in Spanien aufrecht erhalten worden. Das Tuch von Sevilla, die Seidenwaaren von Almeria und Granada, das Leder von Cordova, das Papier von Salibah war berühmt und gesucht. Nach dem Abzuge der Moriscos faulte und trocknete auch hier allmälig Alles zusammen.

Die Spanier rühmten ihre Thaten gegen die Mauren, Thaten der Raubsucht, der feigen Grausamkeit und der thierischen Fühllosigkeit, nicht allein als heroische, sondern auch als christliche Unternehmungen, und die Schriftsteller der Nation schreien das Lob Philipp's III., Lerma's und ihr eigenes dabei um so lauter aus, je mehr es doch etwas von Gewissensregung zu übertäuben gab. Die Folgen aber können sie sich doch selber nicht verbergen, die Thatsachen können sie doch nicht hinwegleugnen. Immer schwerer und bitterer werden in dem Laufe der Jahre die Klagen der Cortes von Castilien über die zunehmende Entvölkerung und Verödung des Landes. Einige Jahre nach dem Tode Philipp's III. mußten die Cortes äußern, daß Spanien verloren sei, wenn kein Wunder geschehe, wenn Gott nicht selber helfe [77]).

Die entsetzliche Maßregel gegen die Mauren ist von der Regierung sogar in dem Augenblicke einer eigenen und nicht geringen Gefahr ergriffen worden. Es ist klar, daß schon König Heinrich IV. von Frankreich den Gedanken hat, welcher unter Philipp IV. von Richelieu wieder aufgefaßt und unter günstigern Verhältnissen mit Glück hinausgeführt wird, den Gedanken, daß Frankreich vor Spanien nicht eher Sicherheit gewinnen könne und werde, bis dessen Macht nicht tief heruntergebracht sei. Die Cabalen und die Intriguen Spaniens in Frankreich hatten auch nach Biron's Falle nicht einen einzigen Augenblick aufgehört. Im J. 1605 entdeckte Heinrich IV., daß ein Plan entworfen worden war, Marseille den Spaniern in die Hände zu spielen. Ein Edelmann aus der Provence, der auf dem Schaffot starb, Louis de Meyrargues, stand an der Spitze dieses Complottes. Auf allen Tritten und Schritten mußte Heinrich IV. bemerken, wie Spanien ihn zu umgarnen und zu umschlingen, durch Zwiespalt und Verrätherei, durch die unwürdigsten und die gemeinsten Mittel eine Bewegung in Frankreich hervorzurufen suchte. So wurden bei der Maitresse des Königs, der Marquise von Verneuil, drei Briefe Philipp's III. gefunden, durch welche er sich anheischig machte, sie nach Heinrich's IV. Tode der Königin Maria de' Medici gegenüber in Schutz zu nehmen und ihren Sohn als Dauphin von Frankreich anzuerkennen. Der spanische Hof hatte dabei wol an die Möglichkeit eines abermaligen Bürgerkrieges in Frankreich gedacht. Auf der andern Seite war Maria de' Medici ebenfalls verdächtig, mit Spanien in geheimer Verbindung zu stehen. Der spanische Gesandte in Paris, Balthasar de Zuniga, spielte die Rolle eines Käufers von Spionen, Verräthern und Intriguanten. Es kam hinzu, daß dem Könige schon damals die Bewegungen des Kaiserhauses, welches dem spanischen Hause so nahe verwandt war, bedenklich vorkamen. Er fürchtete, daß sich in der nächsten Zukunft eine Verbindung zwischen den Häusern von Spanien und Habsburg gegen Frankreich gestalten möchte, und beschloß derselben zuvorzukommen. Auf der einen Seite verband er sich mit den teutschen Protestanten, auf der andern mit Karl Emanuel, Herzog von Savoyen, dem die spanische Lombardei als ein Königreich bestimmt ward. Heinrich IV. stand auf dem Punkte den Krieg am Niederrhein und in Teutschland zu eröffnen, als er ermordet ward (10. Mai 1610).

In einem Augenblicke, wo es fast vertheidigungslos dastand, sollte Spanien angegriffen werden. Es ist niemals an den Tag gekommen, wer eigentlich die Hand des Mörders geleitet hat. Sicher und gewiß sind nur die drei Dinge, daß der Mord des Königs von Frankreich zu einer für Spanien höchst gelegenen Zeit kam, daß sie in Spanien gern zum Morde griffen, wenn sie sich eben nicht anders helfen konnten, daß die Menschen, welche in Frankreich durch die Ermordung Heinrich's IV. an das Ruder der Gewalt kamen, seit langer Zeit mit Spanien in Einverständniß standen. Die nunmehrige Königin-Witwe-Regentin hatte schon bei Lebzeiten ihres Gemahls an eine enge Verbindung mit Spanien, welche durch eine Doppelheirath besiegelt werden sollte, gedacht. Die Gedanken an einen Krieg gegen Spanien wurden sogleich aufgegeben und über die Doppelheirath verhandelt, welche die Häuser von Frankreich und von Spanien vereinigen sollte. In der That ward nun später im J. 1617 Anna, die Tochter Philipp's III., mit Louis XIII. und Isabella von Frankreich, die Tochter Heinrich's IV., mit dem Sohne Philipp's III., dem Infanten von Spanien, vermählt.

Im Übrigen scheinen Philipp III. und Lerma doch um die Zeit der Ermordung Heinrich's IV. soviel begriffen zu haben, daß an eine Vernichtung Frankreichs jetzt gar nicht gedacht werden könne. Die Cabalen und Intriguen, welche sich nach dieser Seite richteten und welche diesem Zwecke nachgingen, hörten auf, um anderen für einen andern Zweck Platz zu machen. Man will zufrieden sein, wenn die Politik des französischen Hofes der spanischen, greift diese auf anderen Punkten um sich, nicht widerstrebt. Daher müssen die Männer, welche keine passive Rolle Frankreichs wollen, gestürzt werden. Und so ward z. B. auf den Sturz Sully's hingearbeitet. Es bestrebt sich Spanien auch noch mit allem Eifer einen neuen Calvinistenkrieg im Innern Frankreichs zum Ausbruch zu bringen. Aber es geschieht das Alles nicht mehr mit den frühern Entwürfen auf Frankreich; es geschieht nur in der Absicht, daß Frankreich in sich selbst so beschäftigt werde, damit es der auf andern Punkten thätigen Politik Spaniens nicht zu widerstreben vermöge.

Indem Philipp III. und Lerma von dem Riesen, von Frankreich, wenigstens gewissermaßen und vor der Hand abließen, scheinen sie geglaubt zu haben, sie müßten sich dafür an anderen Staaten, die ihnen Pygmäen zu sein dünkten, erholen. Zuerst wendeten sie sich gegen Savoyen. Der Herzog Karl Emanuel, von Frankreich nach dem Tode Heinrich's IV. plötzlich Preis gegeben, hatte sich im J. 1611

77) Die castilischen Cortes vom Jahre 1618 begehren von der Regierung entschiedene Maßregeln, um der immer größer werdenden Verödung des Landes zu steuern; ja sie schlagen vor, daß den Landleuten alle Schulden erlassen werden sollten, um wieder Muth in sie zu bringen. Compendio de la Historia de España por Ortiz y Sanz. VI. p. 331 sq.

Digitized by Google

vor dem mächtigen Könige von Spanien demüthigen müssen. Der spanische Hof ließ ihn hingehen, erwartete aber eine Gelegenheit. Karl Emanuel hatte das Aussterben der Hauptlinie der Gonzaga von Mantua 1613 benutzt, um sich in den Besitz von Montferrat zu setzen. In dem übermüthigsten Tone ließ Spanien ihm sofort gebieten, zurückzuschreiten. Der stolze Herzog antwortete durch die Wegweisung des spanischen Gesandten aus Turin und brach mit den Waffen in der Hand in das mailänder Gebiet ein (1614). Es offenbarte sich doch schon hierin, wie sehr die Furcht vor der Größe der spanischen Monarchie unter den Menschen abgenommen. Ein kleiner Herzog von Savoyen wagte schon dem Könige von Spanien mit allem Trotze entgegenzutreten. Von Frankreich ward der Herzog bei seinem kühnen Auftreten im Stillen unterstützt, denn es war dem spanischen Hofe doch nicht gelungen, seinen Einfluß am französischen Hofe völlig vorherrschend zu machen. Mehr noch ward der Herzog von der Republik Venedig, jedoch ebenfalls nur unter der Hand, unterstützt. Die spanische Regierung meinte aber durch des Herzogs Verwegenheit die Gelegenheit einer weitern Ausbreitung in Italien gefunden zu haben. Sie erklärte, daß alle Besitzungen Karl Emanuel's, die Lehen von Mailand wären, an den gegenwärtigen Herrn von Mailand, an den König von Spanien, verfallen wären, wogegen der Herzog beweisen ließ, daß kein Stück seiner Länder jemals mailändisches Lehen gewesen. Freilich würde Karl Emanuel am Ende durch Spaniens Übermacht erdrückt und vernichtet worden sein, wenn nicht Frankreich in seiner höchsten Gefahr ihn unterstützt hätte. Karl Emanuel gab Montferrat an Mantua zurück; damit mußte Spanien sich begnügen [78]) (1617). Ob das spanische Cabinet in seinen Entwürfen auf Italien weiter geschritten, ist mit Genauigkeit nicht zu ermitteln. An dem Wunsche des spanischen Hofes, ganz Italien und besonders Venedig, von welcher Republik man in der Angelegenheit Karl Emanuel's von Savoyen gereizt worden, verschlingen zu können, ist freilich nicht zu zweifeln; zu zweifeln aber ist, ob die spanische Regierung wirklich Theil an einer Verschwörung zum Umsturze der Republik Venedig genommen oder nicht; zweifelhaft auch ist, ob eine solche Verschwörung wirklich jemals existirte.

Don Pedro Giron, Herzog von Ossuna, früher Vicekönig von Sicilien, jetzt Vicekönig von Neapel, dachte in der halbunabhängigen Stellung, in welcher die spanischen Vicekönige sich der Regierung gegenüber befanden, an die Möglichkeit, daß er sich unabhängig machen könne. Durch gerechte und strenge Verwaltung hatte er wie früher die Liebe Siciliens, so auch jetzt die Liebe besonders des gemeinen Volkes in Neapel gewonnen. Darauf und auf fremde Truppencorps, welche er sich in Neapel allmälig bildete, waren seine Hoffnungen zuerst, dann aber auch auf die Unterstützung Frankreichs und besonders Venedigs gebaut. Beiden Mächten und besonders der letztern scheinen bereits im J. 1617 durch Ossuna geheime Mittheilungen gemacht worden zu sein. Um dieses Spiel besser verbergen zu können, hat der Vicekönig eine halbfeindliche Stellung gegen Venedig angenommen. Untergeordnete Agenten desselben finden sich in der Stadt Venedig zusammen. Der Vicekönig hat diesen gesagt, daß es sich um eine Verschwörung gegen die Republik im Interesse des Königs von Spanien handele. Sie sollten daher die fremden, besonders die niederländischen Truppen, welche sich in Venedig befanden, zu gewinnen suchen. Es mag zwischen den Häuptern der Republik und Ossuna aber verabredet gewesen sein, daß jene fremden Truppen auf eine gute Art ihm überantwortet werden sollten, damit er sich ihrer gegen Spanien bedienen könnte. Einige Zeit, so scheint es, waren diese Dinge betrieben worden, als die Häupter der Republik Zweifel auffaßten, ob Ossuna es mit dem Verrathe, den er gegen Spanien begehen zu wollen behauptete, es treu meine, ob er nicht am Ende durch angeblichen Verrath an dem Könige von Spanien die Republik zu verrathen gedenke. In der That weiß man auch nicht, ob der Zusammenhang der Sache nicht am Ende auch wirklich dieser gewesen ist, obwol sich allerdings ein entscheidender Beweis dafür nicht findet. Die Republik, achtsam auf alle Vorgänge, brachte in Erfahrung, daß dem spanischen Gesandten Bedmar Wissenschaft von dem Dasein eines gegen Venedig gerichteten Entwurfes zugekommen sei. Dieser Umstand scheint den Verdacht, daß Ossuna ein doppeltes Verrätherspiel spielen möchte, gestärkt zu haben. Die Republik läßt im Mai 1618 alle Personen, von denen sie weiß, daß sie Ossuna's Agenten oder sonst Mitwisser der Sache sind, ergreifen und durch schnellen Tod hinwegräumen, in derselben Weise auch sonst Alles, was hierher gehörte, soweit es in ihrem Bereiche lag, vernichten. Venedig läßt es unentschieden, ob Ossuna den König von Spanien oder sie habe betrügen und verrathen wollen, und es scheint, die Geschichte muß es ebenfalls unentschieden lassen. In dieses Gewebe von Nichtswürdigkeit, Verrätherei und Betrügerei läßt sich kein Blick werfen, durch welchen Alles vollkommen und durchaus aufgehellt werde. Die ganze Sache bleibt eine der dunkelsten Partien der Geschichte des 17. Jahrhunderts [79]). So wenig nun Venedig mit Bestimmtheit weiß, ob es selber oder Philipp III. von Ossuna hat betrogen werden sollen, so wenig scheint wiederum auch der König von Spanien gewußt zu haben, ob er oder Venedig von dem Vicekönige von Neapel habe getäuscht und verrathen werden sollen. Jedenfalls ward er in Madrid von dieser Zeit an als eine gefährliche und bedenkliche Person betrachtet, welcher man sich mit Vorsicht entledigen müsse. Gaspard de Borgia erschien plötzlich und unerwartet im J. 1620 in Neapel, Ossuna ward überrascht, legte ohne Widerstand seine Würde nieder und kam nach Spanien zurück, wo er indessen bald gefaßt ward. Er ist im J. 1624 im Gefängnisse gestorben.

Unterdessen war Lerma während dieser Ereignisse gestürzt worden. In Teutschland, bei der andern Linie des Hauses Spanien-Habsburg, war allmälig der Erzherzog Ferdinand, der nachmalige Kaiser Ferdinand II., emporge-

78) *Botta*, Storia d'Italia. Lib. XVII. p. 179.

79) *Daru*, Histoire de la république de Venise. IV. p. 316 — 458. Leopold Ranke, Verschwörung von Venedig.

Digitized by Google

kommen. Verwegene Entwürfe, Entwürfe, wie sie einst in der Seele Philipp's II. gestanden, kamen auch in seiner Brust auf. Ein inniges Zusammenhalten war eigentlich seit dem Tode Kaiser Karl's V. zwischen den beiden Häusern des Hauses in sofern nicht gewesen, als man nie einen gemeinschaftlichen Plan mit gemeinsamen Kräften verfolgt. Der Erzherzog Ferdinand aber dachte an ein solches Zusammenwirken. Der österreichische Gesandte Khevenhiller arbeitete darauf hin, und mag bei Lerma, der von Natur eher schlaff als thatkräftig war, wenigen Anklang mit seinen Gedanken gefunden haben. Also mußte ein anderer Weg eingeschlagen und auf Lerma's Sturz hingearbeitet werden. Der Herzog, als er Habsburg's Einflüsterungen bemerkte, verschaffte dem Pater Aliaga die Stelle eines königlichen Beichtvaters, und führte auch seinen Sohn, den Herzog von Uzeda, am königlichen Hofe ein. Beide sollten seinen Einfluß stärken. Aliaga aber eilte sich auf die Seite der Habsburger zu stellen. Es galt, wie zu den Zeiten Philipp's II., in einen neuen und großen Kampf gegen die Ketzer zu treten, damit ja die spanische Monarchie dem Ruine nicht entgehe. Also ward es dem schwachen Philipp als ein Verbrechen vorgestellt, daß mit England und den Niederlanden Friede geschlossen worden, die jammervolle Verödung Spaniens, welche eben die Folge der thörichten Unternehmungen Philipp's II. war, als eine Strafe Gottes dafür, daß der Weg der heiligen Kirche nicht eifrig genug gefördert werde, dargestellt. Von dieser Seite nun gefaßt, fing Philipp III. an auf die Gedanken, die man ihm einflößen wollte, einzugehen. Lerma, dem gewiß kein System des Friedens zugeschrieben werden kann, der aber die ausschweifenden Entwürfe, welche im Hause Habsburg emporkamen, nicht theilte, bemerkte, daß sein Ansehen beim Könige schwankte. Um sich dennoch zu halten, ließ er sich vom Papste die Cardinalswürde ertheilen, führte aber grade dadurch, wie es scheint, die Beschleunigung seines Sturzes herbei. Es war am 4. Oct. 1618, daß Lerma nicht grade in Ungnade schied, aber doch vom Hofe und von den Geschäften entfernt ward. Die Gewalt ging auf Lerma's Sohn, den Herzog von Uzeda, über, welcher selbst mit die Hand zur Entfernung seines Vaters geboten [80]).

Uzeda und Aliaga selbst, welche an Lerma's Stelle getreten, waren Anfangs nicht für eine Theilnahme an den Entwürfen des Hauses Habsburg oder vielmehr des Erzherzogs Ferdinand. Sie hatten sehr triftige Gründe dazu. Es war wenigstens ein leises Gefühl, eine leise Ahnung in ihnen, daß Spanien schon zu tief erschöpft sei, als daß es noch an solche Dinge denken könnte. Die Cortes, der Rath von Castilien, Alle, die noch bemerken, denken und überlegen konnten, sahen mit Jammer und Schmerz, daß die Verödung ihre dürre Hand über die einst so blühenden Fluren Spaniens immer näher herunterſenke. Die Cortes, welche gleich nach dem Tode Philipp's III. zusammenberufen werden, fürchten, daß, wenn es so fortgehe wie bis jetzt, es bald keine Nachbarn für die Ortschaften, keine Bauern für die Felder, keine Piloten für das Meer geben, daß Niemand mehr heirathen, daß es überhaupt nicht mehr ein Jahrhundert dauern würde. Ja Philipp III. selbst kann sich nicht verhehlen, daß das Haupt seiner Königreiche, die Mutter so vieler erlauchter Söhne, die in Krieg und Frieden geleuchtet, neue Welten erobert und barbarische Nationen bezwungen, daß das Königreich Castilien tief heruntergekommen sei [81]). Aber wer zum Untergange bestimmt ist, der verblendet sich selber und meint bei dunkler Mitternacht, daß es heller Mittag sei. In demselben Augenblicke, wo er sich die tiefste Erschöpfung selbst eingestehen mußte, entschloß sich Philipp III. doch für die Realisirung der Entwürfe Philipp's II. noch ein Mal aufzutreten und hierfür die letzten Kräfte anzuspannen. Es wurden daher im J. 1619 neue Steuern auf das erschöpfte Spanien gelegt. Ferdinand, der Erzherzog, hatte großen Antheil an dem Wiederaufwachen des kriegerischen Geistes bei der spanischen Dynastie. Philipp III. hatte früher Ansprüche auf Ungarn und Böhmen erhoben. Diese freilich konnte Ferdinand nicht anerkennen, aber er versprach doch ein anderes österreichisches Land, welches Spanien gelegen sei, abzutreten [82]). In den letzten Lebenstagen Philipp's III. brach in Teutschland der Krieg, der unter dem Namen des 30jährigen bekannt ist, aus. Gleich am Anfange war Spanien nicht ohne Antheil. Spanische Truppen erschienen jenseit des Rheinstromes, um die Sache des nunmehrigen Kaisers Ferdinand II. zu unterstützen. Der Krieg gegen die niederländische Republik, der allgemeine Kampf gegen die Ketzer, dessen Früchte nun die Häuser von Spanien und Habsburg unter sich theilen wollten, sollte wieder aufgenommen werden. Mitten unter diesen Vorgängen starb Philipp III. am 31. März 1621.

Philipp IV., König von Spanien. Was unter Philipp II. begonnen und mit größtem Eifer, als ob es die erste Pflicht der Regierung sei, betrieben worden, der Ruin und die Verödung Spaniens, das sollte unter und durch Philipp IV. vollendet werden. Unter dem Sohne und Nachfolger Philipp's IV., dem armen König Karl II., ist die noch immer ungeheure spanische Monarchie kaum etwas weiter mehr als eine Leiche oder ein Riese, welcher sich durch eigene Thorheit abgemüdet und erschöpft, daß er nun regungs- und kraftlos zu Boden liegt. Zwei Dinge, welche freilich, indem sie einer und derselben Quelle entfließen, in sehr naher Verbindung unter einander stehen, führen die Vollendung des Ruines herbei. Das innere Gouvernement dauert zuerst in derselben Thorheit, Verblendung und Kenntnißlosigkeit aller Dinge fort, welche unter Philipp II. und Philipp III. hervorgetreten war. Gleich bei dem Tode seines Vaters legte Philipp IV. die ganze Leitung der Dinge in die Hände des Don Gusman d'Olivarez nieder, welcher sie 22 Jahre lang besaß. Der König selbst war zwar ein Kunstfreund nicht allein, sondern auch ein Künstler, da es wahrscheinlich ist, daß

80) *Watson*, The history of the reign of Philip the third. II. p. 135.

81) *Davila*, Historia de la vida y hechos del inclito monarcha Don Felipe III. p. 218. 82) *Khevenhiller*, Annal. Ferdin. VII. p. 117.

Digitized by Google

mehre spanische Dramen ihn zum Verfasser haben [83]), aber seine Kunstliebe oder vielmehr Kunstliebhaberei war nicht einmal im Stande, der in Spanien, wie jetzt Alles, mit reißender Schnelle sinkenden Kunst auch nur in Etwas wieder aufzuhelfen, sie diente nur dazu, die finanziellen Verhältnisse des Reiches noch zu verschlimmern, da er oftmals mit großen Opfern Kunstgegenstände aller Art nach Spanien zog. Philipp IV. war der unköniglichste König, der gedacht werden kann; nicht einmal äußerlich vermochte er das Königthum in sich auf eine würdige Weise darzustellen. Er glaubte den König am besten zu spielen, wenn er viel schwiege, und er sprach daher oftmals viele Wochen lang kein Wort, um seine königliche Würde nicht auf das Spiel zu setzen. Sein Leben war der Kunstliebhaberei zum Trotz niedrig und gemein, besonders in sexualischen Verhältnissen. Seine Kenntnisse reducirten sich eigentlich auf Nichts, er verstand weiter Nichts als den Mechanismus des Hergebrachten; seine Königshandlungen drückten weiter Nichts als die stumpfe Verehrung vor dem Hergebrachten aus, und eine solche konnte sich natürlich nicht höher als zur blinden und gedankenlosen Nachahmung des geschichtlich Vorliegenden erheben [84]). Seine Vorfahren haben den abscheulichen Ketzerverbrennungen beigewohnt, Philipp IV. thut es auch, seine Vorgänger haben durch die Inquisition den Geist niedergedrückt und sie für politisch-bürgerliche Angelegenheiten gemisbraucht, er thut es auch. Vergebens flehen die Cortes von Castilien, daß die Inquisition wenigstens auf wirkliche Vergehungen gegen das Kirchenthum beschränkt werden möchte. Seine Vorfahren haben die Kirche zum Ruin des Landes immer reicher werden, die Klöster sich immer weiter ausdehnen lassen. Philipp IV. thut es ebenfalls, ohne auch nur zu gewahren, daß das Land immer mehr verödet und das Leben immer weiter vertrocknet. Nach einer Angabe, die aber wol zu gering ist, mag sich die Anzahl der Klöster in den Reichen von Castilien und Aragonien auf 10,000 belaufen haben. Seine Vorfahren haben in ungeheurer Verschwendung dahin gelebt, Philipp IV. thut es auch, ohne die mindeste Rücksicht darauf zu nehmen, daß die Quellen bereits früher erschöpft worden, daß man nächstens den leeren Boden sehen wird. Selbst die augenblickliche Noth, die unter Philipp IV. anfängt bis zu dem Hofe selber, der öfters Nichts hat, womit die nothwendigsten Bedürfnisse bestritten werden konnten, zu dringen, war nicht im Stande den mindesten Grad von Überlegung und Besonnenheit zurückzuführen. Das Aussaugesystem einer spanischen Regierung wußte doch immer noch Etwas auszupressen, und das Ausgepreßte wird immer von Neuem entweder in albernen Unternehmungen oder in wüster Pracht ebenso schnell verschwendet, als es zusammengebracht worden. Seine Vorfahren haben regiert, als wenn es wesentlich darauf ankomme, Volk und Land sobald als möglich zu ruiniren. Wenn sich jemand das förmlich als Absicht vorgestellt und gesetzt hätte, so wäre kaum möglich gewesen, es sicherer zu erreichen, als es, mit sehr geringen Ausnahmen, durch alle Gesetze der spanischen Könige von Philipp II. bis Karl II. erreicht werden mußte.

Zu der alten Unkenntniß, Verblendung und Thorheit gesellt sich unter Philipp IV. durch den Eintritt großer Verluste und großer Unglücksfälle noch die Noth, die in der Schnelle zu Allem, woraus noch etwas erpreßt werden kann, greift, ohne darnach zu fragen, ob nicht schon der nächsten Zukunft dadurch der Lebenssaft und die Lebenskraft entzogen werde. Die ganze Regierung Philipp's IV. ist eine fortwährende Steuererhöhung, ein fortwährendes Aufsuchen und Erfinden neuer Abgaben und Erpressungen, durch welche das Leben vertrocknet, dieses oder jenes dem Staate Nothwendiges oder doch Heilsames vernichtet werden muß [85]). Gleich die ersten Cortes vom J. 1621 müssen zwei neue Steuern, die Barilla, von welcher die ungereinigte, die Sasa, von welcher die gereinigte Potasche getroffen ward, bewilligen. Im J. 1624 wird das thörichte Gebot, edle Metalle nicht aus Spanien zu führen, unter Androhung der Strafe der Confiscation alles Eigenthums, wiederholt. Schlechter konnte Nichts auf die Verhältnisse der pyrenäischen Halbinsel berechnet sein, als ein solches Gebot. Der Ertrag der Bergwerke Südamerika's lieferte doch bedeutende Massen edler Metalle nach Spanien und drückte sie in ihrem Werthe herunter. Alle Ausfuhr verbieten, hieß die gewonnenen Schätze zu todten machen, den Werth der edlen Metalle unter ihren Preis erniedrigen, die Preise der inländischen spanischen Productionen in demselben Maße erhöhen, als der Preis der edlen Metalle sank, die spanischen Manufacturen ruiniren und zum Vortheile des Auslandes einen ungeheuren Schleichhandel herbeiziehen. Ein solcher hat nun freilich, durch die thörichten Maßregeln der Regierung fast herbeigezwungen schon früher stattgefunden, aber erst in der Zeit Philipp's IV. nimmt er eine wahrhaft riesenmäßige Ausdehnung. Die spanischen Manufacturen, die einen so guten und natürlichen Absatz nach den Colonien finden konnten, vermögen die Concurrenz des Auslandes, welches viel billiger arbeiten kann, als sie, und dessen Erzeugnisse sich durch den Schleichhandel über Spanien verbreiten, nicht mehr auszuhalten. Sie versaulen und vertrocknen unter der Regierung Philipp's IV., die freilich auch sonst noch Alles zu ihrem Ruine that, was sich thun ließ, vollends. Nur das gewerbthätige Catalonien, wo der Regierung weniger Macht zustand, machte eine Ausnahme. Im J. 1631 ward die sogenannte media anata eingeführt, welcher gemäß von jedem kirchlichen und weltlichen Amte die Hälfte der Einkünfte des ersten Jahres

83) Histoire comparée des Littératures Espagnoles et Françaises par *Adolphe de Puibusque*. I. II. (Paris 1843.) II. p. 400 sq. 84) Historia de Don Felipe IV., Rey de las Españas por *Don Gonzalo de Cespedes y Meneses*. (Lisboa 1631.) Historia de los principales sucesos acontecidos à la monarquia España, en tiempo de Felipe quarto el grande. Por el marques *Virgilio Malvezzi*. Relatione succinta dell Governo della Corte di Spagna fatta del cavalliere *Domenico Zanetornato*. 1672. Journal du voyage d'Espagne, fait en 1659 par le Sieur *Bertaud*. Voyage d'Espagne par *Aulnoy*. 1679.

85) *Weiss*, L'Espagne etc. II. p. 183—194.

an den Fiscus gezahlt werden mußte. Die Übertragung des Titels eines Granden von Castilien kostete seitdem, wenn sie in directer Linie stattfand, 1000, und in indirecter Linie 6000 Dukaten. Im J. 1632 wurden nicht allein die alten Monopole erneuert, sondern auch noch Tabak, Gummi, Salpeter, Pfeffee und Branntwein für die Regierung in Beschlag genommen. Im J. 1637 ward eine Stempelabgabe auf alle Käufe, Pachtcontracte, Anweisungen, Bestellungen u. s. w. eingeführt. Die verderbliche und ruinirende Abgabe, Alcavala geheißen, ward im J. 1639 durch die Cientos vermehrt. Zuerst sollte nur noch ein Procent vom Hundert bei Käufen und Verkäufen gezahlt werden, aber im J. 1642 ward diese Abgabe auf zwei, im J. 1656 auf drei, endlich im J. 1664 auf vier Procent gesteigert. Mit Hinzurechnung der Alcavala betrug nun die ganze Steuer 14 Procent. Es gestaltete sich nun ein Verzweifelungskampf aller Gewerbetreibenden gegen die königlichen Einnehmer. Zu allen Mitteln mußten jene ihre Zuflucht nehmen, um der ruinirenden Abgabe ganz oder zum Theil zu entgehen; denn wollten sie richtig zahlen, waren sie ruinirt. Man hat ganz richtig gesagt, daß der kleine Producent in Spanien gewann, wenn er Nichts mehr producirte, wenn er sich auf das Faulenzen legte, und sich in den Klöstern u. s. w. ernähren ließ. Der beiweitem größte Theil der spanischen Manufacturen mußte nun, nachdem die Alcavala und die Cientos auf eine so unsinnige Höhe hinaufgeschraubt worden, eingehen. So gingen die Glas-, Krystall-, Seifen-, Zucker-, Seiden-, Baumwollenwaaren-, Kamelgarnfabriken allmälig ein. Selbst mehre Gewerbe hörten in einigen Provinzen Spaniens fast auf, namentlich mußten die Töpfer, Schmiede, Schlosser und Stahlarbeiter aufhören. Die Naturproducte gingen nun unverarbeitet in das Ausland und kehrten verarbeitet nach Spanien zurück. Die Regierung ließ es an keiner Thorheit fehlen, um wo möglich noch Alles zu ruiniren, was dem Aussauge- und Erpressungssysteme entrinnen könnte. Oft werden nach Gunst und Laune einzelnen Städten Exemtionen ertheilt, wodurch man sich genöthigt sieht, die Abgaben mit desto größerer Schärfe auf die Andern, Nichteximirten, fallen zu lassen. Die ruinirten Manufacturen bringen nun aber der Regierung auch Nichts mehr ein.

Hierdurch und durch den Abfall Portugals und Cataloniens vermehrte sich in der zweiten Hälfte des Lebens Philipp's IV. die Noth bis auf den höchsten Grad. Die Regierung ließ nun die drückendsten Abgaben auf die ersten und unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse, steigerte noch die Steuern auf Exporte und Importe, wo sie sich steigern ließen, und ließ wieder Münzen von vergoldetem Kupfer schlagen, welches von den Holländern, die damit Spanien überschwemmten, nachgemacht ward. In dem J. 1664, nachdem Spanien durch das von den Fremden dem König nachgefälschte und eingeführte Gold ungeheure Verluste erlitten hatte, mußte das falsche Geld auf die Hälfte des Preises, unter dem es ausgegeben, herabgesetzt, und ein abermaliger schlechtverhüllter Staatsbankrott gemacht werden. Man erklärte unter dem Vorwande, daß beim Ankaufe allzu geringe Preise dafür gezahlt worden, alle Renten (juros), welche seit dem J. 1634 auf königliche Einkünfte angewiesen, für null und nichtig. Von den frühern Juros aus der Zeit Philipp's II. und Philipp's III. hatte die Regierung schon einmal 50 Procent gekürzt und jetzt kürzte sie von diesen wiederum zehn. Man machte hier also einen gewaltsamen Accord auf 40 Procent. Im letzten Lebensjahre Philipp's IV., im J. 1665, wurden noch alle Staatspensionen auf die Hälfte herabgesetzt. Am Ende seiner Herrschaft war ein guter Theil des Staatseinkommens den Gläubigern desselben überwiesen und die Zinsen der Staatsschuld fressen im Voraus ein Drittheil des Einkommens hinweg. Der Staatsschatz war so erschöpft, daß Karl II., Philipp's IV. Sohn und Nachfolger, sich gleich genöthigt sah, die Diamanten der Krone zu verpfänden. Die Vertrocknung des Landes schon so groß, daß man auf castilischem Boden halbe Tage gehen konnte, ohne auf ein Haus zu treffen oder Menschen zu begegnen, das Elend so groß, daß man selbst in den Klöstern anfangen mußte das Silbergeräth zu veräußern, um Mönche und Nonnen nicht verhungern zu lassen. Selbst Personen von Rang und Stand fingen an, ihre kostbaren Gegenstände zu veräußern, da Niemand mehr ihnen borgen wollte oder konnte. Unter Karl II. organisirt sich ein förmlicher Handelszug nach dem Auslande durch die vielen Gegenstände, welche die Vornehmen Spaniens loszuschlagen gezwungen sind. Die Regierung erntete im Materiellen die Früchte ihres Verfahrens. Im Geistigen sah es finster und trocken in Spanien aus. Die Wissenschaften und Künste waren todt; nur die dramatische Kunst erhielt sich durch Calderon, Moreto, Tirso de Molina noch über das Leben Philipp's IV. hinaus. Selbst die Kirche war still und schweigsam geworden. Die religiösen Gefühle in Formeln ohne Leben, die mit blutiger Gewalt aufrecht erhalten wurden, eingepreßt, waren mit der Sittlichkeit zugleich zu Grabe gegangen. Die edle castilische Nation war halb verfault und vertrocknet wie das Land. Gleichzeitige Berichte schildern die Spanier als grenzenlos unwissend in allen Dingen, die über ihren unmittelbaren Gesichtskreis hinausliegen, als faul, ausschweifend und lüderlich. In der That sitzt die Thorheit und die Unkenntniß nicht allein im Schooße der Regierung fest. Die Cortes zeigen sich nicht minder ungeschickt und unwissend als die Regierung selber. Sie verstehen alle zusammen Nichts mehr [86]).

Die Thorheit der Maßnahmen, durch welche das Innere Spaniens vollends ruinirt ward, treffen Philipp IV. freilich nur in soweit, daß er sie nicht hinderte, denn allerdings gingen sie nicht unmittelbar von ihm selbst, sondern in seiner Zeit besonders von Olivarez aus, welcher außer der falschen Einbildung, daß er es vermöge, zur Leitung eines großen Staates ebenso unfähig war, als er selbstsüchtig dabei verfuhr [87]). Aber die Thorheit, welche im Innern saß und welche zunächst auch wieder auf das Innere wirkte, war es nicht allein, welche unter Philipp IV. die spanische Monarchie bis zur höchsten Ver-

86) Mémoires de *Grammont*. II. p. 217. *Siri*, Memorie recond. V. p. 167. 87) *De la Rocca*, Histoire du Ministère du comte Duc d'Olivares avec des réflexions politiques. 1673.

Digitized by Google

ödung und beinahe bis an den Untergang brachte. Es trat eine Wiederholung des Versuches, ob die europäische Welt sich nicht zum Theil durch Spanien verschlingen ließe, hinzu. Dieser zweite Versuch, nachdem unter Philipp II. der erste schmachvoll gescheitert war, ward unter andern anscheinend günstigern Verhältnissen gewagt. Die Linie des Gesammthauses Spanien-Habsburg, welche vom Kaiser Ferdinand I., dem Bruder Karl's V., abstammte und welche in Teutschland teutsch geworden, hatte an den Bestrebungen Philipp's II. keinen Antheil genommen, weil die Kaiser, Ferdinand I., Maximilian II. und Rudolf, es theils nicht gewollt, theils aber auch nicht gekonnt. Ein inniger Zusammenhang zwischen den beiden Linien des Hauses hatte überhaupt geraume Zeit nicht gewaltet; es waren gemeinschaftliche Plane und Entwürfe nicht gefaßt worden. Schon unter Philipp III. war hierin eine Änderung eingetreten und die Höfe von Wien und Madrid waren wieder in nahe Verbindung zum Hinausführen gemeinsamer Zwecke getreten. Grade an dem Abend des Lebens Philipp's III. waren die beiden Linien des Gesammthauses innig zu gemeinsamen Entwürfen vereinigt. Kaiser Ferdinand II. war einen Augenblick durch den Ausbruch der böhmischen Revolution, durch den Abfall der Böhmen von ihm in eine große Gefahr gekommen. Die katholische Liga Teutschlands hatte ihn durch den Sieg auf dem weißen Berge vor Prag (20. November des J. 1620) gerettet, aber auch Spanien war dabei nicht müßig gewesen. Ein spanisches Heer unter Spinola, 25,000 Streiter stark, war am Rheinstrome aufgetreten und hatte die protestantische Union im Schach gehalten. In der Seele Kaiser Ferdinand's II. wachten nach Unterdrückung der böhmischen Revolution riesenmäßige Entwürfe auf, die er allein nicht hinauszuführen hoffen konnte, Spanien mußte dazu die Hände bieten. Wie einst Philipp II. durch die heilige Kirche, durch die Vernichtung der Reformation emporzukommen gehofft, gedachte Kaiser Ferdinand II. in derselben Weise sich in Teutschland allmächtig, sich noch weit über Teutschland hinaus ausbreiten zu können. Der Kaiser verlangte bei dem neuen Versuche, welcher gemacht werden sollte, die erste Rolle und die bedeutendsten Vortheile für sich. Spanien sollte von ihm benutzt werden, aber Spanien war zu mächtig, als daß es nur benutzt werden konnte, und zu stolz, als daß man ihm die Ehre des Vorranges nicht hätte lassen müssen. Kaiser Ferdinand II. ist daher wahrscheinlich entschlossen gewesen, einen Theil der Siegesbeute an die spanische Linie zu geben, wie er denn auch schwerlich, wenn der zweite Versuch gelungen, anders gekonnt.

Bei dem Einverständniß, welches sich so zwischen den beiden Linien des Hauses Spanien-Habsburg bildet, hoffte man offenbar, daß Frankreich werde getäuscht und hingehalten werden können. Anna, die Tochter Philipp's III., war im J. 1617 mit dem jungen König Louis XIII. von Frankreich vermählt worden. Hierdurch hatte man einen Einfluß am französischen Hofe gewonnen, den man so benutzen zu können hoffte, daß Frankreich wenigstens müßig zusehe, wenn das Gesammthaus Spanien-Habsburg in Teutschland, in Italien, in den Niederlanden verschlinge, was verschlungen werden kann. Frankreich selber sollte für eine spätere Zeit aufgespart werden. Bis dahin hoffte man die Franzosen täuschen zu können. Während nun in Teutschland Kaiser Ferdinand II. nach der Schlacht auf dem weißen Berge darauf sann, woher er die Mittel gewinne, die Reformation allenthalben zu vernichten und dabei sich den Schatten eines Herrnthumes, welches er in dem sogenannten Kaiserthume über Teutschland besitzt, in eine wahre, wirkliche und unmittelbare Macht zu verwandeln, trat Spanien auf der Seite, auf welcher es am ersten und am besten auftreten kann, hervor. Schon in dem Rathe Philipp's III. war beschlossen worden, wieder gegen die Niederlande aufzutreten. Am 9. April des J. 1621 war der Waffenstillstand zwischen Spanien und den Niederlanden zu Ende. Wenige Tage vor dem Tode Philipp's III. (21. März 1621) erschien deshalb der Kanzler von Brabant Peter Peckius in Haag, um die Wiederunterwerfung unter Spanien zu begehren, was natürlich soviel hieß als den Krieg erklären[88]). Philipp IV. und Olivarez blieben bei den Entschlüssen, welche früher gefaßt worden, bei dem Einverständnisse mit dem Kaiser, welches sich in den letzten Tagen Philipp's III. gebildet. Doch blieben sie so dabei, daß sie immer mehr ihren eigenen Absichten und Interessen als den Absichten und Interessen Ferdinand's II. folgten, oder denselben doch folgen wollten. Es war bei dem wieder ausbrechenden Kampfe gegen die Reformation, welcher zugleich ein Kampf gegen die Freiheit und Selbständigkeit der europäischen Staatenwelt war, ein erstes Glück für die Welt und besonders für Teutschland, daß zwischen Spanien und Österreich zwar Zusammenhang obwaltete, aber doch keine Hingebung des Einen für den Andern. Der Kaiser hätte es sicher lieber gesehen, wenn die Spanier mit ihrer Hauptmacht in Teutschland geblieben, um zunächst seine Absichten und Entwürfe zu unterstützen. Aber obwol Spanien den Rhein hinauf bis Strasburg seine Besatzungen behält, wird doch Spinola gleich nach dem Regierungsantritte Philipp's IV. abgerufen, um den niederländischen Krieg zu führen. Hätte sich Spanien auch nur auf kurze Zeit dem Kaiser geopfert und seine eigenen und nächsten Interessen nachgesetzt, so würde Teutschland wol verloren gewesen sein.

Die Spanier eröffneten den Krieg gegen die Niederlande mit geringem Glücke. Wenn sie auch die von den Niederländern besetzte Festung Jülich am Niederrhein zur Capitulation zwangen, scheiterten doch ihre Angriffe gegen die Niederlande selbst. Es kann hier nicht der Zweck sein, den Gang dieses langsamen und zähen Krieges im Einzelnen zu verfolgen; es kann nur bemerkbar gemacht werden, daß die spanische Monarchie sich durch denselben tödtliche Wunden geschlagen hat. Das geringere Unheil, welches dieser Krieg gebar, war, daß eine große Verödung sich über die spanischen Niederlande verbreitete, das größere ward durch die Überlegenheit der holländischen Marine den Spaniern bereitet. Die westindische Compagnie der Niederlande, im J. 1621 entstanden, legte sich wäh-

88) *Leonis ab Aitzema*, Historia tractatuum pacis Belgicae. p. 4.

rend des Krieges besonders auf die Kaperei spanischer Schiffe. In den ersten 13 Jahren des Krieges allein wurden 545 gekaperte Schiffe in die niederländischen Häfen gebracht, welche einen Ertrag von 180 Millionen Livres gaben. Während Philipp IV. die Völker seiner Reiche durch die Höhe der Abgaben und Erpressungen erschöpfte, mußten sie noch ihren Handel und ihren Verkehr durch einen thätigen und verwegenen Feind vernichtet sehen, den ihnen die Thorheit ihres Königs auf den Hals gezogen hatte. Sehr bald nach dem Ausbruche des Krieges schickte die seemächtige Republik ihre Flotten aus, um den unbeholfenen Riesenkörper des Gegners in seinen Colonien anzugreifen. In der Westwelt war das reiche Brasilien ein Hauptziel der Niederländer. Bis zum J. 1637 hatten sie die Capitanate von Pernambuco, Tamaraca, Paraiba und Rio-Grande in Brasilien erobert [89]). Daß nun Spanien, wie sich sehr bald nach dem Ausbruche des Krieges offenbarte, nicht im Stande war, die kleine niederländische Republik zu vernichten, war eine sehr üble Vorbedeutung für die Möglichkeit der Hinausführung der Entwürfe Philipp's II.

Dazu kam, daß eine Hoffnung, eine Voraussetzung, auf deren Verwirklichung beinahe Alles beruhte, ebenfalls nicht in Erfüllung gegangen. Es war darauf gerechnet worden, daß Frankreich sich ruhig verhalten würde. Die französische Staatsregierung, die ungeheure Majorität der Franzosen war determinirt katholisch. Spanien und Österreich setzten sich gegen die Ketzer in Bewegung, suchten dieselben zu vernichten. Spanien und Österreich hofften deshalb, daß Frankreich ihre Unternehmungen nur von dieser Seite, nur als gegen die Ketzer gerichtete, ansehen und betrachten würde, dabei aber nicht zugleich auch gewähren würde, daß neben dem Triumphe der Kirche und durch ihn noch etwas Anderes, das Frankreich bei Gefahr des eigenen, zukünftigen Unterganges nicht dulden kann, eine ungeheure Ausdehnung nämlich der spanisch-habsburgischen Macht erstrebt werde. Diese Hoffnung war nicht in Erfüllung gegangen. Der französische Hof hatte es schon auffallend gefunden, daß Spanien und Österreich den Aufstand der katholischen Bewohner der italienischen Thäler, welche zu Graubündten gehörten, gegen ihre protestantischen Herren (7. Juli 1620) benutzt hatten, um nicht allein diese Thäler, sondern auch Graubündten selbst durch ihre Truppen zu besetzen. Es war dieses Land sehr wohl gelegen, um einen festen geographischen Zusammenhang zwischen den italienischen Landschaften Spaniens und dem teutschen Habsburg zu gestalten. Auf italienischer Seite waren damals die Alpenpässe von spanischen, auf teutscher, von habsburgischen Truppen besetzt worden. Frankreich glaubte sofort Maßregeln ergreifen zu müssen. Unter Karl V. und Philipp II. war Frankreich durch Spaniens Macht so nahe an den Untergang heran gedrückt worden, daß alle Schritte und alle Bewegungen Spaniens mit dem größten Mistrauen betrachtet werden mußten. Frankreich bestand also darauf, daß die italienischen Thäler von den spanischen und österreichischen Truppen geräumt und vor der Hand mit päpstlichen besetzt würden. Ein größeres Unglück traf die Entwürfe des Hauses Spanien-Habsburg dadurch, daß Richelieu im J. 1624 von Louis XIII. die Leitung der französischen Staatsangelegenheiten empfing. Die große Bedeutung dieses Mannes für Frankreich und für Europa besteht zuerst darin, daß er die Entwürfe jenes Doppelhauses bald völlig durchschaute. Es will die Reformation vernichten, aber nur zu eigenem Nutz und Frommen; wenn es mit der Reformation und den protestantischen Fürsten fertig sein wird, wenn es hierdurch seine Macht unermeßlich wird gesteigert haben, soll Frankreich an die Reihe kommen. Das ist das Geheimniß, in dessen Kern Richelieu's Geist bald eindringt. Während daher Ferdinand II. durch Wallenstein sich in Böhmen das Heer bildete, durch welches er Teutschland zu bezwingen hoffte, ließ Richelieu ohne Rücksichten selbst auf den Papst im J. 1624 die italienischen Thäler Graubündtens durch französische Truppen besetzen, schloß sich an die niederländische Republik, an England, an Dänemark und Schweden, überhaupt an die protestantischen Mächte an und trug sich schon mit dem Gedanken eines großen, gemeinschaftlichen Angriffes auf Spanien, durch den dessen Macht, seit einem Jahrhundert für Frankreich so furchtbar, gebrochen werden sollte. Seit dieser Zeit ist in dem französischen Cabinete der Gedanke, daß man auf Spaniens Untergang hinarbeiten müsse, nicht wieder untergegangen. So rächt sich der Gedanke, den Kaiser Karl V. zuerst gehabt, und den er als eine Erbschaft seinem Sohne Philipp II. hinterlassen, daß Spanien auf den Untergang des französischen Staates hinarbeiten müsse.

Indessen schien Richelieu einen Augenblick seinen Plan wieder aufgegeben zu haben. Seine Annäherung an die protestantischen Mächte hatte, da nicht alle Franzosen sowie er Spaniens Entwürfe durchschauten, eine bedeutende Opposition hervorgerufen, denn sie schien das katholische Princip des Staates zu verletzen. Eine Schilderhebung, welche die französischen Calvinisten im J. 1625 machten, kam hinzu, um Richelieu in Verlegenheit zu setzen. Darum schloß er (5. März 1626) den Traetat von Monçon mit Spanien. Die italienischen Thäler sollten zwar unter Graubündtens Herrschaft zurückfallen, aber nur katholischer Cultus in ihnen geduldet werden. Papst Gregor XIII. hatte an dem Abschlusse dieses Traetates, durch den ein Punkt gelöscht zu werden schien, welcher die beiden katholischen Hauptmächte, Spanien und Frankreich, zum Vortheil des Protestantismus entzweien wollte, großen Antheil gehabt. Die spanische Politik befand sich einen Augenblick hindurch wieder im Glück. Spanien, d. h. Olivarez, und Olivarez viel mehr als Philipp IV. erkannte, daß es unmöglich sein werde Richelieu zu täuschen und hinzuhalten. Richelieu wird nicht müßig zusehen, wenn Spanien und Österreich die protestantischen Mächte niederwerfen. Er wird, weil dadurch die spanisch habsburgische Macht unermeßlich steigen muß, in dem Untergange der protestantischen Mächte eine künftige, große Gefahr für Frankreich selber erblicken und also kräftig entgegenarbeiten. Darum wollte ein anderer Weg eingeschlagen sein,

89) *Alphonse de Beauchamp*, Histoire du Brésil. II. p. 373.

Digitized by Google

man mußte den Franzosen einen Antheil an der großen Beute versprechen, im Nothfall und vor der Hand ihnen denselben auch wirklich zukommen lassen. In der That brachte nun Du Fargis, der spanische Gesandte in Frankreich, am 20. März 1627 Richelieu zum Abschluß eines neuen Tractates. Spanien und Frankreich sollten diesem Vertrage gemäß mit gemeinschaftlichen Kräften England angreifen, katholisch machen und dann unter sich theilen, wobei wahrscheinlich dem apostolischen Stuhle auch etwas, nämlich Irland, ausgeworfen worden [90]). Es scheint indessen, als habe Richelieu gleich von Vorn herein in die Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit spanischer Versprechungen ein sehr geringes Vertrauen gesetzt und gefürchtet, daß Frankreich doch nur hingehalten und zuletzt betrogen werden solle. Indessen ward noch das J. 1628 hindurch zwischen Spanien und Frankreich über das gemeinschaftliche Unternehmen gegen England unterhandelt. An die Ausführung aber konnte Richelieu schon aus dem Grunde nicht denken, weil auf Englands Betrieb, das sich hierdurch vor einem Angriff bewahren wollte, die französischen Calviniſten abermals zu den Waffen gegriffen. Unterdessen geschahen Dinge, welche Richelieu von Neuem höchst bedenklich machten. In Teutschland breitete sich der Kaiser durch das Wallenstein'sche Heer immer weiter aus und es trat, was hier erstrebt ward, immer deutlicher hervor; in Italien wollte sich der Kaiser des eingegangenen Herzogthums Mantua bemeistern (J. 1628). Habsburgische Truppen besetzten auch (J. 1629) Graubündten wieder, und Spanien, welches doch von sich stets überlaut behauptete, daß es nur für den römischen Katholicismus handele, schloß mit den französischen Calviniſten am 3. Mai 1629 im Stillen einen Tractat und sicherte ihnen Subsidien zu, wenn sie gegen die Regierung Louis' XIII. unter den Waffen bleiben würden. Alle diese Dinge hatten Richelieu bald bestimmt, jeden Gedanken an ein Bündniß mit Spanien und Habsburg gegen die protestantischen Mächte fallen zu lassen, indem es ihm nun ganz klar geworden, daß Frankreich betrogen werden sollte [91]). Im J. 1629 ist er völlig entschlossen, gegen Spanien und gegen Habsburg aufzutreten. Der stolze, hochfahrende, gemeinlistige Olivarez hat ihn, den klugen Richelieu, überlisten wollen; er soll es bitter empfinden. Mantua ward nun den Spaniern und den Habsburgern entrissen [92]), Gustav Adolf aus Schweden herangezogen, um dem Kaiser in Teutschland entgegenzutreten. An den Vorgängen der nächsten Jahre nimmt Spanien keinen ganz unmittelbaren Antheil, soweit sie in Teutschland spielen. Nicht ganz gern scheinen Olivarez und Philipp IV. es gesehen zu haben, daß Ferdinand II. sich durch Wallenstein ein gar so furchtbares Heer gebildet hatte. Die beiden Linien des Gesammthauses standen zwar in dem Kampfe zusammen, aber keineswegs mit gegenseitiger Hingebung und Aufopferung. Im Gegentheil scheint Jeder zu fürchten, daß er von dem Andern übermeistert werden sollte. Indessen erscheinen spanische Truppen öfter während des Kampfes in Teutschland, um die Kaiserlichen gegen die Schweden und ihre Bundesgenossen zu unterstützen.

Seitdem nun Richelieu eine bestimmte und feste Stellung gegen die Entwürfe von Spanien-Habsburg genommen, war das spanische Cabinet unablässig bemüht, innere Unruhen in Frankreich anzuspinnen, durch welche zunächst Richelieu gestürzt werden sollte; den schwachen König Louis XIII. hoffte man leicht zu einem Benehmen, welches jene Entwürfe nicht durchkreuzte, zu bestimmen. Die Königin-Witwe Maria de' Medici, die Königin Anna, des Königs Bruder Gaston d'Orleans, ergrimmt, daß sie durch Richelieu von der Leitung der Dinge völlig ausgeschlossen, ein Theil des hohen französischen Adels, Alles war Richelieu so schon zuwider. Die spanische Politik hatte daher hier nur nöthig anzuregen und zu treiben. Aber der gewaltige Gegner widerstand nicht minder der List als der Gewalt. Wenn Gaston d'Orleans im J. 1632 offen zu den Waffen griff, so blieb es nicht minder umsonst als die frühern Versuche der Cabale und der Intrigue. Der Bruder des Königs mußte zu den Spaniern flüchten, Richelieu bewog ihn indessen doch im J. 1634 nach Frankreich zurückzukommen und sich mit seinem königlichen Bruder und ihm auszusöhnen. Er wollte den gefährlichen Gaston d'Orleans, der damals, weil die Königin Anna noch keine Kinder geboren, selbst als Thronfolger Frankreichs anzusehen war, nicht bei den Spaniern lassen, die den Schwachen leicht als ihr Instrument benutzen konnten [93]). Cabalen und Intriguen erscheinen damals als die Lieblingsbeschäftigung des spanischen Hofes. Durch diese gedenken sie die großen Dinge zu erreichen, zu denen ihnen sonst die Kraft gebricht. Sie haben aber an Richelieu ihren Mann gefunden. Dieser hatte bald Alles gegen den spanischen Riesen, der aber am Geiste schon zum Pygmäen geworden, was er erreichen wollte, erreicht. In Teutschland sind dem Kaiser durch die Schweden und durch die Protestanten die Hände gebunden, Ferdinand II. wird das nicht erlangen können, was er am Anfange dieser Bewegungen zu erlangen gehofft.

Sowie Richelieu sah, daß der Kaiser sattsam beschäftigt, beschloß er sich gegen Spanien zu wenden. Die Zeit ist gekommen, wo das Spiel herumgewendet werden kann. Einst gedachte, und nicht ohne Aussicht auf Erfolge, Spanien den französischen Staat herunterzubringen und wo möglich zu ruiniren. Darüber hat Spanien sich in sich selbst aufgezehrt. Es ist nun Zeit den alten Feind nicht allein zu demüthigen, es ist auch starke Hoffnung da, daß man ihn zum Theil wird verschlingen können. Sittliche Gedanken sind früher nicht in Spanien gegen Frankreich gewesen, sittliche Gedanken sind von nun an ebenso wenig in Frankreich gegen Spanien zu finden. Diese ganze romanische Welt kennt die Sittlichkeit überhaupt nicht. Nach dem ganzen Lebensgeiste, welcher in ihr ist, muß Richelieu beurtheilt werden. Schon am 8.

90) *Sismonde de Sismondi*, Histoire des Français. T. XXII. p. 576. T. XXIII. p. 42. Leopold Ranke, Fürsten und Völker von Südeuropa. I. S. 520. 91) Mémoires de Richelieu. Lib. XXVI. p. 213. 92) Divers mémoires concernant les derniers guerres d'Italie. (Paris 1669.)

93) *Sismonde de Sismondi*, Histoire des Français. XXIII. p. 251.

Febr. 1635 schloß Frankreich eine Allianz mit der niederländischen Republik. Als ein Hauptzweck der Föderation ward die Vertreibung der Spanier aus den südlichen Niederlanden, welche mit gemeinschaftlichen Kräften bewerkstelligt werden sollte, hingestellt. Nach ihrer Vertreibung sollten die spanischen Niederlande zwischen Frankreich und der Republik getheilt werden. Kurze Zeit darauf erklärte Frankreich den Krieg an Spanien (26. Mai 1636). Gleich darauf schloß Richelieu einen zweiten Tractat am 11. Juli 1636 mit Savoyen, Parma und Mantua, um die spanischen Besitzungen in Italien anzugreifen. Freilich führten verschiedene Umstände herbei, daß diese Bündnisse nicht so gefährlich für Spanien wurden, als sie zuerst werden zu müssen schienen, da die kleinen Staaten wieder nicht ohne Mistrauen gegen die französische Politik waren. Trotz mehrer Niederlagen behaupteten sich die Spanier doch sowol in den Niederlanden als auch in dem obern Italien, wo sie durch den Herzog von Savoyen angegriffen wurden. Ein französisches Heer, das im J. 1638 in Spanien selbst eingedrungen, mußte doch mit Schimpf und Schande zurückweichen. Zur See aber und in den Colonien erlitt die spanische Monarchie um diese Zeit die empfindlichsten Verluste. Die niederländische Republik hatte im J. 1637 unter Johann Moritz von Nassau-Oranien eine große Expedition zur Erweiterung ihrer Eroberungen in Brasilien ausgerüstet. Allmälig ging die ganze Küste von San-Salvador bis an die Mündung des Amazonenflusses verloren [93]). Schmerzlich und tief empfand es die portugiesische Nation, wie ihre Vereinigung mit Spanien noch dahin führen mußte, daß ihre frühern Eroberungen zum Theil verloren gingen, daß ihr alter Ruhm sank. Philipp IV. wendete unermeßliche Summen auf die Vertheidigung Brasiliens, aber Alles, was von Spanien aus geschah, geschah mit Ungeschick und Unverstand, und darum blieb es wenigstens zum Theil erfolglos. Der große Sieg, welchen der niederländische Admiral Tromp am 21. Oct. 1639 über die spanische Flotte unter Don Antonio de Oquendo errang, sicherte das Übergewicht der Niederländer zur See über Spanien. Wie im Westen, so erlitt auch im Osten die spanische Monarchie schwere Verluste; Malakka, Ceylon, die Molukken fielen in die Gewalt der Niederländer.

Aber viel ärgere Verluste bedrohten die spanische Monarchie in Europa, ja einen Augenblick schien es, als müsse sie aus einander gehen. Der Unverstand des Ministers Olivarez und Philipp's IV. wollte die Monarchie fast dem Untergange entgegenführen. Die Provinz Catalonien hatte große Anstrengungen gemacht, um Brasilien, welches die Franzosen im J. 1639 angriffen, zu vertheidigen [94]). Selbst ihre Privilegien hatten die Catalonier hintangesetzt, um das gemeinschaftliche spanische Vaterland zu retten. Indessen bemeisterten sich die Franzosen doch am Anfange des J. 1640 der Festung Salves, und der Graf von Santa Colonna, Vicekönig von Catalonien, war nicht im Stande, sie so schnell wieder zu erobern, als der Hof es verlangte. Es ist wahrscheinlich, daß der thörichte Olivarez meinte, es sei jetzt, da sich der Krieg in diese Gegenden gezogen, eine bequeme Zeit mit den alten Rechten und Freiheiten Cataloniens ebenso zu Ende zu kommen, wie Philipp II. mit den Freiheiten und Rechten Aragoniens zu Ende gekommen war. Olivarez und Philipp IV. selbst gaben dem Vicekönige von Catalonien das ausdrückliche Gebot, alle Rechte der Provinz mit Füßen zu treten, in jeder Weise Geld und Menschen für den Krieg zusammenzupressen, jeden, der irgend einen Widerstand zeigen würde, besonders die Stadtmagistrate, ohne Weiteres in Verhaft zu nehmen und sich der Stadteinkünfte zu bemeistern. Dieses Gebot ward von dem Vicekönige mit pünktlicher Strenge vollzogen. Die kleine Festung Salves ward wieder erobert, und nun ein aus Neapolitanern und Castiliern bestehendes, von Philipp Spinola befehligtes Heer nach Catalonien in die Winterquartiere verlegt. Wahrscheinlich hatten die Generale und Hauptleute im Stillen Winke empfangen, daß sie den Soldaten alle mögliche Ausschweifungen durch die Finger sehen sollten, da der Hof von Madrid, wie es scheint, einen Aufstand haben wollte, um einen Vorwand zur Vernichtung der Freiheiten und Rechte Cataloniens zu gewinnen. Die fremden Truppen verbreiteten sich sofort mit Raub, Mord, Brand und Nothzucht über das Land. Der Vicekönig Santa-Colonna mußte allen Gerichten verbieten, Klagen gegen die Truppen anzunehmen. Auf eine nichtswürdigere Art und Weise konnte aller Sittlichkeit nicht Hohn gesprochen werden, als es in Catalonien von der Regierung Philipp's IV. geschah.

Es brachte nun dieses Verfahren den Aufstand, den Olivarez erzeugen wollte, wirklich hervor, nur hatte sich der Minister in der Kraft und Stärke desselben verrechnet; denn er hatte wahrscheinlich darauf gezählt, daß die im Lande befindlichen fremden Truppen Alles leicht würden niederdrücken können. Am 7. Juni 1640 insurgirte sich Barcelona, die fremden Truppen wurden niedergehauen oder vertrieben, Santa-Colonna selbst von der Volkswuth geopfert. Nach dem Aufstande von Barcelona folgte das ganze Land und bald war es von den fremden Drängern gereinigt. Indessen waren die Catalonier zuerst nicht gesonnen, von der spanischen Monarchie abzufallen. Die Deputation der Cortes berief sogleich die Cortes nach Barcelona. Fast alle Geladene erschienen. Die Versammlung wandte sich mit Klagen über die gebrochenen Freiheiten an den König. Olivarez gab, um Zeit zu gewinnen, einige schöne Worte; unterdessen wurden so viele Truppen als möglich zusammengezogen. Bald mußten die Catalonier erfahren, daß sie von Aragonien und von Valencia her mit einem schweren Angriff bedroht wären. Francisco de Villaplana ward nun von den Cortes an König Louis XIII. von Frankreich gesendet. Am 16. Dec. 1640 schloß Frankreich zuerst eine Allianz mit dem Fürstenthume Catalonien. Einige französische Truppen trafen

---

94) *Alphonse de Beauchamp*, Histoire du Brésil. IIt. p. 76.

95) Historia de los movimientos, separacion y guerra de Cataluna, por *D. Francisco Manuel de Melo*. Annales de Cataluna, por *D. Narciso de la Peña y Farel* 1709. Epitome de los principios y progressos de las guerras de Catalunna en los annos 1640 y 1641. *Luca Assarino*, Delle Revolutioni di Catalogna con le annotationi dal *Alberto Carozano* 1647.

in Barcelona ein. Es war um dieselbe Zeit, wo der neue Vicekönig de los Velez unter furchtbaren Grausamkeiten den Krieg gegen die Catalonier begann. Der Hof von Madrid hatte es nicht der Mühe für werth gehalten, den Catalonierm auch nur zu versprechen, daß die Landesfreiheiten in Zukunft geachtet werden sollten. Tortosa und Tarragona wurden der gemeinen Sache ungetreu und überlieferten sich dem Feinde, Barcelona hatte schon die Ankunft der königlichen Truppen unter seinen Mauern zu fürchten. In dieser Bedrängniß wählten die catalonischen Cortes in Übereinstimmung mit dem Senate der Hundert von Barcelona König Louis XIII. von Frankreich zum Grafen und Herrn von Catalonien. Sie erklärten dabei Philipp IV. für abgesetzt, weil er seines Schwures, die Landesprivilegien zu achten, vergessen. Diese Wahl geschah fast in dem Augenblicke, wo das königliche Heer einen Angriff auf Barcelona wagte, der schimpflich zurückgewiesen ward (Februar 1641). Auf länger als zehn Jahre nahm der catalonische Krieg einen großen Theil der Kräfte Spaniens in Anspruch.

Mit allen hochfliegenden Planen Philipp's IV. war es nun zu Ende. Es galt nicht mehr die Welt zu erobern, sondern es galt die Monarchie vom Untergange zu retten, denn unmittelbar nach dem catalonischen Aufstande regten sich auch Andalusien und die baskischen Provinzen; Portugal aber setzte sich wirklich in Freiheit. Richelieu ließ schon seit geraumer Zeit alle Minen springen, um die spanische Monarchie wo möglich aus einander zu sprengen. Schon im J. 1638 befanden sich französische Agenten in Portugal, um eine Revolution gegen Spanien zum Ausbruche zu bringen. Kaum war es nöthig, den portugiesischen Nationalgeist noch durch künstliche Mittel gegen Castilien in Bewegung zu setzen. Zu grausam und blutsaugerisch war Portugal von Spanien behandelt worden [96]). Der spanische Regierungsgrundsatz, die abhängigen und eroberten Länder auszusaugen und zu erschöpfen, damit sie der Unabhängigkeit nicht gedenken könnten, war mit besonderer Wuth gegen Portugal angewendet worden, weil man hier den stärksten Nationalsinn und Unabhängigkeitsgeist zu vertilgen hatte. Aus Portugal war nicht allein Geld, sondern überhaupt Alles, was fortgeschleppt werden konnte, geführt worden. So waren allein 20881 metallene Kanonen nach Castilien gebracht. Während das Land überhaupt methodisch ausgesaugt ward, mußte die portugiesische Nation sich in jeder Beziehung auf das Bitterste verhöhnt sehen, weltliche und kirchliche Ämter Portugals kamen fast nur an Spanier, und es ward mit den Stellen in Portugal der gemeinste und unwürdigste Handel zu Madrid getrieben, alle den Portugiesen gethanen Versprechungen wurden auf das Nichtswürdigste gebrochen, und für alle Opfer muß Portugal noch gewahren, daß die elende spanische Regierung nicht einmal Colonien und Handel beschützen kann. Holländer und Franzosen bereicherten sich an den portugiesischen Prisen. Betrachtete man die Rechte Philipp's II. auf Portugal als nichtig, und die Portugiesen mußten unter diesen Umständen wol geneigt sein, sie als nichtig zu betrachten, so hatte das eingeborene, mächtige Haus Braganza die nächsten Ansprüche auf den portugiesischen Thron. Der Herzog Johann von Bräganza stand wahrscheinlich durch seinen Vertrauten, Pinto Ribeiro, schon seit geraumer Zeit mit Richelieu und mit mehren Misvergnügten in Portugal selbst für den Zweck einer Bewegung gegen die spanische Tyrannei in Verbindung. Aber erst der Aufstand der Catalonier befestigte die gefaßten Entschlüsse und führte einen raschen Ausbruch herbei. Olivarez glaubte Vorsichtsmaßregeln gegen den hohen portugiesischen Adel anwenden zu müssen. Der Herzog von Braganza und die Häupter des portugiesischen Adels wurden unter dem Vorwande, daß sie den König gegen die empörten Catalonier unterstützen sollten, nach Madrid geladen. Die eigentliche Absicht war aber wol, sie in Castilien als Geiseln festzuhalten. Schon früher und mehr als einmal war versucht worden, den Herzog aus Portugal herauszulocken und ihn in die Gewalt zu bekommen. Johann von Braganza hatte zwar nicht eben viel Muth, aber viel Klugheit und Geschick. Pinto Ribeiro setzte sich mit Almeida, Mendoza, Dalmata, Mello und dem Patriarchen von Lissabon in Verbindung. Man mußte einen raschen Ausbruch wagen, um den Herzog zu retten, der als die Hauptstütze der portugiesischen Nationalität angesehen werden konnte. Johann hielt die Regierung zu Madrid mit Versprechungen, mit Anstalten zu seiner Abreise nach Castilien hin, bis die Vorbereitungen des Ausbruches vollendet waren. Man kann es auf der einen Seite allerdings als einen starken Beweis des portugiesischen Volksgeistes ansehen, daß sich kein Verräther unter den mehren hundert Personen fand, auf der andern Seite aber ist das Factum, daß die spanische Regierung von dem Dasein einer solchen Verschwörung gar Nichts bemerkte, gewiß auch ein schlagender Beweis von der Thorheit und Verblendung derselben. Der Ausbruch erfolgte am 1. Dec. 1640, und so einmüthig erhob sich Portugal, daß binnen 14 Tagen die Castilier das ganze Land verloren hatten. Derselbe Eifer gegen Spanien zeigte sich in allen portugiesischen Colonien. Binnen kurzer Zeit waren sie mit höchst unbedeutenden Ausnahmen für Philipp IV. verloren. Geraume Zeit soll der König der einzige Mensch in Spanien gewesen sein, der von Portugals Abfall Nichts gewußt. Endlich, wird erzählt, theilte ihm Olivarez die Nachricht mit lächelndem Munde mit, behauptend, daß dieser Abfall, in dessen Folge Johann von Braganza von den Cortes in Lissabon (Jan. 1641) als König ausgerufen worden, ein Glück sei, da nun die ungeheuren Besitzungen der Braganzas der Krone verfallen wären. Diese alberne Prahlerei rächte sich bald. Spanien, durch den Krieg mit Frankreich und den Niederlanden, durch den Aufstand Cataloniens beschäftigt,

96) Lusitaniae libertas ab injusto Castellanorum dominio restituta per *D. Antonium de Sousa de Macedo*. 1644. Reduccion y restitucion del regno do Portugal a la casa de Braganza, por *J. B. Morel*. 1668. Historia de Portugal restaurado, escrita por *D. Luiz de Meneses Conde da Ericeira*. 1679. Historia della disunione dal regno di Portogallo dalla corona di Castiglia. Scritta dal Dott. *G. B. Birago*. 1647. Bellum Lusitanum ejusque regni separatio a regno Castellensi, Auctore *Cajetano Passarello*. 1684.

war gar nicht im Stande, fing es auch sogleich Krieg mit dem neuen König von Portugal an, diesen ernsthaft und so, daß ein Erfolg hätte erwartet werden können, zu führen. Mehr als einmal ward selbst das spanische Gebiet von den Portugiesen heimgesucht.

Die spanische Monarchie stand schon damals nahe an dem Rande des Unterganges, und es war auch nicht die eigene Kraft, die sie noch rettete, sondern nur die Gunst zufälliger Verhältnisse. Richelieu, welcher sogleich eine Allianz mit Johann IV. von Portugal geschlossen, der entschiedenste Feind Spaniens, der Mann, in dem es fester Entschluß war, Spanien zu ruiniren, starb am 4. Dec. 1641. Mazarin, welcher von Louis XIII. an die Spitze der Staatsgeschäfte gestellt ward, wollte zwar ein Richelieu sein, war aber in der That noch lange keiner. Ein noch größeres Glück für die Dynastie von Spanien war der nicht lange nach Richelieu's Ableben eintretende Tod Louis' XIII. von Frankreich (14. Mai 1643). Hierdurch gelangte Anna, die Tochter Philipp's III. von Spanien, zur Regentschaft für ihren unmündigen Sohn Louis XIV. Mehr als einmal war die Königin Anna von Richelieu des geheimen Einverständnisses mit Spanien überwiesen worden. Louis XIII. hatte noch sterbend das größte Mistrauen in sie gesetzt, und gefürchtet, daß sie, die spanische Königstochter, als Regentin nicht vergessen würde, daß spanisches Blut in ihr fließe. Allerdings wird nun der Krieg gegen Spanien unter Anna's Regentschaft fortgesetzt, allerdings werden von Anna und Mazarin Richelieu's Gedanken an Frankreichs Glanz und Größe nicht aufgegeben, aber aufgegeben wird Richelieu's starker und bestimmter Entschluß, auf Spaniens Ruin hinzuarbeiten. Wie könnte Anna, die Tochter Philipp's III. und die Enkelin Philipp's II., auf den Untergang ihres Hauses hinarbeiten! Man kann nicht umhin, diesen Umständen die Errettung Spaniens besonders zuzuschreiben, obwol freilich auch noch andere Dinge hinzugetreten sind. Der teutsche Krieg, welcher bis zum J. 1648 fortdauerte, fesselte die französische Macht, daß sie sich nicht mit ganzem Gewicht auf Spanien werfen konnte. Dann bildeten die Unruhen der Fronde, welche sich zwischen den J. 1648 bis 1651 bewegten, für Frankreich ein mächtiges Hinderniß einer solchen Bekämpfung Spaniens, wie sie Richelieu, wenn es ihm möglich gewesen, versucht haben würde.

Indessen waren die Franzosen am Lebensende Louis' XIII. aus Catalonien in Aragon eingedrungen, und am Regierungsantritte Louis' XIV. gewann der Prinz von Condé die glänzende Schlacht bei Rocroy in den Niederlanden über die Spanier. Kein Fehler, den Olivarez bis jetzt begangen, war im Stande gewesen, Philipp IV. die Augen über seinen Minister zu eröffnen. Vergebens strengte sich die Königin Elisabeth (von Frankreich), die Tochter Heinrich's IV., vergebens strengte sich der österreichische Gesandte, der im Interesse des Gesammthauses eine kräftigere Benutzung der Mittel Spaniens wollte, an, den ganz unfähigen Günstling zu stürzen. Erst als Olivarez auch die Amme des Königs beleidigte, führte er seinen Sturz bei dem Könige herbei, der am 17. Juni 1643 dem Minister anzeigte, daß er künftig selbst regieren werde [97]). Dem gefallenen Günstling, der sich vergebens durch die niedrigsten Kniffe zu halten trachtete, wurden seine Güter als Exil angewiesen. Er wäre im J. 1645 beinahe vor die Inquisition gestellt worden, kam aber doch noch mit der bloßen Angst davon [98]). Mit dem Selbstregieren Philipp's IV. war es freilich Nichts; die Leitung der Dinge kam an Don Luis de Haro, einen Neffen des gestürzten Olivarez, der weniger selbstsüchtig und grausam als dieser, aber ebenso kenntnißlos und ungeschickt war. Einmal indessen zeigte sich der König doch jetzt bei seinem Heere. Die Franzosen unter La-Mothe-Houdancourt versuchten es in Aragonien zu einer ähnlichen Revolution wie in Catalonien zu bringen. Es war unabweisbar nothwendig, sie zu verdrängen, wenn die Monarchie nicht in Stücken gehen sollte. Der Kaiser sendete den General Piccolomini; Philipp IV. erschien bei dem Heere in Aragonien, und es gelang, die Franzosen nach Catalonien zurückzudrängen. In der Noth fing nun Spanien auch an, eine andere Sprache mit den Catalanen zu reden. Die wilden und empörenden Grausamkeiten wurden eingestellt, ja den in Aragonien zu Gefangenen gemachten Catalanen das Leben geschenkt, und ihnen dabei erklärt, daß der König keinen Krieg mit seinen Unterthanen führe. Bald darauf fällt Lerida in die Hände der Spanier zurück, die nun in Catalonien wieder festen Fuß faßten. Offenbar betreibt Anna den Krieg in Catalonien, der ihres Bruders Reich erschüttern konnte, mit großer Lässigkeit, wenn er auch um der Franzosen willen nicht völlig aufgegeben werden durfte. Die Catalanen fingen an etwas davon zu gewahren, daß sie, wenn auch nicht von den Franzosen, doch von der jetzigen Regierung Frankreichs aufgeopfert werden sollten. Darum dachten sie wieder an Spanien. Schon im J. 1646 ward in Barcelona eine Verschwörung zu Gunsten Spaniens entdeckt.

So mußten eigenthümliche und blos zufällige Verhältnisse dazu dienen, die spanische Monarchie zu erhalten, obwol dieser Riesenkörper noch von zwei Revolutionen in den italienischen Landen erschüttert ward. Es ist kaum etwas Entsetzlicheres als das spanische Gouvernement in Italien zu denken. Das Aussaugesystem der Regierung war beinahe noch das kleinste Übel, welches von den Spaniern nach Italien gebracht worden war. Das spanische Italien ward das Paradies der Banditen, das Feudalwesen wachte zu neuer Härte auf; denn die spanische Regierung glaubte den Adel für so viele Verluste, die es demselben brachte, dadurch entschädigen zu müssen, daß es ihm gestattete, das gemeine Volk ungehindert zu mishandeln. Eine Gerechtigkeitspflege gab es eigentlich im spanischen Italien nicht, es gab nur eine Anstalt, die mit verruchter Grausamkeit das Verbrechen verfolgte, im Übrigen aber in allen Stücken käuflich war. Unter Philipp II. und Philipp III. waren die italienischen Provinzen im Vergleich mit dem, was sie unter Philipp IV. dulden mußten, noch mit Milde behandelt worden. Die Er-

97) La disgracia del conte d'Olivarez di *Ferrante Pallavicino*. 1673. 98) *Llorente*, Histoire de l'Inquisition d'Espagne. III. p. 475.

Digitized by Google

schöpfung des eigentlichen Spaniens nöthigte theils die Regierung Italien zu stärkern Leistungen heranzuziehen, theils erhielt die Raubsucht der spanischen Vicekönige unter der immer schwächer werdenden Regierung auch immer freieres Spiel. Der Marquis de los Velez, Vicekönig von Sicilien, ergriff in einer Hungersnoth, welche das ausgesaugte Sicilien drückte, theils so harte, theils so thörichte Maßregeln, daß die Preise der Lebensmittel zu einer enormen Höhe stiegen. Die Stadt Palermo erhob sich zuerst am 20. Mai 1647 gegen den Vicekönig und die schlechte spanische Regierung. Joseph de Lesi trat an die Spitze des Volkes und suchte die Insurrection zu einer höhern Bedeutung zu erheben. Unter seiner Leitung stellte Palermo bestimmte Anfoderungen an Spanien; Wiederherstellung der Privilegien, welche der Insel Sicilien von den aragonischen Königen gegeben worden, Abschaffung aller Abgaben, welche erst nach der Zeit Karl's V. eingeführt worden, Ausschließung der Spanier von den Stellen, Entfernung der spanischen Truppen, wurden von der Regierung Philipp's IV. begehrt. Bald folgten die Städte Catana, Trapani, Agrigente, Syrakus und andere dieser Bewegung. Indessen sollte dieser Aufstand Siciliens gegen die spanische Herrschaft gleich in seinem ersten Keime wieder erdrückt werden. Mehre Umstände kamen hier den Spaniern zu Hilfe. Es fand in Sicilien keine Neigung für die Franzosen statt, Joseph de Lesi aber, einen Schutz gegen Spanien suchend, trat mit Paul, dem Befehlshaber einer französischen Flotille, die in den sicilischen Gewässern kreuzte, in Verbindung. Joseph de Lesi schadete sich hierdurch in den Augen des Volkes von Palermo. Es kam hinzu, daß Messina, in steter Feindschaft mit Palermo, den Spaniern treu geblieben, daß der gesammte Adel der Insel, die Volksbewegung fürchtend, sich eng an den Vicekönig anschloß. Auch der ganze Klerus ergriff wider die Revolution Partei. Nicht ganz umsonst zeigte Spanien die unbedingteste Hingebung an die heilige Kirche, diese mußte ja die Erhaltung einer Macht wünschen, welche sich ihr so unbedingt zu eigen gemacht. Da nun Joseph de Lesi in Palermo noch eine strenge Ordnung einführen wollte, an welche das wüste Volk nicht gewöhnt war, so brach in der Stadt eine Contre-Revolution aus, bei welcher der Befreier am 22. Aug. 1647 erschlagen ward. Hiermit war Alles geändert; Spanien gab einige Versprechungen, die nachmals treulos gebrochen wurden, und die Städte Siciliens kehrten unter seine Herrschaft zurück.

Gefährlicher für Spanien drohete ein zweiter Aufstand zu werden, der fast unmittelbar auf die Ereignisse in Sicilien folgte [99]). Die spanische Regierung in dem Königreiche Neapel, welche von Rodrigue Ponce de Leon, Herzog von Arcos als Vicekönig (seit dem J. 1646) vertreten ward, war weiter Nichts als ein wohlorganisirtes Raub- und Plünderungssystem, welches so wüthete, daß binnen kurzer Zeit aus Apulien und Calabrien 30,000 Menschen auf das türkische Gebiet auswanderten, da die Tyrannei der Ungläubigen viel erträglicher schien, als die Tyrannei der Spanier, welche sich die Hauptstützen der heiligen Kirche nannten. Klerus, Adel und Vicekönig theilten sich in die Früchte dieser Tyrannei; den besten Theil aber behielten die Spanier für sich. Arcos hatte Alles besteuert, was sich besteuern ließ, nur die Früchte waren noch übriggeblieben, das Lebensmittel der Aermsten und Geringsten. Als nun auch diese mit einer schweren Steuer belegt worden, welche von den Spaniern, wie gewöhnlich, mit unerbittlicher Grausamkeit eingetrieben ward, brach das gemeine Volk von Neapel am 7. Juli 1647 gegen das blutsaugerische Gouvernement los. Der Fischer Thomaso Anello trat an die Spitze. Sein Weib hatte wegen eines Vergehens bei der neuen Steuer acht Tage in Haft gesessen und er hatte ihre Freiheit nur dadurch erlangt, daß er eine Strafe gezahlt, die ihn an den Bettelstab gebracht hatte. Thomaso, von dem Volke zum Hauptmann ernannt, begehrte dennoch zuerst auch weiter Nichts als die Bestätigung der Privilegien Kaiser Karl's V., die Abschaffung der drückenden Steuern und eine allgemeine Amnestie. In solchen Fällen suchen sich die Spanier durch Meuchelmord oder durch Gift zu helfen. Arcos versuchte erst den Volkshauptmann erschießen zu lassen, als es jedoch mislang, bewilligte er dessen gerechte Foderungen, ließ ihm aber dabei höchst wahrscheinlicher Weise ein Gift, das seinen Verstand verwirrte, beibringen. Als Thomaso durch eine Menge wahnwitziger Gebote das Vertrauen und die Achtung des Volkes verloren, ließ der Vicekönig ihn niederhauen. Indessen erfolgte bald darauf, da das Gouvernement seine Bedrückungen von Neuem begann, ein zweiter Aufstand (21. Aug. 1647). Arcos bestätigte in der Noth die Privilegien zum zweiten Male. Bald darauf aber landete unter Don Juan, einem unehelichen Sohne Philipp's IV., am 4. Oct. 1647 eine spanische Flotte. Dem Volke ward verkündet, daß Don Juan die Bestätigung der Privilegien vom Hofe bringe, worauf es die Waffen vertrauensvoll niederlegte. Nun stürzten sich die spanischen Truppen gleich wilden Thieren auf die wehrlose Bevölkerung, um sie zu vernichten. Aber der elende Verrath kam den Spaniern theuer zu stehen. Es entspann sich ein rasender Kampf in den Straßen der Stadt, der mehre Tage dauerte. Aus den benachbarten Städten und Provinzen kamen bewaffnete Haufen dem Volke von Neapel zu Hilfe. Die Spanier mußten endlich die Stadt räumen, und Don Juan kehrte beschämt nach Spanien zurück. Gennaro Arnese, der Waffenschmied, während dieser Bewegungen zum Volkshauptmann ernannt, ließ darauf die Republik in Neapel proclamiren; der französische Prinz Heinrich von Guise ward als Protector dieser Republik herbeigerufen. Er kam mit der Hoffnung, sich hier ein Königreich zu schaffen. Der Herzog verjagte nun zwar die

99) Relatione delle rivolutioni popolari successe nel destritto e regno de Napoli raccolta dal *Liponori*. 1648. Le rivolutioni di Napoli descritte dal *Alessandro Giraffi*. 1648. *Rafael de Turri*, Lib. VI. dissidentis, desciscentis, receptaeque Neapoleos. 1651. Tumultos de la ciudad y Regno de Napolis por *Don Pablo Antonio de Tarsia*. 1670. Narrazione giornale dell' ultime revoluzioni di Napoli, scritta da *Agostino Nicolai*. 1660. Partenope liberata di *Gioseppe Donzelli*. 1647. *Botta*, Storia d'Italia. V. p. 305—384.

Spanier aus fast allen Punkten des Reiches Neapel, aber der französische Hof ließ ihn ohne alle Unterstützung. Es erschien zwar unter dem Herzog von Richelieu einmal eine große Flotte in der Bai von Neapel, aber sie segelte wieder ab, ohne das Mindeste gethan zu haben. Offenbar will Anna von Frankreich nicht die Hände zur Auflösung des Reiches ihres Bruders bieten. Hätte Richelieu noch gelebt, so würde Italien für Spanien jetzt sicher verloren gegangen sein. Es kam hinzu, daß Eifersucht und Zwistigkeiten sich zwischen den Herzog von Guise und Gennaro Arnese stellten, welche der Graf von Ognate, den Philipp IV. nach Entfernung des Herzogs von Arcos, als Vicekönig von Neapel bestellt, schlau zu benutzen verstand. Gennaro's Verrath eröffnete den Spaniern die Thore der Hauptstadt wieder (1648), der Herzog von Guise ward gefangen, und wilde Grausamkeiten lehrten den Gehorsam unter die spanische Tyrannei wieder. Sie tödteten nicht allein Alle, die einen Antheil an der Revolution genommen, sondern auch deren Kinder. Viele von diesen Kindern wurden wenigstens entmannt.

Während dieser Erschütterungen des Staates selber hatten nun die verwegenen Hoffnungen, welche im J. 1621 auf neuen Glanz und neue Größe gefaßt worden, insgesammt aufgegeben werden müssen. Schon im J. 1648 war Spanien mit der niederländischen Republik über die wichtigsten Friedenspunkte einig. Der wirkliche Abschluß des Friedens stieß sich nur daran, daß die Republik durch Verträge gebunden war, nicht ohne Frankreich zu tractiren. Da aber eine Verständigung zwischen Frankreich und Spanien durchaus nicht zu gewinnen war, schloß die Republik am 30. Jan. 1648 ihren Definitivfrieden mit Spanien allein ab. Spanien wollte Portugal nicht anerkennen, Frankreich Catalonien nicht herausgeben, wenigstens nicht ohne Entschädigung; denn so französisch war Anna doch geworden, daß sie Spaniens Macht zu Gunsten Frankreichs mindern, wenn auch nicht vernichten wollte. Also verharrten Spanien und Frankreich doch noch in Krieg gegen einander, obwol sich sonst in Europa im J. 1648 der ungeheure Kampf, welcher im J. 1620 emporgelodert, endete. Der Ausbruch der Unruhen der Fronde in Frankreich, der in demselben Jahre noch erfolgte, brachte Spanien in eine glückliche Situation hinein. Man konnte in Catalonien, Italien und den Niederlanden wieder die Offensive ergreifen. Don Luis de Haro beobachtete während der Stürme in Frankreich ein vorsichtiges Betragen. Die Häupter des unzufriedenen französischen Adels, die Condé, La Force, Bouillon, La Rochefoucault u. a. wurden zwar unterstützt, aber nicht weiter, als es nöthig schien, um die innern Bewegungen in Frankreich so lange zu erhalten, als es für Spanien vortheilhaft war. Allmälig gewannen die Spanier fast alles Verlorengegangene wieder. Es war hier von besonderer Wichtigkeit, daß sie sich wieder zu Meistern von Catalonien zu machen vermochten. Die französischen Truppen in Catalonien blieben während des Bürgerkrieges in Frankreich fast ganz vergessen. Die Catalonier konnten die Last des Krieges allein kaum tragen. Es kam hinzu, daß die Franzosen sich in Catalonien mit Stolz, Übermuth und Härte benahmen. Die Entscheidung ward dadurch herbeigeführt, daß Marsin, der französische Befehlshaber in Catalonien, im J. 1652 den besten Theil seiner Truppen nach Frankreich zurücksandte, um den Prinzen von Condé gegen Anna und Mazarin zu unterstützen. Nun vermochte Don Juan am 15. April 1653 Barcelona einzuschließen. Die französische Besatzung ward zur Capitulation genöthigt (13. Oct. 1653). Philipp IV. bestätigte indessen den Catalanen alle ihre alten Rechte und Privilegien.

Nachdem die Bewegungen der Fronde vorübergegangen, drohte freilich eine nicht geringe Gefahr Spanien dadurch, daß Mazarin den Lord-Protector Cromwell von England zur Theilnahme an diesem Kriege gegen Philipp IV. bestimmte. Spanien verlor so im J. 1655 die schöne Insel Jamaica an England. Ein Versuch, sie im J. 1658 wieder zu gewinnen, scheiterte völlig. Indessen wandelte sich die französische Politik um; man entschloß sich, den Weg nach Spanien auf einem andern, friedlichern Wege anzubahnen. Die erste Gemahlin Philipp's IV., Elisabeth von Frankreich, war im J. 1645 gestorben und der König hatte sich im J. 1649 in zweiter Ehe mit einer Tochter Kaiser Ferdinand's III. vermählt. Aus dieser Ehe war ein schwacher Knabe geboren worden, der nachmalige König Karl II., mit welchem das Haus Kaiser Karl's V. im Mannesstamme ausstarb. Man konnte darauf rechnen und rechnete darauf, daß es mit dem Leben dieses Knaben nicht lange dauern würde. Darum suchte man für den jungen Louis XIV. die Hand Maria Theresia's, der Tochter Philipp's IV. aus seiner ersten Ehe, zu erhalten. Philipp IV. aber gab sie nicht, ohne daß ausgemacht worden, daß Maria Theresia allen Erbansprüchen auf die spanische Monarchie entsagen müsse; Frankreich nahm diese Bedingung mit dem Entschlusse, sich später nicht daran zu kehren, an. Am 8. Mai 1659 schloß Frankreich den pyrenäischen Frieden mit Spanien, und begnügte sich dabei mit der Abtretung von Roussillon und Cerdagne. In Folge dieses Tractats ward Louis XIV. am 9. Juni 1660 mit der Infantin von Spanien verheirathet. So war noch durch ein Zusammentreffen von zufälligen Glücksumständen die spanische Monarchie dem Schicksal, damals schon aus einander zu brechen, entgangen. Die letzten Lebensjahre König Philipp's IV. gingen trübe dahin. Die Noth und das Elend Spaniens lag so klar und unzweideutig da, daß es ihm, dem sorglosesten aller Könige, nicht mehr entgehen konnte. Die Stimmung des Königs trübte sich besonders, wenn er auf seinen Sohn Karl blickte, der nur eine Jammergestalt war. Hierzu kam der schlechte Gang des Krieges gegen Portugal. Nach dem Abschluß des pyrenäischen Friedens hatte Spanien in der Hoffnung, daß nun endlich etwas erreicht werden könnte, die Offensive gegen die Portugiesen ergriffen. Die spanische Armee erlitt aber unter dem Marquis von Caracena die entscheidende Niederlage von Villa-Viciosa (17. Juni 1665). Diese Nachricht brach dem Könige von Spanien das Herz. Philipp IV. starb am 17. Sept. 1665. (*Flathe.*)

Philipp V., König von Spanien, war von den drei Söhnen des Dauphins Ludwig (gest. am 14. April 1711)

Digitized by Google

und der bairischen Prinzessin Maria Anna Christina Victoria, der mittlere, geboren zu Versailles den 19. Dec. 1683, und wurde, zugleich mit seinen Brüdern, den 18. Jan. 1687 getauft. In der vollständigen Unbedeutendheit, zu welcher er durch Natur und Erziehung verurtheilt [1]), hatte er das Alter von 17 Jahren erreicht, als er durch das Ergebniß französischer Intriguen an dem Hofe von Madrid, durch das Testament Karl's II. zu der Herrschaft über die weiten Reiche des Hauses Habsburg, Karolinischer Linie, berufen wurde. Allerdings mag es als eine unerhörte Anmaßung des Despotismus erscheinen, Völker durch ein Testament vergeben zu wollen, aber das iberische Volk empfand bis zu seiner tiefsten Erniedrigung den Einfluß von 60 Unglücksjahren, und seine Großen hatten sich an Frankreich verkauft, oder fröhnten dem gröbsten Egoismus, oder ergaben sich unmännlicher Verzweiflung um die offenkundige Ohnmacht von Österreich und um das treulose und kindische Verfahren der Seemächte. Wenn bis auf den heutigen Tag König Wilhelm III. von den Geschichtschreibern als der feinste, als der tiefste Politiker gepriesen wird, so geräth man, wenn man sein Verfahren bei der spanischen Erbfolge, die lächerliche Weise, in welcher er sich betrügen ließ, beleuchtet, in Versuchung, von diesen Bewunderern anzunehmen, daß sie nicht wissen, was sie sagen. Das spanische Volk also, vergessend die Drangsal, die seit dreihundert Jahren von den Franzosen ihm angethan worden, und alle die Schelmenstreiche, durch Valesen und Bourboniden an ihm geübt, das spanische Volk ertrug vorerst in stupider Gleichgültigkeit, daß durch das einem sterbenden Blödsinnigen abgedrungene Testament ein Enkel Ludwig's XIV. berufen wurde, die Reiche zu beherrschen, welche zu verderben das unausgesetzte Ziel des Großvaters gewesen war [2]). Der Courier, der einen Auszug aus dem Testamente überbrachte, langte zu Fontainebleau am Morgen des 9. Nov. 1700 an, und sofort trat das geheime Conseil zusammen, um über die Annahme oder Verwerfung des Testaments zu berathschlagen. Viel albernes Zeuch wurde, wie leicht zu denken, gesprochen, und endlich, da für Niemand die Herzensmeinung des Gebieters zweifelhaft war, für die Annahme entschieden. Überhaupt läßt sich eine Familienähnlichkeit der tragischen Posse mit dem Gaukelspiele, was 1808 wegen derselben Krone zu Bayonne getrieben wurde, unmöglich verkennen. Zu Versailles, am 16. Nov. Abends, wurde der Herzog von Anjou von seinem Großvater, und demnächst von dem versammelten Hofe, als König von Spanien begrüßt: „Soyez bon Espagnol," also redete der alte König ihn an, „c'est présentement votre premier devoir, mais souvenez vous que vous êtes né Français, pour entretenir l'union entre les deux nations: c'est le moyen de les rendre heureuses et de conserver la paix de l'Europe." Von diesem Augenblicke an wurde für Se. Maj., König Philipp V., dieselbe Etikette, wie für den König von England, beobachtet, ohne daß sich doch in seiner persönlichen Haltung eine Veränderung ergeben hätte. Sein Lieblingszeitvertreib blieb, so lange er noch in dem Schooße seiner Familie verweilte, mit seinen Brüdern und einigen privilegirten Damen Haschemännchen zu spielen, womit Audienzen und der Empfang von Gratulationen abwechselten. Der erste Präsident des pariser Parlaments hatte nicht verfehlt, wie die Andern, seinen Glückwunsch darzubringen, fügte demselben aber die Erinnerung hinzu, daß der Monarch nicht unterlassen möge, dem in gleicher Lage von König Heinrich III. gegebenen Beispiele nachzufolgen, d. i. sich seine eventuellen Rechte auf den französischen Thron durch eine authentische Erklärung vorzubehalten. Nachdem dem Ceremoniel sein Recht geschehen, am 4. Dec., besprach Philipp V. sich eine längere Zeit unter vier Augen mit seinem Großvater und demnächst in der gleichen Weise mit seinem Vater; es hörten hierauf beide Könige zusammen die Messe, nach deren Schlusse der Wagen vorfuhr. Im Hintergrunde nahm die Herzogin von Burgund Platz zwischen den beiden Königen. Auf dem Vordersitze ließen der Dauphin und dessen beide andere Söhne sich nieder, im Wagenschlage stand auf der einen Seite der Herzog, auf der andern die Herzogin von Orleans. Ein stattliches Gefolge, ein langer Zug von Equipagen, starke Abtheilungen von der Garde hatten sich angeschlossen, und fort ging es durch dichte Volksmassen nach Sceaux, wo man Mittags 1 Uhr eintraf. Hier wurde Abschied genommen — „on les voyait tous pleurer avec amertume" — und damit wol 1½ Stunde zu-

1) Ce cadet avait été élevé dans une dépendance, une soumission nécessaire à bien établir, pour éviter les troubles et assurer la tranquillité de la famille royale. Jusqu'au moment du testament de Charles II. on n'avait pu regarder le duc d'Anjou que comme un sujet pour toute sa vie, qui plus il était grand par sa naissance, plus il était à craindre sous un frère roi tel que je viens de le représenter, et qui, par conséquent, ne pourrait être trop abaissé par l'éducation, et réduit à toute patience et dépendance. Son esprit et tout ce qui en dépend fut donc raccourci et rabattu par cette sorte d'éducation indispensable qui, tombant sur un naturel doux et tranquille, ne l'accoutuma pas à penser ni à produire, mais à se laisser conduire facilement, quoique la justesse fut restée pour choisir le meilleur de ce qui lui était présenté, et s'expliquer même en bons termes quand la lenteur, pour ne pas dire la paresse d'esprit, ne l'empêchait pas, de parler. La grande piété qui lui avait été soigneusement inspirée, et qu'il a toujours conservée, ne trouvant pas en lui l'habitude de juger et de discerner, le rabattit et le raccourcit encore, tellement qu'avec du sens, de l'esprit et une expression lente, mais juste et en bons termes, ce fut un prince fait exprès pour se laisser enfermer et gouverner. 2) S. Simon selbst kann sich der Verwunderung über die Metamorphose nicht entschlagen. Admirons la Providence qui se joue des pensées des hommes et dispose des états. Qu'auraient dit Ferdinand et Isabelle, Charles V. et Philippe II., qui ont voulu envahir la France, à tant de différentes reprises, qui ont été si accusés d'aspirer à la monarchie universelle, et Philippe IV. même, avec toutes ses précautions au mariage du roi et à la paix des Pyrénées, de voir un fils de France devenir roi d'Espagne par le testament du dernier de leur sang en Espagne, et par le voeu universel de tous les Espagnols, sans dessein, sans intrigue, sans une amorce tirée de notre part, et à l'insu du roi, à son extrême surprise et de tous ses ministres, et qui n'eut que l'embarras de se déterminer et la peine d'accepter. Man wird zugeben, daß der Schluß dieser Betrachtung nicht eben geeignet ist, die Ansichten um S. Simon's Glaubwürdigkeit zu unterstützen.

Digitized by Google

gebracht, worauf Großvater und Vater nach Versailles, resp. Meudon, zurückkehrten, Philipp aber in Gesellschaft seiner Brüder die Reise fortsetzte, um in Chartres das erste Nachtlager zu nehmen. Erst am 22. Jan. 1701 wurde St. Jean de Luz erreicht, wo die Brüder schieden, „avec des larmes qui allèrent jusqu'aux cris," indem der König sofort die Bidassoa überschritt, unter dem Jubelgeschrei einer unzähligen Volksmenge, gleichwie schon gegen 4000 Spanier sich in Bayonne eingefunden hatten, um vor allen Anderen dem jungen Gebieter ihre Aufwartung zu machen. Philipp schlief, zum ersten Male auf spanischem Boden, in Irun, wo er auch, sowie er aus dem Wagen gestiegen war, dem in der Pfarrkirche abgehaltenen Te Deum beigewohnt hatte. Den 19. Febr. zog er in Madrid ein, empfangen, begrüßt, theilweise auch geschmäht, von einer unübersehbaren Menschenmenge; der Eindruck aber, welchen die Äußerungen des Misvergnügens hätten hervorbringen können, erstarb alsbald Angesichts der knechtischen Adulation, zu welcher die Großen und die Hofleute, der Cardinal Puertocarrero an der Spitze, sich herandrängten. Daß der Cardinal vorläufig mit der feinsten Aufmerksamkeit behandelt wurde, läßt sich, vermöge der Wichtigkeit der jüngst von ihm geleisteten Dienste, erwarten, allein auch die übrige vornehme Welt fand großes Behagen an dem jugendlichen Könige, der, blond wie seine Großmutter, die Infantin Maria Teresa, und wie Karl II. ernsthaft, schweigsam, abgemessen, förmlich, aber zugleich verbindlich, gar wohl zu seinen Unterthanen paßte. Daß er nicht einmal der Landessprache mächtig, ein solches Gebrechen blieb an dem in Ceremonien und Nichtigkeit versunkenen Hofe unbemerkt, oder verlor wenigstens alle Bedeutung, sobald der König die Nationaltracht, vor allen die Golilla, sich zugelegt hatte. Bereits begann eine dreifache Camarilla sich in die Geschäfte zu theilen: die äußere, in welcher die drei Hofwürdenträger, der Marques von Villafranca, der Herzog von Medina Sidonia und der Graf von Benevento, vereinigt, wurde durch den französischen Gesandten, den Herzog von Harcourt, als das Organ der Willensmeinung seines Hofes, beherrscht, indessen des Königs Gedanke, der Inhaber von allen seinen Geheimnissen, Louville geworden war, ein junger Mann, der als Gentilhomme de la manche bereits der Gespiele seiner Kindheit gewesen. Louville hatte aber zugleich geheime Aufträge und Anweisungen von Seiten der Minister zu Versailles, und fand mächtige Verbündete in zwei andern Franzosen, in dem Stallmeister Valouse und in dem ersten Kammerdiener Laroche, welcher dadurch, daß er die Estampilla führte, vorzüglich auf Ernennungen einen wesentlichen Einfluß ausübte. Die Estampilla war eine in Spanien gemachte Erfindung, mittels deren die Majestät von der drückenden Last der Unterschrift befreit ward. Sehr häufig kreuzte sich aber mit diesen drei Mächten der Einfluß des Cardinals Puertocarrero und des Beichtvaters, des P. Daubenton, daß, unaufhörlich hin- und hergezogen, die Staatsgewalt einem auf hoher See von Wirbelwinden getriebenen Schifflein vergleichbar schien. Für den Augenblick, da die Provinzen wetteifernd dem Beispiele der Metropole folgten, der, wenn auch umwölkte, politische Horizont noch keineswegs zu Stürmen sich gebildet hatte, beschränkten sich die Misgriffe vornehmlich auf Personen, indem alle Ämter, alle Auszeichnungen, alle Gnaden nach den Launen der Günstlinge vergeben, indem nach diesen Launen die verdientesten, die einflußreichsten Männer beseitigt, verbannt, verfolgt wurden. So geschah unter Andern dem Grafen von Oropesa, dem Almirante, dem Herzoge von Medina Celi, der zwar am längsten einiger Gnade oder Schonung sich erfreute, dem Prinzen von Hessen-Darmstadt, dem Großinquisitor, dem Beichtvater des seligen Königs, dem P. Torres, diesem wegen der Äußerung, daß Karl II. in den letzten Augenblicken sich sehr beunruhigt gefühlt, vielen Kummer geäußert habe, über ein gegen seine Neigung, gegen sein Gewissen unterschriebenes Testament. Die königliche Witwe hatte Philipp, dieses foderte Puertocarrero, bevor er noch Madrid erreicht hatte, nach Toledo verweisen müssen. Die auswärtigen Angelegenheiten gingen einstweilen nach Wunsch, am 22. Febr. 1701 wurde Philipp V. von den Generalstaaten und nach kurzem Zwischenraume von England anerkannt, und Papst Clemens XI. scheute sich nicht, die auffallendste Parteilichkeit für die Bourboniden an den Tag zu legen. Keineswegs entsprach jedoch dieser glänzenden Außenseite der innere Zustand des Reichs, auf den die Misgriffe der Camarilla allmälig ihre Wirksamkeit ausdehnten. „Der König," berichtet Cunningham, „besetzte die Finanzen und andere Bedienungen mit Franzosen; er legte neue Taxen auf und trieb die alten mit großer Strenge ein; die Zinsen der Staatsschuld, die rückständigen Salarien und Pensionen, wie getreulich sie auch verdient sein mochten, wurden nicht bezahlt, denn die Nothwendigkeit, die Armee zu vervollständigen, erschöpfte alle Cassen, und die Provinzen waren überfüllt von Werkzeugen der Rache, Accisebedienten, Taxeneinnehmern und andern Publicanern, die, nicht zufrieden, unerschwingliche Taxen zu erheben, jede Gelegenheit benutzten, um zu ihrem Privatvortheile das Volk zu bedrücken. Überall wurden die Freunde des Kaisers abgesetzt, je sklavischer aber eines Mannes Gesinnung, je feindlicher er dem Kaiser, desto mehr strömten Reichthümer und Ehrenstellen ihm zu. Die Provinzen waren von Franzosen überschwemmt." Ludwig XIV., mit seiner gerühmten Staatsklugheit, ließ sich dergestalt verblenden, daß er nicht anstand, als sein Enkel kaum den Thron bestiegen hatte, für den französischen Handel, vorzüglich in den Colonien, die nach dem Herkommen der spanischen Monarchie ausschweifendsten Begünstigungen sich ertheilen zu lassen, namentlich eine Art von Asiento, oder die Befugniß, das spanische Amerika mit Negersklaven zu versorgen. Es hatte sich bereits, in Folge dieser Vorgänge, eine dumpfe Gährung über alle Theile der Halbinsel ausgebreitet, als Kaiser Leopold, ohne Bundesgenossen, im Vertrauen auf Gott und sein Recht, zu dem Entschlusse gelangte, mit den Waffen in der Hand das Erbe den Feinden seines Hauses abzugewinnen, Feinden, deren Überlegenheit im Felde, wie in der Unterhandlung, er so vielfältig hatte empfinden müssen. Am 26. Mai 1701 fielen im Etschthale die ersten Feindseligkeiten vor, und bis zum

Digitized by Google

Ablauf des Jahres hatte Prinz Eugenius seine Posten bis zum Oglio vorgeschoben, das ganze Herzogthum Mantua, mit Ausnahme der beiden Plätze Mantua und Goito, besetzt, und sogar auf dem südlichen Po-Ufer eine feste Stellung bezogen, Erfolge zwar von geringer Bedeutung, im Vergleiche zu den unermeßlichen Mitteln, über welche Ludwig XIV. in Frankreich und Spanien verfügte, und denen seine Politik auch noch den Hüter der Alpen hinzugefügt hatte. Des Herzogs von Savoyen ältere Tochter war seit einigen Jahren dem Herzoge von Burgund vermählt; um den unbeständigen Victor Amadeus unauflösbar den Geschicken des Hauses Bourbon zu verbinden, wurde seine andere Tochter, Marie Luise Gabriele, für den König von Spanien begehrt. Der Marques von Castel Rodrigo ging als außerordentlicher Gesandter nach Turin, um den Ehecontract zu unterzeichnen und dem Prinzen von Carignan, „ce fameux muet si sage et si capable," Vollmacht zu überbringen, damit er sich in Philipp's V. Namen die Prinzessin antrauen lasse. Dieses geschah den 11. Sept. 1701, und am 13. verließ die Braut Turin, um sich zu Nizza, wo die Camarera mayor, die Prinzessin Orsina, zum ersten Male ihr aufwartete, auf der Galeerenflotte von Spanien einzuschiffen. Gleichzeitig (5. Sept.) war König Philipp, indem er den Cardinal Puertocarrero als Regenten hinterließ, aus der Hauptstadt aufgebrochen, um über Zaragoza nach Barcelona sich zu begeben. In dem Verlaufe dieser Reise wurden die Privilegien von Aragon und Catalonien bestätigt, aber, „quelques rejouissances que fissent l'Aragon et surtout la Catalogne, il n'y parut pas la même franchise et la même affection que dans les provinces dépendantes de la couronne de Castille, quoique le roi, qui ne fit pas semblant de le remarquer, se les attirât par toutes sortes de bienfaits." In Barcelona sollten die Majestäten zusammentreffen, aber der Königin bekam die Seefahrt so übel, daß sie genöthigt war, auf das unstäte Element zu verzichten und ihre Reise auf dem Landwege, durch Provence und Languedoc, fortzusetzen. An der Grenze von Catalonien wurde, zu ihrem großen Herzeleid, die ganze weibliche Dienerschaft entlassen, dagegen wurde sie, bevor noch Figueras erreicht war, durch den König überrascht. Der König hatte, in der Ungeduld nach der Braut, sich zu Pferde geworfen und war ihr auf gut Glück zugejagt. In Figueras ertheilte der Bischof von Gerona dem Paare die priesterliche Einsegnung (2. Nov.), und man setzte sich zur Abendtafel nieder, welche jedoch, wegen des widerspenstigen Humors der aufwartenden Damen, zu den unangenehmsten Betrachtungen Anlaß gab. Als nach aufgehobener Tafel die Majestäten sich zurückgezogen hatten, brach die Königin in Worte und Thränen aus, die zu unterdrücken die Gegenwart von Zeugen geboten hatte. Die Königin beweinte ihre Piemonteserinnen, beklagte bitterlich den ihr von jenen spanischen Damen angethanen Hohn und erklärte, in trockner Erwiederung auf die Mahnung, sich zu Bette zu begeben, daran denke sie von fern nicht, sie verlange nach Hause. Man suchte sie zu bedeuten, erschöpfte sich in Vorstellungen und Bitten, alles vergeblich. Die Orsina mußte sich bequemen, das Sachverhältniß dem Könige und demjenigen, der für den Augenblick sein Mentor war, dem Grafen von Marsin, vorzutragen. Philipp, im Nachthabit, hatte schon eine geraume Zeit gewartet, und vernahm die unerwartete Beichte mit gleich viel Unwillen und Ungeduld, doch begriff er, daß ein Machtspruch in so delicater Angelegenheit nicht zum Ziele führen werde. Er begab sich zur Ruhe, indessen die Orsina die ganze Nacht zu Berathschlagungen mit Marsin und Louville verwendete. Am Morgen richtete sie aufs Neue den ganzen Strom ihrer Beredsamkeit gegen die Königin, die auch am Ende, in ihr Schicksal sich ergebend, einwilligte, den Thron Philipp's V. zu theilen. Zu strafbar war jedoch die Widersetzlichkeit, zu auffallend der Ungehorsam gewesen, als daß die Camarera die ungeheure Verantwortlichkeit, wenn sie mit der einfachen Reue sich abfinden ließ, hätte übernehmen mögen. Sie zog den Herzog von Medina Sidonia und den Grafen von S. Istevan in das Geheimniß, und begehrte ihre Ansicht über den unerhörten Pönalfall zu wissen. Die Granden waren der Meinung, daß der König, um seine Gemahlin an Unterwürfigkeit zu gewöhnen, ein Beispiel statuiren müsse, und deshalb die kommende Nacht nicht bei ihr schlafen dürfe. Diese Idee wurde festgehalten, und den ganzen Tag über die gegenseitige Annäherung der beiden Brautleute verhindert. Am Abend verrieth sich die Königin durch ihre Betrübniß; ihr Stolz und ihre Eitelkeit fühlten sich gleich sehr verletzt, zu geschweigen, daß sie in der Zwischenzeit wol auch einigen Geschmack an dem Gemahl gefunden. Um den Eindruck zu vervollständigen, wurde den Damen, die die Urheberinnen der Unordnung bei dem Hochzeitmahl gewesen waren, ihr Benehmen streng verwiesen, schärfer noch den Cavalieren, die man eines geheimen Einverständnisses mit diesen Damen bezüchtigte, zugesprochen. Unter Entschuldigungen, Verheißungen, Besorgnissen schwand der Rest des Tages, es wurde vergeben und vergessen, und nicht minder in vollkommener Heiterkeit der dritte Tag hingebracht. Am andern Morgen, wie Alles in den Weg Rechtens gebracht, begab sich der Hof nach Barcelona, wo nur mehr von Empfangsfeierlichkeiten, Festivitäten und Vergnügungen, dann von 18 Millionen Realen, durch die Stände zu bewilligen, die Rede war. Von da wurde auch Louville nach Frankreich entsendet, um den König für ein von ihm ausgehendes Project zu gewinnen. Philipp sollte nämlich im Frühjahre seine italienischen Staaten besuchen und bei dieser Gelegenheit sich im Felde zeigen, aber dieses einzige Mittel, wodurch man die Ansichten von des jugendlichen Königs Persönlichkeit zu bessern hoffte, fand an dem Hofe von Versailles auffallenden Widerspruch, nach vielfältigen Berathschlagungen wurde es durch Ludwig's XIV. entschieden ausgedrückten Willen beseitigt. Louville kehrte nach Barcelona zurück, wo eben, ein seit länger als 100 Jahren nicht erlebtes Ereigniß, der Landtag zu einem Schlusse gekommen war, und die Anstalten zu einer Kriegsfahrt über See gewannen neues Leben. Die Königin verließ Barcelona, um zunächst in Zaragoza die Cortes abzuhalten und zu ganz ungewöhnlichen

Bewilligungen hinzureißen, dann in Madrid nominell an die Spitze einer Regentschaft, deren Seele der Cardinal Puertocarrero war, zu treten. Philipp aber ging zu Schiffe, legte am Ostertage 1702 zu Pozzuolo an, und setzte von da seinen Lauf nach Neapel fort, bis seine Galeere ihn an den Fuß des königlichen Schlosses getragen hatte. Der feierliche Einzug erfolgte aber erst am 20. Mai, wenige Tage später die Huldigung, gegen welche jedoch in einem öffentlichen Anschlage protestirt wurde. Indessen die Behörden nach dem Urheber der besagten Protestation inquirirten, bemühte sich Philipp durch mancherlei Zeichen der Huld, die Gemüther zu gewinnen. Es wurden drückende Steuern und ein Rückstand von vielen Millionen, der ohnehin nicht beizutreiben gewesen sein würde, erlassen, von den Theilnehmern des jüngsten Aufstandes mehre begnadigt, Titel in reicher Anzahl vergeben, und es traten Klerisei, Adel und Eletti zusammen, um dem gnädigen Könige als Zeichen der öffentlichen Dankbarkeit ein Donativ von 1,300,000 Dukaten sammt einer bronzenen Reiterstatue zu votiren. Aber in der Lombardei blieben die Kaiserlichen fortwährend im Vortheil, Philipp's Anwesenheit auf dem Kriegsschauplatze schien unerläßlich, sollte es auch nur sein, um das Eintreffen der aus Frankreich verheißenen Verstärkungen, wodurch allein ein Gleichgewicht der Waffen hergestellt werden konnte, zu beschleunigen. Er verließ Neapel am 1. Juni, legte im Vorbeigehen zu Livorno an, wo der Großherzog ihn begrüßte, und ging endlich zu Finale ans Land. Über Alessandria gelangte er nach Mailand, wo seine Ankunft durch eine prächtige, in ihrem Aufwande von dem Herzoge von S. Pietro bestrittene, Oper gefeiert wurde, und am 11. Juli traf er in Cremona ein, wo Vendôme, desgleichen die Herzoge von Mantua und Parma ihm ihre Aufwartung machten. Am 29. Juli überfiel Vendôme bei Santa Vittoria das von dem kaiserlichen General Visconti befehligte Corps, das großentheils aufgerieben wurde, bevor König Philipp auf dem Schlachtfelde eintreffen konnte; dieses Ereigniß zog die Aufhebung der Blokade von Mantua, 31. Juli, nach sich. In der Schlacht bei Luzzara, 15. Aug., wo, ungeachtet der großen numerischen Überlegenheit des gallo-hispanischen Heeres, den Kaiserlichen die Wahlstatt verblieb, soll Philipp gleich viel Unerschrockenheit und Inertie an den Tag gelegt haben. Bei der Belagerung von Guastalla wird von ihm gerühmt: „qu'il vit fort les travaux.“ Die Stadt ergab sich den 12. Sept.; den 23. verließ Philipp die Armee, um, nach kurzem Aufenthalte in Mailand, zu Genua sich einzuschiffen. Ihm, der in dem Hauptquartiere und nicht minder zu Mailand oder Neapel sich langweilte, mag die Meldung von dem verfehlten Unternehmen der Engländer gegen Cadiz nicht unerwünscht gekommen sein, da sie ihm einen anständigen Vorwand bot, um nach dem Sitze seiner Herrschaft zurückzukehren [3]). Allerdings hatte die Lage von Spanien, seit dem Entstehen der großen Allianz, sich wesentlich verschlimmert, wie denn auch in den Niederlanden der Krieg bereits zum Ausbruche gekommen war. Philipp scheint die Abneigung seiner Gemahlin für Seereisen getheilt zu haben. Kaum hatte er die Felsenriffe der ligurischen Küste hinter sich, so gab er dem Landwege den Vorzug. Diese Reise traf mit dem in dem Hafen von Vigo über die Gallionen gekommenen Unglücke zusammen, bei welcher Gelegenheit zugleich ein bedeutender Theil der spanischen Kriegsflotte vernichtet wurde (23. Oct.). Bedeutende Schätze fielen den Engländern in die Hände, der beste Theil der Ladung wurde jedoch gerettet und meist nach Lugo und Santjago de Compostella geschafft, hier aber mehrentheils, auf königlichen Befehl, in Beschlag genommen, um die Lücken der Schatzkammer auszufüllen. Diese grobe Verletzung des Eigenthumsrechts gab dem Misvergnügen der Nation einen reichlichen Zusatz, der Verlust der Gallionen dem Handel einen tödtlichen Stoß; Niemand wollte es ferner wagen, für den Verkehr mit Amerika spanische Schiffe zu benutzen, die französischen Kaufleute fanden hierdurch Gelegenheit, ihre Geschäfte bis in das stille Meer auszudehnen. Der rasche Fortgang des Misvergnügens spricht sich in einzelnen Thatsachen aus. Selbst in den innersten Gemächern des Palastes fand die Königin keine Sicherheit gegen das in der Nachtzeit sich verdoppelnde aufrührische Geschrei, bis sie eine Garde sich zulegte, eine Neuerung, welche abermals mit Verdruß aufgenommen wurde; der Marques von Leganez sah sich genöthigt, eine Reise nach Frankreich vorzunehmen, um sich wegen der ihm zur Last gelegten deloyalen Gesinnungen zu rechtfertigen; der Almirante entwich nach Portugal (vgl. den Art. Enriquez). Beunruhigt durch dergleichen Erscheinungen, verwandelte Philipp die von der Königin improvisirte Garde in ein Corps von Prätorianern, bestehend aus einem spanischen und einem wallonischen Garderegimente und aus vier Compagnien Gardes-du-corps; dann wurde versucht, durch des Cardinals von Estrées Heranziehung zu dem Cabinetsrath, dem Regierungssysteme größere Einheit und Festigkeit beizulegen. Allein die Camarera mayor, die Prinzessin Orsina, nachdem sie sich des Gemüths der jungen Königin bemächtigt, derselben auch Geschmack für die Ausübung der höchsten Gewalt, in der sie doch immer von ihrer Umgebung abhängen mußte, beigebracht hatte, war gesonnen, in der Königin Namen das Reich zu beherrschen. Der erste Schritt hierzu ward die Neutralisirung von Louville; der Mann, der bis zu der Rückkehr nach Madrid des Königs Herz in Händen gehabt und durch sie aller Vertraulichkeit, deren er bis dahin sich erfreute, entsetzt wurde, und nicht einmal seine Wohnung im Palaste beibehalten durfte. Unterstützt durch einen Abenteurer, den Franzosen Orry, dem sie die Finanzen hatte zutheilen lassen, verfügte die Prinzessin bereits über die wesentlichsten Zweige des Re-

3) S. Simon findet den Grund zu des Königs vorschnellem Aufbruch in dem concours de la piété avec le tempérament. Ce prince en eut un si fort et si abondant, qu'il en fut incommodé, jusqu'au danger pendant son voyage en Italie. Tout s'enfla prodigieusement; la cause de l'enflure ne trouvant point d'issue par des vaisseaux forts aussi, et peu accoutumés à céder d'eux-mêmes à la nature, reflua dans le sang. Cela causa des vapeurs considérables. Enfin cela bata son retour, et il n'eut de soulagement qu'après avoir retrouvé la reine. De là on peut juger combien il l'aima, combien il s'attacha à elle.

giments, bald mußte auch der Cardinal von Eſtrées ihr weichen, und durch ſeinen Fall den Collegen Puertocarrero belehren, wie für ihn die Zeit gekommen ſei, durch freiwilligen Rücktritt den Angriffen einer unwiderſtehlichen Überlegenheit auszuweichen. Dieſem Beiſpiele folgte Manuel Arias, und von der geſammten Regierungsjunta wurde proviſoriſch nur der einzige Rivas beibehalten. So gelangten die Orſina und Orry zu einer Stellung, wie die Lerma und Olivarez in dem Zenith ihrer Herrlichkeit ſie kaum gehabt, und die Monarchie wurde ganz eigentlich von dem Harem aus regiert. Denn Philipp verließ die Kammern der Königin höchſtens nur in der Abſicht, um in den anſtoßenden Gemächern der Camarera mayor einige Veränderung zu finden. Alles dieſes ereignete ſich in dem Laufe des J. 1703, indeſſen auch von Außen her die Gefahren in den beunruhigendſten Verhältniſſen wuchſen. Portugal, die einzige Seite, von welcher Spanien, wenn es mit ſich einig blieb, verwunddar war, und Savoyen, ließen ſich für die große Allianz gewinnen; der Erzherzog Karl, am 12. Sept. 1703 zu Wien als König Karl III. von Spanien ausgerufen, begab ſich über Holland nach England, um die Ausrüſtung einer nach Portugal beſtimmten Expedition zu beſchleunigen. Er langte am 7. März 1704 zu Liſſabon an, in einer beinahe ſchimpflichen, für ſeinen Gegner aber höchſt erwünſchten, Entblößung an Truppen und Geld, ſodaß er, weit entfernt, das ſpaniſche Eſtremadura überziehen zu können, ſich begnügen mußte, von den Fortſchritten der durch den Herzog von Berwick commandirten franzöſiſch-ſpaniſchen Armee einen ruhigen Zuſchauer abzugeben. Dieſen Feldherrn hatte die Orſina den Portugieſen entgegengeſtellt, daß aber der König aus ſeiner gewöhnlichen Apathie heraustrat[4]), um wenigſtens der Form nach den Feldzug gegen Portugal mitzumachen. Dieſes geſchah gegen ihren Willen und einzig auf den Betrieb des königlichen Vaters, der zugleich die Gelegenheit ergriff, um die Entfernung der übermüthigen Camarera und ihres Compagnon, des Orry, aus dem Reiche zu fodern und zu erlangen. Der Feldzug in Portugal bot jedoch keine Reſultate dar, bis auf die Einnahme einiger unerheblichen Plätze, die ebenſo ſchnell wieder verloren gingen, wogegen der Prinz von Heſſen-Darmſtadt und der Admiral Rook in dem Unternehmen auf Barcelona (28. Mai) ſcheiterten, dafür aber (4. Aug.) das unüberwindliche Gibraltar nahmen, gleichwie Rook am 24. Aug. auf der Höhe von Malaga dem Grafen von Toulouſe die unter dem Artikel Penthièvre beſchriebene, in ihren Folgen zwar wenig bedeutende, Seeſchlacht lieferte. Andererſeits wurde in dem nämlichen Jahre der beiden Kronen nützlichſter Bundesgenoſſe, der Kurfürſt von Baiern, vollkommen überwältigt, ſodaß der Kaiſer, nicht weiter in ſeinen Erblanden bedroht, an den Operationen der großen Allianz einen thätigeren Antheil zu nehmen vermochte. Den ſchmerzlichen Verluſt von Gibraltar auszugleichen, wurden große Anſtrengungen geboten, allein der Prinz von Heſſen-Darmſtadt vertheidigte ſeine Eroberung mit ſeltener Unerſchrockenheit, und die Belagerung, die zuerſt Villadarias, dann der Marſchall von Teſſé befehligten, mußte, nachdem ſie ein halbes Jahr lang mit Hartnäckigkeit fortgeſetzt worden war, am 23. April 1705 aufgehoben werden. Überhaupt äußerten ſich in allen Zweigen des Staatshaushaltes, ſeit der Entfernung der Prinzeſſin Orſina, die bedenklichſten Symptome, aller Zuſammenhang der Gewalten ſchien aufgelöſt, Niemand fühlte ſich ſtark genug, die durch den Austritt einer Frau entſtandene Lücke auszufüllen, und trefflich hat die Königin von Spanien dieſen troſtloſen Zuſtand zu benutzen verſtanden, indem ſie ganz unmerklich den franzöſiſchen Hof dahin brachte, zunächſt ihre Camarera aus dem unfreiwilligen Aufenthalte in Toulouſe nach Verſailles zu berufen, dann ſie ihrem früheren Wirkungskreiſe in Madrid zurückzugeben (Juli 1705). Orry hatte ſich daſelbſt ſchon früher wieder eingefunden. Dieſe unerwartete Reſtauration wurde nicht wenig beſchleunigt durch die auf mehren Punkten gleichzeitig ſich ergebenden Äußerungen des Misvergnügens, durch eine Verſchwörung zu Madrid, als deren Haupt der Marques von Leganez betrachtet und behandelt wurde, durch eine zweite Verſchwörung, die von ihrem Hauptſitze, Granada, aus, Verzweigungen nach Cadiz, Malaga, Badajöz ausdehnte. In dieſer Lage der Dinge war es weniger Orſina, als der Haß der Caſtilier gegen die Portugieſen und die Schlaffheit der portugieſiſchen Regierung, denen Philipp V. ſein Heil verdanken ſollte. Der Krieg in Eſtremadura blieb, wie im vergangenen Feldzuge, an Ereigniſſen und Ergebniſſen unfruchtbar, daher der Erzherzog, durchaus unerwartet, den Entſchluß faßte, nach der entgegengeſetzten Seite von Spanien ſeine Waffen zu tragen. Bereits war in den Landen der Krone von Aragon, in Catalonien vorzüglich, auf mehren Punkten das Misvergnügen des Volkes in Aufruhr übergegangen; um den guten Willen der Inſurgenten zu unterſtützen, verließ Karl am 28. Juli 1705 Liſſabon, um ſammt den 6000 Mann, die der Graf von Peterborough ihm zugeführt, den Mündungen des Ebro zuzuſegeln. Bei dem Anblicke der Flotte erhob ſich großentheils die Bevölkerung von Catalonien und Valencia, die Städte Vich und Denia wurden von Inſurgentenhaufen in Beſitz genommen, am

4) Le roi, dont toutes les journées étaient reglées par la reine, et qui, s'il voulait changer quelque chose à ce qui était convenu pour ses heures et ses amusemens, comme chasse, moll ou autres choses, le lui envoyait demander par Vesset, huissier françois dévoué à madame des Ursins, et qui se gouvernoit par ce qu'il lui rapportait, le roi, dis-je, peu à peu établi dans cette dépendence, venait les soirs chez la reine, le plus souvent chez madame des Ursins, où il trouvait d'ordinaire Orry et quelquefois d'Aubigny où il apprenait ce qui avait été résolu, et leur donnait les mémoriaux qu'il avait pris ou conseil pour être décidés le lendemain par eux, et portés par lui ensuite au conseil, où il n'y avait point à opiner, mais seulement à savoir pour la forme ce que Rivas recevait du roi pour expédier. L'abbé d'Estrées, qui depuis le départ de son oncle entrait au conseil, n'osait s'y opposer à rien, et s'il avait quelque représentation à faire, c'était en particulier à madame des Ursins et à Orry, qui l'écoutaient à peine et allaient leur chemin sans s'émouvoir de ce qu'il leur peuvait dire. La princesse régnait ainsi en plein, et ne songeait qu'à écarter tout ce qui pouvait troubler ou partager le moins du monde sa puissance.

28. Aug. begann die Ausschiffung der Landungstruppen, die Peterborough, jedoch nur mit dem äußersten Widerwillen, zu der Belagerung von Barcelona verwenden ließ. Allen seinen Berechnungen entgegen, capitulirte die gewaltige Festung am 9. Oct., welche durch ihr Beispiel die Provinz, mit alleiniger Ausnahme von Rosés, dann fast das ganze Königreich Valencia hinriß, und auch die Hauptstadt von Aragon zu einer blutigen, gegen die französische Besatzung gerichteten, Empörung veranlaßte. Indessen verlor Noailles, der in Roussillon einige Truppen vereinigt hatte, keinen Augenblick, um sich des wichtigen Postens vor Figueras zu bemächtigen, und demnächst, sobald die Landschaft Kampurdan von Insurgenten gesäubert war, längs dem Ter eine feste Stellung einzunehmen; es wurden zu Madrid, wie in den Grenzprovinzen, alle Vorbereitungen zu einer entscheidenden Anstrengung gegen Barcelona getroffen; die Orsina besaß hinreichende Herrschaft über sich selbst, um den ihr widerwärtigen Marschall von Berwick zurückzurufen, um an ihm für die wichtige Linie des Tajo einen zuverlässigen Hüter zu haben. In dem Cabinetsrathe wurde beschlossen, die Operationen gegen die Rebellen mit einem Einfalle in das Königreich Valencia zu eröffnen. Der Monarch hatte bereits Ende Februars die Reise nach dieser Richtung angetreten, als neue Befehle aus Versailles eintrafen und ihn vor Barcelona foderten. Eine bedeutende, von Tessé befehligte, Armee hielt diese Stadt eingeschlossen; sie war nicht minder durch ihre Flotte blokirt, die Belagerung konnte daher sofort unternommen werden und hatte bedeutende Fortschritte gemacht, als eine combinirte Flotte, unter den Befehlen der Admirale Leake und Wassenaar, das Blokadegeschwader verscheuchte und hiermit, in der Nacht vom 10—11. Mai, die Aufhebung der Belagerung erzwang. Der Rückzug, oder vielmehr die Flucht, die nach den Grenzen von Roussillon gerichtet war, wurde bedeutend durch die verfolgenden Miquelets erschwert. Als man sich auf französischem Boden und demnach in Sicherheit befand, wurde zu la Tour de Montgris die von dem König anzunehmende Haltung der Gegenstand ernster Berathung. Philipp selbst wäre nicht ungeneigt gewesen, geradesweges nach Versailles zu eilen und daselbst den Verlauf der Dinge abzuwarten, dem Herzoge von Noailles aber gelang es, einer ehrenhaftern Ansicht Eingang zu verschaffen. Das flüchtige Heer, 30 Bataillone und 20 Schwadronen, bezog innerhalb der Grenzen von Roussillon Cantonirungsquartiere, und der König, von zwei Dragonerregimentern escortirt, wandte sich auf einem weiten Umwege über Toulouse und Pau nach Fuenterabia. Mittlerweile war am 23. Mai bei Ramillies die Schlacht und mit ihr Niederland verloren gegangen, auch die portugiesische Armee hatte ihren Feldzug jedoch zögernd und mit einer Lauheit angetreten, die dem Dienste Philipp's V. noch viel ersprießlicher war, als das Talent und die Anstrengungen des Marschalls von Berwick. Am 18. Juni verließen die Königin und ihre Kinder die Hauptstadt, am 21. folgte der König, am 28. rückten die Portugiesen in Madrid ein. Ein rasches Vordringen des Erzherzogs auf der entgegengesetzten Seite, seine Vereinigung mit den Portugiesen, konnte auch jetzt noch dem Schicksale von Spanien eine veränderte Richtung geben, allein der Hof von Barcelona verlor in Berathschlagungen eine unschätzbare Zeit, und Philipp, der bereits seine Vereinigung mit dem Marschall von Berwick bewerkstelligt hatte, gelangte durch den Anzug der in Roussillon zurückgebliebenen französischen Armee zu entschiedener Überlegenheit, während zugleich das Volk von Castilien, dem ohnehin die Anwesenheit der Portugiesen und ihrer ketzerischen Verbündeten ein Greuel war, die Hoffnung aufgab, den König „von dem echten Stamm" in seiner Mitte zu sehen. Dieses Volkes Zuneigung wendete sich wiederum den Fahnen Philipp's V. zu, von dem allein die Befreiung des Landes von der Gegenwart der lästigen Fremdlinge ausgehen konnte, und Berwick wußte, als ein kluger Mann, von der Volksgunst, von der numerischen Überlegenheit seiner Truppen, von dem Ungeschicke und der Trägheit der feindlichen Generale Gebrauch zu machen. Als König Karl endlich, am 6. Aug., mit seiner schwachen Bedeckung in dem Lager von Guadalajara eintraf, hatte Berwick bereits die Einleitung zu einem Chicanenkriege getroffen, dem seine Gegner nur durch einen schimpflichen Rückzug nach den Grenzen von Valencia sich zu entziehen wußten. Am 4. Oct. kehrte Philipp nach Madrid zurück, einer seiner ersten Befehle galt der verwitweten Königin, die er von Toledo entfernen und nach Bayonne bringen ließ. Den Feldzug beschlossen seine Generale mit der Wiedereinnahme von Cartagena auf der einen, von Alcantara auf der andern Seite, Erfolge, die freilich nur eine mangelhafte Entschädigung für die Schlacht von Turin (5. Sept.) und den durch sie herbeigeführten Verlust der Lombardei abgaben. Dafür wurde der Feldzug von 1707 in Spanien, mit der Schlacht von Almanza (25. April) eröffnet, für den Besitz des Königreichs gleichsam ein Gottesurtheil, dem schnell hinter einander die Unterwerfung der Provinzen Valencia und Aragon, die Eroberung von Puycerda, Lerida, Morella folgten, Glücksfälle, die der Hof benutzte, um den ganzen Überrest von Freiheiten, welcher der Krone von Aragon geblieben war, zu unterdrücken und die ihr unterworfenen Provinzen als erobertes Land zu behandeln. Dagegen ging das Königreich Neapel an die Kaiserlichen verloren, gleichwie 1708 Sardinien und Minorca von den Engländern eingenommen wurden. Doch hätte dergleichen schwerlich Philipp's Generale abgehalten, um der Insurrection von Catalonien Meister zu werden, hätte nicht der trostlose Zustand des Reichs jede Anstrengung von Belang untersagt. Fortwährend regierte in Philipp's Namen die Orsina, und daß Orry dem weiblichen Vezier nicht mehr zur Seite stand, wurde, bei aller Verwerflichkeit des Menschen, den Geschäften sehr nachtheilig. Daher mußten die Verrichtungen des Feldzugs von 1708 auf die Wegnahme von Tortosa und den wenigen in dem Königreiche Valencia dem Erzherzoge gebliebenen Plätzen sich beschränken, und selbst von diesen hielt sich das Castell von Alicante bis zum 17. April 1709. Auch war der Hof, in Folge der Ereignisse in Italien, mit Papst Clemens XI. zu Zwist gekommen. Der Überlegenheit der

Digitized by Google

kaiserlichen Waffen nachgebend, hatte der heilige Vater in dem Vertrage vom 15. Jan. 1709 durch einen geheimen Artikel den König Karl III. von Spanien anerkannt. Dieses Opfer, der Nothwendigkeit gebracht, wurde ihm jedoch in Madrid sehr verargt, der Nuntius vom Hofe und aus dem Reiche gewiesen, die Gerichtsbarkeit der Nuntiatur unterdrückt, auf die Zehnten und Fünfzehnten, überhaupt auf alle päpstliche Einkünfte und sogar auf die Rechnungen und Steuerbücher Sequester gelegt; dazu mußte der Herzog von Uzeda, der Gesandte zu Rom, „im Namen des gehorsamsten, unterthänigsten und ergebensten Sohnes der Kirche," der Datarie eine Protestation einreichen, worin unter Anderm gesagt wurde, „der König von Spanien könne unmöglich dergleichen Ungerechtigkeit von Seiten des heiligen Stuhls ertragen," ohne sich gegen Gott des Verbrechens der beleidigten Majestät schuldig zu machen und zugleich den Haß der Menschen auf sich zu laden. Die Schrift schloß mit einer Protestation, gerichtet an den Papst von dem Könige, „als einem Diener des Papstes, wenn dieser wieder in seine Freiheit eingesetzt werden sollte." Unmittelbar nach Übergabe des Instruments verließ Uzeda den Kirchenstaat, der Handel hätte ernstere Folgen herbeigeführt, wenn nicht Ludwig XIV. die Nothwendigkeit eingesehen hätte, die Übereilung seines Enkels, gegenüber einem den Bourboniden mit Herz und Seele ergebenen Papste, zu vermitteln. Am 7. Mai 1709 besiegte der Marquis von Bay bei la Gudina die portugiesische Armee und ihren unseligen Anführer Galloway; gleichzeitig fand Philipp bedeutende Vortheile in der entente cordiale, die sich zwischen der Orsina und dem französischen Gesandten Amelot gebildet hatte. Mehr durch diesen Verkehr, als durch seinen amtlichen Charakter zu der Superintendenz aller Angelegenheiten des Reichs geführt, machte Amelot es sich zur Aufgabe, in die verschiedenen Zweige des öffentlichen Haushalts soviel Ordnung, als mit dem unglücklichen Zustande der Dinge verträglich war, zu bringen; auch kann ihm das Zeugniß nicht versagt werden, für diesen Zweck Großes gewirkt zu haben [5]). Die günstigsten Aussichten schienen für den Feldzug von 1710 zu lächeln, als der französische Hof sich in die Nothwendigkeit versetzt sah, einen bedeutenden Theil seiner Truppen zurückzurufen, und Amelot, in Folge einer von Versailles ausgegangenen Cabale, seinen Posten und seine heilsame Wirksamkeit aufgeben mußte. Nun empfingen zwar die abgerufenen Heeresabtheilungen zeitig Gegenbefehl, aber die in Hin- und Hermärschen verlorene Zeit blieb für den Augenblick unersetzlich; dazu hatte der Erzherzog in dem Grafen Guidobald von Starhemberg einen Feldherrn gefunden, der dem verrückten Peterborough und den Tröpfen Stanhope und Galloway in allen Dingen ein Widerspiel hielt. Als Ludwig XIV. die Nachricht erhielt, daß Starhemberg zu dem Commando in Catalonien berufen worden sei, konnte er sich der Äußerung nicht enthalten: „Nun haben die Österreicher doch eine Armee nach Spanien gebracht." Indessen war der Mann, über den das schmeichelhafte Wort gesprochen war, unter dem Mangel der unentbehrlichsten Kriegsbedürfnisse ein ganzes Jahr lang auf eine vorsichtige Defensive beschränkt gewesen. Gleichwol war es ihm in dieser bedrängten Lage gelungen, dem Cabinet von Madrid Besorgnisse von der ernstesten Beschaffenheit einzuflößen. Ihnen ein Gegengewicht zu bestellen, wurde Ludwig XIV. so lange mit Bitten bestürmt, bis er einwilligte, den Herzog von Vendôme nach dem Kriegsschauplatze zu entsenden. Bevor aber der gepriesene Anführer eintreffen konnte, war in Madrid ein wahrer Scandal gegeben, der Herzog von Medina Celi war, weil er der Orsina misfällig geworden, zu strenger Haft abgeführt worden, und darauf, in den letzten Tagen des Lenzmonats 1710, hatte Philipp, in der Absicht, die Offensive zu ergreifen, sich zu seiner Armee nach Aragon begeben. Nach Landesbrauch wurde jedoch erst am 14. Mai die Segra überschritten. Die Absicht, sich der Stadt Balaguer zu bemeistern, war bereits verfehlt, aber den Bewegungen der entgegengesetzten Armee, die doch endlich an Holländern, Engländern und Portugiesen bis zu 11,000 Mann angewachsen war, gereichte nicht minder zu einem wesentlichen Hindernisse die Krankheit ihres Anführers. Kaum vom Tode erstanden, fiel Starhemberg mit dem Vortrabe seiner kleinen Armee auf den Feind, dessen Absehen für jetzt auf Almenara gerichtet war. Die vereinigten Franzosen und Castilier erlitten (27. Juli) eine vollständige Niederlage, und entflohen, den König an der Spitze, bis nach Zaragoza. Da wurde der alte Villadarias, der erwählte Sündenbock, schmachvoll entlassen und der Marquis von Bay, um die Scharte auszuwetzen, aus Estremadura herbeigerufen. Ihm lieferte Starhemberg, Angesichts der Stadt Zaragoza, am 20. Aug. die entscheidende zweite Schlacht. Bay eilte mit dem wenigen Volke, was eine militairische Haltung behalten hatte, sich in Tudela zu verbergen, Philipp, der, unter dem Vorwande einer Unpäßlichkeit, in der Hauptstadt von Aragon so lange zurückgeblieben war, als die Schlacht draußen tobte, fand, in der Furcht des Feindes, seine Kräfte wieder, und durchflog gleichsam den weiten Raum vom Ebro zum Manzanares. Einstweilen war es nicht die Absicht Starhemberg's, ihm dahin zu folgen, vielmehr wollte er in Tudela den Rest der feindlichen Streitmacht erdrücken, und hierauf, nordwärts sich wendend, die Verbindungslinie zwischen Bayonne und Madrid durchbrechen, Stanhope aber, dem die Engländer untergeben waren, bestand auf der Nothwendigkeit,

5) Il y avait été à la tête de toutes les affaires qu'il avait trouvées dans le plus grand chaos et dans un épuisement étrange; il gouverne les finances, le commerce, la marine, avec tant d'application et de succès, que malgré le malheur de la guerre il les rétablit dans le plus grand ordre, les augmenta considérablement, acquitta une infinité de choses, régla les troupes, les rendit plus belles, plus choisies, plus nombreuses, les paye exactement, et peu à peu remplit toutes les sortes de magasins. Cela parut une création, et ce qui ne fut pas moins merveilleux, c'est qu'avec une fermeté que rien n'affaiblissait et qui se faisait ponctuellement obéir, il ne laisse pas de s'acquérir les coeurs de tous les ordres de l'Espagne, par ses manières douces, polies, prévenantes, respectueuses, au milieu de ce grand pouvoir, comme se capacité lui en acquit l'estime et sa probité la confiance.... Cette grande réputation, qui depuis tant d'années dure encore en bénédiction en Espagne.

Digitized by Google

auf dem kürzesten Wege der Hauptstadt zuzueilen, um vor Allem den rechtmäßigen König zu inthronisiren. Seine Ansicht siegte in dem unter Karl's III. Präsidium gehaltenen Kriegsrathe, aber der Zweifel und die Unthätigkeit, die durch die langwierige Berathung veranlaßt war, hatten dem Marquis von Bay die nöthige Zeit verschafft, um seine versprengten Scharen wieder vereinigen zu können, sie zu ordnen und wenigstens gegen einen Handstreich zu verwahren; von der andern Seite hatte zwar Philipp V. in dem ihm angeborenen Stumpfsinne seine Hauptstadt verlassen (16. Sept.), aber seine Königin, im Begriffe von dem Volke zu scheiden, zeigte von dem Balkon aus den Prinzen von Asturien der Menschenmenge, die den Palast umlagerte, und drückte ihren Kummer und ihre Liebe zu Spanien in rührenden Worten aus, die auf die leicht bewegliche Masse begeisternd wirkten. Von jeher waren Engländer, Holländer, Aragonier in Madrid und Castilien gleich sehr verhaßt; Karl III. und Starhemberg fanden sich daher bei ihrem Einzuge in der Hauptstadt alsbald schlimmer, als auf einem wüsten Eilande gebettet, von Feinden aller Art umgeben, gleich sehr der Zufuhr und der Magazine entbehrend, indessen ringsum die Rüstungen, ihnen zum Verderben, sich vervollständigten, während aus Frankreich Truppen und Lebensmittel die Fülle ihren Gegnern zuströmten. Eine gewaltige Macht hatte sich zu Valladolid, wohin Philipp Zuflucht genommen, vereinigt; den Oberbefehl über sie anzutreten, fand sich endlich Vendôme zur Stelle. Starhemberg, nachdem er alle seine Erwartungen erfüllt gesehen, mußte der unwiderstehlichen Gewalt der Umstände weichen und seine Basis zu erreichen streben. Am 11. Nov. verließ der Erzherzog Madrid, um sich mit einer schwachen Escorte nach Aragon zu begeben. Am 2. Dec. zog Philipp in seine Hauptstadt wieder ein, und es führte sein Feldherr eine Reihe strategischer Bewegungen aus, deren nächster Zweck die Vereinigung mit der von Bay befehligten Armee war. Als dieser erreicht und eine Streitmacht von 40,000 Mann auf den einen Punkt gezogen war, konnte Vendôme mit Zuversicht hoffen, daß es ihm gelingen werde, das kleine, der Ungunst des Schicksals weichende Häuflein von Feinden zu umschließen und zu vernichten. Seine Hoffnungen, seine Absicht durchschauend, manövrirte Starhemberg, um den Gegner zu verlocken, daß er auf Bedingungen, welche die Übermacht zu neutralisiren geeignet war, eine Schlacht annehme. Der wohlberechnete Plan scheiterte an dem Ungeschicke, der Feigheit oder dem Verrathe von Stanhope, der in Brihuega mit 6000 Mann capitulirte (9. Dec.), indessen Starhemberg in Gewaltmärschen herbeieilte, um unter Mitwirkung der Besatzung von Brihuega zu schlagen. Obwol die Signalschüsse der anziehenden Colonne, 5000 Mann, unerwiedert blieben, gebot Starhemberg den Angriff auf eine grenzenlose Überlegenheit; niemals hat sich glänzender bewährt, was eine kleine, aber geprüfte Schar unter tüchtiger Anführung gegen die Zahl vermag, als in dieser Schlacht von Villaviciosa am 11. Dec. Auf allen Punkten wurde die französisch-spanische Armee durchbrochen, Philipp V. und sein Feldherr entflohen bis nach Torija, und Starhemberg, Meister der Wahlstatt, konnte ungehindert und unverfolgt seinen Rückzug gegen Zaragoza fortsetzen. Dahin wendete sich ebenfalls in kurzen Tagemärschen Philipp's Armee, Aragon und seine Hauptstadt mußten von den Alliirten geräumt werden, und nach einer wunderbaren Verkettung von Umständen mochte der König, der jüngst noch als ein Flüchtling Madrid hatte verlassen müssen, einen großen Theil des Winters in Zaragoza zubringen. Vollends wurde der Krieg über den Besitz von Spanien durch das Absterben des Kaisers Joseph entschieden; es schwand für Österreich alle Aussicht auf den fernern Beistand der Seemächte, gleichwie ihn die Interessen des überlebenden Bruders peremtorisch nach Teutschland zurückforderten. Am 26. Sept. 1711 verließ Karl Catalonien, wo mittlerweile nach einer scharfen Belagerung Girona in die Gewalt der Franzosen gefallen, Balaguer verlassen worden war. Bereits entschlossen, die sämmtlichen in Europa belegenen Nebenländer der Monarchie aufzugeben, wie dieses die Königin von Großbritannien verlangte, fand Philipp V. sich bewogen, gegen den Kurfürsten von Baiern einen Act der Großmuth auszuüben, der, ohne von Seiten Spaniens wesentliche Opfer zu fodern, die Restauration des Kurfürsten erleichtern konnte. Durch Urkunde vom 2. Jan. 1712 verschenkte er an den Kurfürsten die sämmtlichen Provinzen der Niederlande (factisch doch nur Luxemburg und Namur), indem er sich lediglich den souverainen Besitz eines Landstrichs von 100,000 Livres jährlichen Ertrags vorbehielt. Diese der Prinzessin Orsina zugedachte Souverainität, die später auf die in den Ardennen belegene Stadt la Roche mit ihrem Zubehör radicirt werden sollte, ergab sich als ein wesentliches Hinderniß für das Friedensgeschäft, dem Könige von Frankreich zu bitterem Verdruß. Der Feldzug bot in Catalonien, wie an den Grenzen von Portugal nicht das mindeste Ereigniß von Belang; am 4. Sept. 1712 wurde zu Madrid der für die Dauer von vier Monaten mit England abgeschlossene Waffenstillstand, am 7. Nov. der Waffenstillstand mit Portugal verkündigt, und am 5. Nov. unterzeichnete Philipp die Urkunde, wodurch er für sich und seine Nachkommenschaft jedem Anrechte auf die Thronfolge in Frankreich entsagte und der eigenen Nachkommenschaft für Spanien das Haus Savoyen substituirte. Es war dieses die Einleitung zu dem utrechter Friedensvertrage, worin Philipp, in dem Besitze von Spanien und den Colonien bestätigt, die sämmtlichen Nebenländer in Europa an den Kaiser, an den Herzog von Savoyen und an den König von Preußen, an die Engländer Gibraltar und Minorca überließ, zugleich auch den Asientovertrag einging. Vermöge dessen übernahm die londoner Südsee-Compagnie die Lieferung von 4800 Negersklaven jährlich für das spanische Amerika bestimmt, dann wurde ihr vergönnt, für die Südsee alljährlich ein Schiff von 500 Tonnen Gehalt zu befrachten. Durch einen andern Vertrag, der am 14. März 1713 mit England, Frankreich und Savoyen abgeschlossen wurde, verpflichtete sich der Kaiser, seine Truppen aus Catalonien, Malorca und Iviza abführen zu lassen, aber Starhemberg, dem dieser Stipulation Vollzug aufgetragen, ließ sich überreden, daß er mehre

der Festungen nicht, wie in dem Vertrage ausbedungen, den Commissarien König Philipp's, sondern an die Einwohner überlieferte, womit er die Catalonier zu den verzweifeltsten Anstrengungen gegen das übrige Spanien ermunterte. Nur durch den Beistand einer französischen, von Berwick befehligten Armee konnte der Trotz von Barcelona gebrochen und die Übergabe der Stadt erzwungen werden, 12. Sept. 1714, indessen es mit der Unterwerfung von Maiorca bis zum 2. Jul. 1715 sich verzog. Wichtige Ereignisse beschäftigten mittlerweile den Hof von Madrid. Die Orsina verlangte die Zurückberufung jenes Orry, den Ludwig XIV. einstmals nicht ungeneigt gewesen war zum Galgen zu schicken, dann, am 14. Febr. 1714, erlag die Königin der Skrofelkrankheit, von der sie von der Wiege an zu leiden hatte. Bis zu den letzten Tagen, bis zum 9. Febr., hatte Philipp mit ihr in einem Bette geschlafen. Sie wurde von den Spaniern allgemein betrauert, auch soll Philipp über den Fall großes Leid an den Tag gelegt haben, „mais un peu à la royale. On l'obligea à chasser et à aller tirer pour prendre l'air. Il se trouva en une de ces promenades lors du transport du corps de la reine à l'Escurial, et à portée du convoi. Il le regarda, le suivit des yeux, et continua sa chasse. Ces princes sont-ils faits comme les autres humains?" Die Orsina versehlte nicht, dieses Ereigniß zu ihrem Vortheile auszubeuten. Längst war durch ihren Betrieb der König vollkommen unzugänglich geworden, nicht nur für den Hofstaat, die Großwürdenträger, die Minister, sondern auch für die eigentliche Dienerschaft, sodaß der Monarch nur drei oder vier Franzosen, die ganz und gar von der Prinzessin abhängig waren, zu seiner Bedienung hatte. Jetzt wurde ihm der Palast von Medina Celi als der für die Traurigkeit seines Gemüths angemessenste Aufenthalt gepriesen, weil in diesem engen Raume noch weniger als in dem Buen Retiro das Andrängen der Höflinge zu befürchten war; um einen Vorwand, ein Recht zu haben, dahin ihm zu folgen, ließ die Orsina sich zur Gouvernante der königlichen Kinder ernennen. Sie hausete demnach in den Kammern dieser Kinder, und um sich eine jedem Auge undurchdringliche Verbindung mit den königlichen Appartements zu verschaffen, ließ sie eine hölzerne, von dem einen Punkte zum andern reichende Galerie anbringen. An Sonn- und Festtagen sogar mußte an dieser Galerie gearbeitet werden, so lebhafte Ungeduld empfand der fromme König, sie vollendet zu sehen. Kein Wunder daher, daß das Volk allerlei unehrerbietige Dinge von dem Verkehr erzählte, welchem der Bau dienen sollte, und daß der Beichtvater, der Pater Robinet, mehrmals von dem Bauunternehmer befragt, ob an den Tagen des Herrn zu arbeiten überhaupt zulässig sei, nach wiederholten Ausflüchten endlich in einer Aufwallung äußerte: „wäre davon Rede, die Galerie abzubrechen, so möchte das selbst am Ostertage geschehen können." Bewegung in der freien Luft war dem Könige stets Bedürfniß gewesen, und dringender als je empfand er dasselbe in der vollständigen Abgeschiedenheit, welche dem Tode der Königin vorhergegangen oder gefolgt war. Für das Bedürfniß Rath zu schaffen, ohne doch den Gefangenen aus den Augen zu verlieren, erfann die Orsina die neue Hofcharge der Recreadores, fünf oder sechs an der Zahl, darunter der Franzose Chalais oder Talleyrand, der Flamänder Robecq oder Montmorency, der italienische Principe Masserano. Gänzlich der Favoritin ergeben, waren sie bei allen Excursionen von des Monarchen Person unzertrennlich. Nach diesen verschiedenen Anordnungen, nach den absichtlich in Umlauf gesetzten Gerüchten bezweifelten nur wenige noch die bevorstehende Vermählung des Königs mit der Orsina und selbst Ludwig XIV. erwartete oder befürchtete nichts anderes von seinem Enkel, da fügte sich, daß Philipp, der stets nach Neuigkeiten aus Frankreich haschte, den Pater Robinet, die einzige Person seiner Umgebung, die nicht von der Orsina abhängig war, nach dem Inhalte der jüngst empfangenen Briefe fragte. Der Beichtvater spielte eine Weile den Zurückhaltenden, den Geheimnißvollen, dann allmälig der immer lebhafter sich äußernden allerhöchsten Zudringlichkeit weichend, äußerte er, zögernd und widerstrebend, die Briefe beschäftigten sich ausschließlich mit der einen Angelegenheit, durch welche seit längerer Zeit auch die Hauptstadt von Spanien in Spannung gehalten werde, mit der Absicht, Ihre Majestät die Prinzessin Orsina zu dem Range ihrer Gemahlin zu erheben. Feuerroth erglühend, wandte sich der König von dem Berichterstatter mit den Worten ab: „Oh! pour cela non!" Diese Worte gingen nicht verloren, sie blieben kein Geheimniß weder den Höflingen noch der Orsina selbst, die auch bereits aus andern Gründen anfangen mochte, an der Möglichkeit zu verzweifeln, den Wunsch ihres Herzens zu erreichen. Sie beschloß, die Fortdauer ihrer Herrschaft auf eine Königin zu begründen, welche durch sie zu dem Throne erhoben, aus Dankbarkeit zeitlebens der Wohlthäterin unterthänig bleiben müsse. Es wurde ein Verzeichniß von allen heirathsfähigen Prinzessinnen entworfen, und schließlich Elisabeth Farnese, die am 5. Sept. 1693 geborene einzige Tochter des Herzogs Odoardo II. von Parma, gewählt. Alberoni, der nach dem Tode des Herzogs von Vendôme als parmesanischer Geschäftsträger bei dem Hofe von Madrid accreditirt worden war, ging nach Italien, um das Geschäft einzuleiten, und als die wesentlichen Punkte der Unterhandlung besprochen waren, empfing der Cardinal Acquaviva Vollmacht, um die Hand der Prinzessin anzuhalten. Die Vollmacht war dem Botschafter bereits zugekommen, als die Orsina, die von der Gemüthsart der Prinzessin einen verspäteten Bericht erhalten hatte, das Geschäft rückgängig zu machen versuchte; der abgesendete Courrier traf aber den Cardinal nicht mehr in Rom, sondern an den Thoren von Parma, und der Anstand erlaubte nicht mehr abzubrechen; wiewol der Botschafter sich bemühte, wenigstens seinen guten Willen durch Zögerungen aller Art der Beherrscherin von Spanien zu erkennen zu geben. Der Ehevertrag wurde den 15. Juli 1714 unterzeichnet, die Anwerbung folgte den 12., die Trauung den 16. Sept.; sie hatte den 25. Aug. voe sich gehen sollen, daß also der Cardinal 22 volle Tage gewann, dem Hofe von Parma wegen der kostspieligen Bewirthung zu großem Verdrusse. Sofort trat die Neuvermählte die Reise nach Genua an,

Digitized by Google

um daselbst zu Schiffe zu gehen; ein Sturm verleidete ihr jedoch die Wasserstraße, sie ließ sich zu Monaco aussetzen, überschritt den Var, und gelangte in kurzen Tagereisen nach Bayonne und über die Pyrenäen. Die Braut zu empfangen, hatte der König nach Guadalajara sich erhoben, von da entsendete er die Orsina, als die Camerera mayor, sieben Stunden weiter, nach Zadraque; da ereignete sich, 23. Dec. 1714, die unter dem Artikel Orsini beschriebene Scene, durch welche der Favoritin Herrschaft für immer gebrochen werden sollte. Die Königin schrieb auf der Stelle an ihren Gemahl, um das Vorgefallene ihm mitzutheilen; er empfing den Brief „parut ému, fit une courte réponse et ne donna aucun ordre.“ Wie am andern Tage die Neffen der Orsina, Chalais und Lanti, um die Erlaubniß baten, ihre Tante auf der erzwungenen Reise begleiten zu dürfen, bewilligte Philipp das ohne Anstand und händigte zugleich den Supplicanten ein Schreiben für die Prinzessin ein, in welchem „il lui manda qu'il était bien fâché de ce qui s'était passé, qu'il n'avait pu opposer son autorité à la volonté de la reine, qu'il lui conservait ses pensions et qu'il aurait soin de les lui faire payer.“ An demselben Nachmittage traf die Königin zu Guadalajara ein; Philipp empfing sie am Fuße der Treppe und führte sie geradeswegs nach der Kapelle, wo die Trauungsceremonie wiederholt wurde. Darauf, vor sechs Uhr, ging das Ehepaar zu Bette, woraus es doch vor Mitternacht sich erhob, um der Christmette beizuwohnen. Von den ersten Augenblicken an zeigte die Königin sich ungemein beflissen, ihrem Gemahle zu gefallen; das glückte ihr auch über alle Erwartungen, zumal sie sich vorläufig aller Einmischung in die Geschäfte enthielt und nicht den entferntesten Einfluß auf die durch den Austritt der Orsina und dis Orry nothwendig gewordene Vergabung der Ämter suchte. Für die Erreichung ihrer fernerren Absichten fand sie in Zufälligkeiten wesentliche Unterstützung. Der Cardinal del Giudice, den die Camarera nach Bayonne verwiesen hatte, wurde zurückgerufen und mit dem Ministerium der auswärtigen und kirchlichen Angelegenheiten, wie auch der Justiz, bekleidet, bald darauf auch zum Ayo des Prinzen von Asturien ernannt; der Herzog von Veragua übernahm das See- und Handelsministerium, der alte Marques von Frigiliana die Präsidentschaft des Raths von Indien, dem Marques von Bedmar blieb das Kriegsdepartement, der Prinz von Cellamare, Brudersohn des Cardinals del Giudice, wurde als Gesandter nach Paris und der Beichtvater, der P. Robinet, dessen der Cardinal sich zu entledigen wünschte, nach Strasburg in sein Collegium entsendet, während der P. Daubenton das Amt eines Assistenten des Jesuitengenerals aufgeben mußte, um nochmals mit des Königs Gewissen sich zu befassen. Eine solche aller Einheit widerstrebende Combination mußte die Absichten der Königin und ihres vertrautesten Dieners wesentlich fördern. Von Parma, von der Reise her hatte Alberoni sich vielfältig der Königin empfohlen, er bediente sich des hierdurch gewonnenen Einflusses, um die der Orsina abgelernte Taktik auf das Genaueste zu wiederholen. Durch ihn unterrichtet mußte Elisabeth Tag und Nacht den königlichen Gemahl im Auge behalten, Jedermann, selbst von der nothwendigsten Bedienung, die Annäherung zu seiner Person verwehren, ihn gewöhnen, nur in ihrer Gegenwart mit einem Minister zu verhandeln, ihn dergestalt binden, daß nicht das Mindeste zu ihm gelangen, oder von ihm ausgehen konnte, außer in Gegenwart und mit Vorwissen seiner Hüterin. Ohne davon eine Ahnung zu haben, war Elisabeth, indem sie aus Herrschsucht die peinliche Rolle übernahm, genöthigt, sich in deeselben Weise von allem Verkehr, von jeglicher Gesellschaft abzusondern, sodaß ihr, um auf die Außenwelt zu wirken, Alberoni das einzige Werkzeug blieb. Immer noch mit dem Charakter eines parmesanischen Geschäftsträgers bekleidet, hatte er bereits mehre der wichtigsten Zweige des Staatshaushalts an sich gerissen, in den Aufträgen zuvörderst die Armee, sowie den Aufwand für die Flotte und den Hofstaat zu reduciren, dann duech täglich sich erneuernde, in der Wichtigkeit der Gegenstände foetwährend zunehmende Eingriffe in das dem Namen nach dem Cardinal del Giudice verbliebene Departement der auswärtigen Angelegenheiten. Die Ersparnisse waren um so nothwendiger geworden, da die Einkünfte im Vergleiche zu den Ausgaben 1,600,000—2,100,000 für das Jahr 1715 ein Deficit von 500,000 Pistolen ergaben. Seine Aufgabe zu lösen, setzte Alberoni den Stand der Armee auf 47,000 Köpfe herab, und mit noch größerer Leichtigkeit wurde in allen übrigen Zweigen des Finanzsystems das Gleichgewicht hergestellt, da der König von Spanien der einzige schuldenfreie Monarch in Europa; es hatte Niemand ihm borgen wollen. Dergleichen Erfolge, der Gunst sich gesellend, mußten über Alles denjenigen, dem sie zuzurechnen, erheben, und Alberoni gelangte zu der Allgewalt eines Premierministre, sodaß für eine geraume Zeit seine Biographie die Geschichte Philipp's V. wird. Es sei uns daher erlaubt, auf den Artikel Alberoni zu verweisen. Von seinem hehren Standpunkte aus unternahm es der verwegene Mann, die in Italien verlorenen Provinzen der Monarchie wieder anzueignen, in Frankreich den Regenten zu stürzen, den Thron der Stuarte wiederherzustellen, mittlerweile das königliche Ehepaar, auf dessen Namen alle diese Dinge versucht wurden, in dem verächtlichsten Pflanzenleben seine Tage verträumte. Unmittelbar nach dem Erwachen, Morgens 8 Uhr, wurde in Gemeinschaft gefrühstückt, wobei anzumerken, daß, gesund oder krank, König und Königin, auch wenn diese Wöchnerin, in einem Bette schliefen. Wenn das Frühstück eingenommen, ging der König, um sich anzukleiden, nach seiner Garderobe, er kam zurück, um noch eine Viertelstunde bei seiner Gemahlin zuzubringen, und verfügte sich demnächst in sein Cabinet, um Conseil zu halten, wie man das nannte. Regelmäßig gegen ½12 Uhr fand er sich wieder bei der Königin ein, die dann endlich ihr Lager verließ, um Toilette zu machen. War diese beendigt, so erhoben sich beide Majestäten nach der Kapelle, um Messe zu hören. Sie speisten in Gemeinschaft und brachten nach aufgehobener Tafel eine Stunde in vertraulichem Geplauder zu, beteten in Gemeinschaft, und fuhren aus, um zu jagen. Abends wurde einer der Minister gerufen, und während dieser den Mon-

Digitized by Google

archen unterhielt, beschäftigte sich die Königin mit Nähen, oder sie schrieb Briefe. Darüber kam die Zeit zum Abendessen, 9½ Uhr. Um 10 Uhr trat Alberoni ein und blieb bis zum Schlafengehen, gegen 11½ Uhr. Die Krankheit des Königs, wie sie kurz vor dem Unternehmen auf Sardinien sich zu äußern begann, erhöhte noch, wo möglich, die Einförmigkeit dieser Lebensart und schärfte nicht minder die Zurückgezogenheit. Niemand näherte sich mehr der Person des Monarchen, außer der Amme der Königin, den zwei sumiliers de corps, die im beständigen Dienste waren, den vier Ärzten und vier oder fünf Kammerdienern. Einzig der Herzog von Escalona wagte sich in das Heiligthum der königlichen Retirada, ließ sich auch schlechterdings nicht abweisen, daher es zuletzt zwischen ihm und Alberoni in der Krankenstube zu einer Schlägerei kam. Der Herzog wurde exilirt, nach Verlauf eines halben Jahres aber zurückgerufen, ohne daß er Begnadigung nachgesucht hätte. „L'incroyable est que l'aventure, l'exil, le retour, ont été entièrement ignorés du roi d'Espagne jusqu'à la chute du cardinal.“ Diese Unbekanntschaft des Königs mit einem Scandal, der am Fuße seines Bettes sich ereignete, möchte wol, in Ermangelung anderer Nachrichten, hinreichenden Aufschluß von der Beschaffenheit seiner Krankheit geben. Man hatte sie, weil eine auffallende Abmagerung mit ihr verbunden war, für eine angehende Schwindsucht ausgeben wollen, allein Burlet, der premier médecin, wurde zum Verräther und erzählte ohne Rückhalt, des Königs Leiden beruhe einzig auf einer mentalen Aliénation, die längst zu vollständiger Verrücktheit sich ausgebildet haben würde, wenn des hohen Patienten geistige Fähigkeiten hierzu die nöthige Schwungkraft besäßen. Der Schwätzer wurde aus dem Reiche verwiesen, und da man nicht weiter durch seine Mittheilungen beunruhigt ward, nahm das devote Publicum in Köhlerglauben an, was von dem Verlaufe der Krankheit ruchbar werden zu lassen der Hof für gut fand. Die angebliche Schwindsucht entwickelte sich mehr und mehr, der Patient fand sich veranlaßt, seinen letzten Willen, wie Alberoni ihn dictirte, aufnehmen zu lassen (Ende Octobers 1717), gegen Ausgang Novembers aber trat merkliche Besserung ein. Schlaf und Eßlust, Kräfte, Beleibtheit stellten sich wieder ein und nach einigen Rückfällen befand sich Philipp im Stande, die Rolle eines Königs wieder zu übernehmen, in dem bescheidenen Maßstabe freilich, den für sie das Ceremoniel des spanischen Hofs festgestellt hat. Sogar wurde es ihm möglich, sich in dem Feldzuge von 1719 bei der Armee blicken zu lassen, wo jedoch seine Thaten auf den Aufenthalt in Pamplona und Tudela und auf eine Promenade nach dem Lager von Lesaca, 2½ Stunden von Irun, sich beschränkten. Von dort aus konnte er Augenzeuge des Falls von Fuenterabia werden (17. Mai). Der Ungunst der Umstände, und vorzüglich den persönlichen Interessen des Herzogs von Orleans, mußte Alberoni unterliegen, mußte Philipp V., indem er am 17. Febr. 1720 der Quadrupelallianz beitrat, zugeben, daß Österreich für das lästige Sardinien Sicilien eintausche; es erlangte aber auch, daß die Erbrechte seiner Königin auf die Staaten von Toscana und Parma anerkannt und dem Kaiser auferlegt wurde, für sich und sein Haus auf Spanien Verzicht zu leisten. Unbegreiflich ist es, wie man in Wien die beiden Sicilien für ein werthvolles Besitzthum halten und um ihretwillen Eugen's Siegeslauf an der Donau hemmen und doch zugeben konnte, daß dereinst ein Bourbon des heiligen römischen Reichs Mannlehen Parma und Toscana besitze und folglich den Zusammenhang der Lombardei mit Neapel durchschneide. An Alberoni's Stelle trat, nicht unter dem Namen, aber doch mit den Befugnissen eines Premierministers, der Biscayer Grimaldo, der in allen Dingen mildee und versöhnlicher gestimmt, es sich zur dringendsten Aufgabe machte, die Zwistigkeiten der beiden regierenden Zweige des Hauses Bourbon auszugleichen. Zu dem Ende wurde ein dreifaches Vermählungsproject betrieben: Ludwig XV. sollte die Infantin Maria Anna Victoria, der Prinz von Asturien die Mademoiselle de Montpensier, und der Infant Don Carlos die Mademoiselle de Beaujolais, beide Töchter des Herzogs von Orleans, heirathen; es wurden auch die beiden ersten Vermählungen durch die Auswechselung der Infantin gegen die Montpensier eingeleitet (9. Juni 1722), mit dem unerwarteten Ableben des Herzogs von Orleans ging aber der wesentlichste Theil der von dieser Aussöhnung gehofften Vortheile verloeen. Um dieselbe Zeit wollte Philipp, nachdem er das während eines Zeitraums von 26 Jahren von den Mauren belagerte Ceuta durch den Marquis von Lede hatte entsetzen lassen, das Gewicht der Krone, wie leicht man ihm auch dasselbe gemacht hatte, nachgrade erdrückend finden. Nicht nur hatte sich seiner ein lebhaftes Gefühl von Unvermögen bemächtigt, er empfand auch tiefe Gewissensbisse darüber, daß er sich die Krone eines Andern angemaßt habe [6]). Was die Königin, was der Beichtvater vermochten, das

6) O a peine à comprendre ses scrupules sur sa couronne, et de tes conclier avec cet esprit de retour, en cas de malheur, à la couronne des ses pères, à laquelle il avait si solennellement renoncé et plus d'une fois. C'est qu'il ne pouvait s'ôter de la tête la force des renonciations de la reine en épousant le feu roi, et de toutes les précautions possibles dont on les avait affermies, et en même temps il ne pouvait comprendre que Charles II. eût été en droit et en pouvoir de disposer par son testament d'une monarchie dont il n'était qu'usufruitier, et non pas propriétaire, comme l'est un particulier de ses acquêts dont il est libre de disposer. Voilà sur quoi le père d'Aubenton avait eu sans cesse à le combattre; il se croyait usurpateur. Dans cette pensée, il nourrissait cet esprit de retour en France, et par en préférer la couronne et le séjour, et peut être plus encore pour finir ses scrupules en abandonnant l'Espagne. On ne peut se cacher que tout cela ne fût fort mal arrangé dans sa tête, mais le fait est que cela l'était ainsi et que l'impossibilité seule s'est opposée à un abandon auquel il croyait être obligé, et qui eut une part très-principale en l'abdication qu'il fit et qu'il méditait dès avant que j'allasse en Espagne, quoiqu'il laissât la couronne à son fils. C'était bien la même usurpation à ses yeux, mais enfin ne pouvant là-dessus ce qu'il eût voulu par scrupule, il se contentait au moins en faisant de soi ce qu'il pouvait en l'abdiquant. Ce fut encore ce qui lui fit tant de peine à la reprendre à la mort de son fils, malgré l'ennui qu'il avait essuyé, et le dépit fréquent de n'être pas assez consulté, et ses avis suivis par son fils et par ses ministres.

Digitized by Google

haben sie getreulich, um seine Zweifel zu widerlegen, vorgebracht, ohne doch ihn überführen zu können; der König fühlte sich nicht stark genug, um den Raub in die Hände des rechten Erben zurückzugeben, aber mit seinem Gewissen glaubte er sich abzufinden, indem er sich davon lossagte. Unangesehen des entschiedenen Widerspruchs der Königin und der Minister, verkündigte er der Nation in dem Manifeste vom 15. Jan. 1724, daß er den Thron an den Prinzen von Asturien überlassen habe, für sich und seine Gemahlin halte er 100,000, für jedes seiner Kinder, die nascituri nicht vergessen, 25,000 Pistolen jährlich stipulirt; auch begab er sich nach dem neuerbauten Schlosse S. Ildefonso, daselbst hat er die acht Monate von König Ludwig's Regierung in der vollständigsten Unthätigkeit zugebracht. Aber Ludwig „der Vielgeliebte" starb den 31. Aug. 1724, nachdem er vorher, durch schriftliche Urkunde, die Krone an denjenigen, aus dessen Händen er sie empfangen, zurückgegeben hatte. Gleichwol erfoderte es große Anstrengung, um den König zur Wiederannahme der Krone zu bewegen. Die Königin, welche am meisten bei der Sache interessirt war, ließ sie wiederholt in dem Cabinetsrathe verhandeln, „und schickte auch den königlichen Beichtvater und den päpstlichen Nuntius an den König, die ihm so beweglich zuredeten, daß er endlich den 6. Sept. Abends die Krone annahm." Er ließ alsbald den Infanten Ferdinand durch die Cortes als Prinz von Asturien anerkennen, indessen ein neuer Günstling, der Baron Ripperda, nach Wien entsandt wurde, um unter dem Vorschub des Prinzen Eugen den Vertrag vom 30. April 1725 zu verhandeln. Vermöge desselben ertheilte der Kaiser dem Infanten Don Carlos die eventuelle Investitur von Toscana, Parma und Piacenza, dagegen verzichtete Philipp auf alle in Italien oder den Niederlanden belegenen Dependenzen der spanischen Monarchie; zugleich verpflichtete er sich, jährlich vier Millionen Piaster an den Kaiser zu entrichten. Um so leichter zu einem Stück Geld und zu der Anerkenntniß eines fait accompli zu gelangen, ließ der wiener Hof den Ripperda die Möglichkeit einer Vermählung der Erzherzogin Maria Teresa mit dem Infanten Don Carlos hoffen, eine Hoffnung, welche dem Unterhändler zu einem Herzogstitel und zu der Allgewalt eines ersten Ministers verhalf, später aber, indem sie sich nicht verwirklichte, wesentlich beitrug, seinen Sturz herbeizuführen. Wenige Tage vor jenem 30., den 6., April 1725, hatte der französische Hof das Eheverlöbniß der Infantin für nichtig erklärt und sie nach Hause geschickt, indem der König entschlossen, ja verpflichtet sei, so hieß es, eine Gemahlin zu suchen, von welcher ohne allzu großen Zeitverlust er einen Thronerben hoffen dürfe. „Darüber äußerst entrüstet, wußte die Königin von Spanien sich nicht besser als dadurch zu rächen, daß sie die Prinzessin von Beaujolais, die Braut des Infanten Don Carlos, ebenfalls nach Frankreich zurückschickte, und alsbald einen Courier an den Baron von Ripperda nach Wien mit dem Befehle sandte, die Traetaten mit dem kaiserlichen Hofe ohne weitere Schwierigkeiten zu Ende zu bringen und sich mit demselben aufs Genaueste zu verbinden." Dem zufolge wurde, außer dem eigentlichen Friedensvertrage, noch an demselben Tage ein Freundschaftsbündniß und 24 Stunden später, den 1. Mai, ein Handelsvertrag unterzeichnet. Hiermit erreichte der langwierige und unfruchtbare Congreß von Cambray sein Ende, über die ganze Christenheit verbreitete sich hingegen namenlose Gährung. Besonders in England war man wegen geheimer Verabredungen zu Gunsten des Prätendenten, wegen eines Angriffs auf Gibraltar oder Minorca besorgt, und diese Besorgniß veranlaßte ein Gegenbündniß, das am 3. Sept. 1725 zu Hanover zwischen Großbritannien, Frankreich und Preußen geschlossen wurde. Auch die Generalstaaten traten diesem Bündnisse bei, sowie Rußland der Gegenpartei seinen Beistand zusagte; kurz es schien das entzweite Europa einem blutigen Kriege entgegenzueilen. Allein der Traetat von Wusterhausen, 12. Oct. 1726, wodurch Preußen sich mit dem Kaiser verständigte, streute den Samen gegenseitigen Mistrauens unter die Genossen des hanoverschen Bundes und das ganze Jahr verstrich, ohne daß die Feindseligkeiten zum Ausbruche gekommen wären. Die Königin von Spanien (denn weniger noch wie früher kann für dergleichen Angelegenheiten von Philipp V. die Rede sein), durchdrungen von Unwillen über die Schlaffheit des wiener Hofs, suchte durch einen entscheidenden Schritt ihn zu erwecken und ließ durch ihre von dem Grafen de las Torres befehligte Armee Gibraltar einschließen. Die Belagerung nahm am 22. Febr. 1727 ihren Anfang, machte aber geringe Fortschritte, da eine überlegene englische Flotte die Küsten von Spanien allarmirte und in aller Bequemlichkeit der belagerten Feste Lebensmittel und frische Mannschaft zuführen konnte. Von der andern Seite verharrte der kaiserliche Hof nicht nur in seiner bisherigen Unthätigkeit, sondern es wurde auch, wie dieses kaum zu bezweifeln ist, von ihm der heilige Stuhl veranlaßt, seine Mediation, der hanoverschen Allianz gegenüber, anzubieten. In Folge dieser Mediation kamen am 31. Mai 1727 die pariser Präliminarartikel, für den Kaiser, Frankreich, Großbritannien und Holland verbindlich, zu Stande. Spanien unterhielt keinen Gesandten zu Paris und konnte daher nicht sofort dem Traetat beipflichten; man benutzte aber das Ereigniß als einen anständigen Vorwand, die Belagerung von Gibraltar aufzugeben, und am 13. Juni wurden die Präliminarartikel durch den bei dem kaiserlichen Hofe accreditirten Gesandten unterzeichnet. Die Ratification dieser Unterschrift begegnete jedoch in Madrid unerwarteten Schwierigkeiten; König Georg's I. Tage waren gezählt und es ließ sich sodann eine wesentliche Änderung in dem zeither von Großbritannien verfolgten Systeme voraussehen. Darauf zählend verlangte die Königin Elisabeth die Abtretung von Gibraltar und Minorca, nicht minder die Abberufung der an den Küsten von Spanien und Amerika stationirten englischen Flotten, und es wurde die angelegentlichste Verwendung des französischen Hofs erfoderlich, um die Entfernung der Flotten wenigstens zu erlangen. Jetzt endlich ratificirte Philipp, d. d. Pardo, 6. März 1728, die Präliminarartikel und es nahm am 14. Juni der Congreß von Soissons seinen Anfang, der ebenso berühmt in den Annalen der Diplomatie als unfruchtbar in seinen Resultaten war. Als die

Digitized by Google

ersten Sitzungen kaum vorüber waren, ergab sich unter den Abgeordneten eine wundersame Abneigung gegen Geschäfte; bei Festivitäten oder Schmausereien pflegte nicht Einer zu fehlen, sobald es aber einer ernstlichen Erörterung über das Werk einer gründlichen Pacification von Europa gelten sollte, ließen sich gewöhnlich nur wenige Minister in der Versammlung blicken. Der Cardinal Fleury und viele andere Diplomaten, selbst der kaiserliche Bevollmächtigte, der Graf von Sinzendorf, nicht ausgenommen, waren häufiger in Paris oder Fontainebleau als in Soissons zu finden, und der spanische Gesandte, der Herzog von Bournonville, benutzte die unübersehbaren Mußestunden zu einer Reise nach Spanien. Philipp V. und Elisabeth, von ihrem Hofstaate begleitet, hatten sich im Laufe des Jahres 1729 nach Sevilla begeben; nicht nur war die entente cordiale mit Österreich vollkommen aufgegeben und der Wahn, daß Aufrichtigkeit, Geradheit und Treue für die Erfüllung eines Versprechens ausschließlich in Wien zu finden sei, sondern man war sogar zu der Überzeugung gelangt, daß es niemals Ernst gewesen, die Erzherzogin an den Don Carlos zu vermählen. Um dem kaiserlichen Hofe Gleiches mit Gleichem zu vergelten, wurden in vorsichtiger Stille Unterhandlungen mit Frankreich und England angeknüpft. Soviel Frankreich betrifft, wurden sie durch eine persönliche, zwischen der Königin und dem Cardinal Fleury waltende Abneigung erschwert [7]), allein das Interesse des Don Carlos überwog, und in dem Tractate von Sevilla, 9. Nov. 1729, wurde eine Garantie der beiderseitigen Besitzungen und die Bestätigung der Handelsverträge eingegangen, zugleich aber bestimmt, daß sogleich 6000 Spanier nach Italien übergeführt und zu der Besetzung von Livorno, Porto-Ferrajo, Parma und Piacenza verwendet werden sollten. Karl VI., von diesen Verhandlungen in Kenntniß gesetzt, bezeigte darüber sein ernstes Mißfallen, drohte mit Waffengewalt und traf die nöthigen Anordnungen, um den Spaniern die Häfen von Italien zu verschließen, aber den betrügerischen Insinuationen der Gesandten Georg's II. wußte er die eigenen Ohren nicht zu verschließen. Großbritannien und die vereinigten Niederlande übernahmen zu Wien, 16. März 1731, die Garantie der pragmatischen Sanction, und der Kaiser übernahm die Verpflichtung, das Reich zu bestimmen, daß nicht weiter der Einlegung spanischer Besatzungen in die Staaten von Parma und Toscana widersprochen werde. Eine englisch-spanische Flotte schiffte die stipulirte Truppenzahl am 27. Oct. 1731 zu Livorno aus; am 27. Dec. traf ebendaselbst der Infant ein. Der erste Schritt für die Wiederherstellung der Bourbonidenherrschaft in Italien war unter der Mitwirkung der Engländer gethan, die weitern Ereignisse mußten vornehmlich von einer bedeutenden Kriegsmacht abhängen, und diese zu vereinigen, gab ein Krieg mit den Algierern die erwünschte Veranlassung. Der Herzog von Montemar führte eine spanische Armee nach Numidien hinüber, besiegte die Mauren in offener Feldschlacht und entriß ihnen, Juni und Juli 1732, die Festungen Oran und Mazalquivir, deren sie, durch die Wirren des Successionskriegs begünstigt, 1708 sich bemächtigt hatten. Statt hierauf, nach beendigtem Feldzuge, die Truppen in ihre Standquartiere zurückzuschicken, hielt Montemar sie in den Küstenprovinzen von Spanien zusammen, die Regimenter ausgenommen, welche unter dem Vorwande auszufüllender Lücken nach Toscana transportirt wurden und die tractatmäßige Stärke der Besatzungsmannschaft beinahe auf das Doppelte erhöhten. Mochte der Kaiser auch noch so lebhaft protestiren, die Überzahl wurde nicht zurückgerufen, dagegen auf das Eifrigste in allen Provinzen von Spanien gerüstet. Es lag am Tage, daß Philipp's V. Cabinet nur auf einen Vorwand warte, um mit dem Kaiser zu brechen. Er ergab sich in der polnischen Königswahl, 1733. Am 10. Oct. 1733 wurde die Allianz mit Frankreich und Sardinien unterzeichnet und sofort erging von Seiten Spaniens ein Manifest, das die nahe Verwandtschaft zu Frankreich als den dringendsten Grund, mit Ludwig XV. gemeine Sache zu machen, hervorhebt. In dem Könige von Frankreich beleidigt, heißt es da, müsse auch sein Oheim sich beleidigt fühlen; außerdem habe man dem Infanten Don Carlos für die von Gott und Rechtswegen ihm zustehende Erbfolge in Toscana und Parma alle nur erdenkliche Schwierigkeiten entgegengesetzt. Um den Worten die That hinzuzufügen, hatte der französische Hof bereits drei Armeen im Felde; die eine, mit den Piemontesern vereinigt, bemächtigte sich ohne Schwierigkeit der österreichischen Lombardei, indessen die in Toscana stationirten Spanier, durch neue Sendungen fortwährend verstärkt, sich in den Gefilden von Siena und Arezzo zusammenzogen und nach der von Don Carlos zu Perugia vorgenommenen Musterung, in Allem 16,000 Fußgänger und 5000 Reiter, nach Süden sich wandten, um die Eroberung der beiden Sicilien vorzunehmen und in überraschender Schnelligkeit, hauptsächlich durch das Treffen bei Bitonto, zu vollführen. Die unglaubliche, auf allen Punkten sich ergebende Schwäche der österreichischen Monarchie gestaltete sich gegen das britische Ministerium zu schwerer Anklage, welches seinen ältesten und wichtigsten Verbündeten der Willkür von drei erbitterten Gegnern, deren unerheblichster, der König von Sardinien, für sich allein es mit Karl VI. aufnehmen konnte, überließ. So unwissend waren die großen Staatsmänner an der Themse, daß sie das Gleichgewicht von Europa durch ein Agglomerat von Ländern bedroht wähnten, das in Ungeschick und Unförmlichkeit demjenigen, welches jüngst mit der spanischen Monarchie zu Grabe getragen worden, nicht ungleich war. Die Armeen der drei Könige hatten den Mincio erreicht, 1735, als Philipp V. oder vielmehr seine Königin den Lieblingsentwurf aufnahmen und im größten Geheimnisse einen italienischen Abbate nach Wien entsendeten, um über einen Separatfrieden, dessen Grundlage die Vermählung der Erzherzogin

7) Dès l'entrée du cardinal dans les affaires, il s'éleva des nuages entre l'Espagne et lui personnellement, dont j'ai toujours ignoré la cause. Ces nuages altèrent toujours croissant, et mirent enfin un mur de séparation personnelle entre la reine d'Espagne et lui, qui monta jusqu'à l'aversion des deux côtés, et réciproquement se ménageant peu jusqu'à l'indécence. J'ai toujours cru que le renvoi de l'infante en était la source qui en effet n'eût pu se faire sans lui.

mit dem Infanten Don Carlos sein sollte, zu unterhandeln. „Der Kaiser, der diese Prinzessin schon längst dem Herzoge von Lothringen bestimmt hatte, vernahm den Antrag nicht ohne große Befremdung. Man nahm ihn in Überlegung an, eröffnete aber die Sache dem Herzoge von Lothringen, in der Absicht, daß er durch seinen Minister zu Paris dem dasigen Hofe von diesem Handel Nachricht ertheilen sollte. Die Nachricht wurde zu Versailles mit ebenso großer Verwunderung als zu Wien aufgenommen. Man zweifelte nicht an der Wahrheit derselben und faßte den Entschluß, einen Plan zu einem Frieden zu entwerfen und ihn nach Wien zu senden, worin der vornehmste Artikel dahin ging, daß der Herzog von Lothringen gegen Abtretung seiner Staaten an den König Stanislaus zum Besitz von Toscana gelangen, und, außer Neapel und Sicilien, das dem Don Carlos verbleiben sollte, alles Übrige in Italien, nebst Parma und Piacenza, von den Spaniern geräumt werden sollte. Dieser Plan wurde angenommen und nach solchem den 3. Oct. 1735 ein wirklicher Präliminarfriedenstractat zu Wien unterzeichnet. Die Königin weigerte sich lange, diesem Tractate beizutreten, bis solches endlich den 15. April 1736 geschah." Doch hatten der König und die Königin von Spanien noch immer nicht im eigenen und ihrer Descendenten Namen dem Erbrechte auf Parma und Piacenza entsagt und es scheint sie in dieser Hartnäckigkeit der neueste Großvezier, Don Jose Patiño, bestärkt zu haben; der Mann starb aber zu großem Leidwesen der Königin den 3. Nov. 1736, und den 21. Nov. wurde die Entsagungsurkunde ausgefertigt. Eine Urkunde gleichen Inhalts stellte am 11. Dec. Don Carlos, der König beider Sicilien, aus; an demselben Tage trat der Kaiser Neapel, Sicilien und den Besatzungsstaat unwiderruflich an den Infanten ab. Mit der Räumung von Toscana durch die spanischen Truppen verzog es sich jedoch bis zum folgenden Jahre. Im Laufe des eben beendigten Kriegs, 1734, hatte eine Feuersbrunst den königlichen Palast zu Madrid, eine Menge der trefflichsten Schildereien und den wichtigsten Theil des Archivs verzehrt; es waren auch Irrungen mit Portugal ausgebrochen, die jedoch endlich, 16. März 1737, unter französischer Vermittelung beigelegt wurden; sie waren dergestalt ernstlich geworden, daß 1735 eine englische Flotte sich vor Lissabon legte, um das Königreich gegen die angedrohte Invasion zu beschützen. Diese bewaffnete Intervention steigerte jedoch den Unwillen des Cabinets von Madrid über den unverschämten Schleichhandel, welchen die Engländee, von ihrem Ministerium begünstigt und ermuntert, mit den Küstenländern von Amerika unterhielten. Die strengsten Befehle, die thätigste Aufsicht vermochten Nichts gegen die Wirksamkeit der Schleichhändler, wol aber erregten einige blutige, keineswegs unverschuldete, Executionen in dem Inselreiche die lebhafteste Gährung, die, verbunden mit Grenzstreitigkeiten um Florida und Carolina, zu einer Kriegserklärung führten (October 1739). Die Engländer eroberten Portobello, wurden aber vor Cartagena abgetrieben und machten überhaupt schlechtes Glück, wie denn insbesondere ihre Corsaren an Thätigkeit und Kühnheit von den Spaniern übertroffen wurden. Am 3. Febr. 1739 erfolgte von Seiten Spaniens der Beitritt zu dem am 18. Nov. 1738 auf den Grund der wiener Präliminarien vom 3. Oct. 1735 zwischen Frankreich und dem Kaiser abgeschlossenen Definitivfriedenstractat. Mehrmals, während der darüber schwebenden Unterhandlungen, hatte es das Ansehen gewonnen, als wenn es um die Mediceische Allodialverlassenschaft nochmals zu blutigen Händeln kommen sollte; schon waren die Kriegsrüstungen in Spanien weit vorgerückt, als man es in Madrid bedenklich fand, die Engländer und den Kaiser zugleich zu befehden. Karl's VI. Ableben, 1. Oct. 1740, machte diesen Bedenklichkeiten ein Ende. Derjenige, dessen Recht auf das Besitzthum der spanischen Linie nach seinem eigenen Dafürhalten verwerflich war, entblödete sich nicht, das Erbe der teutschen Linie des österreichischen Hauses in Anspruch zu nehmen. In Deductionen und Manifesten wurde versucht, diesen abgeschmackten Anspruch zu rechtfertigen, zugleich aber erhielt der neue Minister, der Marques von Ensenada, die Weisung, die nöthigen Hilfsquellen aufzusuchen, um den Deductionen und Protestationen durch Waffengewalt Nachdruck verleihen zu können. In der That wurden im November 1741 zu Barcelona auf 200 Fahrzeugen 15,000 Mann eingeschifft und gegen die Mitte des Monats in den verschiedenen Häfen des Besatzungsstaats ans Land gesetzt. Diesem ersten folgte ein zweiter und ein dritter Transport, der Herzog von Montemar zog noch 12,000 Neapolitaner an sich und im Juni 1742 brach die also vereinigte Armee aus ihren Cantonirungsquartieren auf, in der Absicht, in dem Herzen der Lombardei mit der französisch-spanischen Armee, welche nominell von dem Infanten Don Philipp befehligt wurde, zusammenzutreffen. Die Berechnung scheiterte aber an der Entschließung des Königs von Sardinien, der für Österreich Partei nahm, der König von Neapel wurde durch die Drohungen eines englischen Geschwaders bestimmt, sein Contingent von der combinirten Armee abzurufen, und der Herzog von Montemar, bedeutend hierdurch geschwächt, sah sich nach zwecklosem Verweilen in dem Lager von Bondena, in dem Ferrarese, veranlaßt, gegen Ausgang Augusts sein Heer über Foligno nach den Quartieren in dem Besatzungsstaate zurückzuschicken. Der Hof von Madrid, mit seinen Leistungen höchlich unzufrieden, schickte einen andern Feldherrn, den Grafen von Gages, welcher am 8. Febr. 1743 die blutige Schlacht von Campofanto, bei Parma, lieferte, die, wenn auch unentschieden auf der Wahlstatt, doch das Project einer Invasion der Lombardei hintertrieb und die Spanier nöthigte, bis Rimini zu weichen, zumal auch des Infanten Don Philipp und seines Feldherrn, des Marques de las Minas, wiederholte Anstrengungen, sich durch Piemont Bahn zu brechen, auf unübersteigliche Hindernisse getroffen hatten. Im folgenden Jahre drangen die Österreicher bis zu der neapolitanischen Grenze vor, aber den Tronto zu überschreiten, wagte ihr allzu vorsichtiger Feldherr nicht, indem er die 19,000 Neapolitaner, die wiederum, sammt ihrem Könige, dem Heere des Grafen von Gages sich angeschlossen hatten, als Soldaten zählte. Von der andern Seite mußten der Infant Don Philipp und sein Waffenbruder, der Prinz

Digitized by Google

von Conty, die Belagerung von Cuneo aufheben. Deſto glänzender ließ, von Seiten der Bourbonen, der Feldzug von 1745 ſich an. Die ſeit Jahren vergeblich geſuchte Vereinigung der beiden Armeen verwirklichte ſich am 16. Juli bei Acqui und eine Geſammtmacht von 80,000 Mann, 10,000 Genueſer eingerechnet, ergoß ſich über das Parmeſaniſche und Mailändiſche, nahm Tortona und Piacenza, ſiegte am 27. Sept. bei Baſſignano. Am 19. Dec. zog der Infant zu Mailand ein, und vor Ablauf des Jahres war die ganze Lombardei, bis auf Turin, Mantua, und die eng eingeſchloſſenen Citadellen von Mailand und Aleſſandria erobert. Schon wähnte die Beherrſcherin der ſpaniſchen Monarchie ihr Ziel erreicht, ihrem Sohne die Königskrone der Lombarden geſichert zu haben, da entledigte ſich Öſterreich in dem dresdener Frieden, 25. Dec., des beſchwerlichſten ſeiner Gegner und entſendete von dem Heere, das bis dahin den Preußen gegenüber geſtanden, 30,000 Mann nach Italien. Bereits am 19. März 1746 mußte der Infant die Stadt Mailand räumen; am 16. Juni wurde er bei Piacenza, am 10. Aug. bei Rottofreddo geſchlagen, und ſchließlich ſah er ſich genöthigt, alle ſeine Eroberungen und ſogar Italien zu verlaſſen, um jenſeit des Var Sicherheit zu ſuchen, nachdem er in dem kurzen Feldzuge an Spaniern allein eine Einbuße von 20,000 Mann gehabt. Aber das Unglück von Rottofreddo ſollte Philipp, der Vater, nicht mehr erleben. Er hatte den 6. Juli ſchon über Mangel an Appetit und über Schlafloſigkeit geklagt, was man aber nicht ſonderlich geachtet. Er befand ſich am 9. Vormittags ſo wohl, daß er ſich ankleiden ließ, um in die Meſſe zu gehen; aber plötzlich überfiel ihn eine Engbrüſtigkeit mit einem ſtarken Herzklopfen. Als er im Geſichte erblaßte, ſprang die ganz allein ſich bei ihm befindende Königin eilend auf und rief um Hilfe. Allein alle, die da erſchienen, kamen zu ſpät. Man unterließ nicht, dem ſterbenden Könige alle nur erſinnlichen Stärkungen einzuflößen, aber es war aus mit ihm. Er ſtarb in dem Palaſte von Buenretiro im 63. Jahre ſeines Alters und im 46. Jahre ſeiner Regierung, den 9. Juli 1746. „Philipp V. n'était pas né," ſchreibt S. Simon, „avec des lumières superieures, ni avec rien de ce qu'on appelle de l'imagination. Il était froid, silencieux, triste, sobre, touché d'aucun plaisir que de la chasse, craignant le monde, se craignant soi-même, produisant peu, solitaire et enfermé par goût et par habitude, rarement touché d'autrui, du bon sens néanmoins et droit, et comprenant assez bien les choses, opiniâtre quand il s'y mettait, et souvent alors sans pouvoir être ramené et néanmoins parfaitement facile à être entriné et gouverné. Peu peiné des guerres qu'il faisait, il aimait les entreprises, et sa passion était d'être respecté et redouté et de figurer grandement en Europe." Dieſen letzten Zug verdankte er ungezweifelt der Umgebung, in welcher er vor ſeiner Thronbeſteigung ſich befunden hatte, dem Anblicke des Großvaters zunächſt; alle übrigen Eigenſchaften, welche der Memoirenſchreiber aus Devotion für das königliche Blut von Frankreich in ihm zu finden glaubt, laſſen ſich in einem einzigen Ausdrucke vereinigen. Philipp V. war in ſeiner Jugend ein Idiot und deshalb ungemein hartnäckig in der Beibehaltung eines Gedankens, der ihm hatte beigebracht werden können. Zeitig aber verwandelte ſich dieſer Idiotismus in eine ziemlich ausgebildete Verrücktheit, die bis zu ſeinem Ende der Königin nicht wenig zu ſchaffen machte. Jeden Augenblick hatte Eliſabeth eine wiederholte Abdankung zu befürchten und zu beſtreiten. Mit dem frühzeitigen Verfalle der ſpärlichen Seelenkräfte war der Verfall des Körpers gleichen Schritt gegangen. Der König war kaum 38 Jahre alt geworden, wie S. Simon als Geſandter an ſeinem Hofe erſchien. „Le premier coup d'oeil, lorsque je fis ma première révérence au roi d'Espagne, m'étonna si fort, que j'eus besoin de rappeler tous mes sens pour m'en remettre. Je n'aperçus nul vestige du duc d'Anjou, qu'il me fallut chercher dans son visage fort allongé, changé, et qui disait encore beaucoup moins que lorsqu'il était parti de France. Il était fort courbé, rapetissé, le menton en avant, fort éloigné de la poitrine, les pieds tout droits, qui se touchaient et qui se coupaient en marchant, quoiqu'il marchât vite, et les genoux à plus d'un pied l'un de l'autre. Ce qu'il me fit l'honneur de me dire était bien dit, mais si l'un après l'autre, les paroles si traînées, l'air si niais, que j'en fus confondu. En revanche la danse de ce prince, qu'il aimait fort, fut pour moi un grand sujet de surprise; en dansant ce fut tout un autre homme, redressé du dos et des genoux, de la justesse, en vérité de la grâce." Und einen Prinzen von dieſen Eigenſchaften, einen Erbfeind, hat das Volk von Caſtilien dem rechten Erben, dem milden, dem theilnehmenden, dem gebildeten Karl III. vorgezogen, und das Recht, durch die Streitkräfte der mächtigſten Verbündeten, durch die größten Feldherren des Jahrhunderts verfochten, hat ſchließlich demjenigen, der Zeitlebens ein Unmündiger geblieben iſt, unterliegen müſſen. Wahrlich die Menſchen ſind es nicht, unter deren Händen die Ereigniſſe ſich geſtalten! Nicht minder mag es auffallen, daß unter einem ſolchen Regenten der materielle Zuſtand des Reiches ſich heben konnte; die Bevölkerung wuchs, trotz der heilloſen Verſchwendung von Menſchenblut, das meiſt den verwerflichſten Zwecken geopfert wurde, auch Circulation und Wohlſtand im Allgemeinen, wie der Ackerbau einzelner Provinzen, Catalonien z. B., machten namhafte Fortſchritte, alles doch Erſcheinungen, durch den natürlichen Gang der Dinge erklärbar, und auf welche die Regierungen auch nicht den geringſten Einfluß zu üben vermögen, wenn ſie gleich gar wohlgefällig dergleichen Reſultate ihrer Weisheit zuzuſchreiben pflegen. Wahr iſt es, daß Philipp's V. Rathgeber nicht unterlaſſen haben, ſich in ſtereotypen, officiellen Spielereien zu verſuchen. Allerlei fremdes Geſindel wurde herbeigezogen, um in wüſtliegenden Heideſtrecken die Fabrication von Seiden- und Wollenzeuch zu begründen; es entſtand die Spiegelfabrik zu S. Ildefonſo, es wurde ein Seminarium für die Bildung des jungen Adels, die Real Academia Española, 1714, die Academia de la historia, 1738, geſtiftet, der Schloßbau zu S. Ildefonſo, und was ihm anhängig, koſtete 45 Mil-

Digitized by Google

lionen Piaster, und soviel beinahe hat der seit 1718 allmälig zu Credit gekommene Monarch an Schulden hinterlassen. Durch sein Testament von 1724 waren der Königin außer dem étatsmäßigen Witthum von 200,000 Dukaten, noch 600,000 Piaster jährlich, sammt der unbeschränkten Benutzung des Palastes von S. Ildefonso, verschrieben; diese Vortheile hat Elisabeth bis zu ihrem am 11. Juli 1766 erfolgten Ableben genossen. Kinder der ersten Ehe: 1) Ludwig, geb. 25. Aug. 1707, König durch seines Vaters Thronentsagung den 15. Jan. 1724, starb den 31. Aug. 1724. 2) Philipp, geb. den 2., gest. den 8. Juli 1709. 3) Philipp Peter Gabriel, geb. 7. Juni 1712, gest. 29. Dec. 1719. 4) Ferdinand, geb. 23. Sept. 1713, heißt als des Vaters Nachfolger auf dem Throne Ferdinand VI. In der zweiten Ehe sind sechs Kinder geboren worden: 1) Karl, geb. 20. Jan. 1716, König beider Sicilien 1734, wurde durch seines Bruders Ferdinand Ableben König von Spanien und heißt als solcher Karl III. 2) Franz, geb. 21. März, gest. 21. April 1717. 3) Maria Anna Victoria, geb. 31. März 1718, des Königs Ludwig XV. von Frankreich verlobte Braut, heirathete den 31. März 1732 den König Joseph von Portugal und starb den 7. Jan. 1781. 4) Philipp, geb. 15. März 1720, gelangte durch einen blutigen Krieg zu dem Besitze der Herzogthümer Parma und Piacenza, und starb den 18. Juli 1765. 5) Maria Teresa Antonia Rafaela, geb. 11. Juni 1726, wurde am 23. Febr. 1745 dem Dauphin, Sohne König Ludwig's XV., vermählt und starb den 22. Juli 1746. 6) Ludwig Anton Jacob, geb. 25. Juli 1727, resignirte die Erzbisthümer Toledo und Sevilla, wie auch den Cardinalshut, vermählte sich den 28. Jan. 1776 mit Maria Teresa de Vallabriga y Drummond und starb den 7. Juli 1785, Vater von drei Kindern, worunter die an den Prinzen de la Paz vermählte Karolina Josepha Antonia. 7) Maria Antonia Ferdinanda, geb. 17. Nov. 1729, wurde am 31. Mai 1750 dem Könige Victor Amadeus III. von Sardinien angetraut und starb den 19. Sept. 1785.

(*v. Stramberg.*)

König der Baglar.

Philipp, König der Baglar, der Partei in Norwegen, war der Sohn Simon's aus Elda, des Sohnes des Kari. Seine Mutter war Margaretha, die Tochter Arni's von Stodhreim und der Königin Ingiridur, der Tochter Rögnwald's, des Sohnes des Ingi. Margaretha war von mütterlicher Seite die Schwester des Königs Ingi Haraldsson und Orms Iwarson's, Königsbruder geheißen. Der Bischof Nicolaus von Oslo befand sich im J. 1203 in Dänemark, und war bemüht, den König Waldemar zu bewegen, daß dieser der Partei der Baglar, von welcher ein großer Theil nach Dänemark geflüchtet war, sich annehme und sie nach Norwegen zurückführe, aber so, daß nicht Erlingr Steinwegr, sondern Philipp Häuptling oder König der Baglar würde, und suchte bei dem Könige geltend zu machen, daß Philipp zu einem Könige oder Häuptlinge alle Eigenschaften besitze, und als ein Schwestersohn des Königs Ingi verwandt mit dem Könige Waldemar sei. Oft und beredt stellte der Bischof Nicolaus dem Dänenkönige die Sache vor, sodaß dieser endlich einwilligte und dem Bischof gelobte, daß Philipp der Häuptling der Partei der Baglar werden sollte, wenn sie selbst hierin übereinstimmten. Den Sommer darauf (1204) kam der Dänenkönig mit 300 Schiffen nach Norwegen, nach Tunsberg, und brachte Philippen mit. Als den Baglarn vorgestellt ward, daß sie Philippen zu ihrem obersten Häuptlinge machen möchten, riefen Alle dawider und sagten, daß sie den Sohn des Königs Magnus zum Könige haben wollten. So geschah es, daß auf dem Thinge zu Sarpsborg zu Johannis 1204 Erlingr Steinwegr zum Könige und Philipp zum Jarl genommen ward. Dasselbe hatte auch auf dem Eyrathing bei Nidaros im J. 1205 statt. Philipp nahm an den Kriegsbewegungen der Baglar gegen die Birkibeinar den thätigsten und wichtigsten Antheil. Wir erwähnen dieselben jedoch nur, wenn er ausdrücklich dabei genannt wird. Im J. 1205 segelten Philipp und andere Häuptlinge der Baglar mit 20 Schiffen von Halland ab hastig nach der Wik, um die Birkibeinar in Tunsberg zu überraschen. Als sie in den Hafsteinssund kamen, legten sie dort an und wollten dort den Abend über bleiben, damit sie in der Nacht über den Meerbusen segeln könnten. Aber da ein kleiner Kuggr [1]) kam und vor ihnen vorübersegelte und im Westen außerhalb des Meerbusens anlegte, merkten sie, daß Kunde von ihnen nach Tunsberg kommen würde. Sie fuhren aus dem Meerbusen auf das Schleunigste, um das Fahrzeug nach Möglichkeit zu verfolgen, aber sie konnten es nicht nehmen. Sie segelten daher nach Halland zurück, wo Erlingr Steinwegr mit der übrigen Kriegsmacht der Baglar zurückgeblieben war. Als im J. 1205 die Baglar, während sie ihre Schiffe verlassen hatten und zu Lande Bewegungen machten, ihre Schiffe alle, welche in Nizi [2]) auf Halland bewacht wurden, durch den Überfall, den Jarls Hakon machte, verloren hatten, und im Winter von 1205–1206 22 Skuten [3]) bauen ließen, von welchen die Häuptlinge der Baglar 17 lieferten, Jeder nach dem Maße der Einkünfte, die er von seiner Syßla oder Voigtei bezog, ließ Jarl Philipp von dieser Zahl zwei Skuten fertigen. Als die Baglar im Frühlinge des Jahres 1206 auf ihrem Seezuge nach Nidaros sich befanden, hörten sie in Angrgerdhi, daß ein großer Leidhangr in Borgund zusammengezogen war, und dort Langschiffe gebaut würden. Sie ruderten dahin, wurden aber alle vom Sturme zurückgetrieben, außer der Jarl Philipp auf vier Skuten. Er kam in der Nacht nach Borgund, erschlug dort 18 Mann, nahm den ganzen Leidhangr und verbrannte die Langschiffe. Als die Baglar Nidaros in der Nacht überfielen, drangen Jarl Philipp und Arnbiörn Jonsson in die Westgasse ein. Furchtbar war das nächtliche Blutbad, welches die Baglar in der Stadt anrichteten. Als es Tag geworden, theilten die Baglar die Stadt in vier Stätten, und das Kriegsvolk zur Durchsuchung in vier Scharen; die erste hatte der König Erlingr Steinwegr, die andere Jarl Philipp, die dritte Arnbiörn Jonsson und Gudolfr Blakkr, und die vierte Hreidar Sendimadhr und

1) Eine Art kurzen Fahrzeuges. 2) Jetzt Nissad. 3) Die Skutur, Schnellschiffe, leichte Kriegsschiffe, machen den Gegensatz zu Langskip, Langschiffe, d. h. große, schwere Kriegsschiffe.

Digitized by Google

Philipp von Wegin. Es wurden bei der Durchsuchung viele Menschen gefunden und beinahe Alle getödtet. Die großen berühmten Kriegsschiffe der Birkibeinar wurden unter die Häuptlinge der Sieger vertheilt, und Jarl Philipp erhielt den Gestaskálpr. Als König Ingi im Anzuge war, verließen die Baglar den letzten April (1206) die Stadt Nidaros, schifften nach Bergen und suchten die dasige Burg einzunehmen. Aber Jarl Hakon zog sich in dieselbe, machte einen Ausfall auf die Baglar und brachte ihnen eine furchtbare Niederlage bei. Die Besiegten flohen herab nach dem Miklagardr (Großhof), und als sie an das Gatterthor des Hofes kamen, war dort solches Gedränge, daß nicht Alle zugleich durchkommen konnten. Da fiel Einer auf den Andern, und so entstand ein großer Haufen. Jarl Philipp kam gelaufen und sprang oben auf den Haufen, kam so auf das Dach und auf der andern Seite wieder herunter, und gelangte auf die Brücke. Zwölf große Wunden hatte er von den ihn verfolgenden Birkibeinarn erhalten. Doch retteten er und andere Baglar sich auf die Schiffe und segelten nach Norden. In Arnarfiordr nahmen sie die Skuten des Jarls Hakon, und in Hindeyar die Großschiffe desselben. Als Jarl Hakon Bergen verlassen hatte und zu Lande nach Thrandheimr zum Könige Ingi gezogen war, segelten die Baglar, nachdem sie die Schiffe des Königs Ingi in Moldafiördr genommen hatten, wieder nach Bergen, dann theilten sie ihre Flotte. Jarl Philipp fuhr nach Osten in die Wik mit allen Großschiffen, während der König Erlingr mit den Kleinschiffen zurückblieb. Weihnachten (1206) feierten Beide, der König Erlingr und der Jarl Philipp, in Tunsberg. Nach dem Feste fuhr Jarl Philipp mit Kleinschiffen nach Bergen. Zu Anfange des Jahres 1207 starb König Erlingr in Bergen. Sein Tod ward eine Zeit lang verhehlt. Eine Skute, unter der Anführung des Olafr Thorufon, ward mit der Nachricht von dem Absterben des Königs zum Jarl Philipp nach Bergen gesandt, aber dem gemeinen Volke ward gesagt, daß der Dänenkönig eine Zusammenkunft mit dem Jarl haben wollte. Der Jarl kam zur großen Fastenzeit (1207) nach Tunsberg. Nun ward der Tod des Königs Erlingr bekannt gemacht. Der Jarl übernahm die Regierung der Partei der Baglar und hielt das Kriegsvolk zusammen. Erlingr hatte zwei Söhne hinterlassen, Magnus von acht und Sigurd von vier Jahren. Der Jarl sagte zu den Baglarn, daß es ihnen unter diesen Umständen nicht an Stoff zu einer Königswahl fehle, und dem Heere gefiel es wohl, daß Erlingr's Söhne zu Königen genommen werden sollten. Während dessen aber wechselte Philipp mit dem Bischofe Nicolaus von Nidaros häufig Briefe, und der Bischof hatte geheime Unterredungen mit denjenigen Bonden, welche am mächtigsten waren. Einen halben Monat nach Ostern ward Borgarthing, oder Volks- und Gerichtsversammlung, zu Sarpsborg gehalten, welchem die Baglar mit allem ihrem Kriegsvolke beiwohnten, und zu dem sie die Söhne des verstorbenen Königs Erlingr mitgebracht hatten. Das Thing ward in dem Kirchhofe der Marienkirche gehalten. In der Kirche befand sich der Bischof und alle Bonden, welche die mächtigsten waren und am meisten galten, mit ihm, und sie kamen mit einander überein, wer zum Könige gewählt werden sollte. Auf dem Thinge in dem Kirchhofe redete Hreidar Sendimadhr, und schlug die Söhne Erlingr's zu Königen vor. Dieses ward beifällig aufgenommen. Aber die mächtigsten und einflußreichsten Bonden befanden sich noch in der Kirche und kamen nun zum Thinge. Einer derselben nahm das Wort und sagte, daß sie über die Königswahl Berathung gehalten, und es ihnen kein Kindeswerk geschienen, einen so schwierigen Posten auszufüllen; es sei ein kluger Mann nöthig, der das Heer führen und den Bonden das Recht sprechen könnte, und sie wollten einen solchen zum Könige haben, der sie schützen und beschirmen könne; zu einem solchen Häuptlinge sei geschickt der Jarl Philipp, der Schwestersohn des Königs Ingi Haralldsson, welcher seit Menschengedenken der beste König gewesen; der Jarl sei an guten Sitten erprobt gefunden worden; diesem wollten sie den Königsnamen geben. Lodinn Stallari sagte: Ihr Bonden habt zwar über die Königswahl zu verfügen, aber die Kriegsmänner wollten lieber, daß einer von Erlingr's Söhnen zum Könige genommen würde. Da erwiederten die Bonden: Wenn ihr nicht den zum Könige wollt, den wir wollen, so wollen wir Keinen nehmen und auch in keinem Stücke gehorsam sein. Da die Kriegsmänner sahen, daß sie Nichts vermochten, so ward mit Einstimmung Aller beschlossen, daß man die Bonden verfügen lassen wollte. Erlendr von Husabur in Heggin gab Philippen den Königsnamen. Ein Anderer stand auf, und sprach ihm das Recht zu, die Beisteuern zur Ausrüstung der Kriegsmacht zur See und zu Lande zu fodern. Den Morgen darauf kehrten sie nach Tunsberg zurück. König Ingi und Jarl Hakon segelten mit ihrer Kriegsmacht in die Wik. Eine Abtheilung der Baglar schiffte nach Bergen. Die andere Abtheilung derselben, und mit ihr der König Philipp, von den Birkibeinarn vertrieben, zogen durch den obern Theil von Upplönd und kamen herab nach Sogn. Da erfuhren sie, daß ihre Leute in Bergen seien, verschafften sich Schiffe und fuhren dahin. Die Burg von Bergen hatten die Birkibeinar inne und litten Mangel an Trinken; daher hatte der Erzbischof Thorir von Nidaros zwischen ihnen und den Baglarn, wegen der Übergabe der Burg an die Baglar einen Vergleich vermittelt, bei welchem zur Bedingung gemacht worden war, daß König Philipp einwillige. Als dieser nach Bergen kam, genehmigte er den Vertrag und bewilligte dem zufolge den Birkibeinarn Lebenssicherheit, und dieses, daß Jeder behalten sollte, was er in der Burg hätte; aber das, was dem Könige der Birkibeinar gehörte, sollte unter das Kriegsvolk der Baglar vertheilt werden. Den dritten Tag gingen die Baglar zur Burg. Die Belagerten schlossen die Thore vor ihnen auf, und Jeder ging mit seinem Gute und Gelde heraus. Die Baglar hatten sich auf beiden Seiten der Gasse aufgestellt, und durch den von ihnen gelassenen Zwischenraum mußten die Birkibeinar hindurchgehen. König Philipp stand zunächst am Burgthore und nahm die Jungfrau Christina*), die Tochter des Königs Sverrir, bei der

4) Die nachmalige Gemahlin des Königs Philipp.

Hand und führete sie von da hinweg. Nach ihr gingen Frau Christina, die Gemahlin des Jarls Hakon, hierauf Sigrid, die Schwester des Königs Ingi, darnächst Gyri, Jon's Tochter, die Gemahlin Eywind Práslamag's, Margaretha, die Gemahlin Dagfinn Bonde's, des Befehlshabers der Burg, und Gudrid, die Frau Thoestein Helme's. In allem waren es 40 Frauen von hoher Geburt. Sie gingen in den Kirchhof der Christkirche; darin wae zugleich mit Skuli, dem Bruder des Königs Ingi Hakon, dee Sohn des Königs Hakon, des Sohnes des Königs Swerrir. Ihn nahm der Erzbischof zu sich; desgleichen hatte er auch alle Frauen in seiner Verwahrung, so lange die Baglar in der Stadt waren. Die Baglar murrten gegen den König Philipp, und sagten, er habe sie ihres Raubes und ihrer Beute beraubt, denn sie hätten die Burg gewonnen, wenn er nicht dahingekommen wäre. So aber hätten die Birkibeinar große Bürden Goldes und Silbers und andere kostbare Dinge, welche dem Könige Ingi und dem Jarl Hakon oder andern Birkibeinarn zugehörten, aus dem Schlosse getragen. Da ging König Philipp zur Christkirche und nahm einen Eid von Allen denen, welche in der Burg gewesen waren, daß Keiner mehr an Gut und Geld herausgetragen hätte, als ihm selbst zugehörte. Aber den wohlgeborenen Frauen wurde der Eid erlassen. Die Mittwoche darauf gingen die Baglae in die Burg, und fanden bei Durchsuchung derselben genug Eßwaaren, aber wenig Geld oder anderes Gut. Hierauf nahmen sie einige kostbare Sachen heraus, welche dem Könige Ingi gehörten, und den Stuhl, welchen König Swerrir hatte machen lassen, und gaben denselben dem Erzbischofe Thorir, und er war seitdem lange in der Christkirche zu Nidaros. Hierauf steckten sie die Burg in Brand und fanden, daß sie nicht gut durchsucht hatten, denn geschmolzene Butter drang an den Wänden heraus. Den Sonnabend zerborst die Mauer, und sie rissen sie vollends nieder. Philipp ward auf dem Eyrathing im J. 1207 zum Könige genommen. Abee im Gebiete von Thrandheimr war so theure Zeit, daß er sein Kriegsvolk daselbst nicht ernähren konnte. Beide Theile, die Baglar und die Birkibeinar, waren endlich der verheerenden Kämpfe müde, und keine Partei war so schwach, daß sie von der andern völlig unterdrückt werden konnte, wiewol die Birkibeinar stärker als die Baglar waren. Als Friedenspfand zwischen beiden Parteien sollte die Verheirathung Christina's, der Tochtee Swerrir's, des vormaligen Königs der Birkibeinar, an den Baglaekönig Philipp dienen. Der Bischof Nicolaus von Oslo trug dieses der Jungfrau vor. Sie antwortete, sie wolle keinen zum Manne, welchee geringer als ihr Vater oder mütterlicher Großvater sei, und sie habe gehört, daß Philipp seinen Königsnamen niederlegen müsse, wenn ee mit den Birkibeinarn verglichen werden solle. Der Bischof entgegnete: „Wir wollen Alles so anordnen, daß König Philipp seinen Königsnamen nicht abzugeben braucht, denn wir werden ihn um so liebee König nennen, wenn er eine solche Königin besitzt." Dennoch bestand König Ingi auf der Zusammenkunft mit Philipp in Hwitingsey (im J. 1208) darauf, und zwar es zur ersten Bedingung machend, daß Philipp Jarl betitelt werden sollte. Dieses ward in den Vergleich aufgenommen, und Philipp mußte ihn annehmen, weil die Birkibeinar in Hwitingsey stärker erschienen waren. „Mein Siegel," sagte Philipp, „ist nicht hier, sondern bei meinem Kanzler in Oslo, von wo Ihr es holen lassen könnt." Arnbiörn Jonsson pflegte den König Philipp zu begleiten und zu führen. Jetzt aber, als das Thing geschlossen war und die Baglar zu den Schiffen gingen und Philipp dem Arnbiörn seine Hand reichte, sagte dieser: „Führe dich nun selbst." Den Tag darauf verlobte Philipp sich mit Christina. Durch den Vergleich von Hwitingsey erhielt Philipp zu regieren die Upplönd und die Wik, von Swinasund bis zum Flusse Syra oder Rygjarbit. König Ingi sandte Dagfinn Bonde auf fünf wohlbemannten Skuten mit Briefen und Botschaft ab, daß er das königliche Siegel Philipp's holen sollte. Dieser antwortete, daß er es abliefern wollte, wenn seine Räthe und die vornehmsten Mannen es gestatteten, und sagte, Dagfinn möge so lange warten. Einige Tage darauf ließ er Haugathing[5]) halten, und gab dort seinen Mannen und Bürgern und Bonden zu erkennen, was für einen Vergleich er mit König Ingi gemacht, und daß ee gelobet, seinen Königsnamen abzulegen und sein königliches Siegel von sich zu geben, und daß der Gesandte des Königs, welchee es annehmen sollte, da wäre; er würde zu jenen Bedingungen, sagte Philipp ferner, nie seine Zustimmung gegeben haben, wenn die Birkibeinar ihr Wort gehalten hätten, und nicht stärker an Mannschaft zu der Zusammenkunft auf Hwitingsey gekommen wären, als verabredet war. Da antworteten die Baglar, daß die Birkibeinar ihr Wort nicht gehalten hätten, und wünschten, daß es dem nie glücklich gehen möchte, der des Königs Siegel von hinnen führen ließe, und daß sie dem, der es annähme, die Hand abhauen wollten. Dagfinn merkte, daß er das Siegel des Königs Philipp nicht erhalten könnte, deshalb ging er zu ihm und begehrte Erlaubniß, wieder heim zu ziehen und seinem Herrn Antwort zu sagen. Philipp speach: Fahre heim in Frieden, und sage deinem Herrn, daß meine Räthe und Dienee nicht gestatten wollten, daß mein Siegel von hinnen geführt werden soll. Ich bin es zufrieden, daß sie mich nennen, wie sie wollen, sowol hiee als auch im nördlichen Norwegen, und ich begehre keinen größern Theil von dem Reiche, als wir uns mit den Birkibeinarn verglichen haben." Als Dagfinn dem Könige Ingi und dem Jarl Hakon diesen Bescheid brachte, antwortete der König nicht viel dazu, aber Jarl Hakon war zornig, fluchte und äußerte seinen Unwillen. Die Birkibeinar verdroß es sehr, daß Philipp sich nachher wie zuvor König nennen ließ, denn die Baglar und Wikweriar (Bewohner der Wik) hießen ihn König, abee im nördlichen Theile von Norwegen that man das nicht. Im Sommer des Jahres 1209 ließ König Philipp die Jungfrau Christina, die Tochter des Königs Swerrir, holen, und hielt seine Hochzeit in Oslo mit ihr. Ihre Mutter, die Königin Margaretha, kam aus Schwe-

5) Hauga ist der Genitiv der Mehrzahl von Haugar, Hügel, wie die Thing- oder Gerichtsstätte bei Tunsberg hieß.

den zu der Hochzeit nach Oslo, ward krank und starb einige Wochen nach diesem Feste. Sie hatte großes Vermögen an Eigen (Alloden) und Gelde und kostbaren Sachen in Wermaland und Westra-Götland, und König Philipp sandte einen großen Haufen von seinen Mannen hinauf in diese Länder, die Güter und die andere Habe der Königin zu beschicken und zu verwahren. Als sie nach Eidaskog gelangten, gesellte sich zu ihnen ein Mann[6]), der sich Halward Hwiti (Weiße) nannte, und der Tapferste und Stärkste unter ihnen war. Er ging so still hin und ließ sich Nichts merken, aber was in Betreff der Güter der Königin verhandelt oder gethan werden sollte, darüber hatte er am meisten zu walten, und was er sagte, dabei blieb es. Als sie wieder nach Norwegen zurückkamen, da war Halward verschwunden, und in dessen Kleidern kam König Philipp heim, und zog nach Oslo hinein, und seine Leute empfingen ihn wohl.

König Philipp hielt sein Reich in Frieden und Ruhe. Sein Bruder, Andreas Simonarson, kam im J. 1215 von Dänemark zu ihm und der König gab ihm große Lehen. Andreas konnte nicht vergessen, daß die Tunsberger seinen Vater erschlagen, und nahm deshalb Tharlakr Ulgatsson und Ulfr Swerli und Alte, welche in der Schlacht von Brimstadir gewesen waren, gerichtlich in Anspruch. Sie suchten Hilfe bei dem Könige Philipp. Dieser übernahm die Vertheidigung ihrer Sache und sagte, daß er, als sie ihn zum Könige genommen, ihnen die Sache vergeben und gelobt habe, daß er sie davon frei halten werde. Andreas meinte, daß zu Folge dessen, daß sie gleichgeborene Brüder von Vater und Mutter wären, Philipp ihn nicht verhindern, oder ihm die Landesgesetze vorenthalten könnte, daß er nicht ebenso gut Bußegeld für die Erschlagung seines Vaters nehmen dürfte, als König Philipp. Aber der König vertheidigte die Sache der Bonden so heftig, daß er seinem Bruder alle Lehen abnahm, und ihn nicht mehr als zwei Diener, welche ihm folgten, haben ließ, und Andreas mußte es geschehen lassen, wie es der König wollte. König Philipp erhielt bei dem Allvolke große Gunst dadurch, daß er auf diese Weise den großen Rechtsstreit und Zwist, welcher vielen Menschen das Leben und die Wohlfahrt gekostet haben würde, abstellte. Als nach Ingi's Tode, im J. 1217, der in seinem 13. Jahre stehende Hakon Hakonarson von den Birkibeinarn zum Könige genommen ward, und an der Spitze der Regierung Jarl Skuli stand, sandte dieser in die Wik zu dem Könige Philipp, und suchte die Freundschaft und Bundesgenossenschaft desselben. Jarl Skuli verlangte von dem Könige Hakon ein Drittheil von Norwegen und die Schatz- oder Schatzungslande (d. h. die dem Königreiche Norwegen zinsbaren Länder). Die Rathgeber des Königs Hakon sahen, daß dieser nicht Macht genug habe, dem Jarl Skuli und Philippen, dem Baglarkönige, welcher die Wik und die Upplönd hatte, zu widerstehen, und dem Jarl Skuli wurden ein Drittheil von Norwegen und die Schatzlande bewilligt. Aus der Wik, von dem Baglarkönige Philipp, kamen Männer mit Briefen zu dem Jarl Skuli, und darin verlangte Philipp die Hälfte von Norwegen von dem Jarl Skuli und den Birkibeinarn, im andern Falle würde er eine Partei des Unfriedens wider sie erheben. Des Königs Hakon war in diesen Briefen nicht gedacht. Der Jarl Skuli gab nach Berathschlagung mit den Lenkern des Hofes die Antwort, daß Philipp den Theil des Landes, welchen er zuvor gehabt, auf zwölf Monate haben sollte, aber im Sommer wollten sie eine Zusammenkunft halten und dazu die Bischöfe und einsichtsvollsten Männer im Lande zur Berathung berufen. Nun reisten mit den Briefen dieses Inhalts die Gesandten nach der Wik zurück. Aber bevor sie dahin gelangten, befiel den Baglarkönig Philipp in Tunsberg eine Krankheit, an welcher er nach kurzem Krankenlager starb (im J. 1217). Sein Leichnam ward nach Lausey gebracht. Philipp's Tod ward von den Baglarn eine Zeit lang verhehlt. Unter ihren Häuptlingen war nun der erste Philipp's Bruder, Andreas. Aber es kam keine Königswahl zu Stande, sondern die Baglar verglichen sich mit den Birkibeinarn, und erkannten den König Hakon als ihren König und den Jarl Skuli als ihren Regenten an[7]).

(*Ferdinand Wachter.*)

6) Nämlich der verkleidete König Philipp.

7) Saga Hákonar Sverrissonar ok Inga Bárdarsonar in der Fortsetzung der großen Ausgabe der Heimskringla. 4. Bd. S. 339—341. 345. 346. 348. 356. 359. 361. 362. 364. 368. 370. 373. 376—379. 381; in den Fórnmanna Sögur. 9. Bd. S. 6. 9. 13. 15. 17. 20. 26. 27. 30. 33—36. 39. 41. 44. 47. 51—54. 56; die ausführlichere Bearbeitung der genannten Saga in der Fortsetzung der großen Ausgabe der Heimskringla. 4. Bd. S. 389—390. 396—398. 400. 404—408. 410—424. 426. 427; in den Fórnmanna Sögur. 9. Bd. S. 83—89. 111—113. 117. 121—135. 151—171. 191. 197—211; Nyfundin Fórn Brot thriggia Skinnbóka, úr hinni lengri Sögu Hákonar Sverrissonar ok fleiri Noregs Konúnga. S. 224. 428. Die Saga Hákonar Hakonarsónar in der Fortsetzung der großen Ausgabe der Heimskringla. 5. Bd. S. 9. 11. 14. 28. 32. 34—37. 83. 289; in den Fórnmanna Sögur. 9. Bd. S. 238—240. 244. 259. 263. 266—268. 318.

Ende des zweiundzwanzigsten Theiles der dritten Section

SBN 649725 59

Digitized by Google

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google